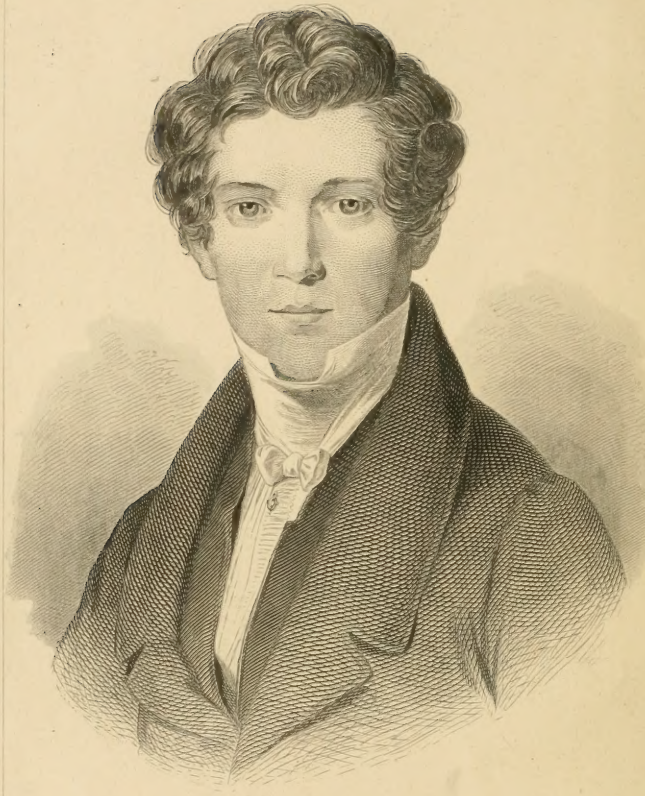
3 1761 04042 5233

# Wilhelm Hauff's
# sämmtliche Werke.
## Illustrirte Ausgabe.

---

Erster Band.



WILHELM HAUFF.

Gem. v. J. M. Holder. Oez. v. O. Kühn – gest. v. E. Dertinger.

# Wilhelm Hauff's

# sämmtliche Werke

mit des Dichters Leben

von

## Gustav Schwab.

Zwölfte stereotypirte Gesammt-Ausgabe in fünf Bänden.

Illustrirt

von

Carl Offterdinger.

Mit größeren Initialen

von

E. Hartmann und Jul. Schnorr.

---

Erster Band.

Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

23299
6|6|92

# Wilhelm Hauff's Leben

von

## Gustav Schwab.

Wilhelm Hauff ward zu Stuttgart, wo sein Vater, August Friedrich Hauff, damals als Regierungssekretär lebte, am 29. November 1802 geboren. Er war erst vier Jahre alt, als sein Vater die Sekretariatsstelle bei dem königlichen Oberappellationstribunal erhielt, welches damals seinen Sitz in Tübingen hatte. Der Sohn folgte den Eltern in diese Stadt, wo sein zwei Jahre älterer Bruder Hermann schon seit einigen Jahren im Hause seines mütterlichen Großvaters, des Obertribunalraths Elsäßer, erzogen wurde. Im Jahre 1808 zog die Familie wieder nach Stuttgart, wo der Vater zum Geheimen Sekretär beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten befördert worden war. Nach dem frühen Tode des Vaters (1809) blieb der ältere Sohn im Hause des genannten Großvaters zu Tübingen, Wilhelm aber bei der Mutter, die gleichfalls nach Tübingen gezogen war. Diese vortreffliche Frau, eine zärtliche und verständige Mutter, beaufsichtigte in sittlicher Hinsicht die Erziehung des Knaben. Sie hatte einen wohlthätigen Einfluß auf sein weiches empfängliches Gemüth; auch sein Talent zu erzählen, bildete sich im häuslichen Kreise unter Mutter und Schwestern frühe aus, ohne daß jedoch außerhalb des Hauses Jemand etwas davon geahnt hätte. Vielmehr galt Wilhelm Hauff von der Zeit an, wo man an den Geist des Kindes Ansprüche macht, zwar für einen liebenswürdigen, sanften, aber keineswegs für einen talentvollen Knaben. Seine Laufbahn durch die Klassen der „Schola anatolica“ * zu Tübingen war durchaus nicht glänzend, und er verlor in dieser Periode, besonders durch die Vergleichung mit dem älteren Bruder, der Sprachentalent und Gedächtniß vor ihm voraus hatte. So kam es, daß, während jener seinen klassischen Schulsack schon beinahe gefüllt hatte, er mit ziemlich mittelmäßigen Kenntnissen in die Klosterschule zu Blaubeuren aufgenommen wurde. Sehr bezeichnend für die

* Der für Nichttübinger unverständliche Name dieser Schule kommt von ihrer Lage auf einem in der Stadt selbst befindlichen Vorhügel des benachbarten Oesterberges, den unsere latinisirenden oder vielmehr gräcisirenden Voreltern den Mons anatolicus nannten.

Richtung, die sein Geist schon frühe genommen hatte, erscheint das Zeugniß, das der Rektor seiner Schule, ein sehr eifriger Schulmann, der manchen trefflichen Lateiner gebildet hatte, und überhaupt die Geistesgaben seiner Schüler in dieser Beziehung herauszukennen und zu wecken wußte, unserem Hauff in das sogenannte Landexamen — wo die zum Studium der Theologie bestimmten Jünglinge, die in eines der niederen theologischen Landesseminarien aufgenommen werden wollen, geprüft werden — an die Oberbehörde nach Stuttgart mitgab. In literis, besonders in der lingua hebraica, war Wilhelm sehr mittelmäßig prädizirt; dagegen machte der Rektor auf das überraschende Deklamir-Talent des Knaben aufmerksam, damit der Arme doch auch etwas für sich hätte, das ihn als dereinstigen geistlichen Redner empfehle. Eine schöne Anlage zur Mathematik und Musik zeigte sich erst in den spätern Jahren. Viel hatte jedoch zu jener Vernachlässigung der klassischen Studien eine zarte Constitution und periodische Kränklichkeit beigetragen, und erst in dem felsigen Albthale von Blaubeuren, an dem in Schwaben berühmten Blautopf (der sehr romantisch gelegenen tiefen Quelle des Blauflüßchens) fing sein Körper mit der Entwicklung zu erstarken an. Hat nun die gleichsam öffentliche Laufbahn des Knaben nichts Merkwürdiges, so ist die freie Ausbildung seines Geistes desto interessanter. Von früher Jugend an war eine rege Aufmerksamkeit auf Alles, ein glückliches Auffassungsvermögen, und die Gabe, das Aufgefaßte gut wieder zu erzählen, an demselben auffallend, und wenn dieses schöne Talent weniger gewürdigt und gepflegt wurde, als dasselbe verdient hätte, so trug zum Theil unser Erziehungssystem die Schuld, welches das positive Lernen, namentlich der alten Sprachen, zur Hauptsache macht.

Eine unbegrenzte Wißbegierde, die sich vorzüglich durch das Verschlingen von Büchern jeder Art äußerte, theilte er mit dem ältern Bruder, dessen Beispiel ihn wohl noch früher dazu verführt haben mag, als er von selbst darauf gekommen wäre. Auffallend aber war schon im zehnten und elften Jahre sein Hang zu den Gebilden der Phantasie. Während die meisten Knaben in diesem Alter sich zu Geographie, Reisebeschreibungen, Technologie und dergleichen hingezogen fühlen, war ihm alles dies Nebensache, und er schwelgte am liebsten in leichten Historienbüchern und Romanen. Mit sehr vieler Laune hat er später im ersten Bande seiner Memoiren des Satan diese Neigung dargestellt, und uns ein komisches Bild von seinem eigenen poetischen Treiben in der Schule unter fremdem Namen gegeben. Eine reiche Quelle eröffnete jenem Hange der große Büchersaal des alten Großvaters, eines gelehrten Juristen. Dieses Zimmer war überhaupt für die beiden Brüder recht eigentlich der Schauplatz ihrer Selbstbildung. Es befanden sich in ihm, außer juristischen, sehr schätzbaren historischen Werken und den alten Klassikern, die deutschen Klassiker der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und in ziemlicher Zahl die Romane von Smollet, Fielding, Goldsmith und andern. Die neue Literatur wurde einzig und allein durch Goethe und Schiller repräsentirt. Alles dies war vor dem vierzehnten Jahre gelesen und wieder gelesen. Daß eine so wunderliche, ja gefährliche Selbsterziehung die Brüder nicht verdorben, ist ein großes Glück zu nennen; daß sie bei Wilhelm so schöne Früchte getragen, ist ein Beweis für die ge-

sunde Constitution seines Kopfes, macht aber jene Methode, die jugendlichen Gehirne mit Bildern zu schwängern, um nichts empfehlenswerther.

Inzwischen war diese Leselust nichts weniger als ein beständiges Vertieftsein in die Bücher; die Lust zu spielen war vielleicht nie lebendiger in einer Kinderbrust, aber auch sie bezog sich auf jene herrschende Neigung. Zu den eigentlichen lärmenden Uebungsspielen der Knaben im Freien hatte Wilhelm nie große Lust gehabt, aber dafür war wieder jenes geliebte Bücherzimmer der Tummelplatz, wo die Brüder häufig in mannigfaltigem Spiele darstellten, was sie gelesen oder gesehen hatten; denn jene langen Folianten-reihen waren reich an Bildern, grob und fein, gut und schlecht, aus allen Zeitaltern, und so bildete sich in den Köpfen der Knaben eine freilich sehr lückenhafte Geschichte in Bildern; namentlich aber prägte sich in ihnen das Mittelalter und die Zeit seines Uebergangs in die neuere Geschichte gar lebhaft ein, weil dazu des Großvaters Folianten den meisten Stoff boten, und jene Periode wurde dadurch in der Phantasie der Brüder eine Art Lieblingsperiode. Sie, die Götz und Egmont und Wallenstein auswendig wußten, waren entzückt, in Hardleders „Ursachen des deutschen Krieges" die eisernen Fürsten und Herren, die Lanzenknechte mit ungeheuren Hosen und Partisanen, die Belagerungen und Feldschlachten, und alle jene lehrreichen Kupfer zu finden, wo z. B. links Kaiser Karl bei Mühlberg mit dem Heere über die Elbe setzt, in der Mitte den Churfürsten von Sachsen schlägt, und rechts der arme Friedrich vor dem beleidigten Kaiser kniet.

Auch die neueste Geschichte ging nicht leer aus; und hier waren die Gespräche des Großvaters mit seinen Freunden, denen die Knaben unbemerkt hinter dem Ofen lauschten, ein unschätzbarer Commentar zu ihrem Meniteur und ihrer einzigen historischen Quelle, dem schwäbischen Merkur. Sie bauten Arsenale und Schanzen aus den bestäubten Folianten für ihre papiernen Heere, schlugen Schlachten, haranguirten die Truppen, und in mancher Rede des kleinen Wilhelm würde, wenn sie aufbehalten wäre, der Keim zu seinem eigenthümlichen Talente sichtbar sein. Wenn eine aus den „Acta pacis westphalicae" gebaute Schanze zusammenfiel, so wußte der vierzehnjährige Knabe, daß sie das Schicksal des Gebäudes theile, das die Herren zu Münster und Osnabrück gezimmert, und freute sich darüber. Wenn die Armeen der feindlichen Brüder einander lange genug den Sieg streitig gemacht hatten, entschied denselben oft ein ernster Zweikampf zwischen den Heerführern selbst, und überhaupt entspann sich oft zwischen den Brüdern ein leidenschaftlicher Streit, nicht wegen des Eigenthums, sondern über Vorzüge und Handhabung des Geistes in ihren kriegerischen Spielen.

Auf diesem Wege schuf sich der jugendliche Geist aus den mannigfaltigen Bildern ein Bild der Natur und des Menschen, dessen Umrisse immer bestimmter und fester wurden; er gewöhnte sich frühe daran, jene Bilder mit Sicherheit im Gespräche zu handhaben, und legte dadurch den Grund zu der Darstellungsgabe, die später sein Hauptverdienst war. Jene aus Büchern erlernte, traditionelle Menschen- und Naturkenntniß brachte ihn beim Eintritt ins jugendliche Alter über manche Klippe hinweg, an welcher der jugendliche Geist so leicht zu scheitern Gefahr läuft. Unsere beiden größten Dichter

wußte er auswendig, ehe er sie verstand, und als sich ihm später das Verständniß öffnete, hatte er den ersten Eindruck schon weg, und konnte sich nicht mehr enthusiasmiren, und es ist bekannt, auf welche Abwege dieser jugendliche Enthusiasmus für die größten Geister, so edel und schön er sein mag, nicht selten führt. Ob aber nicht dieser Bildungsgang auf der andern Seite auch nachtheilig auf das Talent des Jünglings wirkte — die Beantwortung dieser Frage überläßt der Biograph billig dem Ausspruche der Kritik. Genug, der so frühzeitig auf eigenthümlichem Wege gebildete Jüngling sah sich, da sein Glaubensbekenntniß über Gott und die Welt — es mochte vielleicht etwas leicht und leichtsinnig sein — fertig war, ruhig in Literatur und Kunst um, und war, als er die Universität bezog, vielleicht ein weit schlechterer Philolog, als seine Kameraden, aber ein weit reiferer Mensch.

Bis hierher reichen die Mittheilungen von Wilhelm Hauff's älterem Bruder, Doktor Hermann Hauff, dem ich großentheils wörtlich nacherzählt habe. Ueber Wilhelms Universitätsleben schließen sich diesem Gewährsmanne die Berichte seiner Jugendfreunde an. Sie erzählen, daß ihr Freund auch anfangs noch in Tübingen eine sehr schwankende Gesundheit gehabt und ihnen oft bange gemacht habe, jedoch unerwartet schnell erstarkt und zu völligem Wohlsein gekommen sei. Nur großen körperlichen Anstrengungen war er nie gewachsen, und zu den ritterlichen Fertigkeiten des Burschenlebens zeigte er wenig Geschick. Nichts desto weniger nahm sein Geist lebendigen Antheil an Allem, was jugendliche Gemüther in jener Periode begeistert, und er that sich unter den Dichtern und Rednern der damals mit dem Zugeständnisse der Behörden blühenden Burschenschaft hervor, ohne daß darum seine Altersgenossen den künftigen Schriftsteller in ihm geahnt hätten. Den engern Kreis seiner Freunde ergötzte er durch seine glücklichen Einfälle, seine Gesprächigkeit und Munterkeit, seine Extravaganz und dabei seine Besonnenheit im Zustande burschikoser und geselliger Exaltation. Obgleich jugendlich eitel, reizbar und empfindlich, hörte er doch mit seinem Humor nicht, wie so viele Humoristen, an sich selbst auf, sondern er war der Erste, der seine eigenen kleinen Schwachheiten zu bespötteln, und in ihrer Bebarrlichkeit als Karrikatur an sich selbst darzustellen kein Bedenken trug. Zuweilen warf er seine Einfälle aufs Papier mit seltener Leichtigkeit und Gewandtheit, weder eigene noch fremde Schwäche scheuend. Ueberbleibsel solcher schriftstellerischen Versuchungen, die aber seine Freunde keineswegs als solche erkannten, liegen vor mir in „Briefen eines auf der Universität zu Tübingen befindlichen Mädchens an eine gute Freundin in Stuttgart," und in einer „Phantasie für den September 1850, vorgelesen bei dem am 11. Februar 1825 in der Post zu Waldenbuch gefeierten Comwagniefeste." Beide Aufsätze sind zu flüchtig hingeworfen, und zu sehr mit Persönlichkeiten angefüllt, als daß sie unter seinen Werken einen Platz einnehmen könnten; aber doch finden sich in ihnen schon alle Elemente seiner später vollkommener ausgebildeten Auffassungs- und Darstellungsweise des Menschenlebens, und seines, bei großer Nachlässigkeit im Einzelnen, doch im Ganzen so leichten, fließenden und gerundeten Styles. In dem letzten Aufsatze führt er seine besten Freunde in einer Correspondenz nach fünfund-

zwanzig Jahren, und sich selbst als armen, aber glücklichen Pastor auf, der seinen Sohn „Wilhelm“ auf die Universität liefert. Von diesem fingirten Filius berichtet er hier an einen Freund: „Ueber Wilhelm schreibe ich dir „nichts, du magst ihn selbst prüfen. Man will große Aehnlichkeit mit mir „in ihm finden; du kannst selbst darüber entscheiden. Wahr ist es, sein „lustiger, leichter Sinn, der hie und da an die Grenzen von Leichtsinn streift, „nöthigt mir oft ein Lächeln ab. Ich war einst auch so, und du, mein „Freund, würdest wohl schwerlich in mir den wieder erkennen, der dir „durch so manchen schlechten Spaß ein Lächeln abzunöthigen suchte. Die „Zeiten ändern sich, und wir mit den Zeiten.“ Der Freund, den Hauff zum Professor hat avanciren lassen, erwidert: „Ich finde, daß er (der Sohn) „dir gleicht; auch P . . und R . . . . fanden dies im ersten Augenblick, „nur meint R . . . . , er habe keine krumme Nase, wie der Herr Vater, „und sehe auch nicht so naseweis aus.“

So scherzte er gutmüthig über sich und Andere, zeigte sich dabei in allen Verhältnissen als warmen und treuen Freund seiner Freunde, war immer fröhlich bei beschränkten Umständen, und redlich darauf bedacht, seiner zärtlichen Mutter keine unnöthige Sorge zu den nöthigen zu verursachen. Was er producirte, theilte er gerne mit. Es war inzwischen Weniges und ohne weitere Absicht Niedergeschriebenes, als sich und seine nächsten Freunde zu erfreuen. In lyrischen Gedichten, die mehr von der Gelegenheit, als von der Stimmung eingegeben wurden, hatte er sich frühe versucht, und schon auf der Schule strömten ihm, während der ältere Bruder lateinische Verse mit Leichtigkeit zimmerte, die deutschen Verse zu, die aber dem Lehrer wenig behagten. Von dem, was er zu Blaubeuren dichtete, zeichnet sich das Lied „der Kranke“ durch Ahnung frühen Todes aus. In Tübingen begeisterten ihn die Freiheitsideen des neuesten Burschenlebens. Eine Auswahl seiner lyrischen Versuche findet der Leser in dieser Sammlung.

Nachdem Hauff, mehr der Mutter zu Gefallen, als nach eigener Neigung, im Seminar zu Tübingen das Studium der Philologie, Philosophie und Theologie in den Jahren 1820—1824 absolvirt hatte, fand er in dem Hause des damaligen Kriegsrathspräsidenten, spätern Kriegsministers, Freiherrn von Hügel zu Stuttgart, eine Anstellung als Hauslehrer, und bekleidete diese Stelle, die ihm Zeit zum Beginnen seiner schriftstellerischen Laufbahn ließ, bis ins Jahr 1826. In dieser liebenswürdigen Familie lernte er die Formen des höheren geselligen Lebens in der Nähe kennen, der heitere, natürliche Ton des Hauses erlaubte ihm, manches schöne frische Bild aus dem Leben selbst aufzufassen, und solche lebendige Eindrücke blühten unmittelbar, nachdem er sie empfangen hatte, als irgend eine anmuthige Schilderung in seinen Dichtungen wieder auf.

Das erste kleine Werk, mit welchem er öffentlich auftrat, ist der „Mährchenalmanach auf das Jahr 1826 für Söhne und Töchter gebildeter Stände.“ Er erschien für das Jahr 1826 bei Metzler, und ist jetzt der Gesammtausgabe seiner Schriften einverleibt. Die meisten Leser werden diese früheste Schrift Hauffs hier zum erstenmale kennen lernen, denn sie ist nicht sehr verbreitet, und für den Augenblick durch seine spätern, glänzenden Arbeiten verdunkelt worden. Jetzt, wo man Gelegenheit hat, die Leistungen seines

Talentes mit einem einzigen Ueberblicke zu überschauen, wird diese kleine Sammlung nach ihrem wahren Werthe gewürdigt werden, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß Hauffs eigentliches Dichtertalent in keiner späteren Produktion sich so rein, und von Fremdartigem und Zufälligem so ungetrübt ausgesprochen hat; daß er nirgends der Poesie mit denjenigen Mitteln, die ihm dazu verliehen waren, so auf die rechte Spur gekommen, wie in diesen Mährchen, deren ursprünglicher Stoff zwar größtentheils nicht ihm selbst angehört, die jedoch mit so freiem Phantasiespiele behandelt, und dabei doch so schön abgerundet sind, daß sie auch in dieser Beziehung unter seinen Werken obenan stehen.

Unmittelbar auf diesen ersten Mährchenalmanach folgen die „Mittheilungen aus den Memoiren des Satan" (Stuttgart 1826), ein mehr fragmentarisches Werk, als jene künstlerisch abgeschlossenen Mährchen, das jedoch ebenfalls reich an den schönsten Proben jener hellen Phantasie, jener glücklichen Auffassungs- und Darstellungsgabe ist, die sein Haupttalent ausmachte, und in dem sich überdies der Scherz, so weit das äußerlich Lächerliche seinen Gegenstand ausmacht, schon dichterischer zeigte. Die barocke Studentenwelt, von deren Anschauung der junge Mann eben erst herkam, gab ihm hier vielfache Gelegenheit, sein Talent zu üben; auch ließ sich hier die phantastische Idealität, mit welcher der Verfasser in den Mährchen so glücklich gewesen war, noch ohne Gefahr für die Poesie mit der Realität verschmelzen. Weniger gelang dem noch allzu unerfahrenen Jünglinge in jener Schrift die Persiflage des übrigen geselligen Lebens, und einen sehr ungründlichen Angriff auf Goethe und seinen Faust nahm der junge Mann, dem es nichts kostete, Fehler, die er eingesehen, auch einzugestehen, später, so viel er konnte, sogar öffentlich zurück. Inzwischen ist eben diese Scene, durch das Burleske der äußern Darstellung, so eigenthümlich komisch, daß sie, obgleich der Verfasser selbst sie gewissermaßen verdammt hat, dem Publikum, dessen Eigenthum sie einmal ist, doch nicht mehr entzogen werden durfte. Etwas Anderes ist es mit verschiedenen kleineren Ausbrüchen des jugendlichen Muthwillens in diesem Werke und den folgenden. Solche hat der verewigte Verfasser zum Theile selbst in den zweiten Auflagen mit richtigem Gefühl und ersterkiem sittlichem Takte zu unterdrücken angefangen, und ich habe, als Ordner seiner Werke, das Geschäft, das er selbst einmal in dieser Beziehung begonnen hatte, im Einverständnisse mit den vertrautesten Freunden des Verewigten in seinem Sinne fortgesetzt, und jene üppigen Ranken eines ursprünglich lautern und in seinem Kerne gesunden Geistes im Interesse des Verstorbenen eben so sehr, als dem des Publikums mit aller Schonung des Wesentlichen auszuscheiden keinen Anstand genommen.

Jene Satansmemoiren verschafften dem Verfasser schnell einen ausgebreiteten Ruf, der Beifall setzte seine Feder in raschere Bewegung, das gesellige Leben, das sich vor seinen Blicken kürzlich in weiterer Ausdehnung eröffnet hatte, forderte ihn zu leichteren und bequemeren Darstellungen auf, die seiner Beobachtungsgabe und seinem seltenen Talente für den modernen Styl so leicht wurden. Was Wunder, daß er aus seiner idealen Mährchen- und Possenwelt in die realere des Conversationslebens überging, und auf

einen Stoff zu denken anfing, der aus diesem Letztern unmittelbar gegriffen war?

Die Ausführung seines Entschlusses erlitt jedoch unter der Arbeit selbst, theils durch das eigene Gefühl des Verfassers, theils durch den Fingerzeig einiger Freunde, eine bedeutende Modifikation, und was vielleicht ursprünglich ein Originalroman hatte werden wollen, wurde eine Karrikatur der bekannten Manier von H. Clauren, und erschien in dieser Gestalt unter dem Namen „der Mann im Monde." Die Geschichte dieses Romans gehört nicht in unsere kurze Biographie. Daß die Form mit vieler Leichtigkeit gehandhabt, die Erfindung voll Mannigfaltigkeit, die Entwicklung der Fabel rasch, die gewöhnlichen, stehenden Charaktere des modernen Romans mit Keckheit und Grazie ausgeführt sind, wird auch der zugeben, der dieses Produkt für keine Satire auf H. Clauren halten kann. Auch wirkten diese unläugbaren Verzüge auf das Publikum wie mit einem Zauberschlage und machten es sehr nachsichtig in seinen kritischen und ästhetischen Anforderungen an dieses merkwürdige Buch, welches eine verkehrte und verwerfliche Manier mehr durch Uebertreibung, als durch Spott und Verhöhnung derselben bekämpfen zu wollen schien.

Wilhelm Hauff fühlte jedoch, was er sich gegenüber von denjenigen schuldig war, die ernstere Rechenschaft von dem Schriftsteller fordern; er griff den Gegner in seiner durch Gesinnung und Ausdruck nicht minder, als durch beißenden Witz und ächten Humor ausgezeichneten „Controverspredigt" auf eine gründlichere und entschiedenere Weise an; es war beinahe, als wollte er die Zweideutigkeit des ersten Angriffs durch den Ernst des zweiten in Vergessenheit bringen. Doch greifen wir unsern Lesern mit keinem Urtheile vor. Sie finden beide Schriften in unserer Sammlung zusammengestellt.

Der Ruhm, den Hauff bei dem großen Publikum durch seinen „Mann im Monde" besonders dadurch erhalten hatte, daß ihm die Schilderung des geselligen Lebens und der Erzählerton des Tages in so hohem Grade gelungen war, führte ihn immer mehr den Darstellungen der modernen Welt und dem eigentlichen Conversationston in der Novelle und dem Romane zu. So entstand der zweite Band seiner Satansmemoiren, und eine Reihe von Erzählungen, in welchen mehr oder weniger, mit Verbannung des Phantastischen, das neueste Leben geschildert wird. Die jüngste dieser Arbeiten, „das Bild des Kaisers," ist übrigens eine Erzählung, in welcher so viel historische und poetische Wahrheit zugleich enthalten, und die Darstellung so ganz von der eigenthümlichen Grazie des Verfassers beseelt ist, daß man sie gewiß unter die gelungensten Hervorbringungen seines dichtenden Geistes zählen darf.

Neben jener Richtung auf das rein Moderne verfolgte aber Wilhelm Hauff seit einiger Zeit auch eine andere Bahn, auf welche ihn ebenfalls der Zeitgeist leitete, in der er jedoch mit richtigem Gefühl ein Gegenmittel gegen die Verflüchtigung seines Talents durch die immer wiederholte Darstellung des conventionellen Lebens suchte; er betrat die, längst von Walter Scott angebahnte und seitdem vielbewandelte Straße des historischen Romans.

Sein „Lichtenstein, romantische Sage aus der württembergischen

Geschichte," ward in unglaublich kurzer Zeit entworfen und ausgeführt. Er fand die günstigste Aufnahme in ganz Deutschland, und verdiente sie auch. Daß der anmuthige Stoff keine Sage, sondern reine Erfindung des Verfassers ist, die sich wie Epheu hinaufrankt an dem alten Felsenschlößchen Lichtenstein, das kann in den Augen des poetischen Lesers kein Vorwurf sein; die geschickte Benützung der Zeitbegebenheiten, und das großentheils wohlgetroffene Costüme, das uns Schwaben besonders anheimeln muß, bringen die aus den Scottischen Romanen so beliebte Täuschung hervor, die macht, daß man nicht mehr weiß, was Historie und was Dichtung an der Erzählung ist. Ueberhaupt aber hat dieser Roman bei allen Mängeln der Anlage und Charakterzeichnung und manchen Verstößen gegen die Zeit, die er darstellen will, doch so große Schönheiten im Einzelnen, es ist der Keim zu so vielem Guten darin, daß dieses Werk zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, und wir in einem zweiten Romane dieser Art gewiß schon etwas Vollkommenes erhalten haben würden, zumal, da er in dieser zweiten Arbeit (über deren Entwurf er gestorben ist), wo er den Schauplatz seiner Mähre in Tyrol und dessen neuester Heldengeschichte aufschlagen wollte, sich immer mehr von dem verführerischen Zargen der höheren geselligen Welt zu entfernen, und bei Volkscharakteren und kräftigen Naturen in die Lehre zu gehen entschlossen war.

Zu rühmen ist auch, daß Hauff immer wieder zu seinen Mährchen zurückkehrte und so mitten unter jenen vom Publikum so günstig aufgenommenen Darstellungen des geselligen Lebens sich zu den Gebilden einer freieren Phantasie zurückwendete. Als Früchte dieser Sehnsucht sind die beiden späteren Jahrgänge des Mährchenalmanachs zu betrachten.

Nach Vollendung seines Lichtensteins verließ Hauff seine bisherigen Verhältnisse. Der Ertrag seiner literarischen Arbeiten erlaubte ihm eine Reise durch Deutschland und nach Frankreich.

Seine Liebenswürdigkeit erwarb ihm auf diesen Wanderungen allenthalben, besonders in Dresden, Berlin und den Hansestädten persönliche Freunde unter allen Klassen der Gesellschaft.

Der Direktor Hitzig von Berlin, der edle Freund alles Schönen und Guten, hielt sich im Herbst 1826 Amtsgeschäfte halber in Hamburg auf. Dort hörte er von Hauff's Anwesenheit, gewann Interesse für ihn durch das, was ihm berichtet wurde, und suchte Hauff im Gasthofe, den jener bewohnte, auf. Diese Bekanntschaft trug ihre Früchte in Berlin, wohin Hauff bald ging, und Hitzig nach vollendeten Geschäften zurückkehrte. Der letztere bemühte sich, dem jungen liebenswürdigen Württemberger den Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt so angenehm als möglich zu machen, namentlich dadurch, daß er ihn mit ausgezeichneten Männern in Verbindung brachte. Wie dankbar und mit welch' rührender Liebe dies der heitere Hauff erkannte, geht aus den folgenden Zeilen, die er bei seinem Scheiden von Berlin dem Direktor Hitzig zurückließ, hervor:

„Sehr verehrter Freund!

Nehme ein Andrer Abschied von einem theuren Mann, nur nicht der, dem das Herz überfließt! Als ich Sie zum erstenmal in Hamburg sah,

rechnete ich Sie unter die, von welchen ich mich niemals löse. Darum dieses schriftliche Ade! und baldiges fröhliches Wiedersehen. Meinen innigsten Dank für all Ihre unendliche Güte.

Berlin. (ohne Datum.) Ihr

**Dr. Wilhelm Hauff.“**

Bis an sein Ende blieb er mit dem älteren Freunde in unausgesetztem Briefwechsel. Diese Briefe gehen aber zu sehr ins Einzelne über Spezialitäten, als daß der Empfänger nicht Bedenken tragen mußte, sie zur Veröffentlichung mitzutheilen.

Für die Poesie trugen Wilhelms Reisen, außer Wenigem, was Fragment geblieben ist, und als solches von uns gegeben werden wird, nur eine zur vollen Reife gekommene Frucht, in den „Phantasien im Bremer Rathskeller,“ mit welchen er noch im Herbste 1827, wenige Wochen vor seinem Tode, „Freunden des Weins“ ein Geschenk machte, und welche sich, was Erfindung und Darstellung betrifft, unstreitig dem Besten anreihen, was aus seiner Feder geflossen ist.“

In das Vaterland zurückgekehrt, übernahm Hauff die Redaktion des Morgenblatts, und verheirathete sich im Februar des Jahres 1827 mit einer Cousine seines Namens, dem Gegenstande längst gehegter Jugendneigung. Seine Freunde erzählen heitere Geschichten von dem Bestreben des jungen Mannes, diese Liebe, die den Verhältnissen gemäß den allergeradesten Gang hätte nehmen müssen, ins Gebiet des Phantastischen und selbst der Intrigue hinüberzuziehen, so sehr war ihm Romanenverwicklung auch im täglichen Leben Bedürfniß, und er suchte das Bäschen, zu dessen Herzen und Hand ihm der Weg offen stand, heimlich wie ein Spartaner zu erobern. Dieser Bund schien übrigens sein Lebensglück dauerhaft zu begründen, und noch in demselben Jahre schenkte ihm seine Frau eine Tochter. Aber die Freude fand ihn schon durch Unpäßlichkeit gedrückt. Trotz dieser that er noch am Kranken- und Sterbebette eines durch einen Sturz verunglückten theuren Freundes angestrengte Dienste. Endlich beschlich ein tückisches Nervenfieber den Widerstrebenden, der gewaltsam zur gewohnten und ihm so lieben Arbeit zurückkehren wollte. Wenige Stunden, erzählt uns sein Bruder, bevor das Fieber seine Sinne in wilden Taumel riß, belebte die Freude zum letztenmal seine Züge, bei der Kunde von der Seeschlacht bei Navarin. Das Ereigniß, das so viele Dichter zu politischpoetischen Erzeugnissen begeisterte, konnte er nicht mehr besingen, er konnte sich nur darüber freuen; er nahm die Freude hinüber in des Fiebers Wahnsinn, und es war rührend zu hören, wie er, sich für den Schlachtboten nach Jenseits haltend, mehr als einmal rief: „Laßt mich, ich muß hin, ich muß es Müller sagen!“ denn kaum vor zwei Monaten hatte er in Stuttgart den Sänger der Griechenlieder persönlich kennen gelernt, und seit wenigen Wochen seinen jähen Tod betrauert.

Wilhelm Hauff entschlief sanft, indem er Gott „seinen unsterblichen Geist“ empfahl, am 18. November 1827. Die Theilnahme an seinem frühen

Tode war allgemein, und sie sprach sich in Stuttgart durch eine sehr zahlreiche Begleitung zum Grabe laut und rührend aus. Seine Mitarbeiter in der Poesie wetteiferten, ihn mit ihrem Nachrufe zu feiern. Carl Grüneisen, sein Vetter und Jugendfreund, hielt eine Rede in der Kirche, der Verfasser dieses Lebensabrisses sprach einige Strophen am Grabe, und Ludwig Uhland griff einen edlen Akkord auf seiner lange verstummten Leyer.* Die sämmtlichen Freunde besorgten durch den Bildhauer Wagner, einen ausgezeichneten Künstler, Danneckers Schüler, die Büste des Verewigten, die in jeder Hinsicht gelungen zu nennen ist.

* Gedichte und Rede finden sich in den nächstfolgenden Blättern.

# Gedichte zu Wilhelm Hauff's Andenken.

## Im Namen der Freunde

gedichtet und am Grabe gesprochen

von

**Gustav Schwab.**

O heller Tage dunkles End', Tod!
Den Schleier wirst du über viel' Gestalten,
Die reich an Leben und von Jugend roth
Vor diesem Auge, das du schlossest, walten;

Ach! was die Welt im Keim von Bildern bot,
Das wußt' es schnell und glänzend zu entfalten,
Das wandelt noch vor unsern Blicken her,
Nur der es schuf, der schauet es nicht mehr.

Aus Lust und Laune mußt' er bald heraus,
Und kurze Frist ward ihm zum Ernst gegeben;
Die Liebe führt ihn in des Freundes Haus,
Dem jäher Sturz zerschmetterte das Leben,
Da ward vertraut er mit des Grabes Graus
Und neue Bilder sah er um sich schweben;
Den Blick versenkt' er in den schwarzen Schlund:
„Laßt mich zum Freunde!" sprach sein kranker Mund.

Und Weib, und Kind, und Ruhm — bescheeret kaum —
Schon schwand's vor ihm, und immer ward er stummer;
Vom Traum des Dichters ging's in Fiebertraum,
Vom bunten Fiebertraum in tiefen Schlummer,
Und so, im Schlummer in den engen Raum,
In den er sinkt zu seiner Freunde Kummer;
Uns bleibt von seines Hauptes Jugendglanz
Nichts als der frühe, grüne Lorbeerkranz.

Doch weinet ihr um den entfloh'nen Geist
In hoffnungsloser Trauer nicht, ihr Lieben!
Uns ist, was uns der Wahrheit Wort verheißt,
Mit Flammenschrift in uns're Brust geschrieben:
Die Kraft, die schöpferisch den Schöpfer preist,
Die denkt und dichtet, sie kann nicht verstieben;
Sie schwindet nicht hinüber in das Nichts,
Sie schaffet droben in dem Reich des Lichts.

## Auf Wilhelm Hauff's frühes Hinscheiden

von **Ludwig Uhland.**

Dem jungen, frischen, farbenhellen Leben,
Dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben,
Ihm lasset uns zum Todtenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig — den blüthevollen!

Noch eben war von dieses Frühlings Scheine
Das Vaterland beglänzt. — Auf schroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob sich neu
Ein Wolkenschloß, ein zauberhaft Gebäu.
Doch in der Höhle, wo die stille Kraft
Des Erdgeist's — räthselhafte Formen schafft,
Am Fackellicht der Phantasie entfaltet,
Sah'n wir zu Heldenbildern sie gestaltet;
Und jeder Hall, in Spalt und Kluft versteckt,
Ward zum beseelten Menschenwort erweckt.

Mit Heldenfahrten und mit Festestänzen,
Mit Satirlarven und mit Blumenkränzen
Umkleidete das Alterthum den Sarg,
Der heiter die verglühte Asche barg:
So hat auch Er, dem unsre Thräne thaut,
Aus Lebensbildern sich den Sarg erbaut.
Die Asche ruht — der Geist entfleugt auf Bahnen
Des Lebens, dessen Fülle wir nur ahnen,
Wo auch die Kunst ihr himmlisch Ziel erreicht
Und vor dem Urbild jedes Bild erbleicht.

# Rede

nach

# Wilhelm Hauff's Beerdigung

am einundzwanzigsten November 1827

gesprochen

von

**Hofkaplan Grüneisen.**

Wir haben sie vollbracht, die letzte und schwerste Pflicht, die wir dem Bruder und Freunde schuldig waren. Noch sträubt sich unser Gefühl vor dem Gedanken, daß es wahr sei, was wir gesehen; und die Liebe, die seines heitern Lebens Fülle anschauend mitgenoß, kann sich noch immer nicht in den bittern Glauben finden, daß wir ihn verloren, daß er draußen liegt bei seinen und unsern Todten.

Zwei Mütter weinen um ihren Sohn, Bruder und Schwester um ihren Liebling; und, die vor wenigen Tagen erst ihm den süßen Vaternamen geschenkt, die Mutter seines Kindes blickt thränenlos zu dem Unerforschlichen empor, der seinen Frieden in das erschütterte Herz ihr senken wolle! Uns aber, seiner Jugend Genossen und Freunde, soll bei der Rückkehr von dem Grabe des Theuren, unter den Gedanken des Todes, unter den Gefühlen der Trennung das Bild seines Lebens zurückkehren. Die lieblichen Züge und klaren Farben seiner kurzen und deßhalb nur um so geliebteren Erscheinung sollen in frischer Kraft vor unserem Geiste sich bewegen. Indem wir sie festhalten, wird sich an diesen Bildern unser Glaube beleben und stärken, daß er uns nur entschwunden, nicht verloren sei; und in solcher Betrachtung wird uns die Stunde seines Todes der freundliche Schlüssel werden, um die Bedeutung seines kurzen Lebens und schönen reichen Wirkens zu errathen.

Wenn wir uns um den ersten Eindruck befragen, welchen bei jeder neuen Berührung der Heimgegangene auf uns hervorgebracht, welchen, ein Spiegel seines inneren Lebens, seine Schriften in Jedem erzeugen müssen,

ist es da nicht seine Heiterkeit, sein reger Lebensmuth, die Würze alles Daseins und Genusses, die muntere Laune, die jeder Erscheinung, jedem Ereigniß die frohere Seite abgewann, und überall bei arglosen Herzen Anklang suchte und fand; der frische Sinn, womit er Natur und Leben erfaßte, Natur und Leben wiedergab? In diesem heitern Geiste aber ruhte ein sinnendes Gemüth, ohne welches er sich selbst und uns verflüchtigt worden wäre, aufmerksamen Auges auf die Gestalten seiner Umgebungen, wie auf die Regungen der eigenen Brust; ein sinnendes Gemüth, welches in Blumen und Menschenaugen, in Thaten und Worten den hohen Sinn, die zarten Keime, die redliche Absicht, wie den schlimmen Willen, die unreine Neigung, den versteckten Frevel las; welches mit der gewohnten Lebendigkeit in Blick und Rede das Edle, Reine, Göttliche zu preisen, zumal die heiligen Triebe seines Innern zu entfalten, aber auch mit schnellem treffendem Witz das Verkehrte zu tadeln, das Gemeine und Giftige mit ernster Rüge zu züchtigen verstand. Sein Witz floß aus einem edlen Herzen, sein Zorn sprühte von einer für das Wahre, Schöne und Rechte begeisterten Zunge. Nie hat sein Spott das Heilige dort oben berührt, nie des Herzens reine Gefühle, nie des Lebens zartere Verhältnisse befleckt. Denn Wohlwollen und Güte bezeichnen jeden seiner Schritte. Wer unter uns ist von ihm gegangen und hätte sich dieser Güte nicht erfreut? Wer ist seinem Leben näher gestanden und hat sich von der Liebe nicht überzeugen müssen, welche, von einem tugendhaften Vater auf den frühe Verwaiseten übergegangen, unter der aufopfernden Pflege einer rastlos sorgenden Mutter genährt, auf alle Kreise seines Umgangs, auf alle Beziehungen seiner Thätigkeit sich erstreckte? Uns Allen und so Vielen nahe und ferne, denen er Freund gewesen im schönsten Sinne des Wortes, unvergeßlich wird uns bleiben das treue, brüderliche Herz, das mit offener Liebe den Genossen einst erklärte, sein innerstes Gesetz, sein ganzes Wesen fordere, daß er sich anschließe, wo er Frohsinn, Heiterkeit und Herzlichkeit finde; das die Tage der Jugend, und vornehmlich des akademischen Lebens in voller Hingebung an reine Geselligkeit zubrachte; das seine Begeisterung für die Wissenschaft, seine Liebe zur Kunst an die heiligen Bande der Freundschaft knüpfte, und in der Freundschaft nur dann Genüge fand, wenn es sich ganz, ohne Rückhalt, mit allen den kleinsten und größten Wünschen, welche sich in ihm bewegten, ja selbst mit all' den Mängeln, die es an sich selbst entdecken und belächeln zu müssen glaubte, aufschloß. Ungeschwächt wird des Gatten Bild vor der Seele des liebenden Weibes stehen, deren Liebe sein reines Jünglingsherz entflammte, nach deren frühem Besitz er so sehnend rang, für die er einen so freundlichen Herd erbaut, und deren Leben er mit Gesangesgaben so reich geschmückt und geehrt hatte! An jedem künftigen Morgen wird unter Thränen seine Mutter, durch deren Brust so manches Schwert schon gedrungen ist, die zarte Anhänglichkeit und das kindliche Vertrauen segnen, womit sie der Sohn immerdar, am glühendsten in seiner letzten Stunde, umschlang.

Mit diesem heitern Wesen, diesem sinnigen Geiste, dieser offenen, treuen Liebe, trat er der Welt entgegen, und sein Leben ward glücklich, weil er mit glücklichem Sinn es nahm und bildete. „O Wonnezeit voll holder Träume!" rief er jüngst beim Rückblick auf das Morgenroth seiner Kind-

heit.* Eine Wonnezeit, ein Frühlingsmorgen war sein ganzes Dasein auf der Erde. Innige Sorge der Mutter und der Geschwister; reiche Liebe der Braut und Gattin; Besitz wackerer Genossen, treuer Freunde; Achtung aller Umgebungen, und für die Schöpfungen seines Geistes ein Beifall, der seine bescheidenen Wünsche weit übertraf, und seine Kraft zu neuen Anstrengungen reizte; ein Beifall, wie er selten einem der aufstrebenden Jünger der Kunst zu Theil geworden ist; die Befreundung mit den ausgezeichnetsten Geistern Deutschlands, die er zum Theil unter ihrem Dache aufgesucht, zum Theil an seinem Herde aufgenommen; der Eintritt in einen seinen Neigungen und seiner wissenschaftlichen Richtung so ganz entsprechenden Wirkungskreis, und die schönsten Hoffnungen häuslichen Glücks und einer ehrenvollen Laufbahn unter seinen Zeitgenossen: dies Alles war ihm aufgeblüht; mitten aus diesem Garten seiner Freuden und Genüsse, von dieser Wiege großer Ahnungen und Entwürfe hat ihn der Tod hinweggenommen. Die heitere Lebensflamme ist erloschen. Vor wenigen Wochen hat er an dem Grabe eines Freundes geweint; drauf den andern zur Ruhe getragen, nicht ahnend, daß er sich selbst sein Bett bestelle, daß zu dem Kranz der Ehre nun bald der Todtenkranz um die bleiche Stirne sich winden werde.

Freunde! sollte dieses Leben voll Anmuth und Liebe todt, sollte mit den lieben blauen Augen seines Antlitzes auch das Auge seines Geistes geschlossen sein? Ihr habt es gehört, wie er, der Worte des Erlösers eingedenk, in seines Vaters Hände seinen unsterblichen Geist befahl, wie seine Seele in den letzten Stunden seines Verweilens unter uns schon einer höheren Welt angehörte, und mit dem demüthigen Gefühle, daß er Mensch gewesen, vor das Gericht der ewigen Liebe sich stellte! Ihr dürft den Glauben, der die Brust des Sterbenden über den Kampf der Trennung emporhob, nicht von euch weisen, wenn jemals euer Geist dem seinigen sich befreundet anschloß. In seinem Tode müsset ihr mit heiligen Zügen die Wahrheit geschrieben lesen, daß es keinen Tod gibt, und daß, wenn es einen Tod gäbe, Glaube und Liebe ihn überwinden!

Ja! wir müssen diesem Tode, der so überraschend hereinbrach, und unsere Gemüther erschütterte, nicht nur seine drohende Außenseite nehmen, sondern auch die höhere Bedeutung desselben aufsuchen; wir müssen, indem wir durch ihn das Leben des Entschwundenen zu enträthseln beginnen, in die Führungen des geheimnißvollen Geistes, der die Geschicke des Daseins alle väterlich ordnet, mit christlich weiser Ergebung uns fügen lernen. War es nicht, als ob der Theure die Kürze seines Bleibens unter uns voraus empfunden hätte, da er so schnell und so mit ganzer Seele die Freuden des Lebens hinnahm? als ob er mit einem vollen Zuge den Becher des harmlosen Genusses leeren wollte; als ob er auf der kleinen Strecke seiner Lebensbahn eine größere Liebe empfangen und schenken müßte, als Andere nach mühsamer Reise durch die Welt sich deren rühmen dürfen; als ob es ihm Bedürfniß wäre, deßhalb so frühe die Geliebte heimzuführen, im Kreise der Freunde goldene Feierstunden hinzubringen, mit jener überall bewunderten Thätigkeit und Vielseitigkeit dem Zuge seiner Kunst zu folgen, mit jugendlichem Feuer den verderbten Geschmack der Zeit in die Schranken zu rufen, hier für das Panier wahrer Kunst und sittlicher Würde zu streiten,

* Phantasien im Bremer Rathskeller. 8. 1827.

und seinem Namen einen gewichtigen Klang auf deutschen Lippen zu geben? War es nicht, als ob er im Gefühl des nahen Scheidens in den Kreis weniger Stunden und Tage den Werth und das Glück eines ganzen, langen Menschenlebens zu fesseln suchte? Es ist ihm geworden; sein Leben ist der schönsten Gedichte eines, die er uns gesungen. Es ward ihm geschenkt mit allen seinen Bildern und Träumen, Genüssen und Wonnen von der ewigen Liebe! Es mußte, wenn es diese ungetrübte Klarheit vor unsern Blicken, diesen vollen Werth für ihn selbst behalten sollte, schnell vorüber gehen, nach dem Gesetze der Natur, wornach die seltensten und schönsten Blumen die Erscheinung nur weniger Stunden sind. Es mußte bewahrt werden das Herz, das noch keine Wunde gefühlt, der heitere Muth, den noch kein Sturm gebrochen hatte. Wir danken Dir, heiliger Gott, für dieses Leben unseres Freundes. Wir ahnen und preisen Deinen Rathschluß bei seinem Tode. Droben im Vaterlande der Geister, über die Gegensätze dieses irdischen Lebens erhaben, dem höchsten und ewigen Berufe hingegeben, lebt er und sieht lächelnd herab auf unsere Liebe, und Du trocknest durch stilles Andenken an ihn die Thränen derer, die seinem Herzen die Nächsten sind, und lässest über der dunkeln Gegenwart die Wolken sich zertheilen, und gibst Deinen Frieden der Wittwe, die, den verwaiseten Liebling an ihr banges Herz drückend, von Dir allein, der Du die Liebe bist und alles Lebens Quelle, ihren Trost erfleht!

Laßt uns denn hingeben mit einer stillen Trauer, mit einer Ergebung, seiner Liebe und unseres Glaubens werth! Und so oft wir künftig des Freundes gedenken, so oft an seinem Hügel die Sehnsucht nach seinem theuren Anblick sich heftiger in uns regt, laßt uns die Worte, die er selbst* am Grabe seines Vaters uns vorsprach, nie vergessen:

Sei ruhig! Auch er schlummert nur ein Weilchen! Amen.

* Phantasien im Bremer Rathskeller. 8. 1827.

Gedichte

## Der Schwester Traum.

Sie schläft. — Es ist die letzte Nacht des Jahres,
Und wenn die Morgenglocken wieder tönen,
Grüßt eine neue Zeit das holde Kind.

Man sagt, in dieser letzten Mitternacht
Entsteigen ihren Gräbern manche Schatten,
Die Seelen schweben von dem Himmel nieder,
Die Heimath und die Freunde zu besuchen.
Auch sie gedachte dieser alten Sage,
Als sie im stillen, einsamen Gemach
Die Ruhe suchte, und den schönen Augen
Entströmten Thränen. Doch nicht kind'sche Angst
Vor der geheimnißvollen Wiederkehr
Geschied'ner Geister trübte ihre Blicke;
Nein, die Erinn'rung an geliebte Schatten,
Die Wehmuth um so manches theure Grab
Senkte sich nieder in die stille Seele;
Sie hat für sie gebetet und geweint.

Sie schlummert, und es nahen die Verlornen,
Die schönen Todten, ihrem stillen Lager,
Die Schwestern ihrer Jugend stehen auf
Von einer Welt, wo keine Blüthe stirbt.

Erkennst du sie? Du siehst sie nimmer wieder
Als blühende, als irdische Gestalten;
Nicht wie sie Blumen pflückten, Kränze banden,
Nicht wie sie um den trauten Winterherd
Die schaurig schönen Mährchen dir erzählten,
Nicht wie du ihnen unter Lust und Scherz
Zum Maientag die schönen Haare flochtest —
Dies Alles blieb in ihrem frühen Grab.
Sie nahen dir mit geisterhaftem Schimmer,
Umstrahlt von heil'gem, überird'schem Glanz.

Doch, sind die Blüthenkränze abgestreift,
Ist ihrer Jugend Schmuck im Sarg zerfallen,
Sie bringen doch die alte Liebe mit,
Und sanfter, als in ihrer Erdenschöne,
Und weich und zärtlich wie der Lampe Licht,
Das deine milden Züge still umschwebt,
Sind sie genaht, und deinem geist'gen Blick
Begegnen grüßend ihre lichten Augen,
Von Strahlen der Unsterblichkeit gefüllt.

Sie segnen dich; von ihren heil'gen Lippen
Ertönt es wie der Aeolsharfe Ton,
Wenn lieblich flüsternd durch die feinen Saiten
Der Hauch des Abends weht: „Geliebte Schwester,
Wir denken deiner und wir sind dir nah',
Und segnend schweben wir um deine Tritte,
So oft dein Aug' im schönen Morgenroth,
Im heitern Blau des Mittags sich ergeht,
Trifft uns dein Blick; siehst du den Wölkchen nach,
Die in dem Meer der Abendröthe segeln,
Dort schiffen wir; und auf des Mondes Strahl,
Der mild und freundlich in dein Fenster fällt,
Entschweben wir von deinem stillen Lager
Mit deinen Thränen nach den sel'gen Höhn."

So flüstern sie und neigen sich herab.
Die Stirn der theuern Schlafenden zu küssen
Und dann beflügelt, eh' sie schnell erwacht,
Eh' ihre Augen die Erscheinung haschen,
Im milden Strahl des Mondes aufzuschweben,
Nach sel'gen Höhn. Ja dort, wo anders fände
Die Schwesterliebe ihre ew'ge Heimath?
So stürmisch nicht, nicht so voll hoher Worte,
Wie Bruderliebe, doch nicht minder tief,
Gleicht sie dem Bergsee, der in heil'ger Stille
Den Himmel und die friedlichen Gestade
Getreuer wiederspiegelt, als der Bergstrom,
Der Bild und Ufer in sein Bett begräbt.

Ja, tief und selig ist die Schwesterliebe,
Und zarter, rührender erscheint sie kaum,
Als wenn sie über Gräbern noch sich findet,
Und Todte leben in der Schwester Traum.

# Mutterliebe.

Mutterliebe!
Allerheiligstes der Liebe!
Ach! die Erdensprache ist so arm,
O! vernähm' ich jener Engel Chöre,
Hört ich ihrer Töne heilig Klingen,
Worte der Begeist'rung wollt ich singen:
„Heilig, heilig ist die Mutterliebe!"

Wie die Sonne geht sie lieblich auf,
Blickt herab den Blick voll süßem Frieden,
Lächelt freundlich ihrer jungen Blüthen —
Und die Pflanze sproßt zum Licht hinauf.
Rauhe Stürme ziehen durch die Flur,
Und die junge Pflanze bebet,
Doch die Sonne blickt durch die Natur
Und die junge Pflanze lebet,
Neu erwärmt von ihrem Blick, und strebet
Höher noch zu ihrer Sonne auf.

Mutterliebe! Du, du bist die Sonne!
O wie leuchtest du der Blüthe doch so warm!
O wie heilig ist die Mutterwonne,
Wenn das Kind umschlingt der treue Arm!
So am Abend, so am Morgen,
Nie ermattet sie,
Wacht in Freuden, wacht in Sorgen
Spät und früh.
Sie begießt mit Mutterthränen
Ihrer Augen Lust,
Wärmet sie mit stillem Sehnen
An der treuen Brust.
Süße Hoffnung schwellt die Mutterbrust,
Daß die Blüthe werd' zur Knospe keimen,
Früchte sieht sie in den süßen Träumen —
Heil'ge, reine Mutterliebe,
Daß sich nie dein stiller Himmel trübe!

Mutterliebe!
Allerheiligstes der Liebe!
Dir ertönten jener Engel Chöre;
Als der Herr zur Erde niederstieg,
Wollt' er an der Mutterlieb' erwarmen
Und erwachte in der Mutter Armen.

Sinket nieder,
Schwestern, Brüder,
Fleht zu dem, der Mutterlieb' gekannt,
Der sie schuf, sein reinstes Seelenband,
Fleht mit uns, ihr Geister unsrer Lieben,
Tragt es aufwärts unser kindlich Flehn,
Tragt's hinauf zu jenen Sternenhöhn,
Werft euch nieder vor des Vaters Thron,
Fallet nieder vor der Mutter Sohn,
Daß auf uns er seine Gnade senke,
Und den süßen Trost uns immer schenke —
Das segensvolle Heiligthum der Liebe,
Der Mutterliebe!

## An die Freiheit.

Was mir so leise einst die Brust durchbebte,
Als ich zuerst zum Jüngling war erwacht,
Was sich so hold in meine Träume webte,
Ein lieblich Bild aus mancher Frühlingsnacht;
Und was am Morgen klar noch in mir lebte,
Was dann zur lichten Flamme angefacht,
Mit kühner Ahnung meine Seele füllte —
Es wären nur der Täuschung Luftgebilde?

Was ich geschaut im großen Buch der Zeiten,
Wenn ich der Völker Schicksal überlas,
Was ich erkannt, wenn ich die Sternenweiten
Der Schöpfung mit dem trunk'nen Auge maß,
Was ich gefühlt bei meines Volkes Leiden,
Wenn sinnend ich am stillen Hügel saß —
Ich fühlte es an meines Herzens Glühen,
Es war kein Traumbild eitler Phantasien!

Du, stille Nacht, und du, o meine Laute!
Nur euch, ihr Trauten, hab' ich es gesagt;
Ertönt's noch einmal, was ich euch vertraute,
Erzählt's dem Abendhauch, was ich geklagt,
O sagt's ihm, was ich fühlte, was ich schaute,
Und was mein ahnend Herz zu hoffen wagt;
O Freiheit, Freiheit! dich hab ich gesungen,
Und meiner Ahnung Lied hat dir geklungen!

Die müde Sonne ist hinabgegangen,
Der Abendschein am Horizont zerrinnt,
Doch du, o Freiheit, spielst um meine Wangen,
Stiegst du hernieder mit dem Abendwind?
Nach dir, nach dir ringt heißer mein Verlangen,
Ich fühl's, du schwebst um mich, so mild, so lind —
O weile hier, wirf ab die Adlerflügel!
Du schweigst? Du meidest ewig Deutschlands Hügel?

Wohl lange ist's, seit du so gerne wohntest
Bei unsern Ahnen in dem düstern Hain;
Dünkt dir, wie gern du auf den Bergen throntest
Vom eis'gen Belt bis an den alten Rhein?
Mit Eichenkränzen deine Söhne lohntest?
Das schöne Land soll ganz vergessen sein?
Noch denkst du sein; es wird dich wiedersehen,
Wird auch dein Geist dann längst mein Grab umwehen.

## Zur Feier des 18. Junius.

### I.

Seid mir gegrüßt im grünen Lindenhain,
Seid mir gegrüßt, ihr meine deutschen Brüder:
Auf! sammelt euch in festlich frohen Reih'n,
Stimmt fröhlich an des Sieges Jubellieder,
Daß heut der stolze Adler niedersank,
Daß sich mein Volk entlöste mit dem Schwerte
Sein Heldenthum, der Freiheit Ruhm, die deutsche Erde,
Trag's zu den Wolken, donnernder Gesang!

Trübt auch die Wolke unsers Festes Glanz,
Sind auch zerschlagen schon des Sieg's Altäre,
Die jüngst noch, in dem jungen Siegerkranz,
Der Deutsche weihte seines Volkes Ehre;
Mög' Argliſt auch und Trug mit finſt'rem Bann
Dem Siegervolke noch die Zunge binden,
Begeisterung, des Jünglings Dank, soll's laut verkünden:
„Wer dort gekämpft, fiel nicht für einen Wahn!"

Denn auferstehen soll ein neu Geschlecht,
Wir fühlen Kraft in uns, uns dran zu wagen,
Zu kämpfen für die Wahrheit und das Recht,
Um deutsch zu sein, wie in der Vorzeit Tagen!
Ein hoher Sinn stieg auf aus blut'gem Streit,
Es kehrt der bied're Geist der Väter wieder,
Und stolzer stehn, in deutscher Kraft und frei, o Brüder,
Wir auf den Trümmern der vergangnen Zeit!

Drum tretet mutbig in die Kämpferbahn,
Noch gilt es ja, das Ziel uns zu erringen!
Fürs liebe Vaterland hinan, hinan!
Doch nur von Innen kann das Werk gelingen,
Und nicht durch Völkerzwist, durch Waffenruhm,
Nein, unser Weg geht durch Minerva's Hallen;
Laßt uns vereint zum Ideal, zum höchsten wallen,
Erschaffen uns ein echtes Bürgerthum!

Ja, so ersteht ein freies Vaterland,
O Bruderbund, dies hast du dir erkoren!
Hebt in die Lüfte auf die treue Hand,
Dem Vaterlande sei es fest geschworen!
O schöne Saat! Der junge Stamm erblüht,
Und schützend ragt er auf, wie Deutschlands Eichen,
Blüh', schöner Stamm, die Sonne kommt, die Schatten weichen,
Und fern dahin die dunkle Wolke zieht.

## II.

# 1823.

Ferne in der fremden Erde
Ruhet ihr bei euerm Schwerte
In des Todes sich'rer Hut:
Heil'ger Frieden
Lohnt euch Müden
Nach des Tages heißer Glut.

Frankreichs Adler sahn ihr fallen,
Hörtet Siegesdonner schallen,
Als der Tod das Auge brach:
Heil euch Lieben,
Träumet drüben
Von der Freiheit gold'nem Tag.

Selig preis' ich eure Loose
In der Erde kühlem Schooße.
Ach, ihr sahn der Freiheit Licht,
Sahn sie steigen
Ueber Leichen —
Doch sie sinken sahn ihr nicht.

Fern von eurem Siegesthale
Denken wir beim Todesmahle
Innig eurer Siegerschaar,
Und wir gießen,
Euch zu grüßen,
Thränen auf den Festaltar.

## III.

## 1824.

So nah'st du wieder, holde Siegesfeier,
Die unsre Brust mit süßen Träumen füllt,
Die mit der Freude dichtgewebtem Schleier
Das trübe Bild der Gegenwart verhüllt:
Du nahst — und alle Herzen schlagen freier,
Gesang und Jubel tönet durch's Gefild,
Und meiner Brüder frohe Blicke sagen:
„Es war mein Volk, das diese Schlacht geschlagen!"

Es war mein Volk, und nicht die freien Binden
Von Eichlaub sollten schmücken das Gelag;
Wohl sollten wir Zypressenkränze winden
Um mancher Hoffnung frühen Sarkophag;
Doch — den Gefallnen laßt uns Kränze winden,
Und einmal noch am freien Siegestag,
Weil rings um uns des Sieges Früchte welken,
Laßt uns in der Erinnrung Träumen schwelgen.

Drum grüß ich dich, du Feld, wo sie gefallen,
Wo froh ihr Aug' im Siegesdonner brach!
Drum grüß ich euch in euern Wolkenballen,
Ihr Tapfern, die ihr tilgtet unsre Schmach!
Euch, tapfern Sängern, euch, ihr Helden allen,
Euch tönen unsre Liebesgrüße nach,
Und euch, die ihr dem Auge schnell entschwunden,
Der jungen Freiheit kurze Frühlingsstunden!

Und hätte man den Denkstein euch zerschlagen
Und eure Kränze in den Staub gedrückt;
Die Blumen haben in des Frühlings Tagen
Der Helden Grab mit neuem Grün geschmückt.
So keimt auch unsre Hoffnung unter Klagen;
Denn ob der Sturm sie Blatt für Blatt zerpflückt,
Neu sproßt sie aus dem Hügel eurer Leichen,
Und Gott wird wachen über ihren Zweigen.

## IV.

## 1824.

Wo eine Glut die Herzen bindet,
Wo Aug' dem Auge nur verkündet,
Was Sehnsucht in dem Herzen spricht;
Wo, wenn der Sturm die Form zerspaltet,
Die Gottheit in den Trümmern waltet,
Kennt man der Liebe Trennung nicht.

Heran, ihr Brüder! Nord und Süden,
Ob euch des Herrschers Wink geschieden,
Laßt uns ein Volk von Brüdern sein;
Schließt ja in Schönbunds weiten Auen
Von allen Strömen, allen Gauen
Ein Rasen unsre Brüder ein.

Wohl ist der Sieg'sgesang verklungen,
Ganz anders wird jetzt vorgesungen,
Ganz andre Weisen spielt man vor;
Doch tönt, von Wehmuth fortgetragen,
Ein Ton noch aus den bessern Tagen,
Und schlägt an manch empfänglich Ohr.

Hört ihr auf Frühlings leichten Schwingen
Den alten Ton herüber klingen
Von unsrer Brüder Schlachtgefild?
Der Einklang ist's von tausend Tönen,
Der mächtig in Germania's Söhnen
Zu der Begeist'rung Wogen schwillt.

## Turnerlust.

Was zieht dort unten das Thal entlang?
Eine Schaar im weißen Gewand; —
Wie muthig brauset der volle Gesang!
Die Töne sind mir bekannt.
Sie singen von Freiheit und Vaterland,
Ich kenne die Schaaren im weißen Gewand.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Die Turner ziehen aus.

Die Turner ziehen ins grünende Feld
Hinaus zur männlichen Lust;
Daß Uebung kräftig die Glieder stählt,
Mit Muth sie füllet die Brust.
Drum schreiten die Turner das Thal entlang,
Drum tönet ihr muthiger froher Gesang.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Du fröhliche Turnerlust!

O sieh, wie kühn sich der Blick erhebt,
Wenn der Arm den Gegner erfaßt!
Und frei, wie der Aar durch die Lüfte schwebt,
Fliegt auf der Turner am Mast;
Dort schaut er weit in die Thäler hinaus,
Dort ruft er's froh in die Lüfte hinaus:
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Du fröhliche Turnerlust!

Es ist kein Graben zu tief, zu breit,
Hinüber mit flüchtigem Fuß!
Und trennt die Ufer der Strom so weit,
Hinein in den tosenden Fluß!
Er theilt mit dem Arm der Fluthen Gewalt,
Und aus den Wogen ein Ruf noch schallt:
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Du fröhliche Turnerlust!

Er schwingt das Schwert in der starken Hand,
Zum Kampfe stählt er den Arm;
O dürft er's ziehen für's Vaterland!
Es wallt das Herz ihm so warm.
Und sollte sie kommen, die herrliche Zeit,
Sie fände den tapfern Turner bereit.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Wie ging's dann muthig in Feind!

So wirbt der Turner um Kraft und Muth
Mit Frühroths freundlichem Strahl,
Bis spät sich senket der Sonne Gluth
Und Nacht sich bettet im Thal;
Und klingt der Abendglockenklang,
Dann ziehn wir nach Haus mit fröhlichem Sang:
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Du fröhliche Turnerlust!

# Das Burschenthum.

Wenn die Becher fröhlich kreisen,
Wenn in vollen Sangesweisen
Tönt so manches Helden Ruhm,
Ja, da muß man dich auch singen,
Muß auch dir die Becher schwingen,
Dir, du altes Burschenthum!

Fragt ihr, wo die Freiheit wohne?
Auf Europa's weiter Zone
Habt ihr nimmer sie geseh'n;
Nur bei alter, treuer Sitte,
In der Burschen froher Mitte
Mag ihr Tempel noch besteh'n.

Froh und frei, wie's uns're Alten
Einst zu ihrer Zeit gehalten,
Leben wir, so lang es gilt;
Freuen uns — mit leerer Tasche,
Wenn uns nur aus voller Flasche
Klar der braune Nektar quillt.

Nicht in marmornen Trophäen
Kann die späte Nachwelt sehen,
Was wir Brüder hier gethan!
Doch zum Denkstein unsern Siegen
Häufen wir aus leeren Krügen
Hohe Pyramiden an.

Mit dem Humpen in der Linken
Wollen wir dein Wohlsein trinken,
Altes, frohes Burschenthum;
Mit dem Hieber in der Rechten
Wollen wir dich kühn verfechten,
Freies, tapfres Burschenthum!

## Trinklied.

Wer seines Leibes Alter zählet
Nach Nächten, die er froh durchwacht,
Wer, ob ihm auch der Thaler fehlet,
Sich um den Groschen lustig macht,
Der findet in uns seine Leute,
Der sei uns brüderlich gegrüßt,
Weil ihn, wie uns, der Gott der Freude
In seine sanften Arme schließt.

Wenn von dem Tanze sanft gewieget,
Von Flötentönen sanft berauscht,
Fein Liebchen sich im Arme schmieget,
Und Blick um Liebesblick sich tauscht;
Da haben wir im Flug genossen
Und schnell den Augenblick erhascht,
Und Herz an Herzen festgeschlossen
Der Lippen süßen Gruß genascht.

Den Wein kannst du mit Gold bezahlen,
Doch ist sein Feuer bald verraucht,
Wenn nicht der Gott in seine Strahlen,
In seine Geisterglut dich taucht;
Uns, die wir seine Hymnen singen,
Uns leuchtet seine Flamme vor,
Und auf der Töne freien Schwingen
Steigt unser Geist zum Geist empor.

Drum, die ihr frohe Freundesworte
Zum würdigen Gesang erhebt,
Euch grüß' ich, wogende Akkorde,
Daß ihr zu uns herniederschwebt!
Sie tauchen auf — sie schweben nieder,
Im Vollton rauschet der Gesang,
Und lieblich hallt in unsre Lieder
Der vollen Gläser Feierklang.

So haben's immer wir gehalten
Und bleiben fürder auch dabei,
Und mag die Welt um uns veralten,
Wir bleiben ewig jung und neu.
Denn, wird einmal der Geist uns trübe,
Wir baden ihn im alten Wein,
Und ziehen mit Gesang und Liebe
In unsern Freudenhimmel ein.

# Reiters Morgengesang.

(Nach einem schwäbischen Volkslied.)

Morgenroth,
Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,
Ward der Lust ein End gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Thust du stolz mit deinen Wangen,
Die mit Milch und Purpur prangen?
Ach! die Rosen welken all'!

Darum still,
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wacker streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

## Soldatenmuth.

Soldatenmuth siegt überall,
Im Frieden und im Krieg,
Bei Flöten- und Kanonenschall
Erkämpft er sich den Sieg:
Sei's um ein Küßchen mit der Maid,
Sei's mit dem Feind um Blut,
Da ist er schnell zum Kampf bereit,
Da siegt Soldatenmuth,
Hurrah!
Da siegt Soldatenmuth!

Wenn sich der Tanz im Wirbel schwingt
Und Aug' in Auge blickt,
Der Arm sich um die Hüfte schlingt
Und Hand in Hand sich drückt,
Da ist die Maid in kurzer Frist
Dem schlanken Burschen gut,
Wer lange fragt, hat nie geküßt,
Da siegt Soldatenmuth,
Hurrah!
Da siegt Soldatenmuth!

Und wenn am heißen Sommertag
Den Marsch die Hitze drückt,
Und wenn das rasche Roß erlag
Und müd zur Erd' sich bückt,
Hat der Soldat sich aufgerafft,
Er singet wohlgemuth,
Wirbt durch Gesang sich neue Kraft;
So siegt Soldatenmuth;
Hurrah!
So siegt Soldatenmuth!

Und wenn im Thal die Banner weh'n
Und Heer an Heer sich schließt,
Und uns von den Batt'rieenhöhn
Kanonendonner grüßt:
Da reißt uns durch den Waffenplan
Des Kampfes wilde Gluth,
Da mit dem Schwert, Mann gegen Mann,
Da siegt Soldatenmuth,
Hurrah!
Da siegt Soldatenmuth!

Und wenn mein Stündlein kommen sollt',
So bin ich frisch zur Hand;
Ich sterb' ja nicht für eitles Gold,
Ich fall' für's Vaterland.
Was ich gesollt, hab' ich gethan,
Und hab's gelöst mit Blut:
So lebt, so stirbt für seine Fahn',
So siegt Soldatenmuth,
Hurrah!
So siegt Soldatenmuth!

## Prinz Wilhelm.

Prinz Wilhelm, der edle Ritter,
Ritt hinaus ins Schlachtgewitter,
Ritt mit aus in blut'gen Strauß;
Denn als man die Trommel rührte
Und nach Frankreich abmarschirte,
Blieb der Kronprinz nicht zu Haus.

Durch des Rheines wilde Wogen
Ist er schnell hindurchgezogen,
Ziehet weiter ohne Ruh.
Auf die Feinde durch die Wälder,
Durch die eisbedeckten Felder,
Auf die Feinde eilt er zu.

Bei Brienne, im dunkeln Walde
Unser Jägerhorn erschallte,
Uns're Trommeln wirbeln drein;
In den Feind durch Sumpf und Graben
Stürmt der Prinz mit seinen Schwaben,
Daß der Sieg muß unser sein.

Und bei Monterau's blut'gen Brücken,
Als der Feind wollt schier erdrücken
Uns're kleine, treue Schaar,
Hat er gegen Sturmsgewalten
Ritterlich den Paß gehalten,
Bis sein Volk gerettet war.

An der Aube, am Marnestrande,
An der Seine weitem Lande
Kennt man Wilhelm und sein Schwert;
Epinal auf blut'gen Wegen,
Troyes' heißer Kugelregen
Haben seinen Stamm bewährt.

Ja, wo treue Schwaben stritten,
War auch in des Kampfes Mitten
Unser Kronprinz stets dabei;
Ja, so stritt im Schlachtgewitter
Prinz Wilhelm der edle Ritter,
Furchtlos, wie sein Wort, und treu.

Schlaget ein, ihr Kameraden!
Wenn zum Krieg die Trommeln laden,
Strömen freudig wir herbei;
Denn als König zieht der Ritter
Nun voraus ins Schlachtgewitter,
Furchtlos, wie sein Wort, und treu.

## Soldatentreue.

Wohl dem, der geschworen
Zur Fahne den Eid,
Der sich zum Schmuck erkoren
Des Königs Waffenkleid!

Sei Treue verrathen,
Sei Ehre verbannt,
Doch geh'n mit dem Soldaten
Sie beide Hand in Hand.

Es grüßt ja zur Seite
Sein Säbel ihm zu,
Und ruft ihm aus der Scheide:
„So treu wie Stahl seist du!"

Die Büchse, sie winket
So freundlich und rein;
So rein als wie sie blinket,
Soll seine Ehre sein.

Das tönt ihm so süße,
Das schwellt ihm den Arm,
Das macht, wie Liebchens Küsse,
Soldatenherz so warm!

Drum auf! Es ertönen
Trompeten voll Muth!
In Vaterlandes Söhnen
Wallt treues Heldenblut!

Die Welt mag zerreißen
Die Schwüre wie Spreu;
Ich weiß ein Wort wie Eisen,
Es heißt: Soldatentreu'.

# Soldatenliebe.

Steh' ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der fernen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb?

Als ich zur Fahne fortgemüßt,
Hat ſie ſo herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geſchmückt,
Und weinend mich an's Herz gedrückt!

Sie liebt mich noch, ſie iſt mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemuth;
Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es an's treue Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe mildem Schein
Gehst du wohl in dein Kämmerlein,
Und schickst dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebsten in der Fern!

Doch, wenn du traurig bist und weinst,
Mich von Gefahr umrungen meinst,
Sei ruhig, bin in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke schlägt, bald nabt die Rund'
Und löst mich ab zu dieser Stund';
Schlaf' wohl im stillen Kämmerlein
Und denk' in deinen Träumen mein.

## Hans Hutten's Ende.

Laut rufet Herr Ulrich, der Herzog, und sagt:
„Hans Hutten reite mit auf die Jagd,
Im Schönbuch weiß ich ein Mutterschwein,
Wir schießen es für die Liebste mein."

Und im Forst sich der Herzog zum Junker wandt':
„Hans Hutten, was flimmert an deiner Hand?" —
„Herr Herzog, es ist halt ein Ringelein,
Ich hab es von meiner Herzliebsten fein."

„Herr Hans, du bist ja ein stattlicher Mann,
Hast gar auch ein güldenes Kettlein an." —
„Das hat mir mein herziger Schatz geschenkt
Zum Zeichen, daß sie noch meiner gedenkt."

Und der Herzog blicket ihn schrecklich an:
„So? das hat Alles dein Schatz gethan?
Der Trauring ist es von meinem Weib,
Das Kettlein hing ich ihr selbst um den Leib."

O Hutten, gib deinem Rappen den Sporn,
Schon rollet des Herzogs Auge im Zorn!
Flieh', Hutten! es ist die höchste Zeit,
Schon reißt er das blinkende Schwert aus der Scheid!

„Dein Schwert 'raus, Buhler, mich dürstet sehr,
Zu sühnen mit Blut meines Bettes Ehr!"
Flugs, Junker, ein Stoßgebetlein sprich,
Wenn Ulrich haut, haut er fürchterlich.

Es krachen die Rippen, es bricht das Herz;
Ruhig wischet Ulrich das blutige Erz,
Ruhig nimmt er des ledigen Pferdes Zaum,
Und hänget die Leich' an den nächsten Baum.

Es steht eine Eiche im Schönbuchwald,
Gar breit in den Aesten und hochgestalt;
Zum Zeichen wird sie Jahrhunderte stahn,
Hier hing der Herzog den Junker dran.

Und wenn man den Herzog vom Lande jagt,
Sein Nam' bleibt ihm, sein Schwert; er sagt:
„Mein Nam', er verdorret ja nimmermehr,
Und gerächet hab' ich des Hauses Ehr."

## Entschuldigung.

Kam einst ein englischer Kapitan
Zu Stambul in dem Hafen an,
Der wollte nach der langen Fahrt
Sich gütlich thun nach seiner Art
Und in Stambuls krummen Gassen
Vor den Leuten sich sehen lassen.
Hatte auch weit und breit gehört,
Wie die Türken so schöne Pferd',
Reiche Geschirr' und Sättel haben;
Wollte auch wie ein Türke traben,
Und bestellt auf Abends um Vier
Ein recht feur.g, arabisch Thier,
Ziehet sich an im höchsten Staat,
Rothem Rock mit Gold auf der Nahr,
Schwärzt den Bart um Wange und Maul
Und steigt Punkt vier Uhr auf den Gaul.
Drauf, als er reitet durch das Thor,
Kam es den Türken komisch vor,
Hatten noch keinen Reiter geseh'n
Wie den englischen Kapitän;
Die Kniee hatt' er hinaufgezogen
Und seinen Rücken krumm gebogen,
Die Brust mit den Tressen eingedrückt,
Auch den Kopf tief herabgebückt;
Saß zu Pferd wie ein armer Schneider.
Doch der Schiffskapitän ritt weiter,
Glaubte getrost, die Türken lachen
Aus lauter Bewund'rung in ihrer Sprachen.
So ritt er bis zum großen Platz,
Da machte der Araber einen Satz

Und steigt; der englische Kapitän
Ergreift des Arabers lange Mähn',
Gibt ihm verzweiflungsvoll die Sporen
Und schreit ihm auf Englisch in die Ohren;
Das Roß den Reiter nicht verstand,
Setzt wieder und wirft ihn in den Sand.
Die Türken den Rothrock sehr beklagen;
Haben ihn auch zu Schiff getragen,
Und seinem Dragoman, einem Scioten,
Haben sie hoch und streng verboten,
Er dürf's nimmer wieder leiden,
Daß der Herr den Araber thät reiten.
Als sie verlassen den Kapitan,
Befiehlt er gleich dem Dragoman,
Ihm auf Englisch auszudeuten,
Was er gehört von diesen Leuten.
Der Grieche spricht: „Es ist nichts weiter,
Sie glauben, Ihr seid ein schlechter Reiter,
Wollen, Ihr sollt in Stambuls Gassen
Nimmer zu Pferd Euch sehen lassen."
Deß hat sich der Kapitän gegrämt
Und vor den Türken sehr geschämt.
Spricht zum Dragoman: „Geh hinein
Und sage den Türken: es kommt vom Wein;
Der Herr ist sonst ein guter Reiter,
Aber heut an der Tafel, leider,
Hat er sich ziemlich in Sekt betrunken,
Da ist er im Rausche vom Pferd gesunken."
Der Grieche ging zum Hafenthor
Und trug den Türken die Sache vor;
Doch diese hören ihn schaudernd an:
„Wir glaubten Gutes vom rothen Mann,
Und dachten, er sitze schlecht zu Pferd',
Weil's ihn sein Vater nicht besser gelehrt;
Aber wie, von Wein betrunken,
Ist er im Rausche vom Pferd gesunken?
Pfui dem Giaur und seinem Glas,
Allah thue ihm dies und das!"
Da sprach ein alter Muselmann:
„Glaubt's nicht, Leute, höret mich an,
Nicht, weil der Frank' zu viel getrunken,
Ist er schmählich vom Roß gesunken.
Hab' gleich gedacht, es wird so geh'n,
Als ich ihn habe reiten seh'n,
Die Kniee hoch hinaufgezogen,
Den Rücken krumm und schief gebogen,
Die Brust mit Tressen eingedrückt,
Kopf und Nacken niedergebückt.

Denk' ich, wenn sein Rößlein scheut,
Ihn sein Reiten gewiß gereut.
Aber nein, ich will euch sagen,
Warum er wollte den Wein verklagen,
Und stellte sich lieber als Säufer gar,
Denn als ein schlechter Reiter dar;
Das macht des Menschen Eitelkeit,
Die ihn zu Trug und Lug verleit't.
Will Mancher lieber ein Laster haben,
Hätt' er nur andere glänzende Gaben;
Und Mancher lieber eine Sünd' gesteht,
Eh' er eine Lächerlichkeit verräth;
Ein Dritter will gar zur Hölle fahren,
Um sich ein falsch Erröthen zu sparen.
So auch der fränkische Kapitan,
Schämt sich und lügt uns lieber an,
Will lieber Säufer sich lassen schelten,
Als für einen schlechten Reiter gelten."

## Jesuitenbeichte.

(Nach dem Französischen.)

Ich liebte zwanzig Mädchen nach der Reihe,
Und jeder war mein ganzes Herz geweiht,
Und jede schwur mir heute ew'ge Treue
Und brach schon morgen ihren heil'gen Eid.
Da schwur und flucht' ich, keinem Weib zu trauen.
„Mein Sohn, wer flucht, der sündiget. Allein
Die Schuld liegt diesmal wirklich an den Frauen;
Du sollst versöhnet und entschuldigt sein."

Weil ich Bestechung haßte wie die Hölle,
Fand mein Minister mich zu ungeschickt,
Und einem feilen Kerl gab er die Stelle,
Der sich vor seinem Kammerdiener bückt;
Da wünschte ich Herrn C.... zum Teufel.
„Mein Sohn, welch rohe Leidenschaft! Allein
Bei kaltem Blut bereust du ohne Zweifel;
Du sollst entschuldigt und versöhnet sein."

Mit schönen Worten, blendendem Versprechen
Hat ein bekannter Herr mich arm gemacht,
Und um mich für die Tausende zu rächen,
Um die mich der Verräther hat gebracht,
Schalt ich Herrn V... einen Beutelschneider.
„Mein Sohn, das Wort war freilich grob. Allein
Die Welt nennt ihn mit diesem Namen, leider!
Du sollst entschuldigt und versöhnet sein."

Das Sacrileg, ich will's gestehen, nannte
Ich ein Gesetz für Sklaven nur gemacht;
Der Menschheit Schmach und des Jahrhunderts Schande,
Und P..., ihn, der es ausgedacht,
Schalt ich den Mörder aller freien Seelen.
Mein Sohn, das war ein derber Schimpf. Allein
Du irrtest menschlich, irren heißt nicht fehlen;
Du sollst entschuldigt und versöhnet sein."

Und als ich diese arme Welt bedachte,
Und sah, wie Alles schief und irrig geht,
Wie man die Tugend und das Recht verlachte,
Und wie jetzt Trug und Laster oben steht,
Da — hielt ich Gott für einen leeren Namen.
„Mein Sohn, du hast dich schwer verfehlt. Allein
Gott ist barmherzig gegen Sünder, Amen;
Du sollst entschuldigt und versöhnet sein."

Ich liebte Eintracht in Palast und Hütten,
Doch als ich schleichend wiederkehren sah
Die Zwietracht an der Hand der Jesuiten,
Da schwur ich ew'gen Haß Sankt Loyola,
Und ew'gen Haß und Rache seinen Söhnen!
„Mein Sohn, ich bin die Langmuth selbst. Allein
Das heißt fürwahr das Heiligste verhöhnen;
Vor uns und Gott kannst du nicht schuldlos sein!"

## Regel für Kranke.

Hast du mit dem Apotheker Streit,
Es dem Arzt zu klagen vermeid';
Hast du über den Arzt zu klagen,
Sollst du's nicht dem Apotheker sagen;
Denn sind sie auch Feinde immerdar,
So werden sie Freund' am neuen Jahr,
Verkünden: der hat dies gesagt,
Und mir hat er von dir geklagt.
Wirst du nun krank in den ersten Wochen
Die Arznei sie zusammenkochen:

„Recipe: Was er uns gethan,
Rühren wir ihm jetzt doppelt an;
Zwanzig Drachmen von seinen Klagen
Mit Assa foetida für den Magen.
Misceatur, detur, nebst unsrem Groll,
Alle Stunden zwei Löffel voll."

Und stirbst du nicht in der Blüthezeit
Ihrer neuen Herzinnigkeit,
Lassen sie dich so lange liegen,
Bis sie selbst wieder Händel kriegen.

* * *

Merke: zweier Gegner Klagen
Mußt du nicht hin und wieder tragen;
Weißt nicht, ob, die geschieden scheinen,
Sich nachmals gegen dich vereinen.

## Schriftsteller.

Es ist kein Autor so gering und klein,
Der nicht dächt' etwas Recht's zu sein;
Und wär' er noch so ein armer Wicht,
Geht er doch stolz und aufgericht't,
Daß man glaubt, der leere Hut
Noch zu dem Kleinen gehören thut.
Auch kein Autor auf den andern baut;
Denn sei ein Paar noch so vertraut,
Darfst heut' den einen heruntersetzen,
Willst du den andern höher schätzen,
Und morgen auf des zweiten Kösten,
Läßt sich der erste nennen den Besten.

## Lehre aus Erfahrung.

Hat dir ein Autor Geld geliehn,
Und kommt und will den Wechsel ziehn,
Und kannst doch nicht sogleich bezahlen,
Ihm auch keinen andern Trug vormalen,
So sprich getrost: „Jetzt weiß ich schon,
's war, als die treffliche Recension,
Wie Euer letztes Werk gelungen,
Stund in den Literaturzeitungen;
Waret gelobt über'n Schellenkönig,
Und dennoch, däucht es mir zu wenig.
Aber könntet Ihr nicht noch borgen
Einige Zeit?" — „Seid ohne Sorgen,"
Der Autor drauf ganz freundlich spricht,
„Nach meinem Geld verlangt mich nicht,
Bleibet mein Freund: 's hat kein' Gefahr,
Könnt mich bezahlen bis über's Jahr."

## Amor der Räuber.

(Nach dem Italienischen.)

Die Unschuld saß in grüner Laube,
Sie hielt ein Täubchen in dem Schooß:
Und Amor kam: Gib mir die Taube,
Ein Veilchen nur gib deine Taube.
Die Unschuld ließ sie lächelnd los,
Doch hielt sie Täubchen an dem Band,
Das sich um Täubchens Flügel wand.

Doch kaum hat er die weiße Taube,
So schneidet er den Faden ab;
Und höhnisch lachend mit dem Raube
Entfliegt der Räuber aus der Laube
Und nimmer kehrt der lose Knab':
Und als ihr Täubchen nimmer kam,
Ward sie dem Räuber ewig gram.

## Stille Liebe.

Dürft' ich fragen, was aus ihrem Auge
Oft so entzückend mir entgegenstrahlt,
Was, wenn ich schnell mich ihrer Seite nahe,
Die Wangen ihr mit hoher Röthe malt!
Ahnt sie, was meine Lippen ihr verschweigen,
Was meine Brust mit stiller Sehnsucht füllt?
Hofft' ich zu kühn? Ist es der Strahl der Liebe,
Der so entzückend ihrem Blick entquillt?

Warum hat doch ihr Händchen so gezittert,
Als ich ihr gestern guten Abend bot,
Und als ich ihr recht tief in's Auge schaute,
Was machte sie auf einmal doch so roth?
Sie hat die Rose, die ich ihr gegeben,
So sorgsam ins Gebetbuch eingelegt;
Warum wohl? da sie sonst so gerne Rosen
Am Busen und am Sommerhütchen trägt.

Warum schwieg sie auf einmal heute stille
Und wußte nicht mehr, was ich sie gefragt?
Hat sie gemerkt, was ich ihr gerne sagte?
Ich hab' ihr's doch mit keinem Wort gesagt,
O hätt' ich Muth! dürft' ich Luisen sagen,
Was mich so still, was mich so tief beglückt!
O dürft ich fragen, was aus ihrem Auge
Oft so entzückend mir entgegen blickt!

## Troſt.

Die Mißgunſt lauſcht auf allen Wegen,
Daß ſie der Liebe Glück verräth,
Doch treue, zarte Liebe geht
Auf tauſend unbewachten Stegen;
Ein Druck der Hand, ein flücht'ger Blick
Sagt mir der Liebe ſüßes Glück.

Und zog ich auch in weite Ferne,
Es zog mit mir mein ſtilles Glück,
Denn ſchau' ich nicht der Liebe Blick,
So blick' ich auf zum Abendſterne;
Wie ihres Auges ſtille Gluth
Strahlt er in's Herz getroſten Muth.

Und wallen meine Tage trüber
Und dringt kein Troſt von ihr zu mir,
Und dringt mein Sehnen nicht zu ihr,
Kein Wort von ihr zu mir herüber;
Mein ſtilles Glück iſt nicht getrübt,
Ich weiß ja doch, daß ſie mich liebt.

Drum klag' ich nicht in weiter Ferne,
Weil Neid der Liebe Weg belauſcht,
Wenn auch nicht Wort mit Wort ſich tauſcht,
Mir ſtrahlt ein Troſt im Abendſterne;
Aus ſeinen milden Strahlen quillt
Mir meiner Liebe trautes Bild.

## Sehnsucht.

Die Sonne grüßt Tubinga's Höh'n,
Der Berge Morgennebel fallen,
Und leichte Frühlingslüfte weh'n,
Im Thal die Heerdenglocken schallen,
Des Neckars sanfte Welle quillt
An der Gestade Rebenhügel,
Es taucht die alte Burg ihr Bild
In seinen silberreinen Spiegel.
Wie wär' der Morgen doch so schön,
Könnt' ich mit dir mich da ergeh'n!

Und reger wogt's am Ufer hin,
Wenn Mittag zu den Schatten ladet,
Wenn sich durch frisches Blättergrün
Die Sonne in dem Strome badet;
Der Hirte zieht den Linden zu,
Der Winzer steigt vom Berge nieder,
Und in des kühlen Strandes Ruh
Erwachen ihre Kräfte wieder;
Am Neckarstrand ruht' ich so gerne,
Wär' nicht Louise in der Ferne.

Der Abend senket seinen Strahl,
Die Heerden ziehen von den Weiden,
Und fernhin durch das holde Thal
Die Dörfer zu der Ruhe läuten;
Da kommen Mädchen Hand in Hand
Den Wiesenplan heraufgezogen;
Es wölbt für sie am grünen Strand
Der Lindengang die hohen Bogen;
Doch jenen Linden fehlt das Eine —

Ich wandle ohne sie — alleine!
Auf geht des Mondes Silberstrahl,
Er malt den Berg mit falbem Glanze,
Er ruft die Geister in das Thal,
Er leuchtet ihrem Reigentanze;
Ihr Berge all' von Duft umhüllt,
Du Thal am Strome auf und nieder,
Du wärst so hold, du wärst so mild,
Dir weiht' ich meine frohsten Lieder —
Du wärst so schön im Abendscheine,
Schlüg' sie ihr Aug' hin in das meine.

## Ihr Auge.

Ich weiß wo einen Bronnen
Voll hellem Himmelsthau,
Es glänzt der Strahl der Sonnen
Aus seines Spiegels Blau;
Er ladet klar und helle
Zu süßer Wonne ein,
Es winkt aus seiner Quelle
Der Sonne milder Schein.

Mir war, als sollte drunten
In seiner klaren Fluth
Das arme Herz gesunden
Von seinem bangen Muth.
Ich tauchte freudig nieder,
Ins klare Blau hinab,
Mein Herz, das kam nicht wieder,
Fand in dem Quell sein Grab.

Kennst du den süßen Bronnen
So klar und silberhell?
Kennst du den Strahl der Sonnen
Aus seinem blauen Quell?
Das ist des Liebchens Auge,
Ihr süßer Silberblick, —
Aus seiner Tiefe tauche
Ich nie zum Licht zurück.

## Serenade.

Wenn vom Berg mit leisem Tritte
Luna wandelt durch die Nacht,
Eil' ich zu des Liebchens Hütte,
Lausche, ob die Holde wacht.
Seh' ich dort die Lampe glühen
In dem stillen Kämmerlein,
Möcht' ich, wie der Lampe milder Schein,
Spielend um die zarten Wangen ziehen.

Mit des Lichtes schönsten Strahlen
Zög' ich um mein liebes Kind,
Farben wollt' ich um sie malen,
Wie sie nur am Himmel sind;
Sänke Schlummer ihr auf's Auge,
Löschte sie des Lämpchens Schein,
Wär' ihr letzter, süßer Blick noch mein,
Und ich stürbe sanft in ihrem Hauche.

Nimmer darf ich um sie weben,
Wie der Lampe milder Schein,
Doch mein Lied darf zu ihr schweben,
Darf der Liebe Bote sein.
Schwebt denn, Töne meiner Laute,
Zu des Liebchens Kämmerlein,
Wieget sie in süße Träume ein,
Und dann flüstert: „Denke mein, du Traute!"

## Die Freundinnen an der Freundin Hochzeittage.

In deines Festes fröhliche Gesänge
Mischt sich ein trauter Ton aus alter Zeit,
Es lockt dich aus dem jubelnden Gedränge
Zurück noch einmal zur Vergangenheit;
Die Freundschaft ist's, es sind der Schwestern Tritte,
Sie pochen schüchtern an der Pforte an,
Sie nahen dir, sie flüstern ihre Bitte
Und fragen freundlich: Denkst du noch daran?

Denkst du daran, wie wir uns einst gefunden
In unsrer Kindheit holder Blumenwelt?
Es waren unsres Lebens Morgenstunden,
Vom Frühroth reiner Freuden schön erhellt;
Der Schule Mühen, alle frohen Spiele
Und aller Jubel von der Kindheit Bahn,
Sie steigen auf in freudigem Gewühle
Und fragen mit uns: Denkst du noch daran?

Denkst du daran, wie an der Kindheit Gränzen
Uns eine schön're Freudenwelt empfing?
Wie uns ein Leben, voll Gesang und Tänzen,
Gefaßt in seinen wundervollen Ring?
Und wie auch ernste deutungsvolle Tage
Des Lebens Ernst und Züge zeigten an?
Es war der Jugend Frühlingstag; o sage,
Die Schwestern bitten: Denkst du noch daran?

Wohl trittst du jetzt in ernster Frauen Kreise,
Die Myrthe schmückt zum letztenmal dein Haar,
Du tändelst nicht mehr nach der Mädchen Weise,
Du nimmst jetzt Abschied von der Jungfraun Schaar:
Doch blickst du künftig ernst in unsern Reigen,
Schilt unsre Freuden dann nicht leeren Wahn;
Denn die Erinn'rung wird dir Bilder zeigen
Und lächelnd sagen: Denkst du noch daran?

Du denkst daran: und zum Gedächtnißmale,
Als eine reine, jungfräuliche Zier
Nimm von den Schwestern die krystall'ne Schale,
Wir reichen sie mit frommen Wünschen dir.
So werden wir in deinem Herzen leben,
Denn siehst du einmal diese Schale an,
Dann wird dich die Erinnerung umschweben
Und freundlich sagst du: „Ja, ich denk daran."

## An Emilie.

Zum Garten ging ich früh hinaus,
Ob ich vielleicht ein Sträußchen finde?
Nach manchem Blümchen schaut' ich aus,
Ich wollt's für dich zum Angebinde;
Umsonst hatt' ich mich hinbemüht,
Vergebens war mein freudig Hoffen;
Das Veilchen war schon abgeblüht,
Von andern Blümchen keines offen.

Und trauernd späht' ich her und hin,
Da tönte zu mir leise, leise
Ein Flüstern aus der Zweige Grün,
Gesang nach seel'ger Geister Weise;
Und lieblich, wie des Morgens Licht
Des Thales Nebelhüllen scheidet,
Ein Röschen aus der Knospe bricht,
Das seine Blätter schnell verbreitet.

„Du suchst ein Blümchen!" spricht's zu mir,
„So nimm mich hin mit meinen Zweigen,
Bring' mich zum Angebinde ihr,
Ich bin der wahren Freude Zeichen.
Ob auch mein Glanz vergänglich sei,
Es treibt aus ihrem treuen Schooße
Die Erde meine Knospen neu,
Drum unvergänglich ist die Rose.

Und wie mein Leben ewig quillt
Und Knosp' um Knospe sich erschließet,
Wenn mich die Sonne sanft und mild
Mit ihrem Feuerkuß begrüßet,
So deine Freundin ewig blüht,
Beseelt vom Geiste ihrer Lieben,
Denn ob der Rose Schmelz verglüht —
Der Rose Leben ist geblieben."

## Der Kranke.

Zitternd auf der Berge Säume
Fällt der Sonne letzter Strahl,
Eingewiegt in düstre Träume
Blickt der Kranke in das Thal,
Sieht der Wolken schnelles Jagen
Durch das trübe Dämmerlicht —
Ach, des Busens stille Klagen
Tragen ihn zur Heimath nicht!
Und mit glänzendem Gefieder
Zog die Schwalbe durch die Luft,
Nach der Heimath zog sie wieder,
Wo ein milder Himmel ruht;
Und er hört ihr fröhlich Singen,
Sehnsucht füllt des Armen Blick,
Ach, er sah sie auf sich schwingen,
Und sein Kummer bleibt zurück.
Schöner Fluß mit blauem Spiegel,
Hörst du seine Klagen nicht?
Sag' es seiner Heimath Hügel,
Daß des Kranken Busen bricht.
Aber kalt rauscht er vom Strande
Und entrollt ins stille Thal,
Schweiget in der Heimath Lande
Von des Kranken stiller Qual.
Und der Arme stützt die Hände
An das müde, trübe Haupt;
Eins ist noch, wohin sich wende
Der, dem aller Trost geraubt;
Schlägt das blaue Auge wieder
Muthig auf zum Horizont,
Immer stieg ja Trost hernieder
Dorther, wo die Liebe wohnt.

Und es netzt die blassen Wangen
Heil'ger Sehnsucht stiller Quell,
Und es schweigt das Erdverlangen,
Und das Auge wird ihm hell:
Nach der ew'gen Heimath Lande
Strebt sein Sehnen kühn hinauf,
Sehnsucht sprengt der Erde Bande,
Psyche schwingt zum Licht sich auf.

## Grabgesang.

Vor des Friedhofs dunkler Pforte
Bleiben Leid und Schmerzen stehn,
Dringen nicht zum heil'gen Orte,
Wo die sel'gen Geister geh'n,
Wo nach heißer Tage Gluth
Unser Freund im Frieden ruht.

Zu des Himmels Wolkenthoren
Schwang die Seele sich hinan,
Fern von Schmerzen, neu geboren,
Geht sie auf — die Sternenbahn;
Auch vor jenen heil'gen Höh'n
Bleiben Leid und Schmerzen steh'n.

Sehnsucht gießet ihre Zähren
Auf den Hügel, wo er ruht;
Doch ein Hauch aus jenen Sphären
Füllt das Herz mit neuem Muth;
Nicht zur Gruft hinab — hinan,
Aufwärts ging des Freundes Bahn.

Drum auf des Gesanges Schwingen
Steigen wir zu ihm empor,
Unsre Trauertöne dringen
Aufwärts zu der Seel'gen Chor,
Tragen ihm in stille Rüh'
Unsre letzten Grüße zu.

## Aus dem Stammbuche eines Freundes.

Und wird dir einst die Nachricht zugesandt,
Daß zu den Vätern ich versammelt wäre,
So trink' und sprich: „ich hab ihn auch gekannt,"
Mach' hier ein Kreuz — und gib' mir eine Zähre.

## Logogryph.

Kennst du das Wort, das Herzen mächtig bindet?
Kennst du der Liebe trauliches Symbol?
Das feste Band, das sich um Freunde windet,
Des Fürsten Heil, des Vaterlandes Wohl?

An Stärke muß ihm Stahl und Eisen weichen;
Doch hat es einen mächt'gen stillen Feind;
Streichst du des hohen Wortes erstes Zeichen,
Hast du die finstere Macht, die ich gemeint.

So lang die Welt steht, liegen diese beiden
Im Kampf um höchstes Leid und höchste Lust;
Halt fest am Ganzen, laß sie nimmer streiten
In deiner stillen und zufried'nen Brust.

# Räthsel.

## 1.

Es ist ein Wort, dreideutig dem Germanen;
Einst war das erste furchtbar seinen Ahnen;
Der schwere Zeiger der Geschichte rückt,
Der Deutsche erbt das Scepter; ihr erblickt,
Wie dem erwählten deutschen Sohne
Im zweiten die gewicht'ge Krone
Der Bischof auf die Stirne drückt.
Es kreist im hoch gewölbten Saale
Das dritte bei dem Krönungsmahle.

## 2.

Noch sitzt auf halbverfall'nem Throne,
Noch hält die längst bestritt'ne Krone
Die alte Königin der Welt.
Ob sie wohl je vom Throne fällt?
Vielleicht; doch lies't du sie von hinten,
So wirst du einen König finden,
Der herrscht, seitdem die Welt bestehn,
Deß Reich nur mit der Welt vergeht;
Sie schießt nicht ewig Donnerkeile,
Doch ewig treffen seine Pfeile.

## 3.

Einst hieß man mich die schönste aller Frauen,
Selbst Könige entzweite meine Macht.
Zehntausend Krieger aus Europa's Gauen,
Von Asiens Landen schlugen manche Schlacht,
Und eher nicht war ihres Kampfes Ziel,
Als bis erschlagen alle Heldensöhne,
Und bis ein stolzes Königshaus zerfiel;
Und dennoch pries man die unsel'ge Schöne.

Und wieder tönte jüngst mein alter Namen,
Doch bin ich häßlich und verlassen nun,
Von allen, die des Weges zu mir kamen,
Will keiner lang an meiner Seite ruh'n;
Nur einer kam, der erste, dem nicht graut,
An meinem Herd für immer still zu liegen,
Der lange mir ins blasse Antlitz schaut,
Und bitter lacht ob meinen düstern Zügen.

„Ach, darum also," sprach er, „läßt du feiern
Dein unheilvoll Gedächtniß bis auf heut,
Damit du reih'test zu den alten Freiern
Auch einen Heros aus der neuen Zeit?
Doch lockst du mich mit keinem Erdentand,
Denn Zeus zerschlug dein Ilium in Scherben;
Wohlan! auch meine Trojer deckt der Sand,
So laß mich denn in deinen Armen sterben."

## Charade.

Der ersten Sylb' entströmen Wein und Lieder,
Und was du einsam denkst, macht sie bekannt,
Oft geht sie mit dem Zwang auch Hand in Hand,
Schlägt selbst in Fesseln deine freien Glieder!
Doch gibt das zweite Paar dir Hoffnung wieder,
Sein Feuerathem weht von Land zu Land,
Sprengt deines Kerkers festgethürmte Wand,
Wirft deine Häscher, deine Fesseln nieder.
Scheint zwei mit eins sich nimmer zu vertragen,
So ist das Ganze doch ein hohes Wort,
Woran man nur den Widerspruch getadelt;
Doch hat sein Widerspruch manch' großen Geist geadelt!
Fürwahr! es starb des letzten letzter Hort,
Wär' es gestorben jüngst in unsern Tagen.

# Novellen.

# Vertrauliches Schreiben

an

## Herrn W. A. Spöttlich,

Vicebataillenschirurgen a. D. und Mauthbeamten in Tempelhof bei Berlin.

Sie werden mich verbinden, verehrter Herr, wenn Sie diese Vorrede lesen, welche ich einer kleinen Sammlung von Novellen vordrucken lasse. Ich ergreife nämlich diesen Weg, Einiges mit Ihnen zu besprechen, theils weil mir nach sechs unbeantwortet gebliebenen Briefen das Porto bis Tempelhof zu theuer däuchte, theils aber auch, weil Sie vielleicht nicht begreifen, warum ich diese Novellen gerade so geschrieben habe und nicht anders.

Sie werden nämlich nach Ihrer bekannten Weise, wenn Sie „Novellen" auf dem Titel lesen, die kleinen Augen noch ein wenig zudrücken, auf geheimnißvolle Weise lächeln und, sollte er gerade zugegen sein, Herrn Amtmann Kohlhaupt versichern: „Ich kenne den Mann, es ist Alles erlogen, was er schreibt;" und doch würden Sie sich gerade bei diesen Novellen sehr irren. Die besten und berühmtesten Novellendichter: Lopez de Vega, Boccaccio, Goethe, Calderon, Tieck, Scott, Cervantes und auch ein Tempelhofer haben freilich aus einem unerschöpflichen Schatz der Phantasie ihre Dichtungen hervorgebracht, und die unverwelklichen Blumensträuße, die sie gebunden, waren nicht in Nachbars Garten gepflückt, sondern sie stammten aus dem ewig grünenden Paradies der Poesie, wozu nach der Sage Feen ihren Lieblingen den unsichtbaren Schlüssel in die Wiege legen. Daher kommt es auch, daß durch eine geheimnißvolle Kraft Alles, was sie gelogen haben, zur schönsten Wahrheit geworden ist.

Geringere Sterbliche, welchen jene magnetische Springwurzel, die nicht nur die unsichtbaren Wege der Phantasie erschließt, sondern auch die festen und undurchdringlichen Pforten der menschlichen Brust aufreißt, nicht zu Theil wurde, müssen zu allerlei Nothbehelf ihre Zuflucht nehmen, wenn sie Novellen schreiben wollen. Denn das eben ist das Aergerliche an der Sache, daß oft ihre Wahrheit als schlecht erfundene Lüge erscheint; während die Dichtung jener Feenkinder für treue, unverfälschte Wahrheit gilt.

So bleibt oft uns geringen Burschen nichts übrig, als nach einer Novelle zu *spionieren*. Kaffeehäuser, Restaurationen, italienische Keller und dergleichen sind für diesen Zweck nicht sehr zu empfehlen. Gewöhnlich trifft man dort nur Männer, und Sie wissen selbst, wie schlecht die Restaurationsmenschen erzählen. Da wird nur dieses oder jenes Faktum schnell und flüchtig hingeworfen; reine Nebenbemerkungen, nichts Malerisches; ich möchte sagen, sie geben ihren Geschichten kein Fleisch, und wie oft habe ich mich geärgert, wenn man von einer Hinrichtung sprach, und dieser oder jener nur hinwarf „geköpft," „hingerichtet," statt daß man, wie bei ordentlichen Erzählungen gebräuchlich, den armen Sünder, seinen Beichtvater, den rothen Mantel des Scharfrichters, sein blinkendes Schwert sieht, ja selbst die Luft pfeifen hört, wenn sein nerviger Arm den Streich führt.

Es gibt gewisse Weinstuben, wo sich ältere Herren versammeln und nicht gerne einen „Jungen," einen „Fremden" unter sich sehen. Diese pflegen schon besser zu erzählen; dadurch, daß sie diesen oder jenen Straßenraub, die geheimnißvolle unerklärliche Flucht eines vornehmen Herrn, einen plötzlichen Sterbefall, wobei man „allerlei gemunkelt" habe, schon fünfzigmal erzählten, haben ihre Geschichten einen Schmuck, ein stattliches Kleid bekommen, und schreiten ehrbar fürder, während die Geschichten der Restaurationsmenschen wie Schatten hingleiten. Solche Herren haben auch eine Art von historischer Gründlichkeit, und es gereicht mir immer zu hoher Freude, wenn einer spricht: „Da bringen Sie mich auf einen sonderbaren Verfall," sich noch eine halbe Flasche geben läßt und dann anhebt: „In den siebziger Jahrgängen lebte in meiner Vaterstadt ein Kavalier von geheimnißvollem Wesen." — Solche Herren trifft man allenthalben, und sie werden von mehreren unserer neueren Novellisten stark benützt. Der bekannte ** versicherte mich, daß er einen ganzen Band seiner Novellen solchen alten Nachtfaltern verdanke, und erst aus diesem Geständniß konnte ich mir erklären, warum seine Novellen so steif und trocken waren; sie kamen mir nachher allesammt vor, wie alte, verwelkte Junggesellen, die sich ihre Liebesabenteuer erzählen, welche sämmtlich anfangen: „Zu meiner Zeit."

Die ergiebigste Quelle aber für Novellisten unserer Art sind Frauen, die das fünfundsechzigste hinter sich haben. Die Welt nennt Medisance, was eigentlich nur eine treffliche Weise zu erzählen ist; junge Mädchen von sechzehn, achtzehn pflegen mit solchen Frauen gut zu stehen und sich wohl in Acht zu nehmen, daß sie ihnen keine Blöße geben, die sie in den Mund der alten Novellistinnen bringen könnte; Frauen von dreißig und ihre Hausfreunde gehen lieber eine Ecke weiter, um nicht ihren Gesichtskreis zu passiren, oder wenn sie der Zufall mit der Jugendfreundin ihrer seligen Großmutter zusammenführt, pflegen sie das gute Aussehen der Alten zu preisen und hören geduldig ein beißendes Lob der alten Zeiten an, das regelmäßig ein sanftes Exordium, drei Theile über Hauswesen, Kleidung und Kindererzucht, eine Nutzanwendung, nebst einem frommen Amen enthält. Solche ältere Frauen pflegen gegen jüngere Männer, die ihnen einige Aufmerksamkeit schenken, einen gewissen geheimnißvollzutraulichen Ton anzunehmen. Sie haben für junge Mädchen und schöne Frauen, die jetzt dieselbe Stufe in der Gesellschaft bekleiden, welche sie einst selbst behauptet hatten, feine und bezeichnende Spitznamen, und erzählen den Herren, die ihnen ein Ohr

leihen, allerlei „kuriose“ Sachen von dem „Eichhörnlein und seiner Mutter,“ auch „wie es in diesem oder jenem Hause zugeht,“ „galante Abenteuer von jenem ältlichen gesetzten Herrn, der nicht immer so gewesen,“ und sind sie nur erst in dem abenteuerlichen Gebiet geheimer Hofgeschichten und schlechter Ehen, so spinnen sie mit zitternder Stimme, feinem Lächeln und den theuersten Versicherungen Geschichten aus, die man (natürlich mit verändertem Namen) sogleich in jeden Almanach könnte drucken lassen.

Niemand weiß so trefflich wie sie das Costüm, das Gespräch, die Sitten „vor fünfzig Jahren“ wieder zu geben; ich glaubte einst bei einer solchen Unterhaltung die Reifröcke rauschen, die hohen Stelzschuhe klappern, die französischen Brocken schnurren zu hören, die ganze Erzählung roch nach Ambra und Puder, wie die alten Damen selbst. Und so frisch und lebhaft ist ihr Gedächtniß und Mienenspiel, daß ich einmal, als mir eine dieser Damen von einer längst verstorbenen Frau Ministerin erzählte und ihren Gang und ihren schnarrenden Ton nachahmte, unwillkürlich mich erinnerte, daß ich diese Frau als Kind gekannt, daß sie mir mit derselben schnarrenden Stimme ein Zuckerbrod geschenkt habe. Mehrere Novellen, die ich aufgeschrieben, beziehen sich auf geheime Familiengeschichten oder sonderbare, abenteuerliche Vorfälle, deren wahre Ursachen wenig ins Publikum kamen, und ich kann versichern, daß ich sie alle, theils in Berlin, theils in Hannover, Cassel, Carlsruhe, selbst in Dresden eben von solchen alten Frauen, den Chroniken ihrer Umgebung, gehört und oft wörtlich wieder erzählt habe.

Nur so ist es möglich, daß wir, auch ohne jenen Schlüssel zum Feenreich, gegenwärtig in Deutschland eine so bedeutende Menge Novellen zu Tage fördern. Die wundervolle Mährchenwelt findet kein empfängliches Publikum mehr, die lyrische Poesie scheint nur noch von wenigen geheiligten Lippen tönen zu wollen, und vom alten Drama sind uns, sagt man, nur die Dramaturgen geblieben. In einer solchen miserablen Zeit, Verehrter, ist die Novelle ein ganz bequemes Ding. Den Titel haben wir, wie eine Maske, von den großen Novellisten entlehnt, und Gott und seine lieben Kritiker mögen wissen, ob die nachstehenden Geschichten wirkliche und gerechte Novellen sind.

Ich habe, mein werther Herr, dies Alles gesagt, um Ihnen darzuthun, wie ich eigentlich dazu kam, Novellen zu schreiben, wie man beim Novellenschreiben zu Werke gehe, und — daß Alles getreue Wahrheit sei, wenn auch keine poetische, was ich niedergeschrieben. Sie werden sich noch der guten Frau von Welkerlohn erinnern, die immer ein Kleid von verblichenem gelbem Sammet trug, das nur eine weiche Fortsetzung ihrer harten gelben Züge schien? Von ihr habe ich die Geschichte „Othello“ betitelt. Sie war viel zu diskret, um Namen und die Residenz zu nennen, wo diese sonderbaren Scenen vorfielen, aber wenn ich bedenke, daß sie zur selben Zeit Hofdame in Scherau war, als Jean Paul dort lebte, so kann ich nicht anders glauben, als die Geschichte sei an jenem Hofe vorgefallen. Die zweite Novelle habe ich aus dem Mund der alten Gräfin Nelkenroth; man hält sie allgemein für eine böse Frau, aber ich kann versichern, daß ich sie über Josephens Schicksal Thränen vergießen sah. Man will zwar behaupten, daß sie oft in Gesellschaften weinerliche Geschichten erzähle, weil ihr vor zwanzig Jahren ein Maler versicherte, sie habe etwas von einer

Mater dolorosa; aber so viel ist gewiß, daß sie mehrere Personen des Stücks gekannt haben will, und die Frau, bei welcher Herr v. Fröben in S. gewohnt hat, erzählte mir manche Sonderbarkeiten von ihm. Ich und viele Leute in S., welchen ich die Geschichte wieder erzählte, gaben sich vergebliche Mühe, über Herrn v. Fröben und die Personen, mit welchen er in Berührung kam, etwas Näheres zu erfragen. Wir erfuhren nur, daß das Bild der Dame nach dem Gemälde in der Boisserée'schen Gallerie von Strirner lithographirt worden sei. In Ostende, wo ich durch mehrere Briefe nachforschte, konnte ich nichts erfahren, als daß allerdings ein englisches Schiff, die Luna, Capitän Wardwood, im August Passagiere nach Portugal an Bord genommen habe, und daß sich im Register des Hafendirektors ein Don Pedro de Montanjo nebst Nichte und Dienerschaft befinde. Am Rhein, wo ich mich nach Herrn von Faldner und seiner Familie erkundigte, und erzählte, warum ich nachfrage, erklärte man mir Alles für Erfindung, denn es gäbe am ganzen Rhein hinab nur gesittete Landwirthe, die mit ihren Frauen wie die Engel im Himmel leben.

Sie sehen, ich habe keine Mühe gescheut, die Geschichten, die ich erzähle, so glaubwürdig als möglich zu machen. Es gibt freilich Leute, die mir dieser historischen Wahrheit wegen gram sind und behaupten, der echte Dichter müsse keine Straße, keine Stadt, keine bekannten Namen und Gegenstände nennen; Alles und Jedes müsse rein erdichtet sein, nicht durch äußern Schmuck, sondern von innen Wahrheit gewinnen, und wie Mahomed's Sarg, müsse es in der schönen lieben, blauen Luft zwischen Himmel und Erde schweben. Andere halten es vielleicht auch für eine „*rechtswidrige Täuschung des Publikums*," und können mich darüber belangen wollen, daß ich behaupte, dies und jenes habe sich da und dort zugetragen, und ich könne doch keine stadtgerichtlichen Zeugnisse beibringen. Aber ist denn hier von echter Poesie, von echten Dichtern die Rede? Man lege doch nie an die Erzählungen einiger alten Damen diesen erhabenen Maßstab! Goethe erzählt in Dichtung und Wahrheit, er habe in der Frankfurter Stadtmauer eine Thüre und einen wunderschönen Garten gesehen. Noch heute laufen alle Fremden hin (ich selbst war dort) und beschauen die Mauer und wundern sich, daß man nicht wenigstens die Reparatur schauen könne, wenn gleich das Loch nur geträumt und nie in der Mauer war. Solchen poetischen Frevel gegen ein gesetztes Publikum mag man einem Goethe verrücken, armen Menschen, *ohne* den Kammerherrnschlüssel der Poesie, der die Mauern aufschließt, wenn sie auch keine Thüren haben, muß man solche Freiheiten zu gut halten.

Darum lesen Sie, verehrter Herr, diese Geschichten, so abenteuerlich sie sein mögen, als reine, treue *Wahrheit*; es wird Sie weniger ärgern, als wenn Sie *Dichtungen* vor sich zu haben meinten, und Ihr scharfes Auge ein wirres Gewebe unwahrscheinlicher Lügen fände.

W. H.

# Jud Süß.

# 1.

Der Karneval war nie in Stuttgart mit so großem Glanz und Pomp gefeiert worden, als im Jahr 1737. Wenn ein Fremder in die ungeheuren Säle trat, die zu diesem Zwecke aufgebaut und prachtvoll dekorirt waren, wenn er die Tausende von glänzenden und fröhlichen Masken überschaute, das Lachen und Singen der Menge hörte, wie es die zahlreichen Fanfaren der Musikchöre übertönte, da glaubte er wohl nicht in Württemberg zu sein, in diesem strengen, ernsten Württemberg, streng geworden durch einen eifrigen, oft ascetischen Protestantismus, der Lustbarkeiten dieser Art als Ueberbleibsel einer anderen Religionspartei haßte; ernst, beinahe finster und trübe durch die bedenkliche Lage, durch Elend und Armuth, worin es die systematischen Kunstgriffe eines allgewaltigen Ministers gebracht hatten.

Der prachtvollste dieser Freudentage war wohl der zwölfte Februar, an welchem der Stifter und Erfinder dieser Lustbarkeiten und so vieles Andern, was nicht gerade zur Lust reizte, der Jud Süß, Kabinetsminister und Finanzdirektor, seinen Geburtstag feierte. Der Herzog hatte ihm Geschenke aller Art am Morgen dieses Tages zugesandt; das Angenehmste aber für den Kabinetsminister war wohl ein Edikt, welches das Datum dieses Freudentages trug, ein Edikt, das ihn auf ewig von aller Verantwortung wegen Vergangenheit und Zukunft freisprach. Jene unzähligen Kreaturen jeden Standes, Glaubens und Alters, die er an die Stelle besserer Männer gepflanzt hatte, belagerten seine Treppen und Vorzimmer, um ihm Glück zu wünschen, und manchen ehrliebenden, biedern Beamten trieb an diesem Tage die Furcht, durch Trotz seine Familie unglücklich zu machen, zum Handkuß in das Haus des Juden.

Dieselben Motive füllten auch Abends die Karnevalssäle. Seinen Anhängern und Freunden war es ein Freudenfest, das sie noch oft zu begehen gedachten; Männer, die ihn im Stillen haßten und öffentlich verehren mußten, hüllten sich zähneknirschend in ihre Dominos und zogen mit Weib und Kindern zu der prachtvollen Versammlung der Thorheit, überzeugt, daß ihre Namen gar wohl ins Register eingetragen und die Lücken schwer geahndet würden; das Volk aber sah diese Tage als Traumstunden an, wo es im Rausch der Sinne sein drückendes Elend vergessen könnte; es berechnete nicht, daß die hohen Eintrittsgelder nur eine neue indirekte Steuer waren, die es dem Juden entrichtete.

Der Glanzpunkt dieses Abends war der Moment, als die Flügelthüren aufflogen, eine erwartungsvolle Stille über der Versammlung lag, und endlich ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit auffallenden markirten Zügen, mit glänzenden, funkelnden Augen, die lebhaft und lauernd durch die Reihen liefen, in den Saal trat. Er trug einen weißen Domino, einen weißen Hut mit purpurrothen Federn, auf welchen er die schwarze Maske nachlässig gesteckt hatte; es war nichts Prachtvolles an ihm, als ein ungewöhnlich großer Solitär, welcher am Hals die purpurrothe Bajute von Seidenflor, die über den Domino herabfiel, zusammenhielt. Er führte eine schlanke, zartgebaute Dame, die in ein mit Gold und Steinen überladenes, orientalisches Kostüm gekleidet, Aller Augen auf sich zog.

„Der Herr Finanzdirektor, der Herr Minister," flüsterte die Menge, als er vornehm grüßend durch die Reihen ging, die sich ihm willig öffneten; und als er in der Mitte des Hauptsaales angekommen war, begrüßten ihn Trompeten und Pauken, und ein nicht unbeträchtlicher Theil der Masken klatschte ihm Beifall, während man andere wie von einem unzüchtigen Schauspiele sich abwenden sah. Aber allgemein schien die Theilnahme, womit man die schöne Orientalin betrachtete, die mit dem Minister gekommen war. Seine Lebensweise war zu bekannt, als daß nicht die Meisten unter der Larve der reich geschmückten Dame eine seiner Freundinnen geahnet hätten, nur darüber schien man uneinig, welcher von diesen solche Auszeichnung zu Theil geworden sei; die eine schien zu klein für diese Figur, die andere zu korpulent für diese zierliche Taille, die dritte zu schwerfällig, um so leicht und beinahe schwebend über den Boden zu gleiten, und einer vierten, bei welcher man endlich stille stehen wollte, konnte nicht dieses glän-

zend schwarze Haar, das in reichen Locken um den stolzen Nacken fiel, nicht dieses herrliche dunkle Auge gehören, das man aus der Maske hervorleuchten sah.

Die Menge pflegt, wenn ihre Neugier nicht sogleich befriedigt wird, bei Gelegenheiten von so glänzender und rauschender Art, wie dieser Karneval war, nicht lange bei einem Gegenstande stille zu stehen. „Wenn sie die Maske abnimmt, wird man ja sehen," sprach man, ohne der Dame noch längere Aufmerksamkeit zu schenken als nötig war, um zu bemerken, wie sie zum Menuett antrat. Aber drei junge Männer, die müßig hinter den Reihen der Tanzenden standen, schienen diese Erscheinung noch immer unablässig zu verfolgen.

„Wer sie nur sein mag!" rief der eine ungeduldig. „Ich wollte gern dem verzweifelten Juden fünfzig Eintrittskarten abkaufen, wenn er mir sagte, woher dieses Mädchen kommt, das er wie eine Fürstin in den Saal führte."

„Herr Bruder!" erwiderte der zweite, indem er unter dem Sprechen kein Auge von der Orientalin abwandte: „Herr Bruder, Parole d'Honneur! Diese Widersprüche kann ich nicht vereinigen, und wenn ich bei Cartesius selbst die Logik sammt dem „cogito, ergo sum" studirt hätte; eine so ungewöhnlich feine Gestalt, diese Haltung, diese nach den neuesten und vornehmsten Regeln abgemessene Bewegung, diese Art, das Handgelenk rund und spielend zu bewegen, wie ich sie nur in den bedeutendsten Cirkeln zu Wien und Paris sah, dieser Anstand, womit sie den Nacken trägt" —

„Gott verdamm' mich, Du hast Recht, Herr Bruder," unterbrach ihn der dritte. „Dieses Alles und — mit Süß auf den Ball zu kommen! Nein, ein solcher Contrast ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen!"

„Aus unserer Bekanntschaft," fuhr der erste fort, „aus unseren Kreisen kann sie nicht sein; denn wenn es auch wahr ist, was man flüstert, daß schon mancher elende Kerl von einem Vater seine Tochter mit einer Bittschrift zum Juden schickte, so laut läßt keiner seine Schande werden, daß er sein leibliches Kind mit dieser Mazette auf den Ball schickt!"

„Bitte Dich ums Himmelswillen, Herr Bruder, nicht so laut, er hat überall seine Spione, und uns ist er ohnedies nicht grün; denk an Deine Familie, willst Du Dich unglücklich machen? Aber wahr ist's, es kann kein Mädchen aus bessern Ständen sein, und doch ist ihr Wesen für eine Bürgerstochter zu anständig. Doch halt, wer ist der Sarazene, der dort auf uns zukommt? Die Farbe seines Turbans ist ja dieselbe, wie ihn die Charmante des Juden hat!"

Die jungen Männer wandten sich um und sahen einen schlanken, schöngewachsenen Mann, der als Sarazene gekleidet, sich durch die einfache Pracht seines Kostüms, wie durch Gang und Haltung vor gemeineren Masken auszeichnete. Auch er schien die jungen Männer ins Auge gefaßt zu haben, denn er ging langsam an sie heran und zögerte, an ihnen vorüber zu schreiten.

„Was ist Deine Parole?" fragte der eine der jungen Männer, der in der Maske einen Freund zu erkennen glaubte. „Hast Du nur dein Allah zum Feldgeschrei, oder weißt Du sonst ein Sprüchlein?"

„Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus," erwiderte der Sarazene, indem er stille stand.

„Er ist's, er ist's," riefen zwei dieser jungen Herren, und schüttelten die Hand des Sarazenen. „Gut, daß wir die Parole gaben, ich hätte sonst kein Erkennungszeichen für Dich gehabt, denn ich war meiner Sache so gewiß, Du seiest als Bauer hier, daß ich mit dem Kapitän eine Flasche gewettet habe, Du müßtest ein Bauer sein!"

„Laßt uns ans Buffet treten," sagte der zweite, „ich habe Dir hier Jemand vorzustellen, Bruder Gustav, der sich auf Deine Bekanntschaft freut, und Du weißt, in Larven erkennt man sich schlecht."

„Freund," erwiderte Gustav, „ich nehme die Larve nicht ab, ich habe Gründe; so angenehm mir die Bekanntschaft dieses Herrn wäre, so muß ich sie doch bis morgen versparen."

„Und wenn es nun Pinassa wäre, nach welchem Du so oft gefragt?" antwortete jener.

„Pinassa? Mit dem Du Dich geschlagen? Nein, das ändert die Sache, den will ich sehen und begrüßen; aber — meine Maske nehme ich nur auf zwei Augenblicke und im fernsten Winkel des Speisesaals ab."

„Wir sind's zufrieden, Bruder Sarazene," antwortete der Kapitän. „Aber laß uns nur erst an die zweite Flasche kommen, dann sollst Du auch die Gründe beichten, warum Du Dein Angesicht nicht leuchten lassen willst vor den Freunden!"

## 2.

In dem Speisesaal, welchen sie wählten, waren nur wenige Menschen, denn man verkaufte hier nur ausgesuchte Weine, feine Früchte und warme Getränke, während die größeren Trinkstuben, wo Landwein, Bier und derbere Speisen zu haben waren, die größere Menge an sich zogen. In einer Ecke des Zimmers war ein Tischchen leer, wo der Sarazene, wenn er dem übrigen Theil des Saales den Rücken kehrte, ohne Gefahr erkannt zu werden, die Maske abnehmen konnte. Sie wählten diesen Platz, und als die vollen Römer vor ihnen standen, legten die zwei jungen Krieger

die Masken ab, und der Kapitän begann: „Herr Bruder, ich habe die Ehre, Dir hier den unvergleichlichen Cavalier Pinassa vorzustellen, den berühmtesten Fechter seiner Zeit; denn es gelang ihm, durch eine unbesiegliche Terz-Quart-Terz, mich, bedenke, mich, den Senior des Amicistenordens, in Leipzigs unvergeßlichem Rosenthal hors de combat zu machen. Er hat gleich mir die Musen verlassen, hat gesungen: ‚Will mich Minerva nicht, so mag Bellona rathen,‘ und hat den alten Hieber und sein ungeheures Stichblatt, worauf er sein Frühstück zu verzehren pflegte, mit dem Paradedegen eines herzoglich württembergischen Lieutenants vertauscht.“

„Der Tausch ist nicht übel, Herr von Pinassa, und mein Vaterland kann sich dazu Glück wünschen,“ sagte der Sarazene, indem er sich vor dem neuen Lieutenant verbeugte. „Wolltet Ihr einmal in unsern Dienst treten, so war diese Laufbahn die angenehmste. Der Civilist hat zu dieser Zeit wenig Aussicht, wenn er nicht ein Amt für fünftausend Gulden, oder für sein Gewissen und für seinen ehrlichen Namen beim Juden kaufen will. Doch diese dünnen Bretterwände haben Ohren — stille davon, es ist doch nicht zu ändern. Wie anders sind Eure Verhältnisse! Der Herzog ist ein tapferer Herr, dem ich einen Staat von zweimalhunderttausend Kriegern gönnen möchte; für uns — ist er zu groß. Der Krieg ist sein Vergnügen, ein Regiment im Waffenglanz seine Freude; leider fällt für uns Andere selten eine müßige Stunde ab, und daher kommt es, daß diese Juden und Judenchristen das Scepter führen. Er gilt für einen großen General, er hat mit Prinz Eugen schöne Waffenthaten verrichtet, und ein schlanker, junger Mann, mit einer Narbe auf der Stirne, Muth in den Blicken, wie Ihr, Herr von Pinassa, ist ihm jeder Zeit in seinem Heere willkommen.“

„Was der Sarazene altklug sprechen kann über Juden und Christen!“ sprach der Kapitän. „Doch öffne Dein Visir und zeige Deine Farben, mein Kamerad soll nun auch wissen, mit wem er spricht: Das ist der umsichtige, rechtskundige, fürtreffliche Herr Juris utriusque Doctor Lanbek, leiblicher Sohn des berühmten Landschaftsconsulenten Lanbek, welchem er als Aktuarius substituirt ist; ein trefflicher Junge, Parole d'Honneur! wenn er sich nicht neuerer Zeit hin und wieder durch sonderbare Melancholie prostituirte, noch trefflicher, wenn ihm der Herr auch einen Sinn für das schöne Geschlecht eingepflanzt hätte.“

Lanbek nahm bei diesen Worten die Maske ab und zeigte dem neuen Bekannten ein erröthendes Gesicht von hoher Schönheit. Unter dem Turban stahlen sich gelbe Locken hervor und umwallten kunstlos und ungepudert die Stirne. Eine kühn gebogene Nase und dunkle, tiefblaue Augen gaben seinem Gesicht einen Ausdruck von unternehmender Kraft und einen tiefen Ernst, der mit den weichen Haaren und ihrer sanften Farbe in überraschendem Widerspruche war. Doch das Strenge dieser Züge und dieser Augen milderte ein angenehmer Zug um den Mund, als er antwortete: „Ich öffne mein Visir und zeige Euch ein Gesicht, das Euch recht herzlich bei uns willkommen heißt. Ich trinke auf Euer Wohl dieses Glas, dann aber werdet Ihr entschuldigen, wenn ich aufbreche.“

„Pro poena trinkst Du zwei,“ rief der Kapitän mit komischem Pathos, indem er einen ungeheuren Hausschlüssel aus der Tasche nahm und ihn als Scepter gegen den Sarazenen senkte. „Hast Du so wenig Ehr-

furcht vor Deinem Senior, daß Du Dich erfrechst, in loco Gläser zu trinken, ohne daß sie Dir ordentlich vom Präses diktirt sind? O tempora, o mores! Wo ist Zucht und Sitte dieser Füchse hin? Pinassa! Zu unserer Zeit war es doch anders!"

Die jungen Männer lachten über diese klägliche Reminiscenz des ehemaligen Amicistenseniors; der Kapitän aber faßte Lanbek schärfer ins Auge und sagte: „Herr Bruder, nimm mir's nicht übel, aber in Dir steckte schon lange etwas, wie ein Fieber, und heute Abend ist die Krisis; ich setze meine verlorene Flasche, davon geht nichts ab, aber ich wette zehn neue: sei ehrlich Gustav — Du warst heute Abend schon als Bauer hier und Dein Alter weiß nichts vom Sarazenen."

Gustav erröthete, reichte dem Freunde die Hand und winkte ihm ein Ja zu.

„Alle Tausend!" rief der Kapitän. „Junge, was treibst Du? Wer hätte das hinter dem stillen Aktuarius gesucht? Auf dem Karneval das Kostüm zu ändern! Und so ängstlich, so geheimnißvoll, so abgebrochen; willst Du etwa dem Juden zu Leibe gehen?"

Der Gefragte erröthete noch tiefer und nahm schnell die Maske vor; ehe er noch antworten konnte, sagte Reelzingen: „Herr Bruder, Du bringst mich auf die rechte Fährte. Wo habt Ihr beide, Du und die Orientalin, die der Finanzdirektor führt, das Zeug zu Euren Turbanen gekauft? Gustav, Gustav!" — setzte er, mit einem Finger drohend, hinzu. — „Du wohnst dem Juden gegenüber, ich wette, Du weißt, wer die stolze Donna ist, die er führt."

„Was weiß ich!" murmelte Lanbek unter seiner Larve.

„Nicht von der Stelle, bis Du es sagst," rief der Kapitän; „und wenn Du auf Deinem Trotz beharrst, so schleiche ich mich an die Orientalin und flüstere ihr ins Ohr, der Sarazene habe mich in sein Geheimniß eingeweiht."

„Das wirst Du nicht thun, wenn ich Dich ernstlich bitte, es zu unterlassen," erwiderte der junge Mann, wie es schien, sehr ernst; „wenn ich übrigens Vermuthungen trauen darf, so ist es Lea Oppenheimer, des Ministers Schwester. Und nun adieu! Wenn Ihr mir im Saal begegnen solltet, kennt Ihr mich nicht, und Reelzingen, wenn mein Vater fragt —"

„So weiß ich nichts von Dir, versteht sich," erwiderte dieser. Der Sarazene erhob sich und ging. Die Freunde aber sahen einander an, und keiner schien zu wissen, ob er recht gehört habe, oder wie er dies Alles deuten solle. „Hat denn der Jude eine Schwester?" fragte Pinassa.

„Man sprach vor einiger Zeit davon, daß er eine Schwester zu sich genommen habe, doch hielt man sie für noch ganz jung, weil sie sich nirgends sehen läßt," erwiderte Reelzingen nachdenklich. „Und wie er erröthete, Herr Bruder, Du wirst sehen, da läßt auch einmal wieder der Satan einen vernünftigen Jungen einen dummen Streich machen!"

## 3.

anbek irrte, als er die Freunde verlassen hatte, in den Sälen umher; seine Blicke gleiteten unruhig über die Menge hin, sein Gesicht glühte unter der Larve, und mühsam mußte er oft nach Athem suchen, so drückend war die Luft in dem Saale, und so schwer lag Erwartung, Sehnsucht und Angst auf seinem Herzen. Dichter und stürmischer drängte sich die Menge, als er in die Mitte des zweiten Saales kam; mit Mühe schob er sich noch eine Zeit lang durch, aber endlich riß ihn unwillkürlich der Strom fort, der sich nach einer Seite hindrängte, und ehe er sich dessen versah, stand er an einem Spieltisch, wo Süß mit einigen seiner Finanzräthe Karten spielte. Große Haufen Goldes lagen auf dem Tische, und die neugierige Menge beobachtete den berühmtesten Mann ihres Landes und theilte sich flüsternd und murmelnd Bemerkungen mit über die ungeheuren Summen, die er, ohne eine Miene zu verändern, hingab oder gewann.

Gustav hatte den Gewaltigen noch nie so in der Nähe beobachtet, wie jetzt, da er, festgehalten durch die Menge, die wie eine Mauer um ihn stand, zum unwillkürlichen Beobachter wurde. Er gestand sich, daß das Gesicht dieses Mannes von Natur schön und edel geformt sei, daß sogar seine Stirne, sein Auge durch Gewohnheit zu herrschen etwas Imponirendes bekommen haben; aber feindliche, abstoßende Falten lagen zwischen den Augenbrauen da, wo sich die freie Stirne an die schön geformte Nase anschließen wollte, das Bärtchen auf der Oberlippe konnte einen hämischen Zug um den Mund nicht verbergen, und wahrhaft gräulich schien dem jungen Manne ein heiseres, gezwungenes Lachen, womit der jüdische Minister Gewinn oder Verlust begleitete.

Während die Herren, von der Menge umlagert, spielten, und auf irgend Etwas zu warten schienen, trat ein Mann in der Kleidung eines Bauern aus der Steinlach aus den Reihen der Neugierigen: ein alter Hut auf dem Kopf, eine grobe blaue Jacke, eine rothe Weste mit großen Knöpfen von Zinn, Beinkleider von gelbem Leder und schwarze Strümpfe machten sein unscheinbares Kostüm aus; aber er trug eine sehr feine, gutgemalte Larve. Er stützte sich nach Art der Landleute mit der Hand auf den fünf Fuß hohen Knotenstock, legte sein Kinn auf die Hand und sprach in gut nachgeahmtem Dialekt des Steinlachthals:

„Viel Geld habt Ihr da liegen, Herr! Und habt alles selbst verdient?"

Der Minister sah sich um, und bemühte sich über diese Maskenfreiheit zu lächeln. Vielleicht mochte ihm diese Gelegenheit erwünscht kommen, um sich ein populäres Ansehen zu geben, denn er antwortete freundlich: „Guten Abend, Landsmann."

„Euer Landsmann bin ich gerade nicht," erwiderte der Bauer mit großer Ruhe; „so wie ich, tragen sich gewöhnlich die Mausche nicht." Ein unterdrücktes Lachen flog durch die Reihen der Zuschauer. Der Minister schien es aber nicht zu bemerken, denn er fuhr ganz leutselig fort:

„Du bist witzig, mein Freund."

„Gott bewahre mich, daß ich Euer Freund sei, Herr Süß," entgegnete der Bauer. „Wär' ich Euer Freund, so ging ich wohl nicht in dem schlechten Reck und durchlöcherten Hut; Ihr macht ja Eure Freunde reich."

„Nun, dann muß ganz Württemberg mein Freund sein, denn ich mache es reich," sagte Süß, und begleitete seine Rede mit heiserem, unangenehmem Lachen.

„Ihr seid ein Allerweltsgeldmacher," entgegnete der Bauer. „Wie schön diese Dukaten sind; wie viel Schweißtropfen armer Leute gehen wohl auf ein solches Goldstück?"

„Du bist ein kapitaler Kerl!" rief Süß, ganz ruhig weiter spielend.

Als der Bauer zu einer neuen Rede ansetzen wollte, zog eine neue Gestalt die Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein Mann, dessen Kostüm beinahe eben so war wie das des Bauern, nur hatte er einen langen, spitzen Bart am Kinn, und trug einen Tressenrock. Der Bauer sah ihn eine Zeit lang verwundert an, schüttelte ihm dann die Hand und rief: „Ei Hans! Wo kommst Du her, und so schmuck und stattlich! Gar nicht mehr wie unser einer!"

„Das macht," erwiderte Hans, indem er aus einer silbernen Dose schnupfte, „ich bin bei einem fürnehmen Herrn in Dienst getreten."

„Wer ist denn Dein Herr?" fragte der Bauer.

„Ein Schinder, aber ein fürnehmer. Meinst Du, er schindet gemeines Vieh, Pferde, Hunde und dergleichen? Nein, ein Leuteschinder ist er, und noch überdies ein Kartenfabrikant."

„Ein Kartenfabrikant?" rief der Bauer.

„Ja wohl, denn alle Karten im Lande muß man von ihm kaufen; er stempelt sie; er ist aber auch ein Gerber."

„Wie das?"

„Nun, alle Gerber im Lande müssen die Häute gegerbt von ihm kaufen; er ist aber auch ein Prägestock."

„Wie! ein Prägestock?"

„Ja, er macht alles Geld, was im Lande ist."

„Das ist erlogen," sagte der Bauer, „Du willst sagen, er macht alles zu Geld, was im Lande ist; aber darum ist er noch kein Prägestock. Es gibt nur einen Prägestock in Württemberg, der dem Land seinen Namenszug aufgedrückt hat."

Die Menge hatte bisher nur ihren Beifall gemurmelt, aber bei der letzten Anspielung auf die Münze brach sie in lautes Gelächter aus; die Stirne des Gewaltigen verfinsterte sich etwas, aber noch immer spielte er ruhig weiter.

„Aber warum hast Du Dir den Bart so spitzig wachsen lassen?" fragte der Bauer weiter. „Das sieht ja ganz jüdisch aus."

„Es ist halt so Mode," erwiderte Hans, „seit die Juden Meister im Lande sind; bald will ich vollends ganz jüdisch werden."

Als Hans diese letzten Worte sprach, rief eine vernehmliche Stimme aus dem dichten Haufen: „Warte noch ein Paar Wochen, Hans, dann kannst Du gut katholisch werden.“

Wem je der schreckliche Anblick wurde, wie in einer volkreichen Straße, durch Unvorsichtigkeit oder Bedacht entzündet, eine Tonne Pulvers aufspringt, dem bot sich kaum eine so seltsame Scene dar, als die, welche diese wenigen geheimnißvollen Worte hervorbrachten. Der Minister, bleich wie eine Leiche, springt vom Sessel auf, er wirft die Karten mit wüthendem Blick auf den Tisch: „Wer sagt dies? Greift ihn im Namen des Herzogs!“ ruft er und stürzt, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, auf die Menge; seine Genossen, nicht weniger bestürzt, aber besonnener, ergreifen seinen Arm und ziehen ihn zurück, suchen ihn zu beschwichtigen — sein dunkles Auge will sich durch die Menge bohren, um den Gegenstand seiner Wuth zu fassen, die Masken murmeln unwillig und drängen sich; doch als der gefürchtete Mann seine Hand nach dem Bauer ausstreckt und ruft: „So sollst Du mir für ihn haften,“ da ist er plötzlich von einer drohenden Menge umringt. „Maskenfreiheit, Jude!“ hört man in dumpfen, gefährlichen Tönen, der Bauer und sein Geselle sind in einem Augenblicke von ihm getrennt, verschwunden, und so schnell als er vorhin umringt war, ist er wieder verlassen, denn die Menge zerstiebt, von geheimer Furcht gejagt, nach allen Seiten.

Das Gedränge riß Gustav Laubek mit sich hinweg; seine Gedanken verwirrten sich, es war ihm noch nicht möglich, sich klar vorzustellen, was diesen seltsamen Auftritt verursacht haben könnte. So stand er einige Augenblicke in seinen Gedanken verloren, als er plötzlich seine Hand von einer andern ergriffen fühlte; er sah sich um, die Orientalin stand vor ihm.

## 4.

„Woher stammt die Rose her auf Deinem Hut, Maske?“ fragte die Orientalin mit zitternder Stimme.

„Vom See Tiberias,“ war die Antwort des Sarazenen.

„Schnell! Folgen Sie mir!“ rief die Dame und schlüpfte durchs Gedränge. Er folgte, mit Mühe sich durch die Massen schiebend, und nur ihr Turban zeigte ihm hin und wieder den Weg: sein Herz pochte lauter, sein Ohr trug noch die letzten Laute dieser süßen Stimme, und sein Auge sah keinen andern Gegenstand mehr als sie. In einer dunkleren Ecke des zweiten Saales hielt sie an und wandte sich um. „Gustav, ich beschwöre Sie,

was ist mit meinem Bruder vorgefallen? Die Menschen flüstern allenthalben seinen Namen; ich weiß nicht, was sie sagen, aber ich denke, es ist nichts Gutes; hat er Streit gehabt? Ach, ich weiß wohl, diese Menschen hassen unser Volk."

Der junge Mann war in peinlicher Verlegenheit. Sollte er mit einemmal den arglosen Wahn dieses liebenswürdigen Geschöpfes zerstören? Sollte er ihr sagen, daß auf ihrem Bruder der Fluch der Württemberger ruhe, daß sie für alle Menschen beten, und nur ihn aus dem Gebet ausschließen, daß es zur Sitte geworden sei, zu bitten: „Herr erlöse uns von dem Uebel und von dem Juden Süß?" „Lea," antwortete er sehr befangen, „Ihr Bruder wurde von einigen Masken im Spiel gestört und hatte einen Wortwechsel, der vielleicht gerade an diesem Ort auffiel, ängstigen Sie sich nicht."

„Was bin ich doch für ein thörichtes Mädchen!" sagte sie, „ich habe so schwere Träume, und dann bin ich den Tag über so traurig und niedergeschlagen. Und so reizbar bin ich, daß mich Alles erschreckt, daß ich immer gleich an meinen Bruder denke und glaube, es könnte ihm Unglück zugestoßen sein."

„Lea," flüsterte der junge Mann, um diese Gedanken zu zerstreuen, „erinnerst Du Dich, was Du versprachst, wenn wir uns auf dem Karneval träfen? Wolltest Du mir nicht einmal eine einsame Stunde schenken, wo wir recht viel plaudern könnten?"

„Ich will," sagte sie nach einigem Zögern; „Sara, meine Amme, steht am Ausgang und wird mich begleiten. Doch wo?"

„Dafür ist gesorgt," erwiderte er; „folge mir, verliere mich nicht aus dem Auge; am Eingang rechts."

Der erfinderische Sinn des jüdischen Ministers hatte, als er den Karneval in Stuttgart arrangirte und diese Säle schnell aus Holz aufrichten ließ, dafür gesorgt, daß wie in großen Häusern und Schlössern, an diese Säle auch kleinere Zimmer stoßen möchten, wo kleine Zirkel ein Abendessen verzehren konnten, ohne gerade im allgemeinen Speisesaal ihr Incognito abzulegen. Der Aktuarius hatte durch eine dritte Hand und hinlängliche Bezahlung sich den Schlüssel zu einem dieser Zimmer zu verschaffen gewußt, eine kleine Kollation stand dort bereit, und Lea freute sich über diese Artigkeit des jungen Christen, der sein Möglichstes gethan hatte, den Sinn einer in der Küche erfahrenen Dame zu befriedigen, obgleich das Zimmerchen, das nur einen Tisch und wenige Stühle von leichtem Holz enthielt, wenig Bequemlichkeit bot.

„Wie bin ich froh, endlich die lästige Larve ablegen zu können!" sagte sie, als sie mit ihrer Amme eintrat; sie sah sich nach einem Spiegel um, und als sie nur leere Bretterwände erblickte, setzte sie lächelnd hinzu: „Sie müssen mir schon statt eines Spiegels dienen, Gustav, und sagen, ob diese drängende Menge mir den Haarputz nicht verdorben hat?"

Entzückt und mit leuchtenden Blicken betrachtete der junge Mann das schöne Mädchen. Man konnte ihr Gesicht die Vollendung orientalischer Züge nennen. Dieses Ebenmaß in den feingeschnittenen Zügen, diese wundervollen dunkeln Augen, beschattet von langen, seidenen Wimpern, diese kühngewölbten, glänzend schwarzen Brauen und die dunkeln Locken, die in so angenehmem Contrast um die weiße Stirne und den schönen Hals fielen,

und den Vereinigungspunkt dieser lieblichen Züge, zarte rothe Lippen und die zierlichsten weißen Zähne noch mehr hervorhoben; der Turban, der sich durch ihre Locken schlang, die reichen Perlen, die den Hals umspielten, das reizende und doch so züchtige Kostüm einer türkischen Dame — sie wirkten, verbunden mit diesen Zügen, eine solche Täuschung, daß der junge Mann eine jener herrlichen Erscheinungen zu sehen glaubte, wie sie Tasso beschreibt, wie sie die ergriffene Phantasie der Reisenden bei ihrer Heimkehr malte.

„Wahrlich," rief er, „Du gleichst der Zauberin Armida, und so denke ich mir die Töchter Deines Stammes, als Ihr noch Kanaan bewohntet. So war Rebekka und die Tochter Jephtha's."

„Wie oft schon habe ich dies gesagt," bemerkte Sara, „wenn ich mein Kind, meine Lea, in ihrer Pracht anblickte; die Pelzchen und Reifröcke, die hohen Absatzschuhe und alle Modewaaren stehen ihr bei weitem nicht wie diese Tracht."

„Du hast Recht, gute Sara," erwiderte der junge Mann; „doch setze Dich hier an den Tisch; Du hast zu lange unter Christen gelebt, um vor diesem Punsch und diesem Backwerke zurückzuschaudern; unterhalte Dich gut mit diesen Dingen."

Sara, welche den Sinn und die Weise des Nachbars kannte, sträubte sich nicht lange und erbarmte sich über die Kunstprodukte der Zuckerbäcker; der junge Mann aber setzte sich einige Schritte von ihr neben die schöne Lea. „Und nun aufrichtig, Mädchen," sagte er, „Du hast Kummer, Du hast gestern kaum das Weinen unterdrückt, und auch heute wieder ist eine Wolke auf dieser Stirne, die ich so gern zerstreuen möchte. Oder glaubst Du etwa nicht, ungläubiges Kind, daß ich Dein Freund bin und gerne Alles thun möchte, um Dich aufzuheitern?"

„Ich weiß es ja, o, ich sehe es ja immer, und auch heute wieder," sagte sie, mühsam ihre Thränen bekämpfend, „und es macht mich ja so glücklich. Als Sie mich das erste Mal an unserem Gartenzaun grüßten, als Sie nachher, es war Anfangs Oktober, mit mir über den Zaun hinüber sprachen, und nachher und immer so freundlich und traulich waren, gar nicht wie andere Christen gegen uns, da wußte ich ja wohl, daß Sie es gut mit mir meinen, und — es ist ja mein einziges, mein stilles Glück!" Sie sagte es, und einzelne Thränen stahlen sich aus den schönen Augen, indem sie sich bemühte, ihn freundlich und lächelnd anzusehen.

„Aber dennoch — ?" fragte Gustav.

„Aber dennoch bin ich nicht glücklich, nicht ganz glücklich. In Frankfurt hatte ich meine Gespielinnen, hatte meine eigene Welt, wollte nichts von der übrigen. Ich dachte nicht nach über unsere Verhältnisse, es kränkte mich nicht, daß uns die Christen nicht achteten, ich saß in meinem Stübchen unter Freunden, und wollte nichts von Allem, was draußen war. Mein Bruder ließ mich zu sich nach Stuttgart bringen. Man sagte mir, er sei ein großer Herr geworden, er regiere ein Land, in seinem Hause sei es herrlich und voll Freude, und die Christen leben mit ihm, wie wir unter uns; ich gestehe, es freute mich, wenn meine Freundinnen meine Zukunft so glänzend ausmalten; welches Mädchen hätte sich an meiner Stelle nicht gefreut?"

Thränen unterbrachen sie auf's Neue, und der junge Mann, voll

Mitleid mit ihrem Kummer, fühlte, daß es besser sei, ihre Thränen einige Augenblicke strömen zu lassen. Es gibt ein Gefühl in der menschlichen Brust, das wehmüthiger macht als jeder andere Kummer; ich möchte es Mitleiden mit uns selbst heißen, es übermannt uns, wenn wir am Grabe zerstörter Hoffnungen in die Tage zurückgehen, wo diese Hoffnungen noch blühten, wenn wir die fröhlichen Gedanken zurückrufen, mit welchen wir einer heiteren Zukunft entgegen gingen; wahrlich, dieser bittere Contrast hat wohl schon stärkere Herzen in Wehmuth aufgelöst, als das Herz der schönen Jüdin.

„Ich habe Alles anders gefunden," fuhr Lea nach einer Weile fort: „In meines Bruders Hause bin ich einsamer als in meiner Kindheit. Ich darf nicht kommen, wenn er Bälle und große Tafeln gibt. Die Musik tönt in mein einsames Zimmer, man schickt mir Kuchen und süße Weine wie einem Kinde, das noch nicht alt genug ist, um in Gesellschaft zu gehen. Und wenn ich meinen Bruder bitte, mich doch auch einmal, nur in seinem Hause wenigstens, Theil nehmen zu lassen, so schlägt er es entweder ganz kalt ab, oder wenn er gerade in sonderbarer Laune war, erschreckte er mich durch seine Antwort."

„Was antwortete er denn?" fragte der Jüngling gespannt.

„Er sieht mich dann lange und seufzend an, seine Augen werden trüber, seine Züge düster und melancholisch, und er antwortet: Ich dürfe nicht auch verloren gehen; ich solle unabläßig zu dem Gott unserer Väter beten, daß er mich fromm und rein erhalte, auf daß meine Seele ein reines Opfer werde für *seine* Seele."

„Thörichter Aberglaube!" rief der junge Mann unmuthig; „darum solltest Du, armes Kind, allen Freuden des Lebens entsagen, damit er —"

„Hat er sich denn so arg versündigt?" fragte Lea, als ihr Freund, wie bei einer unbesonnenen Rede, schnell abbrach. „Was soll ich denn büßen? Solche hingeworfene Worte machen mich so unglücklich: es ist mir, als schwebe irgend ein Unglück über meinem Bruder, auch sei nicht Alles recht, was er thut. Niemand steht mir darüber Rede, auch Sara's Worte kann ich nicht deuten, denn wenn ich sie darüber befrage, weicht sie aus oder nennt ihn geheimnißvoll den Rächer unseres Volkes."

„Sie ist nicht klug," erwiderte der junge Mann befangen; „Dein Bruder hat, wie es überall geht, eine mächtige Gegenpartei; manche seiner Finanzoperationen werden getadelt. Aber wegen seiner darfst Du ruhig schlafen," setzte er bitter lachend hinzu, „der Herzog hat ihm heute einen Freibrief geschenkt, der ihn vor jeder Gefahr und Verantwortung sichert."

„O wie danke ich dies dem guten Herzog!" sagte sie aufgeheitert, indem sie die dunkeln Locken aus der weißen Stirne strich. „So hat er also gar Niemand zu fürchten? Die Christen können ihn nicht verfolgen? — Sie antworten nicht? Gestehen Sie nur, Gustav, Sie sind meinem armen Bruder gram?"

„Deinem *armen* Bruder? — Wenn er arm wäre, könnte ich ihn vielleicht um seines Verstandes willen ehren! Aber was geht uns Dein Bruder an," fuhr Lanbek düster lächelnd fort; „ich liebe Dich, und hättest Du alle bösen Engel zu Brüdern; aber *eines* versprich mir, Lea, die Hand darauf."

Sie sah ihn erwartungsvoll und zärtlich an, indem sie ihre Hand in die seinige legte.

„Bitte Deinen Bruder niemals wieder," fuhr er fort, „Dich zu seinen Zirkeln zuzulassen. Mag er nun Gründe haben, welche er will, es ist gut, wenn Du nicht dort bist. So viel kann ich Dich versichern," setzte er mit blitzenden Augen hinzu, „wenn ich wüßte, daß Du ein einziges Mal dort gewesen, kein Wort mehr würde ich mit Dir sprechen!"

Befangen und mit Thränen im Auge wollte sie eben um Aufschluß über dieses neue Räthsel bitten, als ein lauter Zank im Nebenzimmer die Liebenden aufstörte. Mehrere Männer schienen mit der Polizei sich zu streiten, man hatte die Thüre des Kabinets gesprengt, und über diesen Eingriff in die Rechte des Karnevals wurde schnell und mit Heftigkeit gestritten.

„Mein Gott! das ist meines Vaters Stimme," rief der junge Laubek, „schleiche Dich mit Sara in den Saal, Mädchen; nehmet den Schlüssel dieser Thüre zu Euch, vielleicht können wir später uns wieder sehen. Er drückte der überraschten Lea schnell einen Kuß auf die Stirne, nahm seine Maske vor, und noch ehe sie sich über diesen schnellen Wechsel besinnen konnte, war der Aktuarius schon aus der Thüre gestürzt. Im Corridor, den er jetzt betrat, stand schon eine dichte Menschenmasse um die geöffnete Thüre des Nebenzimmers versammelt. Deutlicher vernahm er die gewichtige, tiefe Stimme seines Vaters; er stieß und drängte sich wie ein Wüthender durch und kam endlich in das Gemach. Fünf alte Herren, die ihm als ehrenwerthe Männer und Freunde seines Vaters wohl bekannt waren, standen um den alten Landschaftsconsulenten Laubek; die einen zankten, die andern suchten zu beruhigen. Es war damals eine gefährliche Sache, mit der Polizei in Streit zu gerathen; sie stand unter dem besondern Schutz des jüdischen Ministers, und man erzählte sich mehrere Beispiele, daß biedere, ruhige Bürger und Beamte, vielleicht nur weil sie einem Diener dieser geheimen Polizei widersprochen oder Gewaltthätigkeit verhindert hatten, mehrere Wochen lang ins Gefängniß geworfen und nachher mit der kahlen Entschuldigung, es sei aus Versehen geschehen, entlassen worden waren. Doch der alte Laubek schien keine Furcht vor diesen Menschen zu kennen; er bestand darauf, daß die Häscher das Zimmer sogleich verlassen müßten, und es wäre vielleicht noch zu schlimmeren Händeln als einem Wortwechsel gekommen, wenn nicht in diesem Augenblicke ein ganz anderer Gegenstand die Aufmerksamkeit des Anführers der Häscher auf sich gezogen hätte. Der junge Laubek hatte sich beinahe bis an die Seite seines Vaters vorgedrängt, bereit, wenn es zu Thätlichkeiten kommen sollte, den alten Herrn kräftig zu unterstützen. Er hatte eben seine Maske fester gebunden, damit sie ihm im Handgemenge nicht verloren gehen möchte, als ihn der Polizeidiener erblickte und mit lauter Stimme, indem er auf ihn deutete, rief: „Im Namen des Herzogs, diesen greift, den Türken dort, der ist der rechte."

Die Ueberraschung und sechs Arme, die sich plötzlich um ihn schlangen, machten ihn wehrlos. So nahe seinem Vater, der ihn hätte retten können, wagte er doch nicht, sich auch nur durch einen Laut zu erkennen zu geben, weil er den Zorn seines Vaters noch mehr fürchtete, als die Gewalt des Juden.

Die alten Herren waren stumm vor Staunen über diesen Vorfall, der Anführer der Häscher wurde, als er seinen Zweck erreicht hatte, artiger, und entschuldigte sich, worauf jene kalt und abgemessen dankten. Willenlos ließ sich der junge Mann dahin führen. Die Menge, die sich vor der Thür versammelt hatte, theilte sich, aber Manche schauten ihm neugierig in die Augen, um zu errathen, wer es sein möchte, den man hier mitten aus der öffentlichen Luft herausriß. Gustav hörte, als er weiter hin geführt wurde, einen schwachen Schrei; er sah sich um, und beim schwachen Schein der Lampen glaubte er den Turban der schönen Orientalin gesehen zu haben. Schmerzlich bewegt ging er weiter, und erst, als die kalte Winternacht schneidend auf ihn zuwehte, erwachte er aus seiner Betäubung und übersah nicht ohne Besorgniß die Folgen, die seine Gefangennehmung haben könnte.

## 5.

Die Polizeidiener hatten den Sarazenen, wahrscheinlich aus Rücksicht auf seine feine und reiche Kleidung, in das Offizierszimmer der Hauptwache gebracht. Der wachhabende Offizier wies ihm mit einer mürrischen Verbeugung eine Bank, die in der fernsten Ecke des Zimmers stand, zu seiner Schlafstätte an, und ermüdet von dem langen Umherirren auf dem Ball, fand der junge Mann dieses Lager nicht zu hart, um nicht bald einzuschlafen.

Trommeln weckten ihn am nächsten Morgen: schlaftrunken sah er sich in dem öden Gemach um, blickte bald auf sein hartes Lager, bald auf seine Kleidung, und nach einer geraumen Weile erst konnte er sich besinnen, wo er sei, und wie er hiehergekommen. Er trat ans Fenster, noch war Alles still auf dem Platze vor der Hauptwache, und nur die Compagnie, die gerade vor seinem Fenster zur Ablösung aufzog, unterbrach die Stille des trüben Februarmorgens. Indem die Trommeln auf der Straße schwiegen, hörte er von der Stiftskirche acht Uhr schlagen, und der Ton dieser Glocke rief ihm alles Unangenehme und Besorgliche seiner Lage zurück. „Bald

wird er nach dir fragen," dachte er, „und wie unangenehm wird es ihn überraschen, wenn er hört, ich sei in der Nacht nicht zu Hause gekommen!"

Im Hause des alten Landschaftsconsulenten Lanbek ging Alles einen so geordneten Gang, daß dieses Ereigniß allerdings sehr störend erscheinen mußte. Zu dieser Stunde pflegte der alte Herr, seit vielen Jahren, sein Frühstück zu nehmen; mit dem ersten Glockenschlag erschien dann, zugleich mit dem Diener, der den Kaffee auftrug, sein Sohn; man besprach sich über Tagesneuigkeiten, über den Gang der Geschäfte, und zu jener Zeit ließ es der allgewaltige Minister nicht an Stoff zu solchen Gesprächen fehlen. Das Gespräch war regelmäßig mit dem Frühstück zu Ende; der Actuarius küßte dem Alten die Hand und ging dann, einen Tag wie den andern, ein Viertel vor neun Uhr nach seiner Kanzlei. Diese langjährige Sitte des Hauses rief sich Gustav in diesen Augenblicken zurück. „Jetzt wird Johann die Tassen bringen," sagte er zu sich, „jetzt wird er erwartungsvoll nach der Thüre sehen, weil ich noch nicht eingetreten bin, jetzt wird er mich rufen lassen; daß ich doch dem guten alten Herrn solchen Aerger bereiten mußte!" Er warf unwillig seinen Turban weg, stützte die Stirne in die Hand, und beschloß, den Offizier, sobald er wieder erscheinen würde, um die Ursache seiner Verhaftung zu fragen.

Die Trommeln ertönten wieder, die Abgelösten zogen weiter, er hörte die Gewehre zusammenstellen, und bald darauf trat ein Offizier in das halbdunkle Gemach. Er warf einen flüchtigen Blick nach seinem Gefangenen in der Ecke, legte Hut und Degen auf den Tisch und setzte sich nieder. Lanbek, der jenen nicht zuerst anreden mochte, bewegte sich, um anzudeuten, daß er nicht mehr schlafe. „Bon jour, mein Herr," sagte der Offizier, als er ihn sah, „wollen Sie vielleicht mein Dejeuner mit mir theilen?"

Die Stimme schien Gustav bekannt; er stand auf, trat höflich grüßend näher, und mit einem Ausruf des Staunens standen sich die beiden jungen Männer gegenüber. „Parole d'Honneur, Herr Bruder!" rief der Kapitän von Reelzingen, „Dich hätte ich hier nicht gesucht! Wie kommst Du in Arrest? Weiß Gott, Blankenberg hatte nicht Unrecht, als er prätendirte, Du werdest irgend etwas contra rationem riskiren."

„Ich möchte Dich fragen, Kapitän," entgegnete der junge Mann, „warum ich hier sitze? Mir hat kein Mensch den Grund angegeben, warum man mich gefangen nehme; Du hast die Wache, Reelzingen; bitte Dich, Du mußt doch wissen —"

„Dieu me garde! Ich?" rief der Kapitän lächelnd. „Meinst Du, er habe mich mit seiner besondern Aestimation beehrt und in seine Confidence gezogen? Nein, Herr Bruder! Als ich ablöste, sagte mir der Lieutenant von gestern: „Oben sitzt einer, den sie vom Karneval auf ausdrücklichen Befehl hergebracht haben.'" Er pflegt es gewöhnlich so zu machen."

„Wer pflegt es so zu machen?" fragte Lanbek erblassend.

„Wer?" erwiderte jener leise flüsternd; „Dein Schwager in spe, der Jude."

„Wie?" fuhr jener erröthend fort, „Du glaubst, er selbst? Ich hoffte bisher, es sei vielleicht eine Verwechslung vorgefallen! Du hast wohl von dem Auftritte gehört, der, bald nachdem ich Euch verlassen hatte, mit dem Juden vorfiel, man rief etwas von Katholischwerden, und da fuhr der Finanzdirektor auf —"

„Was sagst Du?“ unterbrach ihn der Kapitän mit ernster Miene, indem er näher zu dem Freunde trat und seine Hand faßte. „Das war es also? Uns hat man es anders erzählt, wie ging es zu? Was hat man gerufen?“

Den Aktuarius befremdete der Ernst, den er auf den Zügen des sonst so fröhlichen und sorglosen Freundes las, nicht wenig; er erzählte den Vorfall, wie er ihn mit angesehen hatte, und sah, wie sich die Neugierde des Freundes mehr und mehr steigerte, wie seine Blicke feuriger wurden; als er aber beschrieb, wie Süß nach jenem geheimnißvollen Ausruf wüthend geworden, aufgesprungen sei, da fühlte er die Hand des Kapitäns auf sonderbare Weise in der seinigen zucken. „Was bewegt Dich so sehr?“ fragte Gustav befremdet. „Wie nimmst Du nur an solchen Karnevalsscherzen, die am Ende auf irgend eine Thorheit hinauslaufen, solchen Antheil? Wenn ich nicht wüßte, daß Du evangelisch bist, ich glaubte, mein Bericht habe Dich beleidigt.“

„Herr Bruder,“ erwiderte der Kapitän, indem er seinen Ernst hinter einem gleichgültigen Lächeln zu verbergen suchte, „Du kennst mich ja, mich interessirt Alles auf der Welt, und ich bin erstaunlich neugierig; überdies ist Manches ernster, als man glaubt, und im Scherz liegt oft Bedeutung.“

„Wie verstehst Du das?“ fragte der Aktuarius verwundert. „Was macht Dich so nachdenklich? Hast Du wieder Schulden? Kann ich Dir vielleicht mit etwas dienen?“

„Bruderherz,“ entgegnete der Soldat, „Du mußt in den letzten Wochen gewaltig verliebt gewesen sein, sonst wäre Deinem klaren Blick Manches nicht entgangen, was selbst an meinem leichten Sinn nicht vorüberschlüpfte. Sag' einmal, was spricht der Papa von solchen Zeiten? Siehst Du den Obrist von Röder nie bei ihm? Waren nicht am Freitag Abend die Prälaten in Eurem Hause?“

„Du sprichst in Räthseln, Kapitän!“ antwortete der junge Mann staunend. „Was soll mein Vater mit einem Obrist von der Leibschwadron und mit Prälaten?“

„Freund, mach' es kurz!“ sagte Reelzingen. „Halte mich in solchen Dingen nicht für leichtsinnig; ich will mich nicht in Euer Vertrauen eindrängen, aber ich kann Dir sagen, daß ich dennoch schon ziemlich viel weiß, und Parole d'Honneur!“ setzte er hinzu, „ich denke darüber, wie es einem Edelmann und meinem Porte-épée geziemt.“

„Was geht mich Dein alter Adelsbrief und Dein neues Porte-épée an?“ erwiderte unmuthig der Aktuar; „und wie kömmst Du dazu, Dich mit diesen Dingen gegen mich breit zu machen? Ich sage Dir, daß ich von Allem, was Du da so geheimnißvoll schwatzest, keine Sylbe verstehe, und kann Dir mein Wort darauf geben, und damit genug, Herr von Reelzingen!“

„O mon Dieu!“ rief jener lächelnd; „Herr Bruder, wir sind nicht mehr in Leipzig, dies Zimmer ist nicht der göttliche Rathskeller, sondern eine Wachstube; wir sind keine Musen mehr, sondern Du bist herzoglicher Aktuar, und ich — Soldat; aber Freunde sind wir noch in Noth und Tod, und darum sei vernünftig und brause nicht mehr auf wie vorhin. Ich glaube Dir ja aufs Wort, daß Du nichts weißt, aber gut wäre es von Deinem Vater gewesen, wenn er Dich prävenirt hätte. Deine Amour mit

der Jüdin ist überdies jetzt ganz und gar nicht an der Zeit, wir Alle bitten Dich, laß Deine Charmante, mit der Du doch niemals eine vernünftige und ehrenvolle Liaison treffen kannst —"

„Was wißt Ihr denn von diesem Verhältniß?" unterbrach ihn der junge Mann düster und erbittert. „Ich dachte, ehe ich Euch hierüber um Rath gefragt, könntet Ihr billigerweise mit Eurer Mahnung warten."

Der feurige junge Soldat, um seinem Freunde zu nützen, wollte eben in derselben Sprache etwas erwidern, als man an der Thüre pochte. Der Kapitän schloß auf, und einer seiner Sergeanten winkte ihm, herauszutreten. Gustav hörte sie einige Worte wechseln, und sah den Freund bald darauf mit verstörter Miene wieder zurückkehren: „Du bekömmst einen sonderbaren Besuch," flüsterte er ihm zu, „er wird gleich selbst eintreten, und ich darf nicht zugegen sein."

„Wer doch?" mein Vater?" fragte Gustav bestürzt.

„Er kommt," sagte der Kapitän, indem er eilends Hut und Degen vom Tische nahm, „der Jud Süß!"

## 6.

Vor der Thüre des Offizierszimmers hatten seine Diener dem Minister den spanischen Mantel abgenommen und er trat jetzt ein, stattlich geschmückt und vornehm gekleidet, wie es einem Günstling des Glücks und eines Herzogs in damaliger Zeit zukam. Er trug einen rothen Rock mit goldenen Trotteln und Quasten besetzt; die goldgestickten Aufschläge seines Rocks gingen bis zum Ellbogen zurück, und die Weste von Goldbrokat reichte herab bis an das Knie. Ein kurzer breiter Degen mit reich besetztem Griff hing an seiner Seite, ein mächtiger Stock unterstützte seine Hand, und auf den reichen, hellbraunen Locken, die bis tief in den Nacken herabfielen, saß ein Hütchen von feinem schwarzem Wachstuch, mit Gold und weißen Federn verbrämt. Die Züge dieses merkwürdigen Mannes waren, in der Nähe betrachtet, zwar etwas zu kühn geschnitten, um schön und anmuthig zu heißen, aber sie waren edler als sein Gewerbe und ungewöhnlich; sein dunkelbraunes Auge, das frei und stolz um sich blickte, konnte sogar für schön gelten; die ganze Erscheinung imponirte, und sie hätte sogar etwas Würdiges und Erhabenes gehabt, wäre es nicht ein hämischer, feindlicher Zug um die stolz aufgeworfenen Lippen gewesen, was diesen Eindruck störte und Manchen, der ihm begegnete, mit unheimlichem Grauen füllte.

Der Kapitän stand fest und aufgerichtet an der Thüre, den Hut in der einen, den Degengriff in der andern Hand, als der Minister Süß ein-

trat. Dieser nahm sein Hütchen ab, musterte, auf seinen Stock gestützt, den Soldaten mit scharfem Blick, und sagte dann kurz und mit leiser Stimme: „Wie ist der Name?“

„Hans von Reelzingen, Kapitän im zweiten Grenadierbataillon, dritte Compagnie.“

„Man hat studirt?“ fuhr der Jude etwas artiger fort.

„Die Jurisprudenz in Leipzig,“ antwortete der Kapitän mit militärischer Kürze.

„Wie lange dient der Herr Kapitän?“

„Ein Jahr und zwei Monate; zuerst bei —“

„Schon gut,“ unterbrach ihn der Minister mit einer gnädigen Bewegung der Hand; können abtreten.“

Der Kapitän Reelzingen verbarg seinen Verdruß über das stolze Wesen des Emporkömmlings unter einer tiefen Verbeugung und trat ab. Dem Aktuarius aber, obgleich er keine Menschenfurcht kannte, pochte das Herz, als er nun mit dem Manne allein war, vor dem ein ganzes Land mit abergläubischer Furcht zitterte. Er erröthete unwillkürlich, als jener ihn lange und prüfend ansah, und ihm Gelegenheit gab, auch seine Züge zu mustern und hin und wieder etwas zu finden, was ihn an die schöne Lea erinnerte. Der Minister setzte sich endlich in den Armstuhl, den die Offiziere der Garnison zur Bequemlichkeit dieses Zimmers gestiftet hatten, und winkte dem Sarazenen herablassend, sich auf einer Bank, die unfern stand, niederzulassen.

„Junger Mann,“ sprach er, „wenn Euch Eure eigene Ruhe und Wohlfahrt lieb ist, so antwortet mir auf das, was ich Euch fragen werde, offen und ehrlich; denn Ihr könnet leichtlich denken, daß es mir nicht schwer werden kann, Euch jeder Lüge, die Ihr waget, zu überweisen.“

„Ich bin herzoglich württembergischer Aktuar,“ erwiderte der junge Mann, und der Eid, den ich als Christ und Bürger —“

„Laissez cela,“ fiel ihm der Jude ins Wort, „Ihr wäret nicht der Erste, der seinen Eid gebrochen. Wer waren gestern, frag' ich, die beiden Masken, die sich an meinem Tisch zur Belustigung des Publikums unterhielten? Ihr wißt es, Ihr standet zunächst bei mir.“

„Das ist mir nicht bekannt, Ew. Excellenz,“ sagte Gustav mit fester Stimme.

„Nicht bekannt?“ rief der Minister. „Bedenket wohl, was Ihr gesagt, ich stehe hier als Euer Richter; habt Ihr keinen an der Stimme gekannt?“

„Keinen.“

„Keinen?“ fuhr jener heftiger fort. „Und Euern Vater solltet Ihr nicht an der Stimme kennen?“

„Meinen Vater!“ rief der junge Mann erblassend; doch besonnen setzte er nach einer Weile hinzu: „Ihr irrt Euch, Herr Finanzdirektor, oder vielmehr, Ihr seid schlecht berichtet; mein Vater ist ein ruhiger, gesetzter Mann, und sein Charakter, sein Amt, seine Jahre verbieten ihm, das Publikum auf einem Maskenball zu amüsiren.“

„Sie sollten es ihm verbieten,“ erwiderte jener mit blitzenden Augen, „und ich werde Mittel finden, es ihm zu verbieten. Ich weiß recht wohl,

daß ich diesen Herren von der Landschaft ein Dorn im Auge bin, und zwar aus dem einzigen Grund, weil die Herren nicht rechnen können; verständen sie das Einmaleins so gut wie ich, sie würden sehen, was dem Lande frommt. Noch ist aber nicht aller Tage Abend, und ich will diesen Rebellen zeigen, wer sie sind und wer ich bin!"

„Herr Finanzdirektor!" rief der junge Mann mit der Röthe des Unmuthes auf den Wangen.

„Herr Aktuarius?" erwiderte Süß mit spöttischem Lächeln.

„Mein Vater ist ein Ehrenmann," fuhr Gustav fort, ohne sich von der stolzen Miene des Gewaltigen einschüchtern zu lassen; „Sie sprechen von Rebellen? Wie können Sie sagen, daß mein Vater dem Herzog nicht immer treu gedient hat? Wie können Sie wagen, ihn einen Rebellen zu schimpfen?"

„Wagen?" lachte Süß. „Hier ist von keiner Wagniß die Rede, Herr Aktuarius, aber Rebell ist jeder, der nur dem Land und nicht dem Herzog dient; er ist des Herzogs Diener, aber er dient ihm schlecht; doch das soll nicht lange mehr so bleiben. Das mögt Ihr übrigens dem Herrn Landschaftsconsulenten, Eurem Vater, sagen, daß ich recht wohl weiß, was die beiden Masken wollten, und daß sie es mit dem Dritten abgekartet hatten; ich konnte ihn gestern Nacht so gut wie Euch verhaften lassen, und wenn ich es nicht that, so verdankt er diese Schonung nur Euch."

„Mir?" antwortete der junge Mann staunend. „Mir? Und ist dies etwa auch Schonung, daß ich, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, diese Nacht in diesem Zimmer zubringen durfte?"

„Nein!" fuhr jener gütig lächelnd fort, „dies war nur zur Abkühlung auf Euer Rendezvous veranstaltet." Er weidete sich einige Augenblicke an der Verlegenheit des Jünglings, und fuhr dann fort: „Das gute Kind, wie hat sie mich gefleht und auf den Knieen gebeten, Euch zu retten! Sie glaubte nicht anders, als Ihr seiet wegen irgend eines Kapitalverbrechens gefangen. Wie? Und habt Ihr mir gar nichts zu sagen, Herr Lanbek?"

„Ihr kanntet mich nicht," erwiderte Gustav, „und es ist mir nun wohl begreiflich, warum Ihr so hart mit mir verfuhret; aber Lea's Charakter hätte Euch wohl dafür bürgen können, daß nichts Strafbares in diesem Verhältniß liege."

„Wirklich? Mort de ma vie!" rief der Minister. „Nichts Strafbares? Meinen Sie, wenn ich etwas Strafbares in diesem Verhältniß ahnete, Sie hätten es mit einer Nacht auf der Wache abgebüßt? Bei den Gebeinen meiner Väter! Wenn ich — auf Neuffen oder Asberg gibt es Keller und Kasematten, wo kein Mond und keine Sonne scheint, da hätte ich den Herrn Sarazenen sitzen lassen, bis er sein Schwabenalter erreicht hätte. Oder meint Ihr etwa in Eurem christlichen Hochmuth, einem Israeliten gelte die Ehre seiner Familie nicht eben so hoch, als einem Nazarener?"

Der junge Mann erschrack vor dieser Drohung, denn er bedachte, daß es dem Allgewaltigen ein Leichtes gewesen wäre, ihn spurlos von der Erde verschwinden zu lassen, aber sein muthiger Sinn lehnte sich auf gegen den Uebermuth dieses Mannes, der seine Privatsache zu einer öffentlichen machte, und zur Wahrung seines Hausrechtes mit den Festungen des Landes drohte.

„Excellenz," sagte er mit Blicken, vor welchen der Minister die Augen niederschlug, „wie Sie über Ihre eigene Ehre denken, weiß ich nicht, doch scheint es mir nicht sehr ehrenvoll zu sein, solche Drohungen auszustoßen. Mein Vater ist zwar nur ein geringer Mann, in Vergleich mit einem so gewaltigen und hohen Herrn; aber der Landschaftsconsulent Lanbek weiß, wo man in Deutschland Gerechtigkeit findet. Wien ist nicht so fern von Stuttgart, und Euern Gnadenbrief von gestern hat der Kaiser nicht unterzeichnet; was aber die Ehre Eurer Schwester betrifft, so kann ich Euch versichern, daß sie mir nicht minder theuer ist, als meine eigene."

„Ihr habt hübsche Anlagen zu einem Landschaftsconsulenten," sagte der Jude, ruhig lächelnd; „übrigens, im Vertrauen gesagt, auf den Kaiser müßt Ihr nicht zu sehr pochen; wegen eines württembergischen Schreibers fängt man in Wien mit uns keine Händel an. Aber Ihr gefallt mir, mein Schatz; ich habe Eure Arbeiten loben hören, und Köpfe wie der Eure kann man zu etwas Besserem brauchen, als Akten zu heften und Fascikel zu binden; Ihr seid Expeditionsrath mit sechshundert Gulden Besoldung, und es freut mich, daß ich der Erste bin, der Euch hiezu gratulirt."

Der junge Mann sprang von seiner Bank auf und wollte reden, aber Ueberraschung und Schrecken schloß ihm den Mund. Hundert Gedanken kreuzten sich in seinem Kopf. Es war nicht die Freude, vier Stufen, durch welche man sich sonst lange und mühevoll schleppte, nun in einem Augenblicke übersprungen zu haben, was seine Seele füllte; es war der schreckliche Gedanke, vor der Welt für einen Günstling dieses Mannes zu gelten, vor seinem Vater, vor allen guten Menschen gebrandmarkt dazustehen.

„Excellenz!" sprach er befangen. „Ich darf, ich kann diese Gnade nicht annehmen! Bedenken Sie, was wird man sagen, so viele ältere, verdiente Männer —"

„Was da! Ich habe Euch Platz gemacht," antwortete der Jude in befehlendem Ton, „ich habe Euch zum Rath ernannt und Ihr seid es. Keinen Dank, keine übergroße Delikatesse, ich liebe das nicht. — Nun," fuhr er gütig, beinahe zärtlich fort, „und wie steht Ihr mit meiner Lea? Ihr habt mir ja das stille, blöde Kind ganz verzaubert. Fürchtet Euch nicht vor mir, junger Herr! Ich bin nicht der Mann, der gerade so sehr auf Reichthum sieht; Eure Familie gehört unter die ältesten und angesehensten Bürgerfamilien, und das gilt mir in diesem Falle so viel oder mehr, als Reichthum. Euer Vater wird Euch zwar nicht viel mitgeben, aber mit mir sollt Ihr zufrieden sein, fürstlich will ich meine Lea ausstatten."

Die Felsenkeller von Neuffen und die tiefen Kasematten von Asberg wären in diesem Augenblicke dem jungen Manne willkommener gewesen, als diese Versicherung; er dachte an seinen stolzen Vater, an seine angesehene Familie, und so groß war die Furcht vor Schande, so tief eingewurzelt waren damals noch die Vorurtheile gegen jene unglücklichen Kinder Abrahams, daß sie sogar seine zärtlichen Gefühle für die schöne Tochter Israels in diesem schrecklichen Augenblicke übermannten. „Herr Minister!" sprach er zögernd, „Lea kann keinen wärmeren Freund als mich haben; aber ich fürchte, daß Sie dieses Gefühl falsch deuten, mit einem andern verwechseln, das — ich möchte nicht, daß Sie mich falsch verstehen, und Lea wird Ihnen nie gesagt haben, daß ich jemals davon gesprochen hätte —"

Der stolze Mann errötbete, warf seine Lippen auf, drückte die Augen beinahe zu, und an seiner Stirne begann eine Ader hoch anzuschwellen. „Was ist das?“ sagte er streng. „Wie soll ich diese Redensart deuten?“

„Herr Minister,“ erwiderte Gustav gefaßter, „bedenken Sie doch den Unterschied der Religion.“

„Habt Ihr diesen bedacht, Herr! als Ihr meiner Schwester diese Liebeleien in den Kopf setztet? Aber ich kann Euch darüber trösten, Lea wird Euch in dieser Hinsicht kein Hinderniß geben, Ihr schweigt?“ fuhr er heftiger fort, „soll ich mit Eurem Vater darüber reden, junger Mensch? War etwa meine Schwester gut genug dazu, Eure müßigen Stunden auszufüllen, zur Gattin aber wollt Ihr sie nicht? Wehe Euch, wenn Ihr so dächtet! Dich und Deinen ganzen Stamm würde ich verderben! Euer Vater ist gestern eines schweren Verbrechens schuldig worden, es steht in meiner Hand, ihn zur Verantwortung zu ziehen; in Eure Hand lege ich nun das Schicksal Eures Vaters; entweder — Ihr macht Eure Unvorsichtigkeit gegen mein Haus gut und heirathet meine Schwester, oder ich erkläre Euch öffentlich für einen Schurken und lasse den Herrn Consulenten in Ketten legen. Vier Wochen gebe ich Euch Bedenkzeit; mein Haus steht Euch offen, Ihr könnt Eure Braut besuchen, so oft Ihr wollt; vier Wochen, verstehst Ihr mich? Jetzt seid Ihr frei, und morgen, Herr Expeditionsrath, werdet Ihr Euer Amt antreten.“

Nach diesen Worten verbeugte er sich kurz und verließ stolzen Schrittes das Zimmer; dem Kapitän, den er im Vorzimmer traf, befahl er, Kleider für den Herrn Expeditionsrath herbeischaffen zu lassen, und ihm seine Freiheit anzukündigen.

Staunend über diesen ganzen Vorfall, besonders über die letzten Worte des Ministers, trat Reelzingen in sein Zimmer. Er fand den Freund bleich und verstört, die Arme über die Brust gekreuzt, das Haupt kraftlos auf die Brust herabgesunken. „Nun, sag' mir ums Himmels willen,“ fing der Kapitän an, indem er vor Gustav stehen blieb, „was wollte er bei Dir? Warum ließ er Dich verhaften? Was hat sein Besuch zu bedeuten?“

„Er kam, um mir zu gratuliren,“ antwortete er mit sonderbarem Lächeln.

„Zu gratuliren? Wozu? Daß Du eine Nacht auf der Wache zubrachtest?“

„Nein, weil ich in dieser Nacht Expeditionsrath geworden bin.“

„Du?“ rief der Kapitän lachend. „Gottlob, daß Du so heiter bist und scherzen kannst; als ich hereintrat und Dich sah, glaubte ich Dich nicht so spaßhaft zu finden; aber im Ernst, Freund, was wollte der Jude?“

„Ich sagte es ja, und es ist Ernst; zum Rath hat er mich gemacht. Ist das nicht ein schönes Avancement?“

Der Kapitän sah ihn mit zweifelhaften Blicken lange an; endlich sagte er gerührt: „Nein, Du kannst nicht auch zum Schurken werden, Gustav; Gott weiß, wie dies zusammenhängen mag! Aber siehe, wenn ich Dich nicht so lange und so genau kennte — glaube mir, die Welt wird dich hart beurtheilen; doch nein, Du lächelst, gestehe, es ist Alles Scherz. Expeditionsrath! Eben so gut könntest Du seine Schwester heirathen.“

„Ei, das wird ja auch geschehen," sagte Lanbek düster lächelnd; „in vier Wochen, meint mein Schwager, soll die Hochzeit sein."

„Tod und Hölle!" fuhr der Kapitän auf, „mach mich nicht rasend mit diesen Antworten. Wahrhaftig, mit solchen Dingen ist nicht zu spassen."

„Wer sagt Dir denn, daß ich spasse?" erwiderte Lanbek, indem er langsam aufstand. „Es ist Alles so wie ich sagte, auf Ehre."

Dem Kapitän schwamm eine Thräne im Auge, als er den Freund, den er geliebt hatte, also sprechen hörte; doch nur einen Augenblick gab er diesen weicheren Empfindungen nach, dann trat er heftig auf den Boden, setzte seinen Hut auf und rief: „So sei der Tag verflucht, an welchem ich Dich zum erstenmal sah und Bruder nannte. Geh, hilf Deinem Juden, dem armen Land das Fell vollends vom Leibe ziehen, schinde Dir auch ein Stück herunter und mach' Dich reich. O Lanbek, Lanbek! Aber mein Porte-épée, ja ein Jahr meines Lebens wollte ich verhandeln, um einem meiner Kameraden die Wache abzukaufen; ich selbst will die Exekution commandiren, wenn man Dich und den Juden zum Galgen führt."

„So hoch werde ich mich wohl nicht poussiren," erwiderte Gustav ruhig und ernst; „aber meiner Leiche kannst Du folgen, wenn sie mich morgen um Mitternacht neben der Kirchhofsmauer einscharren."

Der Kapitän sah ihn erschrocken an, er mochte tiefen Ernst auf der Stirne des jungen Mannes lesen, denn er wiederholte diesen Blick und begegnete Gustavs Auge. „Willst Du mich fünf Minuten lang anhören, Reelzingen?" fragte er. „Du wirst dann über die Uneigennützigkeit dieses Ministers staunen. Sonst war doch der Preis einer Amtei zweitausend, und ein Expeditionsrath galt seine dreitausend Gulden unter Brüdern; aber ich Glückskind bekomme ihn umsonst, rein pour rien! Denn das Glück meines Lebens, die Ruhe meiner Familie, der heitere Frieden meines Vaters — daß diese bei dem Handel verloren gehen, ist ja gering zu achten. Doch höre."

Staunend vernahm der Kapitän diese Worte; aufmerksam setzte er sich neben Gustav nieder. Je höher der Glaube an seinen Freund während seiner Erzählung stieg, desto ängstlicher wurde er für ihn und seine Familie besorgt. Er schloß ihn in seine Arme, er versuchte es, ihm Trost einzusprechen, obgleich er selbst an diese Trostgründe nicht glaubte. „Der Jude ist ein feiner Spieler," sagte er, „Deine besten Taroks hat er Dir abgejagt, und das Spiel scheint in seiner Hand zu liegen; aber — er könnte sich verrechnet haben, wir wollen sehen, wie er beschlagen ist, wenn wir — Spadi anspielen."

## 7.

ir führen unsere Leser aus dem Offizierszimmer der Hauptwache in Stuttgart nach dem Hause des Landschaftsconsulenten Lanbek. In einem weiten, geräumigen Zimmer, dessen Hausrath nicht überladen und prächtig, aber solid und stattlich ist, finden wir einen ältlichen Mann von mehr als mittlerer Größe. Sein Gesicht und seine Gestalt beweisen, daß er, als er in den Fünfzigen stand, wohlbeleibt gewesen sein mochte, jetzt, zehn Jahre später, hatten sich Falten um Mund und Stirne gelegt, und der weite Schlafrock von feinem grünen Tuch, mit Pelz verbrämt, war für eine reichliche Fülle gefertigt und schlug jetzt weite Falten um den Leib; aber die röthlichen Wangen, die klaren grauen Augen, der feste Schritt, womit er im Zimmer auf- und abging, ließen, noch ehe man seine volle, sonore Stimme vernahm, ahnen, daß der alte Consulent an Geist und Körper noch frisch und rüstig sei.

In der Vertiefung des breiten Fensters saßen zwei schöne Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren, die dem Alten, so oft er ihnen den Rücken wandte, besorglich und ängstlich nachschauten, wohl auch untereinander flüsterten, so lange sie von ihm nicht gesehen wurden. Die eine war bemüht, des Vaters ungeheure Allongeperrücke in Ordnung zu bringen, und trotz dem Kummer, der aus ihren Blicken sprach, schien sie doch Freude an dem schönen Contrast zu finden, welchen die schwarzen Locken dieses Haargebäudes mit ihren zarten, weißen Händchen bildeten. Die dunkelblauen Augen der andern jungen Dame schienen mehr mit der Straße als mit der feinen Arbeit, an welcher sie nähte, beschäftigt, doch waren ihre Züge zu ernst, als daß man es müßiger Neugier hätte zuschreiben dürfen.

Sie hatten mehrere Minuten lang geschwiegen, denn die Mädchen waren viel zu streng erzogen, als daß sie den Vater, der seinen Gedanken nachhing, mit Fragen belästigt hätten; plötzlich sprang die junge Nähterin auf, ließ ihre schöne Arbeit zu Boden fallen, beugte den schlanken Hals näher ans Fenster und sah gespannt nach der Straße. Der Vater sah diese Bewegungen, hielt seine Schritte an, blickte aufmerksam nach seiner Tochter, und fragte nur mit Blicken; Käthchen, die jüngere Schwester, vollendete

schnell noch eine Stirnlocke der Perrücke, setzte dann das Prachtwerk behutsam auf eine Commode und kam eben noch zeitig an, um mit Hedwig zu rufen: „Er ist's, er hat heraufgesehen, Vater; er geht sehr schnell; sieh doch, was er für einen sonderbaren Rock anhat!"

„Das ist Blankenbergs Jagdkleid!" sagte Hedwig leise zu ihrer Schwester.

„Geh doch, was weißt Du von Blankenbergs Garderobe?" erwiderte die jüngere, bedeutungsvoll lächelnd.

„Er hat Gustav schon oft in diesem Kleide besucht," antwortete sie, indem eine dunkle Röthe über ihre Wangen flog.

Die Ankunft Gustavs verhinderte seine jüngere Schwester, Hedwig nach ihrer Gewohnheit noch länger zu quälen. Der Vater sah noch ernster aus als vorhin, er hatte sich in seinen Lehnstuhl gesetzt, und die strengen Augen auf die Thüre geheftet; bang und ängstlich pochte den Schwestern das Herz, als jetzt die Thüre aufging und ihr Bruder hereintrat. — Nach dem ersten „guten Morgen" trat für alle drei Parteien eine peinliche Pause ein; endlich trat der Sohn bescheiden zum Vater. „Sie haben mich wohl diesen Morgen vermißt, Vater?" fragte er. „Es ist allerdings ein seltener Fall in unserem Hause, und Sie wurden vielleicht besorgt um mich."

„Das nicht," antwortete der Alte sehr ernst; „Du bist alt genug, um nicht verloren zu gehen; aber zweierlei ist mir aufgefallen, nämlich, daß man Dich nur eine Stunde auf dem Karneval sah, und daß Du diese Nacht und ihre Lustbarkeiten so unregelmäßig lang bis Morgens neun Uhr ausdehnst; Du solltest schon seit einer halben Stunde in Deiner Kanzlei sein."

„Ich bin heute dort entschuldigt," sagte Gustav lächelnd; „ich habe auch seit heute früh ein Uhr so schrecklich geschwärmt und so unordentlich gelebt, daß es kein Wunder ist, wenn man so spät zu Hause kommt; rathet einmal, Ihr Mädchen, wo ich gewesen bin."

Die Schwestern sahen ihn unwillig an, denn sie befürchteten mit Recht, dieser leichtfertige Ton möchte dem alten Herrn mißfallen. „Wie können wir dies wissen?" erwiderte Hedwig. „Ich habe nie darnach gefragt, wo Du Dich mit Deinen Kameraden umtreibst; doch heute, Bruder, bist Du mir ein Räthsel."

„Und in einem Lustschloß bin ich gewesen," fuhr der junge Mann fort, „wo weder Ihr beide, noch Papa jemals waren; Ihr errathet es doch nie — auf der Wache."

„Auf der Wache!" riefen die Schwestern entsetzt.

„Das ist mir sehr unangenehm, Gustav," setzte der Landschaftsconsulent hinzu; „meines Wissens bist Du der erste Lanbek, den man auf die Wache setzte."

„Mir ist es doppelt unangenehm," antwortete sein Sohn, indem er den Vater fest anblickte, „weil es im Grunde eine Namensverwechslung zu sein scheint; denn meines Wissens bin nicht ich jener Lanbek, der die Scene an dem Tisch des Juden aufführte."

Der Alte sah ihn bleich und betroffen an. „Gehet ins Nebenzimmer, Mädchen!" rief er, und als sich die Schwestern staunend, aber schnell und gehorsam zurückgezogen hatten, faßte er die Hand seines Sohnes, zog ihn auf einen Stuhl neben sich nieder und fragte hastig, aber mit leiser Stimme: „Was ist das? Woher weißt Du? Wer sagte Dir davon?"

„Er selbst," antwortete der Sohn. „Der Jude?" fragte der Alte. „Wie ist dies möglich?"

„Er war bei mir auf der Wache; ich sehe, wie Sie staunen, Vater, aber bereiten Sie sich auf noch wunderlichere Dinge vor." Der junge Mann hielt es für das Beste, seinem Vater so viel als möglich zu entdecken; er erzählte ihm also, wie aufgebracht der Minister auf den Consulenten und seine Partei sei, wie der Sohn ihm widersprochen, wie der Minister, statt in heftigeren Zorn zu gerathen, ihn plötzlich zum Expeditionsrath ernannt habe. Nur Lea's erwähnte er mit keiner Sylbe, der Kapitän hatte ihm dies gerathen, und er beschloß, davon zu schweigen, bis er seine Maßregeln getroffen hätte oder die Entdeckung des unglücklichen Verhältnisses unvermeidlich wäre.

„Ich sehe, was ich sehe," sprach der Consulent nach einigem Nachdenken. „Meinst Du, wenn er uns nicht gefürchtet hätte, er würde mich geschont und Dich dafür ergriffen haben, um mich gleichsam durch seine Gnade zu beschämen? Er hat mich gefürchtet, und er hat alle Ursache dazu. Ich bin ihm zu populär, und auch Du wirst ihm nach und nach zu bekannt mit den hiesigen Bürgern, weil Du jetzt statt meiner die Armenprozesse führst. Der Expeditionsrath ist — *eine Falle*, die er uns beiden legen wollte, der kluge Fuchs."

„Wie verstehen Sie dies, Papa?" fragte Gustav, dem es leichter ums Herz wurde, seit er ahnete, wie sein Vater die Sache aufnehme.

„Sieh, Freund," sprach der Alte zutraulicher, als er je gethan, „Du wirst das Opfer dieser Kabale; aber so wahr ich Dein Vater bin, Du sollst es nicht lange sein. Dieser Jude denkt aber also: verwehre ich Dir, diese Stelle anzunehmen, weil Du dadurch in üblen Geruch kommen könntest, so macht er es zu seiner Ehrensache, beklagt sich beim Herrn und ergreift die einzige Gelegenheit, die sich bot, mich zu zwingen, auch *mein* Amt aufzugeben. Er kennt mich, er weiß, daß er so wenig als der Herzog mich absetzen kann, er weiß auch, wer der alte Lanbek ist, nämlich — sein Feind. Nehmen wir die Stelle an, kalkulirte er weiter, so werden wir verdächtig, bei Allen, die das Bessere wollen. Der Vater, Consulent der Landschaft, würde man denken, der Sohn — Expeditionsrath; gekauft hat ihm der Alte die Stelle nicht, und der Süß gibt bekanntlich nichts ohne großen Gewinn an Geld oder geheimen Einfluß, folglich — sind wir übergetreten zu dem Gewaltigen. So glaubt er, werden die Leute urtheilen, und er hat es recht klug gemacht, aber er kennt mich nicht ganz; noch weiß ich, Gottlob! ein Mittel, uns das Vertrauen der Besseren zu erhalten, und Du — wirst und bleibst Expeditionsrath; ändern sich die Verhältnisse, so wirst Du wieder Aktuarius, und die Menschen erkennen dann Deine Unschuld."

„Aber Vater!" sagte der junge Mann zaudernd, „*Ihr* Ruf ist felsenfest, aber der *meinige*? Wie lange wird es noch anstehen, bis die Verhältnisse sich ändern!"

„Sohn!" erwiderte der Alte nicht ohne Rührung, „Du siehst, wie dieses schöne Land bis in das innerste Mark zerrüttet ist; meinst Du, es könne immer so fortgehen? — Glaub' mir, ehe der Frühling ins Land kommt, *muß* es anders werden; schlechter kann es nimmer werden, aber besser. Darum glaube mir und vertraue auf Gott!"

## 8.

Während der alte Lanbek noch so sprach und seinem Sohn Muth einzureden suchte, wurde die Hausglocke heftig angezogen, und bald darauf trat ein Offizier in das Zimmer, dem der Consulent freundlich entgegen eilte. Wenn man das dunkelrothe Gesicht, die freien, muthigen Züge und das kleine, aber scharfblickende Auge dieses Mannes sah, so konnte man die Sage von kühner Entschlossenheit und beinahe fabelhafter Tapferkeit, die er unter dem Herzog Alexander und dem Prinzen Eugenius bewiesen haben sollte, glaublich finden.

„Mein Sohn, der vormalige Aktuarius Lanbek," sprach der Alte, „der Obrist von Röder, den Du wenigstens dem Namen nach kennen wirst."

„Wie sollte ich nicht?" erwiderte Gustav, indem er sich verbeugte: „Wenn unsere Truppen von Malplaquet und Peterwardein erzählen, so hört man diesen Namen immer unter die ersten und glänzendsten zählen."

„Zu viel Ehre für einen alten Mann, der nur seine Schuldigkeit gethan," antwortete der Obrist. „Aber Consulent, was sagt Ihr dazu, daß der Jude jetzt auch uns ins Handwerk greift? Ich komme zu Euch eigentlich nur, um zu fragen: soll ich, oder soll ich nicht?"

„Wie soll ich das verstehen?" fragte der Consulent staunend; „Röder, nur jetzt keinen übereilten Streich!"

„Das ist es eben!" rief jener, auf den Boden stampfend, „meine Ehre und die Ehre des ganzen Corps ist gekränkt! einen meiner talentvollsten Offiziere sollte ich nach Fug und Recht kassiren lassen um dieses Hundes willen, und thu' ich's, so bin ich bis morgen selbst außer Dienst."

„Aber so sprecht doch, Obrist!" sagte der Alte, indem er seinem Sohn winkte, Stühle zu setzen, „setzt Euch, Ihr seid noch in der ersten Hitze."

„Mein Regiment hat gestern und heute den Dienst," fuhr jener eifrig fort; „da bringt man nun gestern Nacht von der Redoute weg einen Menschen auf unsere Wache, mit dem ausdrücklichen Befehl vom Juden, ihn wohl zu bewachen, aber keinen weitern Rapport abzustatten; heute früh zieht der Kapitän Reelzingen auf, findet einen Gefangenen im Offizierszimmer, von welchem nichts im Rapport steht, und denkt Euch — nach einer halben Stunde kommt der Minister selbst, schickt den Kapitän aus dem Zimmer, verhört auf unserer Wache den Gefangenen insgeheim, entläßt ihn dann und befiehlt dem Kapitän noch einmal, keinen Rapport abzustatten und — nimmt ihm das Ehrenwort ab — er einem Offizier auf der Wache — nimmt ihm das Wort ab, den Namen des Gefangenen nicht zu nennen; dahin also ist es gekommen, daß jeder Schreiber oder gar ein hergelaufener Jude uns commandirt? Nach Kriegsrecht muß ich den

Kapitän kassiren lassen; meine Ehre fordert, daß ich es nicht dulde, denn ich hatte den Dienst, und ich muß mich rühren, sollte es mich auch meine Stelle kosten."

Die beiden Landeck hatten sich während der heftigen Rede des Obristen bedeutungsvolle Blicke zugeworfen. „Der Jude ist listiger, als wir dachten," sagte, als jener geendet hatte, der Vater; „also auch auf den Obrist war es abgesehen, auch für ihn war die Falle aufgestellt! Wer meint Ihr wohl, daß der Gefangene war? Da, seht ihn, mein leiblicher Sohn saß heute Nacht auf Eurer Wache!"

Der Obrist fuhr staunend zurück, und so groß war der Unmuth über den Eingriff in seine militärischen Rechte, daß er sich nicht enthalten konnte, einen unwilligen, finstern Blick auf den jungen Mann zu werfen. Als aber der alte Landeck fortfuhr und ihm erzählte, wie er selbst eigentlich die Ursache dieses Verfalles gewesen, und wie alles Andere so sonderbar gekommen sei, als er ihm den arglistigen Plan des Ministers näher auseinandersetzte, da sprang Herr von Röder von seinem Stuhle auf. „Wohlan, Alter!" sagte er mit bewegter Stimme zu dem Consulenten, „daß er mich verfolgt und haßt, hat am Ende nichts zu bedeuten, und daran ist nur der General Remchingen schuld, der mich nie leiden konnte; aber über Dir soll er den Hals brechen, oder ich will nicht selig werden! Herr Aktuarius! Die Stelle müßt Ihr annehmen, das ist jetzt keine Frage mehr! Denn Euer Vater darf jetzt nicht von seinem Amt kommen, oder Verfassung und Religion stehen auf dem Spiel. Aber zum Herzog will ich gehen, will sprechen, und sollt es mich mein Leben kosten."

„Das werdet Ihr nicht thun, Obrist!" sagte der Alte mit Nachdruck und Ernst. „Leset diesen Brief, den man uns aus Würzburg schickt, und sagt mir dann, ob Ihr noch waget, zum Herzog zu gehen und zu sprechen." Der Obrist nahm aus seiner Hand ein Schreiben und fing an zu lesen; doch je weiter er las, desto bestürzter wurden seine Züge, bis er staunend, aber mit zornsprühenden Augen den Alten anblickte und die Arme sinken ließ.

„Vater!" sprach der junge Mann, der betroffen bald den Alten, bald den Obristen betrachtete, „Vater, Sie machen mich hier zum Zeugen eines Auftrittes, bei welchem ich vielleicht besser nicht zugegen gewesen wäre. Ich soll aber gezwungener Weise eine Rolle übernehmen, die mir nicht zusagt. Ich bin zum Expeditionsrath ernannt, und weiß nicht warum; ich darf die Stelle nicht ablehnen, obgleich sie mich vor der Welt zum Schurken macht, und weiß nicht warum; es gehen Dinge vor im Staat und in meines Vaters Hause, man verhehlt sie mir, und ich weiß wieder nicht warum Herr Obrist von Röder, Sie überreden mich, eine Stelle nicht auszuschlagen, die meines Vaters Namen beschimpft; von Ihnen glaube ich Gründe verlangen zu können, warum ich es nicht thun soll?"

„Gott weiß, er hat Recht!" rief Röder, indem er den jungen Mann nachdenkend betrachtete. „Ich weiß auch nicht, Alter, warum Ihr ihm nicht längst den Schlüssel gegeben habt. Wenn Ihr ihm übrigens die Augen nicht öffnen wollt, so will ich ihm diesen Dienst thun, weil ich weiß, wie drückend es ist, ein wichtiges Geheimniß halb zu errathen und halb zu ahnen."

„Es sei," sagte der Vater, „setzet Euch wieder; wenn ich Dich, mein

Sohn, bis jetzt nicht mit Dingen dieser Art vertraut gemacht habe, so geschah es nur aus Furcht, für einen allzu stolzen Vater zu gelten, denn wir hatten uns das Wort gegeben, nur erprobten und ausgezeichneten Männern uns anzuvertrauen. Ich darf Dir nicht erst sagen, was in den drei Jahren, seit Alexander regiert, aus Württemberg geworden ist. Man soll von einem Lanbek nicht sagen können, daß er gegen seinen Herrn gemurrt hätte; er ist ein tapferer Mann und nach Prinz Eugenius vielleicht der erste Feldherr unserer Zeit, aber das Feldregiment taugt wohl im Lager und vor dem Feind, nicht so in der Kanzlei. Er sieht die Regierung des Ländchens, wie er sagt, etwas zu heldenmäßig an, das heißt, er sieht darüber hinweg und läßt Andere dafür sorgen."

„Dieses Ländchen!" rief der Obrist bitter. „Dieses schöne Württemberg! Es heißt wohl ein alter Spruch, daß, wenn man auch sich alle Mühe gäbe, dieses Land doch nicht könne zu Grunde gerichtet werden; aber nous verrons! Wenn es so fortgeht, wenn man es durch Verkauf der Aemter, durch Verhöhnung der Besseren, durch Erhebung der niederträchtigsten Bursche gefliſſentlich verderbt, wenn man seine Kräfte bis aufs Mark aussaugt —"

„Kurz, mein Freund," fuhr der Alte fort, „es kann nicht so fortgehen. Nach und nach kann es nicht besser werden, denn schon jetzt sitzen bei uns in der Landschaft fünf Schurken, die nicht einmal der Gottseibeiuns für sich repräsentiren ließe; alle Aemter sind verkauft oder für Süß'sche Kreaturen käuflich, also kann es nur schlechter werden. Aber es sind zwei Parteien, die da sagen: „Es muß anders werden." Die eine Partei ist Süß, der schnöde Jude, der General Remchingen, der feinste von diesen Burschen, Hallwachs, Dein neuer Kollege, Metz und noch einige von der Landschaft. Wir wissen, was sie wollen, und es ist nichts Geringeres, als die Stände und den Landtag völlig aufzuheben."

„Und, Gott sei's geklagt," sagte Herr von Röder, „den Herzog haben sie von seiner edelmüthigen Seite gepackt, er ist mit Allem zufrieden. Das Land sei aufgebracht über die Stände, sagen sie ihm, man murre über die Landschaft, und nun hat er sich entschlossen, das Institut wie ein Corps Invaliden aufzulösen, dem Lande die jährlichen Kosten der Stände edelmüthig zu schenken und allein zu regieren."

„Wie?, verstehe ich recht?" rief der junge Lanbek. „Also unsern letzten Schutz gegen den übeln Willen oder gegen die unrichtige Ansicht eines Herrn will man uns rauben? Auf die Verfassung ist es abgesehen? Doch das ist nicht möglich, Alexander hat sie ja beschworen, und mit welchen Mitteln will er dies wagen? Meinen Sie wirklich, Herr Obrist, der württembergische Soldat werde seine eigenen Rechte unterdrücken?"

„Hier sind die Hunde," erwiderte der Obrist, indem er auf den Brief zeigte, „die man bei diesem Treibjagen hetzen will."

„Nur ruhig," sprach der Landschaftsconsulent, „höre mich ganz. Der Herzog ist aufs Abscheulichste getäuscht; er glaubt fest, daß es ihn nur ein Wort koste, so werden die Stände nicht mehr sein, und alle Herzen werden ihm zufliegen. So haben es der Jude und Remchingen ihm vorgeschwatzt; aber sie kennen uns besser und wissen, daß Gewalt zu einem solchen Schritt gehört. Hier ist ein Brief an den Fürstbischof von Würzburg, den der

General Remchingen geschrieben: man wolle zum Besten des Landes einige Aenderungen vornehmen, man könne sich aber auf die Truppen im Lande nicht verlassen, daher solle der Bischof bewirken, daß die Truppen des fränkischen Kreises an einem bestimmten Tage an unserer Grenze seien. Auch an einige Reichsstände in Oberschwaben hat er ähnliche Schreiben erlassen."

„Und im Namen des Herzogs?" fragte der junge Mann.

„Nein, sie lassen ihn nur so durchblicken, aber eine andere Lockspeise haben sie dem Bischof hingeworfen; man sagt nicht umsonst, daß unser alter Reformator Brenz seit einigen Nächten aus seinem Grabe aufstehe und die Kanzel besteige; — katholisch wollen sie uns machen. Du staunst? Du willst nicht glauben? Auch ich glaube, daß sie es nicht aus Religiosität thun wollen, sondern entweder soll es den Bischof und die Oberschwaben enger für die Sache verbinden, oder meinen sie dem Herzog gefällig zu sein, wenn sie in vierundzwanzig Stunden den Glauben reformiren, wie sie das alte Recht reformiren wollen."

„Es kann, es darf nicht sein!" rief der junge Mann. „Die Grundpfeiler unseres Glückes und unserer Zufriedenheit mit einem Schlag umstürzen? Es ist nicht möglich, der Herzog kann es nicht dulden!"

„Er weiß und denkt nicht, daß sie dies Alles vorhaben," sagte der Obrist; „sein Ruhm ist ihm zu theuer, als daß er ihn auf diese Weise beflecken möchte; aber wenn es geschehen ist, ohne daß die Schuld auf ihn fällt, dann, fürchte ich, wird er das Alte nicht wieder herstellen. Zu welchem Zweck, glaubt Ihr denn, habe der Jude dem Herzog das Edikt von gestern abgeschwatzt, worin er für Vergangenheit und Zukunft von aller Verantwortlichkeit freigesprochen wird? Das soll ihn schützen in dem kaum denkbaren Fall, wenn der Herzog über die treuen und ergebenen Herren Räthe erbost würde, die ihm die unumschränkte Macht zu Füßen legen und in der Stiftskirche einen Krummstab aufpflanzen."

„Und gegen diesen wollt Ihr kämpfen?" fragte Gustav besorgt und zweifelhaft.

„Kämpfen oder zusammen untergehen," sprach der Alte. „Wer mit uns verbunden ist, mußt Du jetzt nicht wissen, es genüge Dir zu erfahren, daß es die Trefflichsten des Adels und die Wackersten der Bürger sind. Wir wollten den Kaiser um Schutz anflehen, aber die Umstände sind ungünstig, die Zeit ist zu kurz, um durch alle Umwege zu ihm zu gelangen, und überdies hat der Herzog einen gewaltigen Stein im Brett seit den letzten Kriegen; man würde uns abweisen. Uns bleibt nichts übrig, als —"

„Wir müssen," rief der Obrist muthig und entschlossen, „das Präveniren müssen wir spielen; St. Joseph, den neunzehnten März haben sie sich zum Ziel gesteckt; aber einige Tage zuvor müssen wir die Feinde des Landes gefangen nehmen, die treuen Truppen nach Stuttgart ziehen, das Landvolk zu unserer Hülfe aufrufen, und wenn es gelungen ist, dem Herzoge von Neuem huldigen und ihm zeigen, an welchem furchtbaren Abgrund er und wir gestanden. Und dann — er ist ein tapferer Soldat und ein Mann von Ehre, dann wird er erröthen vor der Schande, zu welcher ihn jene Elenden verführen wollten."

„Aber der Herzog," fragte der junge Mann, „wo soll er sein und bleiben, während Ihr diese furchtbare Gegenmine auffliegen lasset?"

„Das ist es ja gerade, was uns zur Eile zwingt," erwiderte der Obrist; „sie haben ihn überredet, im nächsten Monate die Festungen Kehl und Philippsburg zu bereisen, und hinter seinem Rücken wollen sie reformiren. Den elften will er abreisen; schon sind die Adjutanten ernannt, die ihn begleiten sollen, und, wenn ich es sagen darf, mit solchem Gepränge, und so viel und laut wird von dieser Reise gesprochen, daß ich fürchte, die ganze Fahrt ist nur Maske und der Herzog wird nicht über die Grenze gehen."

„Du kennst jetzt unsere Plane," sprach der alte Herr zu seinem Sohn, „sei klug und vorsichtig. Ein Wort zuviel kann Alles verrathen. Darum, wie es unter uns gebräuchlich ist, lege Deine Hand in die Deines Vaters und dieses tapfern Mannes, und schwöre uns, zu schweigen."

„Ich schwöre," sagte Lanbek mit fester Stimme, aber bleich und mit starren Augen; und sein Vater und der Obrist zogen ihn an ihre Brust und begrüßten ihn als einen der Ihrigen.

## 9.

Ein drückender, trüber Nebel lag über Stuttgart und gab den Bergen umher und der Stadt ein trauriges, ödes Ansehen; gerade so lag auch ein trüber, ängstlicher Ernst auf den Gesichtern, die man auf den Straßen sah, und es war, als hätte ein Unglück, das man nicht vergessen konnte, oder ein neuer Schlag, den man fürchtete, alle Herzen wie die sonst so lieblichen Berge umflort und in Trauer gehüllt. Am Abend eines solchen Tages schlich der junge Lanbek durch die feuchten Gänge des Gartens. Sein Gesicht war bleich, sein Auge trübe, sein Mund heftig zusammengepreßt, seine hohe Gestalt trug er nicht mehr so leicht und aufgerichtet wie zuvor, und es schien, als sei er in den letzten acht Tagen um eben so viele Jahre älter geworden. Was er vorausgesehen hatte, war eingetroffen; Niemand, der die Lanbek auch nur dem Rufe nach kannte, konnte die schnelle Erhebung des jungen Mannes begreifen oder rechtfertigen. Die Günstlinge und Kreaturen des mächtigen Juden traten ihm mit jener lästigen Trau-

lichkeit, mit jener rohen Freude entgegen, wie etwa Diebe und falsche Spieler einem neuen Genossen ihrer Schlechtigkeit beweisen, und des jungen Lanbeks Gefühl bei solchen neuen, werthen Bekanntschaften läßt sich am besten mit den unangenehmen und wehmüthigen Empfindungen eines Mannes vergleichen, den das Unglück in einen Kerker mit dem Auswurf der Menschen warf, und der sich von Räubern und gemeinen Weibern als ihresgleichen begrüßen lassen muß. Die gnädigen Blicke, die ihm der Minister hin und wieder öffentlich, beinahe zum Hohn, zuwarf, bezeichneten ihn als einen neuen Günstling. Jetzt erst sah er, wie viele gute Menschen ihm sonst wohlgewollt hatten; denn so manches bekannte Gesicht, das sonst dem Sohne des alten Lanbek einen „guten Tag" zugelächelt hatte, erschien jetzt finster, und selbst wackere Bürgersleute und jene biederen, ehrlichen Weingärtner, die sich bei ihm und dem Alten so oft Raths erholt hatten, wandten jetzt die Augen ab und gingen vorüber, ohne den Hut zu rücken.

Der Gedanke an Lea erhöhte noch sein Unglück. Er wußte genau, wie unglücklich sein alter Vater, er selbst und die Seinigen werden könnten, wenn der verzweifelte Schlag, den sie führen wollten, mißlang; und doch, so groß der Frevel war, den jener fürchterliche Mann auf sich geladen hatte, dennoch graute ihm, wenn er sich die Folgen überlegte, die sein Sturz nach sich ziehen würde. Was sollte aus der armen Lea werden, wenn der Bruder vielleicht Monate lang gefangen saß? Konnte der Herzog, ein so strenger Herr, Vergehungen und Pläne, wie die des Juden, vergeben, selbst wenn er ihm durch jenes Edikt Straflosigkeit zugesichert hatte?

Und dann durchzuckte ihn wieder die Erinnerung an jene schreckliche Drohung, die Süß gegen ihn ausgestoßen, als er das Verhältniß des jungen Mannes zu seiner Schwester berührte. Alle Angst vor seinem alten Vater, vor der Schande, die eine solche Verbindung, wenn sie auch nur besprochen würde, brächte, kam über ihn. Es gab Augenblicke, wo er seine Thorheit, mit der schönen Jüdin auch nur ein Wort gewechselt zu haben, verwünschte, wo er entschlossen war, den Garten zu verlassen, sie nie wieder zu sehen, seinem Vater Alles zu sagen, ehe es zu spät wäre; aber wenn er sich dann das schöne Oval ihres Hauptes, die reinen, unschuldigen und doch so interessanten Züge und jenes Auge dachte, das so gerne und mit so unnennbarem Ausdruck auf seinen eigenen Zügen ruhte, da war es, ich weiß nicht ob Eitelkeit, Thorheit, Liebe oder gar der Einfluß jenes wunderbaren Zaubers, der sich, aus Rahels Tagen, unter den Töchtern Israels erhalten haben soll — es zog ihn ein unwiderstehliches Etwas nach jener Seite hin, wo ihn, seit die Dämmerung des ersten Märzabends finsterer geworden war, die schöne Lea erwartete.

„Endlich, endlich!" sagte Lea mit Thränen, indem sie ihre weiße Hand durch die Staketen bot, welche die beiden Gärten trennten. „Wenn nicht der Frühling indeß hätte kommen müssen, wahrhaftig, ich hätte gedacht, es sei schon ein Vierteljahr vorüber. Ich bin recht ungehalten; wozu denn auch in den Garten gehen bei dieser schlimmen Jahreszeit, wenn Ihr frei und offen durch die Hausthüre kommen dürft? Wisset nur, Herr Nachbar, ich bin sehr unzufrieden."

„Lea," erwiderte er, indem er die schöne Hand an seine Lippen zog, „verkenne mich nicht, Mädchen! Ich konnte wahrhaftig nicht kommen, Kind!

Zu Dir durfte ich nicht kommen, und in die Zirkel Deines Bruders gehe ich nicht; und wenn ich wüßte, daß Du ein einziges Mal da warst, würde ich Dich nicht mehr sprechen." Trotz der Dunkelheit glaubte der junge Mann dennoch eine hohe Röthe auf Lea's Wangen aufsteigen zu sehen. Er sah sie zweifelhaft an; sie schlug die Augen nieder und antwortete: „Du hast Recht, ich darf nicht in die Zirkel meines Bruders gehen."

„So bist Du da gewesen? Ja, Du bist dort gewesen!" rief Lanbek unmuthig. „Gestehe nur, ich kann jetzt doch schon Alles in Deinen Augen lesen."

„Höre mich an," erwiderte sie, indem sie bewegt seine Hand drückte, „die Amme hat Dir gesagt, was nach dem Karneval vorging, und wie ich ihn bat und flehte, Dich frei zu lassen. Seit jener Zeit hat sich sein Betragen ganz geändert; er ist freundlicher, behandelt mich, wie wenn ich auf einmal um fünf Jahre älter geworden wäre, und läßt mich zuweilen sogar mit sich ausfahren. Vor einigen Tagen befahl er mir, mich so schön als möglich anzukleiden, legte mir ein schönes Halsband in die Hand, und Abends führte er mich die Treppe herab in seine eigenen Zimmer. Da waren nur Wenige, die ich kannte, die meisten Herren und Damen waren mir fremd. Man spielte und tanzte, und von Anfang gefiel es mir sehr wohl, nachher freilich nicht, denn —"

„Denn?" fragte Lanbek gespannt.

„Kurz, es gefiel mir nicht und ich werde nicht mehr hingehen."

„Ich wollte, du wärest nie dort gewesen," sagte der junge Mann.

„Ach, konnte ich denn wissen, daß die Gesellschaft nicht für mich passen würde?" erwiderte Lea traurig. „Und überdies sagte mein Bruder ausdrücklich, es werde meinen Herrn Bräutigam freuen, wenn ich auch unter die Leute komme."

„Wen hat er gesagt, wen werde es freuen?" rief Lanbek.

„Nun Dich," antwortete Lea; „überhaupt, Lanbek, ich weiß gar nicht, wie ich Dich verstehen soll; Du bist so kalt, so gespannt; gerade jetzt, da wir offen und ohne Hinderniß reden können, bist Du so ängstlich, beinahe stumm; statt in's Haus zu uns zu kommen, bestellst Du mich heimlich in den Garten, ich weiß doch nicht, vor wem man sich so sehr zu fürchten hat, wenn man einmal in einem solchen Verhältniß steht?"

„In welchem Verhältniß?" fragte Lanbek.

„Nun, wie fragst Du doch wieder so sonderbar! Du hast bei meinem Bruder um mich angehalten, und er sagte Dir zu, im Fall ich wollte und der Herzog durch ein Rescript das Hinderniß wegen der Religion zwischen uns aufhöbe. Ich bin nur froh, daß Du nicht Katholik bist, da wäre es nicht möglich, aber ihr Protestanten habt ja kein kirchliches Oberhaupt und seid doch eigentlich so gut Ketzer wie wir Juden."

„Lea! Um Gottes willen, frevle nicht!" rief der junge Mann mit Entsetzen. „Wer hat Dir diese Dinge gesagt? O Gott, wie soll ich Dir diesen furchtbaren Irrthum benehmen?"

„Ach, geh' doch!" erwiderte Lea. „Daß ich es wagte, mein verhaßtes Volk neben Euch zu stellen, bringt Dich auf. Aber sei nicht bange; mein Bruder, sagen die Leute, kann Alles, er wird uns gewiß helfen, denn was er sagt, ist dem Herzog recht. Doch eine Bitte habe ich, Gustav: willst Du

mich nicht bei den Deinigen einführen? Du hast zwei liebenswürdige Schwestern, ich habe sie schon einige Mal vom Fenster aus gesehen; wie freut es mich, einst so nahe mit ihnen verbunden zu sein! Bitte, laß mich sie kennen lernen."

Der unglückliche junge Mann war unfähig, auch nur ein Wort zu erwidern; seine Gedanken, sein Herz wollten stille stehen. Er blickte wie einer, der durch einen plötzlichen Schrecken aller Sinne beraubt ist, mit weiten, trockenen Augen nach dem Mädchen hin, das, wenn auch nicht in diesem Augenblicke, doch bald vielleicht noch unglücklicher werden mußte, als er, und das jetzt lächelnd, träumend, sorglos wie ein Kind an einem furchtbaren Abgrund sich Blumen zu seinem Kranze pflückte.

„Was fehlt Dir, Gustav?" sprach sie ängstlich, als er noch immer schwieg. „Deine Hand zittert in der meinigen, bist Du krank? Du bist so verändert. Doch — noch ehe er antworten konnte, sprach eine tiefe Stimme neben Lea: „Bon soir, Herr Expeditionsrath; Sie unterhalten sich hier im Dunkeln mit Dero Braut? Es ist ein kühler Abend; warum spazieren Sie nicht lieber herauf in's warme Zimmer? Sie wissen ja, daß mein Haus Ihnen jederzeit offen steht."

„Mit wem sprichst Du hier, Gustav?" fragte der alte Lanbek, der beinahe in demselben Augenblicke herantrat. „Deine Schwestern behaupten, Du unterhaltest Dich hier unten mit einem Frauenzimmer."

„Es ist der Minister," antwortete Gustav beinahe athemlos.

„Gehorsamer Diener," sprach der Alte trocken; „ich habe zwar nicht das Vergnügen, Ew. Excellenz zu sehen in dieser Dunkelheit, aber ich nehme Gelegenheit, meinen gehorsamsten Dank von wegen der Erhebung meines Sohnes abzustatten; bin auch sehr charmirt, daß Sie so treue Nachbarschaft mit meinem Gustav halten."

„Man irrt sich," erwiderte Süß, heiser lachend, „wenn man glaubt, ich bemühe mich, mit dem Herrn Sohn im Dunkeln über den Zaun herüber zu parliren, ich kam nur, um meine Schwester abzuholen, weil es etwas kühles Wetter ist und die Nachtluft ihr schaden könnte."

„Mit Ihrer Schwester?" sagte der Alte streng. „Bursche, wie soll ich das verstehen, sprich!"

„Schauffiren sich doch der Herr Landschaftsconsulent nicht so sehr!" erwiderte der Jude. „Jugend hat nicht Tugend, und er macht ja nur meiner Lea in allen Ehren die Cour."

„Schandbube!" rief der alte Mann, indem er seine Hand um den Arm seines Sohnes schlang und ihn hinwegzog. „Geh' auf Dein Zimmer, ich will ein Wort mit Dir sprechen; und Sie, Jungfer Süßin, daß Sie sich nimmer einfallen läßt, mit dem Sohn eines ehrlichen Christen, mit meinem Sohn ein Wort zu sprechen, und wäre Ihr Bruder König von Jerusalem, es würde meinem Hause dennoch keine Ehre sein." Mit schwankenden, unsichern Schritten führte er seinen Sohn hinweg. Lea weinte laut, aber der Minister lachte höhnisch. „Parole d'Honneur!" rief er. „Das war eine schöne Scene; vergessen Sie übrigens nicht, Herr Expeditionsrath, daß Sie nur noch vierzehn Tage Frist zu Ihrer Werbung haben: bis dahin und von dort an werde ich mein Wort halten."

## 10.

Die an Furcht grenzende Achtung des jungen Lanbek hieß ihn geduldig und ohne Murren dem Vater folgen, und langjährige Erfahrungen über den Charakter des Alten verboten ihm in diesem Augenblicke, wo der Schein so auffallend gegen ihn war, sich zu entschuldigen. Der Landschaftsconsulent warf sich in seinem Zimmer in einen Armsessel und verhüllte sein Gesicht. Besorgt und ängstlich stand Gustav neben ihm und wagte nicht zu reden; aber die beiden schönen Schwestern des jungen Mannes flogen herbei, als sie die Schwäche des Vaters sahen, fragten zärtlich, was ihm fehle, suchten seine Hände vom Gesicht herabzuziehen und benetzten sie mit ihren Thränen. — „Das ist der Bube," rief er nach einiger Zeit, indem sein Zorn über seine körperliche Schwäche siegte; „der ist es, der das Haus Eures Vaters, unsern alten guten Namen, Euch, Ihr unschuldigen Kinder, mit Elend, Schmach und Schande bedeckt; der Judas, der Vatermörder — denn heute hat er den Nagel in meinen Sarg geschlagen."

„Vater! Um Gottes willen! Gustav!" riefen die Mädchen bebend, indem sie ihren bleichen Bruder scheu anblickten und sich an den alten Lanbek schmiegten.

„Ich weiß," sagte der unglückliche junge Mann, „ich weiß, daß der Schein gegen mich —"

„Willst Du schweigen," fuhr der Consulent mit glühenden Augen und einer drohenden Geberde auf. „Schein? Meinst Du, Du könnest meine alten Augen auch wieder blenden wie damals nach dem Karneval? Nicht wahr, es wäre weit bequemer, wenn sich diese beiden Augen schon ganz geschlossen, wenn sie den alten Lanbek so tief verscharrt hätten, daß keine Kunde von der Schande seines Namens mehr zu ihm bringt. Aber verrechnet hast Du dich, Elender! Enterben will ich Dich; hier stehen meine lieben Kinder, Du aber sollst ausgestoßen sein, meines ehrlichen Namens beraubt, verflucht —"

„Vater!" riefen seine drei Kinder mit einer Stimme; die Töchter stürzten sich auf ihn, und zum erstenmal wagte es Hedwig, ihre Lippen auf die geheiligten Lippen des Vaters zu legen, indem sie ihm den zum Fluch geöffneten Mund mit Küssen verschloß. Die jüngere hatte sich unwillkürlich vor Gustav gestellt, seine Hand ergriffen, als wolle sie ihn vertheidigen, der junge Mann aber riß sich kräftig los; nie so, als in diesem Augenblicke glich sein Gesicht, sein drohendes Auge den Zügen seines Vaters, und die beengte Brust weit vorwerfend, sprach er: „Ich habe Alles ertragen,

was möglicherweise ein Sohn von seinem Vater ertragen darf, ich habe aber noch andere Pflichten, meine eigene Ehre muß ich wahren, und wäre es mein eigener Vater, der sie antastet. Es hätte Ihnen genügen können, wenn ich bei Allem, was mir heilig ist, versichere, daß ich nicht das bin, wofür Sie mich halten. Wenn Sie keinen Glauben mehr an mich haben, wenn Sie mich aufgeben, dann bleibt mir nichts mehr übrig. Lebet wohl — ich will Euch nur noch eine Schande machen."

„Du bleibst!" rief ihm der Alte, mehr ängstlich und bebend, als befehlend nach. „Meinst Du, dies sei der Weg, einen gekränkten Vater zu versöhnen? Hast Du so sehr Eile, mir voranzugehen und einen Weg einzuschlagen, wo ich Dich nie mehr träfe? Denn ich habe redlich und nach meinem Gewissen gelebt, Dich aber und Deine Absicht verstand ich wohl!"

„Aber Vater!" sprach seine jüngste Tochter mit sanfter Stimme, „wir hatten ja Alle Gustav immer so lieb, und Sie selbst sagten so oft, wie tüchtig er sei; was kann er denn so Schreckliches verbrochen haben, daß Sie so hart mit ihm verfahren?"

„Das verstehst Du nicht, oder ja, Du kannst es verstehen: des Juden Schwester liebt er, und mit ihr und seinem Herrn Schwager Süß hat er sich am Gartenzaun unterhalten. Jetzt sprich! Kannst Du Dich entschuldigen? O ich Thor, der ich mir einbildete, man habe ihn, um mir eine Falle zu legen, erhoben und angestellt! Seine jüdische Charmante hat ihn zum Expeditionsrath gemacht!"

„Der Vater will mich nicht verstehen," sprach der junge Mann, mit Thränen in den Augen, „darum will ich zu Euch sprechen. Euch, liebe Schwestern, will ich redlich erzählen, wie die Umstände sich verhalten, und ich glaube nicht, daß Ihr mich verdammen werdet." Die Mädchen setzten sich traurig nieder, der Alte stützte seine gefurchte Stirne auf die Hand und horchte aufmerksam zu. Gustav erzählte Anfangs erröthend und dann oft von Wehmuth unterbrochen, wie er Lea kennen gelernt habe, wie gut und kindlich sie gewesen sei, wie gerne sie mit ihm gesprochen habe, weil sie sonst Niemand hatte, mit dem sie sprechen konnte. Er wiederholte dann das Gespräch mit dem jüdischen Minister und dessen arglistige Anträge; er versicherte, daß er nie dem Gedanken an eine Verbindung mit Lea Raum gegeben habe, und daß er diesen Abend dem Minister es selbst gesagt haben würde, wäre nicht der Vater so plötzlich dazwischen gekommen.

„Du hast sehr gefehlt, Gustav," sagte Hedwig, seine ältere Schwester, ein ruhiges und vernünftiges Mädchen. „Da Du nie, auch nur entfernt, an eine Verbindung mit diesem Mädchen denken konntest, so war es Deine Pflicht, als redlicher Mann, Dich gar nicht mit ihr einzulassen. Auch darin hast Du sehr gefehlt, daß Du nicht gleich damals schon Deinem Vater Alles anvertraut hast; aber so hast Du jetzt Deine ganze Familie unglücklich und zum Gespött der Leute gemacht; denn meinst Du, der Süß werde nicht halten, was er gedroht? Ach er wird sich an Papa, an Dir, an uns Allen rächen."

„Geh, bitte den Vater um Verzeihung!" sprach das schöne Käthchen weinend. „Du mußt ihm nicht noch Vorwürfe machen, Hedwig, er ist unglücklich genug. Komm, Gustav," fuhr sie fort, indem sie seine Hand ergriff und ihn zu dem Vater führte, „bitte, daß er Dir vergibt; ja wir

werden recht unglücklich werden, der böse Mann wird uns verderben, wie er das Land verdorben hat, aber dann lasset doch wenigstens Frieden unter uns sein. Wenn wir nur uns noch haben, so haben wir viel, wenn er uns alles Uebrige nimmt."

Der Alte blickte seinen Sohn lange, doch nicht unwillig, an. „Du hast gehandelt wie ein eitler junger Mensch, und die Aufmerksamkeit, die Dir diese Jüdin schenkte, hat Dich verblendet. Du hast, ich fühle es für Dich, vielleicht schon seit geraumer Zeit, gewiß aber diesen Abend dafür gebüßt. Katharine hat Recht; ich will Dir nicht länger grollen; wir müssen uns jetzt gegen einen furchtbaren Feind wassnen. Glaubst Du, daß er Wort halten wird mit den vierzehn Tagen Frist, die er Dir nachrief!"

„Ich glaube und hoffe es," antwortete der junge Mann. „Um jene Zeit muß sich mehr entscheiden, als nur das Schicksal unseres Hauses," fuhr der Alte fort; „Remchingen und Süß — oder wir; wer verliert, bezahlt die Zeche. Jetzt gelobe mir aber, Gustav, die Jüdin nie mehr, weder im Garten noch sonst wo, aufzusuchen, und unter dieser Bedingung will ich Deine Thorheit verzeihen."

Gustav versprach es mit bebenden Lippen und verließ dann das Zimmer, um seine Bewegung zu verbergen. Noch lange und mit unendlicher Wehmuth dachte er dort über das unglückliche Geschöpf nach, dessen Herz ihm gehörte und das er nicht lieben durfte. Er theilte zwar alle strengen religiösen Ansichten seiner Zeit, aber er schauderte über dem Fluch, der einen heimathlosen Menschenstamm bis ins tausendste Glied verfolgte und Jeden mit ins Verderben zu ziehen schien, der sich auch den Edelsten unter ihnen auf die natürlichste Weise näherte. Er fand zwar keine Entschuldigung für sich und seine verbotene Neigung zu einem Mädchen, das nicht auch seinen Glauben theilte, aber er gewann einigen Trost, indem er sein eigenes Schicksal einer höheren Fügung unterordnete.

Sein Vater und die Schwestern unterhielten sich noch lange über ihn und diese Vorfälle und die Erinnerung an so manche schöne Tugend des jungen Mannes versöhnte nach und nach den Alten, so daß er selbst das Geheimhalten jener Vorschläge des Ministers einigermaßen entschuldigte. Als aber spät Abends die beiden Schwestern allein waren, sagte Käthchen: „Wahr ist es doch, Gustav hat zwar gefehlt, aber an seiner Stelle hätte jeder Andere auch gefehlt. Ich habe sie einmal am Fenster und einmal im Garten gesehen; so schön und anmuthig sah ich in meinem ganzen Leben nichts. Was sind alle Gesichter in Stuttgart, was ist selbst die schöne Marie, von der man so viel Wunder macht, gegen dieses herrliche Gesicht! Nein, Hedwig, ich hätte mich ganz in sie verlieben können."

„Wie magst Du nur so thöricht schwatzen!" erwiderte Hedwig unwillig. „Mag sie sein wie sie will, sie ist und bleibt doch nur eine Jüdin."

# 11.

Nicht die unglückliche Liebe ihres Bruders allein war es, was in den folgenden Tagen die schönen Töchter des Landschaftsconsulenten Lanbek ängstigte; nein, es war das sonderbare und drückende Verhältniß, das zwischen Vater und Sohn zu herrschen schien, was den vier schönen, blauen Augen im Stillen so manche Thräne kostete. Man konnte nicht sagen, daß sie sich finster angeblickt, mürrisch gefragt oder kalt geantwortet hätten; aber dennoch sah man ihnen beiden an, daß Gram und Sorgen sie beschäftigten, und die Mädchen wurden immer wieder in ihren Vermuthungen über den Grund dieses Grämens irre geleitet, wenn sie zuweilen den alten Mann und seinen Sohn in einer Fensternische beisammen stehen und zutraulicher, aber auch ernster als je zusammenflüstern sahen. Endlich wurden sie sogar für drei Abende in der Woche förmlich aus dem großen Familienzimmer, das Winters Allen zum Aufenthalt diente, verwiesen, und, was ihres Wissens nie geschehen war, Papa's kleines Bibliothekzimmer wurde ihnen für solche Abende besonders geheizt, und ihnen die Erlaubniß gegeben, sich an den trefflichen Juristen und Philosophen zu amüsiren.

Freilich bedachten bei solchem Eifer weder Vater noch Sohn, daß man von der Bibliothek im obern Stock in das Studirzimmer, von diesem in das Gastzimmer und von dem Gastzimmer in die sogenannte Rumpelkammer kommen könne, von welcher eine viereckige Oeffnung, mit einem kleinen Deckel versehen, in das Wohnzimmer hinab ging, um Luft oder Wärme in dieses Gemach zu leiten; sie bedachten auch nicht, daß weibliche Neugierde wohl noch stärkere Schranken durchbrochen haben würde, als diese, die zwischen jener Kammer und der Bibliothek lagen. Einige Abende hatte übrigens doch ein noch mächtigeres Gefühl als Neugierde die Mädchen in der Bibliothek zurückgehalten, nämlich Furcht. Hedwig behauptete, schon öfters oben in jener Kammer Fußtritte und ein schreckliches Stöhnen gehört zu haben, und dem schönen Käthchen graute dort hinzugehen, weil jenes Gemach nur eine dünne Wand aus Holz und Backsteinen von den Zimmern des gefürchteten Juden Süß trennte.

Eines Abends jedoch, als man die Mädchen schon längst weggeschickt hatte, sah Käthchen, die sich bis auf die Mitte der Treppe hinabgeschlichen hatte, drei Männer bei ihrem Vater eintreten, die ihre Neugierde aufs Höchste trieben. Der erste, der sich langsam und schnaubend die untere Treppe heraufschob und auf der Hausflur einige Minuten stehen blieb, um Athem zu sammeln, war Niemand Geringeres als der lutherische Prälat Klinger. Seine schneeweiße Perrücke, seine Prälatenkette, die gerade auf dem Magen ruhte, und seine alten, verwitterten Züge flößten dem Mädchen ungemeine Ehrfurcht ein; ihm folgten hastigen Schrittes der Obrist und Stallmeister von Röder, ein Mann, den man für sehr klug und tapfer, aber zugleich auch in seinen Sitten für sehr unheilig hielt, und über den dritten hätte sie beinahe laut aufgelacht, es war der fröhliche Kapitän Reelzingen, der so drollige Geschichten und Schnurren zu erzählen wußte, und sie schon auf manchem Ball beinahe zum Lachen gebracht hatte. Heute hatte er sein Gesicht in ganz ehrbare Falten gelegt und sah gerade aus wie damals, als er ihr auf Parole d'Honneur schwur, daß er sie vraiment liebe. Sie sah ihm lächelnd nach, bis sein ungeheurer Degen in der Thüre verschwunden war, und eilte dann in das Bibliothekzimmer, wo sie die blonde Hedwig traf, welche die Augen fest zugeschlossen hatte, um nicht über ein Gespenst zu erschrecken, wenn etwa zufällig eines in der Bibliothek auf und ab wandelte. „Heute müssen wir hinunter gucken!" erklärte Käthchen. „Und komm nur jetzt gleich mit; denke Dir, die Leute kommen hier zusammen, wie beim Karneval. Hast Du je sonst den Prälaten Klinger und den Kapitän Reelzingen in einem Zimmer gesehen, und dazu den Obrist Röder und —" setzte sie hinzu, als die Schwester zauderte — „ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht, als die Thüre einmal aufging, auch Blankenberg gesehen hätte."

Dieser letzte Name entschied; Käthchen nahm das Licht und ging mit pochendem Herzen voran, Hedwig folgte ihr, so nahe als möglich an die muthigere Schwester gedrängt, und, als jene die verhängnißvolle Kammerthüre aufschloß, hielt sie sich fest an ihrem Kleide. Die Oeffnung war gerade über dem Ofen des Wohnzimmers, das einen Stock tiefer lag, angebracht, und Käthchen konnte, als sie die Klappe aufzog, selbst wenn sie sich auf die Kniee legte und den Kopf tief herabbeugte, doch nicht mehr als vier oder fünf der versammelten Männer sehen; auch Hedwig beugte sich jetzt herab und versuchte es, noch tiefer zu blicken als ihre Schwester, aber verdrießlich stand sie wieder auf und sagte: „Nichts als den breiten Rücken des Prälaten, einige Perrücken und die Uniform des Obristen kann ich sehen; weißt Du denn gewiß, daß Blankenberg zugegen ist?"

„Sicher!" erwiderte Käthchen, schalkhaft lächelnd. „Doch laß uns horchen, was sie sprechen; vielleicht kennst Du Deinen Liebhaber an der Stimme."

Sie setzten sich auf den Fußboden neben der Oeffnung und lauschten; die angenehme Wärme, die von dem Ofen heraufdrang, und ihre Neugierde ließen sie eine Zeit lang die empfindlichste Kälte der Märznacht vergessen; endlich richtete sich Hedwig unmuthig auf. „Meinst Du, wir werden klug werden aus diesem Geplauder, wovon man nur die Hälfte versteht? Sie schwatzen wieder, wie immer, vom Wohl des Landes, vom Herzog, von

Süß, von Allem; was geht das uns an! Komm! Es ist gar schaurig hier und kalt. Mädchen! so sieh' doch auf!"

Aber Käthchen winkte ihr zu schweigen; man hörte jetzt eben den Obrist Röder mit bestimmter und vernehmlicher Stimme etwas vorlesen, die tiefe Stille umher unterbrach nur zuweilen ein schnell verrauschendes Murmeln des Unwillens. Jetzt sprach der alte Lanbek; Käthchens fröhliche Züge gingen nach und nach in Staunen und Angst über; endlich, als die Männer unten wieder laut, aber beifällig zusammen sprachen und die Gläser anstießen, flog eine hohe Röthe über das schöne Gesicht des Mädchens, ihre Augen leuchteten, als sie vorsichtig die Klappe schloß, die Lampe ergriff und mit ihrer Schwester den Rückweg einschlug.

„Hast Du was verstanden?" fragte Hedwig. „Du schienst auf einmal so aufmerksam: was haben sie denn Besonderes gesprochen?"

„Ich weiß nicht Alles, ich kann nicht Alles sagen," erwiderte Käthchen nachdenkend; „mir ist's, als hätte mir Alles geträumt. Höre — aber schweig! Es könnte uns Alle unglücklich machen. Das sind gefährliche Menschen in Vaters Zimmer unten. Mir graut, wenn ich daran denke, was daraus entstehen kann."

„So sprich doch, einfältiges Kind! Ich bin zwei Jahre älter als Du, und Du sollst keine Geheimnisse vor mir haben."

„Denke Dir," fuhr Käthchen mit leiser Stimme fort, „der Süß will uns katholisch machen und die Landschaft umstürzen; da verlöre der Vater und alle Anderen verlören ihre Stellen."

„Katholisch!" rief Hedwig mit Entsetzen. „Da müßten wir ja Nonnen werden, wenn wir ledig blieben? Nein, das ist abscheulich!"

„Ach, warum nicht gar," erwiderte Käthchen lächelnd über den Jammer ihrer Schwester, „da müßte es viele Nonnen geben, wenn alle, die keine Männer bekommen, ins Kloster gingen; aber sei ruhig, es kommt

nicht so weit. In drei Tagen, sagte Röder, werde der Herzog verreisen, und während er in Philippsburg ist, wollen die Männer da unten den Juden und alle seine Gehülfen im Namen der Landschaft gefangen nehmen und dann dem Herzog beweisen, wie schlecht seine Minister waren."

„Ach Gott, ach Gott! Das geht nicht gut," sagte Hedwig weinend. „Alles werden sie verlieren, denn der Herzog traut Allen eher, als denen von der Landschaft, ich weiß ja, was mir einmal die Obristjägermeisterin über den Vater sagte. Du wirst sehen, es geht unglücklich!"

„Und wenn auch," antwortete Käthchen, „so sind wir die Töchter eines Mannes, der, was er thut, zum Besten seines Vaterlandes thut. Das kann uns trösten." Das muthige Mädchen holte aus dem Schranke eine mit vielen schönen Kupfern geschmückte Bibel. Sie gab der weinenden Schwester das neue Testament, um sich an den Kupfern und Reimsprüchen zu zerstreuen. Sie selbst schlug sich das alte Testament auf. Sie verbarg ihre eigene Besorgniß um ihren Vater unter einem Liedchen, das sie leise vor sich hinsang, während ihre schönen Fingerchen emsig die vergilbten Blätter von einem Bilde zum andern durcheilten.

## 12.

Es gibt im Leben einzelner Staaten Momente, wo der aufmerksame Beschauer noch nach einem Jahrhundert sagen wird, hier, gerade hier mußte eine Krise eintreten; ein oder zwei Jahre nachher wären dieselben Umstände nicht mehr von derselben Wirkung gewesen. Es ist dann dem endlichen Geist nicht mehr möglich, eine solche Fügung der Dinge sich hinweg zu denken, und aus der unendlichen Reihe von möglichen Folgen diejenigen aneinander zu knüpfen, die ein eben so nothwendig verkettetes Ganze bilden, als ein verflossenes Jahrhundert mit allen seinen historischen Wahrheiten. Hier zeigte sich der Finger Gottes, pflegt man zu sagen, wenn man auf solche wichtige Augenblicke im Leben eines Staates stößt. Es hat aber zu allen Zeiten Männer gegeben, die, mochte ihr eigener Genius, mochte das Studium der Geschichte sie leiten, solche Momente geahnet, berechnet haben, und sie wirkten dann am überraschendsten, wenn sie sich nicht begnügten, solche Krisen vorhergesehen zu haben, sondern wenn sie Muth genug besaßen, zu rechter Zeit selbst einzuschreiten, Kraft genug, um eine Rolle durchzuführen. Die Geschichte hat längst über die kurze Regierung der Minister Karl Alexanders entschieden. Sie flucht keinem Sterblichen, sonst müßte sie die Thränen und Seufzer Württembergs in schwere Worte gegen die Urheber seines Unglücks im Jahre 1737 verwandeln; aber sie gedenkt mit

Liebe einiger Männer, die sich nicht von dem Strome der allgemeinen Verderbniß hinreißen ließen, die ahneten, es müsse anders kommen, die vor dem Gedanken nicht zitterten, eine Aenderung der Dinge herbeizuführen, und die auch dann mit Ruhe und Gelassenheit die Sache ihres Landes führten, als ein Höherer es übernommen hatte, einen unerwartet schnellen Wechsel der Dinge herbeizuführen, indem er zwei feurige Augen schloß und ein tapferes Herz stille stehen hieß.

Wer sollte es diesem heitern Stuttgart und seinen friedlichen Straßen ansehen, daß es einst der Schauplatz so drückender Besorgnisse war? Wie beruhigt über den Gang der Dinge sind die Enkel derer, die in jenem verhängnißvollen März jede Stunde für das Schicksal ihrer Familien, für die alten Rechte ihres Landes, selbst für ihren Glauben zittern mußten!

Wer den übermüthigen Süß in seiner Karosse, mit sechs Pferden bespannt, durch die „reiche Vorstadt" fahren sah, wie er stolz lächelnd auf

die bleichen, feindlichen Gesichter herabblickte, die ihm überall begegneten; wer den schrecklichen Hallwachs, seinen innigen Freund und Rathgeber, neben ihm sah, und bedachte, wie viele verderbliche Pläne dieser Mann ersonnen, wie viele unerhörte Monopole er eingeführt habe und wie er immer neue zu erfinden trachte; wer das unbegrenzte Vertrauen kannte, das der Herzog in diese Menschen setzte, der mußte wohl an der Möglichkeit der Rettung verzweifeln.

Dazu kamen noch die sonderbaren und widersprechenden Gerüchte, die im Umlauf waren. Die Einen sagten, der Herzog sei nach Philippsburg und Kehl gereist, habe aber das Regiment nicht an den Geheimenrath, sondern das Siegel dem Juden Süß gegeben; Andere widersprachen und behaupteten, man habe den Herzog an einem Fenster des Ludwigsburger Schlosses gesehen, auch seien seine Pferde noch dort und er sei nicht abgereist. In einem Dorf an der österreichischen Grenze im Oberland sollen die Katholiken plötzlich über die protestantischen Einwohner hergefallen sein, und als letztere den Kampfplatz behaupteten, sei eine Kompagnie Kreis-

truppen über die Grenze herein ins Dorf gerückt. Am sonderbarsten klang das Gerücht, das sich überdies noch bestätigte, der Oberfinanzrath Hallwachs habe ein kostbares Meßgewand beim Hofsticker bestellt, und ihm befohlen, es bis zum achtzehnten März fertig zu machen, und wenn er mit fünfzig Gesellen arbeiten müßte; bringe er es nicht fertig, so werde er eingesetzt. Ein lutherischer Geistlicher, den man mit Namen nannte, soll den Kindern in der Schule Kreuzchen, aus Holz geschnitzt, geschenkt haben, mit den Worten: „Nur wenn Ihr diese in Händen haltet, könnet Ihr recht beten.“ Endlich erzählte man sich als etwas Verbürgtes, der Jude habe zum Herzog über der Tafel gesagt: „Ihre Stände, Durchlaucht, sind eigentliche Widerstände; aber sie stehen schon so lange, daß sie müde und matt sind.“ Karl Alexander habe ihm lächelnd zur Antwort gegeben: „C'est vrai; allons donc leur donner des chaises, et une fois assis, il ne se leveront plus.“ Auch jene Männer, die entschlossen waren, dem drohenden Verderben zuvorzukommen, hörten diese Gerüchte. Aber sie waren dabei kalt und ruhig; wußten sie ja doch, Württemberg stehe eine solche Veränderung bevor, daß es entweder erleichtert, oder so tief ins Elend gestürzt werden würde, daß der Jammer des Einzelnen davor verstummen müßte. Man erzählte sich, sie haben Alles, was dazu gehört, einem mächtigen und bösartigen Feind mit Hülfe des Landvolks zu begegnen, vorbereitet gehabt, und wenn ihr Unternehmen gelingen sollte, so verdanken sie es nur den wenigen hellstrahlenden Namen einiger Männer aus der Landschaft; denn an diese war man in Württemberg gewöhnt, das Interesse des Landes zu ketten.

Es war spät Abends den elften März, als der Landschaftsconsulent Lanbek mit seinem Sohne und dem Kapitän Reelzingen in seiner Wohnstube beim Weine saß. Die beiden Lanbek waren ernst und düster, der Kapitän aber konnte auch jetzt seinen fröhlichen Lebensmuth nicht verbergen, denn er theilte seine Aufmerksamkeit und sein Gespräch zwischen der Fensternische, wo die beiden Schwestern Gustavs saßen, und zwischen den beiden Männern an seiner Seite. Hedwig sah bleich und still vor sich hin auf ihre Nadeln, aber auf Käthchens Gesichtchen lag eine höhere Röthe als gewöhnlich, und alle Augenblicke zeigte sie die weißen Zähne und die schönen Grübchen in ihren Wangen, denn der Kapitän wußte wieder wunderschöne Späße und Geschichten.

„Wie ist Euer Pferd, Kapitän?“ fragte der alte Lanbek.

„Mein Fuchs ist ein besserer Infanterist als ich selbst,“ erwiderte er. „Wenn ich die sechs ersten Stunden Trab und bergauf Schritt reite, so kann ich die nächsten sechs bequem Galopp reiten. Er hat nur einen Fehler, den, daß er noch nicht bezahlt ist, und macht mir durch diese Untugend oft großen Jammer.“

„Ihr könnt,“ fuhr der Alte fort, „wenn Ihr vor der Galgensteige an scharf Trab reitet, zwischen elf und zwölf Ludwigsburg passiren; um vier Uhr müßt Ihr in Heilbronn sein, und dort laßt Ihr die Pferde ruhen; zwischen acht und zehn Uhr seid Ihr morgen in Oehringen.“

„Aber, Vater,“ fiel Gustav ein, „wäre es nicht rathsamer, gegen Heidelberg zu reiten? Ich wollte darauf wetten, wir sind gegen Oehringen hin nicht mehr sicher. Bedenken Sie, daß der Deutschorden dort tief herein sich

erstreckt, daß sie in Mergentheim gewiß von dem Bischof in Würzburg unterrichtet sind, daß —"

„Daß," fuhr der Vater fort, „Ihr auf der Straße nach Heidelberg viel mehr auffallet, und daß Ihr, wenn Ihr etwa die Gegend nicht mehr rein fändet, eine letzte Zuflucht bei meinem alten Herrn und Gönner, dem Herzog in Neustadt habt, der Euch gewiß in den ersten Tagen nicht herausgibt. Ist dann Karl Alexander zufrieden mit dem, was wir hier gethan, so könnet Ihr immer zurückkehren; wo nicht, so gehet Ihr, wie schon gesagt, weiter nach Frankfurt."

„Gott! Daß ich Euch in einer solchen Krisis zurücklassen soll!" rief Gustav mit Thränen. „Daß ich vielleicht an Eurem Unglück schuld bin; daß Alles schlecht gehen kann, wenn Süß meine Flucht erfährt und sich an Ihnen, Vater, rächt! Nein, ich kann, ich darf nicht gehen!"

„Nein, Vater," fiel Hedwig ein, indem sie noch bleicher als zuvor herbeieilte und ihres Vaters Hand ergriff, „er darf uns nicht verlassen; o, Ihr habt schreckliche Dinge vor, ich weiß es wohl, Ihr wollt eine Verschwörung gegen die mächtigen Menschen machen. Lassen Sie ab davon, Vater! Süß und die Anderen werden Ihnen verzeihen; ach, mich tödtet die Angst!"

„Geh' Mädchen," sprach Käthchen, die auch herangetreten war; „was Männer thun und was unser Vater thut, geht uns nichts an. Aber warum soll denn gerade jetzt Gustav so schnell hinweg? Er könnte uns Allen so nützlich sein."

„Weil ich keine Jüdin zur Tochter mag," sagte der Alte streng, „darum soll er fort. Weil ich ein Briefchen seiner Charmanten aufgefangen und mit Protest an den Juden geschickt habe, und weil dieser jetzt wüthet und Euern Bruder mit Gewalt zum Schwager haben oder auf Neuffen setzen will, darum soll und muß er ihm jetzt aus dem Wege gehen. Doch, ich wollte Dir in dieser Stunde nicht wehe thun, Gustav, wir scheiden als Freunde, und alles Andere soll vergessen sein; wer weiß, wann und wo wir uns wieder sehen!"

Indem der Alte die letzten Worte sprach und seinem Sohn die Hand reichte, wurde schnell und heftig an der Thüre gepocht, und ehe noch Jemand antwortete, trat plötzlich eine Gestalt in einen Mantel gehüllt ein. „Was soll dies?" fuhr der alte Lanbek auf. „Wer drängt sich so bei Nacht in mein Haus, wer sind Sie?"

„Blankenberg!" rief Hedwig, als jener den Mantel abnahm, und trat schnell und erröthend einige Schritte vor.

„Verzeihung, Herr Consulent," sprach der junge Mann eilend, „die Noth muß mich entschuldigen. Gustav, Du mußt im Augenblicke fort; der Lieutenant Pinassa schrieb mir so eben, daß er Dich auf Befehl des Generals Remchingen heute Nacht zwischen elf und zwölf Uhr aufheben müsse. Der ehrliche Junge möchte Dich nicht gern im Nest treffen."

„Dank, Dank," erwiderte der Alte, indem er Blankenberg die Hand drückte. „Trinket aus, Kinder, und macht den Abschied schnell; hier, mein lieber Reelzingen," fuhr er fort, und drückte dem überraschten Kapitän einen großen Beutel in die Hand; „man kann nicht wissen, ob sich Euer Weg nicht theilt. Sie sind so edelmüthig, meinen Sohn zu begleiten."

„Und mit Geld wollen Sie dies lohnen?“ unterbrach ihn der Kapitän unmuthig. „Parole d'Honneur, Herr! ich begleite meinen Bruder, weil wir alte Amicisten sind, und nicht wegen Ihrer Spieße. Da soll mich doch —“

„Reelzingen,“ sagte Käthchen mit ihrer süßen Stimme, „Ihr versteht doch gar keinen Scherz; es sind lauter Kupfermünzen, und ich habe dem Vater den Beutel gegeben, Euch in April zu schicken.“

„Ich verstehe,“ flüsterte der Kapitän, indem er erröthend dem schönen Mädchen die Hand küßte. „Ich will Euch dafür etwas Schönes von Frankfurt mitbringen.“

„Bringet mir,“ antwortete sie, indem sie die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, „nur unsern Gustav wohlbehalten zurück, und,“ setzte sie durch Thränen lächelnd hinzu, „machet mir keine tollen Streiche, die Euch verrathen könnten.“

„Die Pferde sind vor dem Seethor,“ sprach der Alte zu Reelzingen und seinem Sohn. „Ihr dürft nicht das Thor selbst passiren, denn die erste Runde ist schon vorüber. Begleiten Sie meinen Sohn, Herr von Blankenberg, durch die Gärten und bringen Sie mir Nachricht, wie sie fortgekommen sind.“

Der junge Lanbek umarmte Vater und Geschwister, die Schwestern folgten ihm und seinen Freunden weinend bis unter die Gartenthüre, und als nachher Hedwig ihre jüngere Schwester bitter tadelte, weil sie erlaubt habe, daß der Kapitän sie auf den Mund küsse, antwortete jene: „Du hast gefehlt, nicht ich, daß Du es unterlassen hast; solche Höflichkeit waren wir einem Manne schuldig, der für unsern Bruder so viel thut.“

„Ei,“ erwiderte Hedwig erröthend, „Blankenberg hat ihn eigentlich doch auch gerettet.“

## 13.

Die beiden jungen Männer ritten schweigend durch die finstere Nacht hin. Kein Stern war am Himmel und der Wind heulte um die Berge. „Hu! Siehst Du dort?“ flüsterte Reelzingen, als sie an dem eisernen Galgen vorbeiritten, den einst (1597) Herzog Friedrich dem Alchymisten Honauer aus dem Metall errichten ließ, das er in Gold zu verwandeln versprochen hatte. „Schau, diese ungeheure Menge Raben, es ist, als witterten sie eine neue Beute.“

Sein Freund blickte schweigend hinauf, schlug aber plötzlich wieder die Augen nieder, denn ihm war, als sähe er Lea's feine, liebliche Gestalt kla-

gend unter dem Galgen sitzen. „Fest genug ist diese Schandsäule aus Eisen," fuhr der Kapitän fort, „um alle Schurken im Lande zu tragen; aber wollte man das Gold mit aufhängen, das sie eingesackt haben, würde selbst dieser Galgen wie ein morscher Stab zusammenbrechen! Wie diese Raben schaurige Melodien singen! Doch wie? — Dieu nous garde, Camerade! Gib Deinem Roß die Sporen, wahrhaftig, dort sitzt ein Gespenst am Galgen!"

Es war, als ob die Pferde selbst diesen Ort des Schreckens fürchteten, denn auf diesen Ruf jagten sie mit Sturmeseile den Berg hinan und waren nicht mehr ruhig, bis man das Gekreisch der Raben nicht mehr hörte.

Es liegt eine kleine Brücke zwischen Stuttgart und Ludwigsburg, von welcher das Volk viel Schauerliches zu erzählen weiß; so viel ist gewiß, daß schon Unerklärliches dort vorgefallen ist, und daß mancher Mann sein Gebet spricht, wenn er Nachts allein über diese Stelle reitet. Die Sage sagt, daß der Sohn des Consulenten und sein Freund, der muntere Kapitän, glücklich und in kurzer Zeit bis an jene Brücke gekommen seien; dort aber seien ihre Pferde nicht mehr von der Stelle gegangen und haben geschnaubt und gezittert. Die jungen Leute spornten und gebrauchten ihre Peitschen, als eine alte, zitternde Stimme rief: „Gebt einem alten Mann doch ein Almosen!"

„Wer wird bei Nacht und Nebel den Beutel ziehen? Zurück Alter, von der Brücke weg, unsere Pferde scheuen vor Euch; zurück sag ich, oder Ihr sollt meine Peitsche fühlen!"

„Nicht so rasch, junges Blut! Nicht so rasch!" sagte der Alte, dessen dunkle Gestalt sie jetzt auf dem Brückengeländer sitzen sahen. „Eile mit Weile! Kommet noch früh genug, gebet einem alten Manne ein Almosen!"

„Jetzt ist meine Geduld zu Ende," rief der Kapitän und schwang seine Peitsche in der Luft. „Ich zähle drei, wenn Du nicht weg bist, hau' ich zu."

Der Alte hüstelte und kicherte; Gustav kam es vor, als wachse seine dunkle Gestalt ins Unendliche und — ein langer Arm streckte einen großen Hut heran, und zum drittenmal, aber drohend und mit furchtbarer Stimme krächzte der Mann von der Brücke: „Einem alten Mann gib ein Almosen! Es wird Dir Glück bringen, und reite nicht so schnell; vor zwölf Uhr darfst Du nicht dort sein."

Reelzingen ließ kraftlos und zitternd seinen Arm sinken; er gestand nachher, daß ihn eine kalte Hand angefaßt habe. Gustav aber zog mit pochendem Herzen die Börse und warf ein Silberstück in den großen Hut. „Wie viel Uhr ist's, Alter?" fragte er.

„Weiß keine Stund' als zwölf Uhr," sprach die Gestalt, die wieder auf dem Geländer zusammenkauerte, mit dumpfer Stimme. „Dank Dir, sollst Glück haben; reit' zu!" Er sagte es und stürzte rücklings mit einem dumpfen Fall in den Sumpf, über den die Brücke führte. Entsetzt gab Reelzingen seinem Pferde die Sporen, daß es sich hoch aufbäumte und dann in zwei Sprüngen über die Brücke setzte. Gustav aber hielt erschrocken sein Pferd an, stieg ab und blickte über das Geländer der Brücke. Es rührte sich nichts. „Alter!" rief er hinab, „hast Du Schaden genommen? Kann ich Dir helfen?" — Keine Antwort, und Alles war still unten wie

im Grabe. Jetzt faßte auch den jungen Lanbek eine unerklärliche Angst; er fühlte, als er aufstieg, wie sein Pferd zitterte; er wagte es nicht, sich noch einmal nach dem grauenvollen Ort umzusehen, als er seinem Freunde nachjagte.

„Das ist das zweite Mal, daß er mir begegnet ist," flüsterte Reelzingen tief aufathmend, als Lanbek wieder an seiner Seite war.

„Wer?" fragte dieser betroffen.

„Der Teufel," antwortete der Kapitän.

Lanbek gab ihm keine Antwort auf die sonderbare Rede, und sie jagten weiter durch die Nacht hin. In Zussenhausen schlug es Viertel vor zwölf Uhr, als sie durchritten; in den meisten Häusern brannten noch die Kerzen, und da und dort hörte man geistliche Lieder aus den Stuben. Der Nachtwächter stieß eben ins Horn und rief die Stunde; der Kapitän hielt an und fragte ihn, was die späten Gesänge und Gebete zu bedeuten haben.

„Ach Herr! Das ist eine arge Nacht," antwortete dieser, „es hat ein Mann an vielen Häusern gepocht und befohlen, die Leute sollen die ganze Nacht bis zwölf Uhr beten."

„Wer ist der Mann?" fragte Lanbek staunend.

„Alte Leute, Herr, die ihn gesehen haben, versichern, es sei unser alter Pfarrer gewesen; Gott hab' ihn selig, er ist seit zwanzig Jahren todt; aber es war ja nichts Unchristliches, was er verlangte, drum beten und singen sie in den Lichtkarzstuben und spinnen dazu."

„Diese Nacht kann mich noch wahnsinnig machen," rief der Kapitän, indem sie wegritten. „Gustav, ich glaube, heute Nacht geht er leibhaftig auf der Erde um; ich denke, es wäre jetzt gerade die beste Zeit, den alten Burschen zu citiren, wenn man etwa schnell Obrist werden oder zweimalhunderttausend spanische Quadrupel haben möchte."

„Thor!" antwortete der Freund. „Der, den Du meinst, hat mit dem Gebet nichts gemein."

Es war, als ob ihre Pferde nur zum Schein die Beine aufhöben, denn jede Viertelstunde, die sie zurücklegten, schien zu einer neuen anzuwachsen. Noch immer wollte Ludwigsburg nicht erscheinen und die Nacht war so finster, daß sie auch an der Gegend nicht erkennen konnten, ob sie fehlgeritten, oder ob sie der Stadt schon nahe seien. Endlich, nachdem sie etwa wieder eine halbe Stunde geritten sein mochten, sahen sie in der Entfernung von etwa tausend Schritten Lichter schimmern, fanden aber auch zugleich ihren Weg durch vier Pferde versperrt, die an einen Reisewagen gespannt, quer über die Landstraße standen.

„Führ' Deine Pferde hinweg, Fuhrmann!" rief der Kapitän, „oder meine Peitsche wird sie bald weggetrieben haben; warum versperrst Du den Weg?"

„Gemach, Ihr Herren, soll gleich geschehen," antwortete ein Mann, der von dem Wagen stieg. Aber die Zeit, die er dazu brauchte, die herabgefallenen Zügel aufzunehmen und zu ordnen, dauerte dem raschen Soldaten zu lange, er versuchte über die schlaff liegenden Stränge des vordersten Gespanns wegzusetzen, und forderte seinen Freund auf, ein Gleiches zu thun; doch wie es in solchen Fällen blinder Eile zu geschehen pflegt, in demselben Augenblicke zog der Mann am Wagen die Zügel an, und

das Pferd des Kapitäns blieb mit einem Fuß in den straff aufgerichteten Strängen hängen.

Lanbek sprang ab, um dem Freunde zu helfen, der Kutscher lief bedauernd herzu, und eben war der Fuß des unbezahlten Rosses frei, als man einige Reiter in aller Eile von der Stadt herbeijagen hörte. Der erste mochte einen Vorsprung von fünfhundert Schritten, aber kein gutes Pferd haben, denn der Kapitän unterschied deutlich, daß es kurzen Paradegalopp ging; die Tritte der nachfolgenden Pferde schlugen zwar minder kräftig auf, waren aber flüchtiger. „Platz — allons! — Platz!" rief der erste Reiter; aber in demselben Augenblicke hörten auch die beiden jungen Männer eine bekannte Stimme, die mit dem wildesten Ausdruck rief: „Halt, Jude! oder ich schieß Dich mitten durch den Leib."

Unter dem Volke in Württemberg hört man zuweilen noch einen Reim, der diesen merkwürdigen Moment bezeichnet, er heißt:

„Da sprach der Herr von Röder:
Halt oder stirb entweder!"

Und der alte Obrist war es auch, der in diesem Augenblicke seinen Begleitern weit voran, eine Pistole in der Hand, ansprengte, den ersten Reiter wüthend am Arm packte und schrie: „Wo hinaus, Jude? Warum so schnell zu Roß, als ich Dir nachrief, zu warten?"

„Mäßigt Euch, Herr Obrist," erwiderte der erste mit stolzem Ton, in welchem aber doch einige Angst durchzitterte; „ich gehe nach Stuttgart, der Frau Herzogin Durchlaucht zu sagen, was in diesem Augenblicke für Maßregeln —"

„Das ist auch mein Weg, Herr!" erwiderte der Obrist mit furchtbarer Stimme; „und keinen Augenblick geht Ihr von meiner Seite, sonst werde ich mit meiner Pistole Beschlag auf Euch legen. Platz da, wer steht hier im Weg?"

„Der Kapitän von Reelzingen von der ersten Compagnie und der Expeditionsrath Lanbek."

„Guten Abend, meine Herren!" fuhr Röder fort. „Habt Ihr geladene Pistolen, Kapitän?"

„Ja, mein Herr Obrist," war die Antwort des Soldaten, indem er sie aus den Halftern losmachte.

„Ich commandire Euch, in welchem Auftrag Ihr jetzt auch sein möget, auf der linken Seite des Herrn Ministers Süß zu reiten. Bei Eurem Dienst und Eurer Ehre als Edelmann, sobald er Miene macht zu entfliehen, jagt ihm eine Kugel nach. Die Verantwortung nehme ich auf mich."

„Herr Expeditionsrath," rief Süß, „ich nehme Euch zum Zeugen, daß mir hier schändliche Gewalt geschieht. Obrist Röder, ich warne Sie noch einmal; dieser Auftritt soll gerächt werden!"

„Aber Herr von Röder," flüsterte Gustav; „ums Himmelswillen, übereilen Sie nichts, bedenken Sie, was daraus entstehen kann. Bedenken Sie," setzte er lauter hinzu, „den furchtbaren Zorn des Herzogs."

„Der Herzog ist todt," sagte Röder laut genug, daß es Alle hören konnten.

„Karl Alexander todt?" rief der Kapitän, auf den alle Begebenheiten dieser Nacht mit einemmal in schrecklichen Erinnerungen hereinstürzten.

„Hat man sichere Nachricht? Gott! Welch' ein Fall!“ sagte Gustav besorgt. „War er in Kehl?“

„Er ist in Ludwigsburg vor einer Viertelstunde schnell und plötzlich gestorben. Drum ist es unsere Pflicht, diesen Herrn da, der sich mit der Regierung sehr stark beschäftigte, schnell an das verwaiste Staatsruder zu bringen.“

„Wie, in Ludwigsburg, sagt Ihr,“ rief Lanbek, „und schnell gestorben? O, ewige Vorsicht!“

„In diesem Ludwigsburg hier,“ sagte Röder wehmüthig, „und im Bette am Schlag gestorben. Friede mit seiner Asche! Er war ein tapferer Herr. Aber jetzt weiter, Ihr Freunde, daß die Nachricht nicht vor uns nach Stuttgart kommt!“

„Meine Herren,“ rief Süß mit einer Stimme, die Zorn und Angst beinahe erstickte. „Noch bin ich Minister, und erinnere Sie an das Edikt des Herzogs, das mich von aller Verantwortung freispricht; ich sage Ihnen, es kann Ihnen Allen schlimm gehen, wenn Sie sich mit Herrn von Röder verbinden. Im Namen des Herzogs und seines Erben befehle ich Ihnen, von mir abzulassen!“

„Jetzt hat Dein Reich ein Ende, Jude!“ rief der Kapitän, lachte wild, riß ihm den Zaum aus der Hand und schlug sein Pferd mit der langen Peitsche auf den Rücken; der Obrist ritt an der rechten Seite, seine Pistole in der Hand; der Zug setzte sich in Galopp, und Gustav folgte halb träumend durch das singende Dorf, an dem alten Mann, der heiser lachend wieder auf der Brücke saß, und an dem Galgen vorüber, wo die Raben krächzten und mit den Flügeln schlugen. Erst hier, als er einen scheuen Blick nach der Richtstätte warf, fiel ihm mit ängstlicher Ahnung Lea und ihr unglückliches Schicksal bei.

## 14.

Als die Stuttgarter am Morgen nach dieser verhängnißvollen Nacht erwachten, wurden sie von zwei beinahe ganz unglaublichen Nachrichten überrascht. Der Herzog sei, statt außer Landes verreist zu sein, in dieser Nacht zu Ludwigsburg schnell gestorben. Er war ein gesunder, kräftiger Mann gewesen, dem Mancher, der ihn gesehen, wohl noch zwanzig bis dreißig Jahre gegeben hätte. Die Klagen um seinen Tod verstummten beinahe vor der Freude über eine andere Nachricht, der Jude Süß sei mit mehreren der höchsten Hofherren im Ludwigsburger Schloß ge-

wesen, als der Herzog so plötzlich starb; er habe sich alsobald, nachdem er die Leiche gesehen, auf's Pferd geschwungen und sei halb wahnsinnig Stuttgart zu geritten; Herr von Röder aber, ein Mann, mit dem sich nicht spassen lasse, habe ihn eingeholt und bewacht nach Stuttgart geführt. Man lachte über die sonderbare Verblendung des Juden; als er nämlich von der Frau Herzogin, welcher er noch in der Nacht aufgewartet hatte, um zu condoliren, heraustrat und eine Eskorte nach Haus verlangte, weil er wichtige Akten holen müsse, schloß sich ein Lieutenant mit sechs Mann an ihn an. Am Ende des Corridors machte ihm ein Hauptmann das Compliment und folgte mit zwölf Mann; jener meinte zwar lächelnd, „es sei zu viel Ehre," als er aber an Lanbeks Haus um die Ecke bog und vier Schildwachen vor seinem Palais bemerkte, als er oben an der Treppe Bajonette blitzen sah, und Lea bleich, verstört und weinend ihm entgegen stürzte, da merkte er, welche Stunde geschlagen habe, und rief: „Ciel, je suis perdu!"

Obgleich das Testament des verstorbenen Herzogs im Fall seines Todes eine Administration bestellt hatte, welche seinen Ministern angenehmer gewesen wäre, so übernahm doch Herzog Rudolph von Neustadt, trotz seines hohen Alters, als der nächste Agnat die Administration, und das Land fühlte sich erleichtert und zufrieden dabei. Er ließ, außer anerkannt schlechten Menschen, Jeden in der Würde, in der er unter der vorigen Regierung stand, und es war dies wirklich eine Art von Gnadenakt, wenn man bedenkt, daß früher zwei Dritttheile aller Aemter im Lande gekauft worden waren. Nur einer war nicht zufrieden mit dem Amt, das ihm der Herzog Administrator mit den huldreichsten Ausdrücken bestätigt hatte; es war der junge Lanbek. Er wurde nicht nur als Expeditionsrath aufs Neue ernannt, sondern als der alte Röder, im Feuer der Freundschaft für den Landschaftsconsulenten, dessen Sohn als einen klugen Kopf und trefflichen Juristen schilderte, wählte ihn der Herzog sogar in die Commission, die den Prozeß gegen den Juden Süß zu führen hatte. Der alte Lanbek fühlte sich dadurch nicht wenig geehrt, und nannte seinen Sohn mehrere Male den Stolz und die Stütze seines Alters; aber Gustav machte diese Wahl unaussprechlich unglücklich. Nicht als ob er nicht, wie jeder andere Bürger, den Mann verdammt hätte, der das Land in so tiefes Elend gestürzt; nicht als ob es gegen sein Gewissen gewesen wäre, Verbrechen an's Licht zu ziehen, die man so künstlich verborgen hatte; aber Lea — es war ja ihr Bruder, den er richten sollte, und der Gedanke war es, der ihm dieses Geschäft zum Abscheu machte. Kleine Seelen sättigen sich gerne an Rache, und Manchem wäre es eine innige Freude gewesen, einen Mann, der noch vor Kurzem so hoch stand, jetzt in der tiefsten Kasematte der Festung zu besuchen, mit herrischer Stimme ihn von seinem Lager aufzujagen und ihn zu martern und zu peinigen. Dieser Mann hatte sich noch überdies gegen Gustav persönlich verfehlt, er hatte ihn mit dem empörendsten Uebermuth behandelt, ihm sogar mit demselben Gefängniß gedroht, in welchem er jetzt selbst, bange um künftige Freiheit, vielleicht selbst um sein Leben, schmachtete. Aber das Herz des jungen Mannes war zu groß, als daß es hätte freudig pochen sollen, als er zum erstenmal als Richter in den Kerker des Mannes trat, der jetzt entblößt von aller irdischen Herrlichkeit, angetban mit zerlumpten Kleidern, bleich, verwildert, sich langsam aus seinen rasselnden Ketten aufrichtete. Er-

innerte ihn doch jetzt noch dieses Gesicht an die Züge eines unglücklichen, geliebten Wesens, und er konnte sich kaum der Thränen enthalten, als nach dem Schlusse des Verhörs der Gefangene sprach: „Herr Lanbek, es gibt ein

unglückliches, unschuldiges Mädchen, das wir beide kennen; als man in meinem Hause versiegelte, haben sie die rohen Menschen auf die Straße gestoßen — sie war ja eine Jüdin und verdiente also kein Mitleid. — Mir, Herr, ist kein Pfennig geblieben, womit ich ihr Leben fristen könnte; ich weiß nicht, wo sie ist — wenn Sie etwas von ihr hören sollten — sie hat nichts als das Kleid, das sie trug, als man sie von der Schwelle stieß — geben Sie ihr aus Barmherzigkeit ein Almosen.“

Der junge Mann ließ seinen Thränen freien Lauf, als er allein den Berg von Hohenneuffen herabstieg; er erfuhr zwar nachher, daß ihn der Jude belogen habe, daß er, obgleich man über 500,000 Gulden in Gold und Juwelen in seinem Hause fand, doch beinahe 100,000 in Frankfurt in sichern Händen habe, und Gustav konnte leicht einsehen, daß ihn Süß durch diese Vorstellungen von Elend nur habe weich stimmen wollen; aber dennoch konnte er den Gedanken nicht entfernen, daß Lea verlassen und unglücklich sei, und dieser Gedanke wurde immer peinlicher, als er trotz seiner Nachforschungen keine Spur von ihr entdecken konnte.

Der Frühling, Sommer und Herbst waren vorübergegangen, und noch immer dauerte der Prozeß. Es waren Dinge zur Sprache gekommen, wovor selbst den kältesten Richtern graute; aber obgleich der junge Landvogt der Commission mit edlem Unwillen vorstellte, daß noch vier andere Männer nicht minder schuldig seien als Süß, so schien man doch nur gegen diesen ernstlich verfahren zu wollen, weil ihn der allgemeine Haß als den Schuldigsten bezeichnete.

Es war an einem trüben Oktoberabend; — der alte Consulent war seit einigen Tagen verreist, und sein Sohn arbeitete im Bibliothekzimmer an einem neuen Verhör, als seine jüngere Schwester, jetzt die glückliche Braut des Kapitän Reelzingen, ernster als gewöhnlich zu ihm eintrat. Sie sprach anfangs Gleichgültiges, schien aber nur mit Mühe eine Thräne unterdrücken zu können, die endlich wirklich in dem sanften Auge glänzte, als sie fragte, ob er ihr nicht zürnen werde, wenn sie eine bekannte Person zu ihm führe? Er sah sie staunend und verwundert an, doch noch ehe er eine Antwort zu geben vermochte, eilte Käthchen weinend aus dem Zimmer und trat bald darauf mit einem verschleierten Mädchen wieder ein. Noch ehe die trübe Kerze ihre Umrisse deutlich zeigte, noch ehe sie den Schleier zurückschlug, sagte ihm sein ahnendes Herz, wen er vor sich habe; erröthend sprang er auf, aber schon hatte die Unglückliche sich vor ihm niedergeworfen, den Schleier zurückgeschlagen, und Lea war es, welche die einst so geliebten Augen düster und bittend zu ihm aufschlug und die bleichen magern Hände, ineinander gerungen, flehend nach ihm hinstreckte. „Barmherzigkeit!“ rief sie. „Nur nicht sterben lassen Sie ihn; man sagt, er müsse sterben; seine einzige Hoffnung ruht noch auf Ihnen. Wo soll ich Worte nehmen, Ihr großmüthiges Herz zu erweichen? Welche Sprache soll ich erdenken, an ein Ohr zu sprechen, das mich einst so wohl verstand?“ — Thränen ließen sie nicht weiter reden, und auch Käthchen weinte bitterlich. Voll von Schmerz und Ueberraschung, faßte Gustav ihre kalten Hände und richtete sie auf; er sah sie an — wie schmerzlich war ihm ihr Anblick! Ihre Wangen waren bleich und eingefallen; die schönen Augen lagen tief, und der Mund, der sonst nur zum Lächeln geschaffen schien, zeigte, daß er jenes süße Lächeln längst nicht mehr kenne. Das schwarze Haar, das um die weiße Stirne hing, und das bleiche Gesicht vollendeten das Gespenstige ihres Anblicks.

„Lea! Unglückliche Lea!“ rief der junge Mann. „Wie lange haben Sie sich verborgen gehalten und Ihren Freunden den letzten Trost geraubt, zu wissen, ob es Ihnen an nichts gebricht, ob die Freunde etwas für Sie thun können?“

„Ach! Das ist es nicht, um was ich Ihre edelmüthige Schwester gebe-

ten habe, mich hierher zu führen," sagte sie schmerzlich lächelnd. „Warum soll es mir denn nicht gut gehen? Ich habe alle meine Hoffnungen und Träume längst begraben, ich pflanzte die Erinnerungen als Blumen auf das

Grab, und begieße diese Blumen mit meinen Thränen. Nein! Sie waren immer so großmüthig gegen Unglückliche, geben Sie mir nur den Trost, daß mein Bruder nicht sterben muß. Ach! es ist so bitter zu sterben, und was nützt sein Tod diesem Lande?"

„Lea," antwortete der junge Mann verlegen, „gewiß, es ist bis jetzt

noch nicht davon die Rede gewesen, und ich glaube auch nicht — Sie dürfen sich trösten — es wird nicht so weit kommen."

„Es wird, und in Ihrer Hand liegt sein Schicksal," flüsterte sie; „er hat es mir gesagt, ich habe ihn gesprochen: „Wenn nur der Brief nicht wäre, der Brief kann mich verderben." O Gustav! Halten Sie ihn Jahre lang, auf immer im Gefängniß, was liegt an ihm, wenn er in Ketten sitzt? Nur nicht sterben; Gustav, seien Sie edelmüthig — vergessen Sie den Brief, um den Niemand weiß als Sie — mit jener schwachen Kerze dort können Sie das Leben eines Menschen retten."

„Bruder," sagte Katharine näher tretend, indem sie seine Hand faßte, „thu' es, Dein Gewissen kann nicht gefährdet werden, denn er ist ja auf immer unschädlich gemacht; verbrenne den Brief, er kann sich ja verloren haben."

Der junge Mann sah die weinenden Mädchen an; ein unabweisbares Gefühl kämpfte in ihm, er schwankte einen Augenblick, und Lea, die diesen Kampf in seinen Mienen las, faßte seine Hand, drückte sie stürmisch an ihr Herz, zog sie zärtlich an ihre Lippen. „Er will!" rief sie entzückt. „O! ich wußte es wohl, er ist edel; er will sich nicht, wie die Andern, an dem Unglücklichen rächen, der ihn einst beleidigt hat, er läßt ihn nicht sterben, belastet mit Sünden, er läßt ihn leben und fromm und weise werden. Wie gütig bist Du, o Gott, daß Du noch Deiner Engel einen gesendet hast auf diese öde Erde, der mit der offenen Hand der Barmherzigkeit segnet, und nicht mit dem flammenden Schwerte der Rache den Verbrecher zerschmettert!"

„Nein — nein — es ist nicht möglich!" sprach Lanbek mit tiefem Schmerz. „Sieh, Lea, mein Leben möchte ich hingeben, um Deine Ruhe zu erkaufen, aber meine Ehre! Meinen guten Namen! Es ist nicht möglich! Sie wissen um diesen Brief, Einige haben ihn gelesen und — morgen soll ich ihn vortragen, Käthchen! Sprich, ich beschwöre Dich, kann, darf ich es thun?"

Käthchen weinte, und eine leise Bewegung ihres Hauptes schien anzudeuten, daß es auch ihr unmöglich scheine. Lea aber hatte ihm mit starren Blicken zugehört; über die bleichen Wangen ergoß sich die Röthe der Angst; sie beugte sich vor, als könne sie die schreckliche Verneinung nicht recht vernehmen; sie sah, als sich Gustav auf seine Schwester berief, mit einem Blick voll schmerzlicher Zuversicht nach dieser hin, sie streckte die Hand krampfhaft aus, wie ein Ertrinkender, der nach dem schwachen Zweig am Ufer die Hand ausstreckt — vergebens.

„So muß er sterben," sagte sie nach einer Weile leise, „und Du — Du brichst ihm den Stab! Das war es also, warum ich lebte — und liebte? Es ist ein sonderbares Räthsel, das Leben! Hätte ich dies gedacht, als ich noch ein fröhliches Kind war? Hätte ich gedacht, daß wir so untergehen müßten?"

„Armes, unglückliches Mädchen!" sprach Käthchen und schloß sie in ihre Arme. „Ach, gewiß, er kann nicht anders handeln, ich sehe es selbst ein; und wenn es Dich trösten kann, komm zu mir, so oft Du willst, Du sollst gewiß treue Theilnahme finden —"

„Lea," unterbrach sie ihr Bruder, „wenn wir etwas für Sie thun

können; Sie sind an Wohlstand gewöhnt — dieses Kleid hier sagt mir, daß Sie in Noth sind."

„Komm, Lea," fuhr Käthchen fort, „wir sind beinahe von derselben Größe, nimm von meinen Tüchern, von meinen Kleidern, Du machst mir Freude, wenn Du es thun willst."

„Das Vermögen Ihres Bruders, das er außer Landes besitzt," sagte Gustav, „soll und muß für Sie gerettet werden, Sie haben die nächsten Ansprüche, und ich will gewiß das Meinige thun."

„Guter Gustav," unterbrach sie ihn, indem sie sich zu einem Lächeln zwang, „lassen wir das; die Leute sagen, daß er sein Vermögen den Armen dieses Landes entzogen habe. Da hatte er Unrecht, und es wäre besser, er hätte dieses Land nie gesehen; aber eben so Unrecht wäre es von mir, von diesem Golde Gebrauch zu machen, das ihm den Tod bringen wird. Aber von Dir, liebes, schönes Mädchen, nehme ich ein Tuch an, weil es jetzt so kalt wird. Ich höre, Du bist Braut; sei doch recht glücklich! Möchten dies die letzten Thränen sein, die jetzt in Deinen Wimpern hängen; und wenn Du weinen mußt, so sei es nur fremdes Unglück, um das Dein schönes Herz trauert."

„Lea," sagte der junge Mann mit tiefem Schmerz, „ich kann Dich nicht so hinweg lassen; es ist die trügerische Ruhe der Verzweiflung, die aus Dir spricht. Besuche doch meine Schwester, sage, wo Du wohnst. — Ach, wenn Du Mangel littest! — Scheide nicht im Groll von mir, Lea! Gott weiß, daß ich nicht anders konnte!"

„Und auch ich weiß es, Gustav, und war ein thörichtes Mädchen, Dich auf diese gefährliche Probe zu stellen; unser Unglück ist so groß, daß eine kleine Hülfe mit Deiner Ehre, mit Deiner Ruhe zu theuer erkauft wäre. Lebet wohl! Ich brauche wenig, vielleicht bald gar nichts mehr, und sollte ich etwas nöthig haben, so bin ich nicht zu stolz, zu dieser Freundin zu kommen, der einzigen, die mir das Unglück erworben hat."

„Und vergibst Du?" sagte Gustav mit Thränen.

„Ich habe nichts zu vergeben," erwiderte sie, indem sie ihm mit mehr Fassung, als die beiden Geschwister erhalten hatten, die Hand bot. „Lebe wohl, Freund! Ich gehe, meine Blumen zu begießen. Möge der Gott meiner Väter Dich so glücklich machen, als es Dein reiches Herz verdient!" Sie sagte es, warf noch einen Blick voll Liebe auf ihn und ging, von Käthchen begleitet.

Der junge Mann blickte ihr wehmüthig nach; es war ihm, als hätte diese Stunde einen mächtigen Einfluß auf sein Leben, aber er ahnete auch, daß er das unglückliche Mädchen zum letztenmal gesehen habe.

## 15.

Es würde unsere Leser ermüden, wollten wir sie von dem Prozeß des Juden Süß noch länger unterhalten. Es ging damals wie ein Lauffeuer durch alle Länder und wird da und dort noch heute erwähnt, daß am vierten Februar 1738 die Württemberger ihren Finanzminister wegen allzugewagter Finanzoperationen aufgehängt haben. Sie hingen ihn an einen ungeheuren Galgen von Eisen in einem eisernen Käfig auf. Im Dekret des Herzog Administrators heißt es: „Ihme zu wohlverdienter Straff, jedermänniglich aber zum abscheulichen Exempel." Beides, die Art, wie dieser unglückliche Mann mit Württemberg verfahren konnte und seine Strafe sind gleich auffallend und unbegreiflich zu einer Zeit, wo man schon längst die Anfänge der Civilisation und Aufklärung hinter sich gelassen, wo die Blüthe der französischen Literatur mit unwiderstehlicher Gewalt den gebildeteren Theil Europa's aufwärts riß.

Man wäre versucht, das damalige Württemberg der schmählichsten Barbarei anzuklagen, wenn nicht ein Umstand einträte, den Männer, die zu jener Zeit gelebt haben, oft wiederholen, und der, wenn er auch nicht die That rechtfertigt, doch ihre Nothwendigkeit darzuthun scheint. „Er

mußte," sagen sie, „nicht sowohl für seine eigenen schweren Verbrechen, als für die Schandthaten und Pläne mächtiger Männer am Galgen sterben." Verwandtschaften, Ansehen, heimliche Versprechungen retteten die Andern, den Juden — konnte und mochte Niemand retten, und so schrieb man, wie sich der alte Landschaftsconsulent Lanbek ausdrückte, „was die Uebrigen verzehrt hatten, auf seine Zeche." Es sind seitdem neunzig Jahre verflossen, und wir wissen nicht, ob damals der schmähliche Tod dieses Mannes die Gemüther über alles Frühere beruhigte und befriedigte. Ein Edikt des Administrators wenigstens scheint es nicht ganz zu beweisen, denn er sah sich genöthigt, zu verordnen: „daß die Unterthanen alle widrigen Nachreden und ungleichen Urtheile über den hochseligen Herrn, bei Strafe und Ahndung, vermeiden, und denselben im schuldigst-respektuösesten Andenken halten sollen."

Der alte Lanbek that das Letztere auch ohne dies Edikt, denn so oft der Name Karl Aleranders genannt wurde, lüftete er mit besorgter Miene sein Mützchen und sagte: „Gott habe ihn selig!" Er folgte auch dem hochseligen Herrn noch unter der Vormundschaft Rudolphs von Neustadt. Man sagt, sein Sohn habe nie wieder gelächelt, und selbst Schwager Reelzingen konnte ihm mit den herrlichsten Späßen keine heitere Miene abgewinnen. Noch Anno 93 sah man ihn als einen hohen, magern Greis an einem Stock über die Straße schreiten; seine Miene war ernst und düster, aber sein Auge konnte zuweilen weich und theilnehmend sein. Er hat nie geheirathet, und die Sage ging damals, daß er nur einmal und ein unglückliches Mädchen geliebt habe, das ihren Tod im Neckar freiwillig fand. Männer, die ihn gekannt haben, versichern, daß er gewöhnlich kalt und verschlossen, dennoch sehr interessant in der Unterhaltung gewesen sei, wenn man ihn auf gewisse metaphysische Untersuchungen brachte, mit welchen er sich in seinem hohen Alter hauptsächlich beschäftigte. Er starb, betrauert von Vielen, die ihn und sein Schicksal

kannten, und beweint von den Armen und Unglücklichen. Mein Großvater pflegte von ihm zu sagen: „Es war einer von jenen Menschen, die, wenn sie einmal recht unglücklich gewesen sind, sich nicht mehr an das Glück gewöhnen mögen."

# Die Bettlerin vom Pont des Arts.

# 1.

Wer im Jahr 1824 Abends hie und da in den Gasthof zum König von England in Stuttgart kam, oder Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr in den Anlagen auf dem breiten Wege promenirte, muß sich, wenn anders sein Gedächtniß nicht zu kurz ist, noch einiger Gestalten erinnern, die damals jedes Auge auf sich zogen. Es waren nämlich zwei Männer, die ganz und gar nicht unter die gewöhnlichen Stuttgarter Trinkgäste oder Anlagenspaziergänger paßten, sondern eher auf den Prado zu Madrid, oder in ein Café zu Lissabon oder Sevilla zu gehören schienen. Denket euch einen ältlichen, großen, hagern Mann mit schwärzlichgrauen Haaren, tiefen, brennenden Augen von dunkelbrauner Farbe, mit einer kühngebogenen Nase und feinem, eingepreßtem Mund. Er geht langsam, stolz und aufrecht. Zu seinen schwarzseidenen Beinkleidern und Strümpfen, zu den großen Rosen auf den Schuhen und den breiten Schnallen am Kniegürtel, zu dem langen, dünnen Degen an der Seite, zu dem hohen, etwas zugespitzten Hut mit breitem Rande, schief an die Stirne gedrückt, wünschet ihr, wenn euch nur einigermaßen Phantasie innewohnt, ein kurzes, geschlitztes Wamms und einen spanischen Mantel statt des schwarzen Frackes, den der Alte umgelegt hat.

Und der Diener, der ihm eben so stolzen Schrittes folgt, erinnert er

nicht durch das spitzbübische, dummdreiste Gesicht, durch die fremdartige, grelle Kleidung, durch das ungenirte Wesen, womit er um sich schaut, Alles angafft und doch nichts bewundert, an jene Diener im spanischen Lustspiel, die ihrem Herrn wie ein Schatten treu, an Bildung tief unter ihm, an Stolz neben ihm, an List und Schlauheit über ihm stehen? Unter dem Arm trägt er seines Gebieters Sonnenschirm und Regenmantel, in der Hand eine silberne Büchse mit Cigarren und eine Lunte.

Wer blieb nicht stehen, wenn diese Beiden langsam durch die Promenade wandelten, um ihnen nachzusehen? Es war aber bekanntlich Niemand anders, als Don Pedro de San Montanjo Ligez, der Hausbofmeister des Prinzen von P., der sich zu jener Zeit in Stuttgart aufhielt, und Diego, sein Diener.

Wie es oft zu gehen pflegt, daß nur ein kleines, geringes Ereigniß dazu gehört, einen Menschen berühmt und auffallend zu machen, so geschah dies auch mit dem jungen Fröben, der schon seit einem halben Jahr (so lange mochte er sich wohl in Stuttgart aufhalten) alle Tage Schlag zwei Uhr durch das Schloßportal in die Anlagen trat, dreimal um den See und fünfmal den breiten Weg auf und nieder ging, an allen den glänzenden Equipagen, schönen Fräulein, an einer Masse von Directoren, Räthen und Lieutenants vorüberkam und von Niemand beachtet wurde, denn er sah aus wie ein ganz gewöhnlicher Mensch von etwa achtundzwanzig bis dreißig Jahren. Seitdem er aber eines Nachmittags im breiten Weg auf Don Pedro gestoßen, selber ihn gar freundlich gegrüßt, seinen Arm traulich in den seinigen geschoben hatte und mit ihm einige Mal, eifrig sprechend, auf- und abspaziert war, seitdem betrachtete man ihn neugierig, sogar mit einer gewissen Achtung; denn der stolze Spanier, der sonst mit Niemand sprach, hatte ihn mit auffallender Aestimation behandelt.

Die schönsten Fräulein fanden jetzt, daß er gar kein übles Gesicht habe, ja es liege sogar etwas Interessantes, überaus Anziehendes darin, was man in den Anlagen eben nicht häufig sehe; die Directoren und allerlei Räthe fragten: „Wer der junge Mann wohl sein könnte?“ und nur einige Lieutenants konnten Auskunft geben, daß er hie und da im Museum Beefsteak speise, seit einem halben Jahre in der Schloßstraße wohne, und einen schönen Mecklenburger reite, so ihm eigen angehörig. Sie setzten noch Vieles über die Vortrefflichkeit dieses Pferdes hinzu, wie es gebaut, von welcher Farbe, wie alt es sei, was es wohl kosten könnte, und kamen so auf die Pferde überhaupt zu sprechen, was sehr lehrreich zu hören gewesen sein soll.

Den jungen Fröben aber sah man zu dieser Zeit öfter in Gesellschaft Don Pedro's, und gewöhnlich fand er sich Abends im König von England ein, wo er, etwas entfernt von andern Gästen, bei dem Sonner saß und mit ihm sprach. Diego aber stand hinter dem Stuhl seines Herrn und bediente beide fleißig mit Xeres und Cigarren. Niemand konnte eigentlich begreifen, wie die beiden Herren zusammengekommen, oder welches Interesse sie an einander fanden. Man rieth hin und her, machte kühne Conjecturen, und am Ende hätte doch der junge Mann selbst den besten Aufschluß darüber geben können, wenn ihn nur Einer gefragt hätte.

## 2.

Und war es denn nicht die schöne Gallerie der Brüder Boisserée und Bertram, wo sie sich zuerst fanden und erkannten? Diese gastfreien Männer hatten dem jungen Manne erlaubt, ihre Bilder so oft zu besuchen, als er immer wollte; und er that dies, wenn er nur immer in der Mittagsstunde, wo die Gallerie geöffnet wurde, kommen konnte. Es mochte regnen oder schneien, das Wetter mochte zu den herrlichsten Ausflügen in die Gegend locken, er kam; er sah oft recht krank aus und kam dennoch. Man würde aber unbilligerweise den Kunstsinn des Herrn von Fröben zu hoch anschlagen, wenn man etwa glaubte, er habe die herrlichen Bilder der alten Niederländer studirt oder nachgezeichnet. Nein, er kam leise in die Thüre, grüßte schweigend und ging in ein entferntes Zimmer, vor ein Bild, das er lange betrachtete; und ebenso still verließ er wieder die Gallerie. Die Eigenthümer dachten zu zart, als daß sie ihn über seine wunderliche Vorliebe für das Bild befragt hätten; aber auch ihnen mußte es natürlich aufgefallen sein, denn oft, wenn er herausging, konnte er nur schlecht die Thränen verbergen, die ihm im Auge quollen.

Großen historischen oder bedeutenden Kunstwerth hatte das Bildchen nicht. Es stellte eine Dame in halb spanischer, halb altdeutscher Tracht vor. Ein freundliches, blühendes Gesicht mit klaren, liebevollen Augen, mit feinem, zierlichem Mund und zartem, rundem Kinn trat sehr lebendig aus dem Hintergrund hervor. Die schöne Stirne umzog reiches Haar und ein kleiner Hut, mit weißen buschigen Federn geschmückt, der etwas schalkhaft zur Seite saß. Das Gewand, das nur den schönen zierlichen Hals frei ließ, war mit schweren goldenen Ketten umhängt und zeugte eben so sehr von der Sittsamkeit als dem hohen Stand der Dame.

„Am Ende ist er wohl in das Bild verliebt," dachte man, „wie Kalaf in das der Prinzessin Turandot, obschon mit ungleich geringerer Hoffnung, denn das Bild ist wohl dreihundert Jahre alt und das Original nicht mehr unter den Lebenden."

Nach einiger Zeit schien aber Fröben nicht mehr der einzige Anbeter des Bildes zu sein. Der Prinz von P. hatte eines Tages mit seinem Ge-

folge die Gallerie besucht. Don Pedro, der Hausbofmeister, hatte die unverschreitende Schaar der Zuschauer verlassen, und besah sich die Gemälde, einsam von Zimmer zu Zimmer wandelnd; doch wie vom Blitz gerührt, mit einem Ausruf des Erstaunens, war er vor dem Bilde jener Dame stehen geblieben. Als der Prinz die Gallerie verließ, suchte man den Hausbofmeister lange vergebens. Endlich fand man ihn, mit übergeschlagenen Armen, die feurigen Augen halb zugedrückt, den Mund eingepreßt, in tiefer Betrachtung vor dem Bilde.

Man erinnerte ihn, daß der Prinz bereits die Treppe hinabsteige, doch der alte Mann schien in diesem Augenblicke nur für eines Sinn zu haben. Er fragte: „Wie dies Bild hieher gekommen sei?" Man sagte ihm, daß es von einem berühmten Meister vor mehreren hundert Jahren gefertigt und durch Zufall in die Hände der jetzigen Eigenthümer gekommen sei.

„O Gott, nein!" antwortete er, „das Bild ist neu, nicht hundert Jahre alt; woher, sagen Sie, woher? O, ich beschwöre Sie, wo kann ich sie finden?"

Der Mann war alt und sah zu ehrwürdig aus, als daß man diesen Ausbruch des Gefühls hätte lächerlich finden können; doch als er dieselbe Behauptung wieder hörte, daß das Bild alt und wahrscheinlich von Lukas Cranach gemalt sei, da schüttelte er bedenklich den Kopf.

„Meine Herren," sprach er, und legte betheuernd die Hand auf's Herz, „meine Herren, Don Pedro de San Montanjo Ligez hält Sie für ehrenwerthe Leute. Sie sind nicht Gemälderverkäufer und wollen mir dies Bild nicht als alt verkaufen, ich darf durch Ihre Güte diese Bilder sehen, und Sie genießen die Achtung dieser Provinz. Aber es müßte mich Alles täuschen oder — ich kenne die Dame, die jenes Bild vorstellt."

Mit diesen Worten schritt er, ehrerbietig grüßend, aus dem Zimmer.

„Wahrhaftig!" sagte einer der Eigenthümer der Gallerie, „wenn wir nicht so genau wüßten, von wem dieses Bild gemalt ist, wann und wie es in unsern Besitz kam, und welche lange Reihe von Jahren es vorher in K. hing, man wäre versucht, an dieser Dame irre zu werden. Scheint nicht selbst den jungen Fröben irgend eine Erinnerung beinahe täglich vor dieses Bild zu treiben, und dieser alte Don, blitzte nicht ein jugendliches Feuer aus seinen Augen, als er gestand, daß er die Donna kenne, die hier gemalt ist? Sonderbar, wie oft die Einbildung ganz vernünftigen Menschen mitspielt; und mich müßte Alles täuschen, wenn der Spanier zum letztenmal hier gewesen wäre."

## 3.

Und es traf ein; kaum war die Gallerie am folgenden Vormittag geöffnet worden, trat auch schon Don Pedro de San Montanjo Ligez festen, erhabenen Schrittes ein und strich an der langen Bilderreihe vorüber nach jenem Zimmer hin, wo die Dame mit dem Federhute aufgestellt war. Es verdroß ihn, daß der Platz vor dem Bilde schon besetzt war, daß er es nicht allein und einsam, Zug für Zug mustern konnte, wie er so gerne gethan hätte. Ein junger Mann stand davor, blickte es lange an, trat an ein Fenster, sah hinaus nach dem Fluge der Wolken und trat dann wieder zu dem Bilde. Es verdroß den alten Herrn etwas; doch — er mußte sich gedulden.

Er machte sich an andern Bildern zu schaffen, aber erfüllt von dem Gedanken an die Dame, drehte er alle Augenblicke den Kopf um, um zu sehen, ob der junge Herr noch immer nicht gewichen sei, aber er stand wie eine Mauer, er schien in Betrachtung versunken. Der Spanier hustete, um ihn aus den langen Träumen zu wecken, Jener träumte fort; er scharrte etwas weniges mit dem Fuß auf dem Boden, der junge Mann sah sich um, aber sein schönes Auge streifte flüchtig an dem alten Herrn vorüber und haftete dann von Neuem auf dem Gemälde.

„San Pedro! San Jago di Compostella!" murmelte der Alte, „welch' langweiliger, alberner Dilettante!" Unmuthig verließ er das Zimmer und die Gallerie, denn er fühlte, heute sei ihm schon aller Genuß benommen durch Verdruß und Aerger. Hätte er doch lieber gewartet! Den Tag nachher war die Gallerie geschlossen, und so mußte er sich achtundvierzig lange Stunden gedulden, bis er wieder zu dem Gemälde gehen konnte, das ihn in so hohem Grade interessirte. Noch ehe die Glocken der Stiftskirche völlig zwölf Uhr geschlagen, stieg er mit anständiger Eile die Treppe hinan, hinein in die Gallerie, dem wohlbekannten Zimmer zu, und getroffen! er war der Erste, war allein, konnte einsam betrachten.

Er schaute die Dame lange mit unverwandten Blicken an, sein Auge füllte nach und nach eine Thräne, er fuhr mit der Hand über die grauen Wimpern: „O Laura!" flüsterte er leise. Da tönte ganz vernehmlich ein Seufzer an seine Ohren, er wandte sich erschrocken um, der junge Mann von vorgestern stand wieder hier und blickte auf das Bild. Verdrießlich, sich unterbrochen zu sehen, nickte er mit dem Haupt ein flüchtiges Compliment, der junge Mann dankte etwas freundlicher, aber nicht minder stolz, als der Spanier. Auch diesmal wollte der Letztere den überflüssigen Nachbar abwarten; aber vergeblich, er sah zu seinem Schrecken, wie Jener sogar einen Stuhl nahm, sich einige Schritte vor dem Gemälde niedersetzte, um es mit gehöriger Muße und Bequemlichkeit zu betrachten.

„Der Geck," murmelte Don Pedro, „ich glaube gar, er will mein graues Haar verhöhnen." Er verließ, noch unmuthiger als chegestern, das Gemach.

Im Vorsaal stieß er auf einen der Eigenthümer der Gallerie; er sagte ihm herzlichen Dank für den Genuß, den ihm die Sammlung bereitete, konnte sich aber nicht enthalten, über den jungen Ruhestörer sich etwas zu beklagen. „Herr B.," sagte er, „Sie haben vielleicht bemerkt, daß vorzüglich eines Ihrer Bilder mich anzog; es interessirt mich unendlich, es hat eine Bedeutung für mich, die — ich Ihnen nicht ausdrücken kann. Ich kam, so oft Sie es vergönnten, um das Bild zu sehen, freute mich recht, es ungestört zu sehen, weil doch gewöhnlich die Menge nicht lange dort verweilt, und — denken Sie sich, da hat es mir ein junger, böser Mensch abgelauscht, und kommt, so oft ich komme, und bleibt, mir zum Trotze bleibt er stundenlang vor diesem Bilde, das ihn doch gar nichts angeht!"

Herr B. lächelte, denn recht wohl konnte er sich denken, wer den alten Herrn gestört haben mochte. „Das Letztere möchte ich denn doch nicht behaupten," antwortete er; „das Bild scheint den jungen Mann ebenfalls nahe anzugehen, denn es ist nicht das erste Mal, daß er es so lange betrachtet."

„Wie so? Wer ist der Mensch?"

„Es ist ein Herr von Fröben," fuhr Jener fort, „der sich seit fünf, sechs Monaten hier aufhält, und seit er das erste Mal jenes Bild gesehen, eben jene Dame mit dem Federbut, das auch Sie besuchen, kommt er alle Tage regelmäßig zu dieser Stunde, um das Bild zu betrachten. Sie sehen also zum wenigsten, daß er Interesse an dem Bilde nehmen muß, da er es schon so lange besucht."

„Herr! Sechs Monate?" rief der Alte. „Nein, dem habe ich bitter Unrecht gethan in meinem Herzen, Gott mag es mir verzeihen! Ich glaube gar, ich habe ihn unhöflich behandelt im Unmuth. Und ist ein Cavalier, sagen Sie? Nein, man soll von Pedro de Ligez nicht sagen können, daß er einen fremden Mann unhöflich behandelte. Ich bitte, sagen Sie ihm — doch lassen Sie das, ich werde ihn wieder treffen und mit ihm sprechen."

## 4.

Als er den andern Tag sich wieder einfand und Fröben schon vor dem Gemälde traf, trat er auch hinzu mit recht freundlichem Gesicht; als aber der junge Mann ehrerbietig auf die Seite wich, um dem alten Herrn den bessern Platz einzuräumen, verbeugte sich dieser höflich grüßend und sprach: „Wenn ich nicht irre, Senner, so hab' ich Sie schon mehrere Male vor diesem Gemälde verweilen sehen. — Da geht es

Ihnen wohl gleich mir; auch mir ist dieses Bild sehr interessant, und ich kann es nie genug betrachten."

Fröben war überrascht durch diese Anrede; auch ihm waren die Besuche des Alten vor dem Bilde aufgefallen, er hatte erfahren, wer Jener sei, und nach der steifen, kalten Begrüßung von gestern war er dieser freundlichen Anrede nicht gewärtig. „Ich gestehe, mein Herr!" erwiderte er nach einigem Zögern, „dieses Bild zieht mich vor allen andern an; denn — weil — es liegt etwas in diesem Gemälde, das für mich von Bedeutung ist." — Der Alte sah ihn fragend an, als genüge ihm diese Antwort nicht völlig, und Fröben fuhr gefaßter fort: „Es ist wunderbar mit Kunstwerken, besonders mit Gemälden. Es gehen an einem Bilde oft Tausende vorüber, finden die Zeichnung richtig, geben dem Colorit ihren Beifall, aber es spricht sie nicht tiefer an, während einem Einzelnen aus solch' einem Bilde eine tiefere Bedeutung aufgeht; er bleibt gefesselt stehen, kann sich kaum losreißen von dem Anblick, er kehrt wieder und immer wieder, von Neuem zu betrachten."

„Sie können Recht haben," sagte der Alte nachdenkend, indem er auf das Gemälde schaute, „aber — ich denke, es ließe sich dies nur von größeren Compositionen sagen, von Gemälden, in welche der Maler eine tiefere Idee legte. Es gehen Viele vorüber, bis die Bedeutung endlich *Einem* aufgeht, der dann den tiefen Sinn des Künstlers bewundert. Aber sollte man dies von solchen Köpfen behaupten können?"

Der junge Mann erröthete. „Und warum nicht?" fragte er lächelnd. „Die schönen Formen dieses Gesichtes, die edle Stirne, dieses sinnende Auge, dieser holde Mund, hat sie der Künstler nicht mit tiefem Geiste geschaffen, liegt nicht etwas so Anziehendes in diesen Zügen, daß —"

„O bitte, bitte," unterbrach ihn der Alte gütig abwehrend; „es war allerdings eine hübsche Person, die dem Künstler gesessen, die Familie hat schöne Frauen."

„Wie? welche Familie?" rief der Jüngling erstaunt, er zweifelte an dem gesunden Verstand des Alten, und doch schienen ihn seine Worte auf's Höchste zu spannen. „Dies Bild ist wohl reine Phantasie, mein Herr, ist zum wenigsten mehrere hundert Jahre alt!"

„Also glauben Sie das Mährchen auch?" flüsterte der Alte; „unter uns gesagt, diesmal wurde der Scharfblick der Eigenthümer doch getäuscht; ich kenne ja die Dame."

„Um Gotteswillen, Sie kennen sie? wo ist sie jetzt? wie heißt sie?" sprach Fröben heftig bewegt, indem er die Hand des Spaniers faßte.

„Sage ich lieber, ich *habe* sie gekannt," antwortete dieser mit zitternder Stimme, indem er das feuchte Auge zu der Dame aufschlug. „Ja, ich habe sie gekannt, in Valencia vor zwanzig Jahren; eine lange Zeit! Es ist Niemand anders, als Donna Laura Tortesi."

„Zwanzig Jahre!" wiederholte der junge Mann traurig und niedergeschlagen. „Zwanzig Jahre, nein, sie ist es nicht!"

„Sie ist es nicht?" fuhr Don Pedro hitzig auf. „Nicht, sagen Sie? So können Sie glauben, ein Maler habe diese Züge aus seinem Hirn zusammengepinselt? Doch ich will nicht ungerecht sein, es war wohl ein tüchtiger Mann, der sie malte, denn seine Farben sind wahr und treu, treu und frisch, wie das blühende Leben. Aber glauben Sie, daß ein solcher

Künstler aus seiner Phantasie nicht ein ganz anderes Bild erschafft? Finden Sie nicht, ohne die Familie Tortosi zu kennen, daß diese Dame offenbar Familienähnlichkeit haben müsse, Familienzüge, bestimmt und klar von der Natur ausgesprochen, Züge, wie man sie nie in Gemälden der Phantasie, sondern nur bei guten Portraits findet? Es ist ein Portrait, sag' ich Ihnen, Senior, und bei Gott kein anderes, als das der Donna Laura, wie ich sie vor zwanzig Jahren gesehen in dem lieblichen Valencia."

„Mein verehrter Herr," erwiderte ihm Fröben, „es gibt Aehnlichkeiten, täuschende Aehnlichkeiten; man glaubt oft einen Freund sprechend getroffen zu sehen, nur in sonderbarem, veraltetem Costüm, und wenn man fragt, ist es sein Urahn aus dem dreißigjährigen Kriege, oder überdies gar noch ein Fremder. Ich gebe auch zu, daß dieses Bild sogenannte Familienzüge trage, daß es der liebenswürdigen Donna Laura gleiche, aber dieses Bild, dieses ist alt, und so viel weiß man wenigstens aus Registern und Kirchenbüchern, daß es in der Magdalenenkirche zu K. schon seit hundert und fünfzig Jahren hing, durch zufällige Stiftung, nicht auf Bestellung in die Kirche kam, und nach allen Anzeigen von dem deutschen Maler Lukas Cranach gefertigt wurde."

„So hole der lebendige Satan meine Augen!" rief Don Pedro ärgerlich, indem er aufsprang und seinen Hut nahm. „Ein Blendwerk der Hölle ist's, sie will mich in meinen alten Tagen noch einmal durch dies Gemälde in Wehmuth und Gram versenken." Thränen standen dem alten Manne in den Augen, als er mit hastigen, dröhnenden Schritten die Gallerie verließ.

## 5.

Aber dennoch war er auch jetzt nicht zum letztenmal da gewesen. Fröben und er sahen sich noch oft vor dem Bilde, und der Alte gewann den jungen Mann durch sein bescheidenes, aber bestimmtes Urtheil, durch seine liebenswürdige Offenheit, durch sein ganzes Wesen, das feine Erziehung, treffliche Kenntnisse und einen für diese Jahre seltenen Takt verrieth, immer lieber. Der Alte war fremd in dieser Stadt, er fühlte sich einsam; dennoch war er der Welt nicht so sehr abgestorben, daß er nicht hin und wieder einen Menschen hätte sprechen

mögen. So kam es, daß er sich unvermerkt näher an den jungen Fröben anschloß; zog ihn ja dieser auch dadurch so unbeschreiblich an, daß er ein theures Gefühl mit ihm theilte, nämlich die Liebe zu jenem Bilde.

So kam es, daß er den jungen Mann auf dem Spaziergang gerne begleitete, daß er ihn oft einlud, ihm Abends Gesellschaft zu leisten. Eines Abends, als der Speisesaal im König von England ungewöhnlich gefüllt war und rings um die Beiden fremde Gäste saßen, so daß sie sich im traulichen Gespräche gehindert fühlten, sprach Don Pedro zu seinem jungen Freund: „Sennor, wenn Ihr anders diesen Abend nicht einer Dame versprochen habt, vor ihrem Gitter mit der Laute zu erscheinen, oder wenn Euch nicht sonst ein Versprechen hindert, so möchte ich Euch einladen, eine Flasche echten Ximenes mit mir auszustechen auf meinem Gemach."

„Sie ehren mich unendlich," antwortete Fröben, „mich bindet kein Versprechen, denn ich kenne hier keine Dame; auch ist es hiesigen Orts nicht Sitte, Abends die Laute zu schlagen auf der Straße, oder sich mit der Geliebten am Fenster zu unterhalten. Mit Vergnügen werde ich Sie begleiten."

„Gut; so geduldet Euch hier noch eine Minute, bis ich mit Diego die Einrichtung gemacht; ich werde Euch rufen lassen."

Der Alte hatte diese Einladung mit einer Art von Feierlichkeit gesprochen, die Fröben sonderbar auffiel. Jetzt erst entsann er sich auch, daß er noch nie auf Don Pedro's Zimmer gewesen, denn immer hatten sie sich in dem allgemeinen Speisesaal des Gasthofs getroffen. Doch aus Allem zusammen glaubte er schließen zu müssen, daß es eine besondere Höflichkeit sei, die ihm der Spanier durch diese Einführung bei sich erzeigen wolle. Nach einer Viertelstunde erschien Diego mit zwei silbernen Armleuchtern, neigte sich ehrerbietig vor dem jungen Mann und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Fröben folgte ihm und bemerkte, als er durch den Saal ging, daß alle Trinkgäste ihm neugierig nachschauten und die Köpfe zusammensteckten. Im ersten Stock machte Diego eine Flügelthüre auf und winkte dem Gast einzutreten. Ueberrascht blieb dieser auf der Schwelle stehen. Sein alter Freund hatte den Frack abgelegt, ein schwarzes, geschlitztes Wamms mit rothen Puffen angezogen, und einen langen Degen mit goldenem Griff umgeschnallt; ein dunkelrother Mantillo fiel ihm über die Schultern. Feierlich schritt er seinem Gast entgegen, und streckte seine dürre Hand aus den reichen Manschetten hervor, ihn zu begrüßen: „Seid mir herzlich willkommen, Don Fröbenio," sprach er, „stoßet Euch nicht an diesem prunklosen Gemach; auf Reisen, wie Ihr wißt, fügt sich nicht Alles wie zu Hause. Weicher allerdings geht es sich in meinem Saale zu Lissabon, und meine Divans sind echt maurische Arbeit; doch setzet Euch immer zu mir auf dies schmale Ding, Sopha genannt, ist doch der Wein des Herrn Schwaderer echt und gut; setzt Euch!"

Er führte unter diesen Worten den jungen Mann zu einem Sopha; der Tisch vor diesem war mit Confituren und Wein besetzt; Diego schenkte ein und brachte Zündstock und Cigarren.

„Schon lange," hub dann Don Pedro an, „schon lange hätte ich gerne einmal so recht vertraulich zu Euch gesprochen, Don Fröbenio, wenn Ihr anders mein Vertrauen nicht gering achtet. Sehet, wenn wir

uns oft zur Mittagsstunde vor Laura's Bildniß trafen, da habe ich Euch, wenn Ihr so recht versunken waret in Anschauung, aufmerksam betrachtet, und, vergebt mir, wenn meine alten Augen einen Diebstahl an Euern Augen begingen, ich bemerkte, daß der Gegenstand dieses Gemäldes noch höheres Interesse für Euch haben müsse, und eine tiefere Bedeutung, als Ihr mir bisher gestanden."

Fröben erröthete; der Alte sah ihn so scharf und durchdringend an, als wollte er im innersten Grund seiner Seele lesen. „Es ist wahr," antwortete er, „dieses Bild hat eine tiefe Bedeutung für mich, und Sie haben recht gesehen, wenn Sie glauben, es sei nicht das Kunstwerk, was mich interessire, sondern der Gegenstand des Gemäldes. Ach, es erinnert mich an den sonderbarsten, aber glücklichsten Moment meines Lebens! Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen sage, daß ich einst ein Mädchen sah, das mit diesem Bild täuschende Aehnlichkeit hatte; ich sah sie nur einmal und nie wieder, und darum gehört es zu meinem Glück, wenigstens ihre holden Züge in diesem Gemälde wieder aufzusuchen."

„O Gott! das ist ja auch mein Fall!" rief Don Pedro.

„Doch lachen werden Sie," fuhr Fröben fort, „wenn ich gestehe, daß ich nur von einem Theil des Gesichtes dieser Dame sprechen kann. Ich weiß nicht, ist sie blond oder braun, ist ihre Stirne hoch oder nieder, ist ihr Auge blau oder dunkel, ich weiß es nicht! Aber diese zierliche Nase, dieser liebliche Mund, diese zarten Wangen, dieses weiche Kinn finde ich auf dem geliebten Bilde, wie ich es im Leben geschaut!"

„Sonderbar! — und diese Formen, die sich dem Gedächtniß weniger tief einzudrücken pflegen als Auge, Stirn und Haar, diese sollten, nachdem Ihr nur einmal sie gesehen, so lebhaft in Eurer Seele stehen?"

„O Don Pedro!" sprach der Jüngling bewegt, „einen Mund, den man einmal geküßt hat, einen solchen Mund vergißt man so leicht nicht wieder. Doch, ich will erzählen, wie es mir damit ergangen." —

„Halt ein, kein Wort!" unterbrach ihn der Spanier. „Ihr würdet mich für sehr schlecht erzogen halten müssen, wollte ich einem Cavalier sein Geheimniß entlocken, ohne ihm das meine zuvor als Pfand gegeben zu haben. Ich will Euch erzählen von der Dame, die ich in jenem sonderbaren Bild erkannte, und wenn Ihr mich dann Eures Vertrauens würdig achtet, so möget Ihr mir mit Eurer Geschichte vergelten. Doch, Ihr trinket ja gar nicht; es ist echter, spanischer Wein, und ihn müßt Ihr trinken, wenn Ihr mit mir Valencia besuchen wollt."

Sie tranken von dem begeisternden Ximenes und der Alte hub an:

## 6.

Lennor, ich bin in Granada geboren. Mein Vater commandirte ein Regiment, und er und meine Mutter stammten aus den ältesten Familien dieses Königreichs. Ich wurde im Christenthum und allen Wissenschaften erzogen, die einen Edelmann zieren, und mein Vater bestimmte mich, als ich zwanzig Jahre alt und gut gewachsen war, zum Soldaten. Aber er war ein Mann streng und ohne Rücksicht im Dienste, und weil er die Zärtlichkeit meiner Mutter für mich kannte und fürchtete, sie möchte ihn oft verhindern, mich meine Pflicht gehörig vollbringen zu machen, beschloß er, mich zu einem andern Regiment zu schicken, und seine Wahl fiel auf Pampeluna, wo mein Oheim commandirte. Ich lernte dort den Dienst sorgfältig und genau, und brachte es in den folgenden zehn Jahren bis zum Kapitän. Als ich dreißig alt war, wurde mein Oheim nach Valencia versetzt. Er hatte Einfluß und wußte zu bewirken, daß ich ihm schon nach einem halben Jahr als Adjutant folgen konnte. Als ich aber in Valencia ankam, hatte sich in meines Oheims Hauswesen Vieles geändert. Er war schon längst, noch in Pampeluna, Wittwer geworden. In Valencia hatte er eine reiche Wittwe kennen gelernt und sie einige Wochen früher, als ich bei ihm eintraf, geheirathet. Sie können denken, wie ich überrascht war, als er mir eine ältliche Dame vorstellte und sie seine Gemahlin nannte; meine Ueberraschung stieg aber und gewann an Freude, als er auch ein Mädchen, schön wie der Tag, herbeiführte, und sie seine Tochter Laura, meine Cousine nannte. Ich hatte bis zu jenem Tage nicht geliebt, und meine Kameraden hatten mich oft deßhalb Pedro el pedro (den steinernen Pedro) genannt; aber dieser Stein zerschmolz wie Wachs von den feurigen Blicken Laura's.

„Ihr habt sie gesehen, Don Fröbenio, jenes Bild gibt ihre himmlischen Züge wieder, wenn es anders einem irdischen Künstler möglich ist, die wundervollen Werke der Natur zu erreichen. Ach, gerade so trug sie ihr Haar, so muthig wie auf jenem Gemälde hatte sie das Hütchen mit den wallenden Federn aufgesetzt, und wenn sie ihr dunkles Auge unter den langen Wimpern aufschlug, so war es, als ob die Pforten des Himmels sich öffneten und ein leuchtender Engel freundlich herab grüße.

„Meine Liebe, Senner, war eine freudige; ich konnte ja täglich um sie sein; jene Schranken, die in meinem Vaterlande gewöhnlich die Liebenden trennen und die Liebe schmerzlich, ängstlich, gramvoll und verschlagen machen, jene Schranken trennten uns nicht. Und wenn ich in die Zukunft sah, wie lachend erschien sie mir! Mein Oheim liebte mich wie seinen Sohn; verstand ich seine Winke recht, so schien es ihm nicht unangenehm, wenn ich mich um seine Tochter bewerbe; und von meinem Vater konnte ich kein Hinderniß erwarten, denn Laura stammte aus edlem Blute, und der Reichthum ihrer Mutter war bekannt. Wie mächtig meine Liebe war, könnt Ihr schon daraus sehen, daß ich da liebte, wo es so gänzlich ohne Noth und Jammer abging. Denn gewöhnlich entsteht die Liebe aus der angenehmen Bemerkung, daß man der Geliebten vielleicht nicht mißfallen habe; wie Feuer unter den Dächern fortschleicht und durch eine Mauer aufgehalten, plötzlich verzehrend nieder in das Haus und prasselnd auf zum Himmel schlägt, so die Liebe. Die kleine Neigung wächst. Die unüberwindlich scheinenden Hindernisse spornen an; man glaubt, eine Gluth zu fühlen, die nur im Arme der Geliebten sich abkühlen kann. Man spricht die Dame am Gitter, man schickt ihr Briefe durch die Zofe, man malt im Traume und Wachen ihr Bild, ihre Gestalt so reizend sich vor, denn bisher sah man sie nicht anders als im Schleier und der verhüllenden Mantilla. Endlich, sei es durch List oder Gewalt, fallen die Schranken. Man fliegt herbei, führt die Errungene zur Kirche und — besieht sich nachher den Schatz etwas genauer. Wie auf dem schönen Wiesengrund, der nur ein Teppich ist über ein sumpfig Moorland gedeckt, wenn du wie auf fester Erde ausschreitest, deine Füße einsinken und Quellen aus der Tiefe rieseln, so hier. Alle Augenblicke zeigt sich eine neue Laune bei der Dame, alle Tage lüftet sie Schleier und Mantilla ihres Herzens freier, und am Ende stündest du lieber wieder an dem Gitter, Liebesklagen zu singen, um — nie wiederzukehren."

## 7.

Bei Gott, Ihr seid ein scharfer Kritiker," erwiderte Fröben erröthend; „es liegt in dem, was Ihr sagt, etwas Wahres, aber ganz so? Nein, da müßte ja jener Götterfunke, der zündend ins Herz schlägt, jener selige Augenblick, wo die Hälfte einer Minute zum Verständniß hinreicht, müßte lügen, und doch glaube ich an seine himmlische Abkunft. O! ist es mir denn besser ergangen?"

„Ich verstehe, was Ihr sagen wollt," sprach Don Pedro; jener Moment ist himmlisch schön, aber er beruht gar oft auf bitterer Täuschung.

Höret weiter! Mich reizten, mich hinderten keine Schranken, und dennoch liebte ich so warm als irgend ein junger Cavalier in Spanien. Das einzige Hinderniß konnte Laura's Herz sein, und — ihr Auge hatte mir ja schon oft gestanden, daß es dem meinigen gerne begegne. Alle jene kleinen Beweise meiner Zärtlichkeit, wie man sie in diesem Zustande gibt, nahm Donna Laura gütig auf, und nach einem Vierteljahre erlaubte sie mir, ihr meine Liebe zu gestehen. Die Eltern hatten die Sache längst bemerkt; mein Oheim gab mir seine Einwilligung und sagte, er habe für mich wegen guter Dienste, die ich geleistet, beim König um ein Majorspatent nachgesucht. Mit der Nachricht meines Steigens solle ich dem Vater meine Liebe gestehen und ihn um Einwilligung bitten. Ich gelobte es; ach, warum habe ich's gethan! Sollte man nicht immer einen Dämon hinter sich glauben, der uns das Glück wie ein schönes Spielzeug gibt, nur um es plötzlich zu zerschlagen?

„Ich hatte bald nach der Gewißheit meines Glückes mit einem Hauptmann aus einem Schweizerregiment Bekanntschaft gemacht, den ich lieb gewann und täglich in mein Haus führte. Es war ein schöner blonder Jüngling, mit klaren, blauen Augen, von weißer Haut und rothen Wangen. Er hätte zu weich für einen Soldaten ausgesehen, wenn nicht berühmte Waffenthaten, die er ausgeführt, in Aller Munde lebten. Um so gefährlicher war er für Frauen. Seine ganze Erscheinung war so neu in diesem Lande, wo die Sonne die Gesichter dunkel färbt, wo unter schwarzem Haar schwarze Augen blitzen; und wenn er von den Eisbergen, von dem ewigen Schnee seiner Heimath erzählte, so lauschte man gerne auf seine Rede, und manche Dame mochte schon den Versuch gemacht haben, das Eis seines Herzens zu schmelzen.

„Eines Morgens kam ein Freund zu mir, der um meine Liebe zu Laura wußte, und gab mir in allerlei geheimnißvollen Reden zu verstehen, ich möchte entweder auf der Hut sein, oder ohne das Majorspatent meine Base heirathen, indem sonst noch Manches sich ereignen könnte, was mir nicht angenehm wäre. Ich war betreten, forschte näher und erfuhr, daß Donna Laura bei einer verheiratheten Freundin hie und da mit einem Manne zusammenkomme, der in einen Mantel verhüllt ins Haus schleiche. Ich entließ den Freund und dankte ihm. Ich glaubte nichts davon, aber ein Stachel von Eifersucht und Mißtrauen war in mir zurückgeblieben. Ich dachte nach über Lauras Betragen gegen mich, ich fand es unverändert; sie war hold, gütig gegen mich wie zuvor, ließ sich die Hand, wohl auch den schönen Mund küssen — aber dabei blieb es auch; denn jetzt erst fiel mir auf, wie kalt sie immer bei meiner Umarmung war, sie drückte mir die Hand nicht wieder, wenn ich sie drückte, sie gab mir keinen Kuß zurück.

„Zweifel quälten mich; der Freund kam wieder, schürte durch bestimmtere Nachrichten das Feuer mächtiger an, und ich beschloß bei mir, die Schritte meiner Dame aufmerksamer zu bewachen. Wir speisten gewöhnlich zusammen, der Oheim, die Tante, meine schöne Base und ich. Am Abend des Tages, als mein Freund zum zweitenmal mich gewarnt, fragte die Tante bei Tische ihre Tochter, ob sie ihr Gesellschaft leisten werde auf dem Balkon.

„Sie antwortete, sie habe ihrer Freundin einen Besuch zugesagt. Unwillkürlich mochte ich sie dabei schärfer angesehen haben, denn sie schlug die Augen nieder und erröthete. Sie ging eine Stunde, ehe die Nacht einbrach, zu jener Dame. Als es dunkel wurde, schlich ich mich an jenes Haus und hielt Wache; rasende Eifersucht kam über mich, als ich die Straße herauf, nahe an die Häuser gedrückt, eine verhüllte Gestalt schleichen sah. Ich stellte mich vor die Hausthüre, die Gestalt kam näher und wollte mich sanft auf die Seite schieben. Aber ich faßte sie am Gewand und sprach: ‚Senor, wer Ihr auch seid, in diesem Augenblicke glaube ich einen Mann von Ehre vor mir zu haben, und bei Eurer Ehre fordere ich Euch auf, steht mir Rede!‘

„Bei dem ersten Ton meiner Stimme sah ich ihn zusammenschrecken; er besann sich eine kleine Weile und entgegnete dann: ‚Was soll es?‘

„‚Schwöret mir bei Eurer Ehre,“ fuhr ich fort, „daß Ihr nicht wegen Donna Laura de Tortosi in dieses Haus geht.“

‚Wer erkühnt sich, mir über meine Schritte Rechenschaft abzufordern?‘ rief er mit dumpfer verstellter Stimme. An seiner Aussprache merkte ich, daß er ein Fremder sein müsse; eine düstere Ahnung ging in meiner Seele auf: „Der Kapitän de San Montanjo wagt es,“ antwortete ich und riß ihm, ehe er sich dessen versah, den Mantel vom Gesicht — es war mein Freund Tannensee, der Schweizer.

„Er stand da, wie ein Verbrecher, keines Wortes mächtig. Aber ich hatte meinen Degen blank gezogen, und sprachlos vor Wuth deutete ich ihm an, dasselbe zu thun. ‚Ich habe keine Waffen bei mir, als einen Dolch,‘ erwiderte er. Schon war ich Willens, ihm ohne Zögern den Degen in den Leib zu rennen; aber als er so regungslos auf Alles gefaßt vor mir stand, konnte ich das Schreckliche nicht vollbringen. Ich behielt noch so viel Fassung, daß ich ihn bestimmte, am andern Morgen vor dem Thor der Stadt mir Rechenschaft zu geben. Die Thüre hielt ich besetzt; er sagte zu und ging.

„Noch lange hielt ich Wache, bis endlich die Sänfte für Laura gebracht wurde, bis ich sie einsteigen sah; dann folgte ich ihr langsam nach Hause. Die Qualen der Eifersucht ließen mich keinen Schlaf auf meinem Lager finden, und so hörte ich, wie sich um Mitternacht Schritte meiner Thüre näherten. Man pochte an; verwundert warf ich meinen Mantel um und schloß auf; es war die alte Dienerin Lauras, die mir einen Brief übergab und eilends wieder davon ging.

„Senor! Gott möge Euch vor einem ähnlichen Brief in Gnaden bewahren! Sie gestand mir, daß sie den Schweizer längst geliebt habe, als sie mich noch gar nicht kannte; daß sie aus Furcht vor dem Zorn ihrer Mutter, die alle Fremden hasse, ihn immer zurückgehalten, um sie zu werben; daß sie, von den Drohungen meiner Tante genöthigt, meine Anträge sich habe gefallen lassen. Sie nahm alle Schuld auf sich, sie schwur mit den heiligsten Eiden, daß Tannensee mir oft habe Alles gestehen wollen und nur durch ihr Flehen, durch ihre Furcht, nachher strenger verwahrt zu werden, sich habe zurückhalten lassen. Sie deutete mir ein schreckliches Geheimniß an, das die Ehre der Familie beflecken werde, wenn ich ihr und dem Hauptmann nicht zur Flucht verhelfe. Sie beschwor mich, von meinem

Streit abzustehen, denn wenn er, falle, so bleibe ihr, seiner Gattin, nichts übrig, als sich das Leben zu nehmen. Sie schloß damit, meine Großmuth anzurufen, sie werde mich ewig achten, aber niemals lieben.

„Ihr werdet gestehen, daß ein solcher Brief, gleich kaltem Wasser, alle Flammen der Liebe löschen kann; er löschte sogar zum Theil meinen Zorn. Aber vergeben konnte ich es meiner Ehre nicht, daß ich betrogen war, darum stellte ich mich zur bestimmten Stunde auf dem Kampfplatz ein. Der Kapitän mochte tief fühlen, wie sehr er mich beleidigt; obgleich er ein besserer Fechter war, als ich, vertheidigte er sich nur, und nicht seine Schuld ist es, daß ich meine Hand hier zwischen Daumen und Zeigefinger in seinen Degen rannte, so daß ich außer Stand war, weiter zu fechten. Ich gab ihm, während ich verbunden wurde, Lauras Brief. Er las, er bat mich flehend, ihm zu vergeben; ich that es mit schwerem Herzen.

„Die Geschichte meiner Liebe ist zu Ende, Don Fröbenio, denn fünf Tage darauf war Donna Laura mit dem Schweizer verschwunden."

„Und mit Ihrer Hülfe?" fragte Fröben.

„Ich half so gut es ging. Freilich war der Schmerz meiner Tante groß; aber in diesen Umständen war es besser, sie sah ihre Tochter nie wieder, als daß Unehre über das Haus kam."

„Edler Mann! Wie unendlich viel muß Sie dies gekostet haben! Wahrhaftig, es war eine harte Prüfung."

„Das war es," antwortete der Alte mit düsterem Lächeln. Anfangs glaubte ich, diese Wunde werde nie vernarben; die Zeit thut viel, mein Freund! Ich habe sie nie wieder gesehen, nie von ihnen gehört, nur einmal nannten die Zeitungen den Obrist Tannensee als einen tapfern Mann, der unter den Truppen Napoleons in der Schlacht von Brienne dem Feinde langen Widerstand gethan habe. Ob es derselbe ist, ob Laura noch lebt, weiß ich nicht zu sagen.

„Als ich aber in diese Stadt kam, jene Gallerie besuchte und nach zwanzig langen Jahren meine Laura wieder erblickte, ganz so, wie sie war in den Tagen ihrer Jugend, da brachen die alten Wunden wieder auf, und — nun Ihr wisset, daß ich sie täglich besuche."

## 8.

Mit umständlicher Gravität, wie es dem Hausbofmeister eines p.... schen Prinzen, einem Mann aus altkastilischem Geschlechte geziemte, hatte Don Pedro de San Montanjo Ligez seine Geschichte vorgetragen. Als er geendet, trank er einigen Xeres, lüftete den Hut, strich sich über Stirne und Kinn und sagte zu dem jungen Mann an seiner Seite: „Was

ich wenigen Menschen vertraut, habe ich Euch umständlich erzählt, Don Fröbenio, nicht um Euch zu locken, mir mit gleichem Vertrauen zu erwidern, obgleich Euer Geheimniß so sicher in meiner Brust ruhte, als der Staub der Könige von Spanien im Escurial, — obgleich ich gespannt bin, zu wissen, inwiefern Euch jene Dame interessirt; — aber Neugier ziemt dem Alter nicht, und damit gut."

Fröben dankte dem Alten für seine Mittheilung. „Mit Vergnügen werde ich Ihnen meinen kleinen Roman zum Besten geben," sagte er lächelnd, er betrifft keiner Dame Geheimnisse und endet schon da, wo andere anfangen. Aber wenn Sie erlauben, werde ich morgen erzählen, denn für heute möchte es wohl zu spät sein."

„Ganz nach Eurer Bequemlichkeit," erwiderte der Don, seine Hand drückend. „Euer Vertrauen werde ich zu ehren wissen." So schieden sie; der Spanier begleitete den jungen Mann höflich bis an die Schwelle seines Vorsaales, und Diego leuchtete ihm bis auf die Straße.

Nach seiner Gewohnheit ging Fröben den Tag nachher in die Gallerie; er stand lange vor dem Bilde, und wirklich dachte er an diesem Tage mehr an den Alten, als an die gemalte Dame; aber er wartete über eine Stunde — der Alte kam nicht. Er ging mit dem Schlag 2 Uhr in die Anlagen, ging langsamen Schrittes um den See, zog oft sein Fernglas und schaute die Promenade hinab, aber die ehrwürdige Gestalt seines alten Freundes wollte sich nicht zeigen; umsonst schaute er nach den dünnen, schwarzen Beinen, nach dem spitzen Hut, umsonst nach Diego und den bunten Kleidern, mit Sonnenschirm und Regenmantel, er war nicht zu sehen. „Sollte er krank geworden sein?" fragte er sich, und unwillkürlich ging er nach dem Schloßplatz hin, und nach dem Gasthof zum König von England, um Don Pedro zu besuchen. „Fort ist die ganze Wirthschaft, auf und davon," antwortete auf seine Frage der Oberkellner, „gestern Abend noch bekam der Prinz Depeschen, und heute Vormittag sind Seine Hoheit nebst Gefolge in sechs Wagen nach W. abgereist; der Haushofmeister, er fuhr im zweiten, hat für Sie eine Karte hier gelassen."

Begierig griff Fröben nach diesem letzten Freundeszeichen. Es war nur Don Pedro de San Montanjo Ligez, Major Rio de S. A. ꝛc. darauf zu lesen. Verdrießlich wollte Fröben diesen kalten Abschied einstecken, da gewahrte er auf der Rückseite noch einige Worte mit der Bleifeder geschrieben, er las: „Lebt wohl, theurer Don Fröbenio; Eure Geschichte müßt Ihr mir schuldig bleiben; grüßet und küsset Donna Laura."

Er lächelte über den Auftrag des alten Herrn, und doch, als er in den nächsten Tagen wieder vor dem Bilde stand, war er wehmüthiger als je, denn es war in seinem Leben eine Lücke entstanden durch Don Pedro's Abreise. Er hatte sich so gerne mit dem guten Alten unterhalten, er hatte seit langer Zeit zum erstenmal wieder in einem genaueren Verhältniß mit Menschen gelebt, und deutlicher als je fühlte er jetzt, daß nur der Einsame, der Hoffnungslose ganz unglücklich ist. Wäre das Bild nicht gewesen, das ihn mit seinem eigenthümlichen Zauber zurückhielt, schon längst hätte er Stuttgart verlassen, das sonst keine Reize für ihn hatte. Als ihm daher eines Tages die Herren Boisserée die treue Copie jenes lieben Bildes, ein lithographirtes Blatt zeigten und ihn damit beschenkten, nahm er es als

einen Wink des Schicksals auf, verabschiedete sich von dem Urbild, packte die Copie sorgfältig ein und verließ diese Stadt so stille, als er sie betreten hatte.

## 9.

Sein Aufenthalt in Stuttgart hatte nur dem Bilde gegolten, das er in jener Gallerie gefunden. Er war, als er die Hauptstadt Württembergs berührte, auf einer Reise nach dem Rhein begriffen, und dahin zog er nun weiter. Er gestand sich selbst, daß ihn die letzten Monate beinahe allzu weich gemacht hatten. Er fühlte nicht ohne Beschämung und leises Schaudern, daß sein Trübsinn, sein ganzes Dichten und Trachten schon nahe an Narrheit gestreift hatten. Er war zwar unabhängig, hatte dieses Jahr noch zu Reisen bestimmt, ohne sich irgend einen festen Plan, ein Ziel zu setzen, und wollte diese lange Unterbrechung seiner Reise auf die angenehme Lage der Stadt, auf die herrlichen Umgebungen schieben. Aber hatte er denn wirklich jene Stadt so angenehm gefunden? Hatte er Menschen aufgesucht, kennen gelernt? Hatte er sie nicht vielmehr gemieden, weil sie seine Einsamkeit, die ihm so lieb geworden, störten? Hatte er die herrlichen Umgebungen genossen? „Nein," sagte er lächelnd zu sich, „man wäre versucht, an Zauberei zu glauben! Ich habe mich betragen wie ein Thor! Habe mich eingeschlossen in mein Zimmer, um zu lesen. Und habe ich denn wirklich gelesen? Stand nicht ihr Bild auf jeder Seite? Gingen meine Schritte weiter als zu ihr, oder um einmal unter dem Gewühl der Menge auf- und abzugehen? Ist es nicht schon Raserei, auf so langen Wegen einem Schatten nachzujagen, jedes Mädchengesicht aufmerksam zu betrachten, ob ich nicht den holden Mund der unbekannten Geliebten wieder erkenne?"

So schalt sich der junge Mann, glaubte recht feste Vorsätze zu fassen, und wie oft, wenn sein Pferd langsamer bergan geschritten war, vergaß er, oben es anzutreiben, weil seine Seele auf anderen Wegen schweifte; wie oft, wenn er Abends sein Gepäck öffnete und ihm die Rolle in die Hände fiel, entfaltete er unwillkürlich das Bild der Geliebten und vergaß, sich zur Ruhe zu legen.

Aber die reizenden Gebirgsgegenden am Neckar, die herrlichen Fluren von Mannheim, Worms, Mainz verfehlten auch auf ihn den eigenthümlichen Eindruck nicht. Sie zerstreuten ihn, sie füllten seine Seele mit neuen, freundlichen Bildern. Und als er eines Morgens von Bingen aufbrach, stand nur ein Bild vor seinem Auge, ein Bild, das er noch heute erblicken

sollte. Fröben hatte mit einem Landsmann Frankreich und England bereist, und aus dem Gesellschafter war ihm nach und nach ein Freund erwachsen. Zwar mußte er, wenn er über ihre Freundschaft nachdachte, sich selbst gestehen, daß Uebereinstimmung der Charaktere sie nicht zusammenführte, doch oft pflegt es ja zu geschehen, daß gerade das Ungleiche sich heißer liebt, als das Aehnliche. Der Baron von Faldner war etwas roh, ungebildet; selbst jene Reise, das bewegte Leben zweier Hauptstädte, wie Paris und London, hatte nur seine Außenseiten etwas abschleifen und mildern können. Er war einer jener Menschen, die, weil sie durch fremde oder eigene Schuld gewöhnliche Lektüre, feinere tiefere Kenntnisse und die bildende Hand der Wissenschaften verschmähten, zur Ueberzeugung kamen, sie seien praktische Menschen, d. h. Leute, die in sich selbst Alles tragen, um was sich Andere, es zu erlernen, abmühen, die einen natürlichen Begriff von Ackerbau, Viehzucht, Wirthschaft und dergleichen haben, und sich nun für geborene Landwirthe, für praktische Haushälter ansehen, die auf dem natürlichsten Wege das zu erreichen glauben, was die Masse in Büchern sucht. Dieser Egoismus machte ihn glücklich, denn er sah nicht, auf welchen schwachen Stützen sein Wissen beruhte; noch glücklicher wäre er wohl gewesen, wenn diese Eigenliebe bei den Geschäften stehen geblieben wäre, aber er trug sie mit sich, wohin er ging, ertheilte Rath, ohne welchen anzunehmen, hielt sich, was man ihm nicht gerade nachsagte, für einen klugen Kopf, und ward durch dieses Alles ein unangenehmer Gesellschafter und zu Hause vielleicht ein kleiner Tyrann, aus dem einfachen Grunde, weil er klug war und immer Recht hatte.

„Ob er wohl sein Sprüchwort noch an sich hat," fragte sich Fröben lächelnd, „das unabwendbare: ‚Das habe ich ja gleich gesagt!' „Wie oft, wenn er am wenigsten daran gedacht hatte, daß etwas gerade so geschehen werde, wie oft faßte er mich da bei der Hand und rief: ‚Freund Fröben, sag' an, habe ich es nicht schon vor vier Wochen gesagt, daß es so kommen würde? Warum habt Ihr mir nicht gefolgt?' „Und wenn ich ihm so sonnenklar bewies, daß er zufällig gerade das Gegentheil behauptet habe, so ließ er sich unter keiner Bedingung davon abbringen und grollte drei, vier Tage lang."

Fröben hoffte, Erfahrung und die schöne Natur um ihn her werden seinen Freund weiser gemacht haben. An einer der reizendsten Stellen des Rheinthales, in der Nähe von Kaub, lag sein Gut, und je näher der Reisende herabkam, desto freudiger schlug sein Herz über alle diese Herrlichkeit der Berge und des majestätischen Flusses, um so öfter sagte er zu sich: „Nein, er muß sich geändert haben; in diesen Umgebungen kann man nur hingebend, nur freundlich und theilnehmend sein, und im Genuß dieser Aussicht muß man vergessen, wenn man auch wirklich Recht hat, was bei ihm leider der seltene Fall ist."

# 10.

Gegen Abend langte er auf dem Gute an; er gab sein Pferd vor dem Hause einem Diener, fragte nach seinem Herrn und wurde in den Garten gewiesen. Dort erkannte er schon von weitem Gestalt und Stimme seines Freundes. Er schien in diesem Augenblick mit einem alten Mann, der an einem Baum mit Graben beschäftigt war, heftig zu streiten. „Und wenn Ihr es auch hundert Jahre nach dem alten Schlendrian gemacht habt, statt fünfzig, so muß der Baum doch so herausgenommen werden, wie ich sagte. Nur frisch daran, Alter; es kömmt bei Allem nur darauf an, daß man klug darüber nachdenkt." Der Arbeiter setzte seufzend die Mütze auf, betrachtete noch einmal mit wehmüthigem Blicke den schönen Apfelbaum und stieß dann schnell, wie es schien, unmuthig, den Spaten in die Erde, um zu graben. Der Baron aber pfiff ein Liedchen, wandte sich um, und vor ihm stand ein Mensch, der ihn freundlich anlächelte und ihm die Hand entgegen streckte. Er sah ihn verwundert an. „Was steht zu Dienst?" fragte er kurz und schnell.

„Kennst Du mich nicht mehr, Faldner?" erwiderte der Fremde. „Solltest Du bei Deiner Baumschule London und Paris so ganz vergessen haben?"

„Ist's möglich, mein Fröben!" rief Jener und eilte, den Freund zu umarmen. „Aber, mein Gott, wie hast Du Dich verändert. Du bist so bleich und mager; das kömmt von dem vielen Sitzen und Arbeiten; daß Du auch gar keinen Rath befolgst, ich habe Dir ja doch immer gesagt, es tauge nicht für Dich."

„Freund!" entgegnete Fröben, den dieser Empfang unwillkürlich an seine Gedanken unterwegs erinnerte: „Freund, denke doch ein wenig nach; hast Du mir nicht immer gesagt, ich tauge nicht zum Landwirth, nicht zum Forstmann und dergleichen, und ich müßte eine juridische oder diplomatische Laufbahn einschlagen?"

„Ach, Du guter Fröben!" sagte Jener zweideutig lächelnd, „so laborirst Du noch immer an einem kurzen Gedächtniß? Sagte ich nicht schon damals —"

„Bitte, Du hast Recht, streiten wir nicht!" unterbrach ihn sein Gast, „laß uns lieber Vernünftigeres reden, wie es Dir erging, seit wir uns nicht sahen, wie Du lebst."

Der Baron ließ Wein in eine Laube setzen und erzählte von seinem Leben und Treiben. Seine Erzählung bestand beinahe in nichts als in Klagen über schlechte Zeit und die Thorheit der Menschen. Er gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er es in den wenigen Jahren, mit seinem hellen Kopf und den Kenntnissen, die er auf Reisen gesammelt, in der Landwirthschaft weit gebracht habe. Aber bald hatten ihm seine Nachbarn unberufen Dies oder Jenes abgerathen, bald hatte er unbegreifliche Widerspenstigkeit unter seinen Arbeitern selbst gefunden, die Alles besser wissen wollten als er, und in ihrer Verblendung sich auf lange Erfahrung stützten. Kurz, er lebte, wie er gestand, ein Leben voll ewiger Sorgen und Mühen, voll Hader und Zorn, und einige Prozesse wegen Grenzstreitigkeiten verbitterten ihm noch die wenigen frohen Stunden, die ihm die Besorgung seines Gutes übrig ließ. „Armer Freund!" dachte Fröben unter dieser Erzählung, „so reitest Du noch dasselbe Steckenpferd, und es geht, wie der wildeste Renner mit Dir durch, ohne daß Du es zügeln kannst."

Doch die Reihe zu erzählen kam auch an den Gast, und er konnte seinem Freunde in wenigen Worten sagen, daß er an einigen Höfen bei Gesandtschaften eingetheilt gewesen sei, daß er sich überall schlecht unterhalten, einen langen Urlaub genommen habe und jetzt wieder ein wenig in der Welt umherziehe.

„Du Glücklicher!" rief Faldner. „Wie beneide ich Dich um Deine Verhältnisse: heute hier, morgen dort; kennst keine Fesseln und kannst reisen, wohin und wie lange Du willst. Es ist etwas Schönes um das Reisen! Ich wollte, ich könnte auch noch einmal so frei hinaus in die Welt!"

„Nun, was hindert Dich denn?" rief Fröben lachend; „Deine große Wirthschaft doch nicht? Die kannst Du alle Tage einem Pächter geben, läßt Dein Pferd satteln und ziehest mit mir!"

„Ach, das verstehst Du nicht, Bester!" erwiderte der Baron, verlegen lächelnd. „Einmal, was die Wirthschaft betrifft, da kann ich keinen Tag abwesend sein, ohne daß Alles quer geht, denn ich bin doch die Seele des Ganzen. Und dann — ich habe einen dummen Streich gemacht — doch laß das gut sein; es geht einmal nicht mehr mit dem Reisen."

In diesem Augenblick kam ein Bedienter in die Laube, berichtete, daß die gnädige Frau zurückgekommen sei und anfragen lasse, wo man den Thee serviren solle?

„Ich denke oben im Zimmer," sagte er, leicht erröthend, und der Diener entfernte sich.

„Wie, Du bist verheirathet?" fragte Fröben erstaunt. „Und das erfahre ich jetzt erst Nun, ich wünsche Glück; aber sage mir doch — ich hätte mir ja eher des Himmels Einfall träumen lassen, als diese Neuigkeit; und seit wann?"

„Seit sechs Monaten," erwiderte der Baron kleinlaut und ohne seinen Gast anzusehen; „doch wie kann Dich dies so in Erstaunen setzen; Du kannst Dir denken, bei meiner großen Wirthschaft, da ich Alles selbst besorge, so —"

„Je nun! ich finde es ganz natürlich und angemessen; aber wenn ich zurückdenke, wie Du Dich früher über das Heirathen äußertest, da dachte ich nie daran, daß Dir je ein Mädchen recht sein würde."

„Nein, verzeihe!“ sagte Faldner, „ich sagte ja immer und schon damals —“

„Nun ja, Du sagtest ja immer und schon damals,“ rief der junge Mann lächelnd, „und schon damals und immer sagte ich, daß Du nach Deinen Prätensionen keine finden würdest, denn diese gingen auf ein Ideal, das ich nicht haben möchte und wohl auch nicht zu finden war. Doch noch einmal meinen herzlichen Glückwunsch. Da aber eine Dame im Hause ist, die uns zum Thee ladet, so kann ich doch wahrlich nicht so in Reisekleidern erscheinen; gedulde Dich nur ein wenig, ich werde bald wieder bei Dir sein. Auf Wiedersehen!“

Er verließ die Laube, und der Baron sah ihm mit trüben Blicken nach. „Er hat nicht Unrecht,“ flüsterte er.

Doch in demselben Augenblick trat eine hohe weibliche Gestalt in die Laube. „Wer ging so eben von Dir?“ fragte sie schnell und hastig. „Wer sprach dies auf Wiedersehen?“

Der Baron stand auf und sah seine Frau verwundert an; er bemerkte, wie die sonst so zarte Farbe ihrer Wangen in ein glühendes Roth übergegangen war. „Nein! das ist nicht auszuhalten,“ rief er heftig; „Josephe, wie oft muß ich Dir sagen, daß Hufeland Leuten von Deiner Constitution jede allzurasche Bewegung streng untersagt; wie Du jetzt glühst! Du bist gewiß wieder eine Strecke zu Fuß gegangen und hast Dich erhitzt und gehst jetzt gegen alle Vernunft noch in den Garten hinab, wo es schon kühl ist. Immer und ewig muß ich Dir Alles wiederholen, wie einem Kind; schäme Dich!“

„Ach, ich wollte Dich ja nur abholen,“ sagte Josephe mit zitternder Stimme: „werde nur nicht gleich so böse, ich bin gewiß den ganzen Weg gefahren und bin auch gar nicht erhitzt. Sei doch gut.“

„Deine Wangen widersprechen,“ fuhr er mürrisch fort: „Muß ich denn auch Dir immer predigen? Und den Shawl hast Du auch nicht umgelegt, wie ich Dir sagte, wenn Du Abends noch herab in den Garten gehst; wozu werfe ich denn das Geld zum Fenster hinaus für dergleichen Dinge, wenn man sie nicht einmal brauchen mag? O Gott! ich möchte oft rasend werden. Auch nicht das Geringste thust Du mir zu Gefallen; Dein ewiger Eigensinn bringt mich noch um. O ich möchte oft —“

„Bitte, verzeihe mir, Franz!“ bat sie wehmüthig, indem sie große Thränen im Auge zerdrückte; „ich habe Dich den ganzen Tag nicht gesehen und wollte Dich hier überraschen; ach, ich dachte ja nicht mehr an das Tuch und an den Abend. Vergib mir, willst Du Deinem Weib vergeben?“

„Ist ja schon gut, laß mich doch in Ruhe, Du weißt, ich liebe solche Scenen nicht; und vollends Thränen! Gewöhne Dir doch um Gotteswillen die fatale Weichlichkeit ab, über jeden Bettel zu weinen. — Wir haben einen Gast, Fröben, von dem ich Dir schon erzählte, er reiste mit mir. Führe Dich vernünftig auf, Josephe, hörst Du? Laß es an nichts fehlen, daß ich nicht auch noch die Sorgen der Haushaltung auf mir haben muß. Im Salon wird der Thee getrunken.“

Er ging schweigend ihr voran die Allee entlang nach dem Schlosse. Trübe folgte ihm Josephe; eine Frage schwebte auf ihren Lippen, aber so gern sie gesprochen hätte, sie verschloß diese Frage wieder tief in ihre Brust.

# 11.

Als der Baron spät in der Nacht seinen Gast auf sein Zimmer begleitete, konnte sich dieser nicht enthalten, ihm zu seiner Wahl Glück zu wünschen. „Wahrhaftig, Franz!“ sagte er, indem er ihm feurig die Hand drückte, „ein solches Weib hat Dir gefehlt. Du warst ein Glückskind von jeher, aber das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß Du bei Deinen sonderbaren Maximen und Forderungen ein solch liebenswürdiges, herrliches Kind heimführen werdest.“

„Ja, ja, ich bin mit ihr zufrieden,“ erwiderte der Baron trocken, indem er seine Kerze heller aufstörte; „man kann ja nicht Alles haben, an diesen Gedanken muß man sich freilich gewöhnen auf dieser unvollkommenen Welt.“

„Mensch! ich will nicht hoffen, daß Du undankbar gegen so vieles Schöne bist. Ich habe viele Frauen gesehen, aber weiß Gott, keine von solch untadelhafter Schönheit, wie Dein Weib. Diese Augen! Welch rührender Ausdruck! Glaubt man nicht liebliche Träume auf ihrer schönen Stirne zu lesen? Und diese zarte, schlanke Gestalt! Und ich weiß nicht, ob ich ihren feinen Takt, ihr richtiges Urtheil, ihren gebildeten Geist nicht noch mehr bewundern soll.“

„Du bist ja ganz bezaubert,“ lächelte Faldner; „doch von jeher hast Du zuviel gelesen und weniger aufs Praktische gesehen; ich sagte es ja immer — mit den Weibern ist es ein eigenes Ding,“ fuhr er seufzend fort, „glaube mir, in der Wirthschaft ist oft eine, die es versteht und die Sache flink umtreibt, besser als ein sogenannter gebildeter Geist. Gute Nacht; sei froh, daß Du noch frei bist und wähle — nicht zu rasch!“

Unmuthig sah ihm Fröben nach, als er das Zimmer verlassen hatte. „Ich glaube, der Unmensch ist auch jetzt nicht mit seinem Loose zufrieden; hat einen Engel gewählt und schafft sich durch seine lächerlichen Prätensionen eine Hölle im Haus. Das arme Weib!“

Es war ihm nicht entgangen, wie ängstlich sie bei Allem, was sie that und sagte, an seinen Blicken hing, wie er ihr oft ein grimmiges Auge zeigte, wenn sie nach seinen Begriffen einen Fehler begangen, wie er ihr oft mit der Hand winkte, die Lippen zusammenbiß und stöhnte, wenn er glaubte, von dem Gast nicht gesehen zu werden. Und mit welcher Engelsgeduld trug sie dies Alles! Sie hatte tiefen wunderbaren Eindruck auf ihn gemacht. Das reiche blonde Haar, das um eine freie Stirne fiel, ließ blaue Augen, rothe Wangen, vielleicht auch ein Näschen erwarten, das durch seine zierliche Keckheit Blondinen mehr, als Brünetten ziert. Aber von all dem nichts. Unter den blonden Wimpern ruhte wie das Mondlicht hinter dünnen Wolken ein braunes Auge, das nicht durch Gluth oder große Lebendigkeit, sondern durch ein gewisses Etwas von sinnender Schwermuth überraschte,

das Fröben bei schönen Frauen, so selten er es fand, so unendlich liebte. Ihre Nase näherte sich dem griechischen Stamm, die Wangen waren gewöhnlich bleich, nur von einem leisen Schatten von Roth unterlaufen, und das Einzige, was in ihrem Gesichte blühte, waren statt der Rosen der Wangen die Lippen, bei deren Anblick man sich des Gedankens an zarte, rothe Kirschen nicht erwehren konnte.

„Und diese herrliche Gestalt," fuhr Fröben in seinen Gedanken weiter fort, „so zart, so hoch und, wenn sie über das Zimmer geht, beinahe schwebend! Schwebend? Als ob ich nicht gesehen hätte, daß sie recht schwer zu tragen hat, daß diese Lippen so manches Wort des Grams verschließen, daß diese Augen nur auf die Einsamkeit warten, um über den rohen Gatten zu weinen! Nein, es ist unmöglich," fuhr er nach einigem Sinnen fort, „sie kann ihn nicht aus Liebe geheirathet haben. Die Welt, die hinter diesem Auge liegt, ist zu groß für Faldners Verstand, das Herz seines Weibes zu zart für den rohen Druck ihres Haustyrannen. Ich bedaure sie!"

Er war während dieser Worte an einen Schrank getreten, worin die Diener sein Reisegeräthe niedergelegt hatten. Er schloß ihn auf, sein erster Blick fiel auf die wohlbekannte Rolle und er erröthete. „Bin ich Dir nicht ungetreu gewesen diesen Abend?" fragte er. „Hat nicht ein anderes Bild sich in mein Herz geschlichen? Ja, und ertappe ich mich nicht auf Reflexionen über das Weib meines Freundes, die mir nicht ziemen, die ihr auf jeden Fall nichts nützen können?" Er entrollte das Bild der Geliebten und blieb betroffen stehen. Wie ein Gedanke, der bisher in ihm schlummerte und verworren träumte, erwachte es jetzt mit einemmal in ihm, daß Frau von Faldner wunderbare Aehnlichkeit mit diesem Bilde habe. Zwar waren ihre Haare, ihre Augen, ihre Stirne gänzlich verschieden von denen des Bildes, aber überraschende Aehnlichkeit glaubte er in Nase, Mund und Kinn, ja sogar in der Haltung des zierlichen Halses zu finden. „Und diese Stimme!" rief er. „Klang mir diese Stimme nicht gleich anfangs so bekannt? Wie ist mir denn? Wäre es möglich, daß die Gattin meines Freundes jenes Mädchen wäre, die ich nur Einmal, nur halb gesehen und ewig liebe und, von jenem Augenblicke an, vergebens suche? Diese Gestalt — ja auch sie war groß, und als ich ihr den Mantel umschlang, als sie an meinem Herzen ruhte, fühlte ich eine feine, schlanke Taille. Und begegnete ich nicht heute Abend so oft ihrem Auge, das prüfend auf mir ruhte? Sollte auch sie mich wieder erkennen? Doch — ich Thor! wie könnte Faldner bei seinem Mißtrauen, bei seinen strengen Grundsätzen über Adel und unbescholtenen Ruf eine — unbekannte Bettlerin geheirathet haben?"

Er sah wieder prüfend auf das Bild herab, er glaubte in diesem Augenblicke Gewißheit zu haben, im nächsten zweifelte er wieder. Er klagte sein treuloses Gedächtniß an. Hatte nicht dieses Gemälde sich so ganz mit seinen früheren Erinnerungen vermischt, daß er die Unbekannte sich nie mehr anders dachte, als wie dieses Bild? Und nun, da er auf eine neue, auffallende Aehnlichkeit gestoßen, stand er nicht vor einem Labyrinth von Zweifeln? Er warf das Gemälde auf die Seite und verbarg seine heiße Stirn in die Kissen seines Bettes. Er wünschte sich tiefen Schlaf herbei, damit er diesen Zweifeln entgehe, daß ihm das wahre Bild mit siegender Kraft in seinen Träumen aufgehe.

## 12.

Als Fröben am andern Morgen in den Salon trat, wo er frühstücken sollte, war sein rastloser Freund schon ausgeritten, um eine Dammarbeit an der Grenze seines Gutes zu besichtigen. Der Diener, der ihm diese Nachricht gab, setzte mit wichtiger Miene hinzu, daß sein Herr wohl kaum vor Mittag zurückkommen dürfte, weil er noch seine neue Dampfmühle, einige Schläge im Wald, eine neue Gartenanlage, nebst vielem Andern besichtigen müsse. „Und die gnädige Frau?“ fragte der Gast.

„War schon vor einer Stunde im Garten, um Bohnen abzubrechen, und wird jetzt bald zum Frühstück hier sein.“

Fröben ging im Saal umher und musterte in Gedanken den vergangenen Abend. Wie anders erscheinen alle Bilder in der Morgenbeleuchtung, als sie uns im Duft des Abends erschienen! Auch mit den verworrenen Gedanken, die gestern in ihm auf- und abschwebten, ging es ihm so; er lächelte über sich selbst, über die Zweifel, die ihm seine rege Phantasie aufgeweckt hatte. „Der Baron,“ sprach er zu sich, „ist am Ende doch ein guter Mensch; freilich viele Eigenheiten, einige Rohheit, die aber mehr im Aeußern liegt. Aber wer länger mit ihm umgeht, gewöhnt sich daran, weiß sich darein zu finden. Und Josephe, wie verschnell man oft urtheilt! Wie oft glaubte ich rührenden Kummer, tiefe Seelenleiden, Resignation in den Augen, in den Mienen einer Frau zu lesen, ließ mich vom Teufel blenden, sie recht zart trösten und aufrichten zu wollen, und am Ende lag der ganze Zauber in meiner Einbildung: es war dann, näher betrachtet, eine ganz gewöhnliche Frau, die mit den sinnenden Augen, worin ich Wehmuth sah, ängstlich die Maschen an ihrem Strickstrumpf zählte, oder hinter der von Gram umwölkten Stirne bedachte, was sie auf den Abend kochen lassen sollte.“ Er verfolgte diese Gedanken, um sich selbst mit Ironie zu strafen, um die zartere Empfindung, jene Nachklänge von gestern, zu verdrängen, die ihm heute thöricht, überspannt erschienen. In diese Gedanken versunken, war er an den Spiegel getreten und hatte die Besuchkarten überlesen, die dort angesteckt waren. Da fiel ihm eine in die Hand, welche Faldners eigene Verlobung ankündigte. Er las die zierlich gestochenen Worte. „Freiherr F. von Faldner mit seiner Braut Josephe von Tannensee.“

„Von Tannensee?“ Wie ein Blitz erleuchtete ihm dieser Name jene dunkle Aehnlichkeit, die er zwischen der Gattin seines Freundes und seinem lieben Bilde gefunden. Wie? Wäre sie vielleicht die Tochter jener Laura, die einst mein guter Don Pedro geliebt? Welche Freude für ihn, wenn es so wäre, wenn ich ihm von der Verlorenen Nachricht geben könnte. Fand er nicht in jenem wunderbaren Bilde die täuschendste Aehnlichkeit mit seiner Cousine? Kann nicht die Tochter der Mutter gleichen?“

Er verbarg die Karte schnell, als er die Thüre gehen hörte; er sah

sich um und — Josephe schwebte herein. War es das zierliche Morgenkleid, das ihre zarte Gestalt umschloß, war ihr die Beleuchtung des Tages günstiger als das Kerzenlicht? Sie kam ihm in diesem Augenblick noch unendlich reizender vor als gestern. Ihre Locken flatterten noch kunstvoll um die Stirne, der frische Morgen hatte ein feines Roth auf ihre Wangen gehaucht, sie lächelte zu ihrem Morgengruß so freundlich, und doch mußte er sich schon in diesem Augenblick einen Thoren schelten, denn ihre Augen schienen ihm trübe und verweint.

## 13.

Sie lud ihn ein, sich zu ihr zum Frühstück zu setzen. Sie erzählte ihm, daß Faldner schon mit Tagesanbruch weggeritten sei und ihr seine Entschuldigung aufgetragen habe; sie beschrieb die mancherlei Geschäfte, die er heut vornehme und die ihn bis zu Mittag zurückhalten werden. „Er hat ein Leben voll Sorgen und Mühen," sagte sie, „aber ich glaube, daß diese Geschäftigkeit ihm zum Bedürfniß geworden ist."

„Und ist dies nur in diesen Tagen so?" sagte Fröben; „ist jetzt gerade besonders viel zu thun auf den Gütern?"

„Das nicht," erwiderte sie, „es geht Alles seinen gewöhnlichen Gang, er ist so, seit ich ihn kenne. Er ist rastlos in seinen Arbeiten. Diesen Frühling und Sommer verging kein Tag, an welchem er nicht auf dem Gute beschäftigt gewesen wäre."

„Da werden Sie sich doch oft recht einsam fühlen," sagte der junge Mann, „so ganz allein auf dem Lande und Faldner den ganzen Tag entfernt."

„Einsam?" erwiderte sie mit zitterndem Ton und beugte sich nach einem Tischchen an der Seite; und Fröben sah im Spiegel, wie ihre Lippen schmerzlich zuckten. „Einsam? Nein! Besucht ja doch die Erinnerung die Einsamen und —" setzte sie hinzu, indem sie zu lächeln suchte: „glauben Sie denn, die Hausfrau habe in einer so großen Wirthschaft nicht auch recht viel zu thun und zu sorgen? Da ist man nicht einsam oder — man darf es nicht sein."

Man darf es nicht sein? Du Arme! dachte Fröben, verbietet dir dein Herz die Träume der Erinnerung, die dich in der Einsamkeit besuchen, oder verbietet dir der harte Freund, einsam zu sein? Es lag etwas im Ton, womit sie jene Worte sagte, das ihrem Lächeln zu widersprechen schien.

„Und doch," fuhr er fort, um seinen Empfindungen und ihren Worten eine andere Richtung zu geben, „und doch scheinen gerade die Frauen von der Natur ausdrücklich zur Stille und Einsamkeit bestimmt zu sein; wenigstens war bei jenen Völkern, die im Allgemeinen die herrlichsten Männer aufzuweisen hatten, die Frau am meisten auf ihr Frauengemach beschränkt, so bei den Römern und Griechen, so selbst in unserem Mittelalter."

„Daß Sie diese Beispiele anführen könnten, hätte ich nicht gedacht," entgegnete Josepbe, indem ihr Auge wie prüfend auf seinen Zügen verweilte. „Glauben Sie mir, Fröben, jede Frau, auch die geringste, merkt dem Mann, ehe sie noch über seine Verhältnisse unterrichtet ist, recht bald an, ob er viel im Kreise der Frauen lebte oder nicht. Und unbestreitbar liegt in solchen Kreisen etwas, das jenen feinen Takt, jenes zarte Gefühl verleibt, immer im Gespräch auszuwählen, was gerade für Frauen taugt, was uns am meisten anspricht; ein Grad der Bildung, der eigentlich keinem Mann fehlen sollte. Sie werden mir dies um so weniger bestreiten," setzte sie hinzu, „als Sie offenbar einen Theil Ihrer Bildung meinem Geschlechte verdanken."

„Es liegt etwas Wahres darin," bemerkte der junge Mann, „und namentlich das Letztere will ich zugeben, daß Frauen weniger auf meine Denkungsart, als auf die Art, das Gedachte auszudrücken, Einfluß hatten. Meine Verhältnisse nöthigten mich in der letzten Zeit viel in der großen Welt, namentlich in Damencirkeln, zu leben. Aber eben in diesen Cirkeln wird mir erst recht klar, wie wenig eigentlich die Frauen, oder um mich anders auszudrücken, wie wenige Frauen in dieses großartige Leben und Treiben passen."

„Und warum?"

„Ich will es sagen, auch auf die Gefahr hin, daß Sie mir böse werden. Es ist ein schöner Zug der neueren Zeit, daß man in den größeren Cirkeln eingesehen hat, daß das Spiel eigentlich nur eine Schulkrankheit oder ein modischer Deckmantel für Geistesarmuth sei. Man hat daher Whist, Boston, Pharo und dergleichen den älteren Herren und einigen Damen überlassen, die nun einmal die Conversation nicht machen können. In Frankreich freilich spielen in Gesellschaft Herren von zwanzig bis dreißig Jahren; es sind aber nur die armseligsten Wichte, die sich nach einem englischen Dandy gebildet haben oder die selbst fühlen, daß ihnen der Witz abgeht, den sie im Gespräch nothwendig haben müßten. Seitdem man nun, seien die Cirkel groß oder klein, die sogenannte Conversation macht, das heißt, sich um das Kamin oder in Deutschland um den Sopha pflanzt, Thee dazu trinkt und ungemein geistreiche Gespräche führt, sind die Frauen offenbar aus ihrem rechten Geleise gekommen."

„Bitte, Sie sind doch gar zu strenge, wie sollten denn —"

„Lassen Sie mich ausreden," fuhr Fröben eifrig fort, „eine Dame der sogenannten guten Gesellschaft empfängt jede Woche Abendbesuche bei sich; sechsmal in der Woche gibt sie solche heim. In solchen Gesellschaften tanzt

höchstens das junge Volk einige Male, außer es wäre auf großen Bällen, die schon seltener vorkommen. Der übrige Kreis, Herren und Damen, unterhält sich. Es gibt nun ungemein gebildete, wirklich geistreiche Männer, die im Männerkreise stumm und langweilig, vor Damen ungemein witzig und sprachselig sind, und einen Reichthum socialer Bildung, allgemeiner Kenntnisse entfalten, die Jeden staunen machen. Es ist nicht Eitelkeit, was diese Männer glänzend, oder beredt macht, es ist das Gefühl, daß das Interessantere ihres Wissens sich mehr für Frauen als für Männer eignet, die mehr systematisch sind, die ihre Forderungen höher spannen."

„Gut, ich kann mir solche Männer denken, aber weiter."

„Durch solche Männer bekommt das Gespräch Gestaltung, Hintergrund, Leben; Frauen, besonders geistreiche Frauen, werden sich unter sich bei weitem nicht so lebendig unterhalten, als dies geschieht, wenn auch nur ein Mann gleichsam als Zeuge und Schiedsrichter dabei sitzt. Indem nun durch solche Männer allerlei Witziges, Interessantes auf die Bahn gebracht wird, werden die Frauen unnatürlich gesteigert. Um doch ein Wort mit zu sprechen, um als geistreich, gebildet zu erscheinen, müssen sie Alles aufbieten, gleichsam alle Hahnen ihres Geistes aufdrehen, um ihren reichlichen Antheil zu der allgemeinen Gesprächsfluth zu geben, in welcher sich die Gesellschaft badet. Doch, verzeihen Sie, dieser Fond ist gewöhnlich bald erschöpft; denken Sie sich, einen ganzen Winter alle Abende geistreich sein zu müssen, welche Qual!"

„Aber nein, Sie machen es auch zu arg, Sie übertreiben —"

„Gewiß nicht; ich sage nur, was ich gesehen, selbst erlebt habe. Seit in neuerer Zeit solche Conversation zur Mode geworden ist, werden die Mädchen ganz anders erzogen als früher; die armen Geschöpfe! Was müssen sie jetzt nicht alles lernen vom zehnten bis ins fünfzehnte Jahr. Geschichte, Geographie, Botanik, Physik, ja sogenannte höhere Zeichenkunst und Malerei, Aesthetik, Literaturgeschichte, von Gesang, Musik und Tanzen gar nichts zu erwähnen. Diese Fächer lernt der Mann gewöhnlich erst nach seinem achtzehnten, zwanzigsten Jahre recht verstehen; er lernt sie nach und nach, also gründlicher; er lernt Manches durch sich selbst, weiß es also auch besser anzuwenden, und tritt er im dreiundzwanzigsten oder später noch in diese Kreise, so trägt er, wenn er nur halbwegs einige Lebensklugheit und Gewandtheit hat, eine große Sicherheit in sich selbst. Aber das Mädchen? Ich bitte Sie! Wenn ein solches Unglückskind im fünfzehnten Jahre, vollgepfropft mit den verschiedenartigsten Kenntnissen und Kunststücken in die große Welt tritt, wie wunderlich muß ihm da Alles zuerst erscheinen! Sie wird, obgleich ihr oft ihr einsames Zimmer lieber wäre, ohne Gnade in alle Cirkel mitgeschleppt, muß glänzen, muß plaudern, muß die Kenntnisse auskramen, und — wie bald wird sie damit zu Ende sein! Sie lächeln? Hören Sie weiter. Sie hat jetzt keine Zeit mehr, ihre Schulkenntnisse zu erweitern; es werden bald noch höhere Ansprüche an sie gemacht. Sie muß so gut wie die älteren über Kunstgegenstände, über Literatur mitsprechen können. Sie sammelt also den Tag über alle möglichen Kunstausdrücke, liest Journale, um ein Urtheil über das neueste Buch zu bekommen, und jeder Abend ist eigentlich ein Examen, eine Schulprüfung für sie, wo sie das auf geschickte Art anbringen muß, was sie gelernt hat. Daß einem Mann von

wahrer Bildung, von wahren Kenntnissen vor solchem Geplauder, vor solcher Halbbildung graut, können Sie sich denken; er wird diese Unsitte zuerst lächerlich, nachher gefährlich finden; er wird diese Ueberbildung verfluchen, welche die Frauen aus ihrem stillen Kreise herausreißt und sie zu Halbmännern macht, während die Männer Halbweiber werden, indem sie sich gewöhnen, Alles nach Frauenart zu besprechen und zu beklatschen; er wird für edlere Frauen jene häusliche Stille zurückwünschen, jene Einsamkeit, wo sie zu Hause sind und auf jeden Fall herrlicher brilliren, als in einem jener geistreichen Cirkel!"

„Es liegt etwas Wahres in dem, was Sie hier sagten," erwiderte Frau von Faldner; „ganz kann ich nicht darüber urtheilen, weil ich nie das Glück oder das Unglück hatte, in jenen Cirkeln zu leben. Aber mir scheint auch dort, wie überall, das minder Gute nur aus der Uebertreibung hervorzugehen. Es ist wahr, was Sie sagen, daß uns Frauen ein engerer Kreis angewiesen ist, jene Häuslichkeit, die einmal unser Beruf ist. Wir werden ohne wahren Halt sein, wir werden uns in ein unsicheres Feld begeben, wenn wir diesen Kreis gänzlich verlassen. Aber wollen Sie uns die Freude einer geistreichen Unterhaltung mit Männern gänzlich rauben? Es ist wahr, sieben solche Abende in der Woche müssen zum Unnatürlichen, zur Ueberbildung oder zur Erschöpfung führen: aber ließe sich denn hier nicht ein Mittelweg denken?"

„Ich habe mich vielleicht zu stark ausgedrückt, ich wollte —"

„Lassen Sie auch mich ausreden," sagte sie, ihn sanft zurückdrängend; „Sie sagten selbst, daß Frauen unter sich seltener ein sogenanntes geistreiches Gespräch lange fortführen. Ich weiß nur allzuwohl, wie peinlich in einer Frauengesellschaft eine sogenannte geistreiche Dame ist, welcher Alles frivol erscheint, was nicht allgemein, nicht interessant ist. Wir fühlen uns beengt und wollen am Ende mit unserem bischen Wissen lieber vor einem Mann erröthen, als vor einer Frau. Gewöhnlich wird, wenn nur Frauen zusammen sind, oder Mädchen, die Wirthschaft, das Hauswesen, die Nachbarschaft, vielleicht auch Neuigkeiten oder gar Moden abgehandelt; aber sollen wir denn ganz auf diesen Kreis beschränkt sein? Soll denn, was allgemein interessant und bildend ist, uns ganz fremd bleiben?"

„Gott! Sie verkennen mich, wollte ich denn dies sagen?"

„Es ist wahr," fuhr sie eifriger fort, „es ist wahr, die Männer besitzen jene tiefe, geregeltere Bildung, jene geordnete Klarheit, die jede Halbbildung, oder gar den Schein von Wissen ausschließt, oder gering achtet. Aber wie gerne lauschen wir Frauen auf ein Gespräch der Männer, das an Gegenstände grenzt, die uns nicht so ganz ferne liegen, zum Beispiel über ein interessantes Buch, das wir gelesen, über Bilder, die wir gesehen; wir lernen gewiß recht viel, wenn wir dabei zuhören oder gar mitsprechen dürfen; unser Urtheil, das wir im Stillen machten, bildet sich aus und wird richtiger, und jeder gebildeten Frau muß eine solche Unterhaltung angenehm sein. Auch glaube ich kaum, daß die Männer uns dies verargen werden, wenn wir nur," setzte sie lächelnd hinzu, „nicht selbst glänzen, den bescheidenen Kreis nicht verlassen wollen, der uns einmal angewiesen ist."

## 14.

Wie schön war sie in diesem Augenblicke; das Gespräch hatte ihre Wangen mit höherem Roth übergossen, ihre Augen leuchteten, und das Lächeln, womit sie schloß, hatte etwas so Zauberisches, Gewinnendes an sich, daß Fröben nicht wußte, ob er mehr die Schönheit dieser Frau oder ihren Geist und die einfache schöne Weise, sich auszudrücken, bewundern solle.

„Gewiß," sagte er, in ihren Anblick verloren, „gewiß, wir müßten sehr ungerecht sein, wenn wir solche zarte und gerechte Ansprüche nicht achten wollten; denn die Frau müßte ich für recht unglücklich halten, die bei einem gebildeten Geiste, bei einer Freude an Lektüre und gebildeter Unterhaltung keine solche Anklänge in ihrer Umgebung fände; wahrlich so ganz auf sich beschränkt, müßte sie sich für sehr unglücklich halten."

Josephe erröthete und eine düstere Wolke zog über ihre schöne Stirne; sie seufzte unwillkürlich und mit Schrecken nahm Fröben wahr, daß ja eine solche Frau, wie er sie eben beschrieben, an seiner Seite sitze. Ja, ohne es zu wollen, hatte sie ihren eigenen Gram verrathen. Denn konnte ihr roher Gatte jenen zarten Forderungen entsprechen? Er, der in seiner Frau nur seine erste Schaffnerin sah, der jedes Geistige, was dem Menschen interessant oder wünschenswerth dünkt, als unpraktisch gering schätzte, konnte er diese Ansprüche auf den Genuß einer gebildeten Unterhaltung befriedigen? War nicht zu befürchten, daß er ihr solche sogar geflissentlich entzog?

Noch ehe Fröben so viel Fassung gewonnen hatte, seinem Satz eine allgemeinere Wendung zu geben, und das ganze Gespräch von diesem Gegenstande abzuleiten, sagte Josephe, ohne ihn seinen Verstoß fühlen zu lassen: „Wir Frauen auf dem Lande genießen diese Freude freilich seltener; übrigens sind wir dennoch nicht so allein, als es dem Fremden vielleicht scheinen möchte; man besucht einander um so öfter; sehen Sie nur, welche Masse von Besuchen dort am Spiegel hängt."

Fröben sah hin und jene Karte fiel ihm bei. „Ach ja," sagte er, indem er sie hervorzog, „da habe ich vorhin einen kleinen Diebstahl begangen;" er zog sie hervor und zeigte sie. „Können Sie glauben, daß ich bis gestern nicht einmal wußte, daß mein Freund verheirathet sei? Und Ihren Namen erfuhr ich erst vorhin durch diese Karte. Sie heißen Tannensee?"

„Ja," antwortete sie lächelnd, „und diesen unberühmten Namen tauschte ich gegen den schönen von Faldner um."

„Unberühmt? Wenn Ihr Vater der Obrist von Tannensee war, so war Ihr Name wohl nicht unberühmt."

Sie erröthete. „Ach, mein guter Vater!" rief sie. „Ja, man erzählte mir wohl von ihm, daß er für einen braven Offizier des Kaisers gegolten habe und — sie haben ihn als General begraben. Ich habe ihn nicht

gekannt; nur ein Mal, als er aus dem Feldzug zurückkam, sah ich ihn und nachher nicht wieder."

„Und war er nicht ein Schweizer?" fragte Fröben weiter.

Sie sah ihn staunend an. „Wenn ich nicht irre, sagte mir meine Mutter, daß Verwandte von ihm in der Schweiz leben."

„Und Ihre Mutter, heißt sie nicht Laura und stammt aus einem spanischen Geschlechte?"

Sie erbleichte, sie zitterte bei diesen Worten. „Ja, sie hieß Laura," antwortete sie — „aber mein Gott, was wissen Sie denn von uns, woher? — Aus einem spanischen Geschlechte?" fuhr sie gefaßter fort. „Nein, da irren Sie, meine Mutter sprach deutsch und war eine Deutsche."

„Wie? So ist Ihre Mutter todt?"

„Seit drei Jahren," erwiderte sie wehmüthig.

„O, schelten Sie mich nicht, wenn ich weiter frage; hatte sie nicht schwarze Haare, und, wie Sie, braune Augen? Hatte sie nicht viele Aehnlichkeit mit Ihnen?"

„Sie kannten meine Mutter?" rief sie ängstlich und zitterte heftiger.

„Nein; aber hören Sie einen sonderbaren Zufall," erwiderte Fröben; „es müßte mich Alles täuschen, wenn ich nicht einen trefflichen Verwandten Ihrer Mutter kennen gelernt hätte." Und nun erzählte er ihr von Don Pedro. Er beschrieb ihr, wie sie sich vor dem Bilde gefunden, er ließ die Kopie von seinem Zimmer bringen und zeigte sie; er sagte ihr, wie sie genauer bekannt geworden und wie ihm Don Pedro seine Geschichte erzählte. Aber die letztere wiederholte er mit großer Schonung; er datirte sogar aus einem gewissen Zartgefühl jene Vorfälle und Lauras Flucht um ein ganzes Jahr zurück und schloß endlich damit, daß er, wenn Josephe ihre Mutter nicht eine Deutsche nennen würde, bestimmt glaubte, Mutter Laura und jene Donna Laura Tortosi des Spaniers, der Schweizerhauptmann Tannensee und ihr Vater, der Obrist, seien dieselben Personen."

Josephe war nachdenklich geworden; sinnend legte sie die Stirne in die Hand; sie schien ihm, als er geendet hatte, nicht sogleich antworten zu können.

„O zürnen Sie mir nicht," sagte Fröben, „wenn ich mich hinreißen ließ, dem wunderlichen Spiel des Zufalls diese Deutung zu geben."

„O, wie könnte ich denn Ihnen zürnen?" sagte sie bewegt, und Thränen drängten sich aus den schönen Augen. „Es ist ja nur mein schweres Schicksal, das auch dieses Dunkel wieder herbeiführt. Wie könnte ich auch wähnen, jemals ganz glücklich zu sein?"

„Mein Gott, was habe ich gemacht!" rief Fröben, als er sah, wie ihre Thränen heftiger strömten. „Es ist ja Alles nur eine thörichte Vermuthung von mir. Ihre Mutter war ja eine Deutsche, Ihre Verwandten und Sie werden ja dies Alles besser wissen —"

## 15.

eine Verwandten?" sagte sie unter Thränen. „Ach, das ist ja gerade mein Unglück, daß ich keine habe. Wie glücklich sind die, welche auf viele Geschlechter zurücksehen können, die mit den Banden der Verwandtschaft an gute Menschen gebunden sind; wie angenehm sind die Worte Oheim, Tante; sie sind gleichsam ein zweiter Vater, eine zweite Mutter, und welcher Zauber liegt vollends in dem Namen Bruder! Wahrlich, wenn ich fähig wäre, einen Menschen zu beneiden, ich hätte oft dieses oder jenes Mädchen beneidet, die einen Bruder hatte; es war ihr inniger, natürlichster, aufrichtigster Freund und Beschützer."

Fröben rückte ängstlich hin und her; er hatte hier, ohne es zu wollen, eine Saite in Josephens Brust getroffen, die schmerzlich nachklang; es standen ihm Aufschlüsse bevor, vor welchen ihm unwillkürlich bangte. Er schwieg, als sie ihre Thränen trocknete und fortfuhr:

„Das Schicksal hat mich manchmal recht sonderbar geprüft. Ich war das einzige Kind meiner Eltern und so entbehrte ich schon jene große Wohlthat, Geschwister zu haben; wir wohnten unter fremden Menschen, und so hatte ich auch keine Verwandte. Mein Vater schien mit den Seinigen in der Schweiz nicht im besten Einverständniß zu leben, denn meine Mutter erzählte mir oft, daß sie ihm grollen, weil er *sie* geheirathet habe und nicht ein reiches Fräulein in der Schweiz, das man ihm aufdringen wollte. Auch meinen Vater sah ich nur wenig; er war bei der Armee, und Sie wissen, wie unruhig unter dem Kaiser die Zeiten waren. So blieb mir nichts, als meine gute Mutter; und wahrlich, sie ersetzte mir alle Verwandte. Als sie starb, freilich, da stand ich sehr verlassen in der großen Welt; denn da war unter Millionen Niemand, zu dem ich hätte gehen und sagen können: nun sind sie todt, die mich ernährten und beschützten, seid ihr jetzt meine Eltern!"

„Und Ihre Mutter hieß also nicht Tortosi," sagte Fröben.

„Ich nannte sie nicht anders als Mutter, und nie hat sie über ihre früheren Verhältnisse mit mir gesprochen; ach, als ich größer wurde, war sie ja immer so krank! Mein Vater nannte sie nur Laura, und in den wenigen Papieren, die man nach ihrem Tode fand und mir übergab, wird sie Laura von Tortheim genannt."

„Ei nun!" rief Fröben heiter, „das ist ja so klar wie der Tag; Laura hieß Ihre Mutter, Tortheim ist nichts anderes als Tortosi, das die lieben Flüchtlinge veränderten, Tannensee hieß jener Kapitän in Valencia, er ist Ihr Vater, der Obrist Tannensee, und noch mehr, sagen Sie nicht selbst, daß dieses Bild Ihrer Mutter Laura vollkommen gleiche, und erkannte nicht mein werther Don Pedro in dem Urbild seine Donna Laura? Jetzt sind Sie nicht mehr einsam, einen trefflichen Vetter haben Sie wenigstens, Don

Pedro de San Montanjo Lizez! Ach, wie wird sich mein Freund über die berühmte Verwandtschaft freuen!"

„O Gott, mein Mann!" rief sie schmerzlich und verhüllte das Gesicht in ihr Tuch.

Unbegreiflich war es Fröben, wie sie dies Alles so ganz anders ansehen könne, als er; er sah ja in diesem Allem nichts als die Freude Don Pedro's, eine Tochter seiner Laura zu finden. Er war reich, unverheirathet, trug noch immer den alten Enthusiasmus für seine schöne Cousine in sich, also auch eine schöne Erbschaft combinirte Fröben aus diesem wunderbaren Verhältniß. Er ergriff Josephens Hand, zog sie herab von ihren Augen; sie weinte heftig.

„O, Sie kennen Faldner schlecht," sagte sie, „wenn Sie meinen, daß ihn diese Vermuthungen freudig überraschen werden; Sie kennen sein Mißtrauen nicht. Alles soll ja nur seinen ganz gewöhnlichen Gang gehen, Alles recht schicklich und ordentlich sein, und alles Außergewöhnliche haßt er aus tiefster Seele. Ich mußte es ja," fuhr sie nicht ohne Bitterkeit fort, „ich mußte es ja als eine Gnade ansehen, daß mich der reiche, angesehene Mann heirathete, daß er mit den wenigen Dokumenten zufrieden war, die ich ihm über meine Familie geben konnte. Muß ich es denn," rief sie heftiger weinend, „muß ich es denn nicht noch alle Tage hören, daß er mit den angesehensten Familien sich hätte verbinden, daß er dieses oder jenes reiche Fräulein hätte heirathen können? Sagt er es mir nicht so oft, als er mir zürnt, daß mein Adel neu sei, daß man von dem Geschlecht meiner Mutter gar nichts wisse, und daß sogar einige Tannensee in der Schweiz das von abgelegt haben und Kaufleute geworden seien?

Jetzt erst ging dem jungen Mann ein schreckliches Licht auf. „Also in ein Haus des Unglücks, in eine unglückselige Ehe bin ich gekommen," sprach er zu sich. „Ach, nicht aus Liebe hat sie ihn geheirathet, sondern aus Noth, weil sie allein stand; und Faldner, so kenne ich ihn, hat sie genommen, weil sie schön war, weil er mit ihr glänzen konnte. Das unglückliche Weib! Und der Barbar macht ihr Vorwürfe über ihr Unglück, läßt sie sogar fühlen, was sie ihm verdanke?" Ein gemischtes Gefühl von Unmuth über seinen Freund, von Mitleid und Achtung gegen die schöne, unglückliche Frau zog ihn zu ihr hin; er bemühte sich, ihr Muth und Vertrauen einzuflößen. „Sehen Sie dies Alles als nicht gesagt an," flüsterte er; „ich sehe, es macht Ihnen Kummer; was nützt es denn Faldner? Verschweigen wir ihm die thörichten Muthmaßungen, die ich hatte, die ja ohnedies zu nichts führen können." —

Josephe sah ihn bei diesen Worten groß an; ihre Thränen verlöschten in den weitgeöffneten Augen, und Fröben glaubte eine Art von Stolz in ihren Mienen zu lesen. „Mein Herr," sagte sie und ihre Gestalt schien sich höher aufzurichten, „ich kann unmöglich glauben, daß, was Sie sagten, Ihr Ernst sein kann; auf jeden Fall werden Sie wissen, daß die Gattin des Baron von Faldner kein Geheimniß mit Ihnen theilt, das nicht ihr Gatte wissen dürfte."

Unter diesen Worten hatte sie das Theegeschirr unsanft von sich gerückt, war aufgestanden und — nach einer kurzen Verbeugung verließ sie den erstaunten Gast. Fröben wollte ihr nach, wollte abbitten, was er gethan,

wollte Alles auf einmal gut machen, aber sie war schon in der Thüre verschwunden, ehe er nur Fassung genug hatte, sich vom Sopha aufzuraffen. Unmuthig ging er hinab in den Garten; er wußte nicht, sollte er sich selbst grollen oder der Empfindlichkeit der Dame, die ihm in diesem Augenblick übergroß erschien. Doch, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, sein aufgeregtes Blut wallte nach und nach ruhiger, und sein Geist gewann Raum, über sich selbst nachzusinnen. Und hier fand er nun Manches, was Josephen zur Entschuldigung diente. „Sie liebt ihn nicht," sagte er zu sich, „er behandelt sie vielleicht roh, zeigt sich mehr als Herr, denn als Gatte. Sie wurde weich, als ich mit ihr über höhere Genüsse des Lebens sprach, ich sah, wie sie erschrack, als sie sich gegen mich verrathen hatte, als sie aussprach, welcher Mangel selbst mitten im äußeren Glück sie drücke. Und mußte sie sich nicht ängstlich berührt fühlen, daß sie diesen Mangel einem Freunde ihres Gatten verrieth? Und weiter, als ich ihr Alles, Alles sagte, als ich mit einer gewissen Bestimmtheit von ihrer Abstammung sprach, als ich, vielleicht etwas unzart, Saiten berührte, die sonst Niemand bei ihr antastete, mußte sie nicht dadurch schon außer sich selbst gerathen? Und als sie vollends den Argwohn, die Zweifelsucht des Barons bedachte, wurde sie nicht immer ängstlicher, immer verlegener, und ich," fuhr er fort, indem er sich vor die Stirne schlug, „ich konnte ihr zumuthen, ein Geheimniß mit mir zu theilen, das sie ihrem nächsten Freunde, ihrem Gatten, nicht verrathen dürfte? Mußte sie nicht fürchten, wenn sie es verheimlichte, ganz in meiner Hand zu sein? Mußte ihr nicht das ganze Anerbieten sonderbar, unzart vorkommen?" Wie hoch, wie edel erschien ihm jetzt erst der Charakter dieser Frau; wo nahm sie bei dieser Jugend — denn sie konnte höchstens neunzehn zählen — solche Stärke, solche Umsicht, solche ungewöhnliche Bildung, solche feine geselligen Formen her? Er fühlte, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, daß den Frauen etwas von Feinheit, Schlauheit, Kraft, Ueberwindung, kurz, daß ihnen ein Geheimniß innewohne, dem der Mann, selbst der stolze, gewichtige, nicht gewachsen sei.

## 16.

Der Baron von Faldner war zum Mittagessen zurückgekommen, und Josephe hatte ihn mit der gewohnten Anmuth, vielleicht ein wenig ernster als gewöhnlich empfangen. Aber hastig riß er sich aus ihrer Umarmung. „Ist es nicht um toll zu werden, Fröben?" rief er, ohne seine Frau weiter zu beachten. „Mit horrenden Kosten lasse ich mir eine Dampfmaschine aus England kommen, lasse sie, auf die Gefahr hin, daß Alles zu Grunde gehe, ausschwärzen, Du kennst ja die Gesetze hierüber. Und jetzt,

da ich meine, im Trockenen zu sein, da ich schon achtzig, ja hundert Prozent berechnete, jetzt geht sie nicht!"

„Franz!" rief Josephe erbleichend.

„Sie geht nicht!" rief ihr Fröben nach.

„Sie geht nicht!" wiederholte der unglückliche Landwirth. „Die Fugen greifen nicht ein, das Räderwerk steht, es muß irgend etwas verloren gegangen sein. Ich ließ, wie Du weißt, Josephe, ich ließ es mich ja Alles kosten, mit theurem Gelde ließ ich einen Mechanikus aus Mainz kommen; ich legte ihm die Zeichnung vor. ‚Nichts leichter als dies,' sagte der Hund, „und jetzt, da ich ihm A zu A, B zu B gebe, denn es ist Alles numerirt und beschrieben, jetzt kann es kein Teufel zusammensetzen; o, es ist um rasend zu werden!"

Man setzte sich verstimmt zu Tische. Der Baron verbiß seinen inneren Grimm über die fehlgeschlagene Hoffnung und den wahrscheinlichen Verlust des Kapitals, er trank viel Wein und exaltirte sich zu schlechten Scherzen. Josephe war noch bleicher als gewöhnlich; sie besorgte still ihr Amt als Hausfrau, und nur Fröben wußte einigermaßen ihre Gefühle zu deuten, denn sie vermied es, ihn anzusehen. Ihm quoll der Bissen im Munde; er sah den Unmuth einer getäuschten Hoffnung in den Mienen seines Freundes, er sah den Muth, die Entschlossenheit und doch wieder die unverkennbare Angst auf den Mienen der schönen Frau, es war ihm zuweilen, als sei mit ihm erst das Unglück über dieses Haus hereingebrochen. Das Gespräch schlich während der Tafel nur mühsam und stockend hin, doch als das Dessert aufgetragen war und die Diener auf Josephens Wink sich entfernt hatten, holte sie einige Male mühsam Athem, ihre Wangen färbten sich röther, und sie sprach:

„Du hast heute früh eine recht sonderbare Unterhaltung zwischen mir und Deinem Freunde versäumt. Schon oft, wie Du weißt, klagten wir über Mangel an Verwandtschaft von meiner Seite, jetzt scheint mir auf einmal ein neues Licht aufzugehen, denn er bringt uns ja viele und angesehene Verwandte ins Haus."

Verwundert und fragend sah Faldner seinen Freund an; dieser war im ersten Augenblick etwas betroffen, doch hier galt es, mit Umsicht zu handeln. Wunderbar fühlte er in diesem Augenblick das Uebergewicht eines Mannes von Welt über die niedere, beinahe rohe Denkungsart eines Baron Faldner, und mit mehr Gelassenheit, mit weiser Benützung der Umstände erzählte er die sonderbare Geschichte des Bildes und seiner Bekanntschaft mit Don Pedro.

Gegen alle Erwartung wurde der Baron zusehends heiterer während der Erzählung, „ei — sonderbar," waren die einzigen Worte, die ihm hie und da entschlüpften, und als Fröben geendet hatte, rief er: „Was ist klarer als dies? Donna Laura Tortosi und Laura von Tortheim, der Schweizer Kapitän Tannensee und Dein Vater sind dieselben. Und reich, sagst Du, lieber Fröben, reich ist der Haushofmeister? Begütert, unverheirathet und hegt noch die alte Vorliebe für seine Dulcinea von Valencia? Ei der Tausend! Josephchen, da könnte es ja noch eine reiche Erbschaft von Piastern geben!"

Josephe hatte wohl diese Aeußerung nicht erwartet; der Gast sah ihr

an, daß sie dieses gemeine Wort lieber ohne Zeugen gehört hätte; aber eine drückende Last schien sich dennoch ihrem Busen zu entladen, sie drückte die Hand ihres Gatten, vielleicht nur, weil er ihr diesmal weniger Bitteres gesagt hatte als sonst, und ziemlich aufgeheitert sagte sie: „Mir selbst scheint in dem sonderbaren Zusammentreffen unseres Freundes mit dem Spanier eine eigene Fügung des Schicksals zu liegen; ja ich glaube sogar, daß es spanische Lieder waren, die hie und da meine Mutter, wenn sie einsam war, zur Laute sang. Ja vielleicht kommt es eben daher, daß ich nicht in Eurem Glauben erzogen wurde, obgleich mein Vater, wie ich bestimmt weiß, reformirten Glaubens war. Nun, das Beste ist, unser Freund schreibt an Don Pedro."

„Ja, thu' mir den Gefallen," sagte Faldner; „schreibe an den alten Don, seine Laura habest Du nicht gefunden, aber offenbar ihre Tochter; es könnte doch zu etwas führen, Du verstehst mich schon; wem will er auch seinen Mammon vermachen, als Dir, Du Goldkind? Ich habe es ja immer gesagt, und auch zur Gräfin Landskron sagt' ich es, als ich um Dich anhielt, wenn sie auch nicht viel, eigentlich gar nichts hat, mit ihr kommt Segen in mein Haus. Und haben wir da nicht den Segen? Wie hoch, sagtest Du, daß Du den Spanier schätzest?"

## 17.

Der Baron hatte frische Flaschen befohlen, und Josephe stand bei den letzten Worten auf und entfernte sich. Unbegreiflich war Fröben, wie unzart sein Freund mit dem holden, edlen Wesen verfuhr, er fühlte, wie sie sich vor ihm der Gemeinheit ihres Gatten schäme, er fühlte es und antwortete daher ziemlich unmuthig: „Was weiß ich; meinst Du denn, ich frage die Leute, mit denen ich umgehe, wie ein Engländer: „Wie viel wiegst du?"

„Ach, ich kenne ja Deine sonderbaren Grillen über diesen Punkt," lachte der Baron, „Dir ist ein armseliger Geselle, wenn er nur das sogenannte Sentiment und Savoir vivre besitzt, so gut als einer, der zweimalhundert-

tausend Pfund Renten hat; aber ernstlich, mit dem Don müssen wir ins Reine kommen, und ich rechne ganz auf Dich."

„Ja doch; Du kannst gänzlich auf mich rechnen. Aber wie war es denn mit der Gräfin Landskron? Du sagtest mir ja noch nicht einmal, wie Du Deine Frau kennen lerntest."

„Nun, das ist eigentlich eine kurze Geschichte," erwiderte Faldner, indem er sich und dem Freunde von Neuem Wein in das Glas goß; „Du kennst meinen praktischen Sinn, meinen richtigen Takt in dergleichen Dingen. Es stand mir die Wahl frei unter den Töchtern des Landes; reiche, bemittelte, schöne, hübsche, Alles stand mir zu Gebot. Aber ich dachte: nicht Alles ist Gold, was glänzt, und suchte mir eine tüchtige Hausfrau. So kam ich durch Zufall auch auf das Gut der Gräfin Landskron. Josephe war damals noch als Fräulein von Tannensee ihre Gesellschaftsdame. Das emsige, geschäftige Kind gefiel mir; Thee eingießen, Aepfel schälen, Bohnen brechen, Blumen begießen, kurz Alles wußte sie so zierlich und nett zu machen, daß ich dachte, diese oder keine wird eine gute Hausfrau werden. Ich sprach mit der Gräfin darüber. Zwar schreckten mich anfangs die kurzgefaßten Nachrichten wieder ab, die mir die Landskron über Josephens Verhältnisse geben konnte. Sie sagte mir, daß sie Josephens Mutter gekannt und nach ihrem Tode das Mädchen zu sich genommen habe; Vermögen hatte sie nicht, aber die Gräfin gab eine anständige Ausstattung. Das Reputationszeugniß ihrer Eltern, ihr Taufschein war richtig — nun, man ist ja in der Liebe gewöhnlich ein Narr, und so nahm ich sie zu mir."

„Und bist gewiß unendlich glücklich mit diesem holden Wesen?"

„Nun, nun, das geht so; praktisch ist sie nun einmal gar nicht, und ich muß ihr die dummen Bücher ordentlich confisciren, nur daß ich sie an Haus und Garten gewöhne; denn wie will man am Ende hier auf dem Lande auskommen, wenn die Hausfrau sich vornehm in den Sopha setzt, Romane und Almanache liest, empfindelt, wozu sie ohnedies großen Hang hat, und weder Küche noch Garten besorgt?"

„Aber, mein Gott, dazu könntest Du ja Mägde halten!" bemerkte Fröben, den der Wein und das Gespräch noch wärmer und unmuthiger gemacht hatten.

„Mägde?" fragte Faldner lachend und sah ihn groß an. „Mägde! Da sieht man wieder den Theoretiker! Freund, davon verstehst Du nichts! Würden mir nicht die Mägde hinterrücks den halben Garten, die schönen Gemüse, Obst und Salat verkaufen? Und vollends in der Küche. Woher nur Holz und Butter genug nehmen, wenn Alles den Mägden anvertraut ist! Nein, die Frau muß da schalten und walten, und leider! bin ich da mit Josephen schlecht gefahren; doch komm, stoß' an; der Don soll Alles gut machen!"

Fröben, so sehr sein Herz, sein zarterer Sinn durch Alles, was er hier sah und hörte, verletzt wurde, wagte nichts entgegen zu reden. Er folgte dem Hausherrn, als dieser jetzt aufstand, hielt seine Umarmung geduldig aus, und nahm sogar, mehr um Josephen so bald nach diesem Vorfall nicht zu sehen, als aus Freude an des Barons Gesellschaft, seine Einladung an, ihn nach der neuen Dampfmühle zu begleiten. Die Pferde wurden vorgeführt, die Männer schwangen sich auf, und schon wollte Fröben um

die Ecke biegen, als er noch einen Blick zurückwarf und Josephens Gestalt im Fenster erblickte; sie zog ihr Tuch von dem Auge, sie blickte ihnen wehmüthig nach, sie grüßte mit der zierlichen Hand. „Deine Frau winkt uns noch, um Abschied zu nehmen," rief er Faldner zu; aber dieser lachte ihn aus. „Was meinst Du denn?" sagte er im Weiterreiten. „Glaubst Du, ich habe sie so zart und weich gewöhnt, daß wir auf einen Nachmittag mit Küssen und Drücken, mit Grüßen und Schnupftuchwedeln Abschied nehmen? Gott bewahre mich, dadurch verwöhnt man die Weiber, und, wenn es Dir einmal begegnen sollte, daß Du auch heiratbest, so mache es um Gotteswillen wie ich. Kein Wort von einer Reise oder einem Spazierritt vorher. Das Pferd wird vorgeführt. — ‚Wohin, mein Lieber?' fragt sie dann das erste oder zweite Mal. Keine Antwort, sondern die Handschuhe angezogen. ‚Aber wirst Du mich denn so allein lassen?' fragt sie weiter und streichelt Dir die Wangen; Du nimmst getrost die Reitpeitsche und sagst: Ja, ich will heute Abend noch auf das Vorwerk, es ist dies und das zu thun. Adieu! und wenn ich bis neun Uhr nicht zu Hause bin, brauchst Du mit der Suppe nicht zu warten. Sie erschrickt, Du achtest es nicht; sie will nach, Du winkst ihr mit der Reitgerte zurück; sie stürzt ans Fenster, hängt sich und das Thränentüchlein heraus und ruft Adieu! und wedelt hin und her mit dem weißen Fahnen. Laß wehen und achte nicht darauf. Drück dem Gaul die Sporen in den Leib und davon; ich kann Dir schwören, das setzt die Weiber in Respekt. Das dritte Mal fragte die meine nicht mehr, und Gottlob! das Gewinsel hat ein Ende!"

Der Baron hatte während dieser trefflichen Rede in größter Gemüthsruhe eine Pfeife gestopft, Feuer angeschlagen und dampfte jetzt, indem er seine Felder und Wälder überschaute, ohne eine Antwort seines Gastes zu erwarten; aber dieser preßte die Lippen zusammen, und noch stärker preßte die Rede des rohen Mannes sein volles Herz. „O du Hund von einem Menschen," sprach er bei sich, „schlechter noch als ein Hund, denn der Herr hat Dir ja Vernunft gegeben. Wie man ein Pferd zureitet, oder einen Baum in bessere Erde setzt, hast Du gelernt, aber eine schöne Seele zu behandeln, ein liebendes Herz zu verstehen, liegt außer Deinen Grenzen." Wie sie ihm nachsah, so voll Wehmuth, denn er hatte ja nicht von ihr Abschied genommen, so voll Engelsgeduld, sie hatte ihm ja seine rohen Worte schon wieder vergeben; mit einem Blick so voll von Liebe! Von Liebe? Kann sie ihn denn lieben? Wird nicht ihr zarter Sinn tausendmal von ihm beleidigt? Sieht sie denn nicht, wie er seinem Jagdhund mehr Zärtlichkeit beweist, als ihr? Oder wie? fuhr er in seinem Hinträumen fort, sollte sie, weil sie einmal sein Weib geworden ist, Zärtlichkeit für den fühlen, den sie an Geist so weit überragt und den sie dennoch — fürchtet? Oder sollte es immer und ewig das Loos dieser armen Wesen sein, daß unter hunderten nur eine wahrhaft lieben darf, daß die andern, von der Natur zu einem herrlichen Gefäß zärtlicher, hoher Liebe ausgerüstet, erwachsen, blühen, verwelken, ohne wahre Liebe zu kennen? Doch, dieser Gedanke wäre mir noch erträglicher als der, daß sie ihn wirklich lieben könnte! Nein, es kann, es darf nicht sein! Unwillkürlich hatte er bei dem letzten Gedanken durch eine rasche Bewegung seinem Pferde die Sporen gegeben, es raffte sich auf und flog dahin. „Ho, ho, Junge! Du willst mit mir in die Wette

reiten?“ rief ihm der Baron nach, und steckte die Pfeife bei. „Zweihundert Schritte gebe ich Dir vor und hole Dich dennoch ein.“ Kunstgerecht berechnete er dann den Zwischenraum, und als er dachte, Fröben habe die vorgegebenen Schritte zurückgelegt, ließ er sein Pferd weit ausstreichen und gelangte zu seinem nicht geringen Triumph in demselben Moment mit dem Freunde vor der Dampfmühle an.

## 18

Der Mechanikus, ein bescheidener Mann, der aber allgemein den Ruf großer Geschicklichkeit genoß, empfing sie an der Thüre. „Noch immer nicht weiter?“ fragte Faldner, indem sein Gesicht sich verfinsterte. „Wahrhaftig, entweder ist mein Correspondent in London ein Schurke und verdient gehängt zu werden, oder Ihr, Meister Fröblich, versteht zwar Taschenuhren zusammen zu drechseln, aber keine Dampfmühle aufzuschlagen, wie Ihr mir vorgespiegelt.“

Der Mann schien tief gekränkt durch die Worte des Barons; eine hohe Röthe überflog sein Gesicht, und ein bitteres Wort schwebte auf seinen Lippen, aber er unterdrückte es und fuhr mit der Hand über sein schlichtes Haar, als wollte er seinen innern Unmuth wie seine Haare glätten. „Halten zu Gnaden, Herr Baron,“ antwortete er, „wenn man mir Aufriß und Berechnung einer Maschine vorlegt, und dazu Räderwerk und Schrauben so genau verzeichnet sind, so will ich eine Maschine zusammensetzen, wenn ich sie auch nie zuvor gesehen. Aber dann muß ich freies Spiel haben, und dann sieh' ich auch dafür, daß Alles recht wird, aber so —“

„Nun, daß ich selbst ein wenig mitgeholfen, meint Ihr? Darauf soll also Alles geschoben werden? Ihr sagt selbst, daß Ihr in Eurem Leben noch keine solche Maschine gesehen, und ich habe eine gesehen, zwei, drei, in Frankreich und England, und weiß recht gut, daß die größeren Räder in der Mitte des Cylinders eingreifen und die kleineren oben angebracht sind —“

„Aber mein Gott, erlauben Eure Gnaden,“ entgegnete der Künstler ungeduldig, „diese Ihre Dampfmühle ist nun einmal nach anderer Struktur, das kann man ja schon an der Zeichnung sehen —“

„Zeichnung hin, Zeichnung her, Dampfmaschinen sind Dampfmaschinen, und eine sieht aus wie die andere. Betrogen bin ich, von allen Seiten angeführt, das Geld zum Fenster hinausgeworfen!“

Fröben hatte indessen die Zeichnungen zur Hand genommen und sie durchgesehen. Er fand, daß die Struktur dieser Mühle sehr einfach und

schön, und wenn die bezeichneten Räder und Schrauben paßten, sehr leicht aufzuschlagen sei. Er hatte in früheren Zeiten Mathematik und Physik gründlich studirt, er hatte zugleich mit dem Freunde die berühmtesten Maschinenwerke gesehen und kennen gelernt, kam aber, weil er sich selten darüber äußerte, bei dem Herrn von Faldner, der sich mit seinen Kenntnissen ungemein viel wußte, in den Verdacht, wenig oder nichts vom Maschinenwesen zu verstehen. Er wandte sich nun, als Faldners Unmuth noch größer zu werden drohte, an den Mechanikus, fragte nach diesen und jenen Stücken, die auf der Zeichnung angegeben waren, und als Jener sie vorwies, als man sah, wie richtig sie in einander passen, sagte er zu Faldner: „Ich wollte wetten, Du bist durchaus nicht betrogen, denn so gut hier F und H in P passen, — Du siehst, es sind die Hauptzüge, wodurch die Stampfmühle mit der Oelpresse in Verbindung gesetzt wird — so gut muß sich auch das Uebrige fügen."

„Ach, Sie hat unser Herrgott hergesandt," rief der Mechanikus freudig, „wie Sie doch dies gleich so wegbekamen! Ja, das F ist der Hauptzug; H hier greift in das Stangenwerk ein, hier wird das Rad KL befestigt."

„Die Maschine ist sehr einfach," fuhr Fröben fort, „und der ganze Irrthum meines Freundes kommt daher, daß er die Struktur größerer Werke vor Augen hat, die freilich anders aussehen. Du wirst Dich übrigens erinnern, daß wir in Devonshire bei Sir Henry Smith eine Oelmühle sahen, die beinahe ganz nach diesem Plan gebaut war."

Der Baron verbarg sein Staunen hinter einem ironischen Lächeln, womit er bald den Freund, bald den Mechanikus ansah. „Machet, was Ihr wollt," sagte er gleichgültig, „ich gebe die ganze Geschichte verloren; vernünftiger wäre es gewesen, ich hätte einen englischen Mechaniker mitkommen lassen. Versuche immer Dein Heil an dem heillosen Schraubenwerk; ich denke, wenn ich Dich in einigen Stunden abhole, wirst Du dieses Maschinenabc schon satt haben; denn darin, ich weiß es ja, bist Du doch nur ein Abcschütze." Pfeifend verließ er das Gebäude, setzte sich auf und ritt in den Wald.

Fröben aber ließ sogleich wieder auseinanderlegen, was nach des Barons eigenmächtigem Plan bisher zusammengefügt war. Die Nummern wurden geordnet, und er wurde unter diesem Geschäft nach und nach heiterer, denn es zerstreute die düsteren Bilder in seiner Seele, und nicht ohne Lächeln bemerkte er, wie ihn der Mechanikus mit leuchtenden Blicken betrachtete, wie ihn seine Gesellen und Jungen gleich einem Altmeister ihrer Kunst ehrfurchtsvoll ansahen. Freude und Leben war in die Werkstätte gekommen, wo man diesen Morgen nur die Befehle, die Flüche des Barons, die Bitten und Gegenreden des Meisters gehört hatte; bald war Alles in Ordnung gebracht, und als der Baron Abends aus dem Wald zurückkam, seinen Gast abzuholen, erstaunte er und schien sich im ersten Augenblick nicht einmal über das sichtbare Fortschreiten des Werkes zu freuen. Er hatte erwartet, Alles in Bestürzung und Confusion zu treffen, aber der Mechanikus überreichte ihm lächelnd die Zeichnung, führte ihn an den Cylinder und zeigte ihm, indem er bald auf das Papier, bald auf das Werk hindeutete, mit stolzer Freude, was sie bis jetzt schon geleistet haben. „Wenn es so fortgeht," setzte der Mechanikus hinzu, „und wenn der

fremde Herr dort uns auch morgen so trefflich an die Hand geht, so garantire ich, daß wir noch vor Sonntag fertig werden."

„Tolles Zeug!" war Alles, was der Baron antwortete, indem er die Zeichnung zurückgab, und Fröben war ungewiß, ob es Flüche oder Danksagungen seien, was sein Freund hin und wieder murmelte, als sie zusammen nach dem Schloß zurücktritten.

Der glückliche Fortgang des Maschinenbaues, vielleicht auch die schimmernde Aussicht auf Don Pedro's spanische Quadrupeln, hatten den Baron in den nächsten Tagen fröhlicher gestimmt. Fröben hatte an den Spanier nach W. geschrieben, und sein Gastfreund nahm ihm das Versprechen ab, so lange bei ihm zu verweilen, bis aus W. eine Antwort angelangt sei. Auch gegen Josephe betrug er sich etwas menschlicher, und er hatte ihr, wahrscheinlich mehr aus Rücksicht auf den Freund, als auf sie, sogar erlaubt, daß sie ihre Haushaltungsgeschäfte abkürzen und Vormittags oder Abends, wenn ihn selbst Geschäfte abhielten, sich von Fröben vorlesen lassen oder Spaziergänge mit ihm machen dürfe. Und sie lebte in diesen wenigen Tagen zusehends auf. Ihre Haltung wurde kräftiger, ihre Wangen röthete ein Schimmer von stillem Vergnügen, und in manchen Augenblicken, wenn ein holdes Lächeln um ihre Lippen zog, wenn jene feinen Grübchen in den Wangen erschienen, gestand sich Fröben, daß er selten eine schönere Frau gesehen habe, ja ihr Anblick verwirrte ihn oft so ganz, daß er ein geliebtes Bild seiner Träume verwirklicht glaubte, daß halbversunkene Erinnerungen wieder in ihm auftauchten, daß ihm sogar ihre Stimme, wenn sie bewegt, gerührt war, so bekannt däuchte, als hätte er sie nicht hier zum erstenmal gehört. Seltener zog er in jenen Tagen das Bild hervor, das er sonst stundenlang betrachtet hatte, und wenn es ihm zufällig in die Hände fiel, wenn er es aufrollte, wenn er in das Auge der unbekannten Geliebten sah, so fühlte er sich beschämt, er glaubte, ihrem leblosen Bilde diese Vernachlässigung abbitten zu müssen. „Doch," sprach er dann zu sich, als müßte er sich entschuldigen, „ist es denn Unrecht, der armen Freundin einige Tage ihres freudelosen Lebens angenehmer zu machen? Und wie wenig gehört dazu, dieses holde Wesen zu erfreuen, sie glücklicher zu stimmen! Ein schönes Buch mit ihr zu lesen, mit ihr zu sprechen, sie auf einem Spaziergang an ihre Lieblingsplätzchen zu begleiten — dies ist ja Alles, was sie braucht, um heiter und froh zu sein. Welchen Himmel könnte Faldner in seinem Hause haben, wenn er nur zuweilen die eine oder andere dieser kleinen Freuden mit ihr theilte!"

Der junge Mann fühlte sich übrigens, ohne daß er es sich selbst recht gestand, angenehm berührt, geschmeichelt von Josephens Anhänglichkeit an ihn. Schien ihr nicht jeder Morgen, jeder Abend ein neues Fest zu sein? Wenn er herabkam zum Frühstück, hatte sie schon Alles zierlich und nett bereitet; bald wählte sie den Saal, der eine herrliche Aussicht auf den fernen Rhein öffnete, bald die Terrasse, von wo sie das ländliche Gemälde der Arbeiter in den Feldern und an den Weinbergen vor sich hatten, so nah, um Alles, wie ein treues Tableau, zu betrachten, und doch ferne genug, um im stillen Genuß des Morgens nicht gestört zu sein; bald hatte sie eine Laube im Garten ausgesucht, wo die Welt ringsum von dichten Platanen abgeschlossen und nur der frischen Morgenluft, oder dem Frühroth der Zu-

tritt gestattet war. So erschien sie immer neu und überraschend, und wenn der Freund herzutrat, wie freudig stand sie auf, wie bold bot sie ihm die Hand zum Gruß, wie lebhaft wußte sie, wenn er noch ganz in ihren Anblick versunken ohne Wort war, das Gespräch anzuknüpfen, dies und jenes zu erzählen, durch Laune und feine Beobachtung Allem, was sie sagte, ein eigenes Gewand, einen eigenthümlichen Reiz zu geben! Und wenn sie dann nachher schnell und emsig das Geräthe des Frühstücks auf die Seite räumte, wenn er sein Buch hervorzog, wenn sie mit der Arbeit, die sie selten bei Seite legte, ihm sich gegenüber setzte und erwartungsvoll an seinen Lippen hing, da war es ihm oft, als müsse er Alles, die ganze Welt vergessen und, einen kleinen, kurzen, seligen Augenblick träumte er, er sei ein glücklicher Gatte und sitze hier an der Seite eines geliebten Weibes.

## 19.

Es gereichte Josephen in den Augen ihres Freundes zu keinem geringen Ruhm, daß sie gerade jenen Dichter zu ihrem Liebling erwählt hatte, der auch ihn vor allen anzog. Zwar mußte er ihr oft bei Vorlesungen aus Jean Paul's herrlichen Dichtungen zu Hülfe kommen, um dieses oder jenes dunklere Gleichniß zu erklären; aber sie faßte schnell, ihr natürlicher Takt und ihr zarter Sinn, der so ganz in dem Dichter lebte, ließ sie Manches errathen, ehe ihr noch der Freund Gewißheit gegeben hatte.

„Es liegt doch," sagte sie eines Tages, „eine Welt voll Gedanken in diesem Hesperus! Jede menschliche Empfindung bei Freude und Schmerz, bei Liebe und Gram liegt zergliedert vor uns da; er weiß uns, indem wir den süßen Duft einer Blume einsaugen, ihre innersten Theile, ihre zarten Blätter, ihre feinsten Staubfäden zu beschreiben, ohne daß er sie zerstört, entblättert. Denn das, glaube ich, ist ja das große, tiefe Geheimniß dieses Meisters, daß er jede tiefere Empfindung nicht beschreibt, sondern andeutet, und doch wieder nicht flüchtig andeutet, sondern wie durch das feine Mikroskop eines Gleichnisses uns einen tiefen Blick in die Menschenseele thun läßt, wo Gedanke an Gedanke aufsteigt und das Auge, überrascht, aber entzückt über die wundervolle Schöpfung, in eine Thräne übergeht."

„Sie haben," erwiderte der Gastfreund, „wie es mir scheint, in diesen Worten sein Geheimniß wirklich ausgesprochen. Mir ist sonst, ich gestehe es offen, nichts so in der innersten Seele zuwider, als das sichtbare Abmühen eines Autors, dem Leser recht klar und deutlich zu machen, was sein Held oder die Heldin, oder eine dritte, vierte Person da und dort empfunden oder gedacht. Aber unser Dichter! Wie herrlich, wie reich ist auch hierin seine Erfindung! Wir leben, wir denken, wir weinen unwillkürlich mit Victor, und Klotildens bleichere Wangen, ihre klagelose Trauer trifft uns, tiefer als jede Beschreibung es sagen kann, und im warmen, weichen Glück der Liebenden möchten wir ein Strahl der Abendsonne sein, der in der Laube um ihre Umarmung spielt, jene Nachtigall, die ihnen die fromme Feier ihrer Seligkeit mit ihrer glockenhellen Stimme einläutete."

„Es ist sonderbar," bemerkte Josephe, „der Faden dieses Romans, was man sein Gerippe nennt, würde uns bei einem andern nicht im mindesten interessant, vielleicht sogar gesucht, langweilig dünken. Sechs verlorene, vertauschte, wiedergefundene Söhne, statt daß z. B. Walter Scott gewöhnlich nur einen hat, und sogar der Verfasser des Walladmor in seiner Parodie mit zweien sich begnügt; eine junge Dame, die zu ihrer Qual von ihrem Bruder geliebt wird, selbst aber seinen Freund liebt; ein kleiner, simpler Hof in Duodez, ein Pfarrhaus voll Ratten und Kinder, und ein Edelsitz, wo Unedle wohnen; denken Sie sich diese gewöhnlichen Dinge in einer Reihenfolge, so haben Sie einen unserer gewöhnlicheren Romane von verlorenen Söhnen ꝛc. und nicht einmal einen rechten Jammer, um mich so auszudrücken, als etwa Le Beau's Ermordung durch den Hofjunker, oder das tragische Ende des Lords im fünften Akt. Aber welch ein Leben, welch eine Welt wird aus dieser Geschichte, wenn ihr jener Dichter seinen Blumenmantel umhängt! Welche geistreiche Luft, höher und reiner als jede irdische, kommt uns aus der verehrenden Liebe Victors und Klotildens zu ihrem Lehrer Emanuel, welche Wehmuth aus den Täuschungen eines kalten Lebens, wenn Victor und jenes liebenswürdige Wesen sich verkennen, nicht finden; welche Wonne endlich, wenn ihre Seelen unter dem nächtlichen, gestirnten Himmel im Schmerz der Trennung sich aufschließen und überströmen in Liebe!"

„Ja!" rief der junge Mann, „unser Dichter ist ein großer Musiker. Er hat ein ausgespieltes, altes, längst gehörtes Thema vor sich; aber indem er den Gang des alten Liedchens beibehält, führt er die Gedanken auf eine Weise aus, die uns so überraschend, so neu erscheint, daß wir das Thema vergessen und nur auf die Wendungen horchen, in die er übergeht, in welchen er die Himmelsleiter der Töne, wie ein Engel auf- und abgeht und uns einen geöffneten seligen Himmel im Traume zeigt, während wir vielleicht wie Jakob in der Wirklichkeit auf recht hartem Lager liegen. Dann ist er bald weich, wie eine Flöte, durchdringend, wie die Hoboe, bald voll, rührend, wie das Waldhorn aus der Ferne, bald braust er daher wie mit den mächtigsten tiefsten Bässen, majestätisch, erhaben, bald nur sanft lispelnd, wie die Aeolsharfe, oder in Wehmuth aufgelöst, wie die Töne der Harmonika."

„Wie danke ich es ihm," sagte Josephe weich, „daß er versöhnt, daß er die Wunden unserer Wehmuth heilt! Es hätte ja in seiner Macht ge-

standen, Klotilden untergehen zu lassen im Schmerz unerwiderter Liebe, vor ihrem Tode hätte ihr Victor noch zugerufen: „Ich liebte Dich ja über Alles," und sie wäre lächelnd eingeschlafen. Denken Sie sich den ungeheuern Schmerz, die Bitterkeit gegen das Geschick, wenn wir diese Menschen so hätten untergehen sehen, ohne Hoffnung, ohne Trost! Aber es wäre ja nicht möglich gewesen; Victor hätte nicht so lange geliebt, hätte sich an Joachime oder die Fürstin hingegeben, denn ein Mann kann ja ohne erwiderte Liebe nicht lange lieben!"

„Glauben Sie das wirklich?" erwiderte Fröben, wehmüthig lächelnd. „O wie wenig müssen Sie uns kennen, wie klein müssen Sie von uns denken, wenn wir nicht einmal den Muth besäßen, dieses kurze Leben hindurch treu zu lieben, auch ohne geliebt zu werden!"

„Ich halte es bei Frauen für möglich," sagte die schöne Frau; „Liebe ohne Gegenliebe ist ein tiefes Unglück, und Frauen sind ja mehr dazu gemacht, stille Leiden zu tragen ein Erdenleben lang, als ihr. Der Mann würde einen solchen Gram von sich werfen, oder der glühende Kummer müßte ihn verzehren!"

„Beides nicht — ich lebe ja noch und liebe," sagte Fröben, zerstreut vor sich hinblickend.

„Sie lieben!" rief Josephe, und mit so eigenem Tone, daß der junge Mann erschrocken aufblickte; sie schlug die Augen nieder, als ihr sein Blick begegnete, eine tiefe Röthe überflog ihr Gesicht und ging eben so schnell wieder in tiefe Bläße über.

„Ja," sagte er, indem es ihm mit Mühe gelang, es scherzhaft zu sagen: „der Fall, den Sie setzten, ist der meinige, und noch liebe ich, vielleicht ruhiger, aber nicht minder innig als am ersten Tag, ich liebe sogar beinahe ohne Hoffnung, denn die Dame meines Herzens weiß nicht um meine Liebe, und dennoch, wie Sie sehen, hat mich der Kummer noch nicht getödtet."

„Und darf man wissen!" sagte sie zutraulich, aber wie es Fröben schien, mit zitternder Stimme, „darf man wissen, wer die Glückliche ist?"

„Ach, sehen Sie, das ist gerade das Unglück, ich weiß ja nicht, wer sie ist, noch wo sie sich aufhält, und liebe dennoch; ja Sie werden mich für einen zweiten Don Quixote halten, wenn ich gestehe, daß ich sie nur einige Male flüchtig sah, mich nur noch einiger Partien ihres Gesichtes erinnern kann, und dennoch in der Welt umherstreife, um sie zu finden, weil es mir zu Hause keine Ruhe läßt."

„Sonderbar," bemerkte Josephe, indem sie ihn nachdenklich ansah; „sonderbar; es ist wahr, ich kann mir einen solchen Fall denken, aber dennoch machen Sie eine seltene Ausnahme, lieber Fröben; wissen Sie denn, ob Sie geliebt werden? Ob das Mädchen Ihnen treu ist?"

„Nichts weiß ich von diesem Allem," erwiderte er ernst und mit verschlossenem Gram, „ich weiß nichts, als daß ich glücklich wäre, wenn ich jenes Wesen mein nennen könnte, und weiß nur allzugut, daß ich vielleicht auf immer verzichten muß und nie ganz glücklich werde!"

Je seltener sonst der junge Mann über diese Gefühle sich aussprach, desto mächtiger kamen in diesem Augenblick alle Schmerzen der Erinnerung an gramvolle Stunden und eine Wehmuth über ihn, der er sich nicht ge-

wachsen fühlte. Er stand schnell auf und ging aus der Laube dem Schlosse zu. Aber Josephe sah ihm mit Blicken voll unendlicher Liebe nach, Thräne um Thräne löste sich aus den zuckenden Wimpern, und erst als sie wie ein Quell auf ihre schöne Hand herabfielen, erweckten sie Josephen aus ihren Träumen. Und beschämt, als hätte sie sich bei einer geheimen Schuld belauscht, erröthete sie und preßte ihr Tuch vor diese verrätherischen Augen.

## 20.

Die Vorhersagung des alten Mechanikus war eingetroffen, denn mit dem letzten Tage der Woche waren auch die Maschinen der Dampfmühle fertig aufgestellt. Der Baron, so unruhig er anfangs gewesen war, hatte in der Freude seines Herzens, als der erste Versuch glücklich gelungen war, den Alten und seine Gesellen reichlich beschenkt entlassen und auf Sonntag alle seine Nachbarn in der Umgegend eingeladen, um mit einem kleinen Feste seine Mühle einzuweihen. So glücklich und heiter er an diesem Tage war, so fröhlich und jovial er seine zahlreichen Gäste empfing, so entging es doch Fröbens beobachtenden Blicken nicht, daß er die arme Josephe mit hunderterlei Aufträgen und Anordnungen plagte, daß sie ihm nichts zu Dank machen konnte. Bald sollte sie in der Küche sein, um das Gesinde anzutreiben und selbst mitzuhelfen, bald besserte er dies oder jenes an ihrem Putz, bald wollte er vor Ungeduld verzweifeln, wenn sie nicht schnell genug die Treppe herabflog, um mit ihm am Portal die Ankommenden zu empfangen, bald wollte er die Tafel so oder anders gestellt haben, bald wollte er den Kaffee im Garten, bald im Salon trinken. Mit Engelsgeduld und einer Resignation, die dem Freunde unbegreiflich war, ertrug sie alle diese Unbilden. Sie war überall, sorgte für Alles und wußte sogar einen Augenblick zu finden, um den Gastfreund zu fragen, warum er gerade heute so trübe sei, ihn aufzumuntern, an der allgemeinen Fröhlichkeit Theil zu nehmen.

Allgemein entzückte die Schönheit, die behende Aufmerksamkeit der

Hausfrau; die Männer priesen den Baron glücklich, einen solchen Schatz im Hause zu haben, und mehrere der älteren Damen sagten ihm unverholen ihre Bewunderung über die seltenen Talente zur Wirthschaft, über die Einsicht und Ordnung einer so jungen Frau. „Siehst Du," flüsterte der Glückliche Fröben zu, „siehst Du, was eine Zucht, wie die meinige, Wunder wirkt? Ich bin im Ganzen heute recht zufrieden mit ihr, aber wenn ich nicht im Geheimen überall selbst nachhülfe, wie stünde es dann um die wirthschaftliche Ehre der Hausfrau! Aber es macht sich, ich sagte es ja immer, es macht sich." Die allgemeine Fröhlichkeit und der Wein steigerten Faldner immer höher, und es war endlich hohe Zeit, die Tafel aufzuheben, denn er und einige Herren aus der Nachbarschaft erlaubten sich schon Scherze und Anspielungen, welche jedes zartere Ohr beleidigten.

Man fuhr nach der neuen Dampfmühle, man weihte sie unter Scherz und Lachen förmlich ein, man ging wieder zurück und erstaunte auf's Neue über die geschmackvollen und doch so bequemen Anordnungen, welche Josephe indessen im Garten getroffen hatte. Sie hatte es gewagt, nach ihrer eigenen Erfindung schnell eine große geräumige Laube errichten zu lassen; alle möglichen Erfrischungen erwarteten dort die Gäste, und ihr allgemeines Lob bewirkte ein Wunder: der Baron wurde nicht einmal ungehalten, daß man junge Eschen und Tannen aus seinem Walde zu der Laube verwendet, daß man seinen eigenen Plan, ein Zelt aus Brettern und Teppichen aufzuschlagen, nicht befolgt hatte. Er küßte seine Frau auf die Stirne und dankte ihr für die angenehme Ueberraschung.

Man setzte sich in bunten Reihen umher. Die Männer sprachen den alten Weinen des Hausherrn fleißig zu, und bald hatte eine allgemeine Fröhlichkeit die Gesellschaft erfaßt. Man spielte witzige, geistreiche Spiele, und als die muthwillige Laune der Männer noch höher stieg, wurden sogar Pfänderspiele nicht verschmäht. So kam es, daß bei ihrer Auslösung auch Fröben sein Pfand mit einer Strafe lösen sollte, und Josephe, welcher die Bestimmung dieser Strafe aufgelegt war, befahl ihm, eine wahre Geschichte aus seinem Leben zu erzählen. Man gab ihrer Wahl allgemeinen Beifall, der Baron schlug vor Freuden über seine kluge Frau in die Hände, und als Fröben zauderte und sich besann, rief er: „Nun, soll ich etwas für Dich erzählen aus Deinem Leben? Etwa die pikante Geschichte von dem Mädchen vom Pont des Arts?"

Fröben erröthete und sah ihn mißbilligend an; aber die Gesellschaft, die hier vielleicht ein lustiges Geheimniß ahnete, rief: „Die Geschichte von dem Mädchen, die Geschichte vom Pont des Arts!" und vielleicht nur, um der Indiscretion seines Freundes zu entgehen, den der Wein schon etwas über die gewöhnlichen Grenzen hinausgerückt hatte, bequemte er sich zu erzählen; der Baron aber versprach der Gesellschaft, sobald der Erzähler von der genauen Wahrheit abweichen würde, wolle er Noten zu der Geschichte geben, denn er sei selbst dabei gewesen.

# 21.

Ich weiß nicht," hub Fröben an, „ob der Gesellschaft bekannt ist, daß ich vor mehreren Jahren mit unserem Faldner reiste, namentlich in Paris mit ihm einige Zeit zusammenlebte, ja ein Haus mit ihm bewohnte? Wir hatten so ziemlich gemeinschaftliche Studien, besuchten dieselben Zirkel, machten gegenseitig unsere früheren Bekannten mit dem Freunde bekannt und lebten auf diese Weise unzertrennlich. Wir hatten einen gemeinschaftlichen Freunde, den ebenso liebenswürdigen als gelehrten Doktor M., einen Landsmann, der in der Rue Taranne wohnte, die bekanntlich in die Rue St. Dominique führt und auf dem linken Ufer der Seine liegt. Unser gewöhnlicher Abendspaziergang war durch die Champs élysées über die schöne Brücke ins Marsfeld und von da durch Faubourg St. Germain in die Wohnung unseres Freundes, wo wir oft noch bis tief in die Nacht vom Vaterlande, von Frankreich, von dem, was wir gesehen, von allem Möglichen plauderten. Wir wohnten, um dies noch hinzuzusetzen, am Place des Victoires, ziemlich entfernt von der Rue Taranne, und wählten zum Rückweg gewöhnlich den Pont des Arts, um das Louvre zu durchschneiden und uns einen Umweg durch die Seitenstraßen zu ersparen. Eines Abends, es mochte nach elf Uhr sein — es hatte etwas geregnet, und der Wind wehte besonders in der Nähe des Flusses sehr kalt und schneidend — gingen wir auch vom Quai Malaquais über den Pont des Arts dem Louvre zu. Der Pont des Arts ist nur für Fußgänger zugänglich, und so kam es, daß um diese Zeit nicht mehr viel Leben um und auf der Brücke war. Wir gingen, die Mäntel fester um uns ziehend, stillschweigend über die Brücke; schon wollte ich die Brückenstufen auf der andern Seite hinabeilen, als ein überraschender Anblick mich fest hielt.

„An die Brücke gelehnt, stand eine schlanke, ziemlich hohe weibliche Gestalt. Ein schwarzes Hütchen war tief ins Gesicht geknüpft und zum Ueberfluß noch mit einem grünen Schleier versehen; ein schwarzer Mantel von Seide fiel um den Leib, und der Wind, der die Gewänder in diesem Augenblick fester anschmiegte, verrieth eine ungemein zarte, jugendliche Taille; aus dem Mantel ragte eine kleine Hand hervor, die einen Teller hielt; vor ihr aber stand ein kleines Laternchen, dessen Licht unruhig flackerte, sein Schein fiel auf einen zierlichen Fuß. Es wohnt vielleicht nirgends so sehr als in jener Stadt das tiefste Elend neben dem höchsten Glanz und Wohlleben, aber dennoch sieht man verhältnißmäßig wenige Bettler. Sie drängen sich selten unverschämt herzu, und nie wird man sehen, daß sie dem Fremden nachlaufen, ihn mit Bitten verfolgen. Alte Männer oder Blinde sitzen oder knieen an den Ecken der Straßen, den Hut ruhig vor sich hinhaltend, und überlassen es dem Vorübergehenden, ob er ihren bittenden Blick beachten will.

„Am schauerlichsten, wenigstens für mein Gefühl, waren immer jene verschämten Bettler, die Nachts mit verhülltem Haupt, eine brennende Kerze vor sich, regungslos, fast schon wie erstorben, in einer Ecke stehen. Viele meiner Bekannten in Paris hatten mich versichert, daß man darauf rechnen könne, daß dies meist Leute aus besseren Ständen seien, die durch Unglück so tief herabgekommen sind, daß sie entweder Arbeit suchen müssen,

oder zu verschämt, vielleicht zu schwach sind, um für Brod zu arbeiten, und so diesen letzten Ausweg ergreifen, ehe sie, wie so viele Unglückliche, ihr Leben in der Seine der Vergessenheit übergeben.

„Von dieser Klasse der Bettelnden war die weibliche Gestalt an dem Pont des Arts, deren Anblick mich unwiderstehlich fesselte. Ich sah sie näher an; ihre Glieder schienen vor Frost noch heftiger zu zittern, als das

Flämmchen in der Laterne, aber sie schwieg und ließ ihr Elend und den kalten Nachtwind für sich reden. Ich suchte in der Tasche nach kleinem Gelde, aber es wollte sich kein Sou, sogar kein einzelner Frank finden. Ich wandte mich an Faldner und bat ihn um Münze; aber unmuthig, durch mein Zögern der schneidenden Kälte ausgesetzt zu sein, rief er mir in unserer Sprache zu: ‚So laß doch das Bettelvolk und spute Dich, daß wir zu Bette kommen, mich friert!‘ — ‚Nur ein Paar Sous, Bester!‘ bat ich, aber er packte mich am Mantel und wollte mich wegziehen.

„Da rief die Verhüllte mit zitternder, aber wohltönender Stimme, und zu unserer Verwunderung auf gut deutsch: ‚O meine Herren! seien Sie barmherzig!‘ Diese Stimme, diese Worte und unsere Sprache hatten etwas so Rührendes für mich, daß ich nochmal um einige Münze bat. Er lachte: ‚Nun wohlan, da hast Du ein paar Franken,‘ sagte er, ‚versuche Dein Heil mit der Jungfer, aber mich laß aus dem Zug treten.‘ Er drückte mir das Geld in die Hand und ging lachend weiter. Ich war in diesem Augenblick wirklich verlegen, was ich thun sollte; sie mußte ja gehört haben, was Faldner sagte, und beleidigen mag ich am wenigsten einen Unglücklichen. Ich trat unschlüssig näher. „Mein Kind,“ sagte ich, „Sie haben hier einen schlechten Standpunkt gewählt, hier werden heute Abend nicht mehr viele Menschen vorübergehen.“ Sie antwortete nicht gleich. ‚Wenn nur,‘ flüsterte sie nach einer Weile kaum hörbar, ‚diese Wenigen Gefühl für Unglück haben!‘ Diese Antwort überraschte mich, sie war so ungesucht und doch so treffend. Die edle Haltung des Mädchens, der Ton, womit sie jene Worte gesagt, verriethen Bildung. „Wir sind Landsleute,“ fuhr ich fort, „darf ich Sie nicht bitten, daß Sie mir sagen, ob ich vielleicht mehr für Sie thun kann, als so im Vorübergehen zu geschehen pflegt?“ — ‚Wir sind sehr arm,‘ antwortete sie, wie mir schien, etwas muthiger, ‚und meine Mutter ist krank und ohne Hülfe.‘ Ohne weitere Ueberlegung, nur von dem unbestimmten Gefühl, daß mich das Mädchen sehr anzog, getrieben, sagte ich: „Führen Sie mich zu ihr!“ Sie schwieg, der Vorschlag schien sie zu überraschen. „Halten Sie dieses für nichts anderes,“ fuhr ich fort, „als für meinen redlichen Willen, Ihnen zu helfen, wenn ich kann.“ — ‚So kommen Sie,‘ erwiderte die Verschleierte, löschte ihr Laternchen auf, löschte es aus und verbarg es sammt dem Teller unter dem Mantel.“

## 22.

„ie?“ rief der Baron laut lachend, als Fröben schwieg, „weiter willst Du nicht erzählen? Willst Du es auch heute wieder machen, wie Du es mir schon damals machtest? Nämlich bis hierher, meine Herren und Damen, hat er ganz nach reiner historischer Wahrheit erzählt. Er glaubte mich vielleicht weit weg, und ich stand keine zehn Schritte von der erbaulichen Samariterscene unter dem Portal des Palais und sah ihm zu;

ob der Dialog wirklich so vor sich gegangen, weiß ich nicht, denn der schändliche Wind verwehte die Worte, aber ich sah, wie die Dame ihr Lämpchen auslöschte und mit ihm zurück über die Brücke ging. Die Nacht war mir zu kalt, um ihm bei seinem galanten Abenteuer zu folgen, aber am Ende, ich wollte wetten, sah er weder eine kranke Mama noch dergleichen, sondern die Dame vom Pont des Arts hatte das alte Sirenenlied nur auf andere Weise gesungen."

Er belachte seinen eigenen Witz, und die Männer stimmten ein in das rohe Gelächter, die Damen aber sahen vor sich nieder, und Josephe schien mit den Worten ihres Gatten so unzufrieden, als mit der sonderbaren Erzählung ihres Freundes, denn bleich wie der Tod hielt sie ihre Tasse in den Händen, daß sie klirrte, und sandte dem jungen Mann nur einen Blick zu, für den er in diesem Augenblick keine andere als eine tief beschämende Deutung wußte. „Ich glaube zwar," sprach er, mit starker Stimme das Gelächter der Männer unterbrechend, „mein Pfand gelöst zu haben, aber mein eigener Vortheil will, daß ich eine Deutung dieses Vorfalles nicht zulasse, die mein Freund ihm unterzulegen scheint; Sie erlauben mir daher, daß ich fortfahre, und bei meinem Leben," setzte er hinzu, indem er erröthete und sein Auge höher leuchtete, „ich will Ihnen die reine Wahrheit sagen.

„Das Mädchen bog über die Brücke ein, woher ich gekommen war. Während ich schweigend mehr hinter als neben ihr ging, hatte ich Zeit, sie zu betrachten. Ihre Gestalt, so weit sie der Mantel sehen ließ, ihre ganze Haltung, besonders aber ihre Stimme waren sehr jugendlich. Ihr Gang schnell, aber leicht und schwebend. Sie hatte meinen Arm abgelehnt, als ich ihn zur Führung angeboten. Am Ende der Brücke bog sie nach der Rue Mazarin ein. „Ist Ihre Mutter schon lange krank?" fragte ich, indem ich wieder an ihre Seite trat und versuchte, durch den Schleier etwas von ihren Zügen zu erspähen. ‚Seit zwei Jahren,' antwortete sie seufzend, ‚aber seit acht Tagen ist sie recht elend geworden.' — „Waren Sie schon öfter an jenem Ort?" — ‚Wo?' fragte sie. — „Auf der Brücke." — ‚Diesen Abend zum erstenmal,' erwiderte sie. — „Dann haben Sie sich keinen guten Platz gesucht, andere Passagen sind frequenter." Doch schon, indem ich dies sagte, bereute ich, es gesagt zu haben, denn es mußte sie ja verletzen. Mit unterdrücktem Weinen flüsterte sie: ‚Ach, ich bin ja hier so unbekannt und — ich schäme mich, so ins Gedränge zu gehen.'

„Wie grenzenlos mußte das Elend sein, das dieses Geschöpf zwang, zu betteln. Zwar wollten auch mir, ich gestehe es, einige Male solche Gedanken kommen, wie sie Faldner hatte, aber immer verschwanden sie wieder, weil sie widersinnig, unnatürlich waren; wenn sie zu jener verworfenen Klasse von Mädchen gehörte, warum sollte sie sich verhüllt an einen einsamen Ort stellen? Warum geflissentlich eine Gestalt verbergen, die, so viel die Umrisse flüchtig zeigten, gewiß zu den schöneren zu zählen war? Nein, es war gewiß wirkliches Elend und jene zarte Verschämtheit vor unverschuldeter Armuth da, die das Unglück so unbeschreiblich rührend macht.

„Hat Ihre Mutter einen Arzt?" fragte ich wieder nach einiger Weile. ‚Sie hatte einen; aber als wir keine Arznei mehr kaufen konnten, wollte er sie ins Spital des Incurables bringen lassen, und — das konnte ich

nicht ertragen. Ach Gott, meine arme Mutter ins Spital!' Wie viel tiefer Schmerz lag in den letzten Worten dieses Mädchens!

„Sie weinte, sie führte ihr Tuch unter dem Schleier ans Auge, und Laterne und Teller, die sie in der andern Hand trug, verhinderten sie, den Mantel zusammen zu halten; der Wind wehte ihn weit auseinander und ich sah, daß ich mich nicht betrogen hatte; sie war von feiner, schlanker Taille, sie trug ein einfaches, so viel mein flüchtiger Blick bemerkte, sehr reinliches Kleid. Sie haschte nach dem Mantel, und indem ich ihr behülflich war, ihn wieder umzulegen, fühlte ich ihre weiche zarte Hand.

„Wir waren schon durch die Straßen Mazarin, St. Germain, École de Médecine und von dort durch einige kleine Seitenstraßen gegangen, als sie auf einmal stehen blieb und klagte, sie habe den Weg verfehlt. Ich fragte sie, in welcher Gegend sie wohne, und sie gab St. Severin an. Ich war in Verlegenheit, denn diese Straße wußte ich selbst nicht zu finden. Machte es Angst oder Kälte, ich sah sie heftiger zittern. Ich sah mich um; ich bemerkte noch Licht in einem Souterrain, wo Branntwein verkauft wurde, ich bat sie, zu warten, stieg hinab und erkundigte mich. Man wies mich zurecht, und ich glaubte mich hinfinden zu können. Als ich herauf kam, hörte ich in der Nähe laut reden; ich sah beim schwachen Schein einer Laterne, wie sich das Mädchen heftig gegen zwei Männer wehrte, von denen der eine ihre Hand, der andere den Mantel gefaßt hatte; sie lachten, sie sprachen ihr zu; ich ahnete was vorging, sprang herzu und riß dem einen die Hand weg, die er gefaßt hatte; sprachlos, weinend, klammerte sie sich fest an meinen Arm.

„Meine Herren," sagte ich, „Ihr sehet, Ihr seid hier im Irrthum, Ihr werdet im Augenblick den Mantel von Mademoiselle loslassen!"

‚Ach, Verzeihung, mein Herr!' erwiderte der, welcher ihren Mantel gefaßt hatte. ‚Ich sehe, Sie haben ältere Rechte auf Mademoiselle!' Und lachend zogen sie weiter.

„Wir gingen weiter, das arme Kind zitterte heftig, sie hielt noch immer meinen Arm fest, sie war nahe daran, niederzusinken.

„Nur Muth!" sagte ich zu ihr, „St. Severin ist nicht ferne, Sie werden bald zu Hause sein." Sie antwortete nicht, sie weinte noch immer. Als wir in der Straße waren, die nach der Beschreibung St. Severin sein mußte, blieb sie wieder stehen. ‚Nein, Sie dürfen nicht weiter mit mir gehen, mein Herr!' sagte sie. ‚Es darf nicht sein.' — „Aber warum denn nicht, da Sie mich so weit mitgenommen haben; ich bitte, trauen Sie mir keine schlechten Absichten zu!" Ich hatte bei diesen Worten, ohne es zu wissen, ihre Hand ergriffen und vielleicht gedrückt; sie entzog sie mir hastig und sagte: ‚Vergeben Sie, daß ich die Unschicklichkeit beging, Sie so weit mit zu führen; bitte, verlassen Sie mich jetzt!' Ich fühlte, daß der Auftritt vorhin sie tief verletzt hatte, daß er ihr vielleicht gegen mich selbst Mißtrauen einflößte und eben dies rührte mich unbeschreiblich; ich nahm das Silber, das mir Faldner gegeben, und wollte es ihr hinreichen; aber der Gedanke, wie wenig diese kleine Gabe ihr helfen könne, zog meine Hand zurück und ich gab ihr das wenige Gold, das ich bei mir trug.

„Ihre Hand zuckte, als sie es nahm; sie schien es für Silber zu

halten, dankte mir aber mit zitternder, rührender Stimme und wollte gehen.

„Noch ein Wort," sagte ich und hielt sie auf; „ich hoffe, Ihre Mutter wird gesund werden, aber es könnte ihr doch noch an etwas gebrechen, und Sie, mein Kind, sind nicht für solche Abendgänge, wie der heutige, gemacht. Wollen Sie nicht heute über acht Tage um dieselbe Zeit vor der École de Médecine sein, daß ich mich nach Ihrer Mutter erkundigen kann?" Sie schien unschlüssig, endlich sagte sie: ‚Ja.' — „Und setzen Sie doch den Hut mit dem grünen Schleier wieder auf, daß ich Sie erkenne," fügte ich hinzu; sie besahte es, dankte noch einmal, ging eilend die Straße hin und war schnell in der Nacht verschwunden."

## 23.

Als ich am Morgen nach dieser Begebenheit erwachte, schien es mir, als hätte mir von diesem Allem nur geträumt. Aber Faldner, der bald herbeikam und mich nach seiner zarten Manier zu schrauben anfing, riß mich aus meinem Zweifel. Die Sache schien mir, so recht deutlich am Morgenlicht betrachtet, doch allzu fabelhaft, als daß ich sie dem ungläubigen Freund hätte erzählen mögen. Man ist in neuerer Zeit zu jenem Grad der Sittenverfeinerung gekommen, die schon ins Gebiet der Unsittlichkeit hinüberstreift; man will in manchen Fällen lieber wild, etwas liederlich und schlecht erscheinen, man gibt lieber eine Zweideutigkeit zu, nur um nicht als ein Thor, als ein Sonderling, als ein Mensch von schwachem Verstand und beschränkten Lebensansichten zu gelten.

„Im Innern kränkte mich aber noch mehr als Faldners Schraubereien, eine Unruhe, ein Etwas, was ich nicht zu deuten wußte. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich nicht einmal ihr Gesicht gesehen hatte. „Wozu," sagte ich mir, „wozu diese übertriebene Discretion? Wenn ich ein paar Napoleons hingebe, so kann ich doch um die Gunst bitten, den Schleier etwas zu lüften?" Und doch, wenn ich mir das ganze Betragen des Mädchens, das, so einfach es war, doch von Gemeinheit auch nicht im Geringsten etwas an sich hatte, zurückrief, wenn ich bedachte, wie

mich ihre edle Haltung, der gebildete Ton ihrer Antworten anzog, so mußte ich mich, halb zu meinem Aerger, rechtfertigen. Es liegt Etwas in der menschlichen Stimme, das uns, ehe wir Züge und Auge, ehe wir den Stand des Sprechenden kennen, den Ton angibt, in welchem wir mit ihm sprechen müssen. Wie unendlich, nicht sowohl in der Form als im Klang der Sprache, unterscheidet sich der Gebildete vom Ungebildeten, und des Mädchens Töne waren so weich und zart, ihre kurzen Antworten oft so aus der tiefsten Seele gesprochen. Den ganzen Tag konnte ich diese Gedanken nicht los werden, sogar Abends, in eine glänzende Gesellschaft von Damen begleitete mich das arme Mädchen mit dem schwarzen Hütchen, dem grünen Schleier und dem unscheinbaren Mantel.

„In den nächsten Tagen ärgerte ich mich über meine Thorheit, welche Schuld war, daß ich das Mädchen erst nach acht Tagen wieder sehen konnte: ich zählte die Stunden ab bis zu dem nächsten Freitag, und es war, als hätte jene Hauptstadt der Welt, wie sie ihre Bewohner nennen, nichts Reizendes mehr in sich, als die Bettlerin vom Pont des Arts. Endlich, endlich erschien der Freitag. Ich brauchte alle mögliche List, um mich auf diesen Abend von Faldner und den übrigen Freunden los zu machen, und trat, als es dunkel wurde, meinen Weg an. Ich hatte über eine Stunde zu gehen, und Zeit genug, über meinen Gang nachzudenken. „Heute," sagte ich zu mir, „heute wirst du ins Reine kommen, was du von dieser Person zu denken hast; du wirst ihr anbieten, mit ihr zu gehen, nimmt sie es an, so hast du dich schon das erste Mal betrogen. Auch das Gesicht muß sie heute zeigen."

„Ich war so eilends gegangen, daß es noch nicht einmal zehn Uhr war, als ich auf dem Place de l'École de Médecine anlangte, und — auf elf Uhr hatte ich sie ja erst bestimmt. Ich trat noch in ein Café, durchblätterte gedankenlos eine Schaar von Zeitungen; — endlich schlug es elf Uhr.

„Auf dem Platz waren wenige Menschen, und so weit ich mein Auge anstrengte, kein grüner Schleier zu sehen. Ich hielt mich immer auf der Seite der Arzneischule, weil dort mehrere Laternen brannten. Die Momente solchen Erwartens sind peinlich. Wenn sie an deinem Gold genug hätte und gar nicht käme, wenn sie deine Gutherzigkeit verlachte? dachte ich, als ich den Platz wohl schon zehnmal auf und ab gegangen war. Es schlug halb zwölf, schon fing ich an, über meine eigene Thorheit zu murren, da wehte im Schein einer Laterne, etwa dreißig Schritte vor mir, etwas Grünes; mein Herz pochte ungestümer, ich eilte hin — sie war es. „Guten Abend," sagte ich, indem ich ihr die Hand bot, „schön, daß Sie doch Wort halten; schon glaubte ich, Sie werden nicht mehr kommen." Sie verbeugte sich ohne meine Hand zu fassen, und ging an meiner Seite hin; sie schien sehr gerührt: ‚Mein Herr, mein edler Landsmann,' sprach sie mit bewegter Stimme, ‚ich mußte ja Wort halten, um Ihnen zu danken. Ich komme heute gewiß nicht, um Ihre Güte aufs Neue in Anspruch zu nehmen. Ach, wie reich, wie freigebig haben Sie uns beschenkt! Kann Sie der innige Dank einer Tochter, können die Gebete und Segenswünsche meiner kranken Mutter Sie entschädigen?'

„Sprechen wir nicht davon," erwiderte ich. „Wie geht es Ihrer

Mutter?" — ‚Ich glaube wieder Hoffnung schöpfen zu dürfen,' antwortete sie, ‚der Arzt spricht zwar nichts Bestimmtes aus, aber sie selbst fühlt sich kräftiger. O wie danke ich Ihnen! Von Ihrem Geschenk konnte ich ihr wieder kräftige Speisen bereiten, und glauben Sie mir, der Gedanke, daß es noch so gute Menschen gibt, hat sie beinahe eben so sehr gestärkt.'

„Was sagte Ihre Mutter, als Sie zu Hause kamen?" — ‚Sie war sehr in Sorgen um mich, weil es schon so spät war,' erwiderte sie, ‚ach, sie hatte so ungern mir die Erlaubniß zu diesem Gang gegeben, und malte sich jetzt irgend ein Unglück vor, das mir begegnet sei. Ich erzählte ihr Alles, aber als ich mein Tuch öffnete, und die Gaben, die ich gesammelt hatte, hervorzog und Gold dabei war, Gold unter den Kupfer- und Silberstücken, da erstaunte sie, und —' sie stockte und schien nicht weiter reden zu können; ich dachte mir, die Mutter habe sie arger Dinge beschuldigt, und forschte weiter, aber mit rührender Offenheit gestand sie: ‚Die Mutter habe gesagt, der großmüthige Landsmann müsse entweder ein Engel oder ein Prinz gewesen sein.'

„Weder das Eine noch das Andere," sagte ich ihr. „Aber wie weit haben Sie ausgereicht? Haben Sie noch Geld?"

‚O, wir haben noch,' erwiderte sie muthig, wie es scheinen sollte, aber mir entging nicht, daß sie vielleicht unwillkürlich dabei seufzte.

„Und was haben Sie noch?" fragte ich etwas bestimmter und dringender.

‚Wir haben eine Rechnung in der Apotheke davon bezahlt und einen Monat am Hauszins, und der Mutter habe ich davon gekocht, es ist aber immer noch übrig geblieben.'

„Wie ärmlich mußten Sie wohnen, wenn Sie von diesem Gelde eine Apothekerrechnung, einen Monat Hauszins bezahlen, und acht Tage lang kochen konnten! Ich will aber genau wissen," fuhr ich fort, „was und wie viel Sie noch haben."

‚Mein Herr!' sagte sie, indem sie beleidigt einen Schritt zurücktrat.

„Mein gutes Kind, das verstehen Sie nicht," erwiderte ich, indem ich ihr näher trat; „oder Sie wollen es sich aus übertriebenem Zartgefühl nicht gestehen; ich frage Sie ernstlich, wenn Sie mit den paar Franken zu Rande sind, haben Sie Hülfe zu erwarten?"

‚Nein,' sagte sie schüchtern und weich; ‚keine!'

„Denken Sie an Ihre Mutter und verschmähen Sie meine Hülfe nicht!" Ich hatte ihr bei diesen Worten meine Hand geboten; sie ergriff sie hastig, drückte sie an ihr Herz und pries meine Güte.

„Nun wohlan, so kommen Sie," fuhr ich fort, indem ich ihren Arm in den meinigen legte; „ich kam leider nicht gerade von Hause, als ich mich hieher begab, und hatte mich nicht versehen; Sie werden daher die Güte haben, mich einige Straßen zu begleiten bis in meine Wohnung, daß ich Ihnen für die Mutter etwas mitgebe." Sie ließ sich schweigend weiter führen, und so angenehm mir der Gedanke war, sie noch ferner unterstützen zu können, so war doch mein Gefühl beinahe beleidigt, als sie so ganz ohne Sträuben mitging; Nachts in die Wohnung eines Mannes; aber wie ganz anders kam es, als ich dachte. Wir mochten wohl etwa zwei- oder dreihundert Schritte fortgegangen sein, da stand sie

stille und entzog mir ihren Arm. ‚Nein, es kann, es darf nicht sein,‘ rief sie, in Thränen ausbrechend. „Was betrübt Sie auf einmal?“ fragte ich verwundert, „was darf nicht sein?“

„Nein, ich gehe nicht mit, ich darf nicht mit Ihnen gehen.“

„Aber mein Gott,“ erwiderte ich, indem ich mich etwas aufgebracht stellte. „Sie haben doch wahrhaftig sehr wenig Vertrauen zu mir; wenn nicht Ihre Mutter wäre, gewiß ich ginge jetzt von Ihnen, denn Sie kränken mich.“

„Sie nahm meine Hand, sie drückte sie bewegt. ‚Habe ich Sie denn beleidigt?‘ rief sie. ‚O Gott weiß, das wollte ich nicht; verzeihen Sie einem armen unerfahrenen Mädchen; Sie sind so großmüthig, und ich sollte Sie beleidigen?‘

„Nun denn, so komm,“ sagte ich, indem ich sie weiter zog, „es ist keine Zeit zu verlieren, es ist spät und der Weg ist weit.“ Aber sie blieb stehen, weinte und flüsterte: ‚Nein, um keinen Preis gehe ich weiter.‘

„Aber vor wem fürchten Sie sich denn? Es kennt Sie ja kein Mensch, es sieht Sie ja keine Seele; Sie können getrost mit mir kommen.“

‚Ich bitte Sie um Gottes willen, lassen Sie mich! Nein, nein, es darf nicht sein, dringen sie nicht weiter in mich.‘ Sie zitterte; ich fühlte wohl, wenn ich ihr die Noth der Mutter noch einmal recht dringend vorstellte, so ging sie mit, aber die Angst des Mädchens rührte mich tief.

„Gut, so bleiben Sie hier,“ sprach ich. „Aber sagen Sie mir, können Sie vielleicht arbeiten?“

‚O ja, mein Herr,‘ erwiderte sie, ihre Thränen trocknend.

„Könnten Sie vielleicht meine feinere Wäsche besorgen?“

„Nein,‘ antwortete sie sehr bestimmt. ‚Dazu sind wir nicht eingerichtet.‘

„Hier ist ein weißes Tuch,“ fuhr ich fort. „Können Sie mir vielleicht ein halb Dutzend besorgen und fertig machen?“

„Sie besah das Tuch und sagte: ‚Mit Vergnügen, und recht fein will ich es nähen!‘ Zu meiner eigenen Beschämung mußte ich jetzt dennoch Geld hervorziehen, obgleich ich es vorhin verläugnet hatte.

„Kaufen Sie sechs solcher Tücher,“ fuhr ich fort, „und können Sie wohl drei davon bis Sonntag Abend fertig machen?“ Sie versprach es; ich gab ihr noch etwas für die Mutter, und sagte ihr, daß ich heute darauf nicht eingerichtet sei, aber Sonntag mehr thun könne. Sie dankte innig; es schien sie zu freuen, daß ich ihr Arbeit gegeben, denn noch einmal plauderte sie davon, wie schön sie die Tücher machen wolle, ja, wenn ich nicht irre, so fragte sie mich sogar, ob sie nicht einen englischen Saum einnähen dürfe? Ich sagte ihr Alles zu, aber als sie nun Abschied nehmen wollte, hielt ich sie noch fest. „Eines müssen Sie mir übrigens noch zu Gefallen thun,“ sprach ich, „Sie können es gewiß und leicht.“

‚Und was?‘ fragte sie. ‚Wie gerne will ich Alles für Sie thun.‘

„Lassen Sie mich diesen neidischen Schleier aufheben, und Ihr Gesicht sehen, daß ich doch eine Erinnerung an diesen Abend habe.“

„Sie wich mir aus und hielt ihren Schleier fester. ‚Bitte, lassen Sie das,‘ erwiderte sie, und schien ein wenig mit sich selbst zu kämpfen; ‚Sie haben ja die schöne Erinnerung an Ihre Wohlthaten; die Mutter hat

mir streng verboten, den Schleier zu lüften, und ich versichere Sie,‘ setzte sie hinzu, ‚ich bin häßlich wie die Nacht, Sie würden nur erschrecken!‘

„Aber dieser Widerstand reizte mich nur noch mehr; ein wirklich häßliches Mädchen, dachte ich, spricht nicht so von ihrer Häßlichkeit, ich wollte den Schleier fassen, aber wie ein Aal war sie entwischt: ‚Dimanche à revoir!‘ rief sie, und eilte davon. Erstaunt blickte ich ihr nach, etwa fünfzig Schritte von mir blieb sie stehen, winkte mir mit meinem weißen Tuch, und rief mit ihrer silberhellen Stimme: ‚Gute Nacht!‘

## 24.

In den nächsten Tagen beschäftigte mich der Gedanke, welchem Stand das Mädchen wohl angehören könne. Je lebhafter ich mir ihre gebildete Sprache, ihren zarten Sinn zurückrief, desto höher steigerte ich sie in meinen Gedanken. Darüber wenigstens mußte sie mir Gewißheit geben, nahm ich mir vor, und beschloß, mich nicht wieder so abspeisen zu lassen, wie mit dem Schleier. Der Sonntag kam; Du wirst Dich noch jenes Nachmittags erinnern, Faldner, wo wir mit den Freunden in Montmorency im Garten des großen Dichters saßen. Ihr wolltet spät in der Nacht zu Hause fahren, und ich trieb immer zu einer frühen Rückfahrt, und als Ihr dennoch bliebet, da machte ich mich trotz Eures Scheltens davon. Freilich glaubtest Du damals nicht, was ich vorgab, ich könnte die Nachtluft nicht vertragen, aber daß ich zu einem Rendez-vous mit der Bettlerin vom Pont des Arts eile, konntest Du auch nicht denken. Sie war diesmal die erste auf dem Platze, und weil sie mir die Tücher zu bringen hatte, war sie schon bange geworden, ich könnte sie verfehlt haben, und glauben, sie werde nicht Wort halten. Mit beinahe kindischer Freude, und wie es mir schien, noch größerem Zutrauen als früher, plauderte sie, indem sie mir beim Schein einer Straßenlaterne die Tücher zeigte.

„Sie schien es gerne zu hören, daß ich ihre feine Arbeit lobte. ‚Sehen Sie, auch Ihren Namen habe ich herein gezeichnet,‘ sagte sie, indem sie das zierliche E. v. F. in der Ecke vorwies. Dann wollte sie mir eine Menge Silbergeld als Ueberschuß zurückgeben, und nur meine bestimmte

Erklärung, daß sie mich dadurch beleidige, konnte sie bewegen, es als Arbeitslohn anzunehmen.

„Ich bestellte aufs Neue wieder Arbeit, weil ich sah, daß dem zarten Sinn des Mädchens ein solcher Weg meiner Gaben mehr zusage, und diesmal waren es Jabots und Manschetten, die ich bestellte. Ihre Mutter war nicht kränker geworden, konnte aber das Bett noch nicht verlassen; doch schon dieser Mittelzustand erschien ihr tröstlich. Als die Mutter abgehandelt war, wagte ich es, sie geradehin zu fragen, wie denn eigentlich ihre Verhältnisse seien.

„Die Geschichte, die sie mir in wenigen Worten preisgab, ist in Frankreich so alltäglich, daß sie beinahe jedem Armen zum Aushängeschild dienen muß. Ihr Vater war Offizier in der großen Armee gewesen, war nach der ersten Restauration der Bourbons auf halben Sold gesetzt worden, hatte nachher während der hundert Tage wieder Partei ergriffen, und war bei Mont St. Jean mit den Garden gefallen; seine Witwe verlor die Pension, und lebte von da an ärmlich und elend. In den zwei letzten Jahren fristeten sie ihr Leben meist vom Verkauf ihrer geringen Habe, und waren jetzt eben an jenen äußersten Grad des Elends gekommen, wo dem Armen nichts übrig bleibt, als aus der Welt zu gehen.

„Ich fragte das Mädchen, ob sie nicht ihr Verhältniß hätte bessern können, wenn sie etwa ihre Mutter auf andere Weise zu unterstützen gesucht hätte.

‚Sie meinen, wenn ich einen Dienst genommen hätte?‘ erwiderte sie ohne alle Empfindlichkeit. ‚Sehen Sie, das war nicht möglich. Vor der Krankheit der Mutter war ich viel zu jung, kaum vierzehn Jahre vorüber, und dann wurde sie auf einmal so elend, daß sie das Bett nicht verlassen konnte; da brauchte sie also immer Jemand um sich, und konnte ich denn ihre Pflege einer Fremden überlassen? Ja, wenn sie gesund geblieben wäre, da hätte ich mit Freuden alle unsere früheren Verhältnisse verläugnet, wäre etwa in einen Putzladen gegangen oder als Gouvernante in ein anständiges Haus, denn ich habe Manches gelernt, mein Herr! Aber so ging es ja nicht!‘

„Auch diesmal bat ich vergeblich, den Schleier zu lüften. Die Andeutungen, die sie über ihr Alter gegeben, reizten mich, ich gestehe es, nur noch mehr, das Gesicht dieses Mädchens zu sehen, die wenig über sechzehn Jahre haben konnte; aber sie bat mich so dringend, davon abzulassen, ihre Mutter habe ihr so triftige Gründe angegeben, daß es nimmer geschehen könne.

„Wir trafen uns von da an alle drei Tage. Ich hatte immer einige kleine Arbeiten für sie, und pünktlich war sie damit fertig. Je fester ich in dem Betragen blieb, das ich einmal gegen sie angenommen, je strenger ich mich immer in den Grenzen des Anstandes hielt, desto zutraulicher und offener wurde das gute Mädchen. Sie gestand mir sogar, daß sie zu Hause die drei Tage über immer an den nächsten Abend denke. Und ging es mir denn anders? Tag und Nacht beschäftigte ich mich mit diesem sonderbaren Wesen, das mir durch seinen gebildeten Geist, durch sein liebenswürdiges Zartgefühl, durch sein eigenthümliches Verhältniß zu mir immer interessanter wurde.

„Der Frühling war indessen völlig heraufgekommen und die Zeit war da, die ich mit Faldner schon längst zu einer Reise nach England festgesetzt hatte. Mancher hält es vielleicht für thöricht, was ich ausspreche, aber wahr ist es, daß ich an diese Reise nur mit Widerwillen dachte; Paris an sich hatte nichts Interessantes mehr für mich; aber jenes Mädchen hatte alle meine Sinne so gefangen genommen, daß ich einer längeren Trennung nur mit Wehmuth entgegen sah. Ausweichen konnte ich nicht, ohne mich lächerlich zu machen, denn es war sonst kein bündiger Grund vorhanden, die Reise aufzuschieben; ich schämte mich sogar vor mir selbst, und stellte mir die ganze Thorheit meines Treibens vor; ich beschloß die Abreise, aber gewiß hat sich wohl keiner je so wenig auf England gefreut als ich."

## 25.

Acht Tage zuvor sagte ich es dem Mädchen, sie erschrack, sie weinte. Ich bat sie, ihre Mutter zu fragen, ob ich sie nicht besuchen dürfe, sie sagte es zu. Das nächste Mal aber brachte sie mir sehr betrübt die Antwort, daß mich ihre Mutter bitten lasse, diesen Besuch aufzugeben, der für ihren Gemüthszustand allzu angreifend sein würde. Ich hatte jenen Besuch eigentlich nur darum nachgesucht, um mein Mädchen bei Tag und ohne Schleier zu sehen; ich verlangte dies also aufs Neue wieder; aber sie bat mich, am Abend vor meiner Abreise noch einmal zu kommen, sie wolle ihre Mutter so lange bestürmen, bis sie die Erlaubniß erhalte, den Schleier aufzuheben. Unvergeßlich wird mir immer dieser Abend sein. Sie kam, und meine erste Frage war, ob die Mutter es erlaubt habe; sie sagte ja und hob von selbst den Schleier auf. Der Mond schien helle und zitternd, begierig blickte ich unter den Hut. Aber die Erlaubniß schien nur theilweise gegeben zu sein, denn meine Schöne trug sogenannte Venezianeraugen, die den obern Theil ihres Gesichtes verhüllten. Doch wie schön, wie reizend waren die Partien, welche frei waren! Eine feine, zierliche Nase, schöngeformte, blühende Wangen, ein kleiner lieblicher Mund, ein Kinn wie aus Wachs geformt, und ein schlanker, blendend weißer Hals. Ueber die Augen konnte ich nicht recht ins Reine kommen, aber sie schienen mir dunkel und feurig.

„Sie erröthete, als ich sie lange entzückt betrachtete. ‚Werden Sie mir nicht böse,' flüsterte sie, ‚daß ich diese Halbmaske vornahm; die Mutter wollte es von Anfang ganz abschlagen, nachher gestattete sie es nur unter dieser Bedingung; ich war selbst recht ärgerlich darüber, aber sie sagte mir einige Gründe, die mir einleuchteten.'

„Und was sind diese Gründe?" fragte ich.

‚Ach mein Herr!' erwiderte sie wehmüthig. ‚Sie werden ewig in un-

serem Herzen leben, aber Sie selbst sollen uns ganz vergessen; Sie sollen mich nie, nie wiedersehen, oder wenn Sie mich auch sehen, nicht erkennen.'

„Und meinen Sie denn, ich werde Ihre schönen Züge nicht wieder erkennen, wenn ich auch Ihre Augen, Ihre Stirne nicht sehen darf?"

‚Die Mutter meint,' antwortete sie, ‚das sei nicht wohl möglich: denn wenn man ein Gesicht nur zur Hälfte gesehen, sei das Wiedererkennen schwer.'

„Und warum soll ich Dich denn nicht wiedersehen, nicht wieder erkennen?"

„Sie weinte bei dieser Frage, sie drückte meine Hand und sagte: ‚Es darf ja nicht sein! Was kann Ihnen denn daran liegen, ein unglückliches Mädchen wieder zu erkennen; und — nein, die Mutter hat recht, es ist besser so.'

„Ich sagte ihr, daß meine Reise nicht lange dauern werde, daß ich vielleicht schon nach zwei Monaten wieder in Paris sein könne, daß ich sie wieder zu sehen hoffe. Sie weinte heftiger und verneinte es. Ich drang in sie, mir zu sagen, warum sie glaube, ich werde sie nicht mehr sehen?"

‚Mir ahnt,' erwiderte sie, ‚ich sehe Sie heute zum letztenmal; ich glaube, meine Mutter wird nicht lange mehr leben, der Arzt sagte es mir gestern, und dann ist ja Alles vorbei! Und wenn sie auch länger lebt, in London werden Sie ein so armes Geschöpf, wie ich bin, lange vergessen.'

„Ihr Schmerz machte mich unendlich weich; ich sprach ihr Muth ein; ich gelobte ihr, sie gewiß nicht zu vergessen; ich nahm ihr das Versprechen ab, immer den ersten und fünfzehnten eines jeden Monats auf diesen Platz zu kommen, damit ich sie wieder finden könne; sie sagte es unter Thränen lächelnd zu, als ob sie wenig Hoffnung hätte. „Nun, so lebe wohl auf Wiedersehen," sagte ich, indem ich sie in meine Arme schloß und einen kleinen, einfachen Ring an ihre Hand steckte, „lebe wohl und denke an mich und vergiß nicht den ersten und fünfzehnten!"

‚Wie könnte ich Sie vergessen!' rief sie, indem sie weinend zu mir aufblickte. ‚Aber ich werde Sie nimmer wieder sehen; Sie nehmen Abschied auf immer.'

„Ich konnte mich nicht enthalten, ihren schönen Mund zu küssen; sie erröthete, ließ es aber geduldig geschehen; ich steckte ihr einen Treuerschein in die kleine Hand, sie sah mich noch einmal recht aufmerksam an, und drückte sich heftiger an mich. „Auf Wiedersehen," sprach ich, indem sie sich sanft aus meinen Armen wand. Der letzte Moment des Abschieds schien ihr Muth zu geben: sie zog mich noch einmal an ihr Herz, ich fühlte einen heißen Kuß auf meinen Lippen. ‚Auf immer! Lebe wohl auf immer!' rief sie schmerzlich, riß sich los und eilte über den Platz hin.

„Ich habe sie nicht wieder gesehen! Nach einem Aufenthalt von drei Monaten kehrte ich von London nach Paris zurück; ich ging am fünfzehnten auf den Place de l'École de Médecine, ich wartete über eine Stunde, mein Mädchen erschien nicht. Noch oft am ersten und fünfzehnten wiederholte ich diese Gänge; wie oft ging ich durch die Straße St. Severin, blickte an den Häusern hinauf, fragte wohl auch nach einer armen deutschen Frau und ihrer Tochter; aber ich habe nie wieder etwas von ihnen erfahren, und das reizende Wesen hatte Recht, als es mir beim Abschied zurief: Auf immer!"

## 26

Der junge Mann hatte seine Erzählung mit einem Feuer vorgetragen, das ihr große Wahrheit verlieh und wenigstens auf den weiblichen Theil der Gesellschaft tiefen Eindruck zu machen schien. Josephe weinte heftig, und auch die andern Fräulein und Frauen wischten sich hin und wieder die Augen. Die Männer waren ernster geworden und schienen mit großem Interesse zuzuhören, nur der Baron lächelte hin und wieder seltsam, stieß bei dieser oder jener Stelle seinen Nachbar an und flüsterte ihm seine Bemerkungen zu. Jetzt, als Fröben geschlossen hatte, brach er in ein lautes Gelächter aus: „Das heiße ich mir, sich gut aus der Affaire ziehen!“ rief er. „Ich habe es ja immer gesagt, mein Freund ist ein Schlaukopf. Seht nur, wie er die Damen zu rühren wußte, der Schelm! Wahrhaftig, meine Frau heult, als habe ihr der Pfarrer die Absolution versagt. Das ist köstlich, auf Ehre! Dichtung und Wahrheit! Ja, das hast Du Deinem Goethe abgelauscht, Dichtung und Wahrheit, es ist ein herrlicher Spaß.“

Fröben fühlte sich durch diese Worte aufs Neue verletzt. „Ich sagte Dir schon,“ rief er unmuthig, „daß ich die Dichtung oder Erdichtung gänzlich bei Seite ließ und nur die Wahrheit sagte; ich hoffe, Du wirst es als solche ansehen.“

„Gott soll mich bewahren!“ lachte der Baron. „Wahrheit? das Mädchen hast Du Dir unterhalten, Bester, das ist die ganze Geschichte, und aus Deinen Abendbesuchen bei ihr hast Du uns einen kleinen Roman gemacht. Aber gut erzählt, gut erzählt, das lasse ich gelten.“

Der junge Mann erröthete vor Zorn; er sah, wie Josephe ihren Gatten starr und ängstlich ansah; er glaubte zu sehen, daß auch sie vielleicht seinen Argwohn theile und schlecht von ihm denke; die Achtung dieser Frau wenigstens wollte er sich durch diese gemeinen Scherze nicht nehmen lassen. „Ich bitte, schweigen wir davon,“ rief er, „ich habe nie in meinem Leben Ursache gehabt, irgend etwas zu bemänteln oder zu entstellen, kann es aber auch nicht dulden, wenn mir Andere dieses Geschäft abnehmen wollen. Ich sage Dir zum letztenmal, Faldner, daß sich, auf mein Wort, Alles so verhält, wie ich es erzählte.“

„Nun, dann sei es Gott geklagt,“ erwiderte Jener, indem er die Hände zusammenschlug. „Dann hast Du aus lauter übertriebenem Edelsinn und theoretischer Zartheit ein paar hundert Franken an ein listiges Freudenmädchen weggeworfen, das Dich durch ein gewöhnliches Histörchen von Elend und kranker Mutter köderte; hast nichts davon gehabt als einen armseligen Kuß! Armer Teufel! In Paris sich von einer Metze so zum Narren halten zu lassen!“

Noch mehr als die vorige Beschuldigung reizte den jungen Mann

dieses spöttische Mitleid und das Gelächter der Gesellschaft auf, die auf seine Kosten den schlechten Witz des Barons applaudirte. Er wollte eben, auf's Tiefste gekränkt, die Gesellschaft verlassen, als ein sonderbarer, schrecklicher Anblick ihn zurückhielt. Josephe war bleich, wie eine Leiche, langsam aufgestanden; sie schien ihrem Gatten etwas erwidern zu wollen, aber in demselben Moment sank sie ohnmächtig, wie todt zusammen. Bestürzt sprang man auf, Alles rannte durcheinander, die Frauen richteten die Ohnmächtige auf, die Männer fragten sich verwirrt, wie dies denn so plötzlich gekommen sei, Fröben hatte der Schrecken beinahe selbst ohnmächtig gemacht, und der Baron murmelte Flüche über die zarten Nerven der Weiber, schalt auf die grenzenlose Decenz, auf die ängstliche Beobachtung des Anstandes, wovon man ohnmächtig werde, suchte bald die Gesellschaft zu beruhigen, bald rannte er wieder zu seiner Frau; Alles sprach, rieth, schrie zusammen und keiner hörte, keiner verstand den andern.

Josephe kam nach einigen Minuten wieder zu sich; sie verlangte nach ihrem Zimmer, man brachte sie dahin, und die Mädchen und Frauen drängten sich neugierig und geschäftig nach; sie gaben hunderterlei Mittel an, die wider die Ohnmacht zu gebrauchen, sie erzählten, wie ihnen da und dort da eine begegnet; sie wurden darüber einig, daß die große Anstrengung der Frau von Faldner, die vielen Sorgen und Geschäfte an diesem Tage diesen Zufall nothwendig haben herbeiführen müssen, und die Sorge, der Baron möchte sich vielleicht blamiren, da er ohnedies schon recht unanständig gewesen, habe die Sache noch beschleunigt.

Der Baron suchte indessen unter den Männern die vorige Ordnung wieder herzustellen. Er ließ fleißig einschenken, trank Diesem oder Jenem tapfer zu, und suchte sich und seine Gäste mit allerlei Trostgründen zu beruhigen. „Es kommt von nichts," rief er, „als von dem Unwesen der neuern Zeit; jede Frau von Stande hat heutzutage schwache Nerven, und wenn sie die nicht hat, so gilt sie nicht für vornehm; Ohnmächtigwerden gehört zum guten Ton; der Teufel hat diese verrückten Einrichtungen erfunden. Und auch daher kommt es, daß man nichts mehr beim rechten Namen nennen darf. Alles soll so überaus zart, decent, fein, manierlich hergehen, daß man darüber aus der Haut fahren möchte. Da hat sie sich jetzt alterirt, daß ich einigen Scherz riskirte, was doch die Würze der Gesellschaft ist; daß ich über dergleichen zarte, feingefühlige Geschichten nicht außer mir kam vor Rührung und Schmerz und mir einige practische Conjecturen erlaubte. Was da! unter Freunden muß dergleichen erlaubt sein! Und ich hätte Dich für gescheiter gehalten, Freund Fröben, als daß Du nur dergleichen übel nehmen könntest."

Aber der, an den der Baron den letztern Theil seiner Rede richtete, war längst nicht mehr unter den Gästen; Fröben war auf sein Zimmer gegangen im Unmuth, im Groll auf sich und die Welt. Noch konnte er sich diesen sonderbaren Auftritt nicht ganz enträthseln; seine Seele, halb noch aufgeregt von dem Zorn über die Rohheit des Freundes, halb ergriffen von dem Schrecken über den Unfall der Freundin, war noch zu voll, zu stürmisch bewegt, um ruhigeren Gedanken und der Ueberlegung Raum zu geben. „Wird auch sie mir nicht glauben," sprach er kummervoll zu sich, „wird auch sie den schnöden Worten ihres Gatten mehr Gewicht geben, als

der einfachen ungeschmückten Wahrheit, die ich erzählte? Was bedeuten jene seltsamen Blicke, womit sie mich während meiner Erzählung zuweilen ansah? Wie konnte sie diese Begebenheit so tief ergreifen, daß sie erbleichte, zitterte? Sollte es denn wirklich wahr sein, daß sie mir gut ist, daß sie innigen Antheil an mir nimmt, daß sie verletzt wurde von dem Hohne des Freundes, der mich so tief in ihren Augen herabsetzen mußte? Und was wollte sie denn, als sie aufstand, als sie sprechen wollte? Wollte sie den unschicklichen Reden Faldners Einhalt thun, oder wollte sie mich sogar vertheidigen?"

Er war unter diesen Worten heftig im Zimmer auf- und abgegangen, sein Blick fiel jetzt auf die Rolle, die jenes Bild enthielt, er rollte es auf, er sah es bitter lächelnd an. „Und wie konnte ich mich auch von einem Gefühl der Beschämung hinreißen lassen, mein Herz Menschen aufzuschließen, die es doch nicht verstehen, von Dingen zu reden, die solch' überaus vornehmen Leuten so fremd sind; das Schlechte, das Gemeine ist ihnen ja lieber, scheint ihnen natürlicher als das Außerordentliche; wie konnte ich von deinen lieben Wangen, von deinen süßen Lippen zu diesen Puppen sprechen? O du armes, armes Kind; wie viel edler bist du in deinem Elend, als diese Fuchsjäger und ihr Gelichter, die wahren Jammer und verschämte Armuth nur vom Hörensagen kennen, und jede Tugend, die sich über das Gemeine erhebt, als Mährchen verlachen! Wo du jetzt sein magst? Und ob du des Freundes noch gedenkst und jener Abende, die ihn so glücklich machten!"

Seine Augen gingen über, als er das Bild betrachtete, als er bedachte, welch bitteres Unrecht die Menschen heute diesem armen Wesen angethan. Er wollte seine Thränen unterdrücken, aber sie strömten nur noch heftiger. Es gab eine Stelle in der Brust des jungen Mannes, wohin, wie in ein tiefes Grab, sich alle Wehmuth, alle zurückgedrängten Thränen des Grames still und auf lange versammelten; aber Momente, wie dieser, wo die Schmerzen der Erinnerung und seine Hoffnungslosigkeit so schwer über ihn kamen, sprengten die Decke dieses Grabes und ließen den langverhaltenen Kummer um so mächtiger überströmen, je mehr sein gebrochener Muth in Wehmuth überging.

## 27.

Tröben überdachte am andern Morgen die Vorfälle des gestrigen Tages, und war mit sich uneinig, ob er nicht lieber jetzt gleich ein Haus verlassen sollte, wo ihn ein längerer Aufenthalt vielleicht noch öfter solchen Unannehmlichkeiten aussetzte, als die Thüre aufging und der Baron niedergeschlagen und beschämt hereintrat. „Du bist gestern Abend nicht zu Tisch gekommen, Du hast Dich heute noch nicht sehen lassen," hub er an, indem

er näher kam, „Du zürnest mir; aber sei vernünftig und vergib mir; siehe, es ging mir wunderlich; ich hatte den Tag über zu viel Wein getrunken, war erhitzt, und Du kennst meine schwache Seite, da kann ich das Necken nicht lassen. Ich bin gestraft genug, daß der schöne Tag so elend endete, und daß mein Haus jetzt vier Wochen lang das Gespräch der Umgegend sein wird. Verbittere mir nicht vollends das Leben und sei mir wieder freundlich wie zuvor!"

„Lasse lieber die ganze Geschichte ruhen," entgegnete Fröben finster, indem er ihm die Hand bot; „ich liebe es nicht, über dergleichen mich noch weiter auszusprechen; aber morgen will ich fort, weiter; hier bleibe ich nicht länger."

„Sei doch kein Narr!" rief Faldner, der dies nicht erwartet hatte und ernstlich erschrack, „wegen einer solchen Scene gleich aufbrechen zu wollen! Ich sagte es ja immer, daß Du ein solcher Hitzkopf bist. Nein, daraus wird nichts; und hast Du mir nicht versprochen, zu warten, bis Briefe da sind vom Don in W.? Nein, Du darfst mir nicht schon wieder weggehen; und wegen der Gesellschaft hast Du Dich nicht zu schämen, sie Alle, besonders die Frauen, schalten mich tüchtig aus, sie gaben Dir völlig Recht und sagten, ich sei an Allem schuld."

„Wie geht es Deiner Frau?" fragte Fröben, um diesen Erinnerungen auszuweichen.

„Ganz vergessen, es war nur so ein kleiner Schrecken, weil sie fürchtete, wir werden ernstlich an einander gerathen; sie wartet mit dem Frühstück auf Dich; komm jetzt mit herunter und sei vernünftig und nimm Raison an. Ich muß ausreiten, nimm es mir nicht übel, die Mühle kommt heute in Gang. Du bist also wieder ganz wie zuvor?"

„Nun ja doch!" sagte der junge Mann ärgerlich. „Laß doch einmal die ganze Geschichte ruhen." Er folgte mit sonderbaren Gefühlen, die er selbst nicht recht zu deuten wußte, dem Baron, der vergnügt über die schnelle Versöhnung seines Freundes ihm voraneilte, seiner Frau schnell berichtete, was er ausgerichtet habe, und dann das Schloß verließ, um seine Mühle in Gang zu bringen.

Hatte sich denn heute auf einmal Alles so ganz anders gestaltet, oder war nur er selbst anders geworden; Josephens Züge, ihr ganzes Wesen schien Fröben verändert, als er bei ihr eintrat. Eine stille Wehmuth, eine weiche Trauer schien über ihr Antlitz ausgegossen, und doch war ihr Lächeln so hold, so traulich, als sie ihn willkommen hieß. Sie schrieb ihr gestriges Uebel allzugroßer Anstrengung zu und schien überhaupt von dem ganzen Vorfall nicht gerne zu sprechen. Aber Fröben, dem an der guten Meinung seiner Freundin so viel lag, konnte es nicht ertragen, daß sie beinahe geflissentlich seine Erzählung gar nicht berührte. „Nein," rief er, „ich lasse Sie nicht so entschlüpfen, gnädige Frau! An dem Urtheil der Andern über mich lag mir wenig; was kümmert es mich, ob solche Alltagsmenschen mich nach ihrem gemeinen Maßstab messen! Aber wahrhaftig, es würde mich unendlich schmerzen, wenn auch Sie mich falsch beurtheilten, wenn auch Sie Gedanken Raum gäben, die mich in Ihren Augen so tief herabsetzen müßten, wenn auch Sie die Wahrheit jener Erzählung bezweifelten, die ich freilich solchen Ohren nie hätte preisgeben sollen. O! ich beschwöre Sie, sagen Sie recht aufrichtig, was Sie von mir und jener Geschichte denken."

Sie sah ihn lange an; ihr schönes, großes Auge füllte sich mit Thränen, sie drückte seine Hand: „O Fröben, was ich davon denke?“ sagte sie. „Und wenn die ganze Welt an der Wahrheit zweifeln würde, ich wüßte dennoch gewiß, daß Sie wahr gesprochen! Sie wissen ja nicht, wie gut ich Sie kenne!“

Er erröthete freudig und küßte ihre Hand. „Wie gütig sind Sie, daß Sie mich nicht verkennen. Und gewiß, ich habe Alles, Alles, genau nach der Wahrheit erzählt.“

„Und dieses Mädchen,“ fuhr sie fort, „ist wohl dieselbe, von welcher Sie mir letzthin sagten? Erinnern Sie sich nicht, als wir von Victor und Mathilde sprachen, daß Sie mir gestanden, Sie lieben hoffnungslos? Ist es dieselbe?“

„Sie ist es,“ erwiderte er traurig; „nein, Sie werden mich wegen dieser Thorheit nicht auslachen; Sie fühlen zu tief, als daß Sie dies lächerlich finden könnten. Ich weiß Alles, was man dagegen sagen kann, ich schalt mich selbst oft genug einen Thoren, einen Phantasten, der einem Schatten nachjage; ich weiß ja nicht einmal, ob sie mich liebt —“

„Sie liebt Sie!“ rief Josephe unwillkürlich aus; doch über ihre eigenen Worte erröthend, setzte sie hinzu: „Sie muß Sie lieben; glauben Sie denn, so viel Edelmuth müsse nicht tiefen Eindruck auf ein Mädchenherz von siebzehn Jahren machen, und in allen ihren Aeußerungen, die Sie uns erzählten, liegt, oder es müßte mich Alles trügen, es liegt gewiß ein bedeutender Grad von Liebe darin.“

Der junge Mann schien mit Entzücken auf ihre Worte zu lauschen. „Wie oft rief ich mir dies selbst zu,“ sprach er, „wenn ich so ganz ohne Trost war und traurig in die Vergangenheit blickte; aber wozu denn? Vielleicht nur um mich noch unglücklicher zu machen. Ich habe oft mit mir selbst gekämpft, habe im Gewühl der Menschen Zerstreuung, im Drang der Geschäfte Betäubung gesucht, es wollte mir nie gelingen. Immer schwebte mir jenes holde, unglückliche Wesen vor; mein einziger Wunsch war, sie nur noch ein Mal zu sehen. Es ist noch jetzt mein Wunsch, ich darf es Ihnen gestehen, denn Sie wissen mein Gefühl zu würdigen; auch diese Reise unternahm ich nur, weil meine Sehnsucht mich hinaus trieb, sie zu suchen, sie noch ein Mal zu sehen. Und wie ich denn so recht über diesen Wunsch nachdenke, so finde ich mich sogar oft auf dem Gedanken, sie auf immer zu besitzen! — Sie blicken weg, Josephe? O ich verstehe; Sie denken, ein Geschöpf, das so tief im Elend war, dessen Verhältnisse so zweideutig sind, dürfe ich nie wählen; Sie denken an das Urtheil der Menschen; an Alles dies habe auch ich recht oft gedacht, aber so wahr ich lebe, wenn ich sie so wiederfände, wie ich sie verlassen, ich würde Niemand als mein Herz fragen. Würden Sie mich denn so strenge beurtheilen, Josephe?“

Sie antwortete ihm nicht; noch immer abgewandt, ihre Stirne in die Hand gestützt, bot sie ihm ein Buch hin und bat ihn, vorzulesen. Er ergriff es zögernd, er sah sie fragend an; es war das einzige Mal, daß er sich in ihr Betragen nicht recht zu finden wußte; aber sie winkte ihm, zu lesen und er folgte, wiewohl er gerne noch länger sein Herz hätte sprechen lassen. Er las von Anfang zerstreut; aber nach und nach zog ihn der Ge-

genstand an, entführte seine Gedanken mehr und mehr dem vorigen Gespräch und riß ihn endlich hin, so, daß er im Fluß der Rede nicht bemerkte, wie die schöne Frau ihm ein Angesicht voll Wehmuth zuwandte, daß ihre Blicke voll Zärtlichkeit an ihm hingen, daß ihr Auge sich oft mit Thränen füllen wollte, die sie nur mühsam wieder unterdrückte. Spät erst endete er, und Josephe hatte sich so weit gefaßt, daß sie mit Ruhe über das Gesehene sprechen konnte, aber dennoch schien es dem jungen Mann, als ob ihre Stimme hie und da zittere, als ob die frühere gütige Vertraulichkeit, die sie dem Freund ihres Gatten bewiesen, gewichen sei; er hätte sich unglücklich gefühlt, wenn nicht jener leuchtende Strahl eines wärmeren Gefühles, der aus ihrem Auge hervorbrach, ihn in seiner Beobachtung irre gemacht hätte.

## 28.

Da der Baron erst bis Abend zurückkehren wollte, Josephe sich aber nach dieser Vorlesung in ihre Zimmer zurückgezogen hatte, so beschloß Fröben, um diesen quälenden Gedanken auf einige Stunden wenigstens zu entgehen, die heiße Mittagszeit vor der Tafel zu verschlafen. In jener Laube, die ihm durch so manche schöne Stunde, die er mit der liebenswürdigen Frau hier zugebracht, werth geworden war, legte er sich auf die Moosbank und entschlief bald. Seine Sorgen hatte er zurückgelassen, sie folgten ihm nicht durch das Thor der Träume; nur liebliche Erinnerungen verschmolzen und mischten sich zu neuen reizenden Bildern; das Mädchen aus der St. Severinsstraße mit ihrer schmelzenden Stimme schwebte zu ihm her und erzählte ihm von ihrer Mutter; er schalt sie, daß sie so lange auf sich habe warten lassen, da er doch ja den ersten und fünfzehnten gekommen sei; er wollte sie küssen zur Strafe, sie sträubte sich, er hob den Schleier auf, er hob das schöne Gesichtchen am Kinn empor, und siehe — es war Don Pedro, der sich in des Mädchens Gewänder gesteckt hatte, und Diego, sein Diener, wollte sich todt lachen über den herrlichen Spaß. — Dann war er wieder mit einem kühnen Sprung der träumenden Phantasie in Stutt-

gart in jener Gemäldesammlung. Man hatte sie anders geordnet, er durchsuchte vergebens alle Säle nach dem theuren Bilde; es war nicht zu finden; er weinte, er fing an zu rufen und laut zu klagen; da kam der Galeriediener herbei und bat ihn, stille zu sein, und die Bilder nicht zu wecken, die jetzt alle schlafen. Auf einmal sah er in einer Ecke das Bild hängen, aber nicht als Brustbild wie früher, sondern in Lebensgröße; es sah ihn neckend, mit schelmischen Blicken an, es trat lebendig aus dem Rahmen und umarmte den Unglücklichen; er fühlte einen heißen, langen Kuß auf seinen Lippen. Wie es zu geschehen pflegt, daß man im Traum zu erwachen glaubt, und träumend sich sagt, man habe ja nur geträumt, so schien es auch jetzt dem jungen Mann zu gehen. Er glaubte, von dem langen Kuß erweckt, die Augen zu öffnen, und siehe, auf ihn niedergebeugt hatte sich ein blühendes, rosiges Gesicht, das ihm bekannt schien. Vor Lust des süßen Athems, der liebewarmen Küsse, die er einsog, schloß er wieder die Augen; er hörte ein Geräusch, er schlug sie noch einmal auf und sah eine Gestalt in schwarzem Mantel, schwarzem Hütchen mit grünem Schleier entschweben; als sie eben um eine Ecke biegen wollte, kehrte sie ihm noch einmal das Gesicht zu, es waren die Züge des geliebten Mädchens, und neidisch wie damals hatte sie auch jetzt die Halbmaske vorgenommen. „Ach, es ist ja doch nur ein Traum!" sagte er lächelnd zu sich, indem er die Augen wieder schließen wollte; aber das Gefühl, erwacht zu sein, das Säuseln des Windes in den Blättern der Laube, das Plätschern des Springbrunnens war zu deutlich, als daß er davon nicht völlig wach und munter geworden wäre. Das sonderbare, lebhafte Traumbild stand noch vor seiner Seele; er blickte nach der Ecke, wo sie verschwunden war; er sah die Stelle an, wo sie gestanden, sich über ihn hingebeugt hatte, er glaubte die Küsse des geliebten Mädchens noch auf den Lippen zu fühlen. „So weit also ist es mit dir gekommen," sprach er erschreckend zu sich, „daß du sogar im Wachen träumst, daß du sie bei gesunden Sinnen um dich siehst! Zu welchem Wahnwitz soll dies noch führen? Nein, daß man so deutlich träumen könne, hätte ich nie geglaubt. Es ist eine Krankheit des Gehirns, ein Fieber der Phantasie, ja es fehlt nicht viel, so möchte ich sogar behaupten, Traumbilder können Fußstapfen hinterlassen; denn diese Tritte hier im Sande sind nicht von meinem Fuß." Sein Blick fiel auf die Bank, wo er gelegen, er sah ein zierlich gefaltetes Papier und nahm es verwundert auf. Es war ohne Aufschrift, es hatte ganz die Form eines Billet doux; er zauderte einen Augenblick, ob er es öffnen dürfe; aber neugierig, wer sich hier wohl in solcher Form schreiben könne, entfaltete er das Papier — ein Ring fiel ihm entgegen. Er hielt ihn in der Hand und durchflog den Brief, er las: „Oft bin ich Dir nahe, Du mein edler Retter und Wohlthäter; ich umschwebe Dich mit jener unendlichen Liebe, die meine Dankbarkeit anfachte, die selbst mit meinem Leben nicht verglühen wird. Ich weiß, Dein großmüthiges Herz schlägt noch immer für mich, Du hast Länder durchstreift, um mich zu suchen, zu finden; doch umsonst bemühst Du Dich — vergiß ein so unglückliches Geschöpf; was wolltest Du auch mit mir? Wenn auch mein höchstes Glück in dem Gedanken liegt, ganz Dir anzugehören, so kann es ja doch nimmermehr sein! Auf immer! sagte ich Dir schon damals, ja auf immer liebe ich Dich, aber — das Schicksal will, daß wir getrennt

sein auf immer, daß nie an Deiner Seite, vielleicht nur in Deiner gütigen Erinnerung leben darf

Die Bettlerin vom Pont des Arts."

Der junge Mann glaubte noch immer oder aufs Neue zu träumen; er sah sich mißtrauisch um, ob seine Phantasie ihn denn so ganz verführt habe, daß er in einer Traumwelt lebe; aber alle Gegenstände um ihn her, die wohlbekannte Laube, die Bank, die Bäume, das Schloß in der Ferne, Alles stand noch wie zuvor, er sah, er wachte, er träumte nicht. Und diese Zeilen waren also wirklich vorhanden, waren nicht ein Traumbild seiner Phantasie? „Hat man vielleicht einen Scherz mit mir machen wollen?" fragte er sich dann; „ja gewiß; es kommt wohl Alles von Josephe; vielleicht war auch jene Erscheinung nur eine Maske?" Indem er das Papier zusammenrollte, fühlte er den Ring, der in dem Briefchen verborgen gewesen, in seiner Hand. Neugierig zog er ihn hervor, betrachtete ihn und erblaßte. Nein, das wenigstens war keine Täuschung, es war derselbe Ring, den er dem Mädchen in jener Nacht gegeben, als er auf immer von ihr Abschied nahm. So sehr er im ersten Augenblick versucht war, hier an übernatürliche Dinge zu glauben, so erfüllte ihn doch der Gedanke, daß er ein Zeichen von dem geliebten Wesen habe, daß sie ihm nahe sei, mit so hohem Entzücken, daß er nicht mehr an die Worte des Briefes dachte; er zweifelte keinen Augenblick, daß er sie finden werde, er drückte den Ring an die Lippen, er stürzte aus der Laube in den Garten, und seine Blicke streiften auf allen Wegen, in allen Büschen nach der theuren Gestalt. Aber er spähte vergebens; er fragte die Arbeiter im Garten, die Diener im Schlosse, ob sie keine Fremde gesehen haben; man hatte sie nicht bemerkt. Bestürzt, beinahe keiner Ueberlegung fähig, kam er zu Tische; umsonst forschte Faldner nach dem Grund seiner verstörten Blicke, umsonst fragte ihn Josephe, ob er denn vielleicht von gestern her noch so trübe gestimmt sei. „Es ist mir etwas begegnet," antwortete er, „das ich ein Wunder nennen müßte, wenn nicht meine Vernunft sich gegen Aberglauben sträubte."

## 29.

Dieser sonderbare Vorfall und die Worte des Briefchens, das er wohl zehnmal des Tages überlas, hatten den jungen Mann ganz tiefsinnig gemacht. Er fing an nachzusinnen, ob es denn möglich sei, daß überirdische Wesen in das Leben der Sterblichen eingreifen können. Wie oft hatte er über jene Schwärmer gelacht, die an Erscheinungen, an Boten aus einer andern Welt, an Schutzgeister, die den Menschen umschweben, wie an ein Evangelium glaubten. Wie oft hatte er ihnen sogar die physische Unmöglichkeit dargethan, daß körperlose Wesen dennoch sichtbar erscheinen, daß sie

dies oder jenes verrichten können. Aber was ihm selbst begegnet war, wie sollte er es deuten? Oft nahm er sich vor, Alles zu vergessen, gar nicht mehr daran zu denken, und im nächsten Augenblick quälte er sich ab, seine Erinnerung recht lebhaft vor das Auge treten zu lassen; deutlicher als je erschienen dann wieder ihre Züge, er hatte sie ja gesehen, als sie sich an der Ecke noch einmal umwandte; er hatte den holden Mund, diese rosigen Wangen, dieses Kinn, diesen schlanken Hals wieder gesehen! Er holte jenes Bild herbei, er verglich Zug um Zug, er deckte die Hand auf Augen und Stirne der Dame, und es war das holde Gesichtchen, wie es unter der Halbmaske hervorschaute!

Er hatte sich, weil Josephe am nächsten Morgen im Hause allzusehr beschäftigt war, um ihn zu unterhalten, wieder in die Laube gesetzt. Er las, und während des Lesens beschäftigte ihn immer der Gedanke, ob sie ihm wohl wieder erscheinen werde. Die Hitze des Mittags wirkte betäubend auf ihn; mit Mühe suchte er sich wach zu halten, er las eifriger und angestrengter, aber nach und nach sank sein Haupt zurück, das Buch entfiel seinen Händen, er schlief.

Beinahe um dieselbe Zeit wie gestern erwachte er, aber keine Gestalt mit grünem Schleier war weit und breit zu sehen; er lächelte über sich selbst, daß er sie erwartet habe, er stand traurig und unzufrieden auf, um ins Schloß zu gehen, da erblickte er neben sich ein weißes Tuch, das er sich nicht erinnern konnte, hingelegt zu haben; er sah es an, es mußte wohl dennoch ihm gehören, denn in der Ecke war sein Namenszug eingenäht. „Wie kommt dies Tuch hieher?“ rief er bewegt, als er bei genauerer Besichtigung entdeckte, daß es eines jener Tücher sei, die ihm das Mädchen hatte fertigen müssen, und die er wie Heiligthümer sorgfältig verschloß. „Soll dies aufs Neue ein Zeichen sein?“ Er entfaltete das Tuch, und suchte, ob nicht vielleicht wieder einige Zeilen eingelegt seien? Es war leer; aber in einer andern Ecke des Tuches entdeckte er noch einige Lettern, die wie sein Name eingenäht waren; zierlich und nett standen dort die Worte: Auf immer! „Also dennoch hier gewesen!“ rief der junge Mann unmuthig. „Und ich konnte ihre liebliche Erscheinung schnöderweise verschlafen? Warum gibt sie mir wohl ein neues Zeichen? Warum diese traurigen Worte wiederholen, die mich schon damals und erst gestern wieder so unglücklich machten?“ Auch heute befragte er nach der Reihe die Domestiken, ob nicht eine fremde Person im Garten gewesen sei? Sie verneinten es einstimmig, und der alte Gärtner sagte, seit drei Stunden sei gar Niemand durch den Garten gegangen, als nur die gnädige Frau. „Und wie war sie angezogen?“ fragte Fröben, auf sonderbare Weise überrascht. „Ach Herr, da fragt Ihr mich zu viel,“ antwortete der Alte; „sie ist halt angezogen gewesen in vornehmen Kleidern, aber wie, das weiß ich nicht zu beschreiben; als sie vor mir vorbeiging, nickte sie freundlich und sagte: ‚Guten Tag, Jakob!‘“

Der junge Mann führte den Alten bei Seite: „Ich beschwöre Dich,“ flüsterte er; „trug sie einen grünen Schleier? Hatte sie nicht eine große, schwarze Brille auf?“

Der alte Gärtner sah ihn mißtrauisch und kopfschüttelnd an. „Eine schwarze Brille?“ fragte er. „Die gnädige Frau eine große schwarze Brille?

Ei du Herr Gott, wo denken Sie hin, sie hat so scharfe, klare Augen wie eine Gemse, und soll eine Brille auf der Nase tragen, mit Respekt zu melden, eine große, schwarze Brille, wie sie die alten Weiber in der Kirche auf die Nase klemmen, daß es seiner schnarrt, wenn sie singen? Nein, gnädiger Herr, solche schlechte Gedanken müssen Sie sich aus dem Kopf schlagen, das ist nichts; und nehmen Sie es nicht ungütig, aber eine Mütze sollten Sie doch aufsetzen bei dieser Hitze, es ist von wegen des Sonnenstichs." So sprach der Alte und ging kopfschüttelnd weiter; den übrigen Dienstboten aber deutete er mit sehr verdächtiger Bewegung des Zeigefingers ans Hirn an, daß es mit dem jungen Herrn Gast hier oben nicht ganz richtig sein müsse.

## 30.

Auch jetzt kam Fröben zu keinem andern Resultat, als daß das Betragen jenes Mädchens, das er so innig liebte, unbegreiflich sei, und dieses räthselhafte Spiel mit seinem Schmerz, mit seiner Sehnsucht, beschäftigte ihn so ganz ausschließlich, daß ihm vieles entging, was ihm sonst wohl hätte auffallen müssen. Josephe kam mit verweinten Augen zu Tische; der Baron war verstimmt und einsilbig und schien seinem inneren Unmuth, der ihm um die Stirne lag und deutlich aus den Augen sprach, hie und da durch einen Fluch über die schlechte Küche und die noch schlechtere Haushaltung Luft machen zu müssen. Die unglückliche Frau ließ Alles still und geduldig über sich ergehen, sie schickte zuweilen, als wolle sie Hülfe und Trost suchen, einen flüchtigen Blick nach Fröben hinüber; ach, sie bemerkte nicht, wie ihr Gatte diese Blicke belauerte, wie seine Stirne sich röther färbte, wenn er ihre Augen auf diesem Wege traf.

An Fröbens Auge und Ohr ging dies vorüber, als etwas, an das er sich schon gewöhnt hatte; er gab sich nicht einmal die Mühe, Josephe um die Ursache dieses Aufbrausens zu befragen. Es fiel ihm nicht auf, daß sie zurückhaltender gegen ihn war im Beisein Faldners; er schrieb es der gewöhnlichen Geschäftigkeit seines Freundes zu, daß ihn dieser in den nächsten Tagen nöthigte, mit ihm da und dorthin auf das Gut zu gehen und

in Wald und Feld oft einen großen Theil des Tages mit Messungen und Berechnungen hinzubringen. Als er aber eines Morgens, als ihn Faldner schon gesattelt und gesport erwartete, eine kleine Unpäßlichkeit vorschützte, um diesen unangenehmen Feldbesuchen zu entgehen, als er arglos hinwarf, daß er doch Josephen auch einmal wieder vorlesen müsse, da wollte es ihm doch auffallend dünken, daß der Baron unmuthig rief: „Nein, sie soll mir nichts mehr lesen, gar nichts mehr. Es geht ohnedies seit einiger Zeit Alles conträr. Das könnte ich vollends brauchen, wenn sie den ganzen Morgen mit Lesen zubrächte, und solche Romanideen im Kopfe trüge, wie ich schon welche habe spuken sehen. Lies Dir in Gottes Namen selbst vor, lieber Fröben, und nimm mir nicht übel, wenn ich mein Weib anders placire. Du gehst in den Garten nach dem Frühstück, Josephe, es soll heute Gemüse ausgestochen werden, nachher bist Du so gütig und gehst zu Pastors, Du bist dort seit lange einen Besuch schuldig." Mit diesen Worten nahm er seine Reitpeitsche vom Tische und schritt davon.

„Was soll denn das? Was hat er denn heute?" fragte Fröben staunend die junge Frau, die kaum ihre Thränen zurückzuhalten vermochte.

„O er ist so ziemlich wie sonst," erwiderte sie, ohne aufzublicken. „Ihre Anwesenheit hat ihn einige Zeit lang aus dem gewöhnlichen Geleise gebracht; Sie sehen, er ist jetzt wieder wie zuvor."

„Aber mein Gott," rief er unmuthig, „so schicken Sie eine Magd in den Garten!"

„Ich darf nicht," sagte sie bestimmt, „ich muß selbst zusehen; er will es ja haben."

„Und den Besuch bei Pastors —?"

„Muß ich machen, Sie haben es ja gehört, daß ich ihn machen muß; lassen wir das; es ist einmal so. Aber Sie," fuhr Josephe fort, „Sie, mein Freund, scheinen mir seit einigen Tagen verändert, gar nicht mehr so munter, so zutraulich wie früher. Sollten Sie sich vielleicht nicht mehr hier gefallen? Sollte mein Mann, sollte vielleicht ich Ursache Ihrer Verstimmung sein?"

Fröben fühlte sich verlegen; er war auf dem Punkte, der Freundin jene sonderbaren Vorfälle im Garten zu gestehen, aber der Gedanke, sich vor der klugen, jungen Frau eine Blöße zu geben, hielt ihn zurück. „Sie wissen," sagte er ausweichend, „daß ich in den letzten Tagen Briefe aus S. bekam. Und wenn ich verstimmt erscheine, so tragen diese Briefe allein die Schuld." Sie sah ihn zweifelhaft an; eine Antwort schien auf ihren Lippen zu schweben, aber wie wenn sie den Mangel an Vertrauen in dem Blicke des jungen Mannes gelesen und sich dadurch gekränkt gefühlt hätte, zuckten ihre schönen Lippen und drängten die Antwort zurück; sie zog schweigend die Glocke, befahl ihrer Zofe, ihr Hut und Schirm zu bringen, und ging dann, ohne ihn zu diesem Gange einzuladen, in den Garten an die Arbeit.

Als der junge Mann einige Stunden nachher ebenfalls in den Garten hinabstieg und nach Josephe fragte, hieß es, sie sei zu Pastors gegangen. Er eilte der Laube zu, er setzte sich mit pochendem Herzen nieder. Heute hatte er sich vorgenommen, nicht einzuschlafen. „Ich will doch sehen," sagte er zu sich, „ob dieses Wesen, das mich so geheimnißvoll umschwebt, noch

ein drittes Zeichen für mich hat? Ich will mich wie zum Schlummer niederlegen, und so wahr ich lebe, wenn es wieder erscheint, will ich es haschen und schauen, welcher Natur es sei." Er las, bis der Mittag herangekommen war; dann legte er sich nieder und schloß die Augen. Oft wollte sich der Schlummer wirklich über ihn herabsenken, aber Erwartung, Unruhe und sein fester Wille, der die Mohnkörner von ihm ferne hielt, ließen ihn wach bleiben.

Er mochte wohl eine halbe Stunde so gelegen haben, als die Zweige der Laube rauschten. Er öffnete die Augen kaum ein wenig und sah, wie zwei weiße Hände die Zweige behutsam theilten, vermuthlich um eine Aussicht auf den Schlummernden zu öffnen. Dann knisterten leise, leise Schritte im Sand. Er blickte verstohlen nach dem Eingang der Laube, und sein Herz wollte zerspringen voll freudiger Ungeduld, als er sein Mädchen sah im schwarzen Mantel und Hut, den grünen Schleier zurückgeschlagen, die schwarzen Maskenaugen vor den obern Theil des schönen Gesichtes gebunden.

## 31.

Sie nahte auf den Zehenspitzen. Er sah, wie auf ihrem Gesicht ein höheres Roth aufstieg, als sie näher trat. Sie betrachtete den Schläfer lange; sie seufzte tief und schien Thränen abzutrocknen. Dann trat sie nahe heran; sie beugte sich über ihn herab, ihr Athem berührte ihn wie ein Himmelsbote, der die Nähe ihrer süßen Lippen ansagte, sie senkte sich tiefer und ihr Mund legte sich auf den seinigen so sanft, wie das Morgenroth sich auf den Hügel senkt.

Da hielt er sich nicht länger; schnell schlang er seinen Arm um ihren Leib, und mit einem kurzen Angstschrei sank sie in die Kniee. Er sprang erschrocken auf, er glaubte sie ohnmächtig, aber sie war nur sprachlos und zitterte heftig; er hob sie auf, er zog sie, erfüllt von der Wonne des Sie-

dersehens, an seiner Seite auf die Bank nieder, er bedeckte ihren Mund mit glühenden Küssen, er drückte sie fest an sich: „O, so habe ich Dich wieder, endlich, endlich wieder, Du geliebtes Wesen!“ rief er; „Du bist kein Trugbild, Du lebst, ich halte Dich in meinen Armen wie damals und liebe Dich wie damals, und bin glücklich, selig, denn Du liebst ja auch mich!“ Eine hohe Gluth bedeckte ihre Wangen, sie sprach nicht, sie suchte vergebens sich aus seinen Armen zu winden. „Nein, jetzt lasse ich Dich nicht mehr,“ sprach er, und Thränen, Thränen des Glücks hingen an seinen Wimpern; „jetzt halte ich Dich fest und keine Welt darf Dich von mir reißen. Und komm, hinweg mit dieser neidischen Maske, ganz will ich Dein schönes Antlitz schauen, ach, es lebte ja immer in meinen Träumen!“ Sie schien mit der letzten Kraft die Hand von der Halbmaske abhalten zu wollen, sie athmete schwer, sie rang mit ihm, aber die trunkene Lust des jungen Mannes, nach so langer Entbehrung sich so unaussprechlich glücklich zu wissen, gewährte ihm einen leichten Sieg. Er hielt ihre Arme mit der einen Hand, zitternd stieß er mit der andern den Hut zurück, band die Maske los und erblickte — die Gattin seines Freundes.

„Josephe!“ rief er, wie in einen Abgrund niedergeschmettert, und seine Gedanken drehten sich im Ringe. „Josephe!“

Bleich, erstarrt, thränenlos saß sie neben ihm und sagte wehmüthig lächelnd: „Ja, Josephe.“

„Sie haben mich also getäuscht?“ sagte er bitter, indem alle Hoffnung, alle Seligkeit des vorigen Augenblicks an ihm vorüberflog. „O dieses Possenspiel konnten Sie uns ersparen. Doch,“ fuhr er fort, indem ein Gedanke ihn durchblitzte; „um Gotteswillen, wo haben Sie den Ring her, woher das Tuch?“

Sie erröthete von Neuem, sie brach in Thränen aus, sie verbarg ihr Haupt an seiner Brust. „Nein,“ rief er, „Antwort muß ich haben; es ist mein Ring, das Tuch — ich beschwöre Sie, wie kam beides in Ihre Hände, woher haben Sie den Ring?“

„Von Dir!“ flüsterte sie, indem sie sich beschämt fester an ihn drückte.

Da fiel ein Lichtstrahl in Fröbens Seele; noch blendete ihn dies zu helle Licht, aber er hob sanft ihr Haupt in die Höhe und sah sie an mit Blicken voll Verwunderung und Liebe. „Du bist es? Träume ich denn wieder?“ sprach er, nachdem er sie lange angeblickt. „Sagtest Du nicht, Du seiest mein süßes Mädchen? O Gott, welcher Schleier lag denn auf meinen Augen? Ja, das sind ja Deine holden Wangen, das ist ja Dein reizender Mund, der mich heute nicht zum ersten Mal küßte!“

Eine hohe Gluth bedeckte ihre Wangen. Sie sah ihn voll Wonne und Entzücken an. „Was wäre aus mir geworden, ohne Dich, Du edler Mann!“ rief sie, indem sich in Thränen der Schimmer ihrer Augen brach. „Ich bringe Dir den Segen meiner guten Mutter, Du hast ihre letzten Tage leicht gemacht und die Decke des Elends gelüftet, die so schwer auf ihrer kranken Brust lag. O! wie kann ich Dir danken? Was wäre ich geworden ohne Dich! Doch —“ fuhr sie fort, indem sie mit ihren Händen das Gesicht bedeckte, „was bin ich denn geworden, das Weib eines Andern, Deines Freundes Weib!“

Er sah, wie ein unendlicher Schmerz ihren Busen hob und senkte, wie

durch die zarten Finger ihre Thränen gleich Quellen herabrieselten. Er fühlte, wie innig sie ihn liebe, und kein Gedanke an einen Vorwurf, daß sie einem Andern als ihm gehören könnte, kam in seine Seele. „Es ist so," sagte er traurig, indem er sie fester an sich drückte, als könne er sie dennoch nicht verlieren. „Es ist so; wir wollen denken, es sollte so sein, es habe so kommen müssen, weil wir vielleicht zu glücklich gewesen wären. Doch in diesem Moment bist Du mein, denke, Du kommst herüber über den Platz der Arzneischule und ich erwarte Dich; o komm, umarme mich so wie damals, ach, nur noch ein einziges Mal!"

In Erinnerung verloren hing sie an seinem Hals; hinter ihren düsteren Blicken schien der Gedanke an die Wirklichkeit sich zu verlieren; heller und heller, freundlicher und immer freundlicher schien die Erinnerung aufzutauchen; ein holdes Lächeln zog um ihren Mund und senkte sich auf ihren Wangen in zarte Grübchen. „Und kanntest Du mich denn nicht?" fragte sie lächelnd. „Und Du kanntest mich nicht?" fragte er, sie voll Zärtlichkeit betrachtend. „Ach!" antwortete sie; „ich hatte mir damals Deine Züge recht abgelauscht und tief in mein Herz geschrieben, aber wahrlich, ich hätte Dich nimmer erkannt. Es mochte wohl auch daher kommen, daß ich Dich nur immer bei Nacht sah in den Mantel eingewickelt, den Hut tief in der Stirne, und wie konnt' ich auch denken — freilich, als Du am ersten Abend Faldner zuriefst: „Auf Wiedersehen," da kam mir der Ton so bekannt vor, als hätte ich ihn schon gehört; aber ich lachte mich immer selbst aus über die thörichten Vermuthungen. Nachher war es mir hie und da, als müßtest Du der sein, den ich meinte; doch zweifelte ich immer wieder; aber als Du am Sonntag nur erst Pont des Arts genannt hattest, da ging auf einmal eine eigene Sonne auf Deinem Gesicht auf; Du schienest ganz in Erinnerung zu leben, und mit den ersten Worten war es mir klar, daß Du, Du es bist! Aber freilich, mich konntest Du nicht wieder erkennen, nicht wahr, ich bin recht bleich geworden?"

„Josephe," erwiderte er; „wo waren meine Sinne? Wo mein Auge, mein Ohr, daß ich Dich nicht erkannte? Gleich bei Deinem ersten Anblick flog ein freudiger Schreck durch meine Seele, Du glichst ja ganz jenem Bilde, das ich, durch einen wahrhaften Kreislauf der Dinge, als Dir ähnlich gefunden und geliebt hatte; aber die Entdeckung über das Geschlecht der Mutter führte mich in eine Irrbahn; ich sah in Dir nur noch die ähnliche Tochter der schönen Laura, und oft, während ich neben Dir saß, streifte mein Geist ferne, weithin nach — Dir!"

„O Gott!" rief Josephe, „ist es denn wahr, ist es möglich? kannst Du mich denn noch lieben?"

„Ob ich es kann? — Aber darf ich denn? Gott im Himmel, Du heißt ja Frau von Faldner; sage mir nur um des Himmels willen, wie fügte sich dies Alles? Wie hast Du auch nicht ein einziges Mal mehr mich erwarten mögen?"

## 32.

Sie stillte ihre Thränen, sie faßte sich mit Mühe, um zu sprechen. „Siehe," sagte sie, „es war, als ob ein feindliches Geschick Alles nur so geordnet hätte, um mich recht unglücklich zu machen. Als Du weg warst, hatte ich keine Freude mehr. Jene Abende mit Dir waren mir so unendlich viel gewesen. Siehe, schon von dem ersten Moment an, als Du in der lieben Muttersprache Deinen Begleiter um Geld batest, von da an schlug mein Herz für Dich, und als Du mit so unendlichem Edelmuth, mit so viel Zartsinn für uns sorgtest, ach, da hätte ich Dich oft an mein Herz schließen und Dir gestehen mögen, daß ich Dich wie ein höheres Geschöpf anbete. Ich weiß nicht, was mir für Dich zu thun zu schwer gewesen wäre; und wie groß, wie edel hast Du Dich gegen mich benommen! Du gingst; ich weinte lange, denn ein schmerzliches Gefühl sagte mir, daß es auf immer geschieden sei; acht Tage, nachdem Du abgereist warst, starb meine arme Mutter sehr schnell. Was Du mir damals noch gegeben, reichte hin, meine Mutter zu beerdigen und ihr Andenken nicht in Unehre gerathen zu lassen. Eine Dame, es war die Gräfin Landskron, die in unserer Nachbarschaft wohnte und von uns Armen hörte, ließ mich zu sich kommen. Sie prüfte mich in Allem, sie durchschaute die Papiere meiner Mutter, die ich ihr geben mußte, genau; sie schien zufrieden und nahm mich als Gesellschaftsfräulein an. Wir reisten; ich will Dir nicht beschreiben, wie mein Herz blutete, als ich dieses Paris verlassen mußte; es fehlten nur noch vierzehn Tage, bis die Zeit um war, die Du zu Deiner Rückkehr bestimmtest; dann wäre ich am ersten auf den Platz gegangen, hätte Dich noch einmal gesprochen, noch einmal von Dir Abschied genommen! Es sollte nicht so sein; als wir aus der St. Severinstraße über den wohlbekannten Platz der École de Médecine hinfuhren, da wollte mein Herz brechen, und ich sagte zu mir: ‚Auf immer!' Eduard! ich habe nie wieder von Dir gehört, Dein Name war mir unbekannt, Du mußtest ja die Bettlerin längst vergessen haben; ich lebte von der Gnade fremder Leute, ich hatte manches Bittere zu tragen, ich trug es, es war ja nicht das Schmerzlichste. Als aber die Gräfin in diese Gegend auf ihr Gut zog, als Faldner sich um mich bewarb, als ich merkte, daß sie es gutmüthig für eine gute Versorgung halte, vielleicht auch meiner überdrüssig war — nun, ich war ja nur ein einziges Mal glücklich gewesen, konnte nimmer hoffen, es wieder zu werden; das Uebrige war ja so gleichgültig — da wurde ich seine Frau."

„Armes Kind! an diesen Faldner, warum denn gerade Du mit so weicher Seele, mit so zartem Sinn, mit so viel gültigem Anspruch auf ein zum mindesten edleres Loos, warum gerade Du seine Frau? Doch es ist so; Josephe, ich kann, ich darf keinen Tag mehr hier sein; ich habe ihn bei Allem, was er Rohes haben mag, einst Freund genannt, bin jetzt sein Gastfreund, und wenn auch Alles nicht wäre, wir dürfen ja nicht zusammen glücklich sein!“ Es lag ein unendlicher Schmerz in seinen Worten; er küßte die Augen der schönen Frau, nur um durch den Gram, der in ihnen wohnte, nicht noch weicher zu werden. „O nur noch einen Tag,“ flüsterte sie zärtlich; „hab' Dich ja jetzt eben erst gefunden, und Du denkst schon zu entfliehen. Liebe, wenn Du weg bist, da verschließt sich wieder die Thüre meines Glücks auf immer; ich werde Hartes ertragen müssen, und da muß ich doch ein wenig Erinnerung mir aufsparen, von der ich zehren kann in der endlosen Wüste.“

„Höre, ich will Faldner Alles gestehen,“ sprach nach einigem Sinnen der junge Mann, „ich will es ihm Alles vermalen, daß es ihn selbst rühren muß; er liebt Dich doch nicht, Du ihn nicht und bist unglücklich; er soll Dich mir abtreten. Mein Haus liegt nicht so schön wie dieses Schloß; meine Güter kannst Du vom Belvedere auf dem Dache übersehen, Du verließest hier großen Wohlstand, aber wenn Du einzögest in mein Haus, wollte ich Dir meine Hände als Teppich unterlegen, auf den Händen wollte ich Dich tragen, Du solltest die Königin sein in meinem Hause, und ich Dein erster treuer Diener!“

Sie blickte schmerzlich zum Himmel auf, sie weinte heftiger. „Ach ja, wenn ich Deines Glaubens wäre, dann ginge es wohl, aber wir sind ja gut katholisch getraut worden, und das scheidet nur der Tod! O du großer Gott, wie unglücklich machen oft diese Gesetze! Welch eine Seligkeit mit Dir, bei Dir zu sein, immer für Dich zu sorgen, an Deinen Blicken zu hängen, und alle Tage Dir durch zärtliche Liebe ein Tausendtheil von dem heimzugeben, was Du an meiner lieben Mutter und an mir gethan.“

„Also dennoch auf immer,“ erwiderte er traurig; „also nur noch morgen, und dann für immer scheiden?“

„Für immer!“ hauchte sie kaum hörbar, indem sie ihn fester an ihre Lippen schloß.

„Hier also findet man Dich, Du niederträchtige Metze!“ schrie in diesem Augenblick ein Dritter, der neben dieser Gruppe stand, sie sprangen erschreckt auf; zitternd vor Zorn, knirschend vor Wuth stand der Baron, in der einen Hand ein Papier, in der andern die Reitpeitsche haltend, die er eben aufhob, um sie über den schönen Nacken der Unglücklichen herabschwirren zu lassen. Fröben fiel ihm in den Arm, entwand ihm mit Mühe die Peitsche und warf sie weit hinweg. „Ich bitte Dich,“ sagte er zu dem Wüthenden; „nur hier keine Scene; Deine Leute sind im Garten, Du schändest Dich und Dein Haus durch einen solchen Auftritt.“

„Was?“ schrie Jener, „ist mein Haus nicht schon genug geschändet durch diese niederträchtige Person, durch dieses Bettlerpack, das ich in meinem Haus hatte? Meinst Du, ich kenne Deine Handschrift nicht,“ fuhr er fort, indem er ihr das Papier hinstreckte; „das ist ja ein süßes Briefchen an den Herrn Galan hier, an den Romanenhelden. Also eine Dirne mußte ich

heirathen, die Du unterhieltest, und als Du ihrer satt warest, sollte der ehrliche Faldner sie zur gnädigen Frau machen; dann kommt man nach sechs Monaten so zufällig zu Besuch, um den Hörnern des Gemahls noch einige Enden anzusetzen. Das sollst Du mir bezahlen, Schandbube; aber dieses Bettelweib mag immer wieder mit Teller und Laterne sich am Pont des Arts aufstellen oder von Deinem Sündenlohn leben. Meine Knechte sollen sie mit Hetzpeitschen vom Hof jagen!"

## 33.

Der Mann von gediegener Bildung hat in solchen Momenten ein entschiedenes Uebergewicht über den Rohen, der von Wuth zur Unbesonnenheit hingerissen, unsicher ist, was er beginnen soll. Ein Blick auf Josephe, die bleich, zitternd, sprachlos auf der Moosbank saß, überzeugte Fröben, was hier zu thun sei. Er bot ihr den Arm und führte sie aus der Laube nach dem Schlosse. Wüthend sah ihnen der Baron nach; er war im Begriff, seine Knechte zusammenzurufen, um seine Drohung zu erfüllen, aber die Furcht, seine Schande noch größer zu machen, hielt ihn ab. Er rannte hinauf in den Saal, wo Josephe auf dem Sopha lag, ihr weinendes Gesicht in den Kissen verbarg, wo Fröben wie gedankenlos am Fenster stand und hinausstarrte. Scheltend und fluchend rannte Jener in dem Saal umher; er verfluchte sich, daß er sein Leben an eine solche Dirne gehängt habe. „Es müßte keine Gerechtigkeit mehr im Lande sein, wenn ich sie mir nicht vom Halse schaffte!" rief er. „Sie hat Taufschein und Alles fälschlich angegeben; sie hat sich für ebenbürtig ausgegeben, die Bettlerin, diese Ehe ist null und nichtig!"

„Das wird allerdings das Vernünftigste sein," unterbrach ihn Fröben; „es kommt nur darauf an, wie Du es angreifst, um Dich nicht noch mehr zu blamiren —"

„Ha, mein Herr!" schrie der Baron in wildem Zorn, „Sie spotten noch über mich, nachdem Sie durch Ihre grenzenlose Frechheit all diese Schande über mich brachten? Folgen Sie mir, zu *unserer* Scheidung brauchen wir weiter keine Assisen, die kann sogleich abgemacht werden. Folgen Sie!"

Josephe, die diese Worte verstand, sprang auf; sie warf sich vor dem Wüthenden nieder, sie beschwor ihn, Alles nur über sie ergehen zu lassen, denn sein Freund sei ja ganz unschuldig; sie wies hin auf den Zettel in seiner Hand, den sie erkannte; sie schwor, daß Fröben erst heute erfahren, wer sie sei. Aber der junge Mann selbst unterbrach ihre Fürbitten, er hob sie auf und führte sie zum Sopha zurück. „Ich bin gewohnt," sagte er kaltblütig zum Baron, „bei solchen Gängen zuerst meine Arrangements zu

treffen, und Du wirst wohl thun, es auch nicht zu unterlassen. Vor Allem gebt Deine Frau jetzt aus dem Schloß, denn hier will ich sie nicht mehr wissen, wenn ich nicht da bin, sie vor Deinen Mißhandlungen zu schützen."

„Du handelst ja hier wie in Deinem Eigenthum," erwiderte der Baron vor Zorn lachend; „doch Madame war ja schon vorher Dein Eigenthum, ich hätte es beinahe vergessen; wohin soll denn der süße Engel gebracht werden? In ein Armenhaus, in ein Spital, oder an den nächsten besten Zaun, um ihr Gewerbe fortzusetzen?"

Fröben hörte nicht auf ihn; er wandte sich zu Josephe: „Wohnt die Gräfin noch in der Nähe?" fragte er sie. „Glauben Sie wohl für die nächsten Tage einen Aufenthalt dort zu finden?"

„Ich will zu ihr gehen," flüsterte sie.

„Gut; Faldner wird die Gnade haben, Sie hinfahren zu lassen, dort erwarten Sie das Weitere, ob er einsieht, wie Unrecht er uns Beiden gethan, oder ob er darauf beharrt, sich von Ihnen zu trennen."

## 34.

Josephe war zu der Gräfin abgefahren; der Freund hatte ihr gerathen, bei ihrer Ankunft nur einen Besuch von einigen Tagen vorzugeben, indessen wolle er ihr über die Stimmung seines Freundes Nachricht geben, und wenn es möglich wäre, ihn bereden, sich mit ihr zu versöhnen.

„Nein," rief sie leidenschaftlich, indem sie von der Terrasse an den Wagen hinabstieg, „in diese Thüre kehre ich nie mehr zurück, auf ewig wende ich diesen Mauern den Rücken. Glauben Sie, eine Frau vermag viel zu ertragen, ich habe lange dulden müssen, und das Herz wollte mir oft zerspringen, aber heute hat er mich zu tief beleidigt, als daß ich ihm vergeben könnte. Und sollte ich wieder zurückkehren müssen auf den Pont des Arts, die Menschen um ein Paar Sous anzuflehen, ich will es lieber thun, als noch länger solche niedrige Behandlung von diesem rohen Menschen mir gefallen lassen. Mein Vater war ein tapferer Soldat und ein geachteter Offizier

Frankreichs, seine Tochter darf sich nicht bis zur Magd eines Faldners entwürdigen."

Der junge Mann hatte nach ihrer Abreise einige Briefe geschrieben und war gerade mit Ordnen seines kleinen Gepäcks beschäftigt, als Faldner in das Zimmer trat. Fröben sah ihn verwundert an und erwartete neue Angriffe und Ausbrüche seines Zorns. Jener aber sagte: „Ich glaube, je mehr ich diese unglücklichen Zeilen lese, die ich heute Mittag auf Deinem Zimmer fand, immer mehr, daß Du eigentlich doch unschuldig an der miserablen Historie bist, nämlich, daß Du vorher nichts wußtest und die Person nicht kanntest; daß ich mein Weib in Deinen Armen traf, verzeihe ich Dir, denn jene Person hatte aufgehört mein zu sein, als sie den thörichten Brief an Dich schrieb."

„Es ist mir wegen unseres alten Verhältnisses erwünscht," antwortete Fröben, „wenn Du die Sache so ansiehst, hauptsächlich auch, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, vernünftig und ruhig mit Dir über Josephe zu sprechen. Fürs Erste mein heiliges Wort, daß zwischen ihr und mir bis heute Mittag nie, auch früher nicht, etwas vorging, was im geringsten ihrer Ehre nachtheilig wäre; daß sie arm war, daß sie einmal genöthigt war, die Hülfe der Menschen anzurufen —"

„Nein, sag' lieber, daß sie bettelte," rief Faldner hitzig, „und Nachts auf den Straßen und Brücken der liederlichen Hauptstadt umherzog, um Geld zu verdienen; ich hätte ja schon damals das Vergnügen ihrer näheren Bekanntschaft haben können, ich war ja bei der rührenden Scene auf dem Pont des Arts. Nein, wenn ich Dir auch Alles glaubte, ich bin dennoch beschimpft; die Familie Faldner und eine Bettlerin!"

„Ihr Vater und ihre Mutter waren von gutem Hause —"

„Fabeln, Dichtung! Daß ich mich so fangen ließ; ebenso gut hätte ich die Kellnerin aus der Schenke heirathen können, wenn sie ein Bierglas im Wappen führte und ein falsches Zeugniß ihrer Geburt brachte!"

„Das ist in meinen Augen das Geringste bei der Sache; die Hauptsache ist, daß Du sie gleich von Anfang wie eine Magd behandeltest und nicht wie Deine Frau; sie konnte Dich nie lieben! Ihr paßt nicht für einander."

„Das ist das rechte Wort," entgegnete der Baron, „wir passen nicht zusammen; der Freiherr von Faldner und eine Bettlerin können nie zusammen passen. Und jetzt freut es mich erst recht, daß ich meinem Kopf folgte und sie so behandelte, die Dirne hat es nicht besser verdient. Ich hab' es ja gleich gesagt, sie hat so etwas Gemeines an sich."

Diese Rohheit empörte den jungen Mann, er wollte ihm etwas Bitteres entgegnen, aber er bezwang sich, um Josephen nützlich zu sein. Er redete mit dem Baron ab, was hierin zu thun sei, und sie kamen dahin überein, daß sie die ganze Sache vor die bürgerlichen Gerichte bringen und gegenseitige Abneigung als Grund zur Trennung angeben sollten. Freilich konnte bei ihren Glaubensverhältnissen keiner der beiden Theile hoffen, in einer neuen Verbindung Trost zu finden; aber Josephen, wenn sie auch mit Schrecken in eine hülflose Zukunft blickte, schien kein Loos zu schwer, daß es nicht gegen die unwürdige Behandlung, die sie in Faldners Hause

erduldete, erträglich geschienen hätte, und der Baron, wenn ihn auch in manchen einsamen Stunden Reue anwandelte, suchte Zerstreuung in seinen Geschäften und Trost in dem Gedanken, daß ja Niemand seine Schande erfahren habe, eine Bettlerin von zweideutigem Charakter zur Frau von Faldner gemacht zu haben.

## 35.

Einige Wochen nach diesem Vorfall ging Fröben in Mainz, wohin er sich, um doch in Josephens Nähe zu sein, zurückgezogen hatte, auf der Rheinbrücke Abends hin und wieder. Er gedachte der sonderbaren Verkettung des Schicksals, er dachte an mancherlei Auswege, die ihn und die geliebte Frau vielleicht noch glücklich machen könnten; da fuhr ein Reisewagen über die Brücke her, dessen wunderlicher Bau die Aufmerksamkeit des jungen Mannes schon von weitem auf sich zog. Bald aber haftete sein Auge nur noch auf dem Bedienten, der auf dem Bock saß; dieses braungelbe, heitere Gesicht, das neugierig um sich schaute, schien ihm eben so bekannt, als die grellen Farben der Livrée. Als der Wagen, der sich auf der Brücke nur im Schritt weiter bewegen durfte, näher herankam, bemerkte auch der Diener den jungen Mann und rief: „San Jago di Compostella! Das ist er ja selbst!“ Er riß das Wagenfenster auf, das ihn von dem Innern des Wagens trennte und sprach eifrig hinein. Alsobald wurde auf der Seite des Wagens ein Fenster niedergelassen und herausfuhr das wohlbekannte Gesicht Don Pedro's de San Montanjo Ligez. Der Wagen hielt; der junge Mann sprang freudig herzu, um den Schlag zu öffnen, und der alte Herr sank in seine Arme. „Wo ist sie, wo habt Ihr sie, die Tochter meiner Laura? O um der heiligen Jungfrau willen, habt Ihr sie hier? Sagt an, junger Herr! Wo ist sie?“

Der junge Mann schwieg betreten; er führte den Alten auf der Brücke weiter und sagte ihm dann, daß sie nicht weit von dieser Stadt sich aufhalte, und morgen wolle er ihn zu ihr führen.

Der Spanier hatte Freudenthränen im Auge. „Wie danke ich Euch für die Nachrichten, die Ihr mir gegeben!“ sprach er. „Sobald ich Urlaub bekommen hatte, setzte ich mich mit Diego in den Wagen und ließ mich von W. bis hier täglich sechs Meilen fahren, denn länger hielt ich es nicht aus. Und lebt sie glücklich? Sieht sie ihrer Mutter ähnlich, und was erzählt sie von Laura Tortosi?“ Fröben versprach, auf seinem Zimmer alle seine Fragen zu beantworten. Er ließ, nachdem sich der Spanier ein wenig ausgeruht und umgekleidet hatte, Xeres bringen, schenkte ein, Diego reichte.

wie damals, die Cigarren, und als Don Pedro recht bequem saß, fing der junge Mann seine Erzählung an. Mit steigendem Interesse hörte ihn der Spanier an, zu großem Aergerniß Diegos ließ er seit zwanzig Jahren zum ersten Mal die Cigarre ausgehen, und als der junge Mann an jene empörende Scene zwischen Faldner und der unglücklichen Frau kam, da konnte er sich nicht mehr halten, sein altes, südliches Blut kochte auf; er drückte den Hut tief in die Stirne, wickelte den linken Arm in den Mantel und rief mit blitzenden Augen: „Meinen langen Stoßdegen her, Diego, den mach' ich kalt, so wahr ich ein guter Christ und spanischer Edelmann bin; ich stech ihn nieder und hätte er ein Crucifix vor der Brust, ich bring ihn um, ohne Absolution und ohne alle Sakramente schick' ich ihn zur Hölle, so thu' ich. Bring mir mein Schwert, Diego!"

Aber Fröben zog den zitternden, vom Zorn erschöpften Alten zu sich nieder; er suchte ihm begreiflich zu machen, wie dies Alles nicht nöthig sei, denn Josephe sei schon aus der Gewalt des rohen Menschen befreit und lebe getrennt von ihm. Er holte, um ihn noch mehr zu besänftigen, jenes Bild herbei, und entfaltete es vor den staunenden Blicken Pedro's. Entzückt betrachtete es der Don. „Ja, sie ist es," rief er, alles Uebrige vergessend, „meine arme, unglückliche Laura!" Und weinend umarmte er den jungen Mann, nannte ihn seinen lieben Sohn und dankte ihm mit gebrochener Stimme für Alles, was er an der unglücklichen Mutter und ihrer armen Tochter gethan.

Am andern Morgen brach er mit Fröben nach dem Gut der Gräfin auf. Es war ein rührender Anblik, wie der alte Mann die schöne jugendliche Gestalt Josephens umschlungen hielt, wie er ihre Züge aufmerksam betrachtete, wie seine strengen Züge immer weicher wurden, wie er sie dann gerührt auf Auge und Mund küßte. „Ja, Du bist Laura's Tochter!" rief er, „Dein Vater hat Dir nichts gegeben, als sein blondes Haar, aber das sind ihre lieben Augen, das ist ihr Mund, das sind die schönen Züge der Tortosi! Sei meine Tochter, liebes Kind; ich habe keinen Verwandten und bin reich; durch Verwandtschaft, mein Herz und einen zwanzigjährigen Gram gehörst Du mir näher an, als irgend Jemand auf der Erde!" Ihre Blicke, die über seine Schultern weg auf Fröben fielen, schienen diese letztere Behauptung nicht gerade zu bestätigen, aber sie küßte gerührt seine Hand und nannte ihn ihren Oheim, ihren zweiten Vater.

Die Freude des Wiedersehens dauerte übrigens nur wenige Tage. Don Pedro erklärte sehr bestimmt, daß ihn seine Geschäfte nach Portugal rufen, und zugleich schien er gar nicht einzusehen, was Josephen abhalten könnte, ihm dahin zu folgen; er hegte zu strenge Grundsätze über die Artikel seiner Kirche, als daß er den Gedanken für möglich gehalten hätte, Fröben könne Josephe, die getrennte Gattin eines Andern, zur Frau begehren. Es ist uns nicht bekannt geworden, was die Liebenden über diesen strittigen Punkt verhandelten; nur so viel ist gewiß, daß Fröben einige Male darauf hindeutete, sie solle zum evangelischen Glauben zurückkehren, daß sie jedoch, zwar mit unendlichem Schmerz, aber sehr bestimmt, diesen Vorschlag abwies. Oft soll ihr der junge Mann, in Verzweiflung über die herannahende Trennung vorgeschlagen haben, sie solle Don Pedro ziehen lassen, sie solle für sich leben, in Deutschland bleiben, er wolle, wenn er nicht ihr Gatte

werden könne, auf immer als Freund um sie sein. Aber auch dies lehnte sie ab; sie gestand ihm offen, daß sie sich zu schwach fühle, ein solches Verhältniß mit Ehren hinauszuführen, und stolzer gemacht durch ihr Unglück, bebte sie zurück vor dem Gedanken an eine unwürdige Verbindung mit einem Mann, den sie so hoch achtete, als sie ihn liebte. Allein mit sich, gestand sie sich wohl, daß ein noch edelmüthigerer Gedanke ihre Schritte lenke. „Sollte er," sagte sie zu sich, „die Blüthe des Lebens an ein unglückliches Geschöpf verlieren, das ihm nur Freundin sein darf? Soll er den hohen Genuß häuslicher Freuden, das Glück, Kinder und Enkel um sich zu versammeln, wegen meiner aufgeben? Nein, er hat mich schon einmal verloren, und die Zeit wird auch jetzt seinen Schmerz lindern, er wird ein unglückliches Wesen vergessen, das ewig an ihn denken, ihn lieben, für ihn beten wird."

So schienen denn jene prophetischen Worte Josephens: „Auf immer!" in Erfüllung zu gehen. Don Pedro verließ mit seiner neuen Verwandtin das Gut der Gräfin, um durch Holland auf die See zu gehen. Fröben, den vielleicht nur der Gedanke, Josephen bald nach Portugal nachzufolgen, und dort ihr Freund zu sein, aufrecht erhielt, geleitete die Geliebte auf der Reise durch Deutschland und Holland; und so oft sie ihn bat, durch längeres Begleiten die Tage der Trennung nicht noch schwerer zu machen, bat er mit Thränen im Auge: „Nur bis an's Meer und dann auf immer!"

## 36.

Im August dieses Jahres wurde in Ostende ein englisches Schiff klar, das nach Portugal Schiffsgut und Passagiere brachte. Es war ein schöner Morgen, die Nebel hatten sich gesenkt und die Tage schienen für die Fahrt günstig werden zu wollen. Es war um neun Uhr Morgens, als ein Kanonenschuß von dem Engländer verüberschallte, zum Zeichen, daß die Passagiere sich an die Küste begeben sollen. Zu gleicher Zeit ruderte eine Schaluppe heran, und warf ihr Brett aus, um die Reisenden einzunehmen. Vom Land her kamen viele Personen mit Gepäck, gingen über das Brett, und bald war die Schaluppe voll, und die erste Ladung wurde an Bord gebracht. Ehe noch die Schaluppe zum zweiten Mal anlegte, sah man vier Personen sich dem Strande nähern, die sich durch Gang, Haltung und Kleidung von den übrigen ärmlicheren Passagieren unterschieden. Ein hoher, ältlicher Mann ging stolzen Schrittes voraus; er hatte einen breitgekrämpten Hut auf, und den Mantel so kunstreich und bequem um die Schultern geschlagen, daß ein Schiffer, der ihn kommen sah, ausrief: „Ich laß mich

fressen, wenn es kein Spanier ist!“ hinter Jenem kam ein jüngerer Herr, der eine schöne, schlankgebaute Dame führte. Der junge Herr war sehr bleich, schien einen großen Kummer niederzukämpfen, um durch Zureden einen noch größeren bei der Dame zu beschwichtigen. Ihr schönes Gesicht war um Auge und Stirne von heftigem Weinen geröthet, der Mund schmerzlich eingepreßt und die Wangen und untern Theile des Gesichtes sehr bleich. Sie ging schwankend, auf den Arm des jungen Mannes gestützt; ein Hütchen mit wallenden Straußfedern, ein wallendes Kleid von schwerem, schwarzem Seidenzeug, um Hals und Busen reiche Goldketten, schienen nicht zur Reise zu passen, und man konnte daher glauben, daß sie den jungen Mann an Bord begleite; hinter beiden ging ein Diener in bunten Kleidern; er trug einen großen Sonnenschirm unter dem Arm und hatte ein spanisches Netz über seine dunkeln Haare gezogen.

Als sie so weit herabgekommen waren, wo der Sand von der vorigen Fluth noch feucht war, an die Stelle, wo man das Brett nach der Schaluppe auswarf, blieben sie stehen, und das schöne junge Paar sah nach dem Schiff, dann sahen sie sich an, und die Dame legte ihr Haupt auf die Schulter des Mannes, daß die Straußfedern um sein Gesicht spielten und seine stillen Thränen den Augen der Neugierigen verbargen. Der alte Herr stand nicht weit davon, wickelte sich, finster auf die See blickend, tief in seinen Mantel, und sein Auge blinkte, man wußte nicht ob von einer Thräne oder dem Wiederschein der glänzenden Wellen. Jetzt kam die Schaluppe plätschernd ans Ufer, das Brett wurde ausgeworfen und ein donnernder Schuß vom Schiffe schreckte das Paar aus seiner Umarmung. Der alte Herr trat heran, bot dem jungen Mann die Hand, schüttelte sie kräftig und stieg dann schnell über das Brett, sein Diener folgte, nachdem auch er dem Jünglinge herzlich die Hand geboten. Jetzt umarmten sich die jungen Leute noch einmal, er wandte sich zuerst los und führte die Dame nach dem Brett. „Auf immer!“ flüsterte sie mit wehmüthigem Lächeln. „Auf immer!“ antwortete der junge Mann, indem er sie bebend, mit Thränen ansah. Noch einen Händedruck und sie wandte sich, das Brett hinanzusteigen. Schon stand sie oben, der Oberbootsmann, ein breiter Engländer, wartete am Brett, streckte seine breite Hand aus, um die schöne Dame zu empfangen, und hatte schon einige gutgemeinte Trostgründe in Bereitschaft. Da wandte sie von dem unendlichen Meer ihr dunkles Auge noch einmal zurück nach dem jungen Mann. Ihre hohe, herrliche Gestalt schwebte kühn auf dem schmalen Brett, ihr schlanker Hals war nach dem Land zurückgebogen, die schwankenden Federn des Hutes schienen hinüber zu grüßen. Er breitete die Arme aus, in seinen Zügen mischte sich die Seligkeit der Liebe mit dem Schmerz der Trennung. Da schien sie ihrer selbst nicht mehr mächtig zu sein; sie sprang über das Brett und hinab auf das Land, und ehe der Bootsmann die Hände vor Verwunderung zusammen schlagen konnte, hing sie schon an des jungen Mannes Hals, an seinen Lippen. „Nein, ich kann nicht über das Meer,“ rief sie, „ich will bleiben; ich will Alles thun, was Du willst, will diese Fesseln eines Glaubens von mir werfen, der mich hindert, meinem bessern Gefühl zu folgen; Du bist mein Vaterland, meine Familie, mein Alles; ich bleibe!“

„Josephe, meine Josephe!“ rief der junge Mann, indem er sie mit

stürmischem Entzücken an sein Herz drückte. „Mein, mein auf immer? Ein Gott hat Dein Herz gelenkt, o! ich wäre untergegangen unter der Qual dieser Trennung!“ Sie hielten sich noch umschlungen, als der alte Herr mit hastigen Schritten über Bord und das Brett herabstieg und zu der Gruppe trat: „Kinder,“ sagte er, „einmal Abschied zu nehmen wäre

genug gewesen; komm, Josephe, es hilft ja doch nichts, sie werden gleich zum dritten Mal schießen.“

„Laßt sie mit Stückkugeln schießen, Don Pedro,“ rief der junge Mann mit freudig verklärten Zügen, „sie bleibt hier, sie bleibt bei mir.“

„Was höre ich?“ erwiderte jener sehr ernst. „Ich will nicht hoffen, daß dies so ist, wie der Cavalier sagt; Du wirst Deinem Verwandten folgen, Josephe!“

„Nein!“ rief sie muthig, als ich dort oben auf dem Rand der Schaluppe stand und hinaus sah auf diese Fluthen, die mich von ihm trennen sollten, da stand fest in mir, was ich zu thun habe; meine Mutter hat mir den Weg gezeigt; sie ist einst dem Mann ihres Herzens in die weite Welt gefolgt, hat Vater und Mutter verlassen aus Liebe; ich weiß, was auch ich zu thun habe; hier steht der, dem meine arme Mutter ihre letzten süßen Stunden, dem ich Leben, Ehre, Alles verdanke, und ich sollte ihn verlassen? Grüßet die Gräber meiner Ahnen in Valencia, Don Pedro, und saget ihnen, daß es noch eine aus dem Stamm der Tortosi gibt, der die Liebe höher gilt, als das Leben!“

Don Pedro wurde weich. „So folge Deinem Herzen, vielleicht es rathet Dir besser als ein alter Mann; ich weiß Dich zum mindesten glücklich in den Armen dieses edlen Mannes, und sein hoher Sinn bürgt mir dafür, daß ihm unsere Ehre nicht minder hoch als die seine gilt. Aber, Don Fröbenio, was werden Sie zu Ihren stolzen Verwandten sagen, wenn Sie dieses Kind des Elends vorstellen? Gott! Werden Sie auch den Muth haben, den Spott der Welt zu ertragen?“

„Fahre wohl, Don Pedro,“ sagte der junge Mann mit muthigem Gesicht, indem er jenem die eine Hand zum Abschiede bot und mit der andern die Geliebte umschlang, „seid getrost und verzaget nicht an mir. Ich werde sie der Welt zeigen, und wenn man mich fragt: „Wer war sie denn?“ So werde ich mit freudigem Stolz antworten: Es war die Bettlerin vom Pont des Arts.“

# Die Sängerin.

# 1.

„Das ist ein sonderbarer Vorfall,“ sagte der Commerzienrath Bolnau zu einem Bekannten, den er auf der breiten Straße in B. traf; gesteht selbst, wir leben in einer argen Zeit.“

„Ihr meint die Geschichte im Norden?“ entgegnete der Bekannte. „Habt Ihr Handelsnachrichten, Commerzienrath? Hat Euch der Minister des Auswärtigen aus alter Freundschaft etwas Näheres gesagt?“

„Ach, geht mir mit Politik und Staatspapieren; meinetwegen mag geschehen, was da will. Nein, ich meine die Geschichte mit der Bianetti.“

„Mit der Sängerin? Wie? ist sie noch einmal engagirt? Man sagte ja, der Kapellmeister habe sich mit ihr überworfen—“

„Aber um Gottes willen,“ rief der Commerzienrath und blieb staunend stehen, „in welchen Spelunken treibet Ihr Euch umher, daß Ihr nicht wisset, was sich in der Stadt zuträgt? So wisset Ihr nicht, was der Bianetti arrivirte?“

„Kein Wort, auf Ehre; was ist es denn mit ihr?“

„Nun, es ist weiter nichts mit ihr, als daß sie heute Nacht todtgestochen worden ist.“

Der Commerzienrath galt unter seinen Bekannten für einen Spaßvogel, der, wenn er Morgens von elf bis Mittag seine Promenaden in der breiten Straße machte, die Leute gerne aufhielt und ihnen irgend Etwas aus dem Stegreife aufband. Der Bekannte war daher nicht sehr gerührt von dieser Schreckensnachricht, sondern antwortete: „Weiter wisset Ihr also heute nichts, Bolnau? Ihr müßt doch nachgerade mit Eurem Witz zu Rande sein, weil Ihr die Farben so stark auftraget. Wenn Ihr mich übrigens ein ander Mal wieder stellet in der breiten Straße, so besinnt Euch auf etwas Vernünftigeres, sonst bin ich genöthigt, einen Umweg zu machen, wenn ich von der Kanzlei nach Hause gehe.“

„Er glaubt's wieder nicht!“ rief der Spaziergänger. „Seht nur, er glaubt's wieder nicht! Wenn ich gesagt hätte, der Kaiser von Marocco sei erstochen worden, so hättet Ihr die Nachricht mit Dank eingesteckt und weiter getragen, weil sich dort schon Aehnliches zugetragen hat. Aber wenn eine Sängerin hier in B. todtgestochen wird, da will Keiner glauben, bis man den Leichenzug sieht. Aber Freundchen, diesmal ist's wahr, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin.“

„Mensch! Bedenket, was Ihr sagt!“ rief der Freund mit Entsetzen. „Todt sagtet Ihr? Die Bianetti todtgestochen?“

„Todt war sie vor einer Stunde noch nicht, aber sie liegt in den letzten Zügen, so viel ist gewiß.“

„Aber sprechet doch ums Himmelswillen! Wie kann man denn eine Sängerin todt stechen? Leben wir denn in Italien? Für was ist denn eine wohllöbliche Polizei da? Wie ging es denn zu? Todtgestochen!“

„Schreiet doch nicht so mörderlich!“ erwiderte Bolnau besänftigend; „die Leute fahren schon mit den Köpfen aus allen Fenstern und schauen nach dem Straßenlärm. Ihr könnet ja sotta voce jammern, so viel Ihr wollt. Wie es zuging? Ja sehet, da liegt es eben; das weiß bis jetzt kein Mensch. Gestern Nacht war das schöne Kind noch auf der Redoute, so liebenswürdig, so bezaubernd wie immer, und heute Nacht um zwölf Uhr wird der Medizinalrath Lange aus dem Bette geholt, Signora Bianetti liege im Sterben, sie habe eine Stichwunde im Herzen. Die ganze Stadt spricht schon davon, aber natürlich das tollste Zeug. Es sind allerdings fatale Umstände dabei, daß man nicht ins Reine kommen kann; so darf z. B. Niemand ins Haus, als der Arzt und die Leute, die sie bedienen. Auch bei Hof weiß man es schon, und es kam ein Befehl, daß die Wache nicht am Haus vorbeiziehen dürfe; das ganze Bataillon mußte den Umweg über den Markt nehmen.“

„Was Ihr sagt! Aber weiß man denn gar nicht, wie es zuging? Hat man denn gar keine Spur?“

„Es ist schwer, sich aus den verschiedenen Gerüchten auf das Wahre durchzuarbeiten. Die Bianetti, das muß man ihr lassen, ist eine sehr anständige Person, der man auch nicht das Geringste nachsagen kann. Nun, wie aber die Leute sind, besonders die Frauen, wenn man da von dem ordentlichen Lebenswandel des armen Mädchens spricht, zuckt man die Achsel und will von ihrem frühern Leben allerlei wissen. Von ihrem frühern Leben! Sie hat kaum siebzehn Jahre und ist schon anderthalb Jahre hier. Was ist das für ein früheres Leben!“

„Haltet Euch nicht so lange beim Eingang auf,“ unterbrach ihn der Bekannte, „sondern kommt auf das Thema. Weiß man nicht, wer sie erstochen hat?“

„Nun, das sage ich ja eben; da soll es nun wieder ein abgewiesener oder eifersüchtiger Liebhaber sein, der sie umbrachte. Sonderbar sind allerdings die Umstände. Sie soll gestern auf der Redoute mit einer Maske, die Niemand kannte, ziemlich lange allein gesprochen haben. Sie ging bald nachher weg, und einige Leute wollten gesehen haben, daß dieselbe Maske zu ihr in den Wagen stieg. Weiter weiß Niemand etwas Gewisses; aber ich werde es bald erfahren, was an der Sache ist.“

„Ich weiß, Ihr habt so Eure eigenen Kanäle, und gewiß habt Ihr auch bei der Bianetti einen dienstbaren Geist. Es gibt Leute, die Euch die Stadtchronik nennen."

„Zu viel Ehre, zu viel Ehre," lachte der Commerzienrath und schien sich ein wenig geschmeichelt zu fühlen. „Diesmal habe ich aber keinen andern Spion, als den Medizinalrath selbst. Ihr müßt bemerkt haben, daß ich, ganz gegen meine Gewohnheit, nicht die ganze Straße hinauf und hinab wandle, sondern mich immer zwischen der Karls- und Friedrichsstraße halte."

„Wohl habe ich dies bemerkt, aber ich dachte, Ihr macht Fensterparade vor der Staatsräthin Baruch."

„Geht mir mit Baruch! Wir haben seit drei Tagen gebrochen, meine Frau sah das Verhältniß nicht gerne, weil jene so hoch spielt. Nein, der Medizinalrath Lange kommt alle Tage um zwölf Uhr durch die breite Straße, um ins Schloß zu gehen, und ich stehe hier auf dem Anstand, um ihn sogleich aufs Korn zu nehmen, wenn er um die Ecke kommt."

„Da bleibe ich bei Euch," sprach der Freund, „die Geschichte der Bianetti muß ich genauer hören. Ihr erlaubt es doch, Bolnau?"

„Werthester, genirt Euch ganz und gar nicht," entgegnete jener; „ich weiß, Ihr speiset um zwölf Uhr, lasset doch die Suppe nicht kalt werden. Ueberdies könnte Lange vor Euch nicht mit der Sprache recht heraus wollen; kommt lieber nach Tisch ins Kaffeehaus, dort sollet Ihr alles hören. — Machet übrigens, daß Ihr fort kommt, dort biegt er schon um die Ecke."

## 2.

„Ich halte die Wunde nicht für absolut tödtlich," sprach der Medizinalrath Lange nach den ersten Begrüßungen; „der Stoß scheint nicht sicher geführt worden zu sein. Sie ist schon wieder ganz bei Besinnung, und die Schwäche abgerechnet, die der große Blutverlust verursachte, ist in diesem Augenblick wenigstens keine Spur von Gefahr."

„Das freut mich," erwiderte der Commerzienrath und schob vertraulich seinen Arm in den des Doktors; „ich begleite Ihn noch die paar Straßen bis ans Schloß; aber sag' Er mir doch ums Himmelswillen etwas Näheres über diese Geschichte; man kann ja gar nicht ins Klare kommen, wie sich Alles zugetragen."

„Ich kann Ihm schwören," antwortete Jener, „es liegt ein furchtbares Dunkel über der Sache. Ich war kaum eingeschlafen, so weckt mich mein Johann mit der Nachricht, man verlange mich zu einem sehr gefährlich Kranken. Ich warf mich in die Kleider, renne hinaus, im Vorsaal steht ein Mädchen, bleich und zitternd, und flüsterte so leise, daß ich es kaum hörte, ich solle meinen Verbandzeug zu mir stecken. Schon das fällt mir auf; ich werfe mich in den Wagen, lasse die bleiche Mamsell auf den Bock zu Johann sitzen, daß sie den Weg zeige, und fort geht es bis in den Lindenhof. Ich steige vor einem kleinen Hause ab und frage die Mamsell, wer denn der Kranke sei?"

„Ich kann mir denken, wie Er staunte" —

„Wie ich staunte, als ich hörte, es ist Signora Bianetti! Ich kannte sie zwar nur vom Theater, hatte sie sonst kaum zwei, drei Mal gesehen, aber die geheimnißvolle Art, wie ich zu ihr gerufen wurde, das Verbandzeug, das ich zu mir stecken sollte, ich gestehe Ihm, ich war sehr gespannt, was der Sängerin zugestoßen sein sollte. Es ging eine kurze Treppe hinan, eine schmale Hausflur entlang. Das Mädchen ging voran, ließ mich einige Augenblicke im Dunkeln warten, und kam mir dann schluchzend und noch bleicher als zuvor entgegen. „‚Treten Sie ein, Herr Doktor,'" sagte sie, „‚ach! Sie werden zu Rat kommen, sie wird's nicht überleben.'" Ich trat ein, es war ein schrecklicher Anblick."

Der Medizinalrath schwieg, sinnend und düster, es schien sich ein Bild vor seine Seele zu drängen, das er umsonst abzuwehren suchte. „Nun, was sah Er?" rief sein Begleiter, ungeduldig über diese Unterbrechung. „Er wird mich doch nicht so zwischen Thüre und Angel stehen lassen wollen?"

„Es ist mir Manches in meinem Leben begegnet," fuhr der Doktor fort, nachdem er sich gesammelt hatte, „manches, wovor mir graute, manches, das mich erschreckte, aber nichts, was mir das Herz so in der Brust umdrehte, wie dieser Anblick. In einem matt erleuchteten Zimmer lag ein bleiches, junges Weib auf dem Sopha, vor ihr kniete eine alte Magd und preßte ihr ein Tuch auf das Herz. Ich trat näher; weiß und starr wie eine Büste lag der Kopf der Sterbenden zurück, die schwarzen, herabfallenden Haare, die dunkeln Brauen und Wimpern der geschlossenen Augen bildeten einen schrecklichen Contrast mit der glänzenden Blässe der Stirn, des Gesichtes, des schönen Halses. Die weißen, faltenreichen Gewänder, die wohl zu ihrer Maske gehört hatten, waren von Blut überströmt, Blut auf dem Fußboden, und von dem Herzen schien der rothe Strahl auszugehen. — dies Alles stellte sich mir in einem Augenblicke dar, es war Bianetti, die Sängerin."

„O Gott, wie mich das rührt!" sprach der Commerzienrath bewegt, und zog ein langes, seidenes Tuch hervor, um sich die Augen zu wischen. „Gerade so lag sie noch letzten Sonntag vor acht Tagen in der Oper Othello da, als sie die Desdemona spielte. Schon damals war der Effekt so grausam wahr und wahrhaft gräulich, daß man meinte, der Mohr habe sie in der That erdolcht; und jetzt ist es wirklich so weit mit ihr gekommen! Wie mich das rührt!"

„Habe ich Ihm nicht jede übermäßige Rührung verboten?" unterbrach ihn der Arzt. „Will Er mit Gewalt wieder seine Zufälle bekommen?"

„Er hat Recht," sagte der Commerzienrath Volnau und fuhr schnell mit dem Tuch in die Tasche; „Er hat Recht; meine Constitution ist nicht für den Affekt. Erzähl' Er nur weiter, ich werde die Tafelscheiben am Kriegsministerio im Vorbeigehen zählen, das hilft gegen solche Anfälle."

„Zähl' Er nur, und wenn es nicht hilft, so kann Er auch noch den obern Stock des Palais mitnehmen. — Die alte Magd nahm das Tuch weg, und mit Erstaunen erblickte ich eine Wunde, wie von einem Messerstich, die dem Herzen sehr nahe war. Es war nicht Zeit, mich mit Fragen aufzuhalten, so viele derselben mir auch auf der Zunge schwebten, ich untersuchte die Wunde und legte den Verband um. Die Verwundete hatte während der ganzen Operation kein Zeichen von Leben gezeigt; nur, als ich die Wunde sondirte, hatte sie schmerzlich zusammengezuckt. Ich ließ sie ruhen und bewachte ihren Schlummer."

„Aber das Mädchen und die alte Magd, hat Er denn diese nicht gefragt, woher die Wunde rühre?"

„Ich will es Ihm nur gestehen, Commerzienrath, weil Er mein alter Freund ist; ja, als für die Kranke im Augenblick nichts mehr zu thun war, habe ich ihnen rund genug erklärt, daß ich weiter keine Hand mehr an die Dame legen werde, wenn sie mir nicht Alles beichten."

„Und was sagten sie? So sprech' Er doch!"

„Nach elf Uhr war die Sängerin zu Hause gekommen, und zwar von einer großen männlichen Maske begleitet. — Ich mochte bei dieser Nachricht die beiden Weiber etwas sehr zweideutig angesehen haben, denn sie fingen aufs Neue an zu weinen, und betheuerten mir mit den außerordentlichsten Schwüren, ich solle doch nichts Schlechtes von ihrer Herrschaft denken; es sei die lange Zeit, seit sie ihr dienen, nie nach vier Uhr Abends ein Mann über ihre Schwelle gekommen; das kleinere Mädchen, das wohl Romane mußte gelesen haben, wollte sogar behaupten, Signora sei ein Engel von Reinheit."

„Das behaupte ich auch," sagte der Commerzienrath, indem er gerührt die Scheiben des Palais, dem sie sich näherten, zu zählen anfing; „das sage ich auch; der Bianetti kann man nichts Böses nachsagen, sie ist ein liebes, frommes Kind, und was kann sie denn dafür, daß sie schön ist und ihr Leben durch Gesang fristen muß?"

„Glaub' Er mir," entgegnete Lange, „ein Arzt hat hierin einen untrüglichen psychologischen Maßstab. Ein Blick auf die engelreinen Züge des unglücklichen Mädchens überzeugte mich mehr von ihrer Tugend, als die Schwüre ihrer Zofen. Doch höre Er weiter: die Sängerin trat mit dem Fremden in dieses Zimmer und hieß ihr Mädchen hinausgehen. Diese war vielleicht aus Neugierde, was wohl dieser nächtliche Besuch zu bedeuten habe, der Thüre nahe geblieben; sie hörte einen heftigen Wortwechsel, der zwischen ihrer Dame und einer tiefen, hohlen Männerstimme in französischer Sprache geführt wurde; Signora sei endlich in heftiges Weinen ausgebrochen, der Mann habe schrecklich geflucht; plötzlich hörte sie ihre Dame einen gellenden Schrei ausstoßen, sie kann sich vor Angst nicht mehr zurückhalten, reißt die Thüre auf, und in demselben Augenblick fährt die Maske an ihr vorbei und durch den Gang an die Treppe. Sie folgt ihm einige Schritte, vor der Treppe hört sie ein schreckliches Ge-

polter, er mußte hinuntergestürzt sein. Von unten dringt ein Aechzen und Stöhnen herauf, wie das eines Sterbenden, aber es graut ihr, sie wagt keinen Schritt weiter vorzugehen. Sie geht zurück in die Thüre — die Sängerin liegt in ihrem Blute, und schließt nach wenigen Augenblicken die Augen. Das Mädchen weiß sich nicht zu rathen, sie weckt die alte Magd, ihrer Herrschaft einstweilen beizustehen, und springt zu mir, um vielleicht Signora noch zu retten."

„Und die Bianetti hat noch nichts geäußert? Hat Er sie nicht befragt?"

„Ich ging sogleich auf die Polizei und weckte den Direktor; er ließ noch um Mitternacht alle Gasthöfe, alle Gassenkneipen, alle Winkel der Stadt durchsuchen; aus dem Thore ist in jener Stunde Niemand passirt, und von jetzt an wird Jedermann strenge untersucht. Die Hausleute, die im obern Stock wohnen, erfuhren die ganze Sache erst, als die Polizei das Haus durchsuchte; unbegreiflich war es, wie der Mörder entspringen konnte, da er durch seinen Fall hart beschädigt sein mußte, denn man fand viel Blut unten an der Treppe, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß er sich im Falle durch seinen eigenen Dolch verwundet hat. Es ist um so unbegreiflicher, wie er entkam, da die Hausthüre verschlossen war. Die Bianetti selbst erwachte um zehn Uhr und gab dem Polizeidirektor zu Protokoll, daß sie im strengsten Sinne nicht wisse, auch nicht einmal ahne, wer die Maske sein könne. Alle Aerzte und Chirurgen sind verpflichtet, wenn sie zu einem Patienten, der durch einen Fall oder eine Messerwunde lädirt ist, gerufen werden, solches anzuzeigen, weil man vielleicht auf diesem Wege dem Mörder auf die Spur kommen könnte. So stehen die Sachen. Ich bin aber überzeugt wie von meinem Leben, daß ein tiefes Geheimniß zu Grunde liegt, das die Sängerin nicht entdecken will; denn die Bianetti ist nicht die Person, die sich von einem ihr völlig unbekannten Mann nach Hause begleiten läßt. Das scheint auch ihr Mädchen, das beim Verhör zugegen war, zu ahnen. Denn als sie sah, daß Signora nichts wissen wollte, gab sie nichts von dem Wortwechsel an, den sie gehört hatte, mir aber warf sie einen bittenden Blick zu, sie nicht zu verrathen. „‚Es ist eine entsetzliche Geschichte,'" sagte sie, als sie mich nachher zur Treppe begleitete, „‚aber keine Welt brächte mich dazu, etwas zu verrathen, was Signora nicht bekannt werden lassen will.'" Sie gestand mir noch etwas, das vielleicht auf die ganze Sache Licht verbreiten würde."

„Nun, und darf ich diesen Umstand nicht auch wissen?" fragte der Commerzienrath. „Er sieht, wie ich gespannt bin; spann Er ab, spann Er ab, um Gotteswillen, ich könnte sonst leicht meine Zufälle bekommen!"

„Höre Er, Bolnau, besinn' Er sich, lebt noch ein Bolnau außer Ihm in dieser Stadt? Existirt noch irgend ein Anderer in der Welt, und wo, sag' Er, wo?"

„Außer mir keine Seele in dieser Stadt," antwortete Bolnau; „als ich vor acht Jahren hieher zog, freute es mich, daß ich nicht Schwarz, Weiß oder Braun, nicht Meier, Müller oder Bauer heiße, weil damit allerlei unangenehme Verwechslungen geschehen. In Cassel war ich der einzige Mann in meiner Familie, und sonst gibt es auf Gottes Erdboden keinen Bolnau mehr als meinen Sohn, den unglücklichen Musiknarren,

der ist verschollen, seit er nach Amerika segelte. Aber warum fragt Er nach meinem Namen, Doktor?"

„Nun, Er kann es nicht sein, Commerzienrath, und Sein Sohn ist in Amerika. Aber es ist schon Viertel über zwölf Uhr, Prinzeß Sophie ist krank, ich habe mich nur zu lang mit Euch verschwatzt; lebt wohl, à revoir."

„Nicht von der Stelle," rief Bolnau und hielt ihn fest am Arm, „saget mir zuvor, was das Mädchen noch gesagt hat."

„Nun ja, aber reinen Mund gehalten, Bolnau! ihr letztes Wort, ehe sie in jene tiefe Ohnmacht sank, war Bolnau."

## 3.

Man hatte den Commerzienrath Bolnau noch nie so ernst und düster schleichen sehen wie damals, als ihn der Doktor Lange vor dem Palais verließ. Sonst war er munter und rüstig einhergeschritten, und wenn er mit dem freundlichsten Lächeln alle Mädchen und Frauen grüßte, mit den Männern viel lachte und ihnen allerlei Neues erzählte, so hätte man ihm noch keine sechzig Jahre zugetraut. Er schien auch alle Ursache zu haben, fröhlich und guter Dinge zu sein; er hatte sich ein hübsches Vermögen zusammenspekulirt, hatte sich, als es genug schien, mit seiner Frau in B. zur Ruhe gesetzt und lebte nun in Freude und Jubel, Jahr aus Jahr ein. Er hatte einen einzigen Sohn gehabt, dieser sollte die Laufbahn des alten Herrn auch durchlaufen und handeln, und sich umthun im Commerz, so wollte er es haben.

Der Sohn aber lebte und webte nur im Reich der Töne, die Musik war ihm Alles, der Handel und Commerz des Vaters war ihm zu gemein und niedrig. Der Vater hatte einen harten Sinn, der Sohn auch, der Vater brauste leicht auf, der Sohn auch, der Vater stellte gleich Alles auf die Spitze, der Sohn auch; kein Wunder, daß sie nicht mit einander leben konnten. Und als der Sohn sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte, war der Vater fünfzig, da brach er auf, sich zur Ruhe zu setzen und wollte

dem Sohn den Handel geben. Es war auch bald Alles in Richtigkeit und Ruhe, denn in einer schönen Sommernacht war der Sohn nebst einigen Klavierauszügen verschwunden, kam auch richtig nach England und schrieb ganz freundschaftlich, daß er nach Amerika gehen werde. Der Commerzienrath wünschte ihm Glück auf den Weg und begab sich nach B.

Der Gedanke an den Musikknarren, wie er seinen Sohn nannte, trübte ihm zwar manche Stunde, denn er hatte ihn ersucht, sich nie mehr vor ihm sehen zu lassen, und es stand nicht zu erwarten, daß dieser ungerufen wiederkehre; es wollte ihm zuweilen bedünken, als habe er doch thöricht gethan, als er ihn durchaus im Commerz haben wollte; aber Zeit, Gesellschaft und heitere Laune ließen diese trüben Gedanken nicht lange aufkommen; er lebte in Jubel und Freude, und wer ihn recht heiter sehen wollte, durfte nur zwischen elf Uhr und Mittag durch die breite Straße wandeln. Sah er dort einen langen, hagern Mann, dessen sehr moderne Kleidung, dessen Lorgnette und Reitpeitsche, dessen bewegliche Manieren nicht mehr recht zu seinen grauen Haaren passen wollten, sah er diesen Mann nach allen Seiten grüßen, alle Augenblicke bei Diesem oder Jenem stille stehen und schwatzen und mit den Armen fechten, so konnte er sich darauf verlassen, es war der Commerzienrath Bolnau.

Aber heute war dies alles ganz anders. Hatte ihn schon zuvor die Ermordungsgeschichte der Sängerin fast zu sehr afficirt, so war ihm das letzte Wort des Doktors in die Glieder geschlagen. „Bolnau," hatte die Vianetti noch gesagt, ehe sie vom Bewußtsein kam. Seinen eigenen ehrlichen Namen hatte sie unter so verfänglichen Umständen ausgesprochen! Seine Kniee zitterten und wollten ihm die Dienste versagen, sein Haupt senkte sich auf die Brust sorgenvoll und gedankenschwer. „Bolnau!" dachte er, „königlicher Commerzienrath! Wenn sie jetzt stürbe, die Sängerin, wenn das Mädchen dann ihr Geheimniß von sich gäbe, und den Polizeidirektor mit den näbern Umständen des Mordes und mit dem verhängnißvollen Worte bekannt machte! Was könnte dann nicht ein geschickter Jurist aus einem einzigen Worte argumentiren, besonders wenn ihn die Eitelkeit anfeuert, in einer solchen Cause célèbre seinen Scharfsinn zu zeigen." Er lorgnettirte mit verzweiflungsvoller Miene das Zuchthaus, dessen Giebel aus der Ferne ragte. „Dorthin, Bolnau, aus ganz besonderer Gnade und Rücksicht auf mehrjährige Dienste!"

Begegnete ihm ein Bekannter und nickte ihm zu, so dachte er: Holla, der weiß schon um die Sache, und will mir zu verstehen geben, daß er wohl unterrichtet sei. Ging ein anderer vorüber, ohne zu grüßen, so schien ihm nichts gewisser, als daß man ihn nicht kennen wolle, sich nicht mit dem Umgang eines Mörders beflecken wolle. Es fehlte wenig, so glaubte er selbst, er sei schuldig am Mord, und es war kein Wunder, daß er einen großen Bogen machte, um das Polizeibureau zu vermeiden, denn konnte nicht der Direktor am Fenster stehen, ihn erblicken und heraufrufen? „Werthester, beliebt es nicht, ein wenig heraufzuspazieren, ich habe ein Wort mit Ihnen zu sprechen!" Verspürt er nicht schon ein gewisses Zittern, fühlt er nicht jetzt schon seine Züge sich zu einem Armensündergesicht verziehen, nur weil man glauben könnte, er sei der, den die Sängerin mit ihrem letzten Worte angeklagt?

Und dann fiel ihm wieder ein, wie schädlich eine solche Gemüthsbewegung für seine Constitution sei; ängstlich suchte er nach Fensterscheiben, um sich ruhig zu zählen, aber die Häuser und Straßen tanzten um ihn her, der Glockenthurm schien sich höhnisch vor ihm zu neigen, ein wahnsinniges Grauen erfaßte ihn, er rannte durch die Straßen, bis er erschöpft in seiner Behausung niedersank, und seine erste Frage war, als er wieder ein wenig zu sich gekommen, ob nicht ein Polizeidiener nach ihm gefragt habe?

## 4.

Als gegen Abend der Medizinalrath Lange zu seiner Kranken kam, fand er sie um vieles besser, als er sich gedacht hatte. Er setzte sich an ihrem Bette nieder und besprach sich mit ihr über diesen unglücklichen Vorfall. Sie hatte ihren Arm auf die Kissen gestützt, in der zartgeformten Hand lag ihr schöner Kopf. Ihr Gesicht war noch sehr bleich, aber selbst die Erschöpfung ihrer Kräfte schien ihr einen eigenthümlichen Reiz zu geben. Ihr dunkles Auge hatte nichts von jenem Feuer, jenem Ausdruck verloren, der den Doktor, obgleich er ein bedächtiger Mann und nicht mehr in den Jahren war, wo Phantasie der Schönheit zu Hülfe kommt, schon früher von der Bühne aus angezogen hatte. Er mußte sich gestehen, daß er selten einen so schönen Kopf, ein so liebliches Gesicht gesehen hatte; ihre Züge waren nichts weniger als regelmäßig, und dennoch übten sie durch ihre Verbindung und Harmonie einen Zauber aus, für welchen er lange keinen Grund wußte; doch dem psychologischen Blick des Medizinalrathes blieb dieser Grund nicht verborgen; es war jene Reinheit der Seele, jener Adel der Natur, was diese jungfräulichen Züge mit einem überraschenden Glanz von Schönheit übergoß. „Es scheint, Sie studiren meine Züge, Doktor," sprach die Sängerin lächelnd; „Sie sitzen so stumm und sinnend da, starren mich an, und scheinen ganz zu vergessen, was ich fragte. Oder ist es zu schrecklich, als daß ich es hören sollte? Darf ich nicht erfahren, was die Stadt über mein Unglück sagt?"

„Was wollen Sie alle die thörichten Vermuthungen hören, die müßige Menschen erfinden und weiter sagen? Ich habe eben darüber nachgedacht, wie rein sich Ihre Seele auf Ihren Zügen spiegle; Sie haben Frieden in sich, was kümmert Sie das Urtheil der Menschen?"

„Sie weichen mir aus," entgegnete sie, „Sie wollen mir entschlüpfen, indem Sie mir schöne Dinge sagen. Und mich sollte das Urtheil der Menschen nicht kümmern? Welches rechtliche Mädchen darf sich so über die Gesellschaft, in welcher sie lebt, hinwegsetzen, daß es ihr gleich gilt, was man von ihr spricht? Oder glauben Sie etwa," setzte sie ernster hinzu, „ich werde nichts darnach fragen, weil ich einem Stand angehöre, dem man

nicht viel zutraut? Gestehen Sie nur, Sie halten mich für recht leichtsinnig."

„Nein, gewiß nicht; ich habe immer nur Schönes von Ihnen gehört, Mademoiselle Bianetti, von Ihrem stillen, eingezogenen Leben, und daß Sie mit sicherer Haltung in der Welt stehen, obgleich Sie so einsam und mancher Kabale ausgesetzt sind. Aber warum wollen Sie gerade wissen,

was die Menschen sagen? Wenn ich nun als Arzt solche Neuigkeiten nicht für zuträglich hielte?"

„Bitte, Doktor, bitte, foltern Sie mich nicht so lange," rief sie; „sehen Sie, ich lese in Ihren Augen, daß man nicht gut von mir spricht. Warum mich in Ungewißheit lassen, die gefährlicher für die Ruhe ist, als die Wahrheit selbst?"

Diesen letzten Grund fand der Medizinalrath sehr richtig und konnte in seiner Abwesenheit nicht irgend eine geschwätzige Frau sich eindringen

und noch Aergeres berichten, als er sagen konnte? „Sie kennen die hiesigen Leute," antwortete er, „B. ist zwar ziemlich groß, aber, du lieber Gott, bei einer Neuigkeit der Art zeigt es sich, wie kleinstädtisch man ist. Es ist wahr, Sie sind das Gespräch der Stadt, dies kann Sie nicht wundern, und weil man nichts Bestimmtes weiß, so — nun so macht man sich allerhand seltsame Geschichten. So soll z. B. die männliche Maske, die man auf der Redoute mit Ihnen sprechen sah und die ohne Zweifel dieselbe ist, welche diese That beging, ein —"

„Nun, so reden Sie doch aus," bat die Sängerin in großer Spannung, „vollenden Sie!"

„Es soll ein früherer Liebhaber gewesen sein, der Sie in — in einer andern Stadt geliebt hat und aus Eifersucht umbringen wollte."

„Von mir das! O, ich Unglückliche!" rief sie schmerzlich bewegt, und Thränen glänzten in ihren schönen Augen; „wie hart sind doch die Menschen gegen ein so armes, armes Mädchen, das ohne Schutz und Hülfe ist! Aber reden Sie aus, Doktor, ich beschwöre Sie! Es ist noch etwas Anderes zurück, das Sie mir nicht sagten. In welcher Stadt sagen die Leute, soll ich —"

„Signora, ich hätte Ihnen mehr Kraft zugetraut," sprach Lange, besorgt über die Bewegung seiner Kranken. „Wahrlich, ich bereue es, nur so viel gesagt zu haben; ich hätte es nie gethan, wenn ich nicht fürchtete, daß Andere mir unberufen zuvorkämen."

Die Sängerin trocknete schnell ihre Thränen. „Ich will ruhig sein," sagte sie wehmüthig lächelnd, „ruhig will ich sein wie ein Kind; ich will fröhlich sein, als hätten mir diese Menschen, die mich jetzt verdammen, ein tausendstimmiges Bravo zugerufen. Nur erzählen Sie weiter, lieber, guter Doktor!"

„Nun, die Leute schwatzen dummes Zeug," fuhr Jener ärgerlich fort. „So soll, als sie letzthin im Othello auftraten, in einer der ersten Rangloge ein fremder Graf gewesen sein; dieser will Sie erkannt und vor etwa zwei Jahren in Paris in einem schlechten Hause gesehen haben. — Aber, mein Gott, Sie werden immer blässer —"

„Es ist nichts, der Schein der Lampe fiel nur etwas matter herüber; weiter, weiter!"

„Nun, dieses Gerede blieb von Anfang nur in den ersten Cirkeln, nach und nach kam es aber ins Publikum, und da dieser Vorfall hinzukommt, verbindet man beides und versetzt das frühere Verhältniß zu Ihrem Mörder in jenes berüchtigte Haus in Paris."

Auf den ausdrucksvollen Zügen der Kranken hatte während dieser Rede die tiefste Bläße mit flammender Röthe gewechselt. Sie hatte sich höher aufgerichtet, als solle ihr kein Wort dieser schrecklichen Kunde entgehen, ihr Auge haftete starr und brennend auf dem Mund des Arztes, sie athmete kaum, ihr Herz schien stillzustehen. „Jetzt ist's aus," rief sie mit einem schmerzlichen Blick zum Himmel, indem Thränen ihrem Auge entstürzten. „Jetzt ist es aus, wenn er dies hörte, so war es zu viel für seine Eifersucht. Warum bin ich nicht gestern gestorben, ach! da hätte ich meinen guten Vater gehabt, und meine süße Mutter hätte mich getröstet über den Hohn dieser grausamen Menschen!"

Der Doktor staunte über diese räthselhaften Worte; er wollte eben ein tröstendes, besänftigendes Wort zu ihr sprechen, als die Thüre mit Geräusch aufflog, und ein großer, junger Mann hereinfuhr. Sein Gesicht war auffallend schön, aber ein wilder Trotz verfinsterte seine Züge, sein Auge rollte, sein Haar hing verwildert um die Stirne. Er hatte ein großes, zusammengerolltes Notenblatt in der Faust, mit welchem er in der Luft herumfuhr und gleichsam agirte, ehe er Athem zum Sprechen fand. Bei seinem Anblick schrie die Sängerin laut auf, der Doktor glaubte Anfangs, aus Angst, aber es war Freude, denn ein holdes Lächeln zog um ihren Mund, ihr Auge glänzte ihm durch Thränen entgegen. „Carlo!“ rief sie, „Carlo! Endlich kommst Du, nach mir zu sehen!“

„Elende!“ rief der junge Mann, indem er majestätisch den Arm mit der langen Notenrolle nach ihr ausstreckte. „Laß ab von Deinem Sirenengesang, ich komme — Dich zu richten!“

„O Carlo!“ unterbrach ihn die Sängerin, und ihre Töne klangen schmelzend und süß wie die Klänge der Flöte. „Wie kannst Du so zu Deiner Giuseppa sprechen!“

Der junge Mann wollte mit tragischem Pathos antworten, aber der Doktor, dem dieser Auftritt für seine Kranke zu angreifend schien, warf sich dazwischen. „Werthester Herr Carlo,“ sagte er, indem er ihm eine Prise bot, „belieben Sie zu bedenken, daß Mademoiselle in einem Zustand ist, wo solche Scenen allzusehr ihre schwachen Nerven afficiren!“

Jener schaute ihn groß an und wandte die Notenrolle gegen ihn: „Wer bist Du, Erdenwurm?“ rief er mit tiefer, dröhnender Stimme. „Wer bist Du, daß Du Dich zwischen mich stellst und meinen Zorn?“

„Ich bin der Medizinalrath Lange,“ entgegnete dieser und schlug die Dose zu, „und in meinen Titeln befindet sich nichts von einem Erdenwurm. Ich bin Herr und Meister, so lange Signora krank ist, und ich sage Ihnen im Guten, packen Sie sich hinaus, oder moduliren Sie Ihr Presto assai zu einem anständigen Larghetto.“

„O, lassen Sie ihn doch, Doktor,“ rief die Kranke ängstlich, „lassen Sie ihn doch, bringen Sie ihn doch nicht auf! Er ist mein Freund, Carlo wird mir nichts Böses thun, was ihm auch die schlechten Menschen wieder von mir gesagt haben.“

„Ha! Du wagst es noch, zu spotten! Aber wisse, ein Blitzstrahl hat die Thore Deines Geheimnisses gesprengt und hat die Nacht erhellt, in welcher ich wandelte. Also darum sollte ich nicht wissen, was Du warst, woher Du kamst? Darum verschlossest Du mir den Mund mit Deinen Küssen, wenn ich nach Deinem Leben fragte? Ich Thor! daß ich von einer Weiberstimme mich bezaubern ließ, und nicht bedachte, daß sie nur Trug und List ist! Nur im Gesang des Mannes wohnt Kraft und Wahrheit. Ciel! Wie konnte ich mich von den Rouladen einer Dirne bethören lassen!“

„O Carlo,“ flüsterte die Kranke, „wenn Du wüßtest, wie Deine Worte mein Herz verwunden, wie Dein schrecklicher Verdacht noch tiefer dringt, als der Stahl des Mörders!“

„Nicht wahr, Täubchen,“ schrie Jener mit schrecklichem Lachen, „Deine Amorosi sollten blind sein, da wäre gut mit ihnen spielen? Der Pariser

muß doch ein wackerer Kerl sein, daß er endlich doch noch das fromme Täubchen fand!"

„Jetzt aber wird es mir doch zu bunt, Herr," rief der Doktor und packte den Rasenden am Rock; „auf der Stelle marschier Er sich zu dem Zimmer hinaus, sonst werde ich die Hausleute rufen, daß sie Ihn expediren."

„Ich gehe schon, Erdenwurm, ich gehe," schrie jener und stieß den Medizinalrath zurück, daß er ganz bequem in einem Fauteuil niedersaß; „ja ich gehe, Giuseppa, um nimmer wiederzukehren. Lebe wohl oder stirb lieber, Unglückliche, verbirg Deine Schmach unter der Erde. Aber jenseits verbirg Deine Seele an einem Ort, wo ich Dir nie begegnen möge; ich würde der Seligkeit fluchen, wenn ich sie mit Dir theilte, weil Du mich hier so schändlich um meine Liebe, um mein Leben betrogen." Er rief es, indem er noch etwas weniges mit den Noten agirte, aber sein wildes, rollendes Auge schmolz in Thränen, als er den letzten Blick auf die Geliebte warf, und schluchzend rannte er aus dem Zimmer.

„Ihm nach, halten Sie ihn auf," rief die Sängerin, „führen Sie ihn zurück, es gilt meine Seligkeit!"

„Mit nichten, Werthgeschätzte," entgegnete Doktor Lange, indem er sich aus seinem Lehnstuhl aufrichtete; „diese Scene darf nicht fortgespielt werden. Ich will Ihnen etwas Niederschlagendes aufschreiben, das Sie alle Stunden zwei Eßlöffel voll einnehmen werden."

Die Unglückliche war in ihre Kissen zurückgesunken, und ihre Kräfte waren erschöpft, sie verlor das Bewußtsein von neuem.

Der Doktor rief das Mädchen und suchte mit ihrer Hülfe die Kranke wieder ins Leben zurückzubringen, doch konnte er sich nicht enthalten, während er die Essenzen einflößte, das Mädchen tüchtig auszuschmälen. „Habe ich nicht befohlen, man solle Niemand, gar Niemand hereinlassen, und jetzt läßt man diesen Wahnsinnigen zu, der Ihr braves Fräulein beinahe zum zweiten Male ums Leben brachte!"

„Ich habe gewiß sonst Niemand hereingelassen," sprach die Zofe weinend; „aber ihn konnte ich doch nicht abweisen; sie schickte mich ja heute schon dreimal in sein Haus, um ihn zu beschwören, nur auf einen kleinen Augenblick zu kommen; ich mußte ja sogar sagen, sie sterbe und wolle ihn vor ihrem Tode nur noch ein einziges Mal sehen!"

„So? Und wer ist denn dieser —"

Die Kranke schlug die Augen auf. Sie sah bald den Doktor, bald das Mädchen an, ihre Blicke irrten suchend durchs Zimmer. „Er ist fort, er ist auf ewig hin," flüsterte sie; „ach lieber Doktor, gehen Sie zu Bolnau!"

„Aber, mein Gott, was wollen Sie nur von meinem unglücklichen Commerzienrath, er hat sich über Ihre Geschichte schon genug alterirt, daß er zu Bette liegen muß; was kann denn er Ihnen helfen?"

„Ach, ich habe mich versprochen," erwiderte sie, „zu dem fremden Kapellmeister sollen Sie gehen, er heißt Boloni und logirt im Hôtel de Portugal."

„Ich erinnere mich, von ihm gehört zu haben," sprach der Doktor, „aber was soll ich bei diesem thun?"

„Sagen Sie ihm, ich wolle ihm Alles sagen, er solle nur noch einmal

kommen — doch nein, ich kann es ihm nicht selbst sagen; Doktor, wenn Sie — ja ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich will Ihnen Alles sagen, und dann sagen Sie es wieder dem Unglücklichen, nicht wahr?"

„Ich stehe zu Befehl; was ich zu Ihrer Beruhigung thun kann, werde ich mit Freuden thun."

„Nun, so kommen Sie morgen frühe, ich kann heute nicht mehr so viel sprechen. Adieu, Herr Medizinalrath; doch noch ein Wort; Babette, gib dem Herrn Doktor sein Tuch!"

Das Mädchen schloß einen Schrank auf und reichte dem Doktor ein Tuch von gelber Seide, das einen starken, angenehmen Geruch im Zimmer verbreitete.

„Das Tuch gehört nicht mir," sprach Jener, „Sie irren sich, ich führe nur Schnupftücher von Leinwand."

„Unmöglich!" entgegnete das Mädchen; „wir fanden es heute Nacht am Boden, ins Haus gehört es nicht, und sonst war noch Niemand da als Sie."

Der Doktor begegnete den Blicken der Sängerin, die erwartungsvoll auf ihm ruhten. „Könnte nicht dieses Tuch jemand Anderem entfallen sein?" fragte er mit einem festen Blick auf sie.

„Zeigen Sie her," erwiderte sie ängstlich; „daran hatte ich noch nicht gedacht." Sie untersuchte das Tuch und fand in der Ecke einen verschlungenen Namenszug; sie erbleichte, sie fing an zu zittern.

„Es scheint, Sie kennen dieses Tuch und die Person, die es verloren hat," fragte Lange weiter, „es könnte zu etwas führen; darf ich es nicht mit mir nehmen? Darf ich Gebrauch davon machen?"

Giuseppa schien mit sich zu kämpfen; bald reichte sie ihm das Tuch, bald zog sie es ängstlich und krampfhaft zurück. „Es sei," sagte sie endlich, „und sollte der Schreckliche noch einmal kommen und mein wundes Herz diesmal besser treffen, ich wage es; nehmen Sie, Doktor! Ich will Ihnen morgen Erläuterungen zu diesem Tuche geben."

## 5.

Man kann sich denken, wie ausschließlich diese Vorfälle die Seele des Medizinalrath Lange beschäftigten. Seine sehr ausgebreitete Praxis war ihm jetzt eben so sehr zur Last, als sie ihm vorher Freude gemacht hatte, denn verhinderten ihn nicht die vielen Krankenbesuche, die er vorher zu machen hatte, die Sängerin am andern Morgen recht bald zu besuchen, und jene Aufschlüsse und Erläuterungen zu vernehmen, denen sein Herz ungeduldig entgegenpochte? Doch zu etwas waren diese Besuche in dreißig bis vierzig Häusern gut, er konnte, wie er zu sagen pflegte, hinhorchen,

was man über die Bianetti sage, vielleicht konnte er auch über ihren sonderbaren Liebhaber, den Kapellmeister Boloni, Eines oder das Andere erfahren.

Ueber die Sängerin zuckte man die Achseln. Man urtheilte um so unfreundlicher über sie, je ärgerlicher man darüber war, daß so lange nichts Offizielles und Sicheres über ihre Geschichte ins Publikum komme. Ihre Neider — und welche ausgezeichnete Sängerin, wenn sie dazu schön und achtzehn alt ist, hat deren nicht genug? — ihre Neider gönnten ihr Alles und machten hämische Bemerkungen; die Gemäßigten sagten: so ist es mit solchem Volke; einer Deutschen wäre dies auch nicht passirt. Ihre Freunde beklagten sie, und fürchteten für ihren Ruf beinahe noch mehr als für ihre Gesundheit. Das arme Mädchen! dachte Lange, und beschloß, um so eifriger ihr zu dienen.

Vom Kapellmeister wußte man wenig, weder Schlechtes, noch Gutes. Er war vor etwa drei Vierteljahren nach B. gekommen, hatte sich im Hôtel de Portugal ein Dachstübchen gemiethet und lebte sehr eingezogen und mäßig. Er schien sich von Gesangstunden und musikalischen Compositionen zu nähren. Alle wollten übrigens etwas Ueberspanntes, Hochfahrendes an ihm bemerkt haben; die, welche ihn näher kennen gelernt hatten, fanden ihn sehr interessant, und schon mancher Musikfreund soll sich ein Couvert an der Abendtafel im Hôtel de Portugal bestellt haben, nur um seine herrliche Unterhaltung über die Musik zu genießen. Aber auch diese kamen darin überein, daß es mit Boloni nicht ganz richtig sei, denn er vernachlässige, verachte sogar den weiblichen Gesang, während er mit Entzücken von Männerstimmen, besonders von Männerchören spreche. Er hatte übrigens keine näheren Bekannten, keinen Freund; von seinem Verhältniß zur Sängerin Bianetti schien Niemand etwas zu wissen.

Den Commerzienrath Bolnau fand er noch immer unwohl und im Bette; er schien sehr niedergeschlagen und sprach mit unsicherer, heiserer Stimme allerlei Unsinn über Dinge, die sonst gänzlich außer seinem Gesichtskreise lagen. Er hatte eine Sammlung berühmter Rechtsfälle um sich her, in welcher er eifrig studirte; die Frau Commerzienräthin behauptete, er habe die ganze Nacht darin gelesen und hie und da schrecklich gewinselt und gejammert. Seine Lektüre betraf besonders die unschuldig Hingerichteten, und er äußerte gegen den Medizinalrath, es liege eigentlich für den Menschenfreund ein großer Trost in der Langsamkeit der deutschen Justiz; denn es lasse sich erwarten, daß, wenn ein Prozeß zehn und mehrere Jahre daure, die Unschuld doch leichter an den Tag komme, als wenn man heute gefangen und morgen gehangen werde.

Die Sängerin Bianetti, für welche der Doktor endlich ein Stündchen erübrigt hatte, war düster und niedergeschlagen, als sei keine Hoffnung mehr für sie auf Erden. Ihr Auge war trübe, sie mußte viel geweint haben, die Wunde war über alle Erwartung gut; aber mit ihrem zunehmenden körperlichen Wohlbefinden schien die Ruhe und Gesundheit ihrer Seele zu schwinden. „Ich habe lange darüber nachgedacht," sagte sie, „und fand, daß Sie, lieber Doktor, doch auf höchst sonderbare Weise in mein Schicksal verwebt werden. Ich kannte Sie vorher nicht; ich gestehe, ich wußte kaum, daß ein Medizinalrath Lange in B. existire. Und jetzt, da

ich mit einem Schlag so unglücklich geworden bin, sendet mir Gott einen so theilnehmenden, väterlichen Freund zu."

„Mademoiselle Bianetti," erwiderte Lange, „der Arzt hat an manchem Bette mehr zu thun, als nur den Puls an der Linken zu fühlen, Wunden zu verbinden und Mixturen zu verschreiben. Glauben Sie mir, wenn man so allein bei einem Kranken sitzt, wenn man den innern Puls der Seele unruhig pochen hört, wenn man Wunden verbinden möchte, die Niemand siehet, da wird auf wunderbare Weise der Arzt zum Freunde, und der geheimnißvolle Zusammenhang zwischen Körper und Seele scheint auch in diesem Verhältnisse auffallend zu wirken."

„So ist es," sprach Giuseppa, indem sie zutraulich seine Hand faßte, „so ist es, und auch meine Seele hat einen Arzt gefunden. Sie werden vielleicht viel für mich thun müssen. Es möchte sein, daß Sie sogar vor den Gerichten in meinem Namen handeln müssen. Wenn Sie einem armen Mädchen, das sonst gar keine Stütze hat, dieses große Opfer bringen wollen, so will ich mich Ihnen entdecken."

„Ich will es thun," sprach der freundliche Alte, indem er ihre Hand drückte.

„Aber bedenken Sie es wohl; die Welt hat meinen Ruf angegriffen, sie klagt mich an, sie richtet, sie verdammt mich. Wenn nun die Menschen auch auf Sie höhnisch deuten, daß Sie der verrufenen Sängerin, der schlechten Italienerin, ach! meiner sich angenommen haben, werden Sie das ertragen können?"

„Ich will es!" rief der Doktor mit Ernst und Heftigkeit. „Erzählen Sie!"

## 6.

Mein Vater," erzählte die Sängerin, „war Antonio Bianetti, ein berühmter Violinspieler, der Ihnen aus jüngeren Jahren nicht unbekannt sein kann, denn sein Ruf hatte durch die Concerte, die er an Höfen und in großen Städten gab, sich überall verbreitet. Ich kann mir ihn nur noch aus meiner frühesten Kindheit denken, wie er mir die Scala vorgeigte, die ich schon im dritten Jahre sehr richtig nachsang. Meine Mutter war zu ihrer Zeit eine vorzügliche Sängerin gewesen und pflegte in den Concerten des Vaters einige Arien und Canzonetten vorzutragen. Ich war vier Jahre alt, als mein Vater auf der Reise starb und uns in Armuth zurückließ. Meine Mutter mußte sich entschließen, durch Singen uns fortzubringen. Sie heirathete nach einem Jahre einen Musiker, der ihr von Anfang sehr geschmeichelt haben soll, nachher aber zeigte es sich, daß er sie nur geheirathet, um ihre Stimme zu benützen. Er wurde Musikdirektor in einer kleinen Stadt im Elsaß, und da fing erst unser Leiden recht an.

„Meine Mutter bekam noch drei Kinder und verlor ihre Stimme so sehr, daß sie beinahe keinen Ton mehr singen konnte. Dadurch war die größte Geldquelle meines Stiefvaters versiegt, denn seine Concerte waren nur durch meine Mutter glänzend und zahlreich gewesen. Er plagte sie von jetzt an schrecklich; mir wollte er gar nichts mehr zu essen geben, bis er endlich auf ein Mittel verfiel, mich brauchbar zu machen. Er marterte mich ganze Tage lang und geigte mir die schwersten Sachen von Mozart, Gluck, Rossini und Spontini ein, die ich dann Sonntag Abends mit großem Applaus absang; das arme Schepperl, so hatte man meinen Namen Giuseppa verketzert, wurde eines jener unglücklichen Wunderkinder, denen die Natur ein schönes Talent zu ihrem größten Unglück gegeben hat; der Grausame ließ mich alle Tage singen, er peitschte mich, er gab mir Tage lang nichts zu essen, wenn ich nicht richtig intonirt hatte; die Mutter aber konnte meine Qualen nicht mehr lange sehen, es war, als ob ihr Leben in ihren stillen Thränen dahin fließe; an einem schönen Frühlingsmorgen fanden wir sie todt. Was soll ich Sie von meinen Marterjahren unterhalten, die jetzt anfingen? Ich war elf Jahre alt und sollte die Haushaltung führen, die kleinen Geschwister erziehen, und dabei noch singen lernen für die Concerte! O, es war eine Qual der Hölle!

„Um diese Zeit kam oft ein Herr zu uns, der dem Vater immer einen Sack voll Fünffrankenstücke mitbrachte. Ich kann nicht ohne Grauen an ihn denken. Es war ein großer, hagerer Mann von mittlerem Alter; er hatte kleine blinzelnde, graue Augen, die ihn durch ihren unangenehmen, stechenden Ausdruck vor allen Menschen, die ich je gesehen, auszeichneten. Mich schien er besonders liebgewonnen zu haben. Er lobte, wenn er kam, meine Größe, meinen Anstand, mein Gesicht, meinen Gesang. Er setzte mich auf seine Kniee, obgleich mich ein unwillkürliches Grauen von ihm wegdrängte; er küßte mich trotz meines Schreiens, er sagte wohlgefällig: „Noch zwei — drei Jahr, dann bist Du fertig, Schepperl!“ Und er und mein Stiefvater brachen in ein wildes Lachen bei dieser Prophezeiung aus. An meinem fünfzehnten Geburtsfest sagte mein Stiefvater zu mir: „‚Höre, Schepperl, Du hast nichts, Du bist nichts, ich geb' Dir nichts, ich will nichts von Dir, habe auch hinlänglich genug an meinen drei übrigen Rangen; die Christel (meine Schwester) wird jetzt statt Deiner das Wunderkind. Was Du hast, Dein bischen Gesang, hast Du von mir, damit wirst Du Dich fortbringen. Der Onkel in Paris will Dich übrigens aus Gnade in sein Haus aufnehmen.‘“ — „‚Der Onkel in Paris?‘“ rief ich staunend, denn bisher wußte ich nichts von einem solchen. „‚Ja, der Onkel in Paris,‘“ gab er zur Antwort, „‚er kann alle Tage kommen.‘“

„Sie können sich denken, wie ich mich freute; es ist jetzt drei Jahre her, aber noch heute ist die Erinnerung an jene Stunden so lebhaft in mir, als wäre es gestern gewesen. Das Glück, aus dem Hause meines Vaters zu kommen, das Glück, meinen Onkel zu sehen, der sich meiner erbarme, das Glück, nach Paris zu kommen, wo ich mir den Sitz des Putzes und der Seligkeit dachte, — ich war berauscht von so vielem Glück; so oft ein Wagen fuhr, sah ich hinaus, ob nicht der Onkel komme, mich in sein Reich abzuholen. Endlich fuhr eines Abends ein Wagen vor unserem Hause vor. „‚Das ist Dein Onkel,‘“ rief der Vater; ich flog hinab,

ich breitete meine Arme aus nach meinem Erretter — grausame Täuschung! Es war der Mann mit den Fünffrankenstücken.

„Ich war beinahe bewußtlos in jenen Augenblicken, aber dennoch vergesse ich die teuflische Freude nie, die aus seinen grauen Augen blitzte, als er mich hoch aufgewachsen fand; noch immer klingt mir seine krächzende Stimme in den Ohren: „„Jetzt bist Du recht, mein Täubchen, jetzt will ich Dich einführen in die große Welt.““ Er faßte mich mit der einen Hand, mit der andern warf er einen Geldsack auf den Tisch; der Sack fuhr auf, ein glänzender Regen von Silber- und Goldstücken rollte auf den Boden; meine drei kleinen Geschwister und der Vater jubelten, rutschten auf dem Boden umher und lasen die Stücke auf, — es war — mein Kaufpreis.

„Schon den folgenden Tag ging es nach Paris. Der hagere Mann (ich vermochte es nicht, ihn Onkel zu nennen) predigte mir beständig vor, welch' glänzende Rolle ich in seinen Salons spielen werde. Ich konnte mich nicht freuen, eine Angst, eine unerklärliche Bangigkeit waren an die Stelle meiner Freude, meines Glückes getreten. Vor einem großen, erleuchteten Hause hielt der Wagen; wir waren in Paris. Zehn bis zwölf schöne, allerliebste Mädchen hüpften die breiten Treppen herab uns entgegen. Sie herzten und küßten mich, und nannten mich Schwester Giuseppa; ich fragte den Hagern: „„Sind dies Ihre Töchter, mein Herr?““ — „„Oui, mes bonnes enfants,““ rief er lachend, und die Mädchen und die zahlreiche Dienerschaft stimmten ein mit einem rohen, schallenden Gelächter.

„Schöne Kleider, prachtvolle Zimmer zerstreuten mich. Ich wurde am folgenden Abend herrlich gekleidet; man führte mich in den Salon. Die zwölf Mädchen saßen im schönsten Putz an Spieltischen, auf Kanapees, am Flügel. Sie unterhielten sich mit jungen und älteren Herren sehr lebhaft. Als ich eintrat, brachen Alle auf, gingen mir entgegen und betrachteten mich. Der Herr des Hauses führte mich zum Flügel, ich mußte singen; allgemeiner Beifall wurde mir zu Theil. Man zog mich ins Gespräch meine ungebildeten, halb italienischen Ausdrücke galten für Naivetät; man bewunderte mich, ich erröthe heute noch, mit welchen Worten man mir dieses sagte. So ging es mehrere Tage herrlich und in Freuden. Ich lebte ungenirt, ich hätte zufrieden leben können, wenn ich mich nicht höchst unbehaglich, beinahe bänglich in diesem Hause, in dieser Gesellschaft gefühlt hätte; in meiner naiven Unschuld glaubte ich, so sei nun einmal die große Welt, und man müsse sich in ihre Sitten fügen. Eines fiel mir jedoch auf, als ich an einem Abende zufällig an der Treppe vorbeiging, sah ich, daß die Herren, die uns besuchten, dem Portier Geld gaben, dafür blaue oder rothe Karten bekamen, und solche einem Bedienten vor dem Salon wieder übergaben. Ein junger Stutzer, der an mir vorüberkam, wies mir mit zärtlichen Blicken eine dieser rothen Karten; ich weiß heute noch nicht, warum ich darüber erröthete. Aber hören Sie weiter, was sich alsbald zutrug.

„Sehen Sie, lieber Doktor, hier habe ich ein kleines unscheinbares Papier. Diesem bin ich meine Rettung schuldig. Ich fand es eines Morgens unter dem Brödchen meines Frühstücks, ich weiß nicht, von welcher gütigen Hand es kam, aber möge der Himmel das Herz belohnen, das sich meiner erbarmte. Es lautet:

„‚Mademoiselle!

„‚Das Haus, welches Sie bewohnen, ist ein Freudenhaus; die Damen, die Sie um sich sehen, sind Freudenmädchen; sollten wir uns in Giuseppa getäuscht haben? Wird sie einen kurzen Schimmer von Glück mit langer Reue erkaufen wollen?‘“

„Es war ein schreckliches Licht, es drohte mich völlig zu blenden, denn es zerriß beinahe zu plötzlich meinen unschuldigen Kindersinn und den Traum von einer unbesorgten glücklichen Lage. Was war zu thun? Ich hatte in meinem Leben noch nicht gelernt, Entschlüsse zu fassen. Der Mann, dem dieses Haus gehörte, war mir ein fürchterlicher Zauberer, der jeden meiner Gedanken lesen konnte, der jetzt schon darum wissen mußte, was ich erfahren. Und dennoch wollte ich lieber sterben, als noch einen Augenblick hier verweilen. — Ich hatte ein Mädchen geradeüber von unserer Wohnung zuweilen italienisch sprechen hören; ich kannte sie nicht, — aber kannte ich denn sonst Jemand in dieser ungeheuren Stadt? Diese vaterländischen Klänge erweckten Zutrauen in mir; zu ihr wollte ich flüchten, ich wollte sie auf den Knieen anflehen, mich zu retten.

„Es war sieben Uhr frühe; ich war meiner ländlichen Gewohnheit treu geblieben, stand immer frühe auf und pflegte gleich nachher zu frühstücken, und dies rettete mich. Um diese Zeit schliefen noch Alle, sogar ein großer Theil der Domestiken. Nur der Portier war zu fürchten. Doch, konnte er denken, daß Jemand aus diesem Tempel der Herrlichkeit entfliehen werde? Ich wagte es, ich warf mein schwarzes, unscheinbares Mäntelchen um mich, eilte die Treppe hinab; meine Kniee schwankten, als ich an der Loge des Portier vorbeiging; er bemerkte mich nicht; drei Schritte, und ich war frei.

„Rechts über die Straße hinüber wohnte das italienische Mädchen. Ich sprang über die breite Straße; ich pochte am Haus, ein Diener öffnete. Ich fragte nach der Signora mit dem schwarzen Lockenköpfchen, die italienisch spreche. Der Diener lachte und sagte, ich meine wohl die kleine Excellenza Seraphina; „‚dieselbe, dieselbe,‘“ antwortete ich, „‚führen Sie mich geschwind zu ihr.‘“ Er schien anfangs Bedenken zu tragen, weil es noch frühe am Tag sei, doch meine Bitten überredeten ihn. Er führte mich in den zweiten Stock in ein Zimmer, hieß mich warten und rief dann eine Zofe, der Excellenza mich zu melden. Ich hatte mir gedacht, das hübsche italienische Mädchen werde meines Standes sein; ich schämte mich, einer Höheren mich zu entdecken; aber man ließ mir keine Zeit, mich zu besinnen; die Zofe erschien, mich vor das Bett ihrer Gebieterin zu führen. Ja, sie war es, es war die schöne junge Dame, die ich hatte italienisch sprechen hören. Ich stürzte vor ihr nieder und flehte sie um ihren Schutz an; ich mußte ihr meine ganze Geschichte erzählen. Sie schien gerührt und versprach, mich zu retten. Sie ließ den Diener, der mich heraufgeführt hatte, kommen, und legte ihm das strengste Stillschweigen auf; dann wies sie mir ein kleines Stübchen an, dessen Fenster in den Hof gingen, gab mir zu arbeiten und zu essen, und so lebte ich mehrere Tage in Freude über meine Rettung, in Angst über meine Zukunft.

„Es war das Haus des Gesandten eines kleinen deutschen Hofes, in welches ich aufgenommen war. Die Excellenza war seine Nichte, eine geborene Italienerin, die bei ihm in Paris erzogen worden war. Sie war

ein gütiges, liebenswürdiges Geschöpf, dessen Wohlthaten ich nie vergessen werde. Sie kam alle Tage zu mir und tröstete mich; sie sagte mir, daß der Gesandte durch seine Bedienten in dem Hause des argen Mannes nachgeforscht habe. Man sei sehr in Bestürzung, suche es aber zu verbergen. Die Diener drüben flüstern geheimnißvoll, es habe sich eine Mamsell aus einem Fenster des zweiten Stocks in den Kanal der Seine gestürzt. Sonderbare Fügung! Mein Zimmer war ein Eckzimmer und sah mit der einen Seite nach der Straße, die andere ging schroff hinab in einen Kanal. Ich erinnerte mich, an jenem Morgen ein Fenster dieser Seite geöffnet zu haben; wahrscheinlich war es offen geblieben, und so mochte man sich mein Verschwinden erklären. Signora Seraphina sollte um diese Zeit nach Italien zurückkehren, sie war so gütig, mich mitzunehmen. Ja, sie that noch mehr für mich; sie bewog ihre Eltern in Piacenza, daß sie mich wie ihr Kind in ihr Haus aufnahmen; sie ließ mein Talent ausbilden, ihr habe ich Freiheit, Leben, Kunst, o! vielleicht mehr als ich weiß, zu danken. In Piacenza lernte ich den Kapellmeister Boloni, der übrigens kein Italiener ist, kennen; er schien mich zu lieben, aber er sagte es mir nicht. Ich nahm bald nachher den Ruf an das hiesige Theater an. Man schätzte mich hier, man hat mir sonst wohlgewollt, mein Leben und mein Ruf war unsträflich, ach, ich habe in dieser langen Zeit nie einen Mann bei mir gesehen, als — ich kann Ihnen dieses schöne Verhältniß ohne Erröthen gestehen — als Boloni, der mir bald hieher nachgereist war. Sie haben mein Leben jetzt gehört; sagen Sie mir, habe ich etwas gethan, um so bittere Strafe zu verdienen? Habe ich so Entsetzliches verschuldet?"

## 7.

Als die Sängerin geendet hatte, ergriff der Medizinalrath lebhaft ihre Hand. „Ich wünsche mir Glück," sagte er, „den wenigen guten Menschen, die Sie auf Ihrem Lebensweg gefunden haben, beitreten zu können. Meine Kräfte sind zwar zu schwach, um für Sie thun zu können, was die treffliche kleine Excellenza für Sie that, aber ich will suchen, Ihr trauriges Geschick entwirren zu helfen; ich will den Brausewind, Ihren Freund, zu versöhnen suchen. Aber sagen Sie mir nur, was ist denn Herr Boloni eigentlich für ein Landsmann?"

— „Da fragen Sie mich zu viel," erwiderte sie ausweichend; „ich weiß nur, daß er ein Deutscher von Geburt ist und, wenn ich nicht irre, wegen Familienverhältnissen vor mehreren Jahren sein Vaterland verließ. Er hielt sich in England und Italien auf, und kam vor etwa drei Vierteljahren hieher."

„So, so, aber warum haben Sie ihm das, was Sie mir erzählen, nicht schon früher selbst gesagt?"

Giuseppa erröthete bei dieser Frage; sie schlug die Augen nieder und antwortete: „Sie sind mein Arzt, mein väterlicher Freund, es ist mir, wenn ich zu Ihnen spreche, als spräche ich als Kind zu meinem Vater. — Aber konnte ich denn dem jungen Mann von diesen Dingen erzählen? Und ich kenne ja seine schreckliche Eifersucht, seinen leichtgereizten Argwohn; ich habe es nie über mich vermocht, ihm zu sagen, welchen Schlingen ich entflohen war."

„Ich ehre, ich bewundere Ihr Gefühl; Sie sind ein gutes Kind; glauben Sie mir, es thut einem alten Manne wohl, auf solche decente Gefühle aus der alten Zeit zu stoßen; denn heutzutage gilt es für guten Ton, sich über dergleichen wegzusetzen. Aber noch haben Sie mir nicht Alles erzählt; der Abend auf der Redoute, jene schreckliche Nacht? —"

„Es ist wahr, ich muß Ihnen noch weiter sagen. Ich habe, so oft ich im Stillen über meine Rettung nachdachte, die Vorsehung gepriesen, daß man in jenem Hause glaubte, ich habe mich selbst getödtet, denn es war mir nur zu gewiß, daß, wenn jener Schreckliche nur die entfernteste Ahnung von meinem Leben habe, er kommen werde, sein Opfer zurückzuholen oder es zu verderben; denn er mochte manches Fünffrankenstück für mich bezahlt haben. Deßwegen habe ich, so lange ich in Piacenza war, manches schöne Anerbieten fürs Theater abgelehnt, weil ich mich scheute, öffentlich aufzutreten. Als ich aber etwa anderthalb Jahre dort war, brachte mir eines Morgens Seraphina ein Pariser Zeitungsblatt, worin der Tod des Chevalier de Planto angezeigt war."

„Chevalier de Planto?" unterbrach sie der Arzt; „hieß so jener Mann, der Sie aus dem Hause Ihres Stiefvaters führte?"

„So hieß er. Ich war voll Freude, meine letzte Furcht war verschwunden, und es stand nichts mehr im Wege, meinen Wohlthätern nicht mehr beschwerlich zu fallen. Schon einige Wochen nachher kam ich nach B. Ich ging vorgestern Abend auf die Redoute, und ich will Ihnen nur gestehen, daß ich recht freudig gestimmt war. Boloni durfte nicht wissen, in welchem Kostüm ich erscheinen würde, ich wollte ihn necken und dann überraschen. Auf einmal, wie ich allein durch den Saal gehe, flüstert eine Stimme in mein Ohr: „Schepperl! was macht Dein Onkel?" Ich war wie niedergedonnert; diesen Namen hatte ich nicht mehr gehört, seit ich den Händen jenes Fürchterlichen entgangen war. „Mein Onkel!" Ich hatte ja keinen, und nur einer hatte gelebt, der sich vor der Welt dafür ausgab, der Chevalier de Planto. Ich hatte kaum so viel Fassung, zu erwidern: „Du irrst Dich, Maske!" Ich wollte hinwegeilen, mich unter dem Gewühl der Menge verbergen, aber die Maske schob ihren Arm in den meinigen und hielt mich fest. „Schepperl!" sprach der Unbekannte, „ich rathe Dir, ruhig neben mir herzugehen, sonst werde ich den Leuten erzählen, in welcher Ge-

sellschaft Du Dich früher umhergetrieben.'" Ich war vernichtet, es wurde Nacht in meiner Seele, nur ein Gedanke war in mir lebhaft, die Furcht vor der Schande. Was konnte ich armes, hülfloses Mädchen machen, wenn dieser Mensch, wer er auch sein mochte, solche Dinge von mir aussagte? Die Welt würde ihm geglaubt haben, und Carlo! ach, Carlo, wäre nicht der Letzte gewesen, der mich verdammt hätte. Ich folgte dem Mann an meiner Seite willenlos. Er flüsterte mir die schrecklichsten Dinge zu; meinen Onkel, wie er den Chevalier nannte, habe ich unglücklich gemacht, meinen Vater, meine Familie ins Verderben gestürzt. Ich konnte es nicht mehr aushalten, ich riß mich los und rief nach meinem Wagen. Als ich mich aber auf der Treppe umsah, war diese schreckliche Gestalt mir gefolgt. „'Ich fahre mit Dir nach Hause, Schepperl,'" sprach er mit schrecklichem Lachen; „'ich habe noch ein paar Worte mit Dir zu reden.'" Die Sinne vergingen mir, ich fühlte, daß ich ohnmächtig wurde, ich wachte erst wieder im Wagen auf, die Maske saß neben mir. Ich stieg aus und ging auf mein Zimmer, er folgte; er fing sogleich wieder an zu reden; in der Todesangst, ich möchte verrathen werden, schickte ich Babette hinaus.

„Was willst Du hier, Elender?" rief ich voll Wuth, mich so beleidigt zu sehen. „Was kannst Du von mir Schlechtes sagen? Ohne meinen Willen kam ich in jenes Haus; ich verließ es, als ich sah, was dort meiner warte."

„'Schepperl, mache keine Umstände; es gibt nur zwei Wege, Dich zu retten. Entweder zahlst Du auf der Stelle zehntausend Franken, sei es in Juwelen oder Geld, - oder Du folgst mir nach Paris; sonst weiß morgen die ganze Stadt mehr von Dir, als Dir lieb ist.'" Ich war außer mir. „Wer gibt Dir dieses Recht, mir solche Zumuthungen zu machen?" rief ich. „Wohlan! sage der Stadt, was Du willst; aber auf der Stelle verlasse dieses Haus! Ich rufe die Nachbarn."

„Ich hatte einige Schritte gegen das Fenster gethan, er lief mir nach, packte meinen Arm. „'Wer mir das Recht gibt?'" sprach er. „'Dein Vater, Täubchen, Dein Vater.'" Ein teuflisches Lachen tönte aus seinem Mund, der Schein der Kerze fiel auf ein paar graue, stechende Augen, die mir nur zu bekannt waren. In demselben Moment war mir klar, wen ich vor mir hatte; ich wußte jetzt, daß sein Tod nur ein Blendwerk war, das er zu irgend einem Zweck erfunden hatte; die Verzweiflung gab mir übernatürliche Kraft; ich rang mich los, ich wollte ihm seine Maske abreißen. „Ich kenne Euch, Chevalier de Planto," rief ich, „aber Ihr sollt den Gerichten Rechenschaft über mich geben müssen." — „'So weit sind wir noch nicht, Täubchen,'" sagte er, und in demselben Augenblick fühlte ich sein Eisen in meiner Brust, ich glaubte zu sterben."

Der Doktor schauderte; es war heller Tag, und doch graute ihm, wie wenn man im Dunkeln von Gespenstern spricht. Er glaubte das heisere Lachen dieses Teufels zu hören, er glaubte hinter den Gardinen des Bettes die grauen, stechenden Augen dieses Ungeheuers glänzen zu sehen. „Sie glauben also," sagte er nach einer Weile, „daß der Chevalier nicht todt ist, daß es derselbe ist, der Sie ermorden wollte?"

„Seine Stimme, sein Auge überzeugten mich; das Tuch, das ich Ihnen gestern gab, machte es mir zur Gewißheit. Die Anfangslettern seines Namens sind dort eingezeichnet."

„Und geben Sie mir Vollmacht, für Sie zu handeln? Darf ich Alles, was Sie mir sagten, selbst vor Gericht angeben?"

„Ich habe keine Wahl, Alles! Aber nicht wahr, Doktor, Sie gehen zu Boloni und sagen ihm, was ich Ihnen sagte? Er wird Ihnen glauben, er kannte ja auch Seraphine."

„Und darf ich nicht auch wissen," fuhr der Medizinalrath fort, „wie der Gesandte hieß, in dessen Haus Sie sich verbargen?"

„Warum nicht? Es war ein Baron Martinow."

„Wie?" rief Lange in freudiger Bewegung, „der Baron Martinow? Ist er nicht in .... schen Diensten?"

„Ja, kennen Sie ihn? Er war Gesandter des .... schen Hofes in Paris und nachher in Petersburg."

„O, dann ist es gut, sehr gut," sagte der Medizinalrath und rieb sich freudig die Hände. „Ich kenne ihn, er ist seit gestern hier; er hat mich rufen lassen; er wohnt im **Hôtel de Portugal**."

Eine Thräne blinkte in dem Auge der Sängerin, und von frommen Empfindungen schien ihr Herz bewegt. „So mußte ein Mann," sagte sie, „den ich viele hundert Meilen entfernt glaubte, hieher kommen, um die Wahrheit meiner Erzählung zu bekräftigen! Gehen Sie zu ihm; ach, daß auch Carlo zuhören könnte, wenn er Ihnen versichert, daß ich die Wahrheit sprach!"

„Er soll es, er soll mit mir, ich will es schon machen. Adieu, gutes Kind; seien Sie ganz ruhig, es muß Ihnen noch gut gehen auf Erden, und nehmen Sie die Mixtur recht fleißig, alle Stunden zwei Löffel voll!" So sprach der Doktor und ging. Die Sängerin aber dankte ihm durch ihre freundlichen Blicke. Sie war ruhiger und heiter; es war, als habe sie eine große Last mit ihrem Geheimniß hinweggewälzt; sie sah vertrauensvoller in die Zukunft, denn ein gütiges Geschick schien sich des armen Mädchens zu erbarmen.

## 8.

Der Baron Martinow, dem Lange früher einmal einen wichtigen Dienst zu leisten Gelegenheit gehabt hatte, nahm ihn freundlich auf und gab ihm über die Sängerin Bianetti die genügendsten Aufschlüsse. Er bestätigte nicht nur beinahe wörtlich ihre Erzählung, sondern er brach auch in die lautesten Lobeserhebungen ihres Charakters aus; ja, er versprach, wohin er in dieser Stadt kommen würde, überall zu ihren Gunsten zu sprechen und die Gerüchte zu widerlegen, die über sie im Umlauf waren. Er hat auch Wort gehalten, denn hauptsächlich seinem Ansehen und der edelmüthigen Art, womit er sich der Italienerin annahm, schrieben es ihre Freunde zu, daß die Gesinnungen des Publikums über sie in wenigen Tagen wie durch

einen Zauberschlag sich änderten. Der Medizinalrath Lange aber stieg an jenem Tage, als er vom Gesandten kam, aus der Beletage des Hôtel de Portugal noch einige Treppen höher, in die Mansarden; in Nr. 54 sollte der Kapellmeister wohnen. Er stand vor der Thüre still, um Athem zu schöpfen, denn die steilen Treppen hatten ihn angegriffen. Sonderbare Töne drangen aus dieser Thüre in sein Ohr. Es schien ein schwer Kranker darin zu sein, denn er vernahm ein tiefes Stöhnen und Seufzen, das aus der tiefsten Brust aufzusteigen schien. Dann klangen wieder schreckliche französische und italienische Flüche dazwischen, wie wenn Ungeduld dem Jammer Luft machen will, und ein heiseres Lachen der Verzweiflung bildete wieder den Uebergang zu jenen tiefen Seufzern. Der Medizinalrath schauderte. „Habe ich doch schon neulich etwas weniges Wahnsinn an dem Maestro verspürt," dachte er, „sollte er vollends übergeschnappt sein oder ist er krank geworden aus Schmerz?" Er hatte schon den Finger gekrümmt, um anzuklopfen, als sein Blick noch einmal auf die Nummer der Thüre fiel; es war 53. Wie hatte er sich doch so täuschen können; fast wäre er zu einem ganz fremden Menschen eingetreten. Unwillig über sich selbst ging er eine Thüre weiter; hier war 54; hier lautete es auch ganz anders. Eine tiefe schöne Männerstimme sang ein Lied, begleitet von dem Pianoforte; der Medizinalrath trat ein, es war jener junge Mann, den er gestern bei der Sängerin gesehen.

Im Zimmer lagen Notenblätter, Guitarre, Violinen, Saiten und anderer Musikbedarf umher, und mitten unter diesen Trümmern stand der Kapellmeister in einem weiten, schwarzen Schlafrock, eine rothe Mütze auf dem Kopf und eine Notenrolle in der Hand; der Doktor hat nachher gestanden, es sei ihm bei seinem Anblick Marius auf den Trümmern von Karthago eingefallen.

Der junge Mann schien sich seiner von gestern zu erinnern und empfing ihn beinahe finster; doch war er so artig, einen Stoß Notenblätter mit einem Ruck von einem Sessel auf den Boden zu werfen, um seinem Besuch Platz anzubieten, er selbst stieg mit großen Schritten im Zimmer umher, und sein fliegender Schlafrock nahm geschickt den Staub von Tischen und Büchern.

Er ließ den Medizinalrath nicht zum Wort gelangen, er überschrie ihn. „Sie kommen von ihr?" rief er. „Schämen sich Ihre grauen Haare nicht, der Kuppler eines solchen Weibes zu werden? Ich will nichts mehr hören; ich habe mein Glück zu Grabe getragen, Sie sehen, ich trauere um meine Seligkeit; ich habe meinen schwarzen Schlafrock an, schon dies sollte Ihnen, wenn Sie sich entfernt auf Psychologie verstehen, ein Zeichen sein, daß ich jene Person für mich als gestorben ansehe. O Giuseppe, Giuseppe!"

„Werthester Herr Kapellmeister," unterbrach ihn der Doktor, „so hören Sie mich nur an —"

„Hören? Was wissen Sie von Hören? Lauschen Sie, wenn Sie von Hören sprechen; ich will prüfen, ob Du Gehör hast, Alter! Siehe, das ist das Weib," fuhr er fort, indem er den Flügel aufriß und Einiges spielte, das übrigens dem Doktor, der kein großer Musikkenner war, vorkam wie andere Musik auch; „hören Sie dieses Weiche, Schmelzende, Anschmiegende? Aber bemerken Sie nicht in diesen Uebergängen das unzuverlässige, flüchtige, charakterlose Wesen dieser Geschöpfe? Aber hören Sie weiter," sprach er mit

erhobener Stimme und glänzendem Auge, indem er die weiten Aermel des Trauerschlafrockes zurückschüttelte, „wo Männer wirken, ist Kraft und Wahrheit; hier kann nichts Unreines aufkommen, es sind heilige, göttliche Laute!“ Er hämmerte mit großer Macht auf den Tasten umher, aber den Doktor wollte es wieder bedünken, als sei dies nur ganz gewöhnliche Musik.

„Sie haben da eine sonderbare Charakteristik der Menschen,“ sagte er, „da wir doch einmal so weit sind, dürfte ich Sie bitten, Verehrter, daß Sie mir doch einmal einen Medizinalrath auf dem Klavier vorstellten?“

Der Musiker sah ihn verächtlich an. „Wie magst Du nur mit einem schlechten, quickenden Eis hereinfahren, Erdenwurm, wenn ich den herrlichen, strahlenwerfenden Akkord anschlage!“

Die Antwort des Doktors wurde durch ein Klopfen an der Thüre unterbrochen; eine kleine, verwachsene Figur trat herein, machte eine Reverenz und sprach: „Der kranke Herr auf Nro. 53 läßt den Herrn Kapellmeister höflichst ersuchen, doch nicht so gar erschrecklich zu hantieren und zu haseliren, was maßen derselbe von gar schwacher Constitution und dem zeitlichen Hinscheiden nahe ist.“

„Ich lasse dem Herrn meinen gehorsamsten Respekt vermelden,“ erwiderte der junge Mann, „und meinetwegen könne er abfahren, wann es ihm gefällig. Es graut mir ohnedies alle Nacht vor seinem Jammern und Stöhnen, und das Gräulichste sind mir seine gottlosen Flüche und sein tolles Lachen. Meint vielleicht der Franzose, er sei allein Herr im Hôtel de Portugal? Genirt er mich, so genire ich ihn wieder.“

„Aber verzeihen Euer Hochedelgeboren,“ sagte der verwachsene Mensch, „er treibt's nicht mehr lange, wollten Sie ihm nicht die letzten Augenblicke —“

„Ist er so gar krank, der Herr?“ fragte der Medizinalrath theilnehmend. „Was fehlt ihm? Wer behandelt ihn? Wer ist er?“

„Wer er ist, weiß ich gerade nicht; ich bin der Lohnlaquai; ich denke, er nennt sich Lorier und ist aus Frankreich; vorgestern war er noch wohl auf, aber etwas melancholisch, denn er ging gar nicht aus, hatte auch keine Lust, die Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu sehen; aber am andern Morgen fand ich ihn schwer krank im Bette; es scheint, er hat in der Nacht einen Schlaganfall bekommen. Aber um alle Welt will er keinen Arzt. Er flucht gräßlich, wenn ich frage, ob ich einen zu ihm führen solle. Er pflegt und verbindet sich selbst; ich glaube, er hat auch eine alte Schußwunde aus dem Krieg, die jetzt wieder aufgegangen ist.“

Man hörte in diesem Augenblick den Kranken nebenan mit heiserer Stimme rufen und einige Verwünschungen ausstoßen. Der Lohnlaquai schlug drei Kreuze und flog hinüber.

Der Doktor versuchte noch einmal, ob seine Reden bei dem verstockten Liebhaber keinen Eingang fänden, und wirklich schien es diesmal zu gelingen. Er hatte eine Partitur in die Hand genommen, aus welcher er mit leiser Stimme vor sich hinsang; der Doktor benützte diese ruhigere Stimmung und fing an, ihm das Leben der Sängerin zu erzählen. Anfangs schien der Kapellmeister nicht darauf zu achten; er las emsig in seiner Partitur und that, als sei außer ihm Niemand im Zimmer; nach und nach aber wurde er aufmerksamer, er hörte auf zu singen; bald hob sich zuweilen sein Auge über die Partitur und streifte glühend über des Doktors Gesicht,

dann ließ er das Notenheft sinken und sah den Erzähler fest an; sein Interesse schien mehr und mehr zu wachsen, seine Augen glänzten, er rückte näher, er faßte den Arm des Mediziners, und als dieser seine Erzählung schloß, sprang er in großer Bewegung auf und rannte im Zimmer auf und nieder. „Ja," rief er, „es liegt Wahrheit darin, ein Schein von Wahrheit, eine Wahrscheinlichkeit; es ist möglich, es könnte etwa so gewesen sein; Teufel! könnte es nicht auch eine Lüge sein?"

„Das heißt man, glaube ich, decrescendo in Ihrer werthen Kunst, Herr Kapellmeister; aber warum denn bei dieser Sache so von der Wahrheit bis zur Lüge herabsteigen? Wenn ich Ihnen nun einen Bürgen für die Wahrheit stellte, Maestro, wie dann?"

Poloni blieb sinnend vor ihm stehen: „Ha! wer dieses könnte, Medizinalrath, in Gold wollte ich Dich fassen, schon dieser Gedanke verdient groß und königlich belohnt zu werden. Ja! wer mir Bürge wäre! — Es ist Alles so finster — verworrene Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Gestirn!"

„Werthgeschätzter Freund," unterbrach ihn der Doktor, „ich ertappe Sie hier auf einer Reminiscenz aus Schillers Räubern, so in der Cotta'schen Taschenausgabe stehet, wenn ich mich recht erinnere. Demungeachtet weiß ich einen solchen Bürgen, ein solches leitendes Gestirn."

„Ha! wer mir einen solchen gäbe!" rief Jener. „Er sei mein Freund, mein Engel, mein Gott — ich will ihn anbeten!"

„Es ist zwar in der angeführten Stelle von einem Schwert die Rede, womit man der Otternbrut eine brennende Wunde versetzen will; nichts desto weniger aber will ich Sie überzeugen; jener Gesandte, der die arme Giuseppa in seinem Hause aufnahm, logirt zufällig hier im Hause auf Nr. 6; belieben Sie einen Frack anzuziehen und ein Halstuch umzuknüpfen, so werde ich Sie zu ihm führen; er hat mir versprochen, Sie zu überzeugen."

Der junge Mann drückte gerührt die Hand des Arztes; doch auch jetzt noch konnte er ein gewisses erhabenes Pathos nicht verbergen. „Ihr wart mein guter Engel," sagte er: „wie vielen Dank bin ich für diesen Wink Euch schuldig; ich fahre nur geschwind in meinen Frack, und sogleich folg' ich Euch zu dem Gesandten."

## 9.

Die Aussöhnung mit dem Geliebten schien beinahe noch von größerer Wirkung auf die Sängerin zu sein, als die kunstreichsten Tränklein ihres Arztes. Ihre Gesundheit besserte sich in den nächsten Tagen zusehends, und bald war sie so weit hergestellt, daß sie die Besuche ihrer theilnehmenden Freunde außer dem Bette empfangen konnte. Diese Wendung ihres

Zustandes mochte der Direktor der Polizei abgewartet haben, um die Sache weiter zu verfolgen. Er war ein umsichtiger Mann, und der Ruf sagte von ihm, daß ihm nicht leicht einer entgehe, auf den er einmal sein Auge geworfen, sollte er auch hundert und mehrere Meilen entfernt sein. Von dem Medizinalrath war ihm die Geschichte der Sängerin mitgetheilt worden, er hatte sodann mit dem Baron Martinow noch weitere Rücksprache genommen und Einiges erfahren, was ihm von großem Interesse schien. Der Gesandte hatte ihm neulich gestanden, daß er von dem Vorfall mit der jungen Bianetti Gelegenheit genommen, das ruchlose Leben des Chevalier de Planto höheren Orts zu berühren. Er hatte nicht versäumt, hauptsächlich den Umstand, daß jenes arme Kind eigentlich verkauft wurde, ins rechte Licht zu setzen. Jenes berüchtigte Haus wurde kurze Zeit darauf von der Polizei aufgehoben, und der Baron schien dies hauptsächlich den Schritten, die er in der Sache gethan, zuzuschreiben. Auch er hatte von dem Tod des Chevaliers gehört, glaubte aber mit dem Polizeidirektor, daß dies nur ein Kunstgriff gewesen sei, um sein Gewerbe sicherer fortzusetzen; denn beide hegten keinen Zweifel, jener Mordversuch an der Sängerin könne nur von diesem schrecklichen Menschen herrühren. Wie schwer war es aber, der Spur dieses Mörders zu folgen; die Fremden, die sich damals zu B. aufhielten, waren, wie der Direktor versicherte, alle unverdächtig; nur zwei Umstände konnten zu Gewisserem führen; das Schnupftuch, welches sich im Zimmer der Bianetti gefunden hatte, konnte, wenn man irgendwo ein ähnliches sah, zur Entdeckung leiten; es war daher die genaueste Beschreibung davon in den Händen aller jener Nähterinnen und Waschfrauen, welche die Garderobe der Fremden in B. zu besorgen pflegten. Sodann glaubte der Direktor aus psychologischen Gründen annehmen zu können, daß ein zweiter Versuch auf das Leben der Sängerin bald folgen würde, im Falle sich nämlich der Mörder noch in der Nähe aufhielte.

Sobald daher die Sängerin wieder bei Kräften war, begleitete der Direktor der Polizei den Doktor Lange, so oft er sie besuchte; es wurden dort manche Maßregeln besprochen, manche schienen gut, aber nicht wohl auszuführen, manche wurden geradebin verworfen. Giuseppa selbst kam endlich auf einen Gedanken, der den beiden Männern sehr einleuchtete. „Der Doktor," sagte sie, „hat mir erlaubt, in der nächsten Woche wieder auszugehen; wenn er nichts dagegen hat, würde ich auf der letzten Redoute des Karnevals zuerst wieder unter den Leuten erscheinen; es hat etwas Anziehendes für mich, mich dort, wo mein Unglück eigentlich anfing, zum ersten Mal zu zeigen. Wenn wir dafür sorgen, daß dies in B. hinlänglich bekannt wird, und wenn der Chevalier noch hier ist, so bin ich wie von meinem Leben überzeugt, daß er unter irgend einer Maske sich wieder in meine Nähe drängt. Er wird sich zwar hüten, zu sprechen, er wird durch nichts sich verrathen, aber seine Anschläge auf mein Leben wird er nicht ruhen lassen, und ich will ihn aus Tausenden erkennen. Seine Größe, seine Gestalt, vor Allem seine Augen werden mir ihn kenntlich machen. Was meinen Sie, meine Herren?"

Der Plan war nicht übel. „Ich wollte wetten," sagte der Direktor, „wenn er erfährt, Sie kommen auf diesen Ball, so bleibt er nicht aus; sei es auch nur, um den Gegenstand seiner Rache wieder zu sehen und

seiner Wuth neue Nahrung zu geben. Ich denke übrigens, Sie sollten keine Larve vor's Gesicht nehmen, er wird Sie dann um so leichter erkennen, um so eher in Ihre Nähe, in seine Falle gehen; ich werde ein paar tüchtige Burschen in Dominos stecken und sie Ihnen zur Escorte geben; auf ein Zeichen von Ihnen soll der alte Fuchs gefangen sein."

Babette, das Kammermädchen der Sängerin, war während dieses Gespräches ab- und zugegangen; sie hatte gehört, wie ihre Dame entschlossen sei, den Mörder oder seine Gehülfen ausfindig zu machen, sie glaubte es sich selbst schuldig zu sein, nach Kräften zu dieser Entdeckung beizutragen. Sie paßte daher dem Direktor ab, faßte sich ein Herz und sagte, sie habe schon neulich den Doktor auf einen Umstand aufmerksam gemacht, der zur Entdeckung führen könnte, er scheine aber nicht darauf zu achten.

„Kein Umstand ist bei solchen Vorfällen gering, meine liebe Kleine," antwortete der Mann der Polizei; „wenn Sie irgend Etwas wissen —"

„Ich glaube fast, Signora ist zu diskret und will nicht recht mit der Sprache heraus; als sie den Stich bekam und in meinen Armen ohnmächtig wurde, war ihr letzter Seufzer — Volnau."

„Wie?" rief der Direktor entrüstet, „und das verschwieg man mir bis jetzt? Einen so wichtigen Umstand; haben Sie auch recht gehört, Volnau?"

„Auf meine Ehre," sagte die Kleine und legte die Hand betheuernd auf das Herz. „Volnau, sagte sie und so schmerzlich, daß ich nicht anders glaube, als so heißt der Mörder; aber bitte, verrathen Sie mich nicht!"

Der Direktor hatte den Grundsatz, daß kein Mensch, er sehe so ehrlich aus als er wolle, zu gut zu einem Verbrechen sei. Der Commerzienrath Volnau, und einen andern wußte er nicht in dieser Stadt, war ihm zwar als ein geordneter Mann bekannt, aber — hatte man nicht Beispiele, daß gerade solche Leute, denen man vor der Welt nichts nachsagen konnte, der Justiz am meisten zu schaffen machten? Konnte er nicht mit diesem Chevalier de Plante unter einer Decke spielen? Er setzte unter diesen Betrachtungen seinen Weg weiter fort, er näherte sich der breiten Straße, es fiel ihm bei, daß um diese Zeit der Commerzienrath sich dort zu ergehen pflegte; er beschloß, ihm ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Richtig, dort kam er die Straße herab, er grüßte rechts, er grüßte links, er sprach alle Augenblicke mit einem Bekannten, er lächelte, wenn er weiter ging, vor sich hin, er schien munter und guter Dinge zu sein. Er mochte etwa noch fünfzig Schritte vom Direktor entfernt sein, als er diesen ansichtig wurde; er erbleichte, er wandte um und wollte in eine Seitenstraße einbiegen. „Ein verdächtiger, sehr verdächtiger Umstand!" dachte der Direktor, lief ihm nach, rief seinen Namen und brachte ihn zum Stehen. Der Commerzienrath war ein Bild des Jammers; er brachte in hohlen Tönen ein „Bon jour, bon jour!" hervor, er schien lächeln zu wollen, aber die Augen gingen ihm über und sein Gesicht verzog sich krampfhaft; seine Kniee zitterten, seine Zähne schlugen hörbar aneinander.

„Ei, ei, Sie machen sich recht rar. Habe Sie schon ein paar Tage nicht an meinem Fenster vorbeigehen sehen; Sie scheinen nicht recht wohl zu sein?" setzte der Direktor mit einem stechenden Blick hinzu. „Sie sind so blaß; fehlt Ihnen etwas?"

„Nein — es ist nur so ein kleines Frösteln — ich war wirklich einige Tage nicht wohl, aber Gottlob, es geht mir besser."

„So? Sie waren nicht wohl?" fragte jener weiter, „das hätte ich kaum gedacht; ich glaubte Sie doch noch vor wenigen Tagen auf der Redoute recht munter zu sehen."

„Ja freilich; aber gleich den folgenden Tag mußte ich mich legen; ich bekam meine Zufälle wieder, aber ich bin jetzt ganz wieder hergestellt."

„Nun, da werden Sie nicht versäumen, die nächste Redoute zu besuchen; es ist die letzte und soll sehr brillant werden, ich hoffe, Sie dort zu sehen; bis dahin Adieu! Herr Commerzienrath."

## 10.

erde nicht manquiren?" rief ihm der Commerzienrath Bolnau mit jammervollen Mienen nach. „Der hat Verdacht!" sprach er zu sich, „der weiß etwas von dem Wort der Sängerin. Zwar soll sie wieder hergestellt sein; aber kann nicht der Verdacht im Herzen dieses Polizisten um sich fressen? Kann er mich nicht aus Argwohn beobachten lassen? Die geheime Polizei wird mich verfolgen; auf allen meinen Schritten und Tritten sehe ich schlaue, fremde Gesichter. Ich darf nichts mehr reden, so wird es rapportirt, gedeutet; ich werde, o Gott im Himmel, ich werde ein unruhiger Kopf, ein gefährliches Individuum; und doch lebte ich still und harmlos wie Wilhelm Tell im vierten Akt!"

So sprach der unglückliche Bolnau bei sich; seine Angst vermehrte sich, als er über die verfängliche Frage wegen der nächsten Redoute nachdachte. „Er meint gewiß, ich werde mich nicht in die Nähe der Sängerin wagen, aus bösem Gewissen; aber ich muß hin, ich muß ihm diesen Verdacht benehmen! Und doch — wird mich nicht in ihrer Nähe ein Zittern und Beben überfallen, gerade weil er glauben kann, ich werde aus Gewissensbissen und Angst zittern?" Er quälte sich ab mit diesen Vorstellungen, sie beschäftigten ihn Tage lang, er erinnerte sich, daß ein berühmter Schriftsteller

in einer Schrift bewiesen habe, daß man Angst vor der Angst haben könne, und dies schien ihm ganz sein Fall zu sein. Aber er fühlte, daß er sich ein Herz fassen und der Gefahr entgegen gehen müsse. Er ließ sich vom Maskenverleiher den prachtvollen Anzug des Pascha von Janina holen; er zog ihn alle Tage an und übte sich vor einem großen Spiegel, recht unbefangen aus seiner Maske hervorzuschauen. Er machte sich aus seinem Schlafrocke eine Puppe und setzte sie auf einen Sessel; sie stellte die Sängerin Bianetti vor. Er ging als Pascha um sie her, näherte sich ihr und sprach: „Es freuet mich unendlich, Sie in so erwünschtem Wohlbefinden zu sehen.“ Am dritten Tage konnte er seine Lektion schon ganz ohne Zittern sagen, daher legte er sich noch Schwereres auf. Er wollte recht artig und unbefangen sein und ihr einen Teller mit Bonbons und Punsch offeriren. Er übte sich mit einem Glas Wasser, das er auf einen Teller setzte. Von Anfang klirrte es schrecklich in seiner zitternden Hand; aber auch diese Schwachheit überwand er, ja er konnte ganz lustig dazu sagen: „Verehrte, beliebt Ihnen nicht etwas weniges Punsch und etliche Bonbons?“ Es ging trefflich; kein Sterblicher sollte ihn beben sehen. Ali Pascha von Janina fühlte Muth in sich, trotz seiner Angst auf die Redoute zu gehen.

Der Medizinalrath Lange hatte es sich nicht nehmen lassen, die Genesene zum erstenmal wieder unter die Leute zu führen. Sie hatte es ihm gerne zugesagt; hatte er doch durch seine treue Pflege, durch die väterliche Sorgfalt, womit er sich ihrer angenommen, ein Recht auf ihre wärmste Dankbarkeit gewonnen. So kam er mit ihr auf die Redoute, und er schien sich nicht wenig auf den Platz an der Seite des schönen, interessanten Mädchens zu gut zu thun. Die Leute in B. sind ein sonderbares Volk. In den ersten Tagen hatte man von den nobelsten Salons bis hinab in die Bierschenken von der Sängerin Uebles gesprochen; als aber Männer von Gewicht sich ihrer annahmen, als angesehene Damen sich öffentlich für sie erklärten, drehte sich die Fahne nach dem Wind, und die B . . . er liefen, gerührt über das Schicksal des armen Kindes, in den Straßen umher und starben bald vor Entzücken, daß sie genesen. Als sie in den Saal der Redoute trat, schien Alles nur auf sie, als die Königin des Festes, gewartet zu haben; man jubelte und jauchzte, man klatschte in die Hände und rief Bravo! als hätte sie eben die schwersten Rouladen zu Stande gebracht. Auch dem Medizinalrath fiel sein Antheil am Beifall zu: „Sehet, der ist's,“ riefen sie, „das ist ein geschickter Mann, der hat sie gerettet.“

Die Sängerin fühlte sich freudig bewegt von diesem Beifall der Menge; ja sie hätte, berauscht von dem Gemurmel der Glückwünschenden, beinahe vergessen, daß sie noch ein ernsterer Zweck in diesen Saal geführt habe; aber die vier handfesten Dominos, die ihren Schritten folgten, die Fragen des Doktors, ob sie der grauen Augen des Chevaliers noch nicht ansichtig geworden, erinnerten sie immer wieder an ihr Vorhaben. Ihr selbst und dem Doktor war es nicht entgangen, daß ein langer, hagerer Türke (man hieß in B. sein Kostüm den Ali Bassa) sich immer in ihre Nähe dränge, und so oft der Strom der Masken ihn wegriß, immer war er ihnen wieder zur Seite. Die Sängerin stieß den Doktor an und winkte mit den Augen nach dem Pascha hin. Er erwiderte ihren Wink und sagte: „Ich

habe ihn schon lange bemerkt." Der Pascha näherte sich mit ungewissen Schritten, die Sängerin klammerte sich fester an Lange's Arm; er war jetzt ganz nahe, starre, graue Aeuglein guckten aus der Maske und eine hohle Stimme sprach zu ihr: „Es freut mich unendlich, werthgeschätzte Mamsell, Sie in so erwünschtem Wohlsein zu sehen." Die Sängerin wandte sich erschreckt ab und schien zu zittern; auch die Maske fuhr bei diesem Anblick bebend zurück und verschwand unter der Menge. „Ist er es?" rief der Medizinalrath. „Fassen Sie sich doch; es gilt hier, ruhig und mit Umsicht zu handeln; glauben Sie, er ist es?" „Noch weiß ich es nicht gewiß," entgegnete sie; „aber ich glaube seine Augen zu erkennen."

Der Medizinalrath gab den vier Dominos die Weisung, recht genau auf diesen Pascha Acht zu geben, und ging mit der Dame weiter. Aber kaum hatte er einige Gänge durch den Saal gemacht, so erschien der Türke wieder; doch hielt er sich mehr in der Entfernung, als beobachte er die Sängerin.

Der Doktor trat mit seiner Dame an ein Büffet, um ihr auf den gehabten Schrecken eine Tasse Thee zu verordnen; er sah sich um — auch hier wieder der Türke. Und siehe da, jetzt hatte er auf einem Tellerlein ein Glas Punsch und einige Bonbons; er nähert sich der Sängerin, seine Augen funkeln, das Glas hüpft und klappert in seltsamen Klängen auf dem zitternden Teller; er ist an ihrer Seite, er bietet ihr den Teller und sagt: „Verehrte, beliebt Ihnen nicht etwas weniges Punsch und etliche Bonbons?" Die Sängerin sah ihn starr an, sie erbleichte, sie stieß den Teller zurück und rief: „Ha! der Schreckliche! Er ist's, er ist's, er will mich vergiften!"

Der Pascha von Janina stand stumm und regungslos, er schien jeden Gedanken an Vertheidigung aufzugeben; willenlos ließ er sich von den vier handfesten Dominos hinwegführen.

Beinahe in demselben Augenblick wurde der Doktor heftig an seinem schwarzen Mantel gezogen; er sah sich um, jener kleine verwachsene Lohnlaquai aus dem **Hôtel de Portugal** stand vor ihm, bleich und von Schrecken entstellt: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Medizinalrath, kommen Sie doch gefälligst mit mir auf Nr. 53, eben will der Teufel den französischen Herrn holen."

„Was schwatzt Er da?" sagte der Doktor unwillig und wollte ihn auf die Seite schieben, um dem Gefangenen auf die Polizeidirektion zu folgen. „Was geht es mich an, wenn ihn der Satan zu sich nimmt?"

„Aber ich bitte Sie," rief der Kleine beinahe heulend, „er kann vielleicht doch gerettet werden; Hochdieselben sind ja Stadtphysikus allhier und verpflichtet, zu den Fremden in den Hotellern zu kommen."

Der Medizinalrath unterdrückte einen Fluch, der ihm auf der Zunge schwebte; er sah, daß er diesem unangenehmen Gang nicht ausweichen könne, er winkte den Kapellmeister Boloni herbei, übergab ihm die Sängerin, und eilte mit dem kleinen Menschen nach dem **Hôtel de Portugal**.

# 11.

Es war still und öde in diesem großen Gasthof, Mitternacht war beinahe schon vorüber, die Lampen in den Gängen und Treppen brannten düster und trübe; es war dem Medizinalrath unheimlich zu Muth, als er zu dem einsamen Kranken hinaufstieg. Der Laquai schloß die Thüre auf, der Doktor trat ein, wäre aber beinahe wieder zurückgesunken, denn ein Wesen, das seit einigen Tagen unablässig seine Phantasie im Wachen und im Schlafe beschäftigt hatte, saß hier wirklich und verkörpert im Bette. Es war ein großer, hagerer, ältlicher Mann, er hatte eine spitzig aufstehende, wollene Schlafmütze tief in die Stirne gezogen, seine enge Brust, seine langen dünnen Arme waren mit Flanell überkleidet, unter der Mütze ragte eine große, spitzige Nase aus einem mageren, braungelben Gesicht hervor, das man schon todt und erstorben geglaubt hätte, wären es nicht ein paar graue, stechende Augen gewesen, die ihm noch etwas Leben und einen schrecklichen, grauenerregenden Ausdruck gaben. Seine langen, dünnen Finger, die mit den hagern Gelenken weit aus den Aermeln hervorragten, hatte er zusammengekrümmt, er kratzte mit heiserem, wahnsinnigen Lachen auf der Bettdecke.

„Schaut! er kratzt sich schon sein Grab!“ flüsterte der kleine Mensch, und weckte damit den Doktor aus seinem Hinstarren auf den Kranken. So, gerade so, hatte sich dieser den Chevalier de Plante gedacht; dieses tückische graue Auge, diese unheilverkündenden Züge, diese dürre, gespensterhafte Figur — es war hier alles, was die Sängerin von jenem schrecklichen Mann gesagt hatte. Doch er besann sich, kam er denn nicht jetzt eben von der Verhaftung jenes Chevaliers? Konnte nicht ein anderer Mann auch graue Augen haben? War es zu verwundern, daß ein Kranker abgefallen und bleich war? Der Doktor lachte sich selbst aus, fuhr mit der Hand über die Stirne, als wolle er diese Gedanken hinwegwischen, und trat an das Bett. — Doch, noch nie hatte er in so langen Jahren am Bette eines Kranken Grauen und Furcht gefühlt — hier, es war ihm unerklärlich, hier befiel ihn eine Beengung, ein Schauer, den er umsonst abzuschütteln suchte, und er fuhr unwillkürlich zurück, als er die feuchte,

kalte Hand in der seinigen fühlte, als er lange umsonst nach einem Puls suchte.

„Der dumme Kerl," rief der Kranke mit heiserer Stimme, indem er bald französisch, bald schlechtes italienisch und gebrochenes deutsch unter einander warf, „der dumme kleine Kerl hat mir, glaube ich, einen Doktor gebracht. Sie werden mir verzeihen, ich habe nie viel von Ihrer Kunst gehalten. Das einzige, was mich heilen kann, sind die Bäder von Genua; ich habe der bête schon befohlen, daß es mir Postpferde bestelle; ich werde heute Nacht noch abfahren."

„Freilich wird er abfahren," murmelte der kleine Mensch; „aber mit sechs kohlschwarzen Rappen, und nicht nach Genua, wo der selige Fiesko ertrunken, sondern dahin, wo Heulen und Zähnklappern."

Der Doktor sah, daß hier wenig mehr zu machen sei, er glaubte die Vorzeichen des nahen Todes in den Augen, in den unruhigen Bewegungen des Kranken zu lesen, selbst jene Sehnsucht zu reisen und hinaus ins Weite zu kommen, war schon oft der Vorbote eines schnellen Endes gewesen. Er rieth ihm daher, sich ruhig niederzulegen und versprach, ihm einen kühlen Trank zu bereiten.

Der Kranke lachte grimmig. „Liegen, ruhig liegen?" antwortete er. „Wenn ich liege, höre ich auf zu athmen; ich muß sitzen, im Wagen muß ich sitzen, fort, weit fort! — Was sagt der kleine Mensch? Hat er die Pferde bestellt? Kleiner Hund, hast Du mein Gepäck in Ordnung?"

„Ach Herr und Vater!" krächzte der Kleine; „jetzt denkt er an sein Gepäck; ja, einen schweren Pack Sünden nimmt er mit, der Unmensch. Es ist nicht an den Himmel zu malen, was er geflucht und gotteslästerliche Reden geführt hat."

Der Medizinalrath faßte noch einmal die Hand des Kranken. „Fassen Sie Vertrauen zu mir," sagte er; „vielleicht kann Ihnen die Kunst doch noch nützen; Ihr Diener sagt mir, es sei Ihnen eine Schußwunde wieder aufgegangen; lassen Sie mich untersuchen." Murrend bequemte sich der Kranke dazu, er deutete auf seine Brust. Der Arzt nahm einen schlechtgemachten Verband weg, er fand — eine Stichwunde nahe am Herzen. — Sonderbar! es war dieselbe Größe, derselbe Ort, wie die Wunde der Sängerin.

„Das ist eine frische Wunde, ein Stich!" rief der Doktor und sah den Kranken mißtrauisch an. „Woher haben Sie diese Wunde?"

„Sie glauben wohl, ich habe mich geschlagen? Nein, beim Teufel! Ich hatte ein Messer in der Brusttasche, fiel eine Treppe herab und habe mich ein wenig geritzt."

„Ein wenig geritzt!" dachte Lange. „Und doch wird er an dieser Wunde sterben."

Er hatte indessen Limonade bereitet und bot sie dem Kranken; dieser führte sie mit unsicherer Hand zum Munde, sie schien ihn zu erquicken; er war einige Momente still und ruhig; doch, als er sah, daß er einige Tropfen auf die Decke gegossen hatte, fing er an zu fluchen und verlangte ein Schnupftuch. Der Laquai flog zu einem Koffer, schloß auf und brachte ein Tuch heraus — der Doktor sah hin, eine schreckliche Ahnung stieg in ihm auf — er sah wieder hin, es war dieselbe Farbe, derselbe Stoff, es

war das Tuch, das man bei der Sängerin gefunden. Der kleine Mensch wollte es dem Kranken überreichen; er stieß es zurück: „Gehe zu allen Teufeln, Du Thier! Wie oft muß ich es sagen, Eau d'Héliotrope darauf!“ Der Diener holte eine kleine Flasche hervor und besprengte das Tuch; ein angenehmer Geruch verbreitete sich im Zimmer — es war dasselbe Parfüm, das jenes gefundene Tuch an sich getragen.

Der Medizinalrath bebte an allen Gliedern; es war kein Zweifel mehr, er hatte hier den Mörder der Sängerin Bianetti, den Chevalier de Plante vor sich; es war ein Hülfloser, ein Kranker, ein Sterbender, der hier im Bette saß, aber dem Doktor war es, als könne er alle Augenblicke aus dem Bette fahren und nach seiner Kehle greifen, er ergriff seinen Hut, es trieb ihn fort aus der Nähe des Schrecklichen.

Der kleine Laquai packte ihn am Rock, als er ihn gehen sah. „Ach, Wohledler!“ stöhnte er. „Sie werden mich doch nicht bei ihm allein lassen wollen? Ich halte es nicht aus, wenn er jetzt stürbe und dann sogleich als flanellenes Gespenst mit der Zipfelmütze auf dem Schädel auf und ab spazierte! Um Gottes Barmherzigkeit willen, verlassen Sie mich nicht!“

Der Kranke grinzte fürchterlich und lachte und fluchte untereinander, er schien dem Kleinen zu Hülfe kommen zu wollen, er streckte ein langes, dürres Bein aus dem Bette, er krallte die dünnen Finger nach dem Doktor. Doch dieser hielt es nicht mehr aus; der Wahnsinn schien ihn anzustecken, er warf den Kleinen zurück und floh aus dem Zimmer; noch auf den untersten Treppen hörte er das gräßliche Lachen des Mörders.

## 12.

Am Morgen nach dieser Nacht fuhr ein hübscher Stadtwagen vor dem Hôtel de Portugal vor; es stiegen drei Personen, eine verschleierte Dame und zwei ältliche Herren, heraus und stiegen die Treppe hinan. „Ist der Herr Oberjustizreferendarius Pfälle schon oben?“ fragte der eine dieser Herren den Kellner, der sie hinaufführte. Dieser bejahte, und der Herr fuhr fort: „Und doch ist es eine

sonderbare Fügung des Schicksals, daß er die Treppe herabstürzt und sich selbst den Dolch in die Brust stößt, daß er sich selbst verhindert, zu entfliehen, daß gerade Sie, Lange, zu ihm beschieden werden!"

„Gewiß," sagte die verschleierte Dame, „finden Sie aber nicht auch ein eigentliches Verhängniß in diesen Schnupftüchern? Das eine mußte er bei mir liegen lassen, welcher Zufall! das andere mußte er gerade in dem Augenblick verlangen, wo der Doktor noch bei ihm ist."

„Es mußte so gehen," erwiderte der zweite Herr, „man kann nichts sagen, als es mußte so kommen. Aber in diesem Strudel hätte ich beinahe etwas vergessen; sagen Sie, was ist es denn mit dem Pascha von Janina? Signora mußte sich offenbar getäuscht haben. Sie haben ihn wieder auf freien Fuß gesetzt? Wer war der arme Teufel?"

„Mit nichten und im Gegentheil," sprach der Erstere, „ich habe mich überzeugt, daß es ein Mitschuldiger des Chevaliers ist, dem ich schon lange auf der Spur bin. Ich habe ihn schon hieher bringen lassen, er wird mit dem Mörder confrontirt werden."

„Nicht möglich!" rief die Dame. „Ein Mitschuldiger?"

„Ja! ja!" sagte der Herr mit schlauem Lächeln, „ich weiß allerlei, wenn man mir es auch nicht angibt. Aber Gottlob, wir sind oben, hier ist ja gleich Nro. 53. Mademoiselle, haben Sie die Güte, einstweilen hier auf 54 einzutreten; der Kapellmeister hat es erlaubt und wird Sie nicht hinauswerfen; dafür wollte ich stehen. Wann das Verhör an Sie kommt, werde ich Sie rufen."

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß diese drei Personen die Sängerin, der Doktor und der Direktor waren; sie kamen, um den Chevalier de Planto eines Mordversuchs anzuklagen. Der Direktor und der Medizinalrath traten ein; der Kranke saß noch ebenso im Bette, wie ihn der Doktor in der Nacht gesehen; nur schienen beim Tageslicht seine Züge noch grasser, der Ausdruck seiner Augen, die schon zu erstarren anfingen, noch schauerlicher. Er sah bald den Doktor, bald den Direktor mit seelenlosen Blicken an, dann schien er nachzusinnen, was hier in seinem Zimmer vorgehe, denn der Referendarius Pfälle, ein kurzer, junger Mann mit rothen Wangen und kleinen Aeuglein hatte sich einen Tisch zurecht gestellt, einen Stoß Papier vor sich hingelegt und hielt eine lange Schwanenfeder in der Rechten, um zu protokolliren.

„Bête, was wollen diese Herren?" rief der Kranke mit schwacher Stimme dem kleinen Laquaien zu. „Du weißt ja, ich nehme keine Besuche an."

Der Direktor trat dicht vor ihn hin, sah ihn fest an und sagte mit Nachdruck: „Chevalier de Planto!"

„Qui vive?" schrie der Kranke und fuhr mit der Rechten an die Schlafmütze, als wolle er militärisch salutiren.

„Mein Herr, Sie sind der Chevalier de Planto?" fuhr Jener fort.

Die grauen Augen fingen an zu glänzen, er warf stechende Blicke auf den Direktor und den Referendär, schüttelte mit höhnischer Miene den Kopf und antwortete: „der Chevalier ist längst todt."

„So? Wer sind denn Sie? antworten Sie, ich frage im Namen des Königs."

Der Kranke lachte: „Ich nenne mich Lorier; bête, gib dem Herrn meine Pässe!“

„Ist nicht nötbig; kennen Sie dies Tuch, mein Herr?“

„Was werde ich es nicht kennen, Sie haben es da von meinem Stuhl weggenommen; wozu diese Fragen, wozu diese Scenen? Sie geniren mich, mein Herr!“

„Belieben Sie auf Ihre linke Hand zu schauen,“ sagte der Direktor; „dort hatten sie ja Ihr Tuch; dieses hier fand sich im Hause einer gewissen Giuseppa Bianetti!“

Der Kranke warf einen wütbenden Blick auf die Männer; er ballte seine Faust und knirschte mit den Zähnen; er schwieg hartnäckig, obgleich der Direktor seine Fragen wiederbolte. Dieser gab jetzt dem Doktor einen Wink; er ging hinaus und erschien bald darauf mit der Sängerin, dem Kapellmeister Boloni und dem . . . . schen Gesandten in dem Zimmer.

„Herr Baron von Martinow,“ wandte sich der Direktor zu diesem, „erkennen Sie den Mann für denselben, den Sie in Paris als Chevalier de Planto kannten?“

„Ich erkenne ihn für denselben,“ antwortete der Baron, „und wiederhole meine Aussagen über ihn, die ich früher zu Protokoll gab.“

„Giuseppa Bianetti! erkennen Sie ihn für denselben, der Sie aus dem Hause Ihres Stiefvaters führte, in sein Haus nach Paris brachte, für denselben, den Sie eines Mordversuches beschuldigen?“

Die Sängerin bebte bei dem Anblick des fürchterlichen Mannes; sie wollte antworten, aber er selbst ersparte ihr jedes Geständniß. Er richtete sich höher auf, seine wollene Mütze schien spitziger aufzustehen, seine Arme waren steif, er schien sie mit Mühe zu bewegen, aber seine Finger krallten sich krampfhaft auf und zu; seine Stimme schlich sich nur noch leise und heiser aus der Brust herauf, selbst sein Lachen und seine Flüche wurden beinahe zum Geflüster. „Kommst Du mich zu besuchen, Schepperl?“ sagte er, „das ist schön von Dir. Nicht wahr, Du weidest Dich recht an meinem Anblick? Es ist mir wahrhaftig leid, daß ich Dich nicht besser getroffen, ich hätte Dir dadurch den Schmerz erspart, Deinen Oheim vor seiner Abreise von diesen deutschen Thieren verhöhnt zu sehen.“

„Was brauchen wir weiter Zeugniß?“ unterbrach ihn der Direktor. „Herr Referendarius Pfälle, schreiben Sie einen Verhaftungsbefehl gegen —“

„Was thun Sie?“ rief der Doktor, „sehen Sie denn nicht, daß ihm der Tod schon am Herzen ist? Er treibt es keine Viertelstunde mehr. Eilen Sie, wenn Sie noch Etwas zu fragen haben.“

Der Direktor befahl dem Laquai, den Gerichtsdienern zu rufen, sie sollen den Gefangenen herauf bringen; der Kranke sank mehr und mehr zusammen, sein Auge schien still zu stehen, es hatte nur eine Richtung, nach der Sängerin, aber auch jetzt noch schien Wuth und Ingrimm daraus hervor zu blitzen. „Schepperl,“ sprach er wieder, „Du hast mich unglücklich gemacht, zu Grunde gerichtet, darum verdientest Du den Tod; Du hast Deinen Vater zu Grunde gerichtet, sie haben ihn auf die Galeere geschickt, weil er Dich mir um Geld verkauft hat; er hat mich beschworen, Dich umzubringen; es thut mir leid, daß ich gezittert habe. Verflucht seien diese Hände, die nicht einmal mehr sicher stoßen konnten!“ Seine gräu-

lichen Verwünschungen, die er über sich und Giuseppa ausstieß, wurden durch eine neue Erscheinung unterbrochen. Zwei Gerichtsdiener brachten einen Mann in türkischer Kleidung; es war der unglückliche Ali Pascha von Janina — der Turban bedeckte das jammervolle Haupt des Commerzienraths Bolnau. Alle erstaunten über diesen Anblick, besonders schien der Kapellmeister sehr betreten; er erblaßte und erröthete und wandte sein Gesicht ab. „Monsieur de Planto," sprach der Direktor, „kennen Sie diesen Mann?" Der Kranke hatte die Augen geschlossen; er riß sie mühsam auf und sagte: „Gehet zu allen Teufeln, ich kenne ihn nicht."

Der Türke sah die Umstehenden mit kummervoller Miene an. „Ich wußte wohl, daß es so kommen werde," sprach er mit weinerlichem Tone, „es hat mir schon lange geahnet. Aber Mademoiselle Bianetti, wie konnten Sie doch einen unschuldigen Mann so ins Unglück bringen?"

„Was ist es denn mit diesem Herrn?" fragte die Sängerin. „Ich kenne ihn nicht, Herr Direktor, was hat denn Dieser gethan?"

„Signora," sprach der Direktor mit tiefem Ernst, „vor den Gerichten gilt keine Nachsicht oder irgend eine Schonung, Sie müssen diesen Herrn kennen: es ist der Commerzienrath Bolnau. Ihr eigenes Kammermädchen hat eingestanden, daß Sie bei dem Mord seinen Namen ausgerufen haben."

„Freilich!" klagte der Pascha. „Meinen Namen genannt unter so verfänglichen Umständen!"

Die Sängerin erstaunte, eine tiefe Röthe flog über ihr schönes Gesicht, sie ergriff in tiefer Bewegung den Kapellmeister bei der Hand: „Carlo," rief sie, „jetzt gilt es zu sprechen, ich kann es nicht verschweigen; ja, Herr Direktor, ich werde diesen theuren Namen genannt haben, aber ich meinte nicht jenen Herrn, sondern —"

„Mich!" rief der Kapellmeister und trat hervor. „Ich heiße, wenn es mein lieber Vater dort erlaubt, Karl Bolnau!"

„Karl! Musikant! Amerikaner!" rief der Türke und umarmte ihn. „Das ist das erste gescheite Wort in Deinem Leben, Du hast mich aus einem großen Jammer befreit!"

„Wenn sich die Sache so verhält," sagte der Direktor, „so sind Sie frei und wir haben in dieser Sache nur mit gegenwärtigem Herrn Chevalier de Planto zu thun." Er wandte sich um zu dem Bette; dort stand der Arzt und hielt die Hand des Mörders in der seinigen; er legte sie ernst und ruhig auf die Decke und drückte ihm die starren Augen zu. „Direktor," sagte er, „der macht es jetzt mit einem höheren Richter aus."

Man verstand ihn; sie gingen aus dem Gemach des furchtbaren Todten und traten drüben bei dem Kapellmeister, dem glücklichen, wieder gefundenen Sohne des Pascha ein; die Sängerin verbarg ihr Gesicht an der Brust des Geliebten, ihre Thränen strömten heftig, aber es waren die letzten, die sie ihrem unglücklichen Schicksal weinte; denn der Pascha ging lächelnd um das schöne Paar, er schien an einem großen Entschluß zu arbeiten; er besprach sich heimlich mit dem Medizinalrath und trat von diesem zu seinem Sohn und der Sängerin. „Liebste Mademoiselle," sprach er, „ich habe Ihretwegen Vieles ausgestanden, Sie haben meinen Namen so verfänglich genannt, daß ich Sie bitte, ihn mit dem Ihrigen zu vertauschen. Sie haben gestern meinen Teller mit Punsch verschmäht, werden Sie mich

wieder zurückstoßen, wenn ich Ihnen gegenwärtigen Herrn Karl Volnau, meinen musikalischen Sohn, präsentire, mit der Bitte, ihn zu ehelichen?"

Sie sagte nicht nein; sie küßte mit Freudenthränen seine Hand, der Kapellmeister schloß sie mit Entzücken in seine Arme und schien diesmal sein erhabenes Pathos ganz vergessen zu haben. Der Commerzienrath aber faßte des Doktors Hand: „Lange, sage Er, hätte ich denken können, daß es so kommen würde, als Er mir den Schrecken in alle Glieder jagte, als ich die Scheiben des Palais zählte, und Er mir sagte: ‚Ihr letztes Wort war Volnau!'"

„Nun! was will Er weiter!" antwortete der Medizinalrath lächelnd. „Es war doch gut, daß ich es Ihm damals sagte; wer weiß, ob alles so gekommen wäre ohne das letzte Wort der Sängerin."

Die

# letzten Ritter von Marienburg.

# 1.

uten Morgen, Neffe der Musen!“ rief mit munterem Ton der junge Rempen einem Bekannten zu, dem er am Markt begegnete. „Ihre Augen leuchten, Ihre Mienen drücken eine gewisse Behaglichkeit aus, und ich wollte wetten, Sie haben heute schon gedichtet.“

„Wie man will, bester Stallmeister,“ entgegnete jener, „in Reimen zwar nicht, aber an meinem neuen Roman habe ich ein paar Kapitel geschrieben.“

„Wie, an einem neuen Roman? Das ist göttlich, auf Ehre! Aber bitte Sie, warum so geheim mit solchen Dingen, so verschlossen gegen die nächsten Bekannten und Freunde? Sonst ließen Sie doch hin und wieder ein Wörtchen fallen über Anordnung und Charaktere, lasen mir und andern einige Strophen; wie kommt es denn, daß dies Alles nun vorüber ist?“

„War es Euch denn wirklich interessant?“ fragte der Dichter nicht ohne wohlgefälliges Lächeln. „Ich muß gestehen, mir selbst kommt, wenn ich Etwas niedergeschrieben habe, alles so leer, so gemein, so langweilig vor, daß ich mich ennuyirte, wenn ich es nur in dem Revisionsbogen wieder durchlas; da dachte ich denn, es könnte Euch auch so gehen —“

„Uns? Gewiß, es machte uns immer Vergnügen!“

„Gut, lassen Sie uns dort bei dem Italiener eintreten und etwas trinken, dabei will ich Ihnen den Plan meines neuen —“

„Wie!“ rief der Freund des Dichters lachend. „So frühe schon am Tage in die Restauration? Sind wir denn Leute aus einer neumodischen Novelle, daß wir gleich Anfangs, des Tages nämlich, in einem Wirthshaus sitzen müssen, als ob es außer der Kirche und der Weinstube kein öffentliches Leben mehr geben könne!“

„Wie kommen Sie nur auf diese Vergleichung!“ entgegnete jener. „Wie oft waren wir Morgens bei Primavesi!“

„Es ging mir nur so durch den Kopf," sprach der Stallmeister; „gestehen Sie selbst, seit Tieck mit Marlow und Green im Wirthshaus zusammenkam, glauben sie alle, es könne keinen schicklicheren Ort geben, um eine Novelle anzufangen; erinnern Sie sich nur an die Almanache des letzten Jahres; doch Sie selbst sind ja solch ein Stück von einem Poeten, und wenn Sie durchaus heute mit dem Italiener anfangen wollen, so mögen Sie Ihren Willen haben."

„Sie werden erwartet, Herr Doktor Zundler," sagte der Italiener, als die beiden Männer in den Keller traten, „der Buchhändler Kaper sitzt schon seit einer Viertelstunde im Eckstübchen und fragte oft nach Ihnen."

Der Stallmeister machte Miene sich entfernen zu wollen, Doktor Zundler aber faßte hastig seine Hand. „Bleiben Sie immer," rief er, „kommen Sie mit zu dem Buchhändler; er wird wohl von meinem neuen Roman gehört haben und mir den Verlag anbieten; da können Sie einmal sehen, wie unsereiner Geschäfte macht, habe ich ja selbst schon oft Ihren Pferdeeinkäufen beigewohnt."

Der Stallmeister folgte; in einer Ecke sah er einen kleinen, bleichen Mann, der hastig an einem Rippchen zehrte, und so oft er einen Biß gethan, Lippen und Finger ableckte; er erinnerte sich, diese Figur hie und da durch die Straßen schleichen gesehen zu haben, und hatte den Mann immer für einen Krämer gehalten; jetzt wurde ihm dieser als Buchhändler Kaper vorgestellt. Zur Verwunderung des Stallmeisters sprach er nicht zuerst den Dichter, sondern ihn selbst an: „Herr Stallmeister," sprach er, „schon lange habe ich mich gesehnt, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen. Wenn Sie oft an meinem Gewölbe vorbeiritten, ich darf sagen, wie ein Gott, da sagte ich immer zu meinem Buchhalter, und auf Ehre, es ist wahr, Winkelmann," sagte ich „(Sie kennen ihn ja, Herr Doktor), Winkelmann, es fehlt uns schon lange an einem tüchtigen Pferde- und Bereiterbuch. Der Pferdealmanach erscheint schon lange nicht mehr, und was letzthin der Herr Baptist bei den Kunstreitern geschrieben, ist auch mehr für Dilettanten, obgleich die Vignette schön ist; Sie haben ja den Menschen persönlich gesehen, Herr Doktor; nun," sagte ich, „ein solches Buch zu schreiben, wäre der Herr Stallmeister von Rempen ganz der Mann. Etwa fürs Erste achtzehn bis zwanzig Bogen, statt der Kupfer nehmen wir Lithographien —"

„Bemühen Sie sich nicht," erwiderte der junge Rempen, mit Mühe das Lachen unterdrückend. „Ich bin zum Büchermachen verdorben; es geht mir nicht von der Hand, und überdies, Herr Kaper, bei unserem Metier, gerade bei unserem muß der Jüngere sich bescheiden. Da kommt es auf Erfahrung an."

„Und ich dächte, Sie hätten Verlag genug," sagte der Doktor, wie es schien, etwas ärgerlich, von dem Buchhändler nicht gleich beachtet worden zu sein.

„O ja, Herr Doktor, Verlag genug, was man so verlegene Bücher nennt; ich könnte Deutschland in allen Monaten, die ein r haben, mit Krebsen versehen, Sie wissen ja selbst."

„Ich will nicht hoffen," rief der Dichter hoch erröthend, „daß Sie damit etwa mein griechisches Epos meinen —"

„Mit nichten, gewiß nicht, wir haben doch hundert etwa abgesetzt und die Kosten so ziemlich gedeckt, und der Herr Doktor werden mir nicht übel nehmen, wenn ich sage, es war eine frühe Arbeit, eine Jugendarbeit; hat doch auch Schiller nicht gleich mit dem Tell angefangen, sondern zuerst die Räuber geschrieben, und überdies noch die erste Ausgabe bei Schwan und Götz, wo Franz Moor noch in den Thurm kommt, die gar nicht so gut ist als die zweite; aber seit man Ihre vortreffliche Novelle in der Amathusia für 1827, seit man Ihre Recensionen und Kritiken und die Sonette vor vier Wochen gelesen hat, läßt sich Großes erwarten."

Der Dichter schien beruhigt. „Ich habe Sie immer für einen Mann von gesundem Urtheil gehalten, Herr Kaper," sprach er mit gütigem Lächeln; „haben Sie vielleicht schon von meinem neuen Roman gehört?"

„Ich habe, ich habe," erwiderte der Buchhändler mit schlauer Miene; „und wo, rathen Sie, wo ich davon gehört habe? Sie errathen nicht? Warum kommen denn der Herr Doktor so gerne in mein Gewölbe? Etwa wegen meiner Leihbibliothek, auf welche Sie immer zu schimpfen belieben, oder wegen des Vis-à-vis?"

„Wie?" rief der junge Mann und drückte die Hand des Buchhändlers, „hätte etwa Elise —"

„Elise Wicklow, meinen Sie?" fragte der Stallmeister, etwas näher rückend.

„Ja, meine Herren! Fräulein Wicklow," fuhr Herr Kaper vertraulich flüsternd fort, „doch nicht zu laut, wenn ich bitten darf; denn soeben hat sich der Oberjustizreferendär Palvi dorthin gepflanzt in seine tägliche Ecke —"

„Welcher ist es?" fragte der Stallmeister sich umkehrend. „Ich hörte mancherlei von diesem Menschen, sonderbares Gerede von den Einen und hohes Lob von andern; der junge Mann, der so düster in sein Glas sieht, ist Palvi?"

„Es ist nicht viel an ihm," bemerkte der Dichter. „Auf der Universität — ich war noch ein Jahr mit ihm in Göttingen — war er so eine Art von Poetaster; einmal las ich ein paar gute Gedanken von ihm, die er zu einem Fest gemacht hatte; hier treibt er ein elendes, wüstes Leben und kommt selten in gute Gesellschaft."

„Aber gerade wegen Fräulein Wicklow dürfen wir vor ihm nicht zu laut werden," flüsterte der Buchhändler. „Ich weiß, er kam, als er noch auf Schulen war, zuweilen hinüber ins Haus, und wie mir meine Tochter sagte, soll einmal ein Verhältniß zwischen den beiden Leutchen —"

„Wie?" rief der Stallmeister gespannt.

„Possen!" entgegnete der Dichter, indem er auf seinen eleganten Anzug einen Blick herabwarf, „er sieht aus wie ein Landstreicher; bringen Sie mir Elise auch nicht in Gedanken mit diesem Menschen zusammen. Ich weiß, sie liebt die Poesie; alles Erhabene, Schöne gefällt ihr, und sagen Sie aufrichtig, hat sie von meinem Roman gesprochen?"

„Sie hat, und wie! Sie ist ein belesenes Frauenzimmer, das muß man ihr lassen; keine in der ganzen Stadt ist so delikat in der Auswahl ihrer Lektüre. So kommt es, daß sie immer in einer Art von Verbindung mit mir steht, und wenn ich etwas Neues habe, bringe ich es gleich hin-

über, denn ich selbst habe es in meinen alten Tagen gerne, wenn ein so schönes Kind „lieber Herr Kaper" zu mir sagt und gütig und freundlich ist. Es war letzten Sonntag, daß ich ihr den Roman „die letzten Ritter von Marienburg" brachte, noch unaufgeschnitten, ich hatte ihn selbst noch nicht gelesen. Sie hatte eine kindische Freude und sprach recht freundlich und viel. Und wie wir so plaudern, komme ich auch auf Ihre Novelle, welche sie ungemein lobte und Styl und Erfindung pries. Und so sagte sie denn, ob ich auch schon gehört, daß Sie einen neuen Roman schreiben?"

„Ja," fiel der Dichter feurig ein, „und einen Roman schreibe, Kaper, wie Deutschland, Europa noch keinen besitzt!"

„Historisch doch?" fragte der Buchhändler zweifelhaft.

„Historisch, rein geschichtlich, aber dies unter uns!"

„Historisch! das möchte ich auch rathen," sprach der Verleger, eine große Prise nehmend. „Das ist gegenwärtig die Hauptsache. Wenn man es so bedenkt, es ist doch eine sonderbare Sache um den deutschen Buchhandel. Ich war Commis in Leipzig, als Wilhelm Meister zuerst erschien. Werther und Siegwart waren Mode gewesen, hatten Nachahmung gefunden lange Zeit. Aber mein Prinzipal sagte: „Er wird sehen, Kaper (damals sprach man noch per Er mit den Subjekten), Er wird sehen, über kurz oder lang geschieht eine Veränderung." So war's auch; wir gaben anfänglich nicht viel um den Wilhelm Meister, es schien uns ein gar confuses Buch; aber siehe da, man schrieb allenthalben nach diesem Muster, und Mancher hat sich ein schönes Stück Geld damit gemacht. Wieder eine Weile, ich hatte meine eigene Handlung etablirt, lag mir oft das Wort meines alten Prinzipals im Sinn: Alles im Buchhandel ist nur Mode; wer eine neue angibt, ist Meister. Wie ich mich noch auf etwas Neues besinne und einen Menschen suche, der etwas Tüchtiges schreiben thäte, — da haben wir's, kommt Fouqué mit den Helden und Altdeutschen, und Alles machte nach. Und jetzt hat der Walter Scott wieder eine neue Mode gemacht. Ich möchte mir die Haare ausraufen, daß ich keine Taschenausgabe machte, und nichts bleibt übrig, als etwa deutsche historische Romane, die gehen noch."

„Fürwahr!" bemerkte der Stallmeister lächelnd, „so habe ich bisher ohne Brille gelesen, und der deutsche Parnaß ist in ganz andern Händen, als ich dachte. Nicht um das Interesse der Literatur scheint es sich zu handeln, sondern um das Interesse der Verkäufer?"

„Ist alles so ganz genau verknüpft," antwortete Herr Kaper mit großer Ruhe, hängt alles so fest zusammen, daß es sich um den Namen nicht handelt! Deutsche Literatur! Was ist sie denn anders, als was man alljährlich zweimal in Leipzig kauft und verkauft? Je weniger Krebse, desto besser das Buch, pflegen wir zu sagen im Buchhandel."

„Aber der Ruhm?" fragte der junge Rempen.

„Der Ruhm? Herr, was nützt mich Ruhm ohne Geld? Gebe ich eine Sammlung gelehrter Reisen mit Kupfern heraus, die mich schwer Geld kostete, so hat zwar meine Firma den Ruhm, das Buch verlegt zu haben, — aber wer kauft's, wer nimmt's, wer liest das Ding? Sechs Bibliotheken und ein paar Büchersammler, das ist Alles, und wer geprellt ist, bin ich. Nein, Herr von Rempen! Eine vergriffene Auflage von einem

Roman, eine Messe von höchstens dreißig Krebsen, das ist Ruhm, der ächte, nämlich Ruhm mit Geld."

„Das ist also ungefähr wie Thee mit Rum, es schmeckt besser," erwiderte der Stallmeister, „aber ich meinte den schriftstellerischen Ruhm."

„I nun, das ist etwas anderes," antwortete er, „den haben die Herrn neben dem Honorar umsonst. Und den weiß man sich zu machen, sehen Sie —"

## 2.

Doch die Forschungen des Herrn Kaper wurden hier auf eine unangenehme Weise durch einen Lärm unterbrochen, der im Laden des Italieners entstand. Neugierig sah man nach der Thüre, welche durch ein Glasfenster einen Ueberblick über den unteren Theil des Gewölbes gewährte. Ein ältlicher und zwei jüngere Herren schienen in heftigem Streit begriffen; jeder sprach, jeder focht mit den Händen; der eine stürzte endlich mit hochgerötheten Wangen aus dem Laden, die beiden andern, noch keuchend vom Wortkampf, traten in das Gewölbe, wo die Freunde saßen.

„Herr Rath! Was ist mit Ihnen vorgefallen!" rief Dr. Zundler beim Anblick des älteren Mannes, der, ein gedrucktes Blatt in der Hand zerknitternd, athemlos auf einen Stuhl sank. „Haben Sie denn nicht gelesen, Dr. Zundler?" antwortete für den älteren der jüngere Mann, der unmuthig und dröhnenden Schrittes im Zimmer auf- und abging, „nicht gelesen, wie wir blamirt sind, nicht gelesen, daß man uns Alle zusammen hier eine poetische Badegesellschaft, eine Bänkelsängerbande nennt?"

„Tod und Teufel!" fuhr der Doktor auf. „Wer wagt es, diese Sprache zu führen? Wer wagt die ersten Geister der Nation auf diese Art zu benennen? Ich will nicht von mir sagen; was habe ich viel gethan, um auf einigen Ruhm Anspruch machen zu können? Aber was für andere Männer finden sich hier? Sind es nicht — die schönsten Zierden der Nation? So jung Sie sind, Professor, sind denn nicht alle Blätter voll Ihres Lobes wegen Ihrer Trauerspiele? und unser Rath —"

„Aber büßen sollen sie es mir, büßen," rief der Letztere, „so wahr ich lebe, und Zundler, Sie müssen mithelfen und Alle, die ins Freitagskränzchen kommen. Hab' ich es mir darum sauer werden lassen zwanzig Jahre lang, daß man jetzt über mich verfällt, und wegen nichts, als wegen der Recension über den dummen Roman: „Die letzten Ritter von Marienburg,'" sonst wegen nichts!"

„Die letzten Ritter von Marienburg?" fragte der Buchhändler, der als Mann vom Fache mitsprechen zu müssen glaubte; „mich gehorsamst zu empfehlen, Herr Rath, aber ist es nicht bei Wenz in Leipzig erschienen, 3 Bände Oktav, Preis 4 Thaler netto?"

„Und ich will nun einmal diese Schule nicht aufkommen lassen," fuhr der Erboste fort, ohne auf Herrn Kaper zu hören; „woher kommt es, daß man keine Verse mehr lesen will, daß man die Lyrik verachtet, sei sie auch noch so duftig und gefeilt, daß man über die tiefsinnigsten Sonette weggeht wie über Lückenbüßer, woher, als von diesen Neuerungen?"

„Aber so zeigen Sie doch, ich bitte," flüsterte der Doktor, das zerknitterte Papier fassend; „ist es denn wirklich so arg, so niederschlagend?"

„Lesen Sie immer," erwiderte der Rath gefaßter, „lesen Sie meinetwegen laut, „es ist doch in Jedermanns Händen; die Herren sind ja ohnedies Zeugen meines Schmerzes gewesen, und mögen auch Zeuge sein, wie man Redakteure und Mitarbeiter eines der gelesensten Blätter behandelt!"

Der junge Mann entrollte das Blatt. „Wie? In den Blättern für literarische Unterhaltung?" Nein, das hätte ich mir nicht träumen lassen; die waren ja sonst immer so nachbarlich, so freundlich mit uns! Ist es die Kritik, die anfängt: „Ehe wir noch dieses Buch —"

„Eben diese, nur zu!"

„Die letzten Ritter von Marienburg, historischer Roman von Hüon. 3 Bände. Leipzig. Fr. Wenz."

„Ehe wir noch dieses Buch in die Hände bekamen, lasen wir in den Blättern für belletristisches Vergnügen eine Kritik, welche uns beinahe den Muth benahm, diesen dreibändigen historischen Roman nur zu durchblättern. Man kann zwar gewöhnlich auf das Urtheil dieser Blätter nicht viel halten. Es sind so wenige Männer von Gehalt dabei beschäftigt, daß der wissenschaftlich Gebildete von diesen Urtheilen sich nie bestimmen lassen kann; doch machte diese Kritik eine Ausnahme. Es ist nämlich eine Seltenheit, daß die Blätter für belletristisches Vergnügen etwas durchaus tadeln; selten ist ihnen etwas schlecht genug; aber diesmal hieben sie so unbarmherzig und gründlich ein, daß wir im ersten Augenblick auf die kritische Ehrlichkeit solcher Leute trauend, glaubten, dieser Roman müsse die tiefste Saite der Schlechtigkeit berührt haben. Doch zu einer guten Stunde entschlossen wir uns, nachzusehen, wie tief man es in der deutschen Literatur dermalen gebracht habe. Wir lasen. Aber welch' ein Geist wehte uns aus diesen Blättern an! Welch' mächtiges, erhabenes Gebäude stieg vor unsern Blicken auf; ein Gebäude in so hohem, erhabenem Styl, wie die Marienburg selbst; wir fühlten uns fortgerissen, versetzt in ihre Hallen; der letzte Großkomthur und seine Ritter traten uns lebend entgegen, und noch einmal ertönte jene alte Veste vom Waffenspiel und von den kräftigen Stimmen ihrer tapfern Bewohner. Wir wollen den Dichter nicht tadeln, daß ein Hauch von Melancholie über seinem Gemälde schwebt, der keine laute Freude, kein behagliches Vergnügen gestattet. Wo ein so großartiges Schicksal waltet, wo ein ganzes, großes Geschlecht untergeht, da muß ja wohl auch die zarte Liebe, die nur einen Frühling blühte, mit zu Grabe gehen. In diesem außerordentlichen Buche ist ein Geist unter uns getreten, so originell, so groß, so frei, daß er keine Vergleichung zuläßt. Er nennt sich Hüon, zwar ein angenommener Name, aber gut gewählt; denn der Verfasser scheint uns nicht minder würdig, von Oberon mit Horn und Becher beschenkt zu werden, als jener tapfere Paladin Karls des Großen. Mit Vergnügen müssen einen solchen Jünger Meister wie Goethe und Tieck willkommen

heißen, und unsere Zeit darf sich glücklich preisen, einen Mann wie diesen geboren zu haben."

„Aber mit tiefer Indignation müssen wir hiebei einer Clique von Menschen gedenken, die diese edle Blume schon in ihrem Keim in den Staub drücken wollten. Freilich ist er euch zu groß, zu erhaben, ihr kleinen belletristischen Seelen; möge immer diese poetische Badegesellschaft in ihrem lauen Versewasser auf- und niedertauchen, nur bespritze sie nicht mit ihrem Schlammwasser den Wanderer, der am Ufer geht und sich verachtend abwendet. Ein Glück ist es übrigens, daß man anfängt, in der guten Gesellschaft auf reinere Melodien zu horchen, daß man diese Bänkelsänger dem Straßenpöbel überläßt."

„190."

Für den Stallmeister war es ein interessantes Schauspiel, die Gesichter der Zuhörer zu mustern, während der Dichter mit schnarrendem Tone diese Kritik ablas. Der Buchhändler, der ihm zunächst saß, versteckte schlecht seine Neugierde und eine gewisse Behaglichkeit hinter einer unmuthigen Miene. Vielleicht hatte ihm der Hofrath einmal ein Verlagswerk schlecht recensirt, oder der Theaterdichter hatte ihm nichts zum Verlegen gegeben, oder irgend einer der „Badegesellschaft" hatte ihn beleidigt. Er dachte, wie so viele kleine Seelen im ähnlichen Falle: „Gottlob, es ist dafür gesorgt, daß die Recensenten sich immer selbst wieder recensiren." Der Rath hatte den Mund auf den Stockknopf gepreßt und seine Augen irrten auf dem Boden; der Theaterdichter zwang sich zu einer Art von vornehmer Ruhe, die ihm vorhin völlig gefehlt hatte. Sein „Oh!" oder „Ei!" das er hin und wieder mit einem kurzen Lachen herauspreßte, klang unnatürlich. Am merkwürdigsten war dem jungen Rempen ein stiller Zuhörer, der scheinbar ohne Theilnahme in der Ecke saß, der Referendär Palvi. Als der Doktor zu lesen anhub, lauschte er mit niedergeschlagenen Augen, dann ergoß sich plötzlich eine brennende Röthe über seine Stirne und Wangen, sie verschwand eben so schnell als der glänzende Blick seiner großen Augen, den er auf den Lesenden warf, und wer diesen Blick, dieses flüchtige Erröthen nicht gesehen, konnte vor und nachher glauben, er schenke weder diesen Literatoren, noch der Ursache ihres Aufbrausens einige Aufmerksamkeit.

„Nun, was sagen Sie dazu?" fragte der Theaterdichter, nachdem Dr. Zundler geendet hatte. „Sie sind ja auch mit gemeint, denn zahlreiche Stanzen, Sonette, Triolette und Kritiken finden sich von Ihrer Arbeit in den Blättern fürs belletristische Vergnügen."

„Schweigen kann man nicht!" rief der Doktor entrüstet. „Ja, wir stehen Alle für einen, und alle, die ins Freitagskränzchen kommen, müssen beleidigt sein, müssen sich rächen. Ich habe in Berlin einen Bekannten, in den Gesellschafter laß' ich es rücken durch die dritte Hand, oder vielleicht nimmt es Dr. Saphir in die Schnellpost auf, ich kenn' ihn noch von Wien."

„In meinen Theaterkritiken mache ich Ausfälle," fuhr der Theaterdichter fort. „Ah! wenn nur Marienburg nicht preußisch wäre, ich wollte mich rächen, wollte, oh! aber so könnte man alles für Anzüglichkeit nehmen. Und gegen die Blätter für literarische Unterhaltung kann ich nicht schimpfen, ich habe noch drei Trauerspiele dort liegen, die noch nicht recensirt sind. Aber wo ein Loch offen ist, will ich einen Ausfall machen!"

„Ich will untergehen," sagte der Rath pathetisch, indem er seinen Wein bezahlte und den Hut ergriff, „fallen will ich, oder siegreich hervorschreiten aus diesem Kampf. Die ganze Lyrik ist in mir beleidigt, auch alle Romantiker, denn wir haben auch Romanzen gemacht, und diese Hermaphroditen von Geschichte und Dichtung, diese Novellenprosaiker, die Scott-Tieckianer, diese — genug, ich werde sie stürzen! und damit guten Morgen!" —

Als dieser Rath nach seinem dixi mit vorgeschobenen Knieen aus dem Zimmer ging, war er zwar nicht anzusehen wie ein Ritter, der zum Turnier schreitet, der Professor aber und der Doktor Zundler folgten ihm in schweigender Majestät; sie schienen als seine Knappen oder Pagen Schild und Lanze dem neuen Orlando furioso nachzutragen.

## 3.

Bei dem Stallmeister hatte diese Scene, nachdem das Komische, was sie enthielt, bald verflogen war, einen störenden, unangenehmen Eindruck hinterlassen. Er hatte sich mit der schönen Literatur von jeher gerade nur so viel befaßt, als ihm nöthig schien, um nicht für ungebildet zu gelten, und auch hier war er mehr seiner Neigung, als dem herrschenden Geschmacke gefolgt. Er wußte wohl, daß man ihn bemitleiden würde, wollte er öffentlich gestehen, daß er Smollets Peregrine Pickle für den besten Roman und einige sangbare Lieder von Kleist für die angenehmsten Gedichte halte; er behielt dieses Geheimniß für sich, brummte, wenn er Morgens ausritt, sein Liedchen, ohne zu wissen, welcher Klasse der Lyrik es angehöre, und las, wenn er sich einmal ein literarisches Fest bereiten wollte, ausgesuchte Scenen im Peregrine Pickle. Ein paar Almanache, ein paar schöngeistige Zeitschriften durchflog er, um, wenn er darüber befragt wurde, nicht errötben zu müssen. So kam es, daß er vor Schriftstellern oder Leuten, „die etwas drucken ließen," große Ehrfurcht hatte; denn seine Seele war zu ehrlich, um ohne Gründe von Menschen schlecht zu denken, deren Beschäftigung ihm so fremd war, als der Hippogryph seinen Ställen. Um so verletzender wirkte auf ihn der Anblick dieser erboßten Literatoren. „Man

tadelt es an Schauspielern," sprach er zu sich, „daß sie außerhalb des Theaters oft rob und ungebildet sich zeigen, daß sie Tadel, auch den gerechten, nicht ertragen wollen, und öffentlich darüber schimpfen und schelten. Aber zeigen sich denn diese Leute besser? Ist es nicht an sich schon fatal, seinen Unmuth über eine Beschimpfung zu äußern? Muß man das Wirthshaus zum Schauplatz seiner Wuth machen und sich so weit vergessen, daß man wie ein Betrunkener sich geberdet? Und wie schön ließen diese Leute sich in die Karten sehen! Also weil sie beleidigt sind (vielleicht mit Recht), wollen sie wieder beleidigen, wollen ihre Privatsache zu einer öffentlichen machen? Das also sind die Leiter der Bildung, das die feinfühlenden Dichter, die, wie Freund Zundler sagt, Instrumente sind, die nie einen Mißton von sich geben?"

Nicht ohne Kummer dachte er dabei an ein Wesen, das ihm vor allen theuer war. Der Buchhändler hatte nicht mit Unrecht geäußert, daß Elise Wicklow ein sehr belesenes Frauenzimmer sei. Nach Rempens Ansichten über die Stellung und den Werth der Frauen schien sie ihm beinahe zu gelehrt, in Stunden des Unmuths nannte er es wohl gar überbildet. Er hatte es Niemand, kaum sich selbst gestanden, daß sie seine stillen Huldigungen nicht unbemerkt ließ, daß sie ihm manchen gütigen Blick schenkte, aus dem er vieles deuten konnte. Er war zu bescheiden, um zu glauben, daß dieses liebenswürdige Geschöpf ihn lieben könne, und dennoch verletzte ihn ihr ungleiches, zweifelhaftes Betragen. Es war eine gewisse Koketterie des Geistes, die das liebenswürdige Mädchen in seinen Augen entstellte. Wenn er zuweilen in freundlichem Geplauder mit ihr war, wenn sie so traulich, so natürlich von ihrem Hauswesen, ihren Blumen, ihren Vergnügungen erzählte, wenn er sich ganz selig fühlte, daß sie so lange, so gerne zu ihm spreche, so führte gewiß ein feindlicher Dämon einen jener Literatoren oder Dichter herbei, deren diese gute Stadt zwei Dutzende zählte, und Elise war wie ausgetauscht. Ihre schönen Augen schimmerten dann vor Vergnügen, ihr schlanker Hals bog sich vor, und ohne auf eine Frage des guten Stallmeisters zu achten, ohne seine Antwort abzuwarten, befand man sich mit Blitzesschnelle in einem kritischen oder literarischen Geplänkel, wo Rempen zwar die ungemeine Belesenheit, das schnelle Urtheil, den glänzenden Witz seiner Dame bewundern, sie selbst aber bedauern mußte, daß sie dieser Art von Gespräch, diesem gesuchten Vergnügen sichtbarer entgegenkam, als es sich für ein Mädchen von achtzehn Jahren schickte.

„Und an dieses Volk, an diesen literarischen Pöbel wirft sie ihre glänzendsten Gedanken, ihre zartesten Empfindungen, wirft sie Blicke und Worte weg, die einen andern als diese gedruckten Seelen überglücklich machen würden. Und fühlen sie es denn? Sind sie dadurch geehrt, entzückt? Nur mit ihnen spricht sie über das, was sie gelesen, als ob sonst Niemand lesen könnte, nur ihnen zeigt sie, was sie gefühlt, als ob gerade diese Versmacher und Recensenten die gefühlvollsten Leute wären, und ein so schönes, liebenswürdiges Wesen zu würdigen verständen. Nein, diese Thoren sehen es überdies noch als einen schuldigen Tribut, als eine geringe Anerkennung ihrer eminenten Verdienste an, wenn die Krone aller Mädchen mit ihnen schwatzt wie mit ihresgleichen, während andere wackere Leute in der Ferne stehen. Und diese Menschen, die sich heute so niedrig geber-

beten, bilden ihren Hofstaat, dies sind die genialen Männer, mit welchen sie so gerne spricht!"

Diese Gedanken beschäftigten ihn den ganzen Tag. Sein Stallpersonal konnte sich heute gar nicht in ihn finden. Der gutmüthige, milde Herr war zu einem rauhen, mürrischen Gebieter geworden. Die Stallknechte klagten es sich beim Füttern; acht Pferde hatte er hinausgejagt durch dick und dünn, und jedes hatte einen andern Fehler gehabt. Die Bereiter hatte er zum ersten Mal streng getadelt, und als es Abend wurde, war man im Stall darüber einig, dem Stallmeister von Rempen müsse etwas Außerordentliches begegnet sein, vielleicht sei er sogar in Ungnade gefallen. Man bedauerte ihn, denn sein leutseliges Wesen hatte ihn zum Liebling seiner Untergebenen gemacht.

Und wahrlich, der Abend dieses Tages war nicht dazu gemacht, diese düsteren Gedanken zu zerstreuen. Der Geheimerath von Rempen, sein Oheim, gab alle vierzehn Tage einen großen Club, in welchem er, das Unmögliche möglich zu machen, die getrenntesten Extreme zu vereinigen suchte. Dieser Club hatte sich früher in drei verschiedene Abtheilungen getrennt. Es war in jener Stadt eine literarische Societät, deren Mitglied der alte Rempen war; sie versammelte sich, um zu lesen, zu recensiren, gelehrt zu sprechen; an einem andern Tage war großer, unwechselnder Singthee, an einem dritten Abend Tanzunterhaltung. „Tria juncta in uno, drei Köpfe unter einem Hut," sagte der alte Rempen und lud sie alle zusammen ein. Der bunteste Wechsel schien ihm die interessanteste Unterhaltung, und darum preßte er wie ein Seelenverkäufer Literaten, Soldaten, Justizleute, lese-, gesang- und tanzlustige Damen und packte sie in seinen Salon zusammen, zu Thee und Butterbrod, in der festen Ueberzeugung, die wahre Springwurzel der Unterhaltung gefunden zu haben. Für seinen Neffen aber vereinigten sich Himmel und Fegfeuer in diesem Club. Er hörte Elisen singen; seine nahe Verwandtschaft zu dem alten Rempen, der keinen Sohn hatte, machte es ihm möglich, wie ein Kind des Hauses, nicht wie ein Gast aufzutreten, und mit Elisen ungestört zu tanzen und zu plaudern. Aber seine Höllenqualen begannen, wenn er den Oheim, umgeben von einem Kreise älterer und jüngerer Herren, mit wichtiger Miene etwas erklären sah, wenn er endlich ein Buch aus der Tasche zog, durchblätterte, es im Kreise umher zeigte und die Herren vor Freude stöhnten: — „Ah — etwas Neues, schon gelesen? göttlich — vorlesen, bitte vorlesen, — Professor am besten lesen, — in den Saal und lesen." — „Lesen, vorlesen!" tönte es dann von dem Munde älterer Damen und jener Herren, die nicht tanzen wollten, und Elise — nahm mit einer kurzen Verbeugung Abschied, drängte sich in den literarischen Kreis, wurde als Königin des guten Geschmacks begrüßt, hatte gewöhnlich das Buch schon gelesen, stimmte für die Vorlesung und war für den armen Stallmeister auf den ganzen Abend verloren.

Mit diesen trüben Erinnerungen gelangte er an das Haus seines Oheims. Er war eben im Begriff einzutreten, als das Gespräch zweier Männer, die sich diesem Hause näherten, seine Aufmerksamkeit auf sich zog. So viel der matte Schein einer fernen Laterne errathen ließ, war der eine ein ältlicher, dürftig gekleideter Mann, der andere jünger, höher und festlich gekleidet.

„Brüderchen!“ sprach der Aeltere mit einem Accent, der nicht dieser Gegend angehörte. „Brüderchen, bleib' mir aus dem fatalen Haus! So oft Ihr wieder herauskommt, seid Ihr zwei, drei Tage ein geschlagener Mann. Laßt die Bursche dort oben in Gott's Namen auf Stelzen gehen und Unsinn schwatzen, bleibet aber nur Ihr hinweg, 's ist noch Euer Tod!“

„Ich muß sie sehen, Alter!“ sprach der Jüngere, „ich muß sie hören. Es gehört zu meinem Glück, sie gesehen zu haben.“

„Ihr seid ein Narr!“ erwiderte der Andere, sie mag Euch nicht, sie will Euch nicht. Ihr seid ein armer Teufel und gehört nicht in diese Societät. Aber fassen kann ich Euch nicht! 's gehört ein Wort dazu, nur ein Wörtchen, ein Bischen von einem Geständniß, und Ihr könnt vielleicht glücklich sein. Geh fort, geh fort; scherwenze in der nobeln Welt, werde ein Schuft wie alle, und vergiß den alten, armen Bunker; lebe wohl, will nichts mehr von Dir.“

Er wollte unmuthig weggehen, aber der junge Mann hielt ihn auf. „Sei vernünftig,“ bat er; „willst auch Du mich noch elend machen? Thu' es immer, laß mich liegen wie einen Hund, wenn Du es über Dein Herz vermagst. Ich bin ja ohnedies unglücklich genug.“

„Jammere mir nicht so!“ sprach der Alte gerührt. „Geh' hinauf, wenn Du es nicht lassen kannst; aber bleibe nicht da, wenn sie vorlesen, Du ärgerst Dich! komm zu mir!“

„Ich komme,“ erwiderte der Jüngere nach einigem Nachsinnen. „Um zehn Uhr will ich kommen. Wohin?“

„Heute in den Entenzapfen, im Rosmarin ist heilloses Volk, Schneider und Schuster und die Affen und Bären aus den Druckereien, es ist heute Montag. Aber Brüderchen, im Entenzapfen ist Cerevis, man trinkt es in Augsburg nicht besser.“

Ein Wagen mit hellglänzenden Laternen rollte in diesem Augenblick auf das Haus zu, der junge Mann sagte eilig zu, und der Alte schlich langsam die Straße hin. Der Stallmeister konnte sich kaum von seinem Erstaunen erholen. Wer konnte aus so sonderbarer Gesellschaft in den Tanzsaal seines Oheims kommen? Noch sonderbarer schien es ihm, daß man diesen glänzenden Club, der alle geistreiche und noble Welt der Stadt vereinigte, verlassen wollte, um in dem Entenzapfen Bier zu trinken, in einer Winkelkneipe, die er kaum dreimal von seinen Stallknechten hatte rühmen gehört. Er setzte dem sonderbaren Gast, der flüchtig die Treppe hinaneilte, nach, er holte ihn im hellerleuchteten Corridor ein, er ging an ihm vorüber, sah sich um und erblickte das düstere Auge und die markirten Züge des Referendärs Palvi.

Verworrene Gedanken flogen vor seiner Seele vorüber, als er ihn erkannte; seine Worte: „Ich muß sie sehen,“ der Wink des Buchhändlers, Palvi sei früher in einem Verhältniß zu Elisen gestanden, Staunen über die sonderbaren Reden mit dem Alten, wunderliche Sagen, die er früher über diesen Palvi vernommen, alle diese Gedanken wollten auf einmal zur Klarheit dringen, und machten, daß er sich vornahm, über eines wenigstens sich diesen Abend Gewißheit zu verschaffen: über sein Verhältniß zu Elisen.

# 4.

Der größte Theil der Gesellschaft hatte sich schon versammelt, als die jungen Männer eintraten. Des Stallmeisters scharfes Auge durchirrte den Damenkreis, der an den Wänden hin sich ausbreitete; er fand endlich Elisen an einem fernen Fenster im Gespräch mit seiner Tante; aber ihr schönes Gesicht hatte nicht den Ausdruck von Heiterkeit und Laune, den er sonst so gerne sah, sie lächelte nicht, sie schien verstimmt. Es kostete ihn einige künstlich angeknüpfte Gespräche, einige Neuigkeiten vom Hofe, im Vorübergehen erzählt, um sich an jenes Fenster durchzuwinden.

Die Tante sprach so eifrig, Elise hörte so aufmerksam zu, daß er endlich die herabhängende Hand der Tante erfassen und ehrerbietig küssen mußte, um sich bemerklich zu machen. Elisens Wangen glühten, als sie ihn erblickte, und die Tante rief staunend: „Wie gerufen, Julius! Ich sprach soeben mit dem Fräulein von Dir, Du kannst Dir etwas darauf einbilden, so gut wird es Dir nicht alle Tage."

„Und was war der Inhalt Ihres Gespräches, wenn man fragen darf?"

„Deine Klagen von letzthin," erwiderte die Tante lachend. „Dein Kummer, daß Dich das Fräulein mitten in der Rede stehen gelassen habe, um mit irgend einem eminenten Dichter zu verkehren. Doch am besten machst Du dies mit Fräulein Elise selbst aus," setzte sie hinzu und ging weiter.

Elise schien sich wirklich einer kleinen Schuld bewußt, denn sie schlug die Augen nieder und zögerte zu sprechen; als aber Rempen bei seinem unmuthigen Schweigen verharrte, sagte sie halb lächelnd, halb verlegen: „Ich gestehe, es war nicht artig, und sicher würde ich es mir gegen einen Fremden nicht erlaubt haben; aber daß Sie mir dergleichen übel nehmen, da Sie meine Weise doch kennen —"

„So stünde ich Ihnen denn näher, als jene gelehrten und berühmten Herren?" erwiderte er, freudig bewegt, „darf es sogar als ein Zeichen Ihres Zutrauens nehmen, wenn Sie mich so plötzlich verlassen, um zu jenen zu sprechen?"

„Sie sind zu schnell, Herr Stallmeister?" sagte sie. „Ich meinte nur, weil Sie meine Eltern kennen, und ich viel zu Ihrer Tante komme, müsse man die Convenienz nicht so genau berechnen. Und muß man denn im Leben alles so ängstlich berechnen?"

Sie bemerkte dies bald zerstreut, und es entging Rempen nicht, daß ihr Auge eine andere Richtung genommen habe, als zu ihrer Rede passe, er verfolgte diesen Blick und traf auf Palvi, der mit einem ältlichen Herrn sprach und zugleich seine Blicke brennend und düster auf Elisen heftete. Ein tiefer Athemzug stahl sich aus ihrer Brust, als sie ihre Augen, die weder zärtlich noch freudig glänzten, von ihm abwandte. Sie erröthete,

als sie bemerkte, wie ihr Nachbar die Richtung ihrer Blicke bemerkt habe, und halb verlegen, halb zerstreut flüsterte sie: „Wie kommt doch er hieher zu Ihrem Onkel?“

Der Stallmeister war so boshaft, sie zu fragen, wen sie denn meine.

„Den Referendär Palvi,“ antwortete sie leichthin, als wollte sie ihre vorige Frage verbessern, „er ist vielleicht mit Ihrem Hause bekannt?“

„Ich kenn' ihn nicht,“ erwiderte der Stallmeister etwas ernst; „doch warum sollte er nicht hier sein? Kennen Sie ihn vielleicht? Man sagt, er sei ein Mann von schönen Talenten, der —“

„Wie freut es mich, Dich wieder gesund zu sehen, Klotilde!“ rief seine Nachbarin und hüpfte auf ein Mädchen zu, das sechs Schritte von ihr entfernt stand; verblüfft, als hätte er einen dummen Streich begangen, stand der Stallmeister und sah ihr nach.

Man hatte indessen um Ruhe und Stille gebeten; ein Fräulein von kleiner Gestalt, aber gewaltiger Stimme wollte sich hören lassen und stellte sich zu diesem Zweck auf ein gepolstertes Fußbänkchen hinter ein elegantes Notenpult. Die Männer setzten sich Stühle hinter die Frauen, die Frauen machten erwartungsvolle Mienen, und es war so tiefe Stille in dem großen Zimmer, daß man nur die Bedienten hin und wieder „ist's gefällig“ brummen hörte, wenn sie Thee anboten. Beim ersten Takt, den man zur Begleitung des kleinen Fräuleins auf dem Flügel anschlug, entwich der junge Rempen in ein Nebenzimmer, um ungestört seinen Gedanken nachzuhängen; er zog weiter, wandelte einige Male im Salon auf und ab, bog dann in die nächste Thüre, dem Ende der Enfilade zu. Im letzten Zimmer saß ein Mann in einem Sopha, der die Stirne in die Hand gelegt hatte. Bei Rempens Nähertreten wendete er den Kopf, und den Stallmeister hatte seine schnelle Ahnung nicht betrogen, es war Palvi.

„Auch Sie scheinen die Musik nicht in der Nähe zu lieben,“ sagte Julius, indem er sich zu ihm auf das Ruhebett setzte: „kaum bis hierher dringen die zarteren Töne.“

„Es geht mir damit wie mit dem Geruch starkduftender Blumen,“ erwiderte Palvi mit angenehmer Stimme. „Mit diesen Düften in einem verschlossenen Zimmer zu sein, macht mich krank und traurig, aber im Freien, so aus der Ferne athme ich ihren Balsam mit Wollust ein, ich unterscheide und errathe dann jede einzelne Nüance, ich möchte sagen, jede Schattirung, jeden Ton, jeden Uebergang des Geruches.“

„Sie haben Recht, jede Musik gewinnt durch Entfernung,“ bemerkte Rempen; „aber das Jammervollste ist mir, Jemand singen sehen zu müssen. Besonders ängstigt mich die kleine Person, die jetzt eben etwas vorträgt. Sie ist nett, beinahe zierlich gebaut, aber alle Gliederchen en miniature. Nun stellt man sie immer auf ein Fußbänkchen, damit sie gesehen wird. Hinter ihr steht der Musikdirektor mit der Violine. Von Anfang macht es sich ganz gut. Der Direktor spielt piano und verzieht höchstens den Mund links und rechts nach dem Strich seines Fidelbogens, nach und nach kommt er ins Feuer, „‚Forte, più forte,‘“ flüstert er und wackelt mit dem Kopf; jetzt fängt auch die Kleine an sich zu heben; anfänglich wiegt sie sich auf den Zehen und bewegt die Ellbogen, als nähme sie einen kleinen Anlauf zum Fliegen; doch crescendo mit des Musikers Perpen-

dikularbewegungen schreiten ihre Geberden vor, sie webt und rudert mit den Armen; sie hebt und senkt sich, bis sie im höchsten Ton auf den Zehenspitzen aushält und — wie leicht kann da die Fußbank umschlagen!"

Der Referendär lächelte flüchtig; „beinahe noch verschiedener als beim Lachen geberden sich die Menschen, wenn sie singen," sagte er. „Haben Sie nie in einer evangelischen Kirche die Mienen der Weiber unter dem Gesang betrachtet? Betrachten Sie ein zartes, schwärmerisches Kind von sechzehn Jahren, das mit rundgewölbten Lippen, Frieden und Andacht in den Zügen, die zarten Wimpern über die feuchten Augen herabsenkt, ihren Schöpfer lobt. Sie können aus den vielen Hunderten ihre Stimme nicht heraus finden, und doch sind Sie überzeugt, sie müsse weich, leise, melodisch sein. Setzen Sie neben das Kind zwei ältliche Frauen, die eine wohlbeleibt, mit gutgenährten Wangen und Doppelkinn, die Augen gerade vor sich hinstarrend, die andere etwas vergilbt, mit runzlichen, dürren Zügen und spitzigem Kinn, auf die gebogene Nase eine Brille geklemmt — und Sie werden errathen können, daß die Dicke einen hübschen Baßton murmelnd singt, die andere in die höchsten Nasentöne und Triller hinaufsteigt."

„Sie scheinen genau zu beobachten," antwortete lachend der Stallmeister. „Es fehlt nur noch, daß Sie die dicke Frau mit dem murmelnden Baßton für die Mutter der Kleinen, die spitzige aber für ihre ledige Tante ausgeben, eine alte Jungfer, die nicht sowohl von unserem Herrgott als von den Nachbarinnen gehört sein will. Was sagen sie aber zu der sonderbaren Gewohnheit der Prima Donna unserer Oper? In den tiefen Tönen ist ihr hübsches Gesicht ernsthaft, beinahe melancholisch; wenn sie aber aufsteigt, klärt es sich auf, und hat sie nur erst die oberen doppeltgestrichenen hinter sich, so schließt sie die Augen wie zu einem seligen Traum, sie lächelt freundlich und hold, und lächelt, bis sie wieder abwärts geht. Gleichgültig ist ihr dabei, was sie für Worte singt. Sie könnte in den tiefsten Tönen: „‚Ich liebe dich, meines Herzens Wonne,'" singen und ungemein ernsthaft dabei aussehen, und könnte ebenso leicht: „‚Ich sterbe, Verräther!'" in den höchsten Rouladen schreien, und ganz hold und anmuthig dazu lächeln. Wie erklären Sie dies?"

„Es ist nicht schwer zu erklären," entgegnete Palvi nach einigem Nachsinnen; „die tiefen Töne fallen ihr etwas schwer; sie muß drücken, etwa wie man einen großen Bissen hinabwürgt, und unmöglich kann sie das mit heiterem Gesicht; mit den hohen Tönen geht es aber wohl folgendermaßen zu: als sie noch jung war und die höheren Töne sich erst in ihrer ächten Kraft bildeten, mochte sie einen Lehrmeister haben, der ihr unerbittlich alle Tage die Scala bis oben hinauf vorgeigte. Für einen klaren höchsten Ton bekam sie wohl ein Stück Kuchen, ein Tuch oder sonst dergleichen etwas; je höher sie es nun brachte, desto freudiger strahlte ihr Gesicht vor Vergnügen über ihre eigenen Töne, und so mochte sie sich angewöhnt haben, mit der freundlichsten Miene zu singen: „‚Ich verzweifle!'"

In diesem Augenblick ertönte eine reine, volle Frauenstimme in so schmelzenden, süßen Tönen, daß die beiden Männer unwillkürlich ihre Rede unterbrachen und lauschten. Eine leichte Röthe flog über Rempens Gesicht, denn er erkannte diese Stimme. Sein Auge begegnete dem dunkeln Auge

Palvi's, das wohl eine Weile prüfend auf seinen Zügen verweilt haben mochte.

„Kennen Sie die Stimme?" fragte Rempen etwas befangen.

„Ich kenne sie," erwiderte jener und stand auf.

„Und wollen Sie sich den Genuß vermindern und näher treten?"

„Ich möchte wohl auch die Worte des Textes hören," entschuldigte sich jener nicht ohne Verlegenheit.

Der Stallmeister folgte ihm; Palvi schwebte schnellen, aber leisen Schrittes über den Boden hin und setzte sich unweit des Zimmers nieder, wo Elise sang, auf eine Banquette, indem er Rempen durch einen stummen Wink einlud, sich neben ihn zu setzen. Sie lauschten; es war die bekannte Melodie einer jener alten französischen Romanzen, die, indem sie durch

ihren ungekünstelten Wohllaut dem Ohre schmeicheln, in muthigen Tönen das Herz erheben; aber ein deutscher Text war untergelegt, Worte, von welchen die Sängerin selbst wunderbar ergriffen schien, denn sie trug sie mit einem Feuer vor, das ihre Zuhörer mit erfaßte.

Der junge Rempen fühlte sein Herz von Liebe zu der Sängerin, wie von dem hohen Schwung ihres Gesanges mächtiger gehoben; aber mit Verwunderung und Neugierde sah er die tiefe Bewegung, die sich auf den Zügen seines Nachbars ausdrückte. Seine Augen strahlten, sein Haupt hatte sich muthig und stolz aufgerichtet, und um Wangen und Stirne wogte eine dunkle Röthe auf und ab, jene Röthe, die ein erfülltes, von irgend einer mächtigen Freude überraschtes Herz verräth.

Mit gekrümmtem Rücken, auf den Zehenspitzen schlich jetzt der Oheim Rempen heran. Schon von Weitem drückte er seinem Neffen durch beredtes Mienenspiel seinen Beifall über den herrlichen Gesang aus, und als er nahe genug war, flüsterte er: „Heute singt sie wieder wie die Pasta, voll Gluth, voll Gluth; und der schöne Text, den sie untergelegt hat! — er ist aus einem neuen Roman, die letzten Ritter von Marienburg."

Der junge Mann winkte seinem Oheim ungeduldig, stille zu sein; der Alte schlich weiter zu einer andern Gruppe, und die Beiden lauschten wieder ungestört, bis der Gesang geendet war.

## 5.

Rauschender Beifall füllte nun das Gemach, man drängte sich um die Sängerin, und auch Rempen folgte seinem Herzen, das ihn zu Elisen zog. Aber schon war sie von einem halben Dutzend jener Literateren umlagert, die ihn immer verdrängten. „Welch' herrliches Lied!" hörte er den Doktor Zundler sagen, „welche Kraft, welche Fülle von Muth, und wie zart gehalten!" Doch dem Stallmeister entging nicht, daß der Hofrath, der ebenfalls bei der Gruppe stand, den jungen Doktor durch einen freundschaftlichen Rippenstoß aufmerksam darauf zu machen schien, daß er etwas Ungeschicktes gesagt habe. Er erschrack, erröthete und fragte in befangener Verlegenheit, woher das Fräulein das schöne Lied habe?

„Es ist aus den letzten Rittern von Marienburg, von Hüon." Ein

Gemurmel des Staunens und Beifalls lief durch die dichten Massen, als man diesen Titel hörte. „Wie, ein neuer Roman? — Ah! derselbe, welchen die Blätter fürs belletristische Vergnügen so tüchtig ausg — Sie sind ja da, leise, leise! — — Wo kann man den Roman sehen?“ — So wogte das Gespräch und Geflüster auf und ab, bis der Wirth des Hauses mit triumphirendem Lächeln ein Damenkörbchen an seidenen Bändern in die Höhe hielt, es öffnete und ein Buch hervorzog. Er schlug den Titel auf, er zeigte ihn der gespannten Gesellschaft, und mit freudigem Staunen las man in großen gothischen Lettern: „Die letzten Ritter von Marienburg.“ — „Vorlesen! bitte, vorlesen!“ tönte es jetzt von dreißig, vierzig schönen Lippen, und selbst die jungen Männer, die sonst diese Unterhaltung weniger liebten, stimmten für die Vorlesung. Aber eine nicht geringe Schwierigkeit fand sich jetzt in der Wahl des Vorlesers; denn jene Literateren, die sonst in diesem Cirkel dieses Amt bekleidet hatten, stemmten sich heute bestimmt dagegen; der eine war erhitzt, der andere hatte Katarrh, der dritte war heiser, und allen war die Unlust anzusehen, daß nicht ihre eigenen Produkte, sondern fremde Geschichten vorgelesen werden sollten.

„Ich wüßte keinen Besseren vorzuschlagen,“ sagte endlich ein Kriminalpräsident von großem Gewicht, „als dort meinen Referendär Palvi; wenigstens zeugen seine Referate von sehr guter Lunge und geschmeidiger Kehle.“ Indem der Kriminalpräsident seinen eigenen Witz belachte und im Chorus sechs Juristen pflichtgemäß mit einstimmten, verbeugte sich der junge Mann, an welchen die Rede ging, während eine flüchtige Röthe über sein Gesicht zog, und zur Verwunderung der Gesellschaft, die ihn sehr wenig kannte, ergriff er das Buch und die Tasche und fragte bescheiden, welcher von den Damen beides gehöre?

Dem Stallmeister, der hinter ihm stand, hatte dies längst sein scharfes Auge gesagt. Elise war flüchtig erröthet, als der Onkel den Beutel emporgehoben und das Buch daraus hervorgeholt hatte. Als aber Palvi anfragte, als er mit seinem dunkeln Auge den Kreis der Damen überstreifte und bei ihr stille stand, da goß sich ein dunkler Karmin über Stirne, Wangen und den schönen Hals des Fräuleins; sie schien überrascht, verlegen, und als jene Röthe eben so schnell verflog, schien sie sogar ängstlich zu sein. „Das Buch gehört mir, Herr von Palvi,“ sagte sie schnell und mit einem kurzen Blick auf ihn. „Und werden Sie erlauben, daß daraus vorgelesen wird? Daß ich daraus vorlese?“ fragte er weiter.

„Ich habe hier nichts zu bestimmen,“ erwiderte sie, ohne aufzusehen, „doch das Buch steht zu Diensten.“

„Nun, dann nicht gesäumt!“ rief der Oheim. „Setzet in den Kreis und ruhig sich gesetzt und andächtig zugehört! denn ich denke, wir werden einen ganz angenehmen Genuß haben.“

Man that nach seinem Vorschlag; in buntem Kreis setzte sich die zahlreiche Gesellschaft, und sei es, daß man auch hier Fräulein Elise als literarische Königin ansah, oder war es eine sonderbare Fügung des Zufalls, der Vorleser kam so gerade ihr gegenüber zu sitzen, daß, so oft sie die Augen aufhob, diese schönen Augen auf ihn fallen mußten.

„Aber, Freunde,“ bemerkte die Dame vom Hause, „dieser Roman hat, so viel ich weiß, drei Bände; wollen wir sie alle anhören, so kommt unsere

junge Welt heute nicht mehr zum Tanzen, und wir andern nicht zum Spiel; ich denke, man wählt die schönsten Stellen aus."

„Wer aber soll sie wählen?" fiel ihr Gatte ein. „Das Ding ist nagelneu, Niemand hat es gelesen; doch Fräulein Wicklow wird uns helfen können. Können Sie nicht schöne Stellen andeuten und uns den Faden des Uebrigen geben?"

Man bat so allgemein, so dringend, daß Elise nach einigem Zögern nachgab. „Der Roman," sagte sie, „spielt, wenn ich mir die Jahreszahl richtig gemerkt habe, in den Jahren 1455 bis 1456 in und um Marienburg in Ostpreußen. Der deutsche Orden ist von seinen früheren, einfachen und reinen Sitten abgekommen; dies und innerer Zwiespalt, wie Neid und Anfeindungen von allen Seiten her, drohen einen baldigen Umsturz der Dinge herbeizuführen, wie denn auch durch den Verrath böhmischer Ordenssoldaten, gegen Ende des dritten Theils, Marienburg für den Orden auf immer verloren geht. Auf diesem geschichtlichen Hintergrund ist aber die interessante Geschichte eines Verhältnisses zwischen einem jungen deutschen Ritter und einem Edelfräulein aufgetragen. Sie ist die Tochter des Kastellans von Marienburg, eines geheimen und furchtbaren Feindes des Ordens, der, anscheinend dem Deutschmeister befreundet, nur dazu in Marienburg lebt, um jede Blöße des Ordens den Polen zu verrathen. Der Roman beginnt in der Ordenskirche, wo die Ritter und viele Bewohner der Marienburg und der Umgegend bei einem feierlichen Hochamte versammelt sind, um den Tag zu feiern, an welchem vor vielen Jahren der erste Komthur mit seinem Convent in diese Burg einzog. Der letzte Meister, Ulrich von Ehrichshausen, ein Mann, der sich dem nahenden Verderben noch entgegenstemmen will, hält eine eindringliche Rede an die Ordensglieder. Der Gottesdienst endet mit einer feierlichen, lateinischen Hymne. Indem zwei der jüngsten Ritter, nach der Sitte bei solchen Gelegenheiten, den vornehmsten fremden Besuchern das Geleite bis in den Vorhof geben, bemerkte der eine von ihnen, daß der andere im Vorbeistreifen ein kleines Päckchen in die Hand einer verschleierten Dame gedrückt habe. Die Kirche ist leer, und im zweiten Kapitel fragt nun der erstere den zweiten um die Bedeutung dessen, was er gesehen. Er ist sein Waffenbruder — ein Bündniß, das nach der Sitte der Zeit fester als irgend ein Freundschaftsband galt — und Ehrichshausen, der Neffe des Meisters, der Held des Romans gesteht ihm endlich sein Verhältniß zu der Dame, erzählt ihm von seinem Leben, seinen trostlosen Aussichten.

„Der Freund rathet ab, Guno aber verschmäht jede Warnung, und bittet jenen, er möchte ihn an diesem Abend zu einer Zusammenkunft mit der Geliebten begleiten. Diese Zusammenkunft in einem verfallenen Theil des älteren Schlosses ist so schauerlich schön, daß ich möchte, sie würde ganz gelesen."

Palvi las. Wer je ein Buch, das er sonst nicht kannte, in Gesellschaft vorgelesen, der weiß, daß etwas Beunruhigendes in dem Gedanken liegt, daß man mit gehaltener Sicherheit auf einem Felsenpfade gehen soll, den man noch nie betreten. Dieses beängstigende Gefühl wächst, wenn es ein Gespräch ist, das man vorträgt. Man kann den Athem, den Rhythmus, den Ausdruck der Empfindung nicht richtig abmessen und vertheilen,

man weiß nicht, ob jetzt die höchste Höhe der Lust ausgedrückt ist, ob jetzt der Dichter die tiefste Saite der Wehmuth berührt habe, ob er nicht noch tiefere Akkorde anschlagen werde; und der Zuhörer pflegt diese Unsicherheit störend mit zu empfinden. Aber wunderbar las dieser junge Mann, den ein zufälliger Scherz seines Vorgesetzten zum Vorleser gestempelt hatte. Es war, als lese er nicht mit den Augen, sondern mit der Seele ohne dieses Organ, als spreche er etwas längst Gedachtes, eine Erinnerung aus, als kenne er den Inhalt, den Geist dieser Blätter, und sein Gedächtniß habe das Buch nur wegen der zufälligen Wortstellung vonnöthen. Wenn das, was er las, nicht durch Inhalt und Form so großartig, dieses Gespräch zweier Liebenden so neu, so bedeutungsvoll gewesen wäre, diese Art, etwas vorzutragen, hätte zur Bewunderung hinreißen müssen.

Wir fürchten zu ermüden, wollten wir den Gang der Gefühle im Gespräch dieser Liebenden verfolgen. Wir bemerken nur, daß der jüngere Theil dieser Gesellschaft mächtig davon ergriffen wurde, daß Fräulein Elise, die anfangs den Vorleser mit scheuen staunenden Blicken angesehen hatte, in tiefer Rührung die Augen senkte und kaum so viel Fassung fand, ihre Erzählung weiter fortzusetzen.

„Die Liebenden," sagte sie, „so wenig Trost im Schluß dieser Scene lag, sind zufrieden in dem Gedanken an die Gegenwart. Je dunkler aber die Zukunft vor ihnen liegt, desto angenehmer dünkt es ihnen, die Gegenwart mit schönen Träumen auszufüllen. Der Deutschmeister bekommt die Nachricht, daß der Kaiser, von den Einflüsterungen Polens halb besiegt, dem Orden zürne, ihm namentlich innere Zügellosigkeit vorwerfe. Der Meister versammelt daher ein Kapitel, wo er die Ritter anredet. Diese Stelle ist eine der trefflichsten im Buche, denn der Verfasser befriedigt hier auf wunderbare Weise zwei Interessen. Indem der Meister die Verhältnisse des Ordens bis auf die zartesten Nüancen aufdeckt und berechnet, bekommt der Leser nicht nur ein schönes Bild von dem einsichtsvollen, umsichtigen Ulrich von Elrichshausen, von der erhabenen Würde eines Nachfolgers so großer Meister, von der gebietenden Stellung eines Herrschers auf Marienburg, sondern er bekommt auch auf ungezwungene und natürliche Weise eine Uebersicht über die historische Basis des Romans. Der Meister schärft die Haus- und Sittengesetze und schließt mit einer furchtbaren Drohung für den Uebertreter.

„Der Held des Romans, voll schönen Glaubens an alles Edle und Reine, sieht in seiner Freundschaft für Wanda, so heißt das Fräulein, kein Unrecht. Er setzt, begleitet von seinem Freunde, die nächtlichen Zusammenkünfte fort. In eine derselben ist ein wunderschönes Mährchen eingewoben, eine Sage, die man auch mir in meiner Kindheit oft erzählt haben muß, denn sie klang mir wie alte Erinnerungen."

Sie hielt inne; mit einem Blick voll Liebe und Wehmuth fragte Palvi, ob er das Mährchen lesen solle? Sie nickte ein kurzes Ja, und er las. Der junge Rempen hatte während des Mährchens sein Auge fest auf Elisen gerichtet. Er bemerkte, daß sie anfangs heiter zuhörte, mit einem Gesicht, wie man eine bekannte Lieblingsmelodie hört und die kommenden Wendungen zum voraus errathet; nach und nach wurde sie auf-

merkſamer; es kamen einige ſonderbare Reime vor, die Palvi ſo raſch und mit ſo eigenem, ſingenden Tone vortrug, daß ſie dadurch tief ergriffen ſchien; Erinnerungen ſchienen in ihr auf- und niederzutauchen, ſie preßte die Lippen zuſammen, als unterdrücke ſie einen inneren Schmerz; er ſah, wie ſie bleich und immer bläſſer wurde, er ſah ſie endlich ihrer Nachbarin etwas zuflüſtern, ſie ſtanden beide auf, aber eben ſo ſchnell ſank Eliſe wieder kraftlos auf ihren Stuhl zurück.

Die Beſtürzung der Geſellſchaft war allgemein. Die Damen ſprangen herzu, um zu helfen, aber ſei es, daß, wie es oft zu geſchehen pflegt, gerade das unangenehme Gefühl dieſer ſtörenden, geräuſchvollen Hülfe ſie wieder emporraffte, oder war es wirklich nur etwas Vorübergehendes, ein kleiner Schwindel, der ſie befiel, ſie ſtand beinahe in demſelben Moment wieder aufrecht, bleich, aber lächelnd, und konnte ſich bei der Geſellſchaft entſchuldigen, dieſe Störung veranlaßt zu haben.

An Erzählen und Vorleſen war übrigens nach dieſem Vorfall heute Abend nicht wohl wieder zu denken, und man nahm mit Vergnügen den Vorſchlag an, ſich am übernächſten Nachmittage in einem öffentlichen Gartenſalon zu verſammeln und die Ritter von Marienburg gemeinſchaftlich zu genießen.

## 6.

Der Stallmeiſter fühlte ſich von dieſer Scene auf mehr als eine Weiſe ergriffen; er konnte zwar Palvi nichts vorwerfen, er hatte zwei Worte mit Eliſen, und dieſe öffentlich geſprochen; es war, wenn er ſelbſt auch wirkliche Rechte auf das Fräulein gehabt hätte, kein Grund zur Eiferſucht da, denn ſie ſchien jenen ſogar zu ſcheuen, zu fliehen; aber dennoch lag etwas ſo Räthſelhaftes in Palvi's Betragen, etwas ſo ſchmerzlich Rührendes in ſeinen Mienen, und doch wieder in ſeinem ganzen Weſen eine ſo gehaltene Würde, daß Rempen ſich vornahm, was es ihn auch koſten möge, Aufſchluß über ihn zu ſuchen. Der Oheim war bemüht, die frühere Ordnung und Freude herzuſtellen. Spieltiſche wurden aufgeſtellt, und aus dem Salon lud eine Violine und die lockenden Akkorde einer Harfe die junge Welt zum Tanzen ein.

Mit bewachenden Blicken folgte der Stallmeiſter Palvi, der, noch immer das Buch in der Hand haltend, gedankenvoll umherging. Zu einer Vertiefung des Fenſters ſaß Eliſe. Eben ging eine Freundin von ihr weg, und Rempen nahm wahr, wie ſich Palvi ihr zögernd nahte, wie er ihr mit einer tiefen Verbeugung das Buch überreichte. Schnell trat auch er hinzu, und nur die breite, dunkelrothe Gardine trennte ihn von den beiden.

„Eliſe," hörte er den jungen Mann ſagen, „ſeit zehn Monaten zum

ersten Mal wird es mir möglich, so nahe zu stehen, nur eine Bitte habe ich —"

„Schweigen Sie!" sagte sie in leisen, aber leidenschaftlichen Tönen, „ich will nichts hören, nichts sprechen, ich habe Ihnen schon einmal gesagt, ich verachte Sie."

„Nur das Warum möchte ich wissen," bat er beinahe weinend; „nur ein Wörtchen, vielleicht möchten Sie mich doch verkennen!"

„Ich kenne Sie zu gut," erwiderte sie unmuthig, „einen so niedrigen, gemeinen Menschen kann ich nur verabscheuen."

„Gemein, niedrig?" rief er bitter. „Und dennoch schwöre ich, daß ich Ihnen Achtung abzwingen will; diesen gemeinen, niedrigen Mann sollen Sie schätzen müssen! Wissen Sie, ich bin —"

„Daß Sie ein recht elender Mensch sind, weiß ich lange, darum bitte ich, entfernen Sie sich; diesen Cirkel werde ich aber nie mehr besuchen, wenn es Ihnen noch einmal einfallen sollte, mich anzureden."

Bei diesen Worten stand sie rasch auf und entfernte sich mit einer kurzen Verbeugung gegen den unglücklichen jungen Mann.

So wichtig diese Worte, so bedeutungsvoll diese Scene war, konnte sie doch dem Stallmeister kein deutlicheres Licht geben. Palvi durfte wagen, sie mit „Elise" anzureden, sie behauptete, ihn ganz zu kennen, sie sprach so heftig ihre Gefühle aus, daß ihren Haß nothwendig Liebe geboren haben mußte. — Er sah Palvi, nachdem er noch eine Weile in der Vertiefung des Fensters verweilt hatte, nach der Thüre des Vorsaales gehen. Er folgte ihm dahin, wie zufällig nahm er zugleich mit jenem seinen Mantel um.

„Auch Sie scheinen kein Freund des Tanzes zu sein," redete er den Referendär an.

„Ich habe es längst aufgegeben," antwortete er, „aber Sie, Sie ein Glücklicher, und nicht tanzen?"

„Ein Glücklicher?" erwiderte der Stallmeister freundlich. „Davon möchte ich mir doch noch eine nähere Definition erbitten. Ueberhaupt, hier wird mir so langweilig zu Muthe, und zu Hause geht mir die Tanzmusik im Kopfe herum; gehen wir, wenn Sie nichts Besseres vorhaben, nicht irgend wohin zusammen?"

Palvi schien in einiger Verlegenheit zu sein. „Ich weiß nicht, was mir Ihre Gesellschaft so wünschenswerth macht," antwortete er; „ich möchte die Hälfte der Nacht mit Ihnen verplaudern, und dennoch, werden Sie es glauben? — ich rechnete darauf, früh diese Gesellschaft zu verlassen, und habe einem Freunde den übrigen Theil des Abends zugesagt."

„Wohlan!" fuhr der Stallmeister fort. „Wenn Sie nichts gar zu Wichtiges zu besprechen haben, so folge ich Ihnen dahin."

Der junge Mann erröthete. „Das Haus ist abgelegen," sagte er, „und für solche Gäste nicht ganz passend."

„Und wenn es der Entenzapfen wäre," rief Rempen; „es soll ja vortreffliches Cervis dort geben."

Mit einer Mischung von Staunen und Freude blickte ihn der Referendär an, doch ehe er noch fragen konnte, sprach Rempen weiter: „Ver-

zeihen Sie meiner Neugierde, die diesmal die Discretion überwog. Der Zufall machte mich zum Zeugen, als ein wunderlicher alter Herr Sie einlud, und schon damals wünschte ich, mit von der Partie zu sein, um so mehr," setzte er verbindlich hinzu, „da ich diesen Abend so manchen Point de réunion zwischen uns fand."

„Gut, so folgen Sie mir! — Sie werden ein Original kennen lernen, das aber mehr unsere Aufmerksamkeit verdient, als die schwachen Copieen dort oben, die doch immer für Originale gelten möchten, ja sich selbst dafür halten. Ich meine jene Poeten und Literatoren, die uns heute morgen ein so wunderbares Schauspiel gegeben haben."

„In seiner Art diesen Abend ein nicht minder sonderbares," entgegnete Rempen; „oder sollte Ihnen entgangen sein, wie ungezogen sie sich benahmen, als man verlangte, dieser Roman sollte vorgelesen werden; schien es nicht, als wollten sie durch stilles, höhnisches Lächeln, durch ihre kalte Entschuldigung, zum Vorlesen nicht bei Stimme zu sein, durch so manche Zeichen ihres Mißfallens der Gesellschaft die Ueberzeugung aufdringen, als sei das Buch schlecht und unwürdig? Man kann nicht verlangen, daß sie sich — wollen sie einmal ungesittet sein — im Keller eines Italieners Fesseln anlegen; sie bezahlen dort und ihre Rede ist frei; aber in einer Gesellschaft wie diese mußten sie sich den Gesetzen des Anstandes fügen."

„Ich wollte vieles wetten," bemerkte Palvi, „der Mann, zu dem ich Sie jetzt führe, ob er gleich in seinen Gewohnheiten und Sitten wenig gesellschaftliche Bildung verräth, würde sich weniger unschicklich benommen haben."

„Und wer ist er denn?" fragte der Stallmeister.

„Er gehört einem Schlag von Leuten an, die man in unsern Ländern jetzt weniger, oder nicht so auffallend und originell sieht, als früher, ein sogenannter württembergischer Magister. Bitte zum Voraus, glauben Sie nicht, daß in diesem Begriffe etwas Lächerliches liege, denn eine nicht geringe Zahl würdiger, gelehrter Männer unserer Zeit gehören diesem Stande an. Es gab in früherer Zeit, ob jetzt noch, weiß ich nicht, in jenem Lande eine Pflanzschule für tiefe Gelehrsamkeit. Es gingen Philologen, Philosophen, Astronomen, Mathematiker in Menge daraus hervor; zum Beispiel ein Keppler, ein Schelling, Hegel und dergleichen. Vor zwanzig Jahren soll man allenthalben in Deutschland Leute aus dieser Schule gesehen haben; den Titel Magister bekommen sie als Geleitsbrief mit. Sie waren gewöhnlich mit tiefen Kenntnissen ausgerüstet, aber vernachlässigt in äußeren Formen, in Sprache und Ausdruck sonderbar, und spielten eine um so auffallendere Figur, als sie gewöhnlich, ihrer Stellung nach, als Lehrer an Universitäten, als Erzieher in brillanten Häusern, in der Gesellschaft durch ihr Aeußeres den Rang nicht ausfüllten, den ihnen ihre Gelehrsamkeit gab. Eine solche Figur aus alter Zeit ist mein Freund. Er ging schon vor dreißig Jahren aus seinem Vaterlande, hat aber weder in Kurland, noch in Sachsen seine Eigenheiten abgelegt. Er lebt hier, abgeschieden von der Welt, in einem Dachstübchen; ich halte ihn für einen der tiefsten Denker des Zeitalters, dabei ist er ein liebenswürdiger Dichter, und dennoch ist sein Name gänzlich unbekannt. Die

gelehrtesten Recensionen in den Leipziger und Haller Blättern sind von seiner Hand; manche Entdeckung, mancher tiefgedachte Satz, womit jetzt die neuen Philosophen ihre Werke aufputzen, sind von ihm, er hat sie spielend hingeworfen."

„Also ein literarischer Eremit!" rief Rempen aus, indem er, nicht ohne kleinen Schauder, an der Seite des Referendärs durch enge, schmutzige Gäßchen ging. „Eine Nachteule der Minerva in bester Form."

„Wenn es heutzutage wieder einen Diogenes geben könnte," erwiderte jener, „ich glaube, er müßte im Kostüm meines Magisters erscheinen. Dieses ehrliche, kluge, ein wenig ernste Gesicht, die kunstlos um den Kopf hängenden Haare, das verschossene Hütchen, der abgetragene Rock, den er mit keinem andern vertauschen mag, die sonderbare, beinahe zärtliche Neigung zu einer alten, schwarzgerauchten Pfeife, dazu ein dunkelbraunes Meerrohr mit silbernem Knopfe, und diese ganze Gestalt in der düsteren, schwärzlichen Spelunke, in welche wir eben treten wollen — nehmen Sie dies Alles zusammen, und Sie werden finden, das Urbild eines modernen cynischen Philosophen ist fertig, nur würde er einen Alexander nicht um ein wenig Sonne, sondern um ein bischen Feuer für seine Pfeife bitten."

Durch einen Vorplatz, wo das trübe Licht einer schmutzigen Laterne einen zweifelhaften Schein auf Kornsäcke und umgestürzte Bierfäßchen warf, traten jetzt die beiden jungen Männer in das größere Schenkzimmer des Entenzapfen. Der Wirth, dick und angeschwollen von dem Kosten seines eigenen Getränkes, schlief in einem Lehnsessel hinter dem Ofen; einige abgerissene Gestalten spielten bei einem Stümpchen Licht mit schmutzigen Karten und sahen die Vorübergehenden mit matten, schläfrigen Augen an.

Palvi ging vorüber in ein zweites kleineres Gemach, das für bessere Gäste eingerichtet schien. Derselbe Alte, den Rempen diesen Abend flüchtig gesehen, saß dort allein hinter einer Kanne Bier. Auf den Tisch hatte er mit Kreide einen mathematischen Satz gemalt. Er schaute, die Stirne in die Hand gestützt, aufmerksam auf seine Berechnung nieder, und nur große Tabakswolken, die er hin und wieder ausstieß, zeigten, daß er lebe und athme. Erst auf den Abendgruß seines jungen Freundes richtete er sich auf und zeigte ein ernstes, gleichgültiges Gesicht, dem nur das glänzende, ungemein interessante Auge einiges Leben verlieh.

Die Gegenwart eines Fremden schien ihm unangenehm aufzufallen. Kurz abgebrochen, indem er hastig mit dem Rockärmel die Figuren von dem Tische abwischte, sagte er: „Seid lange ausgeblieben."

„Dafür bringe ich aber einen seltenen Gast mit," erwiderte der junge Mann, „der das Entenbier versuchen will."

„Literator?" fragte der Alte etwas mürrisch.

„Wo denkst Du hin, Magister; ein hiesiger Literator und der Entenzapfen! Nein, er ist nicht von diesen, sondern heißt Herr von Rempen und ist Stallmeister."

„Da haben der Herr die ächte Quelle gefunden," sprach der Alte freundlich und mit einer Herzlichkeit, die ihn sogar angenehm machte. „Der Entenzapfen hat solid Getränke. Setzet Euch, da bringt die Kellnerin schon die Kannen."

Der Stallmeister erschrack vor der großen Kanne, die ihm das nied-

liche Kellermädchen mit den rothen Lippen kredenzte; aber die Neugierde nach dem Magister, der Drang, von Palvi nähere Aufschlüsse über Elisens Betragen zu erhalten, milderten seinen Schauder vor dem Entenzapfen.

„Es hat einen eigenen Reiz für mich," sagte er, um die Anrede des Alten zu erwidern, „so aus einer glänzenden Gesellschaft, wo Alles voll Glanz und Putz, voll Berechnung und eitlen Benehmens ist, mich in die Einsamkeit einer solchen Schenke zu begeben. Man wird so leicht verführt, jenes schimmernde Wesen für wahres Leben, für ein Ideal der Gesellschaft zu nehmen, und nur ein plötzlicher, recht greller Tausch kann von diesem Wahne retten, besonders wenn man das Glück hat, Männer zu finden, die zu vernünftigem Gespräch bereitwillig sind."

„Ich kann mir's denken aus früherer Zeit," entgegnete der Alte mit ironischem Lächeln. „Nun hat man wieder anständig geschnattert und gezwitschert, Thee getrunken und göttlichem Gesange gelauscht, und als man gar ästhetisch zu werden, vorzulesen anfing, seid Ihr aus Angst davongelaufen?"

„Nein," antwortete Rempen, „so lange gelesen wurde, blieben wir."

„Wie?" rief der Magister. „Und Ihr habt es über Euch vermocht, Herr Referendär, allerlei rosenfarbene Poesie anzuhören."

„Man las die letzten Ritter von Marienburg," belehrte ihn der Stallmeister.

„Ei, der Tausend!" sagte der Alte, mit einem sonderbaren Seitenblick auf Palvi, „konnte man doch solche Speise vertragen, ohne den ästhetischen Gaumen und Magen zu verderben? Hat sich denn die Welt gedreht, oder waren unsere hiesigen Schöngeister nicht zugezogen?"

„Doch, sie waren dabei," erwiderte Rempen, „sie wagten es nicht, sich dagegen zu setzen, obgleich der Zorn aus ihren Augen sprühte, denn noch diesen Morgen hatten sie sich bündig und deutlich erklärt." Und nun erzählte er den Auftritt im Keller des Italieners mit einer Geläufigkeit, über welche er sich selbst wundern mußte. Mehrmals wurde er von einem schnellen, kurzen Lachen des Alten unterbrochen, als er aber mit dem furchtbaren Bündnisse der literarischen Trias endete, brach der alte Mann in ein so herzliches Gelächter aus, daß der Wirth vom Entenzapfen mit einem tiefen Gestöhne erwachte und sich im Sessel umwälzte.

„Der Herr Stallmeister erzählen gut," sprach dann der Magister, indem er Thränen, die das Lachen hervorgelockt hatte, verwischte. „Ich kenne sie, diese Burschе, diesen Chorus von Halbwissern. Sie sind geachteter beim Stadtpublikum und auf dem Landsitze, als der wahre Gelehrte, sie sind die Vornehmen unter den Musensöhnen und machen ungebeten die Honneurs auf dem Parnaß, als wären sie Prinzen des Hauses oder zum mindesten Kammerjunker; um so weniger können sie es verschmerzen, wenn ihre Blöße aufgedeckt und ihre Schande ans Licht gestellt wird. Sie fühlen ihr Nichts, sie sehen es einander ab, aber sie wollen es sich nicht merken lassen."

„Am sonderbarsten und unerklärlichsten scheint mir ihre Wuth gegen das, was man jetzt historischen Roman nennt," bemerkte der Stallmeister. „Ich bin zu wenig im Getriebe der Literatur bewandert, um es mir erklären zu können."

„Danken Sie Gott," erwiderte der Alte, „daß Sie ein heiteres, rüstiges Handwerk erlernt haben, und von diesem unseligen peinlichen Treiben nichts wissen. Kommt mir doch diese schöne Literatur jetzt vor wie scharfer Essig. Mit gehöriger Zuthat vom Oel des Lebens, Philosophie, ist sie die Würze Eurer Tage; aber kostet sie gesondert, so ist sie scharf, abstoßend. Betrachtet sie genau, etwa durch ein tüchtiges Glas, so sehet Ihr das Acidum aufgelöst in eine Welt von kleinen Würmern, die sich wälzen und einander anfallen, über einander wegkriechen."

„Pfui! aber ihr Verhältniß zum historischen Roman?"

„Sie geberden sich," antwortete Bunker, „als ob sie gegen irgend eine Erscheinung des Zeitgeistes ankämpfen könnten, wie Pigmäen gegen einen Riesen. Als ob nicht schon die Ilias so gut historisch gewesen wäre, als irgend ein Roman des Verfassers von Waverley. Und ist nicht Don Quixote der erste aller historischen Romane? Doch nehmen Sie nähere Beispiele bei uns. Spricht sich nicht in Wilhelm Meister das Element eines historischen Romans geheimnißvoll aus? Müssen wir nicht den Begebenheiten, in die der Held verwickelt ist, eine gewisse Zeitgeschichte unwillkürlich unterlegen? Müssen wir nicht das Lager des Prinzen als eine nothwendige historische Dekoration damaliger Zeit ansehen? Und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, sind sie nicht eine historische Novelle? Wir betraten also zum mindesten keinen neuen Boden, kein neues zweifelhaftes Gebiet."

„Und welch' kleiner Schritt," bemerkte Palvi, „welch' natürlicher Uebergang ist vom historischen Drama, wie wir es bei Goethe finden, zum modernen, geschichtlichen Romane. Sie sind ihm schon um vieles näher, als die historischen Schauspiele Shakspeare's. Wie im Romane sprechen dort die Helden nicht großartige Gefühle aus. Sie halten nicht gedehnte Reden, sondern ihre Reden erzählen von den schlummernden Entschlüssen ihrer Seele, und wir erblicken in einer einzelnen Wendung Motive, ahnen Handlungen, die sich nachher verwirklichen."

„Die Völker scheinen sich in unsern Tagen zu scheiden und scharf abzugrenzen; doch diese Scheidung ist nur scheinbar, denn die Menschheit ist durch so viele Erfindungen sich näher gerückt worden. Wir gehören mehr und mehr der Welt an. Wir sprechen von entfernten Polarländern oder von Amerika mit einer Bestimmtheit, einem Gefühle der Nähe, wie unsere Großväter von Frankreich sprachen. Wir sind jetzt erst Europäer geworden. Darum ist uns nichts mehr fremd, was in diesem alten Welttheile geschieht. Der Unterschied der Sprache hat aufgehört, denn, Dank sei es unsern gewandten Uebersetzern, es ist, als ob Scott und Irwing in Frankfurt oder Leipzig lebten."

„Gewiß!" fiel Nempen ein, „auch in der Gesellschaft sind sich die verschiedenartigsten Elemente näher getreten. Unsere jungen Männer erzählen jetzt von einer Reise nach London oder Rom mit mehr Bescheidenheit oder Gleichgültigkeit, als sonst einer von einer Reise an einen zwanzig Meilen entfernten Hof erzählte. Aber ist uns durch alles dies, da wir in einer so breiten Gegenwart leben, die Geschichte nicht viel mehr fern, als nahe gerückt?"

„Ich gebe zu," sagte der Alte, „das ernste Studium der Historie, aber

nicht das rein menschliche Interesse daran. Die Geschichte war sonst die Geschichte der Könige, und an ihre oft unbedeutende Person knüpfte sich das Leben unsterblicher Männer. Die neuere Zeit, so große Veränderungen um uns her, haben uns anders denken gelehrt. Es ist die Geschichte der Meinungen, es sind die Schicksale gewisser Prinzipien, die wir kennen lernen möchten. Ihr Kampf erscheint in jedem Zeitalter mehr oder minder und unter der verschiedensten Gestalt, und dieser Kampf der Meinung ist es, was jeder Periode ihr Interesse gibt, er ist es, der, dem Romane zu Grunde gelegt, unsere Theilnahme auf unbeschreibliche Weise anzieht."

„Ich ahne, daß Sie Recht haben," erwiderte der Stallmeister. „Gleichwohl kann ich diese Idee meinen bisherigen Ansichten noch nicht recht anpassen. Denn, wie vertragen sich zum Beispiel mit dieser welthistorischen Ansicht jene sonderbaren Figuren Walter Scotts, die bald als rohe Hochländer, bald als Räuber, als Fischer in die Geschichte unmittelbar eingreifen und so anziehend erscheinen?"

„Das ist es ja gerade, was ich sagte," antwortete der Magister. „Wir ahnen in der Geschichte des Landes und des Volkes, die uns Professoren auf Katheedern vortragen, daß es nicht immer die Könige und ihre Minister waren, die Großes, Wunderbares, Unerwartetes herbeiführten. Da oder dort hat die Tradition den Schatten, den Namen eines Mannes aufbehalten, von dem die Sage geht, er habe großen und geheimnißvollen Antheil an wichtigen Ereignissen gehabt. Solche Schatten, solche fabelhafte Wesen schafft die Phantasie des Dichters zu etwas Wirklichem um. In den Mund eines solchen Menschen, in sein und seiner Verbündeten geheimnißvolles Treiben legt er die Idee, legt er den Keim zu Thaten und Geschichten, die man im Handbuch nur als geschehen nachliest, vergebens nach ihren Ursachen forschend. Indem solche Figuren die Ideen persönlich vorstellen, bereiten sie dem Leser hohen Genuß, und oft ein um so romantischeres Interesse, je unscheinbarer sie durch Bildung und die Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft anfänglich erscheinen."

„Und so hielten Sie es für möglich, daß auch die deutsche Geschichte interessante Stoffe für historische Romane bieten könnte?" fragte Rempen. „Mir schien sie immer zu zerrissen, zu flach, zu wenig romantisch und großartig."

„Das Letztere glaube ich nicht," erwiderte Palvi. „Und muß denn gerade der Hintergrund, das historische Faktum das Erhabene sein? Ist es nicht der Zweck des Romans, Charaktere in ihren verschiedenen Nüancen, Menschen in ihren wechselseitigen Beziehungen zu schildern? Und kann sich nicht ein großartiger Charakter in einer That, einem Zwiste erproben, der für die allgemeine Geschichte von geringerer Bedeutung ist? Oder glauben Sie, weil Tieck in die Cevennen flüchtete, um einen historischen Hintergrund zu holen, er habe damit sagen wollen, unsere Geschichte biete keinen Stoff, der seines hohen Genius würdig wäre?"

„Diese Ritter von Marienburg," nahm der Alte das Wort, „beschäftigen sich mit keinem großartigen historischen Ereignisse. Schon fünfzig Jahre, ehe das Unglück des Ordens in Ostpreußen wirklich hereinbricht, gewahrt man, daß er sich nie mehr zu seinem alten Glanze erheben, daß

früher oder später die Elemente selbst, die seine Größe beförderten, seinen Sturz bereiten werden. Er fällt, denn er hat seinen Beruf erfüllt. Aber an die geschichtliche Figur des Großmeisters, an die Thäler der Nogat, an die Mauern der erhabenen Burg weiß jener Hüon Fäden anzuknüpfen, woraus er ein erhabenes Gewebe schafft. Ich möchte sagen, er baut aus den Trümmern jenes gestrandeten Schiffes eine Hütte, worin sich bequem wohnen läßt."

„Nun verstehe ich Sie," rief der Stallmeister, „und weil sie diesen Standpunkt nicht erreichten, weil sie diese höhere Ansicht nicht erfassen mögen, kämpfen jene Leutchen gegen diesen historischen Roman. Es ist Brodneid, sie wollen ihn nicht aufkommen lassen, weil er die Kunden an sich ziehen könnte."

„Hat er nicht Recht, der Herr Stallmeister?" wandte sich der Magister lächelnd an seinen Nachbar. „Sie schimpfen alle auf einander und zusammen auf jedes Größere, diese Kleinmeister. Mich freut es nur, daß mein Doktor Zundler auch bei der furchtbaren Freitags-Trias ist."

„Ihr Doktor Zundler?" fragte Rempen befremdet. „Kennen Sie ihn?"

„Ob ich ihn kenne?" erwiderte der Alte lachend.

„Der Herr Stallmeister macht keinen schlimmen Gebrauch davon," sagte Palvi zu dem Magister, „und zu größerem Verständniß der Poesie ist es ihm nützlich, wenn er es weiß. Bist Du es zufrieden, Albert?"

„Es sei; aber der Herr Stallmeister wird diskret sein," antwortete der Alte.

„Was werde ich erfahren?" fragte Rempen. „Wie geheimnißvoll werden Sie auf einmal?"

„Sie kennen den Doktor Zundler, einen der ersten Lyriker dieser Stadt," sprach Palvi, „sein Ruhm war früher gerade nicht so groß, doch etwa seit einem halben Jahre regt er die Flügel mächtig. Hier sitzt der Dädalus, der sie ihm gemacht hat."

„Wie soll ich dies verstehen?" erwiderte der Stallmeister.

„Unser Magister hier ist ein sonderbarer Kauz," fuhr jener fort, „einer seiner bedeutendsten Fehler ist Aengstlichkeit, sonderbar verschwistert mit Gleichgültigkeit. Er hätte es weit bringen können auf dem deutschen Parnaß, aber er war zu ängstlich, um etwas drucken zu lassen. Doch wie vermöchte ein dichterischer Genius von diesem Hindernisse sich besiegen zu lassen; er dichtete fort, für sich."

„Ich machte Verse," fiel der Alte gleichgültig ein.

„Du hast gedichtet!" sagte Palvi. „Aber seine besten Arbeiten, seine gründlichsten Forschungen hat er um acht Groschen den Bogen in Journale verzettelt, weil er sich schente, seinen Namen auf ein Titelblatt zu setzen. Und von den glühendsten Poesien seiner Jugend fand ich die einzigen Spuren in halbverbrannten Fidibus. In meinen Augen bist Du entschuldigt, guter Magister, durch Deine Erziehung und die Art und Weise Deines Vaterlandes. Wer hat sich dort zu Deiner Zeit um einen Geist, wie der deine war, bekümmert? Was hat man für einen Mann gethan, der nicht in die vier Kardinaltugenden, in die vier Himmelsgegenden der Brodwissenschaft, in die vier Fakultäten paßte? Haben sie ja sogar Schiller zwingen wollen, Pflaster zu streichen, und Wieland floh das Land der

Abderiten, weil es dort keinen Raum für ihn gab, als den Posten eines Stadtschreibers, den er freilich so schlecht als möglich ausgefüllt haben mochte."

„Mensch, nichts Bitteres gegen mein schönes Vaterland!" sagte der Alte mit sehr ernstem Blick. „Es war die Wiege großer Männer."

„Du sagst es," erwiderte Palvi, „die Wiege, aber nicht das Grab. Und dieser Umstand mag seine eigenen Ursachen haben. Zum mindesten findet man in Odessa wie am Mississippi, in Polen und in Rio-Janeiro, und überdies noch auf den Katheder aller bekannten Universitäten deine Landsleute. Doktor Zundler nun, um von diesem zu reden, hatte das Glück, eines Tages eine Wohnung zu beziehen, in deren Giebel unser Magister ein Freilogis bewohnt, weil er den Knaben des Hausherrn zum Gelehrten bilden soll. Doktor Zundler hat, um sich zum Dichter zu bilden, viel gelesen, und hat den großen Menschenkennern bald abgemerkt, daß sie auf Originale Jagd machen. Er stellt sich daher alle Tage zwei Stunden mit seinem Glas unter das Fenster, und stellt Betrachtungen über die Menschen an, wie der selige Hofmann in Vetters Eckfenster, nur, behauptet man, mit verschiedenem Erfolg. Denn der selige Kammergerichtsrath guckte durch das Kaleidoskop, das ihm eine Fee geschenkt, der Doktor Zundler aber durch ein ganz gewöhnliches Opernglas. Da sah er einige Male den Magister und — nun Punkerchen, erzähle!"

Ein behagliches Lächeln verbreitete sich über das Gesicht des Alten; er trank in längeren Zügen aus seinem Glas und erzählte dann: „Eines Tages sagte mir meine Aufwärterin, daß sich der wunderschöne reiche Herr in der Bel-Etage nach mir erkundigt habe, wer ich wäre, was ich treibe und dergleichen. Bald darauf kam ein schöngeputzter Herr in mein Stübchen, be-

guckte mich von allen Seiten, fragte mich allerlei und wunderte sich ungemein, daß ich ein Gelehrter sei. Er hatte mich, meiner Physiognomie nach, für einen unglücklichen Musiker gehalten. Sein Staunen wuchs, als er einige poetische Versuche, die am Boden lagen, aufnahm und las. Er wollte nicht glauben, daß sie von mir herrühren, und nahm sie endlich aus reinem Interesse, wie er sagte, mit. Den folgenden Tag schickte er mir ein paar Flaschen Wein. Es freute mich, ich hatte gehört, daß er reich sei; ich bin arm und trank den Wein. Als ich die erste Flasche hinunter hatte und warm war, ging die Thüre auf und mein Doktorchen trat herein. Ein Wort gab das andere; man kam auf Poesie, ich machte wenig daraus, er viel; er schwatzte mir etwas vor von einer Erbschaft, die er gewinnen könne von seinem Oheim, einem portirten

Verehrer der Musen. Seine bisherigen Versuche haben aber nur den Unwillen des Erblassers erregt. So machte es sich von selbst, daß ich ihm meinen ganzen Kram von Poesien anbot; mich selbst amüsirten diese Verse nur, so lange ich sie entwarf und ausarbeitete; ob sie das Publikum lese, ob es mich dabei nenne, war ja so gleichgültig! Im Scherz ging ich einen Akkord ein, daß ich ihm auch eine Novelle und später einen Roman schriebe. Er gibt mir dafür Wein, Knaster, zuweilen Geld, und ich habe das Bequeme, daß Niemand, weder in Lob noch Tadel, meinen Namen nennt, was mir unausstehlich ist, und daß ich mich mit keinem Journalredakteur, mit keinem Buchhändler, keinem Recensenten herumbeißen muß."

„Ist dies nicht köstlich, Stallmeister?" fragte Palvi lachend. „Was halten Sie von diesem trefflichen Lyriker, von diesem Zunder, der ohne fremden Stahl und Stein kein Feuer gibt?"

„Ist es möglich!" rief der junge Rempen staunend aus. „Ist eine solche lächerliche Niederträchtigkeit jemals erhört worden! Und diesen Menschen konnte auch ich für einen Dichter halten, konnte den Genius bewundern, der auf einmal über ihn gekommen? Und auch *sie*, auch *sie*," fuhr er in Gedanken versunken fort, „auch *sie* ehrt und achtet ihn darum, zeichnet ihn aus, spricht mit ihm über seine neuesten Werke. Es ist um rasend zu werden!"

Palvi sah den jungen Mann bei diesen Worten theilnehmend, beinahe gerührt an; er schien mit Mühe eine tiefe Wehmuth zu bekämpfen, aber der Alte fuhr fort: „Solch' belletristisches Ungeziefer, das sich vom Marke Anderer mästet, hätte ich schon längst gern in der Nähe geschaut, und so studirte ich diesen Hohlkopf. Wenn allerlei Mittel von Außen her einen Dichter machen könnten, er müßte es längst sein. Denken Sie sich, er trägt, wenn er sich zum Dichten niedersetzt, einen Schlafrock, dessen Unterfutter aus einem Schlafrock gefertigt ist, den einst Wieland trug. Hofmanns Dintengefäß hat er in Berlin erstanden, von einem Sattler in Weimar aber den ledernen Ueberzug eines Fauteuil, in welchem Goethe oft gesessen. Mit diesem hat er seinen Stuhl beschlagen lassen, und so will er seine Phantasie gleichsam a posteriori erwärmen. Auch liegt auf seinem Tisch eine heilige Feder, Schiller soll damit geschrieben haben. Er hat gehört, daß große Dichter gern trinken, darum geht er Morgens ins Weinhaus und zwingt sich zu einer Flasche Rheinwein; Abends aber, wenn er schon ganz dumm und schläfrig ist, trinkt er schwarzen Kaffee mit Rum und liegt dann in schrecklichen Geburtsschmerzen und ist gewärtig, irgend eine neue Maria Stuart oder Jungfrau von Orleans hervorzubringen."

## 7.

Während der Magister Bunker also sprach, schlug es elf Uhr, und nicht sobald hatte er den ersten dumpfen Ton der Glocke vernommen, als er hastig sein Glas austrank, einige Groschen auf den Tisch legte, dem erstaunten Stallmeister mit einer gewissen freundlichen Rührung die Hand bot, und sie ihm und Palvi herzlich drückte. Dann aber rannte er so eilends aus dem Entenzapfen, daß Rempen nicht einmal sein freundliches „Gute Nacht" erwidern konnte.

„Sie staunen," sprach der Referendär, „daß uns der sonderbare Mensch so plötzlich und verwirrt verläßt. Er wohnt bei einem strengen Mann, der immer fünf Minuten nach elf Uhr die Hausthüre schließt. Weil nun der arme Magister eigentlich als Almosen sein Freilogis genießt, darf er keinen Hausschlüssel führen, wie Leute, die ordentlich bezahlen, und so jagt er, wie ein Gespenst, das mit dem Hahnenschrei in sein Grab entweicht."

„Ist dieser Mensch glücklich oder unglücklich zu nennen?" fragte Rempen nicht ohne Bewegung.

„Ich denke glücklich," erwiderte Palvi sehr ernst; „wer wenig hofft, hat nichts zu fürchten; er ist ruhig. Die Zeit mildert ja Alles, und für die Erinnerung ist er kalt geworden."

„Hat er je geliebt?"

„Er hat geliebt, die Tochter jenes Hauses in Kurland, wo er Erzieher war. Er muß sehr liebenswürdig gewesen sein, denn die junge Gräfin starb nachher aus Kummer. Er selbst aber brachte zwei Jahre tiefer Schwermuth in einem Irrenhause zu."

„Gott, welch' ein Schicksal!" rief der junge Mann gerührt. „Wer hätte dies ahnen können? Er hat uns eine so heitere Außenseite gezeigt."

„Wozu soll er seinen Schmerz zur Schau tragen?" entgegnete Palvi. „Er gehört nur sein, und er verschließt ihn mit den Trümmern besserer Tage in seiner Brust. Ich denke, es ist dies die einzige Art, wie Männer leiden müssen."

„Es müßte mich Alles täuschen," sagte Rempen nach einer Pause, „oder auch Sie lieben nicht glücklich. Nennen Sie mich nicht unbescheiden. Sie haben mir zu viel Interesse eingeflößt, als daß nicht meine wärmste Theilnahme bei dieser Frage wäre."

Der Referendär sah ihn überrascht, doch nicht gerade verwundert an; sein ernstes, dunkles Auge schien die Züge des Fragenden noch einmal zu

prüfen. „Es gibt wenige Menschen," antwortete er, „die diese Frage an mich gerichtet hätten. Doch an Ihnen freut mich gerade diese Offenheit. Ich weiß, Sie meinen Elise Wicklow; ich liebe sie."

„Und werden wieder geliebt?" fragte Rempen erröthend.

„Ich zweifle; doch möchte ich von Ihnen nicht verkannt werden, darum will ich Ihnen die kurze Geschichte dieser Liebe geben. Meine Eltern, sie sind beide todt, lebten in dieser Stadt. Unser Haus war mit den Wicklows sehr befreundet, denn mein und Elisens Großvater sind aus demselben Lande hier eingewandert. Ich bin um so viel älter denn Elise, daß uns unsere Kinderspiele nicht zusammenführten. Wohl aber durfte ich, als auch meine Mutter starb, das Haus hin und wieder besuchen, und ich faßte in einem noch sehr jungen Herzen eine glühende Neigung für das schöne Kind. Nach den ersten Jahren meines Universitätslebens kam ich hieher. Sie war herrlich herangeblüht und gestand mir, daß sie mir recht gut sei. Elise war damals fünfzehn Jahre alt. Ich kam in rohe Gesellschaften. Mein Vermögen und mein Stipendium reichten nur das erste Mal hin, meine Schulden zu decken. Das zweite Mal drückte mich eine bei weitem geringere Verlegenheit bei weitem unangenehmer, weil ich keinen Rath wußte. Sie hatte es erfahren, und durch fremde Hand wurden meine Schulden getilgt. Mädchen in guten Ständen, in einem soliden Hause aufgewachsen, wissen nicht, wie leicht ein armer Teufel in solche Verlegenheit kommt. Sie schmälte mich in den Ferien und hielt mich für einen schlechten Menschen. Ich versprach Fleiß und solides Leben. Das Unglück eines meiner Freunde, der einen Andern erschoß, riß mich mit fort und wieder ins Elend. Auch da hat sie mir wieder geholfen und mich zu Ehren gebracht. Bei so vielen Wohlthaten konnte mich vor mir selbst nur der Gedanke entschuldigen, daß es die Hand der Geliebten sei, die mich gerettet, daß sich diese Hand einst auf immer in die meinige legen werde.

„Ich raffte mich zusammen, und bald darauf gelang es mir durch Fleiß, hier angestellt zu werden. Meine Stellung zu Elisen war aber eine ganz andere geworden. Der alte Wicklow hatte erfahren, wie mich seine Tochter unterstützt hatte, und verbot mir schon beim ersten Besuch sein Haus, aus dem einfachen Grunde, weil ich arm und leichtsinnig sei.

„Elise selbst lebte in großen, glänzenden Cirkeln, wo ich keinen Zutritt hatte, verkehrte mit allerlei schönen Geistern und galt für die Krone der jungen Damen. Ich konnte sie höchstens in öffentlichen Gärten, auf Bällen und Concerten, im Theater sehen. Und nur ihr freundlicher Blick konnte mich für so viel Entsagung trösten, konnte mich von dem beinahe Unbegreiflichen überzeugen, daß dieses allgemein angebetete Geschöpf — mich liebe."

Der Stallmeister suchte vergebens seine Bewegung zu verbergen. Eine hohe Röthe lag auf seinem Gesicht, und sein Auge hing voll Erwartung an den Lippen Palvi's.

„Beruhigen Sie sich," sagte dieser, als er den unangenehmen Eindruck bemerkte, den seine Erzählung auf den jungen Mann machte. „Fürchten Sie nichts, ich werde bald zu Ende sein. Ich war glücklich und zu-

frieden; ich kannte ihre Vorliebe für Poesie, und die Liebe ermuthigte mich, einen Versuch zu wagen, der mich ihr noch werther machen sollte. Ich strengte alle meine Kräfte an, um sie mit etwas Gelungenem zu überraschen. Da brachte man mir eines Tages einen Brief. Ich erkannte ihre Züge, ich riß ihn auf und — sie schrieb mit kurzen, aber heftigen Worten, daß sie sich auf ewig von mir lossage, daß sie mich in tiefer Seele verachte; warum? werde mir mein eigenes Gewissen sagen. Ich versuchte mancherlei Wege, um mich ihr zu nahen; mein Gewissen sprach mich von irgend einem Fehler gegen die Geliebte frei, darum wollte ich mir Gewißheit über das Warum verschaffen. Sie wich überall aus, und noch heute — heute Abend in jenem Cirkel hat sie alle meine Hoffnungen zertrümmert."

In dem edelmüthigen Herzen des jungen Rempen siegte Mitleiden über jedes andere Gefühl. Er faßte die Hand des unglücklichen, ihm so interessanten Mannes; er gelobte ihm, bei Elisen für ihn zu sprechen, sie um die Ursache ihres Betragens zu befragen.

Aber jener erwiderte mit dem Stolze, den unverdiente Kränkung gibt: „Vertrauen ist die erste Bedingung der Liebe. Wo Vertrauen fehlt, da war nie Liebe, oder sie ist jedem Zufalle ausgesetzt. Ich habe Elise auf immer verloren, selbst wenn sie mich wieder lieben würde."

„Und in diesem Zustande wollen Sie hier fortleben?" fragte Rempen, seine Hand ergreifend. „Wollen Elisen sehen und dabei immer fühlen, daß Sie verachtet sind?"

„Nein, gewiß nicht," erwiderte jener mit düsterem Lächeln; „mein Geschäft in dieser Stadt ist zu Ende. Es bleibt mir nur noch übrig, die Geliebte vor Menschen zu warnen, die ihrer nicht werth sind. Diesen literarischen Pöbel, der ihr so unendlich werth scheint, will ich noch vor ihren Augen entlarven; und ich glaube ihr damit nützlich zu sein, denn die Stellung, die Elise jetzt eingenommen, würde sie später nimmer glücklich machen. Sie selbst werden mir dazu helfen, mein Freund; schlagen Sie ein; wir wollen unsere Penelope von diesen Freiern erretten."

„Wohlan!" rief der Stallmeister, indem er aufbrach, „vielleicht findet sich morgen schon Gelegenheit, wenn uns die letzten Ritter von Marienburg versammeln; aber dann," setzte er entschlossen hinzu, „noch einen Versuch, um auch Sie glücklich zu machen!"

## 8.

Der schöne Frühlingstag und die Furcht, für ungebildet zu gelten, wenigstens durch ihr Nichterscheinen geringes Interesse an der schönen Literatur zu verrathen, vereinigte den größten Theil des Rempenschen Clubs in dem Gartensaal, den man zum Sammelplatz bestimmt hatte. Der junge Rempen war zu Pferd herausgekommen, geraume Zeit vor den übrigen Gästen; gedankenvoll setzte er sich auf den Altan des Hauses und schaute in den Fluß hinab. Wie so gern hätte er sich

schon heute am frühen Morgen Gewißheit verschafft, warum Elise so plötzlich mit Palvi gebrochen, auf eine Weise gebrochen, die nothwendig, er gestand es sich mit Schmerz, auf den Charakter des jungen Mannes einen düstern Schatten werfen mußte. Oft verwünschte er den gestrigen Tag, und daß er diesen Menschen kennen gelernt habe, nur um ihn unaussprechlich zu achten, und vielleicht morgen zu verlieren, zu — bedauern; denn verachten? Nein, es konnte keinen Fall geben, der ihm diesen Mann hätte verächtlich machen können. War es denn möglich, daß eine so großartige Seele etwas Gemeinem, Niedrigem sich hingeben konnte? „Er ist arm," sagte der gutmüthige Rempen zu sich, „er muß dürftig sein, denn seine Stelle kann ihn nicht ernähren; vielleicht hat er wieder Schulden gemacht, sie hat es erfahren, und deutet als Leichtsinn, was vielleicht Noth ist? Aber kann, selbst wenn es Leichtsinn wäre, dieser den Geliebten in ihren Augen verächtlich, elend machen?" Wie ergrimmte er in seiner Gedankenfolge über jene Schranken, welche das Herkommen und die „gute Sitte" um vornehme Häuser und ihre Töchter gezogen, wie unnatürlich erschien es ihm, daß der Geliebte die Zürnende nicht in ihrem Hause, auf dem Wege, überall befragen, vielleicht versöhnen konnte, daß vielleicht ein kleines, aber sichtbares Ausweichen, eine scharfe und laut gesprochene Rede dazu gehörte, ihn, nach den Sitten der Gesellschaft, auf immer von sich zu entfernen! Oder wie? Sollte sie ihn vielleicht nie geliebt haben?" setzte er getrösteter hinzu. — „Es wäre möglich, daß ihm diese Gewißheit weniger schmerzlich wäre, als ihr Haß, aber — darf sie ihn deßwegen hassen?"

Ein großer Zug von Damen und Herren hatte während dieser Gedanken des jungen Rempen den Berg erstiegen, und war jetzt in den Gartensaal getreten.

Noch fehlte Elise, aber man konnte nur um so ungezwungener ihren Geschmack und ihre Belesenheit bewundern. Auch Palvi wurde gebührendes Lob gespendet; man hatte selten mit dieser Gewandtheit, mit diesem Ausdruck etwas vorlesen gehört, und die Bewunderung stieg, als man sich sagte, daß er wahrscheinlich diesen Roman nicht zuvor gelesen habe. Elise kam mit Onkel und Tante Rempen angefahren, und Julius vergaß so ganz seine vorigen Gedanken, seine Vorsätze, daß er vor Freude erröthend herbeisprang, sie aus dem Wagen zu heben, daß er halb unbewußt ihre Hand drückte, und dies erst erkannte, als er diesen Druck erwidert fühlte. Alle jene düstern Bilder, die auf dem Altan vor seiner Seele vorübergezogen, verschwanden vor dem Glanz ihrer Schönheit. Er hatte sie nie so reizend, so wundervoll gesehen, wenigstens so huldreich war sie nie gegen ihn gewesen. Den Grund davon gestand ihm in einer Ecke des Saals die Tante. Er hatte den Cirkel gestern Abend so bald verlassen, daß Elise glaubte, sie habe ihn gekränkt. Dieser Gedanke erfüllte ihn jetzt so ganz, daß er in ihre Nähe eilte, daß er mit ihr sprach und scherzte, und erst durch die wiederholte Mahnung seines Onkels darauf aufmerksam gemacht werden konnte, daß die Gesellschaft sich bereits im Kreise gesetzt habe und die Erzählung des Fräuleins Wicklow erwarte.

„Mein Unfall," sprach sie mit leichtem Erröthen, „hat mich gestern, wenn ich nicht irre, gerade bei der Zusammenkunft der Ritter mit dem Fräulein getroffen. Des Fräuleins Vater, der nicht nur von Außen, son-

dern auch im Innern dem Bund durch Zwischenträgerei und Uneinigkeit zu schaden sucht, hat überall Spione. Erwünscht ist ihm, daß ihm einer die Anzeige von jenem nächtlichen Rendezvous macht. Er denkt keinen Augenblick daran, daß es seine Tochter sein könnte, sondern schleicht sich mit Knechten in jene Ruinen und überfällt zuerst den Freund; die Dame und ihre Amme, die immer zugegen war, entfliehen; es kommt zum Gefecht, die Knechte werden in die Flucht geschlagen, und auch der Alte zieht sich zurück, doch nicht, ohne sich vorher mit einem Zeichen von seinem Gegner versehen zu haben.

„Den andern Tag versammelt der Großmeister ein Kapitel. Er entdeckt den Rittern diesen Vorfall und beschwört die Schuldigen, sich zu nennen. Sie schweigen. Noch einmal fordert er sie vergebens auf und zeigt dann der Versammlung eine goldene Kette, woran ein Siegelring befestigt ist. Das Wappen wird erkannt, und der Freund sieht sich genöthigt, zu gestehen. Er übersieht mit klarem Blick seine Lage; die geschärften Gesetze müssen ihn schuldig sprechen, darum ist für ihn keine Rettung. Doch glaubt er, da er selbst verloren ist, seinen Freund retten zu können. Er gesteht, in den Ruinen mit einer Dame gesprochen zu haben. Der Meister ist tief ergriffen von diesem Geständniß; es ist ein tapferer, junger Mann, den das Urtheil trifft, er wurde von Vielen geliebt. Peinlich ist die Lage des Helden selbst, und treffend die Beschreibung, wie die Furcht vor Entehrung, die Hoffnung, der Freund könne gerettet werden, ihn bald zur Entdeckung antreiben, bald davon zurückhalten. Das Urtheil der Ritter wird gesammelt. Es lautet: „‚Entehrender Ausschluß aus dem Orden.‘“ Jetzt aber erzählt der Meister, daß noch ein zweiter Johanniter diesen Fehltritt getheilt habe; er verspricht, die Strafe in Entlassung zu mildern, wenn der Schuldige den Mitschuldigen entdecke. Jener schweigt und verrathet ihn nicht. Da stürzt der Neffe des Meisters hervor und bekennt seine ganze Schuld. Diese Scene, der Schmerz des alten Ulrich von Elrichshausen und der Wettstreit der Freunde, von welchen Jeder der Schuldige sein will, ist so treffend, daß man sie hören muß.“

Jetzt erst sah man sich nach dem Vorleser um. Doktor Zundler sprang nach dem Buch, das auf dem Tische lag, um zu lesen, und hatte sich schon mit freundlichem, zuversichtlichem Lächeln Elisen genähert, als der alte Rempen plötzlich aus den dichten Reihen der Männer Palvi herbeiführte. „Nein, nein,“ sagte er, „hier steht der Mann, der uns gestern gezeigt hat, wie gut er einen Roman vorlese; ich denke, bester Doktor, Ihre Stimme paßt mehr zum Leichten, Lyrischen.“ Mit spöttischem, halb verlegenem Lächeln reichte der Doktor das Buch hin, und Palvi las, wenn es möglich war, noch schöner als am gestrigen Abend. Diese erhabene und so unglückliche Freundschaft, die Ceremonien ihrer Ausstoßung aus dem Orden, ihre letzten Worte, als sie das Schloß verlassen, lockten in manches Auge Thränen der Wehmuth, und Elise selbst schien so gerührt, daß Palvi mehrere Kapitel weiter las, um ihr Fassung zu geben. Unsern Lesern ist dieser Roman zu bekannt, als daß wir nicht besorgen müßten, sie durch längere Auseinandersetzung zu ermüden. Jene interessanten Abtheilungen, wo die beiden verstoßenen Ritter an den romantischen Ufern der Nogat umherstreifen, jene glücklichen Schilderungen eines schönen Landes, die Nachrichten

über die alten Preußen, in deren Mitte der Orden zwei Jahrhunderte zuvor den Samen der Kultur getragen hatte; ihre alterthümlichen Gebräuche, die unverkennbaren Spuren heidnischer Sitten, auf sonderbare Weise mit christlichem Ritus vermischt, dies Alles, getragen und veredelt von der tiefen Melancholie Cuno's, von seines Freundes Seelenstärke und heiterem, unverzagtem Muth, spannte die Zuhörer und riß sie hin.

Elise hatte sich bald wieder so weit gefaßt, daß sie mit Ruhe weiter erzählen konnte. Sie erzählte, wie die beiden Vertriebenen die Verrätherei des Ordenskastellans entdecken, der die Polen heimlich nach Marienburg rief; wie sie unter Gefahr und Beschwerden sich durch die aufrührerischen Preußen nach Marienburg durchschlagen, den Meister warnen und verborgen auf Gelegenheit harren, dem Orden zu nützen. Mit großer Begeisterung las Palvi jene Schlachtscenen, worin der Meister, bei einem Ausfall auf die Polen, von seinem Neffen gerettet wird, wo der Freund die heilige Fahne des Ordens, der ihn verstoßen, aus dem dichtesten Haufen der Feinde zurückbringt, und diese erhabene That mit einer tödtlichen Wunde zahlt. Tiefe Rührung brachte jene Scene hervor, wo der Sterbende seinem Freund so manches Räthselhafte in seinem Betragen auflöst, und ihm gesteht, daß auch er selbst Wanda aufs Innigste geliebt habe. Der Schmerz um den Sterbenden bewegt Cuno zu dem romantischen Entschluß, seiner Liebe auf immer zu entsagen, besonders da ein Verdacht in ihm keimt, daß sie ihn weniger geliebt, als den Freund. Die nächtliche Bestattung dieses edeln Menschen, die Wiederaufnahme Cuno's in den Orden waren von ergreifender Wirkung, nicht minder rührend Wanda's Versuche, den Geliebten noch einmal zu sprechen, und als sie sich vergessen glaubt, ihr schnelles Hinwelken.

Der Kastellan ist von dem Czirwenka, dem Hauptmann der böhmischen Besatzung, der dessen Geständniß fürchtet, selbst getödtet worden; verlassen, verwaist, auch von der Liebe verlassen, will sie nur so lange noch in der Nähe des Geliebten weilen, bis der Frühling heraufkommt; doch nicht nur diese zarte Blume, auch der Orden trägt den Tod im Herzen, und beide sollten den letzten Frühling in Marienburg sehen.

Der Großmeister Ulrich von Elrichshausen kann sich mit seinen Rittern nicht mehr gegen den Aufstand der Preußen und gegen seine eigenen Söldner halten. Er will den Orden nach Deutschland führen und bedingt sich von den Verräthern freien Abzug. Schon sind die Pferde gerüstet, der Zug will aufbrechen, und die Ritter nehmen mit blutenden Herzen von den Hallen dieser Burg Abschied, und als alle noch einmal ihr Theuerstes mustern, was sie verlassen sollen, kann Cuno dem letzten Ruf der Geliebten nicht widerstehen; er will zu ihr und — findet sie sterbend. Sie schien nur noch so viel Leben in sich zu tragen, um ihn von ihrer Treue, ihrer Liebe zu versichern. Indessen hat Czirwenka die Thore geöffnet. Sechshundert Polen ziehen ein, und, statt dem Orden freien Abzug zu gönnen, wird der Großmeister vom Pferde gerissen, verspottet und verhöhnt. Cuno verläßt die sterbende Geliebte, um ihm beizuspringen; ein heftiges Gefecht entspinnt sich in den Höfen; einem großen Theil der Ritter, den Meister in der Mitte, gelingt es, zu entkommen, aber Cuno mit sechs andern tapfern Ordensbrüdern, welche die Fahnenwache bildeten, werden von den Uebrigen

abgeschnitten; kämpfend ziehen sie sich über die breiten Stufen bis in den großen Rempter zurück, wo sonst die Ordensfahne stand. Der Entschluß, sie lebend nicht zu übergeben, beseelt sie, sie pflanzen das Panier an seinem alten Standpunkt auf und umgeben es. Lange gelingt es ihnen, das Siegeszeichen so vieler Schlachten zu vertheidigen. Aber die Polen dringen immer heftiger ein; Uebermacht und Verrath siegen, und über ihre Fahne gebreitet, sterben die letzten Ritter von Marienburg.

Es entstand eine Pause, als Palvi geendet hatte; es schien Niemand zuerst jene Stille stören zu wollen, die unter Zwei oder Drei heilig und rührend, in größeren Gesellschaften peinigend ist. Doch je erhabener das Gefühl ist, welches zu einer solchen Ruhe zwingt, desto ängstlicher sind die Menschen, mit etwas Gemeinem diese Nachklänge tieferer Empfindungen zu unterbrechen. Sie rennen dann auf allen Vieren durch die Speisekammer ihrer Erinnerung, um etwas Feines, Eingemachtes, Candirtes vorzusetzen, statt ihre frischen natürlichen Gefühle sprechen zu lassen.

„Dieser ganze Roman," lispelte endlich eine Dame, deren Bläße und feuchte Augen auf zarte Nerven schließen ließen, „kommt mir vor wie jener Ausspruch Jean Pauls: „‚Wie manche stille Brust ist nichts, als der gesunkene Sarg eines erblaßten, geliebten Bildes.'" Dieser Hüon liebt gewiß unglücklich, und darum gefällt er sich in diesem tragischen Geschick."

„Gerade dies kommt mir überaus komisch vor," bemerkte der Hofrath, dem Neid und Verdruß um die Nasenflügel spielten; „dieser Mensch hat zu wenig Tiefe, zu wenig Empfindung, um die Wehmuth, das Unglück zu zeichnen; doch ich habe mich an einem andern Ort hinlänglich darüber ausgesprochen. Gewiß, es ist so, wie ich sage. Es steht ja gedruckt, mein Urtheil," setzte er hinzu, indem er sich vernehm in den Stuhl zurücklehnte.

„Doch glaube ich, auch gegen ein gedrucktes findet noch Appellation statt," sagte der junge Rempen mit gleichgültiger Miene.

„Wie so?" rief der Hofrath erröthend.

Rempen war etwas betroffen, aber die muntern Augen seines Oheims, der hinter dem Stuhl des Hofraths stand, winkten ihm, fortzufahren. „Ich meine, ich habe so etwas gelesen, das Ihr Urtheil, bester Hofrath, völlig umstieß," entgegnete er; „übrigens ist ein gedrucktes Urtheil immer nur das Urtheil eines Einzelnen, und dem Einzelnen muß erlaubt sein, dagegen zu streiten. Ich zum Beispiel finde diesen Roman besser, als Sie ihn gemacht haben. Auch glaube ich, Tiefe des Gefühls müsse dem abgehen, der dies in den letzten Rittern von Marienburg nicht findet."

Der Oheim hatte solches wohl nicht geahnet, denn er und die ganze Gesellschaft schienen erstaunt über die Kühnheit des Stallmeisters.

„Solche historische Romane," nahm der Professor das Wort, „sind nur Fabrikarbeiten. Die Form ist gegeben, und wie leicht, wie sicher läßt sich diese Form von Jedem handhaben! Nehmen Sie irgend einen Lappen der Welthistorie, zerreißen ihn in kleine Fetzen und kleiden die hergebrachten Personen von A bis Z darein, so haben Sie einen historischen Roman. Die weitere Entwicklung ist leicht, besonders wenn man es sich so leicht macht wie dieser Hüon, und nur genugsam Floskeln eingestreut sind; wenn das Thränentuch häufig als Panier aufgepflanzt wird, so kann der Eindruck nicht verfehlt werden."

„Und doch däucht mir," erwiderte Palvi, „es ist bei weitem schwerer, einen Roman zu dichten, der den Forderungen einer wahren, vernünftigen und billigen Kritik entspricht, als ein Drama zu schreiben."

„Und was nennen Sie denn eine vernünftige und billige Kritik, Herr Referendarius?" fragte Doktor Zundler mit ungemein klugem und spöttischem Gesicht.

„Man muß ein Buch," erwiderte Palvi mit großer Ruhe, „man muß besonders ein Gedicht zuerst nach den Empfindungen beurtheilen, die es in uns hervorruft, denn auf Gefühl ist ja ein solches Werk berechnet; es soll angenehm unterhalten, durch den Wechsel freudiger und wehmüthiger Scenen befriedigen. Und dann erst, wenn unser Herz darüber entschieden hat, daß das Buch ein solches sei, das unsere Gefühle erhoben, befriedigt hat, dann erst erlaube man dem Verstand, sein Urtheil darüber zu fällen, und ihm bleibt es übrig, nachzuweisen, was in Anordnung oder Styl gefehlt ist."

„Da müßte man am Ende alle Herzen abstimmen lassen," sagte der Hofrath mitleidig lächelnd, „müßte umberfragen: hat's gefallen oder nicht? ehe man ein öffentliches Urtheil fällt. Aber dem ist nicht so; unsere Journale waren es von jeher, denen zu loben oder zu verdammen zustand, und der gebildete, geläuterte Geschmack ist es, der dort richtet."

„Ueberhaupt, dächte ich," setzte Doktor Zundler mit zärtlichem Seitenblick auf Elisen hinzu, „man kann über Dinge dieser Art in Gesellschaft eine gebildete Dame mit Vergnügen hören, wie schon Goethe im Tasso sagt, aber ein öffentliches Urtheil müssen nur Leute vom Fach fällen, und nur Leute vom Fach können dagegen opponiren."

„Und halten Sie sich etwa für einen Mann vom Fach?" fragte Palvi mit großem Nachdruck.

Der Doktor verbarg seinen Unmuth über diese Frage nur mühsam hinter einem lächelnden Gesicht. „Ich denke, die Welt zählt mich zu Deutschlands Dichtern," sagte er.

„Die Welt," antwortete der Referendär, „die betrogene Welt, aber nicht ich; so wenig als ich meinen Dekopisten für ein Genie halte."

Die Gesellschaft fiel aus ihrer Spannung in eine sonderbare Bewegung. Die Damen sahen unmuthig auf Palvi, ein Theil der Männer lachte über des Doktors auffallenden Mangel an Fassung, ein anderer Theil mißbilligte laut solche Reden in einer guten Gesellschaft.

„Herr von Palvi," rief endlich Zundler bebend, man wußte nicht, ob vor Wuth oder Schrecken, „wie soll ich Ihre sonderbaren Reden verstehen?"

„Ja, ja, Doktor," sagte der Stallmeister laut lachend, „auch mit meiner Bewunderung hat es ein Ende; man sagt, Sie haben sich Ihre Gedichte und sonstigen schönen Sachen machen lassen."

„Machen lassen?" fragte der Chorus der Literatoren mit Bestürzung.

„Hat sie machen lassen?" rief die Gesellschaft.

„Wer wagt dies zu sagen?" schrie der Doktor, indem er bleich und athemlos aufsprang.

„Nun, leider Derjenige selbst, der sie Ihnen verfertigt hat," antwortete Rempen mit großer Ruhe, „der Magister Bunker; er logirt oben in Ihrem Hause."

Der entlarvte Dichter versuchte noch einige Worte zu sprechen; er war anzusehen wie der Kopf eines Enthaupteten; die Augen drehen sich noch, die Lippen scheinen Worte zu sprechen, aber der Geist ist entflohen, der diesen Organen Leben gab. Eilig drängte er sich dann durch den Kreis, stürzte nach seinem Hut und verließ den Saal und die vor Verwunderung verstummte Gesellschaft."

„Ist es denn wahr?" sprach endlich die von Angst und Sorge erbleichte Elise, indem sie den Stallmeister sehr ernst ansah.

„Gewiß, mein Fräulein!" erwiderte dieser lächelnd. „Ich würde der Gesellschaft diese Scene erspart haben, aber ich war zu tief über die freche Stirne erbittert, womit dieser Mensch mich und Sie Alle hinterging. Doch hören Sie von dem wunderlichen Mann, der ihm Alles dichtete."

Man setzte sich schweigend, und Rempen erzählte; während seiner Erzählung schlich sich der Redakteur der Blätter für belletristisches Vergnügen aus dem Saal, ihm folgten seine Genossen, beschämt und ergrimmt über sich, den Doktor und die ganze Welt. Der Gesellschaft aber gereichte die Erzählung des Stallmeisters zu nicht geringem Vergnügen. Die gute Stimmung war wieder hergestellt, der Punsch, den der alte Rempen als Nachsatz von gestern gab, löste die Zungen, man fühlte sich weniger beengt, seit die öffentlichen Schiedsrichter hinweggegangen waren, man sprach allgemein das Lob des vorgelesenen Romans aus. Auch die Toaste wurden nicht vergessen, und als Julius von Rempen die Gesundheit aller wahrhaften Dichter und ihrer gründlichen Kritiker ausgebracht hatte, wagte es Elise mit glänzenden Augen, aber tief erröthenden Wangen, die Gesellschaft aufzufordern, auf das Wohl des neuen Hüon und der letzten Ritter von Marienburg zu trinken.

## 9.

Elise hatte dem Stallmeister, als er beim Nachhausefahren neben dem Wagen ritt, erlaubt, sie den andern Tag zu besuchen; er kam, er fand sie allein und gütiger gegen ihn gesinnt, als je. Sie neckte ihn über seine Eingriffe in die literarische Welt und rieth ihm, nie etwas drucken zu lassen, denn er habe alle Recensenten gegen sich aufgebracht.

„Und sind denn nicht auch Sie mir einige Minuten gram gewesen," fragte er lächelnd, „weil es einer Ihrer Freier war, den ich entlarvte?"

„Einer meiner Freier?" fragte sie hocherröthend. „Zundler? Sie irren sich."

„O, Sie schenkten ihm oft ein geneigtes Ohr," fuhr er fort, „verab-

schiedeten mich oft mitten im Gespräch, um auf die Worte dieses großen Dichters zu lauschen!"

„Gewiß nicht, Rempen!" antwortete sie verlegen. „Und einer meiner Freier sagten Sie, als ob ich deren viele hätte!"

„Ich kenne wenigstens einige," erwiderte er mit lauerndem Blick.

„Und wen?"

„Zum Beispiel Palvi."

„Palvi!" rief sie erbleichend. „Was wollen Sie mit Palvi? Ich kenne ihn nicht."

„Elise," erwiderte der Stallmeister sehr ernst. „Sie kennen ihn. Der Zufall ließ mich vorgestern hören, daß Sie ihm selbst sagten, wie gut Sie ihn kennen. Sie lieben ihn."

„Nimmermehr!" rief sie mit glühendem Gesicht. „Er ist ein Abscheulicher! Glauben Sie, ich werde einen Elenden lieben, der — mein Kammermädchen anbetet?"

„Elise! Palvi?"

„Ja, ich gestehe es," flüsterte sie, in Thränen ausbrechend, „Ihnen gestehe ich es, es gab eine Zeit, wo ich für diesen Menschen Alles hätte thun können. Ich kannte ihn noch aus meiner Kindheit und auch später, er war mir werth. Aber hören Sie: Schon oft hatte mir mein eingebildetes Kammermädchen von einem schönen Herrn erzählt, der sie immer anrede, ihr von Liebe vorschwatze, und dem sie recht herzlich zugethan sei. Eines Tages stand sie dort am Fenster, auf einmal schlägt sie die Hände zusammen vor Freude, bittet mich, ans Fenster zu treten und ruft: „‚Sehen Sie, der dort in der Thüre des Buchladens steht, der ist der schöne Herr.'" Sie macht mir Platz, ich trete arglos hin, und aus dem Laden tritt in diesem Augenblick —"

„Wie, doch nicht Palvi?" rief der Stallmeister, ergrimmt über das schlechte Betragen eines Mannes, den er geachtet hatte.

„Er selbst," flüsterte Elise und drückte ihre weinenden Augen in ihr Tuch.

Der Stallmeister überließ das unglückliche Mädchen einige Minuten der Erinnerung an einen tiefen Kummer, hatte er ja doch selbst diese Pause nöthig, um sich zu sammeln. Liebe, Mitleiden, so viele andere Empfindungen stürmten auf ihn ein, rissen ihn hin, Elisens Hand zu ergreifen und sie an seine brennenden Lippen zu ziehen. Erschreckt, überrascht blickte sie ihn an; doch schien ein günstiges Gefühl für ihn ihren strafenden Blick zu mildern.

„Und darf ein Mann," sprach er bewegt, „zu Ihnen von Liebe reden, nachdem Sie so Bitteres von uns erfahren? Darf er sagen, er würde treu sein bis in den Tod, wenn Sie ihm nur einen Theil jener Liebe schenken könnten, die Jener ganz besaß?"

„Julius, was fällt Ihnen ein?" rief sie mit bebenden Lippen, doch ohne ihm ihre Hand zu entziehen. „Wozu —"

„Elise," fuhr er fort, „ich kann einem so großen und schönen Herzen, wie das Ihrige ist, wenig Trost geben; aber die Zeit mildert, und kann nicht treue und aufmerksame Liebe selbst schönere Vorzüge ersetzen?"

Sie wollte antworten, sie erröthete und schwieg, aber ihren Blick voll

Liebe und Wehmuth durfte er günstig für sich deuten; er schloß sie in seine Arme und küßte ihren schönen Mund.

„Aber mein Gott, Rempen," sagte sie, indem sie sich sanft von ihm loszumachen suchte, „was machen Sie doch?"

„Ich habe Dich ja längst geliebt," fuhr er fort, „hatte nur einen Wunsch, ich glaubte Dein Herz nicht mehr frei und zögerte; jetzt, da ich weiß, daß nur Gram, aber keine fremde Liebe in diesem Herzen wohnt, jetzt mußte ich dieses lästige Geheimniß von mir werfen. Aber wie? — zürnen Sie mir vielleicht über Alles dieses?"

„Julius!" rief sie erschreckt von dem wehmüthigen Ton, womit er die letzten Worte sagte. Dieser Name, so sanft und wohlwollend ausgesprochen, ihr ängstlicher, zärtlicher Blick sagten ihm mehr als alle Worte. „Und darf ich mit dem Vater reden, Elise? Darf ich?" setzte er hinzu.

Sie erröthete und erbleichte eben so schnell wieder, sie sah ihn eine kleine Weile prüfend an, eine Thräne trat in ihre schönen Augen, aber um ihren Mund zog ein flüchtiges, feines Lächeln; sie drückte seine Hand; eine kleine Bewegung des Hauptes und die hohe Röthe, die wieder über ihre Wangen ging, sagten ja, und schnell, wie vom Wind hinweggetragen, war sie in ein anderes Zimmer entschlüpft.

Der Stallmeister war in jeder Hinsicht eine so gute und anständige Partie, daß der alte Wicklow, als der Geheimerath von Rempen für seinen Neffen warb, keinen Anstand nahm, seine Zusage zu geben. Der junge Mann selbst war so von seinem süßen Glück erfüllt, daß er lange nicht an die Begebenheiten dachte, die diesem wichtigen Schritt vorangegangen waren. Endlich erinnerte ihn ein Zufall an Palvi; so unangenehm diese Erinnerung war, so fühlte er doch als Mann und als künftiger Gatte Elisens, daß er diesem Menschen, mochte er sich auch wirklich schlecht gezeigt haben, Erklärung schuldig sei. Und wie bebte seine Hand, als er ihm in wenigen Zeilen sagte, daß Elisens Widerwille unüberwindlich sei, daß er ihn versichern könne, daß sie niemals einen Mann mehr lieben werde, welchen sie aufzugeben nicht Unrecht gehabt, daß er selbst versuchen wolle, Palvi's Stelle bei ihr zu ersetzen. Ja seine Hand, sein Herz bebte, als er diesen Buchstaben niederschrieb; es konnte ihn nicht beruhigen, daß er sich ins Gedächtniß recht lebhaft zurückrief, wie niedrig und elend dieser Mensch an einer so zarten, heiligen Liebe, wie sie Elise gab, gefrevelt habe. Die edeln Züge, das Auge dieses Mannes standen vor ihm; sein so hoher und liebenswürdiger Geist, so fein in Urtheil und Benehmen, und dennoch so wenig sittliche Würde? Die Erinnerung an jenen Abend, wo sich ihm dieser Mann so ernst und doch so herzlich genähert hatte, wo er ihm sein inneres Leben aufschloß, und ein verarmtes Herz bei solchem Reichthum der Gedanken, eine tiefverwundete Seele bei solcher Gesundheit des Geistes zeigte, machte ihn so wehmüthig, daß er nahe daran war, die kaum geschriebenen Zeilen zu zerreißen; aber der Gedanke an Elise, die Vermuthung, daß dieser Palvi so schöne Empfindung, so tiefe Rührung nur geheuchelt haben müsse, erkälteten schnell seine warme Theilnahme. Entschlossen schickte er den Brief ab, und doch däuchte es ihm, als er seinen Boten verschwinden sah, er habe einen Todespfeil auf ein edles Herz entsendet.

# 10.

Der alte Herr von Rempen erinnerte sich mehrerer Fälle, wo die feierliche Verlobung gräflicher, sogar fürstlicher Paare gleich den andern oder dritten Tag, nachdem die Werbung angenommen worden, vor sich gegangen war. Er stand daher um so weniger an, seinen Neffen und Elisens Vater zu gleicher Eilfertigkeit zu treiben, als er selbst gleich nach dieser Scene, wobei, seiner Meinung nach, sein Segen nothwendig war, auf mehrere Wochen auf das Land gehen wollte. So kam es, daß sich der Stallmeister durch den verhängnißvollen Zug der Umstände in die ruhige Bucht eines schönen, häuslichen Glückes versetzt sah, als er sich kaum noch auf hoher See glaubte, oder wenigstens von Klippen träumte, an welchen seine Hoffnung auf immer scheitern konnte. Am Morgen jenes festlichen Tages, der zu seiner Verlobung angesetzt war, brachte ihm ein Knabe einen Brief. Die Hand, die ihn überschrieben, war ihm unbekannt. Er öffnete und fand den Namen des Magister Bunker unterzeichnet. So unangenehm auch die Erinnerungen sein mochten, mit welchen dieser Name in Verbindung stand, so machte doch das Andenken an diesen alten Mann und die wenigen rührenden Worte des Briefes tiefen Eindruck auf ihn. Er bat, der Stallmeister möchte dem Knaben zu ihm folgen. Er habe ihm nothwendig etwas zu eröffnen und sei selbst zu schwach und angegriffen, als daß er über die Straße gehen könnte. Rempen fürchtete anfangs ein Zusammentreffen mit Palvi. Als aber der Knabe auf seine Frage, ob Herr von Palvi bei dem Alten sei, antwortete: „Ach nein, der ist ganz schnell weggereist und kommt nimmer wieder, und der alte Herr Magister hat geweint wie ein Kind," nahm er eilends seinen Hut und folgte.

Der Knabe führte ihn durch mehrere Seitenstraßen in einen abgelegenen Theil der Stadt, wo arme Leute und Handwerker wohnten, bis vor ein kleines, aber reinliches Haus. Dort stieg er eine Treppe hinan und öffnete dem Stallmeister eine Thüre. Es war ein Zimmer voll Verwirrung und Unordnung, in das sie traten. Papiere und Bücher lagen am Boden zerstreut, und die Trümmer einer Guitarre mischten sich mit ausgeleerten Flaschen und alten Schuhen. Auf den Stühlen lagen Kleidungsstücke, auf dem schlechten Kanapee aber saß, den Kopf in die Hand gestützt, ein Mann, in welchem Rempen den Alten erkannte. Beim Geräusch, das ihr Eintritt verursachte, wandte er den Kopf um und hatte Thränen in den alten Augen.

„Vergeben Sie mir!“ sagte er, indem er mit Mühe sich aufraffte. „Meine Füße trugen mich nicht mehr zu Ihnen, und meine Hand zittert — ich mußte meine Botschaft mündlich geben.“

„Was ist vorgegangen!“ rief der junge Mann bestürzt. „Sie sind krank, Sie weinen, um wen? Und von wem eine so feierliche Botschaft?“

Der Alte trocknete sich die Augen. „Er hat viel auf Sie gehalten,“ sprach er, „noch gestern und vorgestern hat er immer von Ihnen gesprochen, und innig bedauert, daß er Sie so spät erst kennen gelernt hat. Sie hätten können herzliche Freunde werden, denn Sie sind keiner von den schuftigen Gesellen, die er verabscheute.“

„Mein Gott, Sie sprechen von Palvi? Wo ist er?“

„Möge ihn ein gütiger Arm vor den Wellen des Flusses bewahrt haben!“ erwiderte der Alte sehr ernst; „doch, nicht wahr, junger Mann, es gehört größere Kraft dazu, einen Kummer zu tragen, als sich von ihm zerbrechen zu lassen? Nicht wahr? Ich glaube es wenigstens, und er ist eine kräftige Seele, er kann nicht zum Selbstmörder werden.“

Rempen verhüllte sein Gesicht, er konnte den tiefen Gram des Alten nicht länger sehen. Aber dieser zog ihm ängstlich die Hand von den Augen. „O lesen Sie doch,“ sagte er, „lesen Sie genau, prüfen Sie jedes Wort, nicht wahr, es steht nichts darin, daß er sich tödten wolle?“

Rempen nahm das Blatt; es war in wenigen Worten ein kurzer, aber ergreifender Abschied an den Alten. Er müsse ihn und diese Stadt verlassen, schrieb er. Als Grund gab er nur flüchtig sein unglückliches Verhältniß zu Elisen an, von welchem der Alte völlig unterrichtet schien.

Rempen suchte den Alten zu trösten; es sei so natürlich, sagte er, daß Palvi sich zerstreuen wolle, daß er vielleicht nur eine kleine Reise mache —

Aber der Alte schüttelte mit bitterem Lächeln den Kopf. „Er kommt nicht wieder; und ach! ich habe keine Freude und keinen Freund mehr! Er hat alle seine kleinen Rechnungen bezahlt, und mir,“ setzte er weinend hinzu, „mir hat er seine Bücher und Alles hinterlassen. — Doch mein Auftrag. Sie sehen, wie sehr er Sie schätzte, hier ist ein Paket mit Büchern an Sie, die Adresse schrieb er noch heute Morgen, und in einem kleinen Zettelchen, das er darauf gelegt hat, bittet er mich, Sie bei Allem, was heilig sei, zu versichern, daß er kein schlechter Mensch gewesen sei, daß er Sie liebe und in Ihrem Glück sein eigenes finde.“

Indem der Magister noch diese Worte sprach, hörte man ein Geräusch auf der Treppe, eilende Schritte nahten dem Zimmer, die Thüre ging auf, und ein Zeitungsblatt in der Hand, stürzte der Buchhändler Kaper in das Zimmer. „Wo ist er?“ rief er erhitzt und athemlos, „wo ist der große und unvergleichliche Hüon, unser Scott, unser letzter Ritter! Wo ist Blüthe und Kern unserer Literatur? Ich meine den Herrn Referendär von Palvi, der hier logirt, wenn ich nicht irre,“ setzte er hinzu, als er den Gesuchten nicht im Zimmer fand.

„Er ist verreist,“ antwortete der Alte.

„Himmel! komme ich zu spät?“ fuhr Kaper fort, „wissen Sie nicht, hat Hüon schon einen Verleger zum nächsten Historischen? Daß wir es erst heute erfahren müssen. — Ei! ei! gratulire, Herr Stallmeister, zu meiner schönen Nachbarin — aber wer hätte das gedacht, daß wir den göttlichen

Hüon in den eigenen Mauern hätten, und daß es dieser Herr von Palvi wäre!"

„Wie?" rief der Stallmeister, indem er den Alten staunend anblickte. — „Er wäre Hüon?"

„Da steht's, da steht's gedruckt im Conversationsblatt," schrie der Buchhändler, seine Zeitung dem jungen Rempen überreichend.

„Hüon," sagte der Alte, „er war Hüon. Wohl hat er den Ungläubigen die Backenzähne ausgezogen, und vergebens kämpften sie gegen meinen edlen, jugendlichen Paladin, aber sein Geschick wollte, er sollte Hüon ohne Rezia sein."

Noch einmal öffnete sich die Thüre und spie, wie das Thor im Löwengarten des König Franz, zwei Leoparden auf einmal aus. Es waren der Hofrath und der dramatische Professor, die hereinstürzten. „Wo ist er?" riefen sie. „Vergessen sei alle Fehde! Wir hatten ja einen ganz Andern im Verdacht, der Autor dieses Romans zu sein; darum, gewiß nur darum haben wir ihn gehauen. Ins Freitagskränzchen soll er kommen, Mitarbeiter soll er werden am belletristischen Vergnügen! Den Zundler soll er uns ersetzen, der treffliche Hüon." So schrien sie durcheinander, aber mit Hohn und Verachtung blickte sie der Alte an. „Ihr findet ihn nicht mehr," sagte er. „Er ist hinweg für immer."

„Hat er etwa einen Ruf bekommen?" rief der Professor.

„Ha!" rief ihm der Hofrath nach, „das ist ja wohl Zundlers räthselhafter Magister. Herrlicher Fund! Wir zahlen zehn Thaler per Bogen, Werthgeschätzter. Arbeiten Sie mit an unserem Blatt, was Sie wollen, Gedichte, Novellen, Recensionen, Kunstgefühle, wir nehmen Alles auf!"

„Zurück!" entgegnete der alte Mann mit mehr Hoheit, als ihm Rempen zugetraut hatte. „Ich habe einen Freund verloren, eine große schöne Seele, und bin nicht gesonnen, ihn mit Euch und Euern Thalern zu ersetzen. Dort am Boden liegen Palvi's Papiere — theilt Euch in seinen poetischen Nachlaß."

Er sprach es, nahm den Stallmeister am Arm und verließ mit ihm langsam das Zimmer. Kaper, der Hofrath und der Professor stürzten wie Drachen auf den Boden und über die Papiere her, und mitten in seinem Kummer mußte der Stallmeister lächeln, als ihm der Alte auf der Treppe entdeckte, jene werden nur Fragmente von juristischen Relationen und unbedeutende Kriminalakten finden. Als aber der Alte an der Thüre des Hauses mühsam und auf seinen Stab gestützt, an den Häusern herschleichen wollte, ergriff Rempen seinen Arm von neuem und führte ihn trotz seiner Widerrede bis zu seiner Wohnung. Dort setzte sich der Magister auf einen Stein, um Kräfte zu gewinnen, denn sein Stübchen lag fünf Stockwerke hoch.

# 11.

Elise saß zu derselben Stunde vor der Toilette. Gedankenvoll sah sie vor sich hin, indem das Kammermädchen ihre Haare ordnete. Vielleicht hatte der tägliche Anblick dieser Zofe den Stachel entheiligter Liebe nur immer noch tiefer in das Herz gedrückt; und dennoch vermochte sie es nicht über sich, dieses Mädchen wegzuschicken. Es war der Stolz einer erhabenen Seele, was sie von diesem Schritt abhielt, der vielleicht auch von ihren Eltern getadelt worden wäre, denn das Mädchen diente treu und geschickt. Doch so tief diese Wunde sein mochte, Elise suchte in diesem Augenblick ihren Schmerz zu übertäuben. Wenn nach den Gesetzen der Natur das Wesen in uns zu derselben Zeit verschiedentlich beschäftigt sein könnte, wenn es möglich wäre, in dem nämlichen Moment in dem Herzen so ganz anders zu fühlen, als man oben, hinter den Augen denkt, so müßte Elisens Seele in dieser Stunde nach verschiedenen Richtungen sich getheilt haben. Im Hintergrunde ihres Herzens flüsterten tiefe, wehmüthige Töne die Erinnerung einer schönen Zeit, sie sangen in klagenden Weisen jene Tage, wo Elise auf der ersten Stufe der Jugend das Auge des Geliebten verstand. In volleren Akkorden rauschten diese Erinnerungen, als sie von Stunden seliger Liebe, von Trennung und der Wonne des Wiederfindens sprachen. „Verloren, verloren durch seine eigene Schuld!“ weinte dann ihre Seele. „Untergegangen ein so großer, schöner Geist in Leichtsinn und Niedrigkeit!“ Doch diese Gefühle schlichen nur gleich Schatten vorbei. Sie suchte mit aller Gewalt des Geistes den Blick von diesen Erinnerungen abzuwenden, sie dachte an das ruhige, klare Wesen ihres zukünftigen Gatten, sein bescheidenes und doch so würdiges Betragen, seine reine Herzensgüte. Sie rief sich dies alles hervor, ja sie versuchte zu lächeln, um freundlichere Gefühle dadurch zu erringen, aber — es gelang ihr, ruhig, doch nicht heiter zu werden.

Der Putz war vollendet, sie richtete sich vor dem hohen Spiegel auf, und die Freude an ihrer eigenen hübschen Gestalt verdrängte auf Augenblicke jene düsteren, wehmüthigen Bilder. „Nein, und wenn er noch so proper angethan wäre,“ sagte in diesem Augenblicke das Kammermädchen, „mich soll er nicht mehr anreden dürfen!“

„Ich habe Dir gesagt, Du sollst nicht mehr von solchen Dingen reden,“ rief Elise mit der Röthe des Unmuthes auf den Wangen.

„Ach Gott! Gnädiges Fräulein, ich will ja auch gar nichts mehr von

dem schlechten Menschen wissen, aber ich sagte nur so, weil er wieder in Herrn Kapers Laden steht."

Elise zitterte, sie wollte von dem Spiegel hinwegeilen, aber unwiderstehlich zog es sie an das Fenster. Sie warf einen Blick hinüber, und unter jener Thüre stand Zundler.

„Wie?" rief sie, kaum ihrer Worte mächtig, der Zofe zu, „ist es denn dieser?"

„I freilich! aber werden Sie mir nur nicht böse!"

„Und dieser auch, den Du damals meintest?" fuhr sie mit bebenden Lippen fort.

„Wer denn anders?" entgegnete jene ruhig; „aber ich weiß jetzt, er ist ein schlechter Mensch, und jetzt weiß ich auch, wie er heißt, Doktor Zundler."

„Geh, geh, bringe die Kleider weg!" flüsterte Elise, indem sie ihr glühendes Gesicht halb bewußtlos in die Kissen des Sophas drückte; das Mädchen eilte erschrocken hinweg und die unglückliche Braut war mit ihrem Gram allein. Welche Gefühle stürmten auf sie ein! Beschämung, Liebe, Unmuth über sich selbst. Sie sprang auf; ein Gang durch das Zimmer machte sie muthiger. Sie wollte Rempen Alles gestehen, sie war einen Augenblick überzeugt, er werde so edel sein, zurückzutreten, Palvi werde leicht zu versöhnen sein. Aber die Stadt wußte, daß heute ihre Verlobung sei; ihr Vater hatte dem Geliebten sogar das Haus verboten, würde er jemals einwilligen, sie glücklich zu machen? Nein! — Scham vor der Welt, Reue, Angst, warfen sie nieder. Bleich, erschöpft und zitternd fand sie der Stallmeister, als er bald darauf ernster, als zu diesem fröhlichen Tag sich schickte, in Elisens Zimmer trat.

„Ich muß Ihnen eine sonderbare Nachricht geben," sagte er bewegt, indem er sich zu ihr setzte, und beschäftigt mit seinen Gedanken, ihre Verwirrung nicht bemerkte. „Palvi ist weggereist, und zwar auf immer."

„Er ist todt!" rief sie. „Gewiß, schnell, sagen Sie es nur heraus, er hat sich getödtet!"

„Nein," erwiderte Rempen, „er hat mir einen Brief zurückgelassen, worin er Sie und mich zum letzten Mal begrüßt. Er ist nach Frankreich gegangen. Dorthin lautet auch sein Paß, wie mir soeben mein Onkel erzählte."

Elise schwieg. Sie fühlte, daß sie in diesem Augenblicke erst ihn ganz verloren habe; aber sie hatte Kraft genug, jeden Laut des Kummers zu unterdrücken.

„Doch was Sie noch mehr befremden wird," fuhr er fort, „jenen Roman, den Sie uns letzthin erzählt haben, hat uns der Autor selbst vorgelesen."

„Palvi!" rief sie in so eigenem Ton, daß der Stallmeister erschrack. „Er wäre —"

„Hüon, der Autor der letzten Ritter von Marienburg. Es steht schon in öffentlichen Blättern, und hier schickt er mir und Ihnen dieses Werk." Der Stallmeister öffnete ein Paket und gab Elisen die Bücher. Sie öffnete eines derselben. Ihr Blick fiel auf das Mährchen, woraus Palvi mit so sonderbarem Accent einige Worte gelesen, und jetzt erst stieg eine längst ver-

bleichte Erinnerung in ihr auf. Es war ein Mährchen, das Palvi's Vater den Kindern so oft erzählt hatte. Eine große Thräne schwamm in ihrem schönen Auge und fiel herab auf diese Zeilen.

In diesem Augenblick öffneten sich die Flügelthüren. Mit feierlichem Gesicht und überladen mit seinen Orden trat der Geheimerath von Rempen herein. Mit Anstand trat er vor das Fräulein, ihr den Arm zu bieten. „Die Familien sind im Salon versammelt," sprach er, „ist es gefällig, die Ringe zu wechseln? Doch wie! Sind Sie so sehr in unsere Literatur verliebt, daß Sie sogar gerade vor der Verlobung Lesestunden mit meinem Neffen halten? Was lesen Sie denn, wenn man fragen darf?"

Mit einem schmerzlichen Lächeln stand Elise auf und nahm seinen Arm. „Etwas Altes in neuer Form," erwiderte sie, „ein Mährchen von untergegangener Liebe!"

„Ei! ei!" setzte der Oheim lächelnd und mit dem Finger drohend hinzu, „etwas solches vor der Verlobung; und wie heißt denn der Titel?" fragte er, indem er sie in den Saal führte. „Die letzten Ritter von Marienburg."

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| **Hauff's Leben** | 5 |
| **Gedichte zu Hauff's Andenken.** | |
| Im Namen der Freunde von G. Schwab | 17 |
| Auf W. Hauff's frühes Hinscheiden von L. Uhland | 19 |
| Rede nach W. Hauff's Beerdigung von Hofkaplan Grüneisen | 21 |
| **Gedichte.** | |
| Der Schwester Traum | 27 |
| Mutterliebe | 29 |
| An die Freiheit | 31 |
| 1. Zur Feier des 18. Junius | 33 |
| 2. " " " " 1823 | 35 |
| 3. " " " " 1824 | 36 |
| 4 " " " " 1824? | 37 |
| Turnerlust | 38 |
| Das Burschenthum | 40 |
| Trinklied | 42 |
| Reiters Morgengesang | 44 |
| Soldatenmuth | 45 |
| Prinz Wilhelm | 47 |
| Soldatentreue | 49 |
| Soldatenliebe | 50 |
| Hans Huttens Ende | 52 |
| Entschuldigung | 54 |
| Jesuitenbeichte | 57 |
| Regel für Kranke | 59 |
| Schriftsteller | 60 |
| Lehre aus Erfahrung | 61 |
| Amor der Räuber | 62 |
| Stille Liebe | 63 |
| Trost | 64 |
| Sehnsucht | 65 |
| Ihr Auge | 67 |
| Serenade | 68 |
| Die Freundinnen an der Freundin Hochzeittage | 69 |
| An Emilie | 71 |
| Der Kranke | 72 |
| Grabgesang | 74 |
| Aus dem Stammbuche eines Freundes | 75 |
| Logogryph | 76 |
| Räthsel, drei | 77 |
| Charade | 80 |
| **Novellen.** | |
| Vertrauliches Schreiben an Spöttlich | 83 |
| Jud Süß | 87 |
| Die Bettlerin vom Pont des Arts | 147 |
| Die Sängerin | 233 |
| Die letzten Ritter von Marienburg | 273 |

Wilhelm Hauff's

# sämmtliche Werke.

Illustrirte Ausgabe.

---

Zweiter Band.

# Wilhelm Hauff's

# sämmtliche Werke

mit des Dichters Leben

von

## Gustav Schwab.

Zwölfte stereotypirte Gesammt-Ausgabe in fünf Bänden.

Illustrirt

von

Carl Offterdinger.

Mit größeren Initialen

von

E. Hartmann und Jul. Schnorr.

---

**Zweiter Band.**

Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

# Mittheilungen

aus den

# Memoiren des Satan.

---

Erſter Theil.

Einleitung.


Marte, e' rassembra te, qualor dal quinto
Cielo di ferro scendi e d'orror cinto.
Tasso's Jerusalem. V. 44.

## Erstes Kapitel.

Der Herausgeber macht eine interessante Bekanntschaft.

Wer, wie der Herausgeber und Uebersetzer vorliegender merkwürdigen Aktenstücke in den letzten Tagen des Septembers 1822 in Mainz war und in dem schönen Gasthof zu den drei Reichskronen logirte, wird gewiß diese Tage nicht unter die verlorenen seines Lebens rechnen.

Es vereinigte sich damals Alles, um das Gasthofleben, sonst nicht gerade das angenehmste, das man führen kann, angenehm zu machen. Feine Weine, gute Tafel, schöne Zimmer hätte man auch sonst wohl dort gefunden, seltener, gewiß sehr selten so ausgesuchte Gesellschaft. Ich erinnere mich nicht, jemals in meinem Leben, weder

vor- noch nachher, einen meiner damaligen Tisch- und Hausgenossen gesehen zu haben, und dennoch schlang sich in jenen glücklichen Tagen ein so zartes, enges Band der Geselligkeit um uns, wie ich es unter Fremden, deren keiner den andern kannte oder seine näheren Verhältnisse zu wissen wünschte, nie für möglich gehalten hätte.

Der schöne Herbst von 1822 mit seiner erfreulichen Aussicht, dieser Herbst, am Rhein genossen, mag allerdings zu dieser ruhigen Heiterkeit des Gemüths, zu diesem Hingeben jedes Einzelnen für die Gesellschaft beigetragen haben. Aber nicht mit Unrecht glaube ich diese Erscheinung einem sonderbaren, mir nachher höchst merkwürdigen Mann zuschreiben zu müssen.

Ich war schon beinahe anderthalb Tage in den drei Reichskronen vor Anker gelegen; hätte mich nicht ein Freund, den ich seit langen Jahren nicht gesehen hatte, auf den fünfundzwanzigsten oder dreißigsten bestellt, ich wäre nicht mehr länger geblieben, denn die schrecklichste Langeweile peinigte mich. Die Gesellschaft im Hause war anständig, freundlich sogar, aber kalt; man ließ einander an der Seite liegen, wenig bekümmert um das Wohl oder das Weh des Nachbars. Wie man einander die schönen geschmorten Fische, den feinen Braten oder die Saladière darzubieten habe, wußte jeder, „aber das Genie, ich meine der Geist," wies sich nicht gehörig an der Tafel, noch weniger nachher aus.

Ich sah eines Nachmittags aus meinem Fenster auf den freien Platz vor dem Hôtel herab und dachte nach über meine Forderungen an die Menschen überhaupt und an die Gasthofmenschen (worunter ich nicht Wirth und Kellner allein verstand) insbesondere. Da rasselte ein Reisewagen über das Steinpflaster der engen Seitenstraße und hielt gerade unter meinem Fenster.

Der geschmackvolle Bau des Wagens ließ auf eine elegante Herrschaft schließen. Sonderbar war es übrigens, daß weder auf dem Bock, noch hinten im Cabriolet ein Diener saß, was doch eigentlich zu den vier Postpferden, mit welchen der Wagen bespannt war, nothwendig gepaßt hätte.

„Vielleicht ein kranker Herr, den sie aus dem Wagen tragen müssen," dachte ich und richtete die Lorgnette genau auf die Hand des großen stattlichen Oberkellners, der den Schlag öffnete.

„Zimmer vakant?" rief eine tiefe, wohltönende Männerstimme.

„So viele Euer Gnaden befehlen," war die Antwort des Giganten.

Eine große, schlanke Gestalt schlüpfte schnell aus dem Wagen und trat in die Halle.

„Nr. 12 und 13!" rief die gebietende Stimme des Oberkellners, und Jean und George flogen im Wettlauf die Treppe hinan.

Die Wagenthüre war offen geblieben, aber noch immer wollte kein zweiter heraussteigen.

Der Oberkellner stand verwundert am Wagen, zweimal hatte er hineingesehen und immer dabei mit dem Kopf geschüttelt.

„Bst, Herr Oberkellner, auf ein Wort!" rief ich hinab, „wer war denn —"

„Werde gleich die Ehre haben," antwortete der Gefällige und trat bald darauf in mein Zimmer.

„Eine sonderbare Erscheinung," sagte ich zu ihm; „ein schwerer Wagen mit vier Pferden und nur ein einzelner Herr ohne alle Bedienung."

„Gegen alle Regel und Erfahrung," versicherte jener, „ganz sonderbar, ganz sonderbar. Jedoch der Postillon versicherte, es sei ein Guter, denn er gab immer zwei Thaler schon seit acht Stationen. Vielleicht ein Engländer von Profession, die haben alle etwas Apartes."

„Wissen Sie den Namen nicht?" fragte ich neugieriger, als es sich schickte.

„Wird erst beim Souper auf die Schiefertafel geschrieben," antwortete jener; „haben der Herr Doktor sonst noch Etwas?"

Ich wußte zu meinem Verdruß im Augenblicke nichts; er ging und ließ mich mit meinen Conjecturen über den Einsamen im achtsitzigen Wagen allein.

Als ich Abends zur Tafel hinabging, schlüpfte der Kellner an mir vorüber, eine ungeheure Schiefertafel in der Hand. Er wurde mich kaum gewahr, als er, in einer Hand ein Licht, in der andern die Tafel, vor mich hintrat, mir solche präsentirend.

„v. Natas, Particulier," stand aufgeschrieben. „Hat er noch keine Bedienung?" fragte ich.

„Nein," war die Antwort, „er hat zwei Lohnlaquaien angenommen, die ihn aber weder aus- noch ankleiden dürfen."

Als ich in den Speisesaal trat, hatte sich die Gesellschaft schon niedergelassen, ich eilte still an meinen Stuhl, gegenüber saß Herr v. Natas.

Hatte dieser Mann schon vorher meine Neugierde erregt, so wurde er mir jetzt um so interessanter, da ich ihn in der Nähe sah.

Das Gesicht war schön, aber bleich, Haare, Auge und der volle Bart von glänzendem Schwarz, die weißen Zähne, von den feingespaltenen Lippen oft enthüllt, wetteiferten mit dem Schnee der blendend weißen Wäsche. War er alt? war er jung? Man konnte es nicht bestimmen; denn bald schien sein Gesicht mit seinem pikanten Lächeln, das ganz leise in dem Mundwinkel anfängt und wie ein Wölkchen um die feingebogene Nase zu dem muthwilligen Auge hinauf zieht, früh gereifte und unter dem Sturm der Leidenschaften verblühte Jugend zu verrathen; bald glaubte man einen Mann von schon vorgerückten Jahren vor sich zu haben, der durch eifriges Studium einer reichen Toilette sich zu conserviren weiß.

Es gibt Köpfe, Gesichter, die nur zu einer Körperform passen und sonst zu keiner andern. Man werfe mir nicht vor, daß es Sinnentäuschung sei, daß das Auge sich schon zu sehr an diese Form, wie sie die Natur gegeben, gewöhnt habe, als daß es sich eine andere Mischung denken könnte. Dieser Kopf konnte nie auf einem untersetzten, wohlbeleibten Körper sitzen, er durfte nur die Krone einer hohen, schlanken, zartgebauten Gestalt sein. So war es auch, und die gedankenschnelle Bewegung der Gesichtsmuskeln, wie sie in leichtem Spott um den Mund, im tiefen Ernst um die hohe Stirne spielen, drückte sich auch in dem Körper durch die würdige, aber bequeme Haltung, durch die schnelle, runde, beinahe zierliche Bewegung der Arme, überhaupt in dem leichten, königlichen Anstande des Mannes aus.

So war Herr von Natas, der mir gegenüber an der Abendtafel saß. Ich hatte während der ersten Gänge Muße genug, diese Bemerkungen zu machen, ohne dem interessanten Vis-à-vis durch neugieriges Anstarren beschwerlich zu fallen. Der neue Gast schien übrigens noch mehrere Beob-

achtungen zu veranlassen, denn von dem oberen Ende der Tafel waren diesen Abend die Brillen mehrerer Damen in immerwährender Bewegung; mich und meine Nachbarn hatten sie über dem Mittagessen höchstens mit bloßem Auge gemustert.

Das Dessert wurde aufgetragen, der Direktor der vorzüglichen Tafelmusik ging umher, seinen wohlverdienten Lohn einzusammeln. Er kam an den Fremden. Dieser warf einen Thaler unter die kleine Münzensammlung und flüsterte dem überraschten Sammler etwas ins Ohr. Mit drei tiefen Bücklingen schien dieser zu bejahen und zu versprechen und schritt eilig zu seiner Kapelle zurück. Die Instrumente wurden aufs Neue gestimmt.

Ich war gespannt, was jener wohl gewählt haben könnte; der Direktor gab das Zeichen, und gleich in den ersten Takten erkannte ich die herrliche Polonaise von Osinsky. Der Fremde lehnte sich nachlässig in seinen Stuhl zurück, er schien nur der Musik zu gehören; aber bald bemerkte ich, daß das dunkle Auge unter den langen, schwarzen Wimpern rastlos umherlief, — es war offenbar, er musterte die Gesichter der Anwesenden und den Eindruck, den die herrliche Polonaise auf sie machte.

Wahrlich! dieser Zug schien mir einen geübten Menschenkenner zu verrathen. Zwar wäre der Schluß unrichtig, den man sich aus der wärmern oder kältern Theilnahme an dem Reich der Töne auf die größere oder geringere Empfänglichkeit des Gemüths für das Schöne und Edle ziehen wollte; heult ja doch auch selbst der Hund bei den sanften Tönen der Flöte, das Pferd dagegen spitzt die Ohren bei dem muthigen Schmettern der Trompeten, stolzer hebt es den Nacken, und sein Tritt ist fester und straffer.

Aber dennoch konnte man nichts Unterhaltenderes sehen, als die Gesichter der verschiedenen Personen bei den schönsten Stellen des Stückes; ich machte dem Fremden mein Compliment über die glückliche Wahl dieser Musik, und schnell hatte sich zwischen uns ein Gespräch über die Wirkung der Musik auf diese oder jene Charaktere entsponnen.

Die übrigen Gäste hatten sich indessen verlaufen, nur einige, die in der Ferne auf unser Gespräch gelauscht hatten, rückten nach und nach näher. Mitternacht war herangekommen, ohne daß ich wußte, wie; denn der Fremde hatte uns so tief in alle Verhältnisse der Menschen, in alle ihre Neigungen und Triebe hineinblicken lassen, daß wir uns stille gestehen mußten, nirgends so tief gedachte, so überraschende Schlüsse gehört oder gelesen zu haben.

Von diesem Abend an ging uns ein neues Leben in den drei Reichskronen auf. Es war, als habe die Freude selbst ihren Einzug bei uns gehalten und feiere jetzt ihre heiligsten Festtage; Gäste, die sich nie hätten einfallen lassen, länger als eine Nacht hier zu bleiben, schlossen sich an den immer größer werdenden Cirkel an und vergaßen, daß sie unter Menschen sich befinden, die der Zufall aus allen Weltgegenden zusammengeschneit hatte. Und Natas, dieses seltsame Wesen, war die Seele des Ganzen. Er war es, der sich, sobald er sich nur erst mit seinen nächsten Tischnachbarn bekannt gemacht hatte, zum Maître de plaisir hergab. Er veranstaltete Feste, Ausflüge in die herrliche Gegend und erwarb sich den innigen Dank eines jeden. Hatte er aber schon durch die sinnreiche Auswahl des Vergnügens sich alle Herzen gewonnen, so war dies noch mehr der Fall, wenn er die Conversation führte.

Jenes ergötzliche Mährchen von dem Hörnchen des Oberon schien ins Leben getreten zu sein; denn Natas durfte nur die Lippen öffnen, so fühlte jeder zuerst die lieblichsten Saiten seines Herzens angeschlagen, auf leichten Schwingen schwirrte dann das Gespräch um die Tafel, muthwilliger wurden die Scherze, kühner die Blicke der Männer, schalkhafter das Kichern der Damen, und endlich rauschte die Rede in so fesselosen Strömen, daß man nachher wenig mehr davon wußte, als daß man sich göttlich amüsirt habe.

Und dennoch war der Zauberer, der diese Lust herauf beschwor, weit entfernt, je ins Rohe, Gemeine hinüberzuspielen. Er griff irgend einen Gegenstand, eine Tagesneuigkeit auf, erzählte Anekdoten, spielte das Gespräch geschickt weiter, wußte jedem seine tiefste Eigenthümlichkeit zu entlocken und ergötzte durch seinen lebhaften Witz, durch seine warme Darstellung, die durch alle Schattirungen von dem tiefsten Gefühl der Wehmuth bis hinauf an jene Ausbrüche der Laune streifte, welche in dem sinnlichsten, reizendsten Kostüm auf der feinen Grenze des Anstandes gaukeln.

Manchmal schien es zwar, es möchte weniger gefährlich gewesen sein, wenn er dem Heiligen, das er antastete, geradezu Hohn gesprochen, das Zarte, das er benagte, geradezu zerrissen hätte; jener zarte geheimnißvolle Schleier, mit welchem er Dies oder Jenes verhüllte, reizte nur zu dem lüsternen Gedanken, tiefer zu blicken, und das übrige Spiel der Phantasie gewann in manchen Köpfchen unserer schönen Damen nur noch mehr Raum; aber man konnte ihm nicht zürnen, nicht widersprechen; seine glänzenden Eigenschaften rissen unwiderstehlich hin, sie umhüllten die Vernunft mit süßem Zauber, und seine kühnen Hypothesen schlichen sich als Wahrheit in das unbewachte Herz.

---

## Zweites Kapitel.

### Der schauerliche Abend.

So hatte der geniale Fremdling mich und zwölf bis fünfzehn Herren und Damen in einen tollen Strudel der Freude gerissen. Beinahe alle waren ohne Zweck in diesem Haus, und doch wagte keiner, den Gedanken an die Abreise sich auch nur entfernt vorzustellen. Im Gegentheil, wenn wir Morgens lange ausgeschlafen, Mittags lange getafelt, Abends lange gespielt und Nachts lange getrunken, geschwatzt und gelacht hatten, schien der Zauber, der uns an dieses Haus band, nur eine neue Kette um den Fuß geschlungen zu haben.

Doch es sollte anders werden, vielleicht zu unserem Heil. An dem sechsten Tage unseres Freudenreiches, einem Sonntag, war unser Herr

v. Natas im ganzen Gasthof nicht zu finden. Die Kellner entschuldigten ihn mit einer kleinen Reise; er werde vor Sonnenuntergang nicht kommen, aber zum Thee, zur Nachttafel unfehlbar da sein.

Wir waren schon so an den Unentbehrlichen gewöhnt, daß uns diese Nachricht ganz betreten machte, es war uns, als würden uns die Flügel zusammengebunden, und man befehle uns, zu fliegen.

Das Gespräch kam, wie natürlich, auf den Abwesenden und auf seine auffallende, glänzende Erscheinung. Sonderbar war es, daß es mir nicht aus dem Sinne kommen wollte, ich habe ihn, nur unter einer andern Gestalt, schon früher einmal, auf meinem Lebenswege begegnet; so abgeschmackt auch der Gedanke war, so unwiderstehlich drängte er sich mir immer wieder auf. Aus früheren Jahren her erinnerte ich mich nämlich eines Mannes, der in seinem Wesen, in seinem Blicke hauptsächlich große Aehnlichkeit mit ihm hatte. Jener war ein fremder Arzt, besuchte nur hie und da meine Vaterstadt und lebte dort immer von Anfang sehr still, hatte aber bald einen Kreis von Anbetern um sich versammelt. Die Erinnerung an jenen Menschen war mir übrigens fatal, denn man behauptete, daß, so oft er uns besucht habe, immer ein bedeutendes Unglück erfolgt sei; aber dennoch konnte ich den Gedanken nicht los werden, Natas habe die größte Aehnlichkeit mit ihm, ja es sei eine und dieselbe Person.

Ich erzählte meinen Tischnachbarn den unablässig mich verfolgenden Gedanken und die unangenehme Vergleichung eines mir so grausenhaften Wesens, wie der Fremde in meiner Vaterstadt war, mit unserem Freunde, der so ganz meine Achtung und Liebe sich erworben hatte; aber noch unglaublicher klingt es vielleicht, wenn ich versichere, daß meine Nachbarn ganz den nämlichen Gedanken hatten; auch sie glaubten unter einer ganz andern Gestalt unsern geistreichen Gesellschafter gesehen zu haben.

„Sie könnten einem ganz bange machen," sagte die Baronin von Thingen, die nicht weit von mir saß, „Sie wollen unsern guten Natas am Ende zum ewigen Juden oder, Gott weiß, zu was sonst noch machen!"

Ein kleiner, ältlicher Herr, Professor in T., der seit einigen Tagen sich auch an unsere Gesellschaft angeschlossen, und immer still vergnügt, hie und da etwas weinselig, mitlebte, hatte während unserer „vergleichenden Anatomie," wie er es nannte, still vor sich hingelächelt und mit kunstfertiger Schnelligkeit seine ovale Dose zwischen den Fingern umgedreht, daß sie wie ein Rad anzusehen war.

„Ich kann mit meiner Bemerkung nicht mehr länger hinter dem Berge halten," brach er endlich los, „wenn Sie erlauben, Gnädigste, so halte ich ihn nicht gerade für den ewigen Juden, aber doch für einen ganz absonderlichen Menschen. So lange er zugegen war, wollte wohl hie und da der Gedanke in mir aufblitzen: „Den hast du schon gesehen, wo war es doch?" aber wie durch Zauber krochen diese Erinnerungen zurück, wenn er mich mit dem schwarzen umherspringenden Auge erfaßte."

„So war es mir gerade auch, mir auch, mir auch," riefen wir alle verwundert.

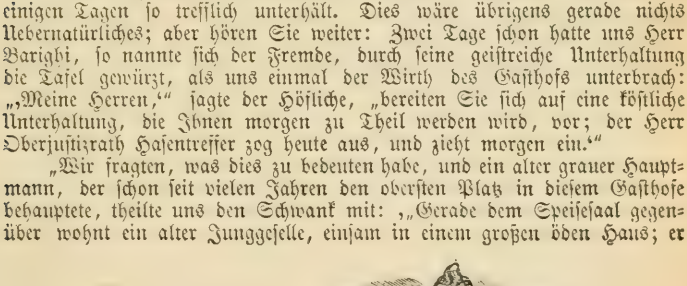
„Hm! he, hm!" lachte der Professor. „Jetzt fällt es mir aber von den Augen wie Schuppen, daß es Niemand ist als der, den ich schon vor zwölf Jahren in Stuttgart gesehen habe."

„Wie, Sie haben ihn gesehen und in welchen Verhältnissen?“ fragte Frau von Thingen eifrig und erröthete bald über den allzugroßen Eifer, den sie verrathen hatte.

Der Professor nahm eine Prise, klopfte den Jabot aus und begann: „Es mögen nun ungefähr zwölf Jahre sein, als ich wegen eines Prozesses einige Monate in Stuttgart zubrachte. Ich wohnte in einem der ersten Gasthöfe und speiste auch dort gewöhnlich in großer Gesellschaft an der Wirthstafel. Einmal kam ich nach einigen Tagen, in welchen ich das Zimmer hatte hüten müssen, zum ersten Mal wieder zu Tisch. Man sprach sehr eifrig über einen gewissen Herrn Barighi, der seit einiger Zeit die Mittagsgäste durch seinen lebhaften Witz, durch seine Gewandtheit in allen Sprachen entzücke; in seinem Lob waren Alle einstimmig, nur über seinen Charakter war man nicht recht einig, denn die einen machten ihn zum Diplomaten, die andern zu einem Sprachmeister, die dritten zu einem hohen Verbannten, wieder andere zu einem Spion. Die Thüre ging auf, man war still, beinahe verlegen, den Streit so laut geführt zu haben; ich merkte, daß der Besprochene sich eingefunden habe und sah —

„Nun, ich bitte Sie! denselben, der uns — denselben, der uns seit einigen Tagen so trefflich unterhält. Dies wäre übrigens gerade nichts Uebernatürliches; aber hören Sie weiter: Zwei Tage schon hatte uns Herr Barighi, so nannte sich der Fremde, durch seine geistreiche Unterhaltung die Tafel gewürzt, als uns einmal der Wirth des Gasthofs unterbrach: „‚Meine Herren,‘“ sagte der Höfliche, „bereiten Sie sich auf eine köstliche Unterhaltung, die Ihnen morgen zu Theil werden wird, vor; der Herr Oberjustizrath Hasentreffer zog heute aus, und zieht morgen ein.‘“

„Wir fragten, was dies zu bedeuten habe, und ein alter grauer Hauptmann, der schon seit vielen Jahren den obersten Platz in diesem Gasthofe behauptete, theilte uns den Schwank mit: „„Gerade dem Speisesaal gegenüber wohnt ein alter Junggeselle, einsam in einem großen öden Haus; er



ist Oberjustizrath außer Dienst, lebt von einer anständigen Pension und soll überdies ein enormes Vermögen besitzen.

„‚Derselbe ist aber ein completer Narr und hat ganz eigene Gewohn-

heiten, wie z. B. daß er sich selbst oft große Gesellschaft gibt, wobei es immer flott hergeht. Er läßt zwölf Couverts aus dem Wirthshaus kommen, seine Weine hat er im Keller, und einer oder der andere unserer Marqueurs hat die Ehre, zu serviren. Man denkt vielleicht, er hat allerlei hungrige oder durstige Menschen bei sich! Mit nichten! alte, gelbe Stammbuchblätter, auf jedem ein großes Kreuz, liegen auf den Stühlen; dem alten Kauz ist aber so wohl, als wenn er unter den lustigsten Kameraden wäre; er spricht und lacht mit ihnen, und das Ding soll so gräulich anzusehen sein, daß man immer die neuen Kellner dazu braucht, denn wer einmal bei einem solchen Souper war, geht nicht mehr in das öde Haus.

„‚Vorgestern war wieder ein Souper, und unser neuer Franz dort schwört Himmel und Erde, ihn bringe keine Seele mehr hinüber. Den andern Tag nach dem Gastmahl kommt dann die zweite Sonderbarkeit des Oberjustizraths. Er fährt Morgens früh aus der Stadt und kehrt erst den andern Morgen zurück, nicht aber in sein Haus, das um diese Zeit fest verriegelt und verschlossen ist, sondern hieher ins Wirthshaus.

„‚Da thut er dann ganz fremd gegen Leute, welche er das ganze Jahr täglich sieht, speist zu Mittag und stellt sich nachher an ein Fenster und betrachtet sein Haus gegenüber von oben bis unten.‘“

„‚Wem gehört das Haus da drüben?‘“ fragt er dann den Wirth.

„‚Pflichtmäßig bückt sich dieser jedesmal und antwortet: „‚Dem Herrn Oberjustizrath Hasentreffer, Ew. Excellenz aufzuwarten.‘“

„Aber, Herr Professor, wie hängt denn Ihr toller Hasentreffer mit unserem Natas zusammen?“

„Belieben Sie sich doch zu gedulden, Herr Doktor,“ antwortete jener, „es wird Ihnen gleich wie ein Licht aufgehen. Der Hasentreffer beschaut also das Haus und erfährt, daß es dem Hasentreffer gehöre. „‚Ach! derselbe, der in Tübingen zu meiner Zeit studirte?‘“ fragt er dann, reißt das Fenster auf, streckt den gepuderten Kopf hinaus und schreit „‚Ha—a—asentreffer, Ha—a—asentreffer!‘“

„Natürlich antwortet Niemand, er aber sagt dann: „‚Der Alte würde es mir nie vergessen, wenn ich nicht bei ihm einkehrte,‘“ nimmt Hut und Stock, schließt sein eigenes Haus auf, und so geht es nach wie vor.

„Wir alle,“ fuhr der Professor in seiner Erzählung fort, „waren sehr erstaunt über diese sonderbare Erscheinung und freuten uns königlich auf den morgenden Spaß. Herr Barighi aber nahm uns das Versprechen ab, ihn nicht verrathen zu wollen, indem er einen köstlichen Scherz mit dem Oberjustizrath vorhabe.

„Früher als gewöhnlich versammelten wir uns an der Wirthstafel und belagerten die Fenster. Eine alte baufällige Chaise wurde von zwei alten Kleppern die Straße herangeschleppt, sie hielt vor dem Wirthshaus; „‚das ist der Hasentreffer, der Hasentreffer,‘“ tönte es von Aller Mund, und eine ganz besondere Fröhlichkeit bemächtigte sich unser, als wir das Männlein zierlich gepudert, mit einem stahlgrauen Röcklein angethan, ein mächtiges Meerrohr in der Hand, aussteigen sahen. Ein Schwanz von wenigstens zehn Kellnern schloß sich ihm an; so gelangte er ins Speisezimmer.

„Man schritt sogleich zur Tafel; ich habe selten so viel gelacht, als damals, denn mit der größten Kaltblütigkeit behauptete der Alte, geraden

Weges aus Kassel zu kommen und vor sechs Tagen in Frankfurt im Schwanen recht gut logirt zu haben. Schon vor dem Dessert mußte Barighi verschwunden sein, denn als der Oberjustizrath aufstand und sich auch die übrigen Gäste erwartungsvoll erhoben, war er nirgends mehr zu sehen.

„Der Oberjustizrath stellte sich ans Fenster, wir Alle folgten seinem Beispiele und beobachteten ihn. Das Haus gegenüber schien öde und unbewohnt; auf der Thürschwelle sproßte Gras, die Jalousien waren geschlossen, zwischen einigen schienen sich Vögel eingebaut zu haben."

„‚Ein hübsches Haus da drüben,'" begann der Alte zu dem Wirth, der immer in der dritten Stellung hinter ihm stand. „‚Wem gehört es?'"

„‚Dem Oberjustizrath Hasentreffer, Euer Excellenz aufzuwarten.'"

„‚Ei, das ist wohl der Nämliche, der mit mir studirt hat?'" rief er aus. „‚Der würde mir es nie verzeihen, wenn ich ihm nicht meine Anwesenheit kund thäte.'" Er riß das Fenster auf: „‚Hasentreffer — Hasentreffer!'" schrie er mit heiserer Stimme hinaus. — Aber wer beschreibt unsern Schrecken, als gegenüber in dem öden Haus, das wir wohl verschlossen und verriegelt wußten, ein Fensterladen langsam sich öffnete; ein Fenster that sich auf und heraus schaute der Oberjustizrath Hasentreffer im zitzenen Schlafrock und der weißen Mütze, unter welcher wenige graue Löckchen hervorquollen; so, gerade so pflegte er sich zu Hause zu tragen. Bis auf das kleinste Fältchen des bleichen Gesichts war der gegenüber der Nämliche wie der, der bei uns stand. Aber Entsetzen ergriff uns, als der im Schlafrock mit derselben heiseren Stimme über die Straße herüber rief: „‚Was will man, wem ruft man? he!'"

„‚Sind Sie der Herr Oberjustizrath Hasentreffer?'" rief der auf unserer Seite, bleich wie der Tod, mit zitternder Stimme, indem er sich bebend am Fenster hielt.

„‚Der bin ich,'" kreischte jener und nickte freundlich grinsend mit dem Kopfe; „‚steht etwas zu Befehl?'"

„‚Ich bin er ja auch,'" rief der auf unserer Seite wehmüthig, „‚wie ist denn dies möglich?'"

„‚Sie irren sich, Werthester!'" schrie jener herüber, „‚Sie sind der Dreizehnte; kommen Sie nur ein wenig herüber in meine Behausung, daß ich Ihnen den Hals umdrehe; es thut nicht weh.'"

„‚Kellner, Stock und Hut!'" rief der Oberjustizrath, matt bis zum Tod, und die Stimme schlich ihm in kläglichen Tönen aus der hohlen Brust herauf. „‚In meinem Haus ist der Satan und will meine Seele; — vergnügten Abend meine Herren!'" setzte er hinzu, indem er sich mit einem freundlichen Bückling zu uns wandte und dann den Saal verließ.

„Was war das?" fragten wir uns. „Sind wir Alle wahnsinnig?" —

„Der im Schlafrock schaute noch immer ganz ruhig zum Fenster heraus, während unser gutes altes Närrchen in steifen Schritten über die Straße stieg. An der Hausthüre zog er einen großen Schlüsselbund aus der Tasche, riegelte — der im Schlafrock sah ihm ganz gleichgültig zu — riegelte die schwere, knarrende Hausthüre auf und trat ein.

„Jetzt zog sich auch der Andere vom Fenster zurück, man sah, wie er dem Unsrigen an die Zimmerthüre entgegen ging.

„Unser Wirth, die zehn Kellner waren alle bleich vor Entsetzen und

zitterten. „‚Meine Herren,‘“ sagte jener, „‚Gott sei dem armen Hasentreffer gnädig, denn einer von beiden war der Leibhaftige.‘“ — Wir lachten den Wirth aus und wollten uns selbst bereden, daß es ein Scherz von Barighi sei, aber der Wirth versicherte, es habe Niemand in das Haus gehen können, außer mit den überaus künstlichen Schlüsseln des Raths; Barighi sei zehn Minuten, ehe das Gräßliche geschehen, noch an der Tafel gesessen, wie hätte er denn in so kurzer Zeit die täuschende Maske anziehen können, auch vorausgesetzt, er hätte sich das fremde Haus zu öffnen gewußt. Die Beiden seien aber einander so gräulich ähnlich gewesen, daß er, ein zwanzigjähriger Nachbar, den ächten nicht hätte unterscheiden können. „‚Aber um Gotteswillen, meine Herren, hören Sie nicht das gräßliche Geschrei da drüben?‘“

„Wir sprangen ans Fenster, schrecklich trauervolle Stimmen tönten aus dem öden Hause herüber, einige Male war es uns, als sähen wir unsern alten Oberjustizrath, verfolgt von seinem Ebenbild im Schlafrock, am Fenster vorbeijagen. Plötzlich aber war Alles still.

„Wir sahen einander an; der Beherzteste machte den Vorschlag, hinüber zu gehen; alle stimmten überein. Man zog über die Straße, die große Hausglocke an des Alten Haus tönte dreimal, aber es wollte sich Niemand hören lassen, da fing uns an zu grauen; wir schickten nach der Polizei und dem Schlosser, man brach die Thüre auf, der ganze Strom der Neugierigen zog die breite, stille Treppe hinauf, alle Thüren waren verschlossen; eine ging endlich auf; in einem prachtvollen Zimmer lag der Oberjustizrath im zerrissenen stahlfarbigen Röcklein, die zierliche Frisur schrecklich zerzaust, todt, erwürgt auf dem Sopha.

„Von Barighi hat man seitdem weder in Stuttgart, noch sonst irgendwo jemals eine Spur gesehen.“

---

## Drittes Kapitel.

### Der schauerliche Abend.

(Fortsetzung.)

Der Professor hatte seine Erzählung geendet, wir saßen eine gute Weile still und nachdenkend. Das lange Schweigen ward mir endlich peinlich, ich wollte das Gespräch wieder anfachen, aber auf eine andere Bahn bringen, als mir ein Herr von mittleren Jahren in reicher Jagduniform, wenn ich nicht irre, ein Oberforstmeister aus dem Nassauischen, zuvorkam.

„Es ist wohl Jedem von uns schon begegnet, daß er unzählige Male für einen Andern gehalten wurde, oder auch Fremde für ganz Bekannte anredete, und sonderbar ist es, ich habe diese Bemerkung

oft in meinem Leben bestätigt gefunden, daß die Verwechslung weniger bei jenen platten, alltäglichen, nichtssagenden Gesichtern, als bei auffallenden, eigentlich interessanten vorkommt."

Wir wollten ihm seine Behauptung als ganz unwahrscheinlich verwerfen, aber er berief sich auf die wirklich interessante Erscheinung unseres Natas. „Jeder von uns gesteht," sagte er, „daß er dem Gedanken Raum gegeben, unsern Freund, nur unter anderer Gestalt, hier oder dort gesehen zu haben, und doch sind seine scharfen Formen, sein gebietender Blick, sein gewinnendes Lächeln ganz dazu gemacht, auf ewig sich ins Gedächtniß zu prägen."

„Sie mögen so Unrecht nicht haben," entgegnete Flaßhof, ein preußischer Hauptmann, der auf die Strafe des Arrestes hin schon zwei Tage bei uns gezaudert hatte, nach Coblenz in seine Garnison zurückzukehren. „Sie mögen Recht haben; ich erinnere mich einer Stelle aus den launigen Memoiren des italienischen Grafen Gozzi, die ganz für Ihre Behauptung spricht. Jedermann, sagt er, hat den Michele d'Agata gekannt, und weiß, daß er einen Fuß kleiner und wenigstens um zwei dicker war, als ich, und auch sonst nicht die geringste Aehnlichkeit in Kleidung und Physiognomie mit mir gehabt hat. Aber lange Jahre hatte ich beinahe täglich den Verdruß, von Sängern, Tänzern, Geigern und Lichtputzern als Herr Michele d'Agata angeredet zu werden, und lange Klagen um schlechte Bezahlung, Forderungen u. s. w. anhören zu müssen. Selten gingen sie überzeugt von mir, daß ich nicht Michele d'Agata sei. Einst besuchte ich in Verona eine Dame; das Kammermädchen meldet mich an: „„Herr Agata.'" Ich trat hinein und ward als Michele d'Agata begrüßt und unterhalten, ich ging weg und begegnete einem Arzt, den ich wohl kannte. „„Guten Abend, Herr Agata,'" war sein Gruß, indem er vorüberging. — Ich glaubte am Ende beinahe selbst, ich sei der Michele d'Agata."

Ich wußte dem guten Hauptmann Dank, daß er uns aus den ängstigenden Phantasien, welche die Erzählung des Professors in uns aufgeregt hatte, erlöste. Das Gespräch floß ruhiger fort, man stritt sich um das Vorrecht ganzer Nationen, einen interessanten Gesichterschnitt zu haben, über den Einfluß des Geistes auf die Gesichtszüge überhaupt und auf das Auge insbesondere; man kam endlich auf Lavater und Consorten; Materien, die ich hundertmal besprochen, mochte ich nicht mehr wiederkäuen, ich zog mich in ein Fenster zurück. Bald folgte mir der Professor dahin nach, um gleich mir die Gesichter der Streitenden zu betrachten.

„Welch' ein leichtsinniges Volk," seufzte er, „ich habe sie jetzt soeben gewarnt und die Hölle ihnen recht heiß gemacht, ja sie wagten in keine Ecke mehr zu sehen, aus Furcht, der Leibhaftige möchte daraus hervorgucken, und jetzt lachen sie wieder und machen tolle Streiche, als ob der Versucher nicht immer umherschliche."

Ich mußte lachen über die Amtsmiene, die sich der Professor gab. „Noch nie habe ich das schöne Talent eines Vesperpredigers an Ihnen bemerkt," sagte ich; „aber Sie setzen mich in Erstaunen durch Ihre kühnen Angriffe auf die böse Welt und auf den Argen selbst. Bilden Sie sich denn wirklich ein, dieser harmlose Natas..."

„Harmlos nennen Sie ihn?“ unterbrach mich der Professor, heftig meine Brust anfassend, „harmlos? Haben Sie denn nicht bemerkt,“ flüsterte er leiser, „daß Alles bei diesem feinen ... Herrn berechneter Plan ist? O, ich kenne meine Leute!“

„Sie setzen mich in Erstaunen, wie meinen Sie denn?“

„Haben Sie nicht bemerkt,“ fuhr er eifrig fort, „daß der gebildete Herr Oberforstmeister dort mit Leib und Seele sein ist, weil er ihm fünf Nächte hindurch alles Geld abjagte und den Ausgebeutelten gestern Nacht fünfzehnhundert Dukaten gewinnen ließ? Er nennt den abgefeimten Spieler einen Mann von den nobelsten Sentiments und schwört auf Ehre, er müsse über die Hälfte wieder an den Fremden verlieren, sonst habe er keine Ruhe. Haben Sie ferner nicht bemerkt, wie er den Oekonomierath gekörnt hat?“

„Ich habe wohl gesehen,“ antwortete ich, „daß der Oekonomierath, sonst so moros und misanthrop, jetzt ein wenig aufgewacht ist, aber ich habe es dem allgemeinen Einfluß der Gesellschaft zugeschrieben.“

„Behüte. Er läuft schon seit zwanzig Jahren in den Gesellschaften umher und wacht doch nicht auf; auf dem Weg ist er, ein Bruder Liederlich zu werden. Der Esel reist krank im Lande umher, behauptet einen großen Wurm im Leibe zu haben und macht allen Leuten das Leben sauer mit seinen exorbitanten Behauptungen, und jetzt? jetzt hat ihn dieser Wundermann erwischt, gibt ihm ein Pülverlein und räth ihm, nicht wie ein anderer vernünftiger Arzt, Diät und Mäßigkeit, sondern er solle seine Jugend, wie er die fünfzig Jahre des alten Wurms nennt, genießen, viel Wein trinken ꝛc., und das et caetera und den Wein benützt er seit vier Tagen ärger als der verlorene Sohn.“

„Und darüber können Sie sich ärgern, Herr Professor? Der Mann ist sich und dem Leben wieder geschenkt —“

„Nicht davon spreche ich,“ entgegnete der Eifrige, „der alte Sünder könnte meinetwegen heute noch abfahren, sondern daß er sich dem nächsten besten Charlatan anvertraut und sich also ruiniren muß. Ich habe ihn vor acht Jahren in der Kur gehabt und es besserte sich schon zusehends.“

Der Eifer des Professors war mir nun einigermaßen erklärlich, der liebe Brodneid schaute nicht undeutlich heraus. —

„Und unsere Damen,“ fuhr er fort, „die sind nun rein toll. Mich dauert nur der arme Trübenau, ich kenne ihn zwar nicht, aber übermorgen soll er hier ankommen, und wie findet er die gnädige Frau? Hat man je gehört, daß eine junge gebildete Frau in den ersten Jahren einer glücklichen Ehe sich in ein solches Verhältniß mit einem ganz fremden Menschen einläßt, und zwar innerhalb fünf Tagen!“ —

„Wie? die schöne, bleiche Frau dort!“ rief ich aus. —

„Die nämliche bleiche,“ antwortete er; „vor vier Tagen war sie noch schön roth, wie eine Centifolie, da begegnet ihr der Interessante auf der Straße, fragt, wohin sie gehe, hört kaum, daß sie Rouge fine kaufen wolle (denn solche Toilettengeheimnisse auszuplaudern, heißt bon ton), so bittet und fleht er, sie solle doch kein Roth auflegen, sie habe ein so interessantes je ne sais quoi, das zu einem blassen Teint viel besser stehe. Was thut sie? wahrhaftig, sie geht in den nächsten Galanterieladen und

sucht weiße Schminke; ich war gerade dort, um ein Pfeifenrohr zu erstehen, da höre ich sie mit ihrer süßen Stimme den rauhärigen Bären von einem Labendiener fragen, ob man das Weiß nicht noch etwas ätherischer habe? Hol' mich der T.....! hat man je so etwas gehört?"

Ich bedauerte den Professor aufrichtig, denn, wenn ich nicht irre, so suchte er von Anfang die Aufmerksamkeit der schönen Frau auf den schon etwas verschossenen Einband seiner gelehrten Seele zu ziehen. Daß es aber mit Natas und der Trübenau nicht ganz richtig war, sah ich selbst. Von der Schminkgeschichte, die Jenen so sehr erboste, wußte ich zwar nichts; aber wer sich auf die Exegese der Augen verstand, hatte keinen weiteren Commentar nöthig, um die gegenseitige Annäherung daraus zu erläutern.

Der Professor hatte, in tiefe Gedanken versunken, eine Zeitlang geschwiegen; er erhob jetzt sein Auge durch die Brille an die Decke des Zimmers, wo allerlei Engelein in Gyps aufgetragen waren. „Himmel," seufzte er, „und die Thingen hat er auch. Sie glauben nicht, welcher Reiz in dem ewig heitern Auge, in diesen Grübchen auf den blühenden Wangen, in dem Schmelz ihrer Zähne, in diesen frischen, zum Kuß geöffneten Lippen, in diesen weichen Armen, in diesen runden, vollen Formen der schwellenden —"

„Herr Professor!" rief ich, erschrocken über seine Ekstase, und schüttelte ihn am Arm ins Leben zurück. „Sie gerathen außer sich, Werthester! belieben Sie nicht eine Prise Spaniol?"

„Er hat sie auch," fuhr er zähneknirschend fort. „Haben Sie nicht bemerkt, mit welcher Hast sie vorhin nach seinen Verhältnissen fragte? Wie sie roth ward? Jung, schön, wohlhabend. Wittwe, — sie hat alles, um eine angenehme Partie zu machen. Geistreiche Männer von Ruf in der literarischen Welt buhlen um ihre Gunst, sie wirft sich an einen — Landstreicher hin. Ach, wenn Sie wüßten, bester Doktor, was mir der Oberkellner sagte, aber mit der größten Discretion, daß man ihn vorgestern Nachts aus ihrem Zimmer ...."

„Ich bitte, verschonen Sie mich," fiel ich ein, „gestehen Sie mir lieber, ob der Wundermensch Sie selbst noch nicht unter den Pantoffel gebracht hat."

„Das ist es eben," antwortete der Gefragte verlegen lächelnd, „das ist es, was mir Kummer macht. Sie wissen, ich lese über Chemie; er brachte einmal das Gespräch darauf und entwickelte so tiefe Kenntnisse, deckte so neue und kühne Ideen auf, daß mir der Kopf schwindelte. Ich möchte ihm um den Hals fallen und um seine Hefte und Notizen bitten, es zieht mich mit unwiderstehlicher Geisterkraft in seine Nähe, und doch könnte ich ihm mit Freuden Gift beibringen."

Wie komisch war die Wuth dieses Mannes, er ballte die Faust und fuhr damit hin und her, seine grünen Brillengläser funkelten wie Katzenaugen, sein kurzes schwarzes Haar schien sich in die Höhe zu richten.

Ich suchte ihn zu besänftigen; ich stellte ihm vor, daß er ja nicht ärger losziehen könnte, wenn der Fremde der Teufel selbst wäre; aber er ließ mich nicht zum Worte kommen.

„Er ist es, der Satan selbst logirt hier in den drei Reichskronen," rief er, „um unsere Seelen zu angeln. Ja, du bist ein guter Fischer und hast eine feine Nase; aber ein .... r Professor, wie ich, der sogar in dema-

gogischen Untersuchungen die Lunte gleich gerochen und eigens deßwegen hieher nach Mainz gereist ist, ein solcher hat noch eine feinere als du."

Ein heiseres Lachen, das gerade hinter meinem Rücken zu entstehen schien, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich wandte mich um und glaubte Natas höhnisch durch die Scheiben hereingrinsen zu sehen. Ich ergriff den Professor am Arm, um ihm die sonderbare Erscheinung zu zeigen, denn das Zimmer lag einen Stock hoch; dieser aber hatte weder das Lachen gehört, noch konnte er meine Erscheinung sehen; denn als er sich umwandte, sah nur die bleiche Scheibe des Mondes durch die Fenster dort, wo ich vorhin das gräulich verzerrte Gesicht des geheimnißvollen Fremdlings zu sehen geglaubt hatte.

Ehe ich noch recht mit mir einig war, ob das, was ich gesehen, Betrug der Sinne, Ausgeburt einer aufgeregten Phantasie oder Wirklichkeit war, ward die Thüre aufgerissen und Herr von Natas trat stolzen Schrittes in das Zimmer. Mit sonderbarem Lächeln maß er die Gesellschaft, als wisse er ganz gut, was von ihm gesprochen worden sei, und ich glaubte zu bemerken, daß keiner der Anwesenden seinen forschenden Blick auszuhalten vermochte.

Mit der ihm so eigenen Leichtigkeit hatte er der Trübenau gegenüber, neben der Frau von Thingen, Platz genommen und die Leitung der Conversation an sich gerissen. Das böse Gewissen ließ den Professor nicht an den Tisch sitzen, mich selbst fesselte das Verlangen, diesen Menschen einmal aus der Ferne zu beobachten, an meinen Platz am Fenster. Da bemerkten wir denn das Augenspiel zwischen Frau von Trübenau und dem gewandtesten der Liebhaber, der, indem er der Tochter des Oekonomieraths so viel Verbindlichkeiten zu sagen wußte, daß sie einmal über das andere bis unter die breiten Brüsseler Spitzen ihrer Busenkrause erröthete, das feingeformte Füßchen der Frau von Thingen auf seinem blankgewichsten Stiefel tanzen ließ.

‚Drei Mücken auf einen Schlag, das heiße ich doch — meiner Seel' aller Ehre werth," brummte der zornglühende Professor, dem jetzt auch seine letzte Ressource, die ökonomische Schöne, so was man sagt, vor dem Munde weggeschnappt werden sollte. Mit tönenden Schritten ging er an den Tisch, nahm sich einen Stuhl und setzte sich, breit wie eine Mauer, neben seine Schöne. Doch diese schien nur Ohren für Natas zu haben, denn sie antwortete auf seine Frage, ob sie sich wohl befinde, „übermorgen," und als er voll Gram die Anmerkung hinwarf, sie scheine sehr zerstreut, meinte sie „1 fl. 30 kr. die Elle."

Ich sah jetzt einem unangenehmen Auftritt entgegen. Der Professor, der nicht daran dachte, daß er durch ein Sonett oder Triolet Alles wieder gut machen, ja durch ein paar ottave rime sich sogar bei der Trübenau wieder insinuiren könnte, widersprach jetzt geradezu jeder Behauptung, die Natas vorbrachte. Und ach! nicht zu seinem Vortheil; denn dieser, in der Dialektik dem guten Kathedermann bei weitem überlegen, führte ihn so auf's Eis, daß die leichte Decke seiner Logik zu reißen und er in ein Chaos von Widersprüchen hinabzustürzen drohte.

Eine lieblich duftende Bowle Punsch unterbrach einige Zeit den Streit der Zunge, gab aber dafür Anlaß zu desto feindseligern Blicken zwischen

Frau von Trübenau und Frau von Thingen. Diese hatte, ihrer schönen runden Arme sich bewußt, den gewaltigen silbernen Löffel ergriffen, um beim Eingießen die ganze Grazie ihrer Haltung zu entwickeln. Jene aber kredenzte die gefüllten Becher mit solcher Anmuth, mit so liebevollen Blicken, daß das Bestreben, sich gegenseitig so viel als möglich Abbruch zu thun, unverkennbar war.

Als aber der sehr starke Punsch die leisen Schauer des Herbstabends verdrängt hatte, als er anfing, die Wangen unserer Damen höher zu färben, und aus den Augen der Männer zu leuchten, da schien es mir mit einem Mal, als sei man, ich weiß nicht wie, aus den Grenzen des Anstandes herausgetreten. Allerlei dumme Gedanken stiegen in mir auf und nieder, das Gespräch schnurrte und summte wie ein Mühlrad, man lachte und jauchzte und wußte nicht über was? Man kicherte und neckte sich, und der Oberforstmeister brachte sogar ein Pfänderspiel mit Küssen in Vorschlag. Plötzlich hörte ich jenes heisere Lachen wieder, das ich vorhin vor dem Fenster zu hören glaubte; wirklich, es war Natas, der dem Professor zuhörte, und trotz dem Eifer und Ernst, mit welchem dieser Alles vorbrachte, alle Augenblicke in sein heiseres Gelächter ausbrach.

„Nicht wahr, meine Herren und Damen," schrie der Punsch aus dem Professor heraus, „Sie haben vorhin selbst bemerkt, daß unser verehrter Freund dort jedem von Ihnen, nur in anderer Gestalt schon begegnet ist? Sie schweigen? Ist das auch Raison, einen so im Sand sitzen zu lassen? Herr Oberforstmeister! Frau von Thingen, gnädige Frau! Sagen Sie selbst, namentlich Sie, Herr Doktor!"

Wir befanden uns durch die Indiskretion des Professors in großer Verlegenheit. „Ich erinnere mich," gab ich zur Antwort, als Alles schwieg, „von interessanten Gesichtern und ihren Verwechslungen gesprochen zu haben, und wenn ich nicht irre, wurde auch Herr von Natas aufgeführt."

Der Benannte verbeugte sich und meinte, es sei gar zu viel Ehre, ihn unter die Interessanten zu zählen; aber der Professor verdarb wieder Alles.

„Was da! ich nehme kein Blatt vor den Mund!" sagte er, „ich behauptete, daß mir ganz unheimlich in Dero Nähe sei, und erzählte, wie Sie in Stuttgart den armen Hasentresser erwürgt haben; wissen Sie noch, gnädiger Herr?"

Dieser aber stand auf, lief mit schrillendem Gelächter im Zimmer umher, und plötzlich glaubte ich den unglückbringenden Doktor meiner Vaterstadt vor mir zu haben; es war nicht mehr Natas, es war ein älterer, unheimlicher Mensch.

„Da hat man's ja deutlich," rief der Professor, „dort läuft er als Barighi umher."

„Barighi?" entgegnete Frau von Trübenau, „bleiben Sie doch mit Ihrem Barighi zu Hause, es ist ja unser lieber Privatsekretär Gruber, der da hereingekommen ist."

„Ich möchte doch um Verzeihung bitten, gnädige Frau," unterbrach sie der Oberforstmeister, „es ist der Spieler Maletti, mit dem ich in Wiesbaden letzten Sommer associrt war."

„Ha! ha! wie man sich doch täuschen kann," sprach Frau von Thingen, den Auf- und Abgehenden durch die perlmutterne Brille beschauend,

„es ist ja Niemand anders, als der Kapellmeister Schmalz, der mir die Guitarre beibringt.“

„Warum nicht gar!“ brummte der alte Oekonomierath, „es ist der lustige Commissär, der mir die gute Brodlieferung an das Spital in D—n verschaffte.“

„Ach! Papa,“ kicherte sein Töchterlein, „jener war ja schwarz, und dieser ist blond! Kennen Sie denn den jungen Landwirth nicht mehr, der sich bei uns ins Praktische einschießen wollte?“

„Hol' mich der Kuckuk und alle Wetter,“ schrie der preußische Hauptmann, „das ist der verfluchte Ladenprinz und Ellenreiter, der mir mein Lorchen wegfischte! Auf Pistolen fordere ich den Hund, gleich morgen, gleich jetzt.“ Er sprang auf und wollte auf den immer ruhig Auf- und Abgehenden losstürzen. Der Professor aber packte ihn am Arm: „Bleiben Sie weg, Werthester!“ schrie er, „ich hab's gefunden, ich hab's gefunden, kehrt seinen Namen um, es ist der Satan!“

---

## Viertes Kapitel.

### Das Manuscript.

So viel als ich hier niedergeschrieben habe, lebt von diesem Abend noch in meiner Erinnerung; doch kostete es geraume Zeit, bis ich mich auf Alles wieder besinnen konnte. Ich muß in einem langen, tiefen Schlaf gewesen sein, denn als ich erwachte, stand Jean vor mir und fragte, indem er die Gardine für die Morgensonne öffnete, ob jetzt der Kaffee gefällig sei?

Es war elf Uhr. Wo war denn die Zeit zwischen gestern und heute hingegangen? Meine erste Frage war, wie ich denn zu Bett gekommen sei?

Der Kellner staunte mich an und meinte mit sonderbarem Lächeln, das müsse ich besser wissen als er.

„Ah! ich erinnere mich,“ sagte ich leichthin, um meine Unwissenheit zu verbergen, „nach der Abendtafel .....“

„Verzeihen der Herr Doktor,“ unterbrach mich der Geschwätzige, „Sie haben nicht soupirt, Sie waren ja Alle zu Thee und Punsch auf Nr. 15.“

„Richtig, auf Nr. 15, wollte ich sagen. Ist der Herr Professor schon auf?“

„Wissen Sie denn nicht, daß sie schon abgereist sind?“ fragte der Kellner.

„Kein Wort!“ versicherte ich staunend.

„Er läßt sich Ihnen noch vielmal empfehlen, und Sie möchten doch in T. bei ihm einsprechen; auch läßt er Sie bitten, seiner und des gestrigen Abends recht oft zu gedenken, er habe es ja gleich gesagt.“

„Aha, ich weiß schon,“ sagte ich, denn mit Einemmal fiel mir ein Theil des gestern Erlebten ein. „Wann ist er denn abgereist?“

„Gleich in der Frühe,“ antwortete jener, „noch vor dem Oekonomierath und dem Herrn Oberforstmeister.“

„Wie? so sind auch diese weggereist?“

„Ei ja!“ rief der staunende Kellner. „So wissen Sie auch das nicht? Auch nicht, daß Frau von Thingen und die gnädige Frau von Trübenau —“

„Sie sind auch nicht mehr hier?“

„Kaum vor einer halben Stunde sind die gnädige Frau weggefahren,“ versicherte jener. Ich rieb mir die Augen, um zu sehen, ob ich nicht träume, aber es war und blieb so. Jean stand nach wie vor an meinem Bette und hielt das Kaffeebrett in der Hand.

„Und Herr von Natas?“ fragte ich kleinlaut.

„Ist noch hier. Ach das ist ein goldener Herr. Wenn der nicht gewesen wäre, wir wären heute Nacht in die größte Verlegenheit gekommen.“

„Wie so?“

„Nun bei der Fatalität mit der Frau von Trübenau. Wer hätte aber auch dem gnädigen Herrn zugetraut, daß er so gut zur Ader zu lassen verstände?“

„Zur Ader lassen? Herr von Natas?“

„Ich sehe, der Herr Doktor sind sehr frühzeitig zu Bette gegangen, und haben eine ruhigere Nacht gehabt, als wir.“

Jean belehrte mich in leichtfertigem Ton: „Es mochte kaum elf Uhr gewesen sein, die Geschichte mit der Polizei war schon vorbei —“

„Was für eine Geschichte mit der Polizei?“

„Nun, Nr. 15 ist vorn heraus, und weil, mit Permiß zu sagen, dort ein ganz höllischer Lärm war, so kam die Runde ins Haus und wollte abbieten. Herr von Natas aber, der ein guter Bekannter des Herrn Polizeilieutenants sein muß, beruhigte sie, daß sie wieder weiter gingen. Also gleich nachher kam das Kammermädchen der Frau von Trübenau herabgestürzt, ihre gnädige Frau wolle sterben. Sie können sich denken, wie unangenehm so etwas in einem Gasthof Nachts zwischen elf und zwölf Uhr ist. Wir wie der Wind hinauf, auf der Treppe begegnet uns Herr von Natas, fragt, was das Rennen und Laufen zu bedeuten habe, hört kaum, wo es fehlt, so läuft er in sein Zimmer, holt sein Etui und ehe fünf Minuten vergehen, hat er der gnädigen Frau am Arm mit der Lanzette eine Ader geöffnet, daß das Blut in einem Bogen aufsprang. Sie schlug die Augen wieder auf und es ward ihr bald wohl, doch versprach Herr von Natas, bei ihr zu wachen.“

„Ei! was Sie sagen, Jean!“ rief ich voll Verwunderung.

„Ja, warten Sie nur! Kaum ist eine Stunde vorbei, so ging der Tanz von Neuem los. Auf Nr. 18 läutete es, daß wir meinten, es brenne drüben in Cassel. Des Herrn Oekonomieraths Rosalie hatte ihre hysterischen Anfälle bekommen. Der Alte mochte ein Glas über Durst haben, denn er

sprach vom Teufel, der ihn und sein Kind holen wolle. Wir wußten nichts Anderes, als wieder unsere Zuflucht zu Herrn von Natas zu nehmen. Er hatte versprochen, bei Frau von Trübenau mit dem Kammermädchen zu wachen; aber lieber Gott, geschlafen muß er haben wie ein Dachs, denn wir pochten drei-, viermal, bis er uns Antwort gab, und die Kammerkatze war nun gar nicht mehr zu erwecken."

„Nun, und ließ er der schönen Rosalie zur Ader?"

„Nein, er hat ihr, wie mir Lieschen sagte, Senfteig zwei Hand breit auf's Herz gelegt, darauf soll es sich bald gegeben haben."

„Armer Professor!" dachte ich, „dein hübsches Röschen mit ihren sechzehn Jährchen und dieser Natas in traulicher Stille der Nacht, ein Pflaster auf das pochende Herz pappend."

„Der Herr Papa Oekonomierath war wohl sehr angegriffen durch die Geschichte?" fragte ich, um über die Sache ins Klare zu kommen.

„Es schien nicht, denn er schlief schon, ehe noch Lieschen mit dem Hirschhorngeist aus der Apotheke zurückkam. Aber es läutet im zweiten Stock und das gilt mir." Er sprach's und flog pfeilschnell davon.

So war auf einmal die lustige Gesellschaft zerstoben; und doch wußte ich nicht, wie dies Alles so plötzlich kommen konnte. Ich entsann mich zwar, daß gestern bei dem Punsch etwas Sonderbares vorgefallen war; was es aber gewesen sein mochte, konnte ich mich nicht erinnern.

Sollte Natas mir Aufschluß geben können? Doch, wenn ich recht nachsann, mit Natas war etwas vorgefallen. Der Professor schwankte in meiner Erinnerung umher — am besten däuchte mir, zu Natas zu gehen und ihn um die Ursache des schnellen Aufbruchs zu befragen.

Ich warf mich in die Kleider, und ehe ich noch ganz mit der kurzen Toilette fertig war, brachte mir ein Lohnlaquai folgendes Billet:

„Ew. Wohlgeboren würden mich unendlich verbinden, wenn Sie vor meiner Abreise von hier, die auf den Mittag festgesetzt ist, mich noch einmal besuchen wollten.

v. Natas."

Neugierig folgte ich diesem Ruf und traf den Freund reisefertig zwischen Koffern und Kästchen stehen. Er kam mir mit seiner gewinnenden Freundlichkeit entgegen, doch genirte mich ein unverkennbarer Zug von Ironie, der heute um seinen Mund spielte und den ich sonst nie an ihm bemerkt hatte.

Er lachte mich aus, daß ich mich vor den Damen als schwachen Trinker ausgewiesen und einen Haarbeutel mir umgeschnallt habe, erzählte mir, daß ich selig entschlafen sei, und fragte mich mit einem lauernden Blick, was ich noch von gestern Nacht wisse?

Ich theilte ihm meine verworrenen Erinnerungen mit, er belachte sie herzlich und nannte sie Ausgeburten einer kranken Phantasie.

Die Abreise der ganzen Gesellschaft gab er einer großen Herbstfeierlichkeit Schuld, welche in Worms gehalten werde. Sie seien Alle, sogar der morose Oekonomierath, dorthin gereist, ihn selbst aber rufen seine Geschäfte den Rhein hinab.

Die Zufälle der Trübenau und der schönen Rosalie maß er dem starken Punsch bei und freute sich, durch Liebhaberei gerade so viele medizi-

nische Kenntnisse zu besitzen, um bei solchen kleinen Zufällen helfen zu können.

Wir hörten den Wagen vorfahren, der Kellner meldete dies und brachte von dem dankbaren Hôtel eine Flasche des ältesten Rheinweins. Natas hatte sie verdient, denn wahrlich, nur er hatte uns so lange hier gefesselt.

„Sie sind Schriftsteller, lieber Doktor?" fragte er mich, während wir den narkotisch duftenden Abschiedstrunk ausschlürften.

„Wer pfuscht nicht heutzutage etwas in die Literatur?" antwortete ich ihm. „Ich habe mich früher als Dichter versucht, aber ich sah bald genug ein, daß ich nicht für die Unsterblichkeit singe. Ich griff daher einige Töne tiefer und übersetzte unsterbliche Werke fremder Nationen für's liebe deutsche Publikum."

Er lobte meine bescheidene Resignation, wie er es nannte, und fragte mich, ob ich mich entschließen könnte, die Memoiren eines berühmten Mannes, die bis jetzt nur im Manuscript vorhanden seien, zu übersetzen? „Vorausgesetzt, daß Sie dechiffriren können, ist es eine leichte Arbeit für Sie, da ich Ihnen den Schlüssel dazu geben würde, und das Manuscript im Hochdeutschen abgefaßt ist."

Ich zeigte mich, wie natürlich, sehr bereitwillig dazu. Dechiffriren verstand ich früher und hoffte es mit wenig Uebung vollkommen zu lernen. Er schloß ein schönes Kästchen von rothem Saffian auf und überreichte mir ein vielfach zusammengebundenes Manuscript. Die Zeichen krochen mir vor dem Auge umher, wie Ameisen in ihren aufgestörten Hügelchen, aber er gab mir den Schlüssel seiner Geheimschrift, und die Arbeit schien mir noch einmal so leicht.

Wir umarmten uns und sagten uns Lebewohl; unter warmem Dank für seine Güte, die er noch zuletzt für mich gehabt, für die schönen Tage, die er uns bereitet habe, begleitete ich ihn an den Wagen. Die Wagenthüre schloß sich, der Postillon hieb auf seine vier Rosse, sie zogen an und die interessante Erscheinung flog von hinnen; aber aus dem Innern des Wagens glaubte ich jenes heisere Lachen zu vernehmen, das ich von gestern her unter den Bruchstücken meiner Erinnerung bewahrte.

Als ich die Treppe hinaufstieg, händigte mir der Oberkellner einen Brief ein. Der Professor habe ihm solchen zu meinen eigenen Händen zu übergeben befohlen; ich riß ihn auf —

„Verehrter, Werthgeschätzter!

„Ich bin im Begriff, mein Roß zu besteigen und aus dieser Höhle des brüllenden Löwen zu entfliehen. Ich sage Ihnen schriftlich Lebewohl, weil Sie aus der todtähnlichen Betäubung, die Sie härter als uns alle befallen hat, nicht zu wecken sind. Daß unser fröhliches Zusammenleben so schauerlich enden mußte! Nicht wahr, lieber Zweifler, jetzt haben Sie es klar, daß dieser Natas nichts anderes, als der leibhaftige Satan war!

„Er schaut mir vielleicht in diesem Augenblicke über die Schulter und liest, was ich sage, aber dennoch schweige ich nicht. Den armen Oekonomierath und sein Töchterlein, die blasse Trübenau, meine schöne Thingen, den Hauptmann und den Oberforstmeister hat er in seinem Netz. Gott gebe, daß er Sie nicht auch geködert hat. Mich hat er halb und halb,

denn ich habe allzu tief eingebissen in seine mit chemischen Ideen bespickte Angel. Ich reiße mich los und mache, daß ich fortkomme.

„Adieu, Bester! Montag den 7. Oktober, Früh 6 Uhr."

Jetzt kehrten meine Erinnerungen in Schaaren zurück. Ja, es war der Teufel, der sein Spiel mit uns gespielt hatte; es war der Teufel, dem es gestern Spaß gemacht hatte, uns zu ängstigen; es mußten des Teufels Memoiren sein, die ich in der Hand hielt.

Wer stand mir aber dafür, daß diese Schriftzüge mir nicht durch die Augen ins Hirn hinaufkrochen und mich wahnsinnig machten; und konnte ich mich nicht gerade dadurch, daß ich den Dechiffreur und Dekopisten des Satans machte, unbewußt in seine Leibeigenschaft hineinschreiben?

Ich packte die Handschrift in meinen Koffer und reiste dem Professor nach, um ihn um Rath zu fragen. Aber in Worms traf ich keine Spur von irgend einem der lustigen Gesellschaft in den drei Reichskronen. Entweder hat sie der Satan eingeholt und in seinem achtsitzigen Wagen in sein ewiges Reich gehaudert, oder hat er mich in den April geschickt. Das Letztere schien mir wahrscheinlicher.

In Worms aber traf ich einen frommen Geistlichen, der an der Domkirche angestellt war. Ich trug ihm meinen Fall vor und erhielt den Bescheid, ich solle so viele Messen darüber lesen lassen, als das Manuscript Bogen enthalte. Der Rath schien mir nicht übel. Ich reiste in meine Heimath und schickte am nächsten Sonntag den ersten Satansbogen in die Kirche. Probatum est; am Montag fing ich an zu dechiffriren und habe noch nicht das geringste Spukhafte weder an dem Papier, noch an mir bemerkt.

Von meinen Genossen in Mainz habe ich indessen wenig mehr gehört. Der Professor fährt fort, durch seine Entdeckungen in der Chemie zu glänzen, und ich fürchte, er ist auf dem Wege, dem Satan Gehör zu geben, der ihn zu einem Berzelius machen will. Der Hauptmann soll sich erschossen haben, Frau von Thingen aber, die schöne Wittwe, hat, nach einer Anzeige im Hamburger Korrespondenten, vor nicht gar langer Zeit wieder geheirathet.

# Die Studien des Satan auf der berühmten Universität .....en.

„Betrogene Brüder! Eure Ringe sind alle drei nicht ächt! der ächte Ring vermuthlich ging verloren."

Lessing's Nathan, III, 7.

## Fünftes Kapitel.

Einleitende Bemerkungen.

Alle Welt schreibt oder liest in dieser Zeit Memoiren; in den Salons der großen und kleinen Residenzen, in den Ressourcen und Casino's der Mittelstädte, in den Tabagien und Kneipen der kleinen spricht man von Memoiren, urtheilt nach Memoiren und erzählt nach Memoiren, ja, es könnte scheinen, es sei seit zwölf Jahren nichts Merkwürdiges mehr auf der Erde als ihre Memoiren. Männer und Frauen ergreifen die Feder, um den Menschen schriftlich darzuthun, daß auch sie in einer merkwürdigen Zeit gelebt, daß auch sie sich einst in einer Sonnennähe bewegt haben, die ihrer sonst vielleicht gehaltlosen Person einen Nimbus von Bedeutsamkeit verliehen.

Gekrönte Häupter, nicht zufrieden, sich aus ihrer früheren Grandezza, wo sie, wie in der Bilderbibel, mit der Krone auf dem Haupt zu Bette gingen, erhoben zu haben, nicht zufrieden damit, daß sie auf Kurierreisen Europa von einem Ende bis zum andern durchfliegen, um sich gegenseitig ihrer Freundschaft zu versichern, schreiben Memoiren für ihre Völker, erzählen ihnen ihre Schicksale, ihre Reisen. Die Mitwelt ist zur Nachwelt gemacht worden, man hat ihr einen neuen Maßstab, wornach sie die Handlungen richte, in die Hände gegeben: es sind die Memoiren.

Große Generale, berühmte Marschälle, weit entfernt, das Beispiel jenes Römers nachzuahmen, der in der Muße des Friedens die Thaten der Legionen unter seiner Führung der Nachwelt würdig zu überliefern glaubte,

wenn er von sich nur immer in der dritten Person spräche, haben den bescheideneren Weg eingeschlagen, sprechen von sich, wie es Männern von solchem Gewichte ziemt als ich, bauen aus ihren Memoiren ein Odeon in verjüngtem Maßstabe und treten herzhaft vorne auf der Bühne auf. Mit Schlachtstücken in großem Styl dekoriren sie die Coulissen, Staatsmänner und berühmte Damen, die große Armee und ihre lorbeerbekränzten Adler, die ganze Mitwelt stellen sie im Hintergrunde als Figuranten auf, sie selbst aber spielen ihre Sulla oder Brutus würdig des unsterblichen Talma.

**Mundus vult decipi**, d. i. die Leute lesen Memoiren; was hält mich ab, denselben auch ein solches Gerngesehen vorzusetzen.

Man wendet vielleicht ein: „Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Satan hat sich nicht mit Memoirenschreiben abzugeben."

Ei! wirklich? Und wenn nun dieser Satan doch einen Beruf hätte, Memoiren in die Welt zu streuen, wenn er doch so viel oder noch mehr gesehen hätte, als jene kriegerischen Diplomaten oder diplomatischen Krieger, welche die Welt mit ihrem literarischen Ruhme anfüllen, nachdem die Bulletins ihrer Siege zu erwähnen, aufgehört haben; wenn nun dieser arme Teufel einen Drang in sich fühlte, auch für einen **Homo literatus** zu gelten?

Ja, ich gestehe es mit Erröthen, je länger ich mich in meinem lieben Deutschland umhertreibe, desto unwiderstehlicher reißt es mich hin, zu schriftstellern; und wenn es den Damen erlaubt ist, die Finger mit Dinte zu beschmutzen, so wird es doch dem Teufel auch noch erlaubt sein?

Und da komme ich auf einen zweiten Punkt; man sagt vielleicht gegen meine schriftstellerischen Versuche, ich sei kein Literatus, kein Mann vom Gewerbe ꝛc. Aber fürs Erste habe ich soeben die Damen, welche, wenn sie noch so gelehrt, doch keine Gelehrten von Profession sind, anzuführen die Ehre gehabt; sodann berufe ich mich auf jene Söhne des Lagers, die, unter Gefahren groß geworden, unter Strapazen ergraut, keine Zeit hatten, **humaniora** zu studiren, und dennoch so glänzende Memoiren schreiben; ich behaupte drittens, daß das Vorurtheil, ich sei ein unstudirter Teufel, ganz falsch ist, denn ich bin in **optima forma** Doktor der Philosophie geworden, wie aus meinen Memoiren zu ersehen, und kann das Diplom schwarz auf weiß aufweisen.

Der Erzengel Gabriel, als ich ihn mit dem Plan, meine Memoiren auszuarbeiten, bekannt machte, warnte mich mit bedenklicher Miene vor den sogenannten Recensenten. Er gab mir zu verstehen, daß ich übel wegkommen könnte, indem solche Niemand schonen, ja sogar neuerdings selbst Doktoren der Theologie in Berlin, Halle und Leipzig hart mitgenommen haben. Ich erwiderte ihm nicht ohne Gelehrsamkeit, daß das Sprüchwort, **clericus clericum non decimat**, füglich auch auf mein Verhältniß zu den Recensenten angewandt werden könne; werde ich ja doch schon im alten Testament Satan, **Adversarius**, das ist Widersacher, genannt, was auch ganz auf jene passe; den schlagendsten Beweis nehme ich aber aus dem neuen Testament; dort werde ich **Diabolos** oder Verleumder genannt; da nun **Diaballein** so viel sei als **acerbe recensere**, so müsse er, wenn er nur ein wenig Logik habe, den Schluß von selbst ziehen können.

Der Erzengel bekam, wie natürlich, nicht wenig Respekt vor meiner

Gelehrsamkeit in Sprachen und meinte selbst, daß es mir auf diese Art nicht fehlen könne.

Man wird bei Durchlesung dieser Mittheilungen aus meinen Memoiren vielleicht nicht jenes systematische, ruhige Fortschreiten der Rede finden, das den Werken tiefdenkender Geister so eigen zu sein pflegt. Man wird kürzere und längere Bruchstücke aus meinem Walten und Treiben auf der Erde finden und den inneren Zusammenhang vermissen.

Man table mich nicht deßwegen; es war ja meine Absicht nicht, ein Gemälde dieser Zeit zu entwerfen, man trifft deren genug in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands.

Der Memoirenschreiber hat seinen Zweck erreicht, wenn er sich und seine Stellung zu der Zeit, welcher er angehört, darstellt und darüber reflektirt; wenn er Begebenheiten entwickelt, die entweder auf ihn oder die Mitwelt nähere oder entferntere Beziehung haben, wenn er berühmte Zeitgenossen und seine Verhältnisse zu ihnen dem Auge vorführt. Und diese Forderungen glaube ich in meinen Memoiren erfüllt zu haben, sie sind es wenigstens, die mich bei meiner Arbeit leiteten, die meine Kühnheit vor mir rechtfertigten, vor einem gelehrten Publikum als Schriftsteller aufzutreten. *

Ueber Persönlichkeit, über berühmte Abstammung oder glänzende Verhältnisse hat der Teufel nichts zu sagen. Was etwa darüber zu sagen sein könnte, habe ich in dem Abschnitt „Besuch bei Goethe" ausgesprochen und verweise daher den Leser dahin.

Fleißige Leser, d. i. solche, die Bogen für Bogen in einer Viertelstunde durchfliegen, mögen daher doch diesen Abschnitt nicht überschlagen, da er sehr zu besserem Verständniß der übrigen eingerichtet ist; sittsamen und ordentlichen Lesern habe ich hierüber nichts zu sagen, als, sie sollen das Buch weglegen, wenn sie sich langweilen.

---

Ehe sein Diener mit dem zweiten Bogen aus der Messe zurückkommt, hat der Unterzeichnete noch Zeit, einige Bemerkungen einzuflicken. Es scheint ihm nämlich, der Satan besitze eine ziemliche Dosis Eitelkeit; man bemerke nur, wie wichtig er von jenem Abschnitt spricht, worin er über sich einige Bemerkungen macht; es wäre genug gewesen, wenn er nur angedeutet hätte, daß dies oder jenes darin zu finden sei, aber dem Leser zu empfehlen, er möchte doch den Abschnitt, in welchem jene enthalten sind, nicht überschlagen, ist sehr anmaßend.

Sodann die Unordnung, in welcher er alles vorbringt! Ein anderer, wie z. B. der Herausgeber, hätte doch, wenn auch nicht mit dem Taufschein, was nun freilich beim Teufel nicht wohl möglich ist, doch wenigstens mit der Begebenheit angefangen, die der Chronologie nach die erste ist. Ich habe das Manuscript flüchtig durchblättert (zu lesen, ehe jeder Bogen hinlänglich geweiht, nehme ich mich wohl in Acht) und fand, daß

* Was der Satan hier ernsthaft und gelehrt spricht, er geberdet sich beinahe wie ein junger Candidat der Theologie, der seine erste Predigt drucken läßt.
Anm. des Herausgebers.

er mit Ereignissen anfängt, die der ganz neuen Zeit angehören, und nachher im bunten Gemische Menschen und ihre Thaten von zehn, zwanzig Jahren auftreten läßt; man sieht wohl, daß er keine gute Schule gehabt haben muß.

Zu größerer Deutlichkeit, und daß der geneigte Leser trotz dem Teufel wählen kann, was er will, habe ich den Inhalt jedem einzelnen Kapitel vorangesetzt.

Der Herausgeber.

---

## Sechstes Kapitel.

Wie der Satan die Universität bezieht und welche Bekanntschaften er dort macht.

Deutschland hat mir von jeher besonders wohl gefallen, und ich gestehe es, es liegt diesem Geständniß ein kleiner Egoismus zu Grunde; man glaubt nämlich dort an mich, wie an das Evangelium; jenen kühnen philosophischen Waghälsen, die auf die Gefahr hin, daß ich sie zu mir nehme, meine Existenz geläugnet und mich zu einem lächerlichen Phantom gemacht haben, ist es noch nicht gelungen, den glücklichen Kindersinn dieses Volkes zu zerstören, in dessen ungetrübter Phantasie ich noch immer schwarz wie ein Mohr, mit Hörnern und Klauen, mit Bocksfüßen und Schweif fortlebe, wie ihre Ahnen mich gekannt haben.

Wenn andere Nationen durch die sogenannte Aufklärung so weit hinaufgeschraubt sind, daß sie, ich schweige von einem Gott, sogar an keinen Teufel mehr glauben, so sorgen hier unter diesem Volke sogar meine Erbfeinde, die Theologen, dafür, daß ich im Ansehen bleibe. Hand in Hand mit dem Glauben an die Gottheit schreitet bei ihnen der Glaube an mich, und wie oft habe ich das mir so süße Wort aus ihrem Munde gehört: „Anathema sit, er glaubt an keinen Teufel."

Ich kann mich daher recht ärgern, daß ich nicht schon früher auf den vernünftigen Gedanken gekommen bin, meine freie Zeit auf einer Universität zu verleben, um dort zu sehen, wie man mich von Semester zu Semester systematisch traktirt.

Ich konnte nebenbei noch Manches profitiren. Alle Welt ist jetzt civilisirt, fein, gesittet, belesen, gelehrt. Schon oft, wenn ich einen guten Schnitt zu machen gedachte, fand es sich, daß mir ein guter Schulsack,

etwas Philosophie, alte Literatur, ja sogar etwas Medizin fehle; zwar, als das Magnetisiren aufkam, habe ich auch einen Cursus bei Meßmer genommen und nachher manche glückliche Cur gemacht. Aber damit ist es heutzutage nicht gethan; daher die elenden Redensarten, die in Deutschland cursiren: ein dummer Teufel, ein armer Teufel, ein unwissender Teufel, was offenbar auf meine vernachlässigte wissenschaftliche Bildung hindeuten soll.

Es ist noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen, und ich bin vom Himmel gefallen, aber nicht als gelehrt; darum entschloß ich mich, zu studiren, und wo möglich es in der Philosophie so weit zu bringen, daß ich ein ganz neues System erfände, wovon ich mir keinen geringen Erfolg versprach. Ich wählte ..... en und zog im Herbst des Jahres 1819 daselbst auf.

Ich hatte, wie man sich denken kann, nicht versäumt, mich meinem neuen Stande gemäß zu kostümiren. Mein Name war von Barbe, meine Verhältnisse glänzend, das heißt, ich brachte einen großen Wechsel mit, hatte viel baar Geld, gute Garderobe und hütete mich wohl, als Neuling, oder, wie man sagt, als Fuchs aufzutreten; sondern ich hatte schon allenthalben studirt, mich in der Welt umgesehen.

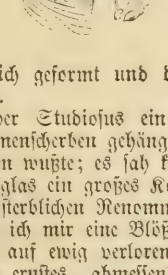
Kein Wunder, daß ich schon den ersten Abend höfliche Gesellschafter, den nächsten Morgen vertraute Freunde und am zweiten Abend Brüder auf Leben und Tod am Arm hatte. Man denkt vielleicht, ich übertreibe; wäre ich Kavalier, so würde ich auf Ehre versichern und „Hol' mich der Teufel" als Verstärkungspartikel dazu setzen (denn „Auf Ehre" und „Hol' mich der Teufel" verhalten sich zu einander wie der Spiritus lenis zum Spiritus asper), in meiner Lage kann ich blos meine Parole als Satan geben.

Es waren gute Jungen, die ich da fand. Es begab sich dies aber folgendermaßen: Man kann sich denken, daß ich nicht unvorbereitet kam; wer die deutschen Universitäten nur entfernt kennt, weiß, daß ein an Sprache, Sitte, Kleidung und Denkungsart von der übrigen Welt ganz verschiedenes Volk dort wohnt. Ich las des unsterblichen Herrn von Schmalz Werke über die Universitäten, Sands Aktenstücke, Haupt über Burschenschaften und Landsmannschaften ꝛc., ward aber noch nicht recht klug daraus und merkte, daß mir noch Manches abging. Der Zufall half mir aus der Noth. Ich nahm in F. eine Retourchaise; mein Gesellschafter war ein alter Student, der seit acht Jahren sich auf die Medizin legte. Er hatte das savoir vivre eines alten Burschen, und ich befliß mich, in den sechs Stunden, die ich mit ihm der Musenstadt zufuhr, an ihm meine Rolle zu studiren.

Es war ein großer, wohlgewachsener Mann von vier bis fünfundzwanzig Jahren, sein Haar war dunkel und mochte früher nach heutiger Methode zugeschnitten sein, hing aber, weil der Studiosus die Kosten scheute, es scheeren zu lassen, unordentlich um den Kopf; doch bemühte er sich, solches oft mit fünf Fingern aus der Stirne zu frisiren. Sein Gesicht war schön, besonders Nase und Mund edel und fein geformt, das Auge hatte viel Ausdruck; aber welch' sonderbaren Eindruck machte es, das Gesicht war von der Sonne rothbraun angelaufen; ein großer Bart wucherte von den Schläfen bis zum Kinn herab, und um die feinen Lippen hing ein vom Bier gerötheter Henriquatre.

Sein Mienenspiel war schrecklich und lächerlich zugleich, die Augenbrauen waren zusammengezogen und bildeten düstere Falten; das Auge blickte streng und stolz um sich her und maß jeden Gedanken mit einer Hoheit, einer Würde, die eines Königssohnes würdig gewesen wäre.

Ueber die untern Partien des Gesichtes, namentlich über das Kinn, konnte ich nicht recht klug werden, denn sie staken tief in der Cravatte. Diesem Kleidungsstück schien der junge Mann bei weitem mehr Sorgfalt gewidmet zu haben, als dem übrigen Anzug; diese beiläufig einen halben Schuh Höhe messende Binde von schwarzer Seide zog sich, ohne ein Fältchen zu werfen, von dem Kinn inclusive bis auf das Brustbein exclusive und bildete auf diese Art ein feines Mauerwerk, auf welchem der Kopf ruhte; seine Kleidung bestand in einem weißgelben Rock, den er Flaus, in zärtlichen Augenblicken wohl auch Gottfried nannte, und welchem er von Speisen und Getränken mittheilte; dieser Gottfried Flaus reichte bis eine Spanne über dem Knie und schloß sich eng um den ganzen Leib; auf der Brust war er offen und zeigte, so viel die Cravatte sehen ließ, daß der Herr Studiosus mit Wäsche nicht gut versehen sein müsse.



Weite, wellenschlagende Beinkleider von schwarzem Sammt schlossen sich an das Oberkleid an; die Stiefel waren zierlich geformt und dienten ungeheuern Sporen von polirtem Eisen zur Folie.

Auf dem Kopfe hatte der Studiosus ein Stückchen rothes Tuch in Form eines umgekehrten Blumenscherben gehängt, das er mit vieler Kunst gegen den Wind zu balanciren wußte; es sah komisch aus, fast, wie wenn man mit einem kleinen Trinkglas ein großes Kohlhaupt bedecken wollte.

Ich hatte Zachariä's unsterblichen Renommisten zu gut studirt, um nicht zu wissen, daß, sobald ich mir eine Blöße gegen den Herrn Bruder gebe, sein Respekt vor mir auf ewig verloren sei; ich merkte ihm daher seine Augenbrauenfalten, sein ernstes, abmessendes Auge, so viel es ging, ab und hatte die Freude, daß er mich gleich nach der ersten Stunde auffallend vor dem „Philister und dem Florbesen," auf deutsch, einem alten Professor und seiner Tochter, welche unsere übrige Reisegesellschaft ausmachten, auszeichnete. In der zweiten Stunde hatte ich ihm schon gestanden, daß ich in Kiel studirt und mich schon einige Male mit Glück geschlagen habe, und ehe wir nach ..... en einfuhren, hatte er mir versprochen, eine „fire Kneipe," das heißt, eine anständige Wohnung auszumitteln, wie auch mich unter die Leute zu bringen.

Der Herr Studiosus Würger, so hieß mein Gesellschafter, ließ an einem Wirthshaus vor der Stadt anhalten und lud mich ein, seinem Beispiele zu folgen und hier auf die Beschwerden der Reise ein Glas zu trinken. Die ganze Fensterreihe des Wirthshauses war mit rothen und schwarzen Mützen bedeckt; es war nämlich eine gute Anzahl der Herren Studiosi hier versammelt, um die neuen Ankömmlinge, die gewöhnlich am Anfang des Semesters einzutreffen pflegen, nach gewohnter Weise zu empfangen. Würger, der alte, „längst bemooste" Bursche, hatte sich schon unterwegs mit dem

Gedanken gekitzelt, daß seine Kameraden uns für „Füchse" halten werden, und wirklich traf seine Vermuthung ein.

Ein Chorus von wenigstens dreißig Bässen scholl von den Fenstern herab; sie sangen ein berühmtes Lied, das anfängt:

Was kommt dort von der Höh'?

Während des Gesanges entstieg mein Gefährte majestätisch der Chaise, und kaum hatte er den Boden berührt, so erhob er sein furchtbares Haupt und schrie zu den Fenstern empor:

„Was schlagt Ihr für einen Randal auf, Kameele! Seht Ihr nicht, daß zwei alte Häuser aus diesem Philisterkarren gestiegen kommen?" (auf deutsch: Lärmt doch nicht so sehr, meine Herren, Sie sehen ja, daß zwei alte Studenten aus dem Wagen steigen.)

Der allgemeine Jubel unterbrach den erhitzten Redner; „Würger! Du altes fideles Haus!" schrien die Musensöhne und stürzten die Treppen herab in seine Arme; die Raucher vergaßen, ihre langen Pfeifen wegzulegen, die Billardspieler hielten noch ihre Queues in der Hand. Sie bildeten eine Leibwache von sonderbarer Bewaffnung um den Angekommenen.

Doch der Edelmüthige vergaß in seiner Glorie auch meiner nicht, der ich bescheiden auf der Seite stand, er stellte mich den ältesten und angesehensten Männern der Gesellschaft vor, und ich wurde mit herzlichem Handschlag von ihnen begrüßt. Man führte uns in wildem Tumult die Treppe hinan, man setzte mich zwischen zwei bemooste Häuser an den Ehrenplatz, gab mir ein großes Paßglas voll Bier, und ein Fuchs mußte dem neuen Ankömmling seine Pfeife abtreten.

So war ich denn in .....en als Student eingeführt, und ich gestehe, es gefiel mir so übel nicht unter diesem Völkchen. Es herrschte ein offener, zutraulicher Ton, man brauchte sich nicht in den Fesseln der Convenienz, die gewiß dem Teufel am lästigsten sind, umherzuschleppen, man sprach und dachte, wie es einem gerade gefiel. Wenn man bedenkt, daß ich gerade im Herbst 1819 dorthin kam, so wird man sich nicht wundern, daß ich mich von Anfang gar nicht recht in die Conversation zu finden wußte. Denn einmal machten mir jene Kunstwörter (termini technici), von welchen ich oben schon eine kleine Probe gegeben habe, viel zu schaffen; ich verwechselte oft „Sau," das Glück, mit „Pech," was Unglück bedeutet, wie auch „holzen," mit einem Stock schlagen, mit „pauken," mit andern Waffen sich schlagen.

Aber auch etwas anderes fiel mir schwer; wenn nämlich nicht von Hunden, Paukereien, Besen oder dergleichen gesprochen wurde, so fiel man hinter dem Bierglas in ungemein transcendentale Untersuchungen, von welchen ich anfangs wenig oder gar nichts verstand, mir aber die Hauptworte merkte, welche vorkamen, und wenn ich auch in die Conversation gezogen wurde, mit ernster Miene antwortete: „Freiheit, Vaterland, Deutschthum, Volksthümlichkeit."

Da ich nun überdies ein großer Turner war und eigentlich teufelmäßige Sprünge machen konnte, da ich mir sogar nach und nach ein langes Haar wachsen ließ, solches fein scheitelte und kämmte, einen zierlich ausgeschnittenen Kragen über den deutschen Rock herauslegte, mich auch auf die

Klinge nicht übel verstand, so war es kein Wunder, daß ich bald in großes Ansehen unter diesem Volke kam. Ich benutzte diesen Einfluß so viel als möglich, um die Leute nach meinen Ansichten zu leiten und zu erziehen, und sie für die Welt zu gewinnen.

Es hatte sich nämlich unter einem großen Theil meiner Commilitonen ein gewisser frömmelnder Ton eingeschlichen, der mir nun gar nicht behagte und nach meiner Meinung sich auch nicht für junge Leute schickte. Wenn ich an die jungen Herren in London und Paris, in Berlin, Wien, Frankfurt ꝛc. dachte, an die vergnügten Stunden, die ich in ihrem Kreise zubrachte; wenn ich diese Leute dagegen hielt, die ihren schönen, hohen Wuchs, ihre kräftigen Arme, ihren gesunden Verstand, ihre nicht geringen Kenntnisse nur auf dem Turnplatz, nicht im Tanzsaal, nur zu überschwenglichen Ideen und Idealen, nicht zu lebhaftem Witz, zu feinem Spott, der das Leben würzt und aufregt, anwenden sah, wenn ich sie, statt schönen Mädchen nachzufliegen, in die Kirche schleichen sah, um einen ihrer orthodoxen Professoren anzuhören, so konnte ich ein widriges Gefühl in mir nicht unterdrücken.

Sobald ich daher festen Fuß gefaßt hatte, zog ich einige lustige Brüder an mich, lehrte sie neue Kartenspiele, sang ihnen ergötzliche Lieder vor, wußte sie durch Witz und dergleichen so zu unterhalten, daß sich bald mehrere anschlossen. Jetzt machte ich kühnere Angriffe. Ich stellte mich Sonntags mit meinen Gesellen vor die Kirchthüre, musterte mit geübtem Auge die vorübergehenden Damen, zog dann, wenn die Schäflein innen waren und der Küster den Stall zumachte, mit den meinigen in ein Wirthshaus der Kirche gegenüber und bot Allem auf, die Gäste besser zu unterhalten, als der Dr. N. oder der Professor N. in der Kirche seine Zuhörer.

Ehe drei Wochen vergingen, hatte ich die größere Partei auf meiner Seite. Die Frömmeren schrieen von Anfang über den rohen Geist, der einreiße, und gaben zu bemerken, daß wir christliche Bursche seien; aber es half nichts, meine Persiflagen hatten so gute Wirkung gethan, daß sie sich am Ende selbst schämten, in der Kirche gesehen zu werden, und es gehörte zum guten Ton, jeden Sonntag vor der Kirchthüre zu sein; aber bis hieher und nicht weiter. Die Wirthshäuser waren gefüllter als je, es wurde viel getrunken, ja es riß die Sitte ein, Wettkämpfe im Trinken zu halten, und, man wird es kaum glauben, es gab sogar eigentliche Kunsttrinker!

Es predigte zwar mancher gegen das einreißende Verderben, aber die Altdeutschen trösteten sich damit, daß ihre „Altvordern" auch durch Trinken excellirt haben; die Frömmsten ließen sich große Humpen verfertigen und zwangen und mühten sich so lange, bis sie wie Götz von Berlichingen oder gar wie Hermann der Cherusker schlucken konnten. Den Feineren, Gebildeteren war es natürlich von Anfang auch ein Gräuel, ich verwies sie aber auf eine Stelle bei Jean Paul. Er sagt nämlich in seinem unübertrefflichen Quintus Fixlein:

„Jerusalem bemerkt schön, daß die Barbarei, die oft hart hinter dem schönsten, buntesten Flor der Wissenschaften aufsteigt, eine Art von stärkendem Schlammbad sei, um die Ueberfeinerung abzuwenden, mit der jener Flor bedrohe; ich glaube, daß einer, der erwägt, wie weit die Wissenschaften bei einem Studirenden steigen, dem Musensohne ein gewisses bar-

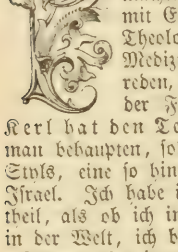
barisches Mittelalter, das sogenannte Burschenleben, — gönnen werde, das ihn wieder so stählt, daß die Verfeinerung nicht über die Grenze geht."

Wenn ein Meister, wie Jean Paul, dem ich hiemit für diese Stelle meinen herzlichen Dank öffentlich sage, also sich ausspricht, was konnten die Kleinmeister und Jünger dagegen? Sie setzten sich auch in die schwarzgerauchte Kneipe, „verschlammten" sich recht tüchtig in dem „barbarischen Mittelalter" und hatten kraft ihres inwohnenden Genies meine älteren Zöglinge bald überholt.

---

## Siebentes Kapitel.

Satan besucht die Collegien; was er darin lernte.



Indessen ich auf die beschriebene Weise praktisch lebte und leben machte, vergaß ich auch das die cur hic nicht und legte mich mit Ernst aufs Theoretische. Ich hörte die Philosophen und Theologen und bospitirte nicht unfleißig bei den Juristen und Medizinern. Ich hatte, um zuerst über die Philosophen zu reden, von einem der hellsten Lichter jener Universität, wenn in der Ferne von ihm die Rede war, oft sagen hören, der Kerl hat den Teufel im Leib. Eine solche geheimnißvolle Tiefe, wollte man behaupten, solche überschwengliche Gedanken, solche Gedrungenheit des Styls, eine so hinreißende Beredsamkeit sei noch nicht gefunden worden in Israel. Ich habe ihn gehört und verwahre mich feierlich vor jenem Urtheil, als ob ich in ihm gesessen wäre. Ich habe schon viel ausgestanden in der Welt, ich bin sogar Ev. Matthäi VIII., 31 und 32 in die Säue gefahren, aber in einen solchen Philosophen? — Nein, da wollte ich mich doch bedankt haben!

Was der gute Mann in seinem schläfrigen, unangenehmen Ton vorbrachte, war für seine Zuhörer so gut als Französisch für einen Eskimo. Man mußte alles gehörig ins Deutsche übersetzen, ehe man darüber ins Klare kam, daß er eben so wenig fliegen könne, wie ein anderer Mensch auch. Er aber machte sich groß, weil er aus seinen Schlüssen sich eine himmelhohe Jakobsleiter gezimmert und solche mit mystischem Firniß angepinselt hatte. Auf dieser kletterte er nun zum blauen Aether hinan, versprach aus seiner Sonnenhöhe herabzurufen, was er geschaut habe, er stieg und stieg, bis er den Kopf durch die Wolken stieß, blickte hinein in das reine Blau des Himmels, das sich auf dem grünen Grasboden noch viel hübscher ausnimmt als oben, und sah, wie Sancho Pansa, als er auf dem hölzernen Pferd zur Sonne ritt, unter sich die Erde so groß wie ein Senfkorn und die Menschen wie Mücken, über sich — nichts.

Sie kommen mir vor, die guten Leute dieser Art, wie die Männer

von Babel, die einen großen Leuchtthurm bauen wollten für alles Volk, damit sich keiner verlaufe in der Wüste, und siehe da, der Herr verwirrte ihre Sprache, daß weder Meister noch Gesellen einander mehr verstanden.

Da lobe ich mir einen andern der dortigen Philosophen; er las über die Logik und deducirte Jahr ein, Jahr aus, daß zweimal zwei vier sei, und die Herren Studiosi schrieben ganze Stöße von Heften, daß zweimal zwei vier sei. Dieser Mann blieb doch ordentlich im Blachfeld und wanderte seinem Ziele mit größerer Gelassenheit zu, als seine illustren Kollegen, die, wenn ein anderer ihr Gewäsche nicht Evangelium nannte, Antikritiken und Metakritiken der Antikritiken in alle Welt aussandten.

Ich gestehe redlich, der Teufel amüsirt sich schlecht bei so bewandten Dingen. Ich schlug den Weg zu einem andern Hörsaal ein, wo man über die Seele des Menschen docirte. Gerechter Himmel! Wenn ich so viel Umstände machen müßte, um eine liederliche Seele in mein Fegfeuer zu deduciren! Der Mensch auf dem Katheder malte die Seele auf eine große schwarze Tafel, und sagte: „So ist sie, meine Herren!“ Damit war er aber nicht zufrieden, er behauptete, sie sitze oben in der Zirbeldrüse.

Ich quittirte die Philosophen und besuchte die Theologen. Um meine Leute näher kennen zu lernen, beschloß ich, an einem Sonntag nach der Kirche einem oder dem andern meine Visite abzustatten. Ich kleidete mich ganz schwarz, daß ich ein ziemlich theologisches Air hatte, und trat meinen Marsch an. Man hatte mir vorhergesagt, ich sollte keinen zu voreiligen Schluß auf den reinen und frommen Charakter dieser Männer machen, sie seien etwas nach dem alttestamentarischen Kostüm, vernachlässigen äußere Bildung und fallen dadurch leicht ins Linkische.

Mein Herz mit Geduld gewaffnet, trat ich in das Zimmer des ersten Theologen. Aus einer bläulichen Rauchwolke erhob sich ein dicker ältlicher Mann in einem großgeblümten Schlafrock, eine ganz schwarze Meerschaumpfeife in der Hand. Er machte einen kurzen Knix mit dem Kopf und sah mich dann ungeduldig und fragend an. Ich setzte ihm auseinander, wie mich die Philosophie gar nicht befriedige, und daß ich gesonnen sei, einige theologische Collegien zu besuchen. Er murmelte einige unverständliche, aber, wie es schien, gelehrte Bemerkungen, verzog beifällig lächelnd den Mund und schritt im Zimmer auf und ab.

Ich setzte die Einladung, ihn auf seinem Spaziergang zu begleiten, voraus und schritt in eben so gravitätischen Schritten neben ihm her, indem ich aufmerksam lauschte, was sein gelehrter Mund weiter vorbringen werde. Vergebens! Er grinste hie und da noch etwas weniges, sprach aber kein Wort weiter, wenigstens verstand ich nichts als die Worte: „Pfeife rauchen?“ ich merkte, daß er mir höflich eine Pfeife anbiete, konnte aber keinen Gebrauch davon machen, denn er rauchte wahrhaftig eine gar zu schlechte Nummer.

Ich habe mir schon lange abgewöhnt, über irgend etwas in Verlegenheit zu gerathen, sonst hätte dieses absurde Schweigen des Professors mich gänzlich außer Fassung gebracht. So aber ging ich gemächlich neben ihm her, kehrte um, wenn er umkehrte, und zählte die Schritte, die sein Zimmer in der Länge maß. Nachdem ich das alte Ameublement, die verschiedenen Kleider und Wäscherudera, die auf den Stühlen umherlagen, das wunder-

liche Chaos seines Arbeitstisches gemustert hatte, wagte ich meine prüfenden Blicke an den Professor selbst. Sein Aussehen war höchst sonderbar. Die Haare hingen ihm dünn und lang um die Glatze, die gestrickte Schlafmütze hielt er unter dem Arm. Der Schlafrock war an den Ellbogen zerrissen und hatte verschiedene Löcher, die durch Unvorsichtigkeit hineingebrannt schienen. Das eine Bein war mit einem schwarzseidenen Strumpf und der Fuß mit einem Schnallenschuh bekleidet, der andere stack in einem weiten, abgelaufenen Filzpantoffel, und um das halbentblößte Bein hing ein gelblicher Socken. Ehe ich noch während des unbegreiflichen Stillschweigens des Theologen meine Bemerkungen weiter fortsetzen konnte, wurde die Thüre aufgerissen, eine große, dürre Frau, mit der Röthe des Zorns auf den schmalen Wangen, stürzte herein.

„Nein, das ist doch zu arg, Blasius!" schrie sie, „der Küster ist da und sucht Dich zum Abendmahl. Der Dekan steht schon vor dem Altar und Du steckst noch im Schlafrock!"

„Weiß Gott," meine Liebe," antwortete der Doktor gelassen, „das habe ich häßlich vergessen! Doch sieh, einen Fuß hatte ich schon zum Dienste des Herrn gerüstet, als mir ein Gedanke einfiel, der den Doktor Paulus weidlich schlagen muß."

Ohne darauf zu achten, daß er sich beinahe der letzten Hülle beraube, wollte er eilfertig den Schlafrock herunterreißen, um auch sein übriges Kadaver zum Dienste des Herrn zu schmücken. Sein Eheweib aber stellte sich mit einer schnellen Wendung vor ihn hin und zog die weiten Falten ihrer Kleider auseinander, daß vom Professor nichts mehr sichtbar war.

„Sie verzeihen, Herr Kandidat," sprach sie, ihre Wuth kaum unterdrückend. „Er ist so im Amtseifer, daß Sie ihn entschuldigen werden. Schenken Sie uns ein ander Mal das Vergnügen. Er muß jetzt in die Kirche."

Ich ging schweigend nach meinem Hut und ließ den Ehemann unter den Händen seiner liebenswürdigen Xanthippe. „Ein schöner Anfang in der Theologie!" dachte ich, und die Lust, die übrigen geistlichen Männer zu besuchen, war mir gänzlich vergangen. Doch beschloß ich, einige Vorlesungen mit anzuhören, was ich auch den Tag nachher ausführte.

Man denke sich einen weiten, niedrigen Saal, vollgepfropft mit jungen Leuten in den abenteuerlichsten Gestalten. Mützen von allen Farben und Formen, lange herabwallende, kurze emporsteigende Haare, Bärte, an welchen sich ein Sapeur der alten Garde nicht hätte schämen dürfen, und kleine zierliche Stutzbärtchen, galante Fräcke und hohe Gravatten, neben deutschen Röcken und ellenbreiten Hemdkrägen. So saßen die jungen geistlichen Herren im Collegium. Vor sich hatte jeder eine Mappe, einen Stoß Papier, Dinte und Feder, um die Worte der Weisheit gleich ad notam zu nehmen. „O Platon und Sokrates!" dachte ich, „hätten Eure Studiosen und Akademiker nachgeschrieben, wie manches Wort tiefer, heiliger Weisheit wäre nicht umsonst verrauscht; wie majestätisch müßten sich die Folianten von Socratis opera in mancher Bibliothek ausnehmen!" —

Jetzt wurden alle Häupter entblößt. Eine kurze, dicke Gestalt drängte sich durch die Reihen der jungen Herren dem Katheder zu, es war der Doktor Schnatterer, den ich gestern besucht hatte. Mit Wonnegefühl schien

er die Versammlung zu überschauen, hustete dann etwas weniges und begann:

„Hochachtbare, Hochansehnliche!“ (damit meinte er die, welche sechs Thaler Honorar zahlten.)

„Werthgeschätzte!“ (die, welche das gewöhnliche Honorar zahlten.)

„Meine Herren!“ (das waren die, welche nur die Hälfte oder aus Armuth gar nichts entrichteten) und nun hob er seinen Sermon an, die Federn rasselten, das Papier knirschte, er aber schaute herab wie der Mond aus Regenwolken.

Ich hätte zu keiner gelegeneren Zeit diese Vorlesungen besuchen können, denn der Doktor behandelte gerade den Abschnitt de angelis malis, worin ich vorzüglich traktirt zu werden hoffen durfte. Wahrhaftig, er ließ mich nicht lange warten: „Der Teufel,“ sagte er, „überredete die ersten Menschen zur Sünde und ist noch immer gegen das ganze Menschengeschlecht feindlich gesinnt.“ Nach diesem Satz hoffte ich nun eine philosophische Würdigung dieses Teufelsglaubens zu hören; aber weit gefehlt. Er blieb bei dem ersten Wort Teufel stehen, und daß mich die Juden Beelzebub geheißen hätten. Mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit, wie ich sie hinter dem armen Schlafrock nicht gesucht hätte, warf er nun das Wort Beelzebub drei Viertelstunden lang hin und her. Er behauptete, die Einen erklären, es bedeute einen Fliegenmeister, der die Mücken aus dem Lande treiben solle, Andere nehmen das Sephub nicht von den Mücken, sondern als Anklage, wie die Chaldäer und Syrier. Andere erklären Sephub als Grab, Sepulcrum. Die Federn schwirrten und flogen: so tiefe Gelehrsamkeit hört man nicht alle Tage. Zu jenen paar Erklärungen hatte er aber volle drei Viertelstunden verwendet, denn die Citate aus heiligen und profanen Skribenten nahmen kein Ende. Von Anfang hatte es mir vielen Spaß gemacht, die Dogmatik auf solche Weise getrieben und namentlich den Satan so gründlich anatomirt zu sehen. Aber endlich machte es mir doch Langeweile, und ich wollte schon meinen Platz verlassen, um dem unendlichen Gewäsch zu entfliehen, da ruhte der Doktor einen Augenblick aus, die Schnupftücher wurden gebraucht, die Füße wurden in eine andere Lage gebracht, die Federn ausgespritzt und neu beschnitten — Alles deutete darauf hin, daß jetzt ein Hauptschlag geschehen werde.

Und es war so. Der große Theologe, nachdem er die Meinungen Anderer aufgeführt und gehörig gewürdigt hatte, begann jetzt mit Salbung und Würde seine eigene Meinung zu entwickeln.

Er sagte, daß alle diese Erklärungen nichts taugen, indem sie keinen passenden Sinn geben. Er wisse eine ganz andere und glaube sich in diesem Stück noch über Michaelis und Döderlein stellen zu dürfen. Er lese nämlich Saephael und das bedeute Koth, Mist und dergleichen. Der Teufel oder Beelzebub wäre also hier der Herr im Dreck, der Unreinliche, to pneuma akatharton, der Stinker genannt, wie denn auch im Volksglauben mit den Erscheinungen des Satans ein gewisser unanständiger Geruch verbunden sei.

Ich traute meinen Ohren kaum; eine solche Sottise war mir noch nie vorgekommen. Ich war im Begriff, den orthodoxen Exegeten mit dem nämlichen Mittel zu bedienen, das einst Doktor Luther, der gar keinen

Spaß verstand, an mir probirte, ihm nämlich das nächste beste Dintenfaß an den Kopf zu werfen; aber es fiel mir bei, wie ich mich noch besser an ihm rächen könnte, ich bezähmte meinen Zorn und schob meine Rache auf.

Der Doktor aber schlug im Bewußtsein seiner Würde das Heft zu, stand auf, bückte sich nach allen Seiten und schritt nach der Thüre. Die tiefe Stille, welche im Saal geherrscht hatte, löste sich in ein dumpfes Gemurmel des Beifalls auf.

„Welch' ein gelehrter Mann, welch' tiefer Denker, welche Fülle der tiefsten Gelehrsamkeit!" murmelten die Schüler des großen Exegeten. Emsig verglichen sie untereinander ihre Hefte, ob ihnen auch kein Wörtchen von seinen schlagenden Beweisen, von seinen kühnen Behauptungen entgangen sei. Und wie glücklich waren sie, wenn auch kein Jota fehlte, wenn sie hoffen durften, ein dickes, reinliches, vollständiges Heft zu bekommen.

Sobald sie aber die theuern Blätter in den Mappen hatten, waren sie die Alten wieder. Man stopfte sich die ellenlangen Pfeifen, man setzte die Mütze kühn auf das Ohr, zog singend, oder den großen Hunden pfeifend ab, und wer hätte den Jünglingen, die im Sturmschritt dem nächsten Bierhaus zuzogen, angesehen, daß sie die Stammhalter der Orthodoxie seien und recta via von der jüngsten Conjectur des großen Dogmatikers herkommen?

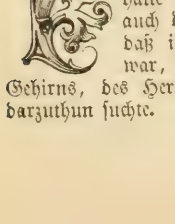
So schloß sich mein erster theologischer Unterricht, ich war, wenn nicht an Weisheit und Einsicht, doch um einen Begriff meiner selbst, an den ich nie gedacht hätte, reicher geworden.

Ich schwor mir selbst mit den heiligsten Schwüren, keinen Theologen dieser finstern Schule mehr zu hören. Denn, wenn der Oberste unter ihnen solche grasse Begriffe zu Markt brachte, was durfte ich von den Uebrigen hoffen? Aber der orthodoxen Saephael- oder Dr—k-Seele hatte ich Rache geschworen, und ich war Manns genug dazu, sie auszuführen.

---

## Achtes Kapitel.

Der Satan bekommt Händel und schlägt sich. Folgen davon.



Indessen ereignete sich etwas anderes, das ich hier nicht übergehen darf, weil es als ein Commentar zu den Sitten des wunderlichen Volkes, unter welchem ich lebte, dienen kann. Ich hatte schon seit einiger Zeit fleißig die Anatomie besucht, um auch die Aerzte kennen zu lernen. Da geschah es eines Tages, daß ich mit mehreren Freunden um ein Kadaver beschäftigt war, indem ich ihnen durch Zergliederung der Organe des Gehirns, des Herzens ꝛc. die Nichtigkeit des Glaubens an Unsterblichkeit darzuthun suchte.

Auf einmal hörte ich hinter mir eine Stimme: „Pfui Teufel! wie riecht's hier."

Ich wandte mich rasch um und erblickte einen jungen Theologen, der mich schon in jener dogmatischen Vorlesung durch den Eifer und das Wohlbehagen, mit welchem er die unsinnige Conjectur des Professors niederschrieb, gegen sich aufgebracht hatte. Als ich nun diese Aeußerung: „Pfui Teufel, wie riechts hier!" die ich in jenem Augenblick aus des Theologen Munde nur auf mich, als den „Herrn im Koth," bezog, hörte, sagte ich ihm ziemlich stark, daß ich mir solche Gemeinheiten und Anzüglichkeiten verbitte.

Nach dem uralten heiligen Gesetzbuche der Burschen, das man Comment heißt, war dies eine Beschimpfung, die nur mit Blut abgewaschen werden konnte. Der Theologe, ein tüchtiger Raufer, ließ mich daher am andern Tage sogleich fordern. Ein solcher Spaß war mir erwünscht, denn wer sein Ansehen unter seinen Commilitonen behaupten wollte, mußte sich damals geschlagen haben, obgleich das Duell an sich von meinen Freunden als etwas Unvernünftiges, Unnatürliches angesehen wurde. Ich hatte meinen Gegner bestimmen lassen, die Sache in einem Vergnügungsort, eine Stunde vor der Stadt, auszumachen, und beide Partien erschienen zur bestimmten Zeit an Ort und Stelle.

Feierlich wurde jeder Einzelne in ein Zimmer geführt, der Oberrock ihm ausgezogen, und der „Paukwichs," das heißt die Rüstung, in welcher das Duell vor sich gehen sollte, angelegt. Diese Rüstung oder der Paukwichs bestand in einem Hut mit breiter Krämpe, die dem Gesicht hinlänglichen Schutz verlieh, einer ungeheuern, fußbreiten Binde, die über den Bauch geschnallt wurde. Sie war von Leder, gepolstert und mit der Farbe der Verbindung, zu welcher man gehörte, ausgeschmückt. Eine ungeheure Cravatte, wogegen die des Herrn Studiosus Würgers ein Groschenstück war, stand steif um die Gegend des Halses und schützte Kinn, Kehle, einen Theil der Schultern und den obern Theil der Brust. Den Arm, vom Ellenbogen bis zur Hand, bedeckte ein aus alten seidenen Strümpfen verfertigtes Rüstzeug, Handschuh genannt. Ich gestehe, die Figur, in diese sonderbare Rüstung gepreßt, nahm sich komisch genug aus. Doch gewährte sie große Sicherheit, denn nur ein Theil des Gesichtes, der Oberarm und ein Theil der Brust war für die Klinge des Gegners zugänglich. Ich konnte mich daher des Lachens nicht enthalten, wenn ich im Spiegel meinen sonderbaren Habit betrachtete. „Der Satan in einem solchen Aufzuge und im Begriff, sich wegen des schlechten Geruchs auf der Anatomie zu schlagen!"

Meine Genossen aber nahmen dieses Lachen für einen Ausbruch der Kühnheit und des Muthes, gedachten, es sei jetzt der rechte Augenblick gekommen, und führten mich in einen großen Saal, wo man mit Kreide die gegenseitige feindliche Stellung auf dem Boden markirt hatte. Ein Fuchs rechnete es sich zur hohen Ehre, mir den „Schläger" vorantragen zu dürfen, wie man den alten Kaisern Schwert und Scepter vorantrug. Jener war eine aus polirtem Stahl schön gearbeitete Waffe, mit großem, schützendem Korb, und scharf geschliffen wie ein Scheermesser.

Wir standen endlich einander gegenüber. Der Theologe machte ein grimmiges Gesicht und blickte mit einem Hohn auf mich, der mich nur noch mehr in dem Vorsatz bestärkte, ihn tüchtig zu zeichnen.

Wir legten uns nach alter Fechterweise aus, die Klingen waren gebunden, die Sekundanten schrieen: „Los!“ und unsere Schläger schwirrten in der Luft und fielen rasselnd auf die Körbe. Ich verhielt mich meistens parirend gegen die wirklich schönen und mit großer Kunst ausgeführten Angriffe des Gegners. Denn mein Ruhm war größer, wenn ich mich von Anfang nur vertheidigte und erst im vierten, fünften Gang ihm eine Schlappe gab.

Allgemeine Bewunderung folgte jedem Gang. Man hatte noch nie so kühn und schnell angreifen, noch nie mit so vieler Ruhe und Kaltblütigkeit sich vertheidigen sehen. Meine Fechtkunst wurde von den ältesten „Häusern“ bis in den Himmel erhoben, und man war nun gespannt und begierig, bis ich selbst angreifen würde. Doch wagte es Keiner, mich dazu aufzumuntern.

Vier Gänge waren vorüber, ohne daß irgendwo ein Hieb blutig gewesen wäre. Ehe ich zum fünften aufmarschirte, zeigte ich meinen Kameraden die Stelle auf der rechten Wange, wohin ich meinen Theologen treffen wolle. Dieser mochte es mir ansehen, daß ich jetzt selbst angreifen werde, er legte sich so bedeckt als möglich aus und hütete sich, selbst einen Angriff zu machen. Ich begann mit einer herrlichen Finte, der ein allgemeines Ah! folgte, schlug dann einige regelmäßige Hiebe, und klapp! saß ihm mein Schläger in der Wange.

Der gute Theologe wußte nicht, wie ihm geschah, mein Sekundant und Zeuge sprangen mit einem Zollstab hinzu, maßen die Wunde und sagten mit feierlicher Stimme: „Es ist mehr als ein Zoll, klafft und blutet, also Ausch—ß.“ Das hieß so viel als: Weil ich dem guten Jungen ein Zoll langes Loch ins Fleisch gemacht hatte, war seiner Ehre genug geschehen.

Jetzt stürzten meine Freunde herzu, die ältesten faßten meine Hände, die jüngeren betrachteten ehrfurchtsvoll die Waffe, mit welcher die in der Geschichte einzige und unerhörte That geschehen war. Denn wer, seit des großen Renommisten Zeiten durfte sich rühmen, vorher die Stelle, die er treffen wollte, angezeigt und mit so vieler Genauigkeit getroffen zu haben?

Ernsten Blickes trat der Sekundant meines Gegners herein und bot mir in dessen Namen Versöhnung an. Ich ging zu dem Verwundeten, dem man gerade mit Nadel und Faden seine Wunde zunähte, und versöhnte mich mit ihm.

„Ich bin Ihnen Dank schuldig,“ sagte er zu mir, „daß Sie mich so gezeichnet haben. Ich wurde, ganz gegen meinen Willen, gezwungen, Theologie zu studiren. Mein Vater ist Landpfarrer, meine Mutter eine fromme Frau, die ihren Sohn gerne einmal im Chorrock sehen möchte. Sie haben mit einemmal entschieden, denn mit einer Schmarre vom Ohr bis zum Mund, darf ich keine Kanzel mehr besteigen.“

Die Burschen sahen theilnehmend auf den wackern Theologen, der wohl mit geheimer Wehmuth an den Schmerz des alten Pastors, an den Jammer der frommen Mama denken mochte, wenn die Nachricht von diesem Unfall anlangte. Ich aber hielt es für das größte Glück des Jünglings, durch eine so kurze Operation der Welt wieder geschenkt zu sein. Ich fragte ihn, was er jetzt anzufangen gedenke, und er gestand offen, daß der Stand

eines Kavalleristen oder eines Schauspielers ihn von jeher am meisten angezogen hätte.

Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen für diesen vernünftigen Gedanken, denn gerade unter diesen beiden Ständen zähle ich die meisten Freunde und Anhänger. Ich rieth ihm daher auf's Ernstlichste, dem Trieb der Natur zu folgen, indem ich ihm die besten Empfehlungsbriefe an bedeutende Generale und an die vorzüglichsten Bühnen versprach.

Dem ganzen Personale aber, das dem merkwürdigen Duell angewohnt hatte, gab ich einen trefflichen Schmaus, wobei auch mein Gegner und seine Gesellen nicht vergessen wurden. Dem ehemaligen Theologen zahlte ich nachher in der Stille seine Schulden und versah ihn, als er genesen war, mit Geld und Briefen, die ihm eine fröhliche, glänzende Laufbahn eröffneten.

Meine geheime Wohlthätigkeit war so wenig, als der glänzende Ausgang meiner Affaire ein Geheimniß geblieben. Man sah mich von jetzt wie ein höheres Wesen an, und ich kannte eine junge Dame, die sogar über meine großmüthigen Sentiments Thränen vergoß.

Die Mediziner aber ließen mir durch eine Deputation einen prachtvollen Schläger überreichen, weil ich mich, wie sie sich ausdrückten: „Für den guten Geruch ihrer Anatomie geschlagen habe."

Die Welt bleibt unter allen Gestalten die nämliche, die sie von Anfang war. Dem Bösen, selbst dem Unvernünftigen huldigt sie gerne, wenn es sich nur in einem glänzenden Gewande zeigt; die gute ehrliche Tugend mit ihren rauhen Manieren und ihrem ungeschliffenen, rohen Aussehen wird höchstens Achtung, niemals Beifall erlangen.

## Neuntes Kapitel.

Satans Rache an Doktor Schnatterer.

Als ich sah, wie weit die Philosophie und Theologie in ..... en hinter meinen Vorstellungen, die ich mir zuvor gemacht hatte, zurückbleibe, legte ich mich mit Eifer auf Aesthetik, Rhetorik, namentlich aber auf die schöne Literatur. Man wende mir nicht ein, ich habe auf diese Art meine Zeit unnütz angewendet. Ich besuchte ja jene berühmte Schule nicht, um ein Brodstudium zu treiben, das einmal einen Mann mit Weib und Kind ernähren könnte, sondern das die cur hic, das ich recht oft in meine Seele zurückrief, sagte mir immer, ich solle suchen von jeder Wissenschaft einen kleinen Hieb zu bekommen, mich aber, so sehr als möglich, in jenen Künsten zu vervollkommnen, die heutzutage einem Manne von Bildung unentbehrlich sind.

Bei Gelegenheit eine Stelle aus einem Dichter zu citiren, über die Schönheit eines Gemäldes kunstgerecht mitzusprechen, eine Statue nach allen Regeln für erbärmlich zu erklären, für die Männer einige theologische Literatur, einige juridische Phrasen, einige neue medizinische Entdeckungen, einige exorbitante philosophische Behauptungen in petto zu haben, hielt ich für unumgänglich nothwendig, um mich mit Anstand in der modernen Welt bewegen zu können, und ohne mir selbst ein Compliment machen zu wollen, darf ich sagen, ich habe in den paar Monaten in ..... en hinlänglich gelernt.

Ich habe mir nach dem Beispiel meiner großen Vorbilder im Memoirenschreiben vorgenommen, auch die geringfügigsten Ereignisse aufzuführen, wenn sie lehrreich oder merkwürdig sind, wenn sie Stoff zum Nachdenken oder zum Lachen enthalten. Ich darf daher nicht versäumen, meine Rache an Doktor Schnatterer zu erzählen.

Besagter Doktor hatte die löbliche Gewohnheit, Sonntag Nachmittags mit mehreren anderen Professoren in ein Wirthshaus ein halbes Stündchen vor der Stadt zu spazieren. Dort pflegte man, um die steifgesessenen Glieder wieder auszurenken, Kegel zu schieben und allerlei sonstigen Kurzweil zu treiben, wie es sich für ehrbare Männer geziemt; man spielte wohl auch bei verschlossenen Thüren ein Whistchen oder Piquet und trank manchmal ein Gläschen über Durst, was wenigstens die böse Welt daraus ersehen wollte, daß sich die Herren Abends in der Chaise des Wirths zur Stadt bringen ließen.

Der ehrwürdige Theologe aber pflegte immer lange vor Sonnenuntergang heimzukehren, man sagt, weil die Frau Doktorin ihm keine längere Frist erlaubt hatte, er ging dann bedächtigen Schrittes seinen Weg, vermied aber die breite Chaussée und schlug den Wiesenpfad ein, der dreißig Schritte seitwärts neben jener herlief; der Grund war, weil der breite Weg am schönen Sonntag Abend mit Fußgängern besäet war, der Doktor aber die höhere Röthe seines Gesichtes und den etwas unsichern Gang nicht den Augen der Welt zeigen wollte.

So erklärten sich die Bösen den einsamen Gang Schnatterers; die Frommen aber blieben stehen, schauten ihm nach und sprachen: „Siehe, er geht nicht auf dem breiten Weg der Gottlosen, der fromme Herr Doktor, sondern den schmalen Pfad, welcher zum Leben führt."

Auf diese Gewohnheit des Doktors hatte ich meinen Racheplan gebaut. Ich paßte ihm an einem schönen Sonntag Abend, der alle Welt ins Freie gelockt hatte, auf, und er trat noch bei guter Tageszeit aus dem Wirthshaus. Mit demüthigem Bückling nahte ich mich ihm und fragte, ob ich ihn auf seinem Heimwege begleiten dürfe, der Abend scheine mir in seiner geheheten Nähe noch einmal so schön.

Der Herr Doktor schien einen kordialen Hieb zu haben; er legte zutraulich meinen Arm in den seinigen und begann mit mir über die Tiefen der Wissenschaften zu pereriren. Aber ich schlug sein Auge mit Blindheit, und indem ich als ehrbarer Studiosus neben ihm zu gehen schien, verwandelte ich meine Gestalt und erschien den verwunderten Blicken der Spaziergänger als die schöne Luisel, die berüchtigste Dirne der Stadt. — Ach! daß Hogarth an jenem Abend unter den spazierengehenden Christen auf dem breiten Wege gewandelt wäre! Welch' herrliche Originale für frommen Unwillen, starres Erstaunen, hämische Schadenfreude hätte er in sein Skizzenbuch niederlegen können!

Die Vordersten blieben stehen, als sie das seltsame Paar auf dem Wiesenpfad wandeln sahen, sie kehrten um, uns zu folgen und rissen die Nachkommenden mit. Wie ein ungeheurer Strom wälzte sich uns die erstaunte Menge nach, wie ein Lauffeuer flog das unglaubliche Gerücht: „Der Doktor Schnatterer mit der schönen Luisel!" von Mund zu Mund der Stadt zu.

„Wehe dem, durch den Aergerniß kommt!" riefen die Frommen. „Hat man das je erlebt von einem christlichen Prediger?"

„Ei, ei, wer hätte das hinter dem Ehrsamen gesucht?" sprachen mit

Achselzucken die Halbfrommen. „Wenn der Skandal nur nicht auf öffentlicher Promenade —!"

„Der Herr Doktor machen sich's bequem!" lachten die Weltkinder, „er predigt gegen das Unrecht und geht mit der Sünde spazieren."

So hallte es vom Felde bis in die Stadt, Bürger und Studenten, Mägde und Straßenjungen erzählten es in Kneipen, am Brunnen und an allen Ecken; und „Doktor Schnatterer" und „schöne Luisel" war das Feldgeschrei und die Parole für diesen Abend und manchen folgenden Tag.

An einer Krümmung des Weges machte ich mich unbemerkt aus dem Staube und schloß mich als Studiosus meinen Kameraden an, die mir die Neuigkeit ganz warm auftischten. Der gute Doktor aber zog ruhig seines Weges, bemerkte, in seine tiefen Meditationen versenkt, nicht das Drängen der Menge, die sich um seinen Anblick schlug, nicht das wiehernde Gelächter, das seinen Schritten folgte. Es war zu erwarten, daß einige fromme Weiber seiner zärtlichen Ehehälfte die Geschichte beigebracht hatten, ehe noch der Theologe an der Hausglocke zog; denn auf der Straße hörte man deutlich die fürchterliche Stimme des Gerichtsengels, der ihn in Empfang nahm, und das Klatschen, welches man hie und da vernahm, war viel zu volltönend, als daß man hätte denken können, die Frau Doktorin habe die Wangen ihres Gemahls mit dem Munde berührt.

Wie ich mir aber dachte, so geschah es. Nach einer halben Stunde schickte die Frau Doktorin zu mir und ließ mich holen. Ich traf den Doktor mit hoch aufgelaufenen Wangen, niedergeschlagen in einem Lehnstuhl sitzend. Die Frau schritt auf mich zu und schrie, indem sie die Augen auf den Doktor hinüberblitzen ließ: „Dieser Mensch dort behauptet, heute Abend mit Ihnen vom Wirthshaus hereingegangen zu sein; sagen Sie, ob es wahr ist, sagen Sie!"

Ich bückte mich geziemend und versicherte, daß ich mir habe nie träumen lassen, die Ehre zu genießen; ich sei den ganzen Abend zu Hause gewesen.

Wie vom Donner gerührt, sprang der Doktor auf, der Schrecken schien seine Zunge gelähmt zu haben: „Zu Haus gewesen?" lallte er. „Nicht mit mir gegangen? O mit wem soll ich denn gegangen sein, als mit Ihnen, Wertheste?"

„Was weiß ich, mit wem der Herr Doktor gegangen sind?" gab ich lächelnd zur Antwort. „Mit mir auf keinen Fall!"

„Ach, Sie sind nur zu nobel, Herr Studiosus," heulte die wüthende Frau, „was sollten Sie nicht wissen, was die ganze Stadt weiß; der alte Sünder, der Schandmensch! Man weiß seine Schliche wohl; mit der schönen Luisel hat er charmirt!"

„Das hat mir der böse Feind angethan," raste der Doktor und rannte im Zimmer umher; „der Böse, der Beelzebub, nach meiner Conjectur der Stinker."

„Der Rausch hat Dir's angethan, Du Lump," schrie die Zärtliche, riß ihren breit getretenen Pantoffel ab und rannte ihm nach; ich aber schlich mich die Treppe hinab und zum Haus hinaus und dachte bei mir: „Dem Doktor ist ganz recht geschehen; man soll den Teufel nicht an die Wand malen, sonst kommt er."

Der Doktor Schnatterer wurde von da an in seinen Collegien ausgepocht und konnte selbst mit den kühnsten Conjecturen den Eifer nicht mehr erwecken, der vor seiner Fatalität unter der studirenden Jugend geherrscht hatte. Die Collegiengelder erreichten nicht mehr jene Summe, welche die Frau Professorin als allgemeinen Maßstab angenommen hatte, und der Professor lebte daher in ewigem Hader mit der Unversöhnlichen. Diesem hatte, so zu sagen, der Teufel ein Ei in die Wirthschaft gelegt.

---

## Zehntes Kapitel.

Satan wird wegen Umtrieben eingezogen und verhört; er verläßt die Universität

Um diese Zeit hörte man in Deutschland viel von Demagogen, Umtrieben, Verhaftungen und Untersuchungen. Man lachte darüber, weil es schien, man betrachte Alles durch das Vergrößerungsglas, welches Angst und böses Gewissen vorhielten. Uebrigens mochte es an manchen Orten doch nicht ganz geheuer gewesen sein; selbst in dem sonst so ruhigen ..... en spukte es in manchen Köpfen seltsam.

Ich will einen kurzen Umriß von dem Stand der Dinge geben. Wenn man unbefangen unter den Burschen umherwandelte und ihren Gelagen beiwohnte, so drängte sich von selbst die Bemerkung auf, daß viele unter ihnen von etwas Anderem angeregt seien, als gerade von dem nächsten Zweck ihres Brodstudiums; wie einige großes Interesse daran fanden, sich Morgens mit ihren Gläubigern und deren Noten (Philister mit Pumpregistern) herumzuzanken, nachher den Hund zu baden und ihn schöne Künste zu lehren, sodann Fensterparade vor ihren Schönen zu machen u. s. w., so hatten sich Andere, und zwar kein geringer Theil, auf Idealeres geworfen. Ich hatte zwar dadurch, daß ich sie zum Studium des Trinkens anhielt, dafür gesorgt, daß die Herren sich nicht gar zu sehr der Welt entziehen möchten; aber es blieb doch immer ein geheimnißvolles Walten, aus welchem ich nicht recht klug werden konnte.

Besonders aber äußerte sich dies, wenn die Köpfe erleuchtet waren; da sprach man viel von Volksbildung, von frommer deutscher Art, Manche sprudelten auch über und schrieen von der Noth des Vaterlandes, von — doch das ist jetzt gleichgültig, von was gesprochen wurde, es genügt zu sagen, daß es schien, als hätte eine große Idee viele Herzen ergriffen, sie zu einem Streben vereinigt. Mir behagte die Sache an sich nicht übel; sollte es auf etwas Unruhiges ausgehen, so war ich gleich dabei, denn Revolutionen waren von jeher mein Element; nur sollte nach meiner Meinung das Ganze einen eleganteren, leichteren Anstrich haben.

Es gab zwar Leute unter ihnen, die mit der Gewandtheit eines Staats-

mannes die Menge zu leiten wußten, die sich eine Eleganz des Styls, eine Leichtigkeit des Umgangs angeeignet hatten, wie sie in den diplomatischen Salons mit Mühe erlernt und kaum mit so viel Anstand ausgeführt wird; aber die meisten waren in ein phantastisches Dunkel gerathen, munkelten viel von dem Dreiklang in der Einheit, von der Idee, die ihnen aufgegangen sei, und hatten Vergangenheit und Zukunft, Mittelalter und das Chaos der jetzigen Zeit so ineinander geknetet, daß kein Theseus sich aus diesen Labyrinthen herausgefunden hätte.

Ich merkte oft, daß einer oder der andere der Koriphäen in einer traulichen Stunde mir gerne etwas anvertraut hätte; ich zeigte Verstand, Weltbildung, Geld und große Connexionen, Eigenschaften, die nicht zu verachten sind, und die man immer ins Mittel zu ziehen sucht. Aber immer, wenn sie im Begriff waren, die dunkle Pforte des Geheimnisses vor meinen Augen aufzuschließen, schien sie, ich weiß nicht was, zurückzuhalten; sie behaupteten, ich habe kein Gemüth, denn dieses edle Seelenvermögen schienen sie als Probirstein zu gebrauchen.

Mochte ich aber aussehen, wie ein verkappter Jakobiner, mochte ich durch meinen Einfluß auf die Menge Verdacht erregt haben? Eines Morgens trat der Pedell mit einigen Schnurren in mein Zimmer und nahm mich im Namen seiner Magnificenz gefangen. Der Universitätssekretär folgte, um meine Papiere zu ordnen und zu versiegeln, und gab mir zu verstehen, daß ich als Demagoge verhaftet sei.

Man gab mir ein anständiges Zimmer im Universitätsgebäude, sorgte eifrig für jede Bequemlichkeit, und als der hohe Rath beisammen war, wurde ich in den Saal geführt, um über meine politischen Verbrechen vernommen zu werden.

Die Dekane der vier Fakultäten, der Rektor Magnificus, ein Medizinner und der Universitätssekretär saßen um einen grün behängten Tisch in feierlichem Ornat; die tiefe Stille, welche in dem Saal herrschte, die steife Haltung der gelehrten Richter, ihre wichtigen Mienen nöthigten mir unwillkürlich ein Lächeln ab.

Magnificus zeigte auf einen Stuhl ihm gegenüber am Ende der Tafel, Delinquent setzte sich, Magnificus winkte wieder und der Pedell trat ab.

Noch immer tiefe Stille; der Sekretär legt das Papier zum Protokoll zurecht und schneidet Federn; ein alter Professor läßt seine ungeheure Dose herumgehen. Jeder der Herren nimmt eine Prise, bedächtlich und mit Beugung des Hauptes; Doktor Saper, mein nächster Nachbar, schnupft und präsentirt mir die Dose, läßt aber das theure Magazin, von einem abwehrenden Blick Magnifici erschreckt, mit polterndem Geräusch zu Boden fallen.

„Alle Hagel, Herr Doktor!“ schrie der alte Professor, alle Achtung bei Seite setzend.

„O Jerum!“ ächzte der Sekretär und warf das Federmesser weg, denn er hatte sich aus Schrecken in den Finger geschnitten.

„Bitte unterthänigst!“ stammelte der erschrockene Doktor Saper.

Diese alle sprachen auf einmal durcheinander, und der letztere kniete auf den Boden nieder und wollte mit der Papierscheere, die er in der Eile ergriffen hatte, den verschütteten Tabak aufschaufeln.

Magnificus aber ergriff die große Glocke und schellte dreimal; der Pedell trat eilig und bestürzt herein und fragte, was zu Befehl sei, und Magnificus mit einem verbindlichen Lächeln zu Doktor Saper hinüber sprach: „Lassen Sie es gut sein, Lieber, er taugt doch nichts mehr; da wir aber in dieser Sitzung einiges Tabaks benöthigt sein werden, glaube ich dafür stimmen zu müssen, daß frischer ad locum gebracht werde."

Doktor Saper zog schnell sein Beutelein, reichte dem Pedell einige Groschen und befahl ihm, eilends drei Loth Schnupftabak zu bringen. Dieser enteilte dem Saal. Vor dem Haus fand er, wie ich nachher erfuhr, die halbe Universität versammelt, denn meine Verhaftung war schnell bekannt geworden, und Alles drängte sich zu, um das Nähere zu erfahren. Man kann sich daher die Spannung der Gemüther denken, als man den Pedell aus der Thüre stürzen sah. Die Vordersten hielten ihn fest und fragten und drängten ihn, wohin er so eilig versendet werde, und kaum konnte man sich in seine Betheuerung finden, daß er eilends drei Loth Schnupftabak holen müsse.

Aber im Saal war nach der Entfernung des Götterboten die vorige, anständige Stille eingetreten. Magnificus faßte mich mit einem Blick voll Hoheit, und begann:

„Es ist uns von einer höchstpreislichen Central-Untersuchungscommission der Auftrag zugekommen, auf gewisse geheime Umtriebe und Verbindungen, so sich auf unserer Universität seit einiger Zeit entsponnen haben sollen, unser Augenmerk zu richten. Wir sind nun nach reiflicher Prüfung der Umstände vollkommen darüber einverstanden, daß Sie, Herr von Barbe, sich höchst verdächtig gemacht haben, solche Verhältnisse unter unserer akademischen Jugend dahier herbeigeführt und angesponnen zu haben. Hm! Was sagen Sie dazu, Herr von Barbe?"

„Was ich dazu sage? Bis jetzt noch nichts, ich erwarte geziemend die Beweise, die mein Leben und Betragen einer solchen Beschuldigung verdächtig machen."

„Die Beweise?" antwortete erstaunt der Rektor, „Sie verlangen Beweise? Ist das der Respekt vor einem akademischen Senate? Man führe selbst den Beweis, daß man nicht im sträflichen Verdacht der Demagogie ist."

„Mit gütiger Erlaubniß, Euer Magnificenz," entgegnete der Dekan der Juristen, „Inquisit kann, wenn er eines Verdachtes angeklagt ist, in alle Wege verlangen, daß ihm die Gründe des Verdachtes genannt werden."

Dem medizinischen Rektor stand der Angstschweiß auf der Stirne; man sah ihm an, daß er mit Mühe die Beweisgründe in seinem Haupte hin- und herwälze. Wie ein Bote vom Himmel erschien ihm daher der Pedell mit der Dose und berichtete zugleich mit ängstlicher Stimme, daß die Studirenden in großer Anzahl sich vor dem Universitätsgebäude zusammengerottet haben, und daß ein verdächtiges Gemurmel durch die Reihen laufe, das mit einem Pereat oder Scheibeneinwerfen zu bedrohen scheine.

Kaum hatte er ausgesprochen, so stürzte eine Magd herein und richtete von der Frau Magnificussin an den Herrn Magnificus ein Compliment

aus „und er möchte doch sich nach Haus salviren, weil die Studenten allerhand verdächtige Bewegungen machen."

„Ist das nicht der klarste Beweis gegen Ihre geheimen Umtriebe, lieber Herr von Barbe?" sprach die Magnificenz in kläglichem Tone. „Aber der Aufruhr steigt, videant Consules, ne quid detrimenti — man nehme seine Maßregeln; — daß auch der Teufel gerade in meine Amtsführung alle fatalen Händel bringen muß! — Domine Collega, Herr Doktor Pfeffer, was stimmen Sie?"

„Es ist eigentlich noch kein Votum zur Abstimmung vorgebracht und zur Reife gediehen, ich rathe aber, Herrn von Barbe bis auf Weiteres zu entlassen, und ihm —"

„Richtig, gut," rief der Rektor, „Sie können abtreten, werthgeschätzter junger Freund, beruhigen Sie ihre Kameraden, Sie sehen selbst, wie glimpflich wir mit Ihnen verfahren sind, und zu einer gelegeneren Stunde werden wir uns wieder die Ehre ausbitten; damit aber die Sache kein solches Aufsehen mehr erregt — weiß Gott, der Aufruhr steigt, ich höre Pereat — so kommen Sie morgen Abend alle zum Thee zu mir, Sie auch, lieber Barbe, wo dann die Sachen weiter besprochen werden können."

Ich konnte mich kaum enthalten, den ängstlichen Herren ins Gesicht zu lachen. Sie saßen da, wie von Gott verlassen, und wünschten sich in Abrahams Schooß, das heißt in den ruhigen Hafen ihres weiten Lehnstuhls.

„Was steht nicht von einer erhitzten Jugend zu erwarten?" klagten sie. „Seitdem etzliche Lehrer von den Katheedern gestiegen sind und sich unter diese himmelstürmenden Cyklopen gemischt haben, ist keine Ehrfurcht, kein Respekt mehr da. Man muß befürchten, wie schlechte Schauspieler ausgepfiffen oder am hellen Tage insultirt zu werden."

„Vom Erstechen will ich gar nicht reden," sagte ein Anderer, „es sollte eigentlich jeder Literatus, der nicht alle Wege ein gut Gewissen hat, einen Brustharnisch unter dem Kamisol tragen."

Indessen die Philister also klagten, dankte ich meinen Comilitonen für ihre Aufmerksamkeit für mich, sagte ihnen, daß sie Nachts viel bessere Gelegenheit zum Fenstereinwerfen haben, und bewog sie durch Bitten und Vorstellungen, daß sie abzogen. Sie marschirten in geschlossenen Reihen durch das erschreckte Städtchen, und sangen ihr Ça ira, ça ira, nämlich: „Die Burschenfreiheit lebe" und das erhabene „Rautsch, rautsch, rautschitschi, Revolution."

Ich ging wieder in den Saal zurück und sagte den noch versammelten Herren, daß sie gar nichts zu befürchten haben, weil ich die Herren Studiosen vermocht habe, nach Hause zu gehen. Beschämung und Zorn röthete jetzt die bleichen Gesichter, und mein bischen Psychologie müßte mich ganz getäuscht haben, wenn mich die Herren nicht ihre Angst entgelten ließen. Und gewiß! Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Magnificus ging ans Fenster, um sich selbst zu überzeugen, daß die Aufrührer abgezogen seien; dann wendete er sich mit erhabener Miene zu mir, und er, der noch vor einer Viertelstunde „mein werthgeschätzter Freund" zu mir sagte, herrschte mir jetzt zu: „Wir können das Verhör weiter fortführen, Delinquent mag sich setzen!"

So sind die Menschen; nichts vergißt der Höhere so leicht, als daß

der Niedere ihm in der Stunde der Noth zu Hülfe eilte. Nichts sucht er sogar eifriger zu vergessen, als jene Noth, wenn er sich dabei eine Blöße gegeben, deren er sich zu schämen hat.

Nach der Miene des Magnificus richteten sich auch die seiner Kollegen. Sie behandelten mich grob und mürrisch. Der Rektor entwickelte mit großer Gelehrsamkeit den ersten Anklagepunkt.

„Demagog kommt her von daemos und again. Das eine heißt Volk, das andere führen oder verführen. Wer ist nach diesem Begriff mehr Demagog, als Sie? Haben wir nicht in Erfahrung gebracht, daß Sie die jungen Leute zum Trinken verleiteten, daß Sie neue Lieder und Kartenspiele hieher verpflanzten? Auch von andern Orten werden diese Sachen als die sichersten Symptome der Demagogie angeführt; folglich sind Sie ein Demagog." —

Mit triumphirendem Lächeln wandte er sich zu seinen Kollegen: „Habe ich nicht Recht, Doktor Pfeffer? Nicht Recht, Herr Professor Saper?" „Vollkommen, Euer Magnificenz," versicherten jene und schnupften.

„Zweitens, jetzt kommt der andere Punkt," fuhr der Mediziner fort, „das Turnen ist eine Erfindung des Teufels und der Demagogen, es ist, um mich so auszudrücken, eine vaterlandsverrätherische Ausbildung der körperlichen Kräfte. Da nun die Turnplätze eigentlich die Thierparks und Salzlecken des demagogischen Wildes, Sie aber, wie wir in Erfahrung gebracht haben, einer der eminentesten Turner sind, so haben Sie sich durch Ihre Saltus mortales und Ihre übrigen Künste als einen kleinen Jahn, einen offenbaren Demagogen gezeigt. — Habe ich nicht Recht, Herr Doktor Bruttler? Sage ich nicht die Wahrheit, Herr Doktor Schrag?"

„Vollkommen, Euer Magnificenz?" versicherten diese und schnupften.

„Demagogen," fuhr er fort, „Demagogen schleichen sich ohne bestimmten äußern Zweck ins Land, und suchen da Feuer einzulegen; sie sind unstäte Leute, denen man ihre Verdächtigkeit gleich ansieht; der Herr Studiosus von Barbe ist ohne bestimmten Zweck hier, denn er läuft in allen Collegien und Wissenschaften umher, ohne sie für immer zu frequentiren oder gar nachzuschreiben; was folgt? Er hat sich der Demagogie sehr verdächtig gemacht; ich füge gleich den vierten Grund bei: man hat bemerkt, daß Demagogen, vielleicht von geheimen Bünden ausgerüstet, viel Geld zeigen und die Leute an sich locken; wer hat sich in diesem Punkt der Anklage würdiger gemacht, als Delinquent? Habe ich nicht Recht, meine Herren?"

„Sehr scharfsinnig, vollkommen!" antworteten die Aufgerufenen unisono und ließen die Dose herumgehen.

Mit Majestät richtet sich Magnificus auf: „Wir glauben hinlänglich bewiesen zu haben, daß Sie, Herr Studiosus Friedrich von Barbe, in dem Verdacht geheimer Umtriebe stecken; wir sind aber weit entfernt, ohne den Beklagten anzuhören, ein Urtheil zu fällen, darum vertheidigen Sie sich. — Aber mein Gott! Wie die Zeit herumgeht, da läutet es schon zu Mittag: ich denke, der Herr kann seine Vertheidigung im Carcer schriftlich abfassen; somit wäre die Sitzung aufgehoben; wünsche gesegnete Mahlzeit, meine Herren."

So schloß sich mein merkwürdiges Verhör. Im Carcer entwarf ich

eine Vertheidigung, die den Herren einleuchten mochte. Wahrscheinlicher aber ist mir, daß sie sich scheuten, einen jungen Mann, der so viel Geld ausgab, aus ihrer guten Stadt zu verbannen. Sie gaben mir daher den Bescheid, daß man mich aus besonderer Rücksicht diesmal noch mit dem Concilium verschonen wolle, und setzten mich wieder auf freien Fuß.

Als Demagog eingekerkert zu sein, als Märtyrer der guten Sache gelitten zu haben, zog einen neuen Nimbus um meinen Scheitel, und im Triumph wurde ich aus dem Carcer nach Hause begleitet; aber die Freude sollte nicht lange dauern. Ich hatte jetzt so ziemlich meinen Zweck, der mich in jene Stadt geführt hatte, erreicht, und gedachte weiter zu gehen. Ich hatte mir aber vorgenommen, vorher noch den Titel eines Doktors der Philosophie auf gerechtem Wege zu erringen. Ich schrieb daher eine gelehrte Dissertation, und zwar über ein Thema, das mir am nächsten lag: De rebus diabolicis, ließ sie drucken und vertheidigte sie öffentlich; wie ich meine Gegner und Opponenten tüchtig zusammengebauen, erzähle ich nicht, aus Bescheidenheit; einen Auszug aus meiner Dissertation habe ich übrigens dem geneigten Leser beigelegt.*

Post examinata, oder nachdem ich den Doktorhut errungen hatte, gab ich einen ungeheuern Schmaus, wobei manche Seele auf ewig mein wurde. So lange noch die guten Jungen meinen Champagner und Burgunder mit schwerer Zunge prüften, ließ ich meine Rappen verführen und sagte der lieben Musenstadt Valet. Die Rechnung des Doktorschmauses aber überbrachte der Wirth am Morgen den erstaunten Gästen, und manches Pochen des ungestümen Gläubigers, das sie aus den süßen Morgenträumen weckte, mancher bedeutende Abzug am Wechsel erinnerte sie auch in spätern Zeiten an den berühmten Doktorschmaus und an ihren guten Freund, den Satan.

* Diesen Auszug habe ich nicht finden können, es müßte denn die Einleitung zum Besuch bei Goethe sein. Der Herausgeber.

# Unterhaltungen des Satan und des ewigen Juden in Berlin.

„Die heutigen dummen Gesichter sind nur das Boeuf à la mode der früheren dummen Gesichter."
Welt und Zeit.

---

## Elftes Kapitel.

Wen der Teufel im Thiergarten traf.

Ich saß, es mögen bald drei Jahre sein, an einem schönen Sommerabend im Thiergarten zu Berlin, nicht weit vom Weberischen Zelt; ich betrachtete mir die bunte Welt um mich her und hatte großes Wohlgefallen an ihr; war es doch schon wieder ganz anders geworden als zu der frommen Zeit Anno dreizehn und fünfzehn, wo Alles so ehrbar, und, wie sie es nannten, altdeutsch zuging, daß es mich nicht wenig emmwirte. Besonders über die schönen Berlinerinnen konnte ich mich damals recht ärgern; sonst ging es Sonntag Nachmittags mit Sans und Braus nach Charlottenburg oder mit Jubel und Lachen die Linden entlang nach dem Thiergarten hinaus; allein damals—? Jetzt aber ging es auch wieder hoch her. Das Alte war dem Neuen gewichen, Lust und Leben wie früher zog durch die grünen Bäume, und der Teufel galt wieder was, wie vor Zeiten und war ein geschätzter, angesehener Mann.

Ich konnte mich nicht enthalten, einen Gang durch die buntgemischte Gesellschaft zu machen. Die glänzenden Militärs von allen Chargen mit ihren eben so verschieden chargirten Schönen, die zierlichen Elegants und Elegantinnen, die Mütter, die ihre geputzten Töchter zu Markt brach-

ten, die wohlgenährten Räthe mit einem guten Griff der Kassengelder in der Tasche, und Grafen, Barone, Bürger, Studenten und Handwerksburschen, anständige und unanständige Gesellschaft — sie Alle um mich her, sie Alle auf dem vernünftigsten Wege, mein zu werden! In fröhlicher Stimmung ging ich weiter und weiter, ich wurde immer zufriedener und heiterer.

Da sah ich mitten unter dem wogenden Gewühl der Menge ein paar Männer an einem kleinen Tischchen sitzen, welche gar nicht recht zu meiner fröhlichen Gesellschaft taugen wollten. Den Einen konnte ich nur vom Rücken sehen, es war ein kleiner beweglicher Mann, schien viel an seinen Nachbar hin zu sprechen, gestikulirte oft mit den Armen und nahm nach jedem größeren Satz, den er gesprochen, ein erkleckliches Schlückchen dunkelrothen Franzwein zu sich.

Der Andere mochte schon weit vorgerückt in Jahren sein, er war ärmlich, aber sauber gekleidet, beugte den Kopf auf die eine Hand, während die andere mit einem langen Wanderstab wunderliche Figuren in den Sand schrieb, er hörte mit trübem Lächeln dem Sprechenden zu und schien ihm wenig oder ganz kurz zu antworten.

Beide Figuren hatten etwas mir so Bekanntes, und doch konnte ich mich im Augenblick nicht entsinnen, wer sie wären. Der kleine Lebhafte sprang endlich auf, drückte dem Alten die Hand, lief mit kurzen schnellen Schritten, heiser vor sich hin lachend, hinweg und verlor sich bald ins Gedränge. Der Alte schaute ihm wehmüthig nach und legte dann die tief gefurchte Stirne wieder in die Hand.

Ich besann mich auf alle meine Bekannten, keiner paßte zu dieser Figur; eine Ahnung durchflog mich, sollte es — doch was braucht der Teufel viel Complimente zu machen? Ich trat näher, setzte mich mit den Stuhl, welchen der Andere verlassen hatte, und bot dem Alten einen guten Abend. — Langsam erhub er sein Haupt und schlug das Auge auf, ja er war es, es war der ewige Jude.

„Bon soir, Brüderchen!“ sagte ich zu ihm, „es ist doch schnackisch, daß wir einander zu Berlin im Thiergarten wieder finden, es wird wohl so achtzig Jährchen sein, daß ich nicht mehr das Vergnügen hatte?“

Er sah mich fragend an. „So, Du bist's?“ preßte er endlich heraus. „Hebe Dich weg, mit Dir habe ich nichts zu schaffen!“

„Nur nicht gleich so grob, Ewiger,“ gab ich ihm zur Antwort; „wir haben manche Mitternacht mit einander vertollt, als Du noch munter warst

auf der Erde, und so recht systematisch liederlich lebtest, um Dich selbst bald unter den Boden zu bringen. Aber jetzt bist Du, glaube ich, ein Pietist geworden."

Der Jude antwortete nicht, aber ein hämisches Lächeln, das über seine verwitterten Züge flog, wie ein Blitz durch die Ruine, zeigte mir, daß er mit der Kirche noch immer nicht recht einig sei.

„Wer ging da so eben von Dir hinweg?" fragte ich, als er noch immer auf seinem Schweigen beharrte.

„Das war der Kammergerichtsrath Hoffmann," erwiderte er.

„So der? Ich kenne ihn recht wohl, obgleich er mir immer ausweicht, wie ein Aal; war ich ihm doch zu mancher seiner nächtlichen Phantasien behülflich, daß es ihm selbst oft angst und bange wurde, und habe ich ihm nicht als sein eigener Doppelgänger über die Schultern geschaut, als er an seinem Kreisler schrieb? Als er sich umwandte und den Spuk anschaute, rief er seiner Frau, daß sie sich zu ihm setze, denn es war Mitternacht und seine Lampe brannte trüb. — So, so, der war's? Und was wollte er von Dir, Ewiger?"

„Daß Du verkrümmest mit Deinem Spott! bist Du nicht gleich ewig wie ich, und drückt Dich die Zeit nicht auch auf den Rücken? Nenne den Namen nicht mehr, den ich hasse! Was aber den Kammergerichtsrath Hoffmann betrifft," fuhr er ruhiger fort, „so geht er umher, um sich die Leute zu betrachten, und wenn er einen findet, der etwas Apartes an sich hat, etwa einen Hieb aus dem Narrenhaus, oder einen Stich aus dem Geisterreich, so freut er sich baß und zeichnet ihn mit Worten oder mit dem Griffel. Und weil er an mir etwas Absonderliches verspürt haben mag, so setzte er sich zu mir, besprach sich mit mir und lud mich ein, ihn in seinem Haus auf dem Gendarmenmarkt zu besuchen."

„So, so? Und wo kommst Du denn eigentlich her, wenn man fragen darf?"

„Recta aus China!" antwortete Ahasverus. „Ein langweiliges Nest, es sieht gerade aus wie vor fünfzehnhundert Jahren, als ich zum ersten Mal dort war."

„In China warst Du?" fragte ich lachend, „wie kommst Du denn zu dem langweiligen Volk, das selbst für den Teufel zu wenig amüsant ist?"

„Laß das," entgegnete jener, „Du weißt ja, wie mich die Unruhe durch die Länder treibt. Ich habe mir, als die Morgensonne des neuen Jahrhunderts hinter den mongolischen Bergen aufging, den Kopf an die lange Mauer von China gerannt, aber es wollte noch nicht mit mir zu Ende gehen, und ich hätte eher ein Loch durch jene Gartenmauer des himmlischen Reiches gestoßen, wie ein alter Aries, als daß der dort oben mir ein Härchen hätte krümmen lassen."

Thränen rollten dem alten Menschen aus den Augen. Die müden Augenlieder wollten sich schließen, aber der Schwur des Ewigen hält sie offen, bis er schlafen darf, wenn die Andern auferstehen. Er hatte lange geschwiegen, und wahrlich, ich konnte den Armen nicht ohne eine Regung von Mitleid ansehen. Er richtete sich wieder auf. — „Satan," fragte er mit zitternder Stimme, „wie viel Uhr ist's in der Ewigkeit?"

„Es will Abend werden," gab ich ihm zur Antwort.

„O Mitternacht!“ stöhnte er, „wann endlich kommen deine kühlen Schatten und senken sich auf mein brennendes Auge? Wann nahest du, Stunde, wo die Gräber sich öffnen und Raum wird für den einen, der dann ruhen darf.“

„Pfui Kuckuk, alter Heuler!“ brach ich los, erbost über die weinerlichen Manieren des ewigen Wanderers. „Wie magst Du nur solch' ein poetisches Lamento aufschlagen? Glaube mir, Du darfst Dir gratuliren, daß Du noch etwas Apartes hast. Manche lustige Seele hat es an einem gewissen Ort viel schlimmer, als Du hier auf der Erde. Man hat doch hier immer noch seinen Spaß, denn die Menschen sorgen dafür, daß die tollen Streiche nicht ausgehen. Wenn ich so viele freie Zeit hätte, wie Du, ich wollte das Leben anders genießen. Ma foi, Brüderchen, warum gehst Du nicht nach England, wo man jetzt über die galanten Abenteuer einer Königin öffentlich certirt? Warum nicht nach Spanien, wo es jetzt nächstens losbricht? Warum nicht nach Frankreich, um Dein Gaudium daran zu haben, wie man die Wände des Kaiserthums überpinselt und mit alten Gobelins von Ludwig des Vierzehnten Zeiten, die sie aus dem Exil mitgebracht haben, behängt. Ich kann Dich versichern, es sieht gar närrisch aus, denn die Tapete ist überall zu kurz und durch die Risse guckt immer noch ernst und drohend das Kaiserthum, wie das Blut des Ermordeten, das man mit keinem Gips auslöschen kann, und das, so oft man es weiß anstreicht, immer noch mit der alten bunten Farbe durchschlägt!“

Der alte Mensch hatte mir aufmerksam zugehört, sein Gesicht war immer heiterer geworden, und er lachte jetzt aus vollem Herzen. „Du bist, wie ich sehe, immer noch der Alte,“ sagte er, und schüttelte mir die Hand, „weißt Jedem etwas aufzuhängen, und wenn er gerade aus Abrahams Schooß käme!“

„Warum,“ fuhr ich fort, „warum hältst Du Dich nicht länger und öfter hier in dem guten ehrlichen Deutschland auf? Kann man etwas Possirlicheres sehen, als diese Duodezländer! Das ist Alles so — doch stille, da geht einer von der geheimen Polizei umher. Man könnte leicht etwas aufschnappen, und den ewigen Juden und den Teufel als unruhige Köpfe nach Spandau schicken. Aber um auf etwas anderes zu kommen, warum bist Du denn hier in Berlin?“

„Das hat seine eigene Bewandtniß,“ antwortete der Jude; „ich bin hier, um einen Dichter zu besuchen.“

„Du einen Dichter?“ rief ich verwundert. „Wie kommst Du auf diesen Einfall.“

„Ich habe vor einiger Zeit ein Ding gelesen, man heißt es Novelle, worin ich die Hauptrolle spielte. Es führte zwar den dummen Titel: Der ewige Jude, im Uebrigen ist es aber eine schöne Dichtung, die mir wunderbaren Trost brachte! Nun möchte ich den Mann sehen und sprechen, der das wunderliche Ding gemacht hat.“

„Und der soll hier wohnen, in Berlin?“ fragte ich neugierig, „und wie heißt er denn?“

„Er soll hier wohnen und heißt F. H. Man hat mir auch die Straße genannt, aber mein Gedächtniß ist wie ein Sieb, durch das man Mondschein gießt!“

Ich war nicht wenig begierig, wie sich der ewige Jude bei einem Dichter produciren würde, und beschloß, ihn zu begleiten. „Höre Alter," sagte ich zu ihm, „wir sind von jeher auf gutem Fuß mit einander gestanden, und ich hoffe nicht, daß Du Deine Gesinnungen gegen mich ändern wirst. Sonst —"

„Zu drohen ist gerade nicht nöthig, Herr Satan," antwortete er, „denn Du weißt, ich mache mir wenig aus Dir und kenne Deine Schliche hinlänglich, aber deßwegen bist Du mir doch als alter Bekannter ganz angenehm und recht. Warum fragst Du denn?"

„Nun, Du könntest mir die Gefälligkeit erweisen, mich zu dem Dichter, der Dich in einer Novelle abconterfeite, mitzunehmen. Willst Du nicht?"

„Ich sehe zwar nicht ein, was für Interesse Du dabei haben kannst," antwortete der Alte und sah mich mißtrauisch an. „Du könntest irgend einen Spuk im Sinne haben und Dir vielleicht gar mit bösen Absichten auf des braven Mannes Seele schmeicheln. Dies schlage Dir übrigens nur aus dem Sinn, denn der schreibt so fromme Novellen, daß der Teufel selbst ihm nichts anhaben kann. — Doch meinetwegen kannst Du mitgehen."

„Das denke ich auch. Was diese Seele betrifft, so kümmere ich mich wenig um Dichter und dergleichen, das ist leichte Waare, welcher der Teufel wenig nachfragt. Es ist bei mir nur Interesse an dem Manne selbst, was mich zu ihm zieht. Uebrigens in diesem Costüm kannst Du hier in Berlin keine Visiten machen, Alter!"

Der ewige Jude beschaute mit Wohlgefallen sein abgeschabtes braunes Röcklein mit großen Perlmutterknöpfen, seine lange Weste mit breiten Schößen, seine kurzen, zeisiggrünen Beinkleider, die auf den Knieen ins Bräunliche spielten. Er setzte das schwarz-rothe dreieckige Hütchen aufs Ohr, nahm den langen Wanderstab kräftiger in die Hand, stellte sich vor mich hin und fragte:

„Bin ich nicht angekleidet stattlich wie König Salomo und zierlich wie der Sohn Isais? Was hast Du nur an mir auszusetzen? Freilich trage ich keinen falschen Bart wie Du, keine Brille sitzt mir auf der Nase, meine Haare stehen nicht in die Höhe à la Wahnsinn. Ich habe meinen Leib in keinen wattirten Rock gepreßt, und um meine Beine schlottern keine ellenweite Beinkleider, wozu freilich Herr Bocksfuß Ursache haben mag. —"

„Solche Anzüglichkeiten gehören nicht hieher," antwortete ich dem alten Juden. „Wisse, man muß heutzutage nach der Mode gekleidet sein, wenn man sein Glück machen will, und selbst der Teufel macht davon keine Ausnahme. Aber höre meinen Vorschlag. Ich versehe Dich mit einem anständigen Anzug und Du stellst dafür meinen Hofmeister vor. Auf diese Art können wir leicht Zutritt in Häusern bekommen, und wie wollte ich Dir's vergelten, wenn uns Dein Dichter in einen ästhetischen Thee einführte."

„Aesthetischer Thee, was ist denn das? In China habe ich manches Maß Thee geschluckt, Blumenthee, Kaiserthee, Mandarinenthee, sogar Kamillenthee, aber ästhetischer Thee war nie dabei."

„O sancta simplicitas! Jude, wie weit bist Du zurück in der Kultur. Weißt Du denn nicht, daß dies Gesellschaften sind, wo man über Thee-

blätter und einige schöne Ideen genugsam warmes Wasser gießt und den Leuten damit aufwartet? Zucker und Rum thut jeder nach Belieben dazu, und man amüsirt sich dort trefflich."

„Habe ich je so etwas gehört, so will ich Hans heißen," versicherte der Jude, „und was kostet es, wenn man's sehen darf?"

„Kosten? Nichts kostet es, als daß man der Frau vom Haus die Hand küßt, und wenn ihre Töchter singen, oder mimische Vorstellungen geben, hie und da ein ‚wundervoll' oder ‚göttlich' schlüpfen läßt."

„Das ist ein wunderliches Volk geworden in den letzten achtzig Jahren. Zu Friedrichs des Großen Zeiten wußte man noch nichts von diesen Dingen. Doch des Spasses wegen kann man hingehen; denn ich verspüre in dieser Sandwüste gewaltig Langeweile."

Der Besuch war also auf den nächsten Tag festgesetzt. Wir besprachen uns noch über die Rolle, die ich als Elève von zwei bis dreiundzwanzig Jahren, er als Hofmeister zu spielen hätte, und schieden.

Ich versprach mir treffliche Unterhaltung von dem morgenden Tage. Der ewige Jude hatte so alte, unbehülfliche Manieren, wußte sich so gar nicht in die heutige Welt zu schicken, daß man ihn im Gewand eines Hofmeisters zum wenigsten für einen ausgemachten Pedanten halten mußte. Ich nahm mir vor, mir selbst so viel Eleganz, als dem Teufel nur immer möglich ist, anzulegen und den Alten dadurch recht in Verlegenheit zu bringen. Zerstreuung war ihm überdies höchst nöthig, denn er hatte in der letzten Zeit auf seinen einsamen Wanderungen einen solchen Ansatz von Frömmelei bekommen, daß er ein Pietist zu werden drohte.

Der Dichter, zu welchem mich der ewige Jude führte, ein Mann von mittleren Jahren, nahm uns sehr artig auf. Der Jude hieß sich Doktor Mucker, und stellte in mir seinen Elèven, den jungen Baron von Stobelberg, vor. Ich richtete meine äußere Aufmerksamkeit bald auf die schönen Kupferstiche an der Wand, auf die Titel der vielen Bücher, die umher standen, um desto ungetheilter mein Ohr, und wenn es unbemerkt möglich war, auch mein Auge an der Unterhaltung Theil nehmen zu lassen.

Der alte Mensch begann mit einem Lob über die Novelle vom ewigen Juden; der Dichter aber, viel zu fein und gebildet, als daß er seinen Gast hätte auf diesem Lobe stehen lassen, wandte das Gespräch auf die Sage vom ewigen Juden überhaupt, und daß sie ihm auf jene Weise aufgegangen sei. Der Ewige schnitt, zur Verwunderung des Dichters, grimmige Gesichter, als dieser unter Anderem behauptete: es liege in der Sage vom ewigen Juden eine tiefe Moral, denn der Verworfenste unter den Menschen sei offenbar immer der, welcher seinen Schmerz über getäuschte Hoffnung gerade an dem auslasse, der diese Hoffnungen erregt habe. Besonders verworfen erscheine er, wenn zugleich der, welcher die Hoffnung erregte, noch unglücklicher erscheine, als der, welcher sich täuschte.

Es fehlte wenig, so hätte der Herr Doktor Mucker sein Incognito abgelegt, und wäre dem wirklich genialen Dichter als ewiger Jude zu Leibe gegangen. Noch verwirrter aber wurde mein alter Hofmeister, als jener das Gespräch auf die neuere Literatur brachte. Hier ging ihm die Stimme völlig aus, und er sah die nächste beste Gelegenheit ab, sich zu empfehlen.

Der brave Mann lud uns ein, ihn noch oft zu besuchen, und kaum

hatte er gehört, wir seien völlig fremd in Berlin und wissen noch nicht, wie wir den Abend zubringen sollen, so bat er uns, ihn in ein Haus zu begleiten, wo alle Montag ausgesuchte Gesellschaft von Freunden der schönen Literatur bei Thee versammelt sei. Wir sagten dankbar zu und schieden.

---

## Zwölftes Kapitel.

Satan besucht mit dem ewigen Juden einen ästhetischen Thee.

Ahasverus war den ganzen Tag über verstimmt. Gerade das, daß er in seinem Innern dem Dichter Recht geben mußte, genirte ihn so sehr. Er brummte einmal über das andere über die „naseweise Jugend" (obgleich der Dichter jener Novelle schon bei Jahren war), und den Verfall der Zeiten und Sitten. Trotz dem Respekt, den ich gegen ihn als meinen Hofmeister hätte haben sollen, sagte ich ihm tüchtig die Meinung und brachte den alten Bären dadurch wenigstens so weit, daß er höflich gegen den Mann sein wollte, der so artig war, uns in den ästhetischen Thee zu führen.

Die siebente Stunde schlug. In einem modischen Frack, wohl parfümirt, in die feinste, zierlichst gefältelte Leinwand gekleidet, die Beinkleider von Paris, die durchbrochenen Seidenstrümpfe von Lyon, die Schuhe von Straßburg, die Lorgnette so fein und gefällig gearbeitet, wie sie nur immer aus der Fabrik der Herren Lood in Werenthead hervorgeht, so stellte ich mich den erstaunten Blicken des Juden dar; dieser war mit seiner modischen Toilette noch nicht halb fertig, und hatte alles höchst sonderbar angezogen, wie er z. B. die elegante, hohe Cravatte, ein Berliner Meisterwerk, als Gurt um den Leib gebunden hatte, und fest darauf bestand, dies sei die neueste Tracht auf Morea.

Nachdem ich ihn mit vieler Mühe geputzt hatte, brachen wir auf. Im Wagen, den ich, um brillanter aufzutreten, für diesen Abend gemiethet hatte, wiederholte ich alle Lehren über den gesellschaftlichen Anstand.

„Du darfst," sagte ich ihm, „in einem ästhetischen Thee eher zerstreut und tiefdenkend, als vorlaut erscheinen. Du darfst nichts ganz unbedingt loben, sondern sieh' immer so aus, als habest Du sonst noch etwas in petto, das viel zu weise für ein sterbliches Ohr wäre. Das Beifallslächeln hochweiser Befriedigung ist schwer und kann erst nach langer Uebung vor dem Spiegel völlig erlernt werden; man hat aber Surrogate dafür, mit welchen man etwas sehr loben und bitter tadeln kann, ohne es entfernt gelesen zu haben. Du hörst z. B. von einem Roman reden, der jetzt sehr viel Aufsehen machen soll. Man setzt als ganz natürlich voraus, daß Du

ihn schon gelesen haben müsset und fragt Dich um Dein Urtheil. Willst Du Dich nun lächerlich machen und antworten, ich habe ihn nicht gelesen? Nein! Du antwortest frisch drauf zu: er gefällt mir im Ganzen nicht übel, obgleich er meinen Forderungen an Romane noch nicht entspricht; er hat manches Tiefe und Originelle, die Entwicklung ist artig erfunden, doch scheint mir hie und da in der Form etwas gefehlt und einige der Charaktere scheinen mir verzeichnet zu sein.

„Sprichst Du so, und hast Du Mund und Stirne in kritische Falten gelegt, so wird Dir Niemand tiefes und gewandtes Urtheil absprechen."

„Dein Gewäsch behalte der Teufel," entgegnete der Alte mürrisch. „Meinst Du, ich werde wegen dieser Menschlein, oder gar um Dir Spaß zu machen, ästhetische Gesichter schneiden? Da betrügst Du Dich sehr, Satan, Thee will ich meinetwegen saufen, so viel Du willst, aber —"

„Da sieht man es wieder," wandte ich ein, „wer wird denn in einer honneten Gesellschaft saufen? Wie viel fehlt Dir noch, um heutzutage als gebildet zu erscheinen! Nippen, schlürfen, höchstens trinken — aber da hält schon der Wagen bei dem Dichter, nimm Dich zusammen, daß wir nicht Spott erleben, Ahasvere!"

Der Dichter setzte sich zu uns, und der Wagen rollte weiter; ich sah es dem Alten wohl an, daß ihm, je näher wir dem Ziele unserer Fahrt kamen, deste bänger zu Muth war. Obgleich er schon seit achtzehn Jahrhunderten über die Erde wandelte, so konnte er sich doch so wenig in die Menschen und ihre Verhältnisse finden, daß er alle Augenblicke anstieß. So fragte er z. B. den Dichter unterwegs, ob die Versammlung, in welche wir fahren, aus lauter Christen bestehe, zu welcher Frage jener natürlich große Augen machte und nicht recht wissen mochte, wie sie hieher komme.

Mit wenigen, aber treffenden Zügen entwarf uns der Dichter den Cirkel, der uns aufnehmen sollte. Die milde und sinnige Frömmigkeit, die in dem zarten Charakter der gnädigen Frau vorwalten sollte; der feierliche Ernst, die stille Größe des ältern Fräuleins, die, wenn gleich Protestantin, doch ganz das Air jener wehmüthig heiligen Klosterfrauen habe, die, nachdem sie mit gebrochenem Herzen der Welt Ade gesagt, jetzt ihr ganzes Leben hindurch an einem großartigen, interessanten Schmerz zehren.* Das jüngere Fräulein, frisch, rund, blühend, heiter, naiv, sei verliebt in einen Gardelieutenant, der aber, weil er den Eltern nicht sinnig genug sei, nicht zu dem ästhetischen Thee komme. Sie habe die schönsten Stellen in Goethe, Schiller, Tieck u. s. w., welche ihr die Mutter zuvor angestrichen, auswendig gelernt, und gebe sie hie und da mit allerliebster Präcision preis. Sie singt, was nicht anders zu erwarten ist, auf Verlangen italienische Arietten mit künstlichen Roulade; ihre Hauptforce besteht aber im Walzerspielen. Die übrige Gesellschaft, einige schöne Geister, einige Kritiker, sentimentale und

* Ganz in der Eile nimmt sich der Herausgeber die Freiheit, den Aufriß des Boudoirs dieser protestantischen Nonne, wie er sich ihn denkt, hier beizufügen: Im Fenster stehen Blumen, in der Ecke ein Betpult mit einem gußeisernen Crucifix; eine Guitarre ist nothwendiges Requisit, wenn auch die Eigenthümerin höchstens „O Sanctissima" darauf spielen kann; ein Heiligenbild über dem Sopha, ein mit Flor verhängtes Bild des Verstorbenen oder Ungetreuen, von cylichem frischem Epheu umrankt; sie selbst in weißem oder aschgrauem Kostüm, an der Wand ein Spiegel.

naive, junge und ältere Damen, freie und andere Fräulein* werden wir selbst näher kennen lernen.

Der Wagen hielt, der Bediente riß den Schlag auf und half meinem bangen Mentor heraus. Schweigend zogen wir die erleuchtete Treppe hinan. Ein lieblicher Ambraduft wallte uns aus dem Vorzimmer entgegen. Geräusch vieler Stimmen und das Gerassel der Theelöffel tönte aus der halb geöffneten Thüre des Salons, auch diese flog auf, und umstrahlt von dem Sonnenglanz der schwebenden Lüstres, saß im Kreise die Gesellschaft.

Der Dichter führte uns vor den Sitz der gnädigen Frau und stellte den Doktor Mucker und seinen Elèven, den jungen Baron von Stobelberg, vor. Huldreich neigte sich die Matrone, und reichte uns die schöne zarte Hand, indem sie uns freundlich willkommen hieß. Mit jener zierlichen Leichtigkeit, die ich einem Wiener Incroyable abgelauscht hatte, faßte ich diese zarte Hand, und hauchte ein leises Küßchen der Ehrfurcht darüber hin. Die artige Sitte des Fremdlings schien ihr zu gefallen, und gerne gewährte sie dem Mentor des wohlerzogenen Zöglings die nämliche Gunst. Aber o Schrecken! Indem er sich niederbückte, gewahrte ich, daß sein grauer, stechender Judenbart nicht glatt vom Kinn wegrasirt sei, sondern wie eine Kratzbürste hervorstehe. Die gnädige Frau verzog das Gesicht grimmig bei dem Stechkuß, aber der Anstand ließ sie nicht mehr als ein leises Gejammer hervorstöhnen. Wehmüthig betrachtete sie die schöne weiße Hand, die roth aufzulaufen begann, und sie sah sich genöthigt, im Nebenzimmer Hülfe zu suchen. Ich sah, wie dort ihre Zofe aus der silbernen Toilette kölnisches Wasser nahm und die wunde Stelle damit rieb. Sodann wurden schöne glacirte Handschuhe geholt, die Käppchen davon abgeschnitten, so daß doch die zarten Fingerspitzen hervorsehen konnten, und die gnädige Hand damit bekleidet.

Indessen hatten sich die jungen Damen unsere Namen zugeflüstert, die Herren traten uns näher und befragten uns über Gleichgültiges, worauf wir wieder Gleichgültiges antworteten, bis die Seele des Hauses wieder hereintrat. Die Edle wußte ihren Kummer um die aufgelaufene Hand so gut zu verbergen, daß sie nur einem häuslichen Geschäft nachgegangen zu sein schien, und sogar der alte Sünder selbst nichts von dem Unheil ahnete, das er bewirkt hatte.

Die einzige Strafe war, daß sie ihm einen stechenden Blick für seinen stechenden Handkuß zuwarf, und mich den ganzen Abend hindurch auffallend vor ihm auszeichnete.

Die Leser werden gesehen haben, daß es ein ganz eleganter Thee war, zu welchem uns der Dichter geführt hatte. Die massive silberne Theemaschine, an welcher die jüngere Tochter Thee bereitete, die prachtvollen Lüstres und Spiegel, die brennenden Farben der Teppiche und Tapeten, die künstlichsten Blumen in den zierlichsten Vasen, endlich die Gesellschaft selbst, die in vollem Costüm, schwarz und weiß gemischt war, ließen auf den Stand und guten Ton der Hausfrau schließen.

* Satan scheint hier zwischen Freifräulein und anderen Fräulein zu unterscheiden. Unter jenen versteht er die von gutem Adel, unter letzteren die, welche man sonst Jungfer oder Mamsell heißt. Ich finde übrigens, den Unterschied auf diese Art zu bezeichnen, sehr unpassend; denn man wird mir zugeben, daß die bürgerlichen Fräulein oft eben so frei in ihren Sitten und ihrem Betragen sind, als die echten.

Der Thee wies sich aber auch als ästhetisch aus. Gnädige Frau bedauerte, daß wir nicht früher gekommen seien; der junge Dichter Frühauf habe einige Dutzend Stanzen aus einem Heldengedicht vorgelesen, so innig, so schwebend, mit so viel Musik in den Schlußreimen, daß man in langer Zeit nichts Erfreulicheres gehört habe, es stehe zu erwarten, daß es allgemein Furore in Deutschland machen werde.

Wir beklagten den Verlust unendlich, der bescheidene, lorbeerbekränzte junge Mann versicherte uns aber unter der Hand, er wolle uns morgen in unserem Hôtel besuchen, und wir sollten nicht nur die paar Stanzen, die er hier preisgegeben, sondern einige vollständige Gesänge zu hören bekommen.

Das Gespräch bekam jetzt aber eine andere Wendung. Eine ältliche Dame ließ sich ihre Arbeitstasche reichen, deren geschmackvolle und neue Stickerei die Augen der Damen auf sich zog. Sie nahm ein Buch daraus hervor und sagte mit freundlichem Lispeln:

„Voyez-là das neueste Produkt meiner genialen Freundin Johanna. Sie hat es mir frisch von der Presse weg zugeschickt, und ich bin so glücklich, die Erste zu sein, die es hier besitzt. Ich habe es nur ein wenig durchblättert, aber diese herrlichen Situationen, diese Scenen, so ganz aus dem Leben gegriffen, die Wahrheit der Charaktere, dieser glänzende Styl —"

„Sie machen mich neugierig, Frau von Wollau," unterbrach sie die Dame des Hauses, „darf ich bitten —? Ah, Gabriele von Johanna von Schoppenhauer. Mit dieser sind Sie liirt, meine Liebe? Da wünsche ich Glück."

„Wir lernten uns in Karlsbad kennen," antwortete Frau von Wollau, „unsere Gemüther erkannten sich in gleichem Streben nach veredeltem Ziel der Menschheit,* sie zogen sich an, wir liebten uns, und da hat sie mir jetzt ihre Gabriele geschickt."

„Das ist ja eine ganz interessante Bekanntschaft," sagte Fräulein Natalie, die ältere Tochter des Hauses. „Ach! wer doch auch so glücklich wäre! Es geht doch nichts über eine geniale Dame. Aber sagen Sie, wo haben Sie das wunderschöne Stickmuster her, ich kann Ihre Tasche nicht genug bewundern."

„Schön, — wunderschön — und die Farben! Und die Guirlanden! — Und die elegante Form!" hallte es von den Lippen der schönen Theetrinkerinnen, und die arme Gabriele wäre vielleicht über dem Kunstwerk ganz vergessen worden, wenn nicht unser Dichter sich das Buch zur Einsicht erbeten hätte. „Ich habe die interessantesten Scenen bezeichnet," rief die Wollau, „wer von den Herren ist so gefällig, uns, wenn es anders der Gesellschaft angenehm ist, daraus vorzulesen?"

„Herrlich — schön — ein vortrefflicher Einfall —" ertönte es wieder, und unser Führer, der in diesem Augenblick das Buch in der Hand hatte, wurde durch Acclamation zum Vorleser erwählt. Man goß die Tassen wieder voll und reichte die zierlichen Brödchen umher, um doch auch dem Körper Nahrung zu geben, während der Geist mit einem neuen Roman gespeist wurde, und als alle versehen waren, gab die Hausfrau das Zeichen, und die Vorlesung begann.

* Frau von Wollau will wahrscheinlich sagen: „nach dem Ziele der Veredlung."
Der Herausgeber.

Beinahe eine Stunde lang las der Dichter mit wohltönender Stimme aus dem Buche vor. Ich weiß wenig mehr davon, als daß es, wenn ich nicht irre, die Beschreibung von Tableaux enthielt, die von einigen Damen der großen Welt aufgeführt wurden. Mein Ohr war nur halb oder gar nicht bei der Vorlesung, denn ich belauschte die Herzensergießungen zweier Fräulein, die, scheinbar aufmerksam auf den Vorleser, einander allerlei Wichtiges in die Ohren flüsterten. Zum Glück saß ich weit genug von ihnen, um nicht in den Verdacht des Lauschens zu gerathen, und doch war die Entfernung gerade so groß, daß ein paar gute Ohren Alles hören konnten! Die eine der beiden war die jüngere Tochter des Hauses, die, wie ich hörte, an einen Gardelieutenant ihr Herz verloren hatte.

„Und denke Dir," flüsterte sie ihrer Nachbarin zu, „heute in aller Frühe ist er mit seiner Schwadron vorbeigeritten, und unter meinem Fenster haben die Trompeter den Galoppwalzer von letzthin anfangen müssen."

„Du Glückliche!" antwortete das andere Fräulein, „und hat Mama nichts gemerkt?"

„So wenig als letzthin, wo er mich im Cotillon fünfmal aufzog. Was ich damals in Verlegenheit kam, kannst Du gar nicht glauben. Ich war mit dem ... schen Attaché engagirt und Du weißt, wie unerträglich mich dieser dürre Mensch verfolgt. Er hatte schon wieder von den italienischen Gegenden Süddeutschlands angefangen und mir nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sie noch schöner wären, wenn ich mit ihm dorthin zöge; da erlöste mich der liebe Flattory aus dieser Pein. Doch kaum hatte er mich wieder zurückgebracht, als der Unerträgliche sein altes Lied von Neuem anstimmte, aber Eduard holte mich noch viermal aus seinen glänzendsten Phrasen heraus, so daß jener vor Wuth ganz stumm war, als ich das letzte Mal zurückkam. Er äußerte gegen Mama seine Unzufriedenheit, sie schien ihn aber nicht zu verstehen."

„Ach, wie glücklich Du bist," entgegnete wehmüthig die Nachbarin, „aber ich! Weißt Du schon, daß mein Dagobert nach Halle versetzt ist? Wie wird es mir ergehen!"

„Ich weiß es und bedaure Dich von Herzen, aber sage mir doch, wie dies so schnell kam?"

„Ach!" antwortete das Fräulein und zerdrückte heimlich eine Thräne im Auge, „ach, Du hast keine Vorstellung von den Kabalen, die es im Leben gibt. Du weißt, wie eifrig Dagobert immer für das Wohl des Vaterlandes war; da hatte er nun einen neuen Zapfenstreich erfunden, er hat ihn mir auf der Fensterscheibe vorgespielt, er ist allerliebst. Seinem Obersten gefiel er auch recht wohl, aber dieser wollte haben, er solle ihm die Ehre der Erfindung lassen; natürlich konnte Dagobert dies nicht thun und, darüber aufgebracht, ruhte der Oberst nicht eher, bis der Arme nach Halle versetzt worden ist. Ach, Du kannst Dir gar nicht denken, wie wehmüthig mir ums Herz ist, wenn der Zapfenstreich an meinem Fenster vorbeikommt; sie spielen ihn alle Abend nach der neuen Erfindung, und der, welcher ihn machte, kann ihn nicht hören!"

„Ich bedaure Dich recht. Aber weißt Du auch schon etwas ganz Neues? Daß sie bei der Garde andere Uniform bekommen?"

„Ist's möglich? O sage, wie denn? Woher weißt Du es?"

„Höre, aber im engsten Vertrauen, denn es ist noch tiefes, tiefes Geheimniß. Eduard hat es von seinem Obersten und gestand mir es neulich, aber unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit: Sieh, die Knöpfe werden auf der Brust weiter auseinander gesetzt und laufen weiter unten enger zu, auf diese Art wird die Taille noch viel schlanker, dann sollen sie auch goldene Achselschnüre bekommen, das weiß aber der Oberst, und ich glaube selbst der General noch nicht ganz gewiß. — Eduard muß aussehen wie ein Engel — siehe bisher ..."

## Dreizehntes Kapitel.

Angstunden des ewigen Juden.

Der Vorleser war bis an einen Abschnitt gekommen und legte das Buch nieder. Allgemeiner Applaus erfolgte und die gewöhnlichen Ausrufungen, die schon dem Stickmuster gegolten hatten, wurden auch der Gabriele zu Theil. Ich konnte die Geistesgegenwart und die schnelle Fassungskraft der beiden Fräulein nicht genug bewundern; obgleich sie nicht den kleinsten Theil des Gelesenen gehört haben konnten, so waren sie doch schon so gut geschult, daß sie voll Bewunderung schienen. Die eine lief sogar hin zu Frau von Wollau, faßte ihre Hand und drückte sie an das Herz, indem sie ihr innig dankte für den Genuß, den sie Allen bereitet habe.

Diese Dame aber saß da, voll Glanz und Glorie, wie wenn sie die Gabriele selbst zur Welt gebracht hätte. Sie dankt nach allen Seiten hin für das Lob, das ihrer Freundin zu Theil geworden, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß sie selbst vielleicht einigen Einfluß auf das neue Buch gehabt habe; denn sie fände hin und wieder leise Anklänge an ihre eigenen Ideen über inneres Leben und über die Stellung der Frauen in der Gesellschaft, die sie in traulichen Stunden ihrer Freundin aufgeschlossen.

Man war natürlich so artig, ihr deßwegen einige Complimente zu machen, obgleich man allgemein überzeugt war, daß die geniale Freundin nichts aus dem innern Wollau'schen Leben gespickt haben werde.

Der ewige Jude hatte indeß bei diesen Vorgängen eine ganz sonderbare Figur gespielt. Verwunderungsvoll schaute er in diese Welt hinein, als traue er seinen Augen und Ohren nicht. Doch war das Bemühen, nach meiner Vorschrift ästhetisch und kritisch auszusehen, nicht zu verkennen. Aber weil ihm die Uebung darin abging, so schnitt er so gräuliche Grimassen,

daß er einige Male während des Vorlesens die Aufmerksamkeit des ganzen Cirkels auf sich zog und die Dame des Hauses mich theilnehmend fragte, ob mein Hofmeister nicht wohl sei?

Ich entschuldigte ihn mit Zahnschmerzen, die ihn zuweilen befallen, und glaubte Alles wieder gut gemacht zu haben. Als aber Frau von Wollau, die ihm gegenüber saß, ihren Einfluß auf die Dichterin mittheilte, mußte das preciöse, geschraubte Wesen derselben dem alten Menschen so komisch vorkommen, daß er laut auflachte.

Wer jemals das Glück gehabt, einem eleganten Thee in höchst feiner Gesellschaft beizuwohnen, der kann sich leicht denken, wie betreten alle waren, als dieser rohe Ausbruch des Hohnes erscholl. Eine unangenehme, todtenstille Pause erfolgte, in welcher man bald den Doktor Mucker, bald die beleidigte Dame ansah. Die Frau des Hauses, eingedenk des stechenden Rüffes, wollte schon den unartigen Fremden, der den Anstand ihres Hauses so gröblich verletzte, ohne Rückhalt zurechtweisen, als dieser mit mehr Gewandtheit und List, als ich ihm zugetraut hätte, sich aus der Affaire zu ziehen wußte.

„Ich hoffe, gnädige Frau," sagte er, „Sie werden mein allerdings unzeitiges Lachen nicht mißverstehen und mir erlauben, mich zu rechtfertigen. Es ist Ihnen Allen gewiß auch schon begegnet, daß eine Ideenassociation Sie völlig außer Contenance brachte. Ist doch schon manchem, mitten unter den heiligsten Dingen, ein lächerlicher Gedanke aufgestoßen, der ihn im Mund kitzelte, und je mehr er bemüht war, ihn zu verhalten und zurückzudrängen, deste unaufhaltsamer brach er auf einmal hervor: so geschah es mir in diesem Augenblick. Sie würden mich unendlich verbinden, gnädige Frau, wenn Sie mir erlaubten, durch offenherzige Erzählung mich bei Frau von Wollau zu entschuldigen."

Gnädige Frau, höchlich erfreut, daß der Anstand doch nicht verletzt sei, gewährte ihm freundlich seine Bitte und der ewige Jude begann. „Frau von Wollau hat uns ihr interessantes Verhältniß zu einer berühmten Dichterin mitgetheilt; sie hat uns erzählt, wie sie in manchen Stunden über ihre schriftstellerischen Arbeiten sich mit ihr besprochen, und dies erinnerte mich lebhaft an eine Anekdote aus meinem eigenen Leben.

„Auf einer Reise durch Süddeutschland verlebte ich einige Zeit in S. Meine Abendspaziergänge richteten sich meistens nach dem königlichen Garten, der jedem Stand zu allen Tageszeiten offen stand. Die schöne Welt ließ sich dort zu Fuß und zu Wagen jeden Abend sehen. Ich wählte die einsameren Partieen des Gartens, wo ich, von dichten Gebüschen gegen die Sonne und störende Besuche verschlossen, auf weichen Moosbänken mir und meinen Gedanken lebte.

„Eines Abends, als ich schon längere Zeit auf meinem Lieblingsplätzchen geruht hatte, kamen zwei gutgekleidete, ältliche Frauen und setzten sich auf eine Bank, die nur durch eine schmale, aber dichtbelaubte Hecke von der meinigen getrennt war. Ich hielt nicht für nöthig, ihnen meine Nähe, die sie nicht zu ahnen schienen, zu erkennen zu geben. Neugierde war es übrigens nicht, was mich abhielt, denn ich kannte keine Seele in jener Stadt, also konnten mir ihre Reden höchst gleichgültig sein; aber stellen

Sie sich mein Erstaunen vor, Verehrteste, als ich folgendes Gespräch vernahm:

„Nun? Und darf man Ihnen Glück wünschen, Liebe? Haben Sie endlich diese hartnäckige Elise aus der Welt geschafft?'"

„Ja,'" antwortete die andere Dame, „heute früh nach dem Kaffee habe ich sie umgebracht.'"

„Schrecken durchrieselte meine Glieder, als ich so deutlich und gleichgültig von einem Mord sprechen hörte; so leise als möglich näherte ich mich vollends der Hecke, die mich von jenen trennte, schärfte mein Ohr wie ein Wachtelhund, daß mir ja nichts entgehen solle und hörte weiter:"

„Und wie haben Sie ihr den Tod beigebracht? Wie gewöhnlich, durch Gift? Oder haben Sie die Unglückliche, wie Othello seine Desdemona, mit dem Deckbette erstickt?'"

„Keines von beiden,'" entgegnete jene, „aber recht hart ward mir dieser Mord; denken Sie sich, drei Tage lang hatte ich sie schon zwischen Leben und Sterben, und immer wußte ich nicht, was ich mit ihr anfangen sollte. Da fiel mir endlich ein gewagtes Mittel ein: ich ließ sie, wie durch Zufall, von einem Steg ohne Geländer in den tiefen Strom hinabgleiten, die Wellen schlugen über ihr zusammen. Man hat von Elisen nichts mehr gesehen.'"

„Das haben Sie gut gemacht, und die wievielte war diese, die Sie auf die eine oder die andere Art umbringen?'"

„Nun, das wird bald abgezählt sein, Pauline Dupuis, Marie u. s. w., aber die erstere trug mir am meisten Ruhm ein. Es waren dies noch die guten Zeiten von 1802, wo noch wenige mit mir concurrirten.'"

„Die Haare standen mir zu Berg. Also fünf unschuldige Geschöpfe hatte diese Frau schon aus der Welt geschafft. War es nicht ein gutes Werk an der menschlichen Gesellschaft, wenn ich einen solchen Greuel aufdeckte und die Mörderin zur Rechenschaft zog."

„Die Damen waren nach einigen gleichgültigen Gesprächen aufgestanden und hatten sich der Stadt zugewendet. Leise stand ich auf und schlich mich ihnen nach, wie ein Schatten ihren Fersen folgend. Sie gingen durch die Promenade, ich folgte; sie kehrten um und gingen durchs Thor, ich folgte; sie schienen endlich meine Beobachtungen zu bemerken, denn die eine sah sich einige Male nach mir um, ihr böses Gewissen schien mir erwacht, sie mochte ahnen, daß ich den Mord wisse, sie will mich durch die verschiedene Richtung der Straßen, die sie einschlägt, täuschen, aber ich — folge. Endlich stehen sie an einem Hause still. Sie ziehen die Glocke, man schließt auf, sie treten ein. Kaum sind sie in der Thüre, so gehe ich schnell heran, merke mir die Nummer des Hauses und eile, getrieben von jenem Eifer, den die Entdeckung eines so schauerlichen Geheimnisses in Jedem aufregen muß, auf die Direktion der Polizei.

„Ich bitte den Direktor um geheimes Gehör; ich lege ihm die ganze Sache, alles, was ich gehört hatte, auseinander, weiß aber leider von den Gemordeten keine mit ihrem wahren Namen anzugeben, als eine gewisse Pauline Dupuis, die im Jahre 1801 unter der mörderischen Hand jener Frau starb. Doch dies war dem unter solchen Fällen ergrauten Po-

lizeimann genug. Er dankte mir für meinen Eifer, schickt sogleich Patrouille in die Straße, die ich ihm bezeichnete, und fordert mich auf, ihn, wenn die Nacht vollends hereingebrochen sein werde, in jenes Haus zu begleiten. Die Nacht wähle er lieber dazu, da er bei solchen Auftritten den Zudrang der Menschen und das Aufsehen wo möglich vermeide.

„Die Nacht brach an, wir gingen. Die Polizeisoldaten, die das Haus umstellt hatten, versicherten, daß noch kein Mensch dasselbe verlassen habe. Der Vogel war also gefangen. Wir ließen uns das Haus öffnen und fügen im ersten Stock unsere Untersuchung an. Gleich vor der Thüre des ersten Zimmers hörte ich die Stimmen der beiden Frauen. Ohne Umstände öffne ich und deute dem Polizeidirektor die kleinere, ältliche Dame als die Verbrecherin an.

„Verwundert stand diese auf und fragte nach unserem Begehr. In ihrem Auge, in ihrem ganzen Wesen hatte diese Dame etwas, das mir imponirte; ich verlor auf einen Augenblick die Fassung und deutete nur auf den Direktor, um sie wegen ihrer Frage an jenen zu weisen. Doch dieser ließ sich nicht so leicht verblüffen. Mit jener ernsten Amtsmiene eines Kriminalrichters fragte er sie über ihren heutigen Spaziergang aus. Sie gestand ihn zu, wie auch die Bank, wo sie gesessen. Ihre Aussagen stimmten ganz zu den meinigen, der Mann sah sie schon als überwiesen an. Die Frau fing an, ängstlich zu werden, sie fragte, was man denn von ihr wolle, warum man ihr Haus, ihr Zimmer mit Bewaffneten besetze, warum man sie mit solchen Fragen bestürme?

„Der Mann der Polizei sah in diesem ängstlichen Fragen nur den Ausbruch eines schuldbeladenen Gewissens. Er schien es für das Beste zu halten, durch eine verfängliche Frage ihr vollends das Verbrechen zu entlocken: „‚Madame, was haben Sie Anno 1801 mit Pauline Dupuis angefangen? Läugnen Sie nicht länger, wir wissen alles, sie starb durch Ihre Hand, wie heute früh die unglückliche Elise!‘“

„‚Ja, mein Herr! Ich habe die eine wie die andere sterben lassen,‘“ antwortete diese Frau mit einer Seelenruhe, die sogar in ein boshaftes Lächeln überzugehen schien.

„‚Und diesen Mord gestehen Sie mit so viel Gleichmuth, als hätten Sie zwei Tauben abgethan?‘“ fragte der erstaunte Polizeidirektor, dem in Prari eine solche Mörderin noch nicht vorgekommen sein mochte. „‚Wissen Sie denn, daß Sie verloren sind, daß es Ihnen den Kopf kosten kann?‘“

„‚Nicht doch!‘“ entgegnete die Dame. „‚Die Geschichte ist ja weltbekannt.‘“ — „‚Weltbekannt?‘“ rief jener. „‚Bin ich nicht schon seit zweiundvierzig Jahren Polizeidirektor? Meinen Sie, dergleichen könne mir entgehen?‘“

„‚Und dennoch werde ich Recht haben; erlauben Sie, daß ich Ihnen die Belege herbeibringe?‘“

„‚Nicht von der Stelle ohne gehörige Bewachung. Wache! Zwei Mann auf jeder Seite von Madame. Bei dem ersten Versuch zur Flucht — zugestoßen!‘“

„Vier Polizeidiener mit blanken Seitengewehren begleiteten die Unglückliche, die mir den Verstand verloren zu haben schien. Bald jedoch erschien sie wieder, ein kleines Buch in der Hand.“

„„Hier, meine Herren, werden Sie die Belege zu dem Mord finden,‘“ sagte sie, indem sie uns lächelnd das Buch überreichte.

„„Taschenbuch für 18oz,‘“ murmelte der Direktor, indem er das Buch aufschlug und durchblätterte, „„was Teufel, gedruckt und zu lesen steht hier: Pauline Dupuis von — Mein Gott, Sie sind die Wittwe des Herrn von — und, wenn ich nicht irre, selbst Schriftstellerin?‘“

„„So ist es,‘“ antwortete die Dame und brach in ein lustiges Lachen aus, in welches auch der Direktor einstimmte, indem er, vor Lachen sprachlos, auf mich deutete.

„Und Elise, wie ist es mit diesem armen Kind?“ fragte ich, den Zusammenhang der Sache und die Fröhlichkeit der Mörderin und des Polizeimannes noch immer nicht verstehend.“

„„Sie liegt ermordet auf meinem Schreibtisch,‘“ sagte die Lachende, „„und soll morgen durch die Druckerei zum ewigen Leben eingehen. —‘“

„Was brauche ich noch dazuzusetzen? Meine Herren und Damen! Ich war der Narr im Spiel, und jene Frau war die rühmlichst bekannte, interessante Th. v. H. Die Erzählung ‚Pauline Dupuis‘ ist noch heute zu lesen; ob die geniale Frau ihre Elise, die sie am Morgen jenes Tages nach dem Kaffee vollendet hatte, herausgegeben, weiß ich nicht. Ich mußte aus S. entfliehen, um nicht zum Gespötte der Stadt zu werden. Vorher aber schickte mir der Polizeidirektor noch eine große Diätenrechnung über Zeitversäumniß, weil ich durch jene lustige Mordgeschichte den Durstigen von seinem gewöhnlichen Abendbesuch in einem Club abgehalten hatte.“ —

Der ewige Jude hatte mit einer verbindlichen Wendung an Frau von Wollau geendet. Allgemeiner Beifall ward ihm zu Theil, und ein gnädiges Lächeln der Hausfrau sagte ihm, wie glücklich er sich gerechtfertigt hatte; und wie die finstern Blicke dieser Dame vorher die Männer aus seiner unglücklichen Nähe entfernt hatten, eben so schnell nahten sie sich ihm wieder, als ihn die Gnadensonne wieder beschien. Man zog ihn öfter ins Gespräch, man befragte ihn über seine Reisen, namentlich über jene in Süddeutschland. Denn wie Schottland und seine Bewohner für London und Alt-England überhaupt, so ist Schwaben für die Berliner, welche nie an den Rebhügeln des Neckars und an den fröhlich grünenden Gestaden der obern Donau eines jener sinnigen, herzlichen Lieder aus dem Munde eines „luschtiga Büebles,“ oder eines rüstigen, hochaufgeschürzten „Mädles“ belauschten, ein Gegenstand hoher Neugierde.

Welch’ sonderbare Meinungen über jenes Land, selbst in gebildeten Cirkeln, wie dieser elegante Thee, im Umlauf seien, hörte ich diesen Abend zu meinem großen Erstaunen. In einem Zaubergarten von sanften Hügeln, von klaren blauen Strömen, von blühenden, duftenden Obstwäldern, von prangenden Weingärten durchschnitten, wohne, meinten sie, ein Völkchen, das noch so ziemlich auf der ersten Stufe der Cultur stehe, immense Gelehrte, die sich nicht auszudrücken verstünden, phantasiereiche Schriftsteller, die kein Wort gutes Deutsch sprechen. Ihre Mädchen haben keine Bildung, ihre Frauen keinen Anstand; ihre Männer werden vor dem vierzigsten Jahre nicht klug, und im ganzen Lande werden alle Tage viele Tausende jener Thorheiten begangen, die allgemein unter dem Namen „Schwabenstreiche“ bekannt seien.

Mir kam dieses Urtheil lächerlich vor; ich war manches Jahr in Schwaben gewesen und hatte mich unter den guten Leutchen ganz wohl befunden; hätte ich nicht befürchten müssen, aus der Rolle eines Zöglings zu fallen, ich hätte sogleich darauf geantwortet, wie ich es wußte; so aber ersparte mir mein Mentor die Mühe, welcher unglücklich genug, die gute Meinung, die er auf einige Augenblicke gewonnen hatte, nur zu schnell wieder verlieren sollte!

„Ob die Berliner," sagte er, „mehr innere Bildung, mehr Eleganz der äußeren Formen besitzen, als die Schwaben, ob man hier im Brandenburgischen mit mehr Feinheit ausgerüstet auf die Erde, oder vielmehr auf Sand kommt, als in Schwaben, wage ich nicht zu untersuchen, aber so viel habe ich mit eigenen Augen gesehen, daß man dort im Durchschnitt unter den Mädchen eine weit größere Menge hübscher, sogar schöner Gesichter findet, als selbst in Sachsen, welches doch wegen dieses Artikels berühmt ist."

„Quelle sottise!" hörte ich Frau von Wollau schnauben, „welche abgeschmackte Behauptungen dieser gemeine Mensch —"

Umsonst winkte ich dem Ewigen mit den Augen, umsonst gab ihm der Dichter einen freundschaftlichen Rippenstoß, ihn zu erinnern, daß er sich unter Damen befinde, die auch auf Schönheit Anspruch machten; ruhig, als ob er den erzürnten Schönen das größte Compliment gesagt hätte, fuhr er fort: „Sie können gar nicht glauben, wie reizend dieser verschriene Dialekt von schönen Lippen tönt, wie alles so naiv, so lieblich klingt, wie unendlich hübsch sind diese blühenden Gesichtchen, wenn man ihnen sagt, daß man sie liebe; wie schelmisch schlagen sie die Augen nieder, wie unschuldig erröthen sie, welcher Zauber liegt dann in ihrem Trotz, wenn sie sich verschämt wegwenden und flüstern: ‚Ach ganget Se mer weg, moinet Se denn, i glaub's?' Hier in Norddeutschland gibt es meist nur Theegesichter, die einen Trost darin finden, ästhetisch oder ätherisch auszusehen; sie müssen den Athem erst lange anhalten, wenn sie es je der Mühe werth halten, über dergleichen zu erröthen."

O Jude, welchen Bock hattest du geschossen. Kaum hast du das zornblitzende Auge einer Dame versöhnt, so begehst du den großen Fehler, vor zwölf Damen die schönen Gesichtchen zweier Länder zu loben, und nicht nur sie nicht mit aufzuzählen, sondern sogar ihren ätherischen Teint, ihre interessante Mondscheinblässe für Theegesichter zu verschreien!

Die jungen Damen sahen erstaunt, als trauten sie ihren Ohren nicht, die älteren an; diese warfen schreckliche Blicke auf den Frevler und auf die übrigen Herren, die, eben so erstaunt, noch keine Worte zu einer Replik finden konnten. Die Theetassen, die goldenen Löffelchen klirrten laut in den vor Wuth zitternden Händen der Mütter, die seit zehn Jahren mit vieler Mühe es dahin gebracht hatten, daß ihre Töchter nobel und edel aussehen möchten — wozu heutzutage, außer dem Gefühl der Würde, etwas Leidendes, beinahe Kränkliches gehört, — welche die immer wieder anschwellende Fülle ihrer Töchter, die immer wiederkehrende Röthe der Wangen doch endlich zu besiegen gewußt hatten.

Und jetzt sollte dieser fremde, abenteuerliche, gemeine Mensch sie und ihre Freude, ihre Kunst zu Schanden machen; er sollte es wagen, die

Damen dieses deutschen Paris mit jenen schwerfälligen Bewohnerinnen des unkultivirten Schwabens auch nur in Parallele zu bringen, und ihnen den ersten Rang zu versagen? Und dies sollten sie dulden?

Jamais! Gnädige Frau nahm das Wort, mit einem Blick, der über das eiskalte Gesicht des stillen Zornes wie ein Nordschein über Schneegefilde verabglänzte: „Ich muß Sie nur herzlich bedauern, Herr Doktor Mucker, daß Sie das schöne Schwaben und seine naiven Bauerndirnen so treulos verlassen haben; und ich bitte Sie, Lieber," fuhr sie fort, indem sie sich zu dem Dichter, der uns eingeführt hatte, wandte, „ich bitte Sie, muthen Sie diesem Herrn da nicht mehr zu, meine Cirkel zu besuchen. Jotte doch, er könnte bei unsern Damen seine robusten Naturen und jene Naivetät vermissen, die er sich so ganz zu eigen gemacht hat."

Triumphirend richteten sich die Gebeugten auf, die Mütter spendeten Blicke des Dankes, die Fräulein kicherten hinter vorgehaltenen Sacktüchern, die jungen Herren hatten auch wieder die Sprache gefunden und machten sich lustig über meinen armen Hofmeister. Doch der feine Takt der gnädigen Frau ließ diesem Ausbruch der Nationalrache nur so lange Raum, bis sie den Doktor hinlänglich bestraft glaubte. Beleidigt durfte dieser Mann in ihrem Salon nie werden, wenn er gleich durch seine rücksichtslose Aeußerung ihren Unwillen verdient hatte; sie beugte also schnell mit jener Gewandtheit, die feingebildeten Frauen so eigenthümlich ist, allen weiteren Bemerkungen vor, indem sie ihren Reifen aufforderte, sein Versprechen zu halten, und der Gesellschaft die längst versprochene Novelle preiszugeben.

Dieser junge Mann hatte schon während des ganzen Abends meine Aufmerksamkeit beschäftigt. Er unterschied sich von den übrigen jungen Herren, die leer in den Tag hinein plauderten, sehr vortheilhaft durch Ernst und würdige Haltung, durch gewählten Ausdruck und kurzes, richtiges Urtheil. Er war groß und schlank gebaut, männlich schön, nur vielleicht für Manche etwas zu mager. Sein Auge war glänzend und hatte jenen Ausdruck stillen Beobachtens, der einen Menschenkenner oder wenigstens einen Mann verrieth, der das Leben und Treiben der großen und kleinen Welt in vielerlei Formen gesehen und darüber gedacht hatte.

Er hatte, was mich sehr günstig für ihn stimmte, an dem Gespräch des ewigen Juden und an seiner Persiflage mit keinem Wort, ich möchte sagen, mit keiner Miene Theil genommen. Zum ersten Mal an diesem ganzen Abend entlockte ihm die Frage seiner Tante ein Lächeln, das sein Gesicht, besonders den Mund, noch viel angenehmer machte; wahrlich, in diesen Mann hätte ich mich, wenn ich eines der anwesenden Fräulein gewesen wäre, unbedingt verlieben müssen; aber freilich, junge Damen haben hierüber ganz andere Ansichten als der Teufel, und das einfache schwarze Gewand des jungen Mannes konnte natürlich die glänzende Gardeuniform und ihren kühnen, die drallen Formen zeigenden Schnitt nicht aufwiegen.

# Vierzehntes Kapitel.

## Der Fluch.

### Novelle.

Ich habe mich vergebens abgemüht, gnädige Tante," sprach der junge Mann mit voller, wohltönender Stimme, „eine artige Novelle oder eine leichte, fröhliche Erzählung für diesen Abend zu erfinden. Doch, um nicht wortbrüchig zu erscheinen, muß ich schon den Fehler einigermaßen gut zu machen suchen. Wenn Sie erlauben, will ich etwas aus meinem eigenen Leben erzählen, das, wenn es nicht ganz den romantischen Reiz und den anziehenden Gang einer Novelle, doch immer den Werth der Wahrheit für sich hat."

Die Tante bemerkte ihm gütig, daß die einfache Wahrheit oft größeren Reiz habe, als die erfundene Spannung einer Novelle, ja sie gestand ihm, daß sie etwas sehr Interessantes erwarte, denn er sehe seit der Zurückkunft von seinen Reisen so geheimnißvoll aus, daß man auf seine Begebnisse recht gespannt sein dürfe.

Die älteren Damen lorgnettirten ihn aufmerksam und gaben dieser Bemerkung vollkommen Beifall; der junge Mann aber hub an zu erzählen:

„Als ich vor fünf Jahren in diesem Saal von einer großen Gesellschaft, welche die Güte meiner Tante noch einmal um den Scheidenden versammelt hatte, Abschied nahm, warnten mich einige Damen — wenn ich nicht irre, war Frau von Wollau mit dabei — vor den schönen Römerinnen, vor ihren feurigen, die Herzen entzündenden Blicken. Ich nahm ihre Warnung dankbar an, noch kräftigeren Schutz aber versprach ich mir von jenen holden, blauen Augen, von jenen freundlichen vaterländischen Gesichtchen, von all' den lieblichen Bildern, die ich, in feinem und treuem Herzen aufbewahrt, mit über die Alpen nahm. Und sie schützten mich, diese Bilder, gegen jene dunkeln Feuerblicke der Römerinnen; wie sie aber vor sanften blauen Augen, welche ich dort sah, sich unverantwortlich zurückgezogen, wie sie mein armes unbewahrtes Herz ohne Bedeckung ließen, will ich als bittere Anklage erzählen.

„Der ſ . . . . sche Gesandte am päpstlichen Hofe hatte mir in der Charwoche eine Karte zu den Lamentationen in der sixtinischen Kapelle geschickt; mehr, um den alten Herrn, der mir schon manche Gefälligkeit erwiesen hatte, nicht zu beleidigen, als aus Neugierde, entschloß ich mich, hinzugehen. Ich war nicht in der besten Laune, als es Abend wurde; statt einer lustigen Partie, wozu mich deutsche Maler geladen, sollte ich einen Klaggesang mit anhören, der mir schon an und für sich höchst lächerlich vorkam. Nie hatte ich mich nämlich von der Heiligkeit solcher Ritualien überzeugen können, selbst in dem ehrwürdigen Kölner Dom, wo die

hohen Gewölbe und Bogen, das Dunkel des gebrochenen Lichtes, die mächtigen vollen Töne der Orgel manchen andern ernster stimmen mögen, konnte ich nur über die Macht der Täuschung staunen.

„Meine Stimmung wurde nicht heiliger, als ich an das Portal der sixtinischen Kapelle kam. Die päpstliche Wache, alte, ausgediente, schneiderhafte Gestalten, bielten hier Wache mit so meisterlicher Grandezza, als nur die Cherubim an der Himmelsthüre. Der Glanz der Kerzen blendete mich, da ich eintrat, und stach wunderbar ab gegen den dunkeln Chor, in den die Finsterniß zurückgeworfen schien. Nur der Hochaltar war dort von dreizehn hohen Kerzen erleuchtet.

„Ich hatte Muße genug, die Gesichter der Gesellschaft um mich her zu mustern. Ich bemerkte nur sehr wenige Römer, dagegen fast Alles, was Rom an Fremden beherbergte.

„Einige französische Marquis, berüchtigte Spieler, einige junge Engländer von meiner Bekanntschaft, standen ganz in meiner Nähe. Sie zogen mich auf, daß auch ich mich habe verführen lassen, dem Spektakel, wie sie es nannten, beizuwohnen; Lord Parter aber meinte, es sei dies wohl der Schönen zu Gefallen geschehen, die ich mitgebracht habe. Er deutete dabei auf eine junge Dame, die neben mir stand. Er fragte nach ihrem Namen und ihrer Straße, und schien sehr ungläubig, als ich ihm damit nicht dienen zu können behauptete.

„Ich betrachtete meine Nachbarin näher; es war eine schlanke hohe Gestalt, dem Anschein nach keine Römerin; ein schwarzer Schleier bedeckte das Gesicht und beinahe die ganze Gestalt, und ließ nur einen Theil des Nackens sehen, so rein und weiß, wie ich ihn selten in Italien gesehen hatte.

„Schon pries ich im Herzen meine Höflichkeit gegen den alten Diplomaten, hoffend, eine interessante Bekanntschaft zu machen, wollte eben — da begann der Klaggesang und meine Schöne schien so eifrig darauf zu hören, daß ich nicht mehr wagte, sie anzureden. Unmuthig lehnte ich mich an eine Säule zurück, Gott und die Welt, den Papst und seine Lamentationen verwünschend.

„Unerträglich war mir der monotone Gesang. Denken Sie sich, sechzig der tiefsten Stimmen, die unisono im tiefsten Grundton der menschlichen Brust Bußpsalmen murmeln. Der erste Psalm war zu Ende, eine Kerze auf dem Altar verlöschte. Getröstet, die Farce werde ein Ende haben, wollte ich eben den jungen Lord anreden, als von Neuem der Gesang anhub.

„Jener belehrte mich zu meinem großen Jammer, daß noch alle zwölf übrigen Kerzen verlöschen müssen, bis ich ans Ende denken könne. Die Kirche war geschlossen und bewacht, an ein Entfliehen war nicht zu denken. Ich empfahl mich allen Göttern und gedachte einen gesunden Schlaf zu thun. Aber wie war es möglich? Wie Strahlen einer Mittagssonne strömten die tiefen Klänge auf mich zu. Zwei bis drei Kerzen verlöschten, meine Unruhe ward immer größer.

„Endlich aber, als die Töne noch immer fortwogten, drangen sie mir bis ins innerste Mark. Das Erz meiner Brust schmolz vor den dichten Strahlen, Wehmuth ergriff mich, Gedanken aus den Tagen meiner Jugend stiegen wie Schatten vor meiner Seele auf, unwillkürliche Rührung be-

mächtigte sich meiner, und Thränen entstürzten seit Jahren zum ersten Male meinem Auge.

„Beschämt schaute ich mich um, ob doch Keiner meine Thränen gesehen. Aber die Spieler, wunderbarer Anblick, lagen zerknirscht auf ihren Knieen, der Lord und seine Freunde weinten bitterlich. Zwölf Kerzen waren verlöscht. Noch einmal erhoben sich die tiefen, herzdurchbohrenden Töne, zogen klagend durch die Halle, immer dumpfer, immer leiser verschwebend. Da verlöschte die letzte Kerze und zugleich damit das Feuermeer der Kirche, und bange Schatten, tiefe Finsterniß drang aus dem Chor und lagerte sich über die Gemeinde. Mir war, als wäre ich aus der Gemeinschaft der Seligen hinausgestoßen in eine fürchterliche Nacht.

„Da tönten aus des Chores hintersten Räumen süße klagende Stimmen. Was jenes tiefe, schauerliche Unisono unerweicht gelassen, zerschmolz vor diesem hohen Dolce der Wehmuth. Rings um mich das Schluchzen der Weinenden, vom Chor herüber Töne, wie von gerichteten Engeln gesungen, glaubte ich nicht anders, als in einer zernichteten Welt mit unterzugehen und zu hören, der Glaube an Unsterblichkeit sei Wahn gewesen.

„Der Gesang war verklungen, Fackeln erhellten die Scene, die Menge ergoß sich durch die Pforten, und auch ich gedachte mich zum Aufbruch zu rüsten; da gewahrte ich erst, daß meine schöne Nachbarin noch immer auf den Knieen niedergesunken lag. Ich faßte mir ein Herz.

„Signora," sprach ich, „die Thore werden geschlossen, wir sind die Letzten in der Kapelle.

„Keine Antwort. Ich faßte ihre Rechte, die auf der Seite niederhing, sie war kalt und ohne Leben. Sie lag in Ohnmacht.

„Ich befand mich in sonderbarer Lage. Die Nacht war schon weit vorgerückt; nur noch einige Flambeaux zogen durch die Kirche, ich mußte alle Augenblicke befürchten, vergessen zu werden. Ich besann mich nicht lange, rief einen der Fackelträger herbei, um mit seiner Hülfe die Dame aufzurichten.

„Wie ward mir, als ich den Schleier aufschlug. Der düstere Schein der halbverlöschten Fackel fiel auf ein Gesicht, wie ich es auch auf den herrlichsten Cartons von Raphael nie gesehen! Glänzendbraune Locken hatten sich aufgelöst und fielen herab bis in den verhüllten Busen und umzogen das lieblichste Oval ihres Angesichtes, auf dem sich eine durchsichtige Blässe gelagert hatte. Die schönen Bogen der Brauen versprachen ein ernstes, vielleicht etwas schelmisches Auge, und den halb geöffneten Mund, umkleidet mit den weißesten Perlen, konnte Gram, konnte Schmerz so gezogen haben.

„Als wir sie aufrichten wollten, schlug sie das herrliche, blaue Auge auf, dessen eigener, schwärmerischer Glanz mich so überraschte, daß ich einige Zeit mich zu sammeln nöthig hatte. Sie richtete sich plötzlich auf, stand nun in ihrer ganzen Schönheit mir gegenüber. Welch' zarte Formen bei so vielem Anstand, bei so ungewöhnlicher Höhe des Wuchses. Sie schaute verwundert in der Kirche umher, ließ dann ihre Blicke auf mich herübergleiten.

„‚Und Sie hier, Otto?'" sprach sie, nicht italienisch, nein, in reinem, wohlklingendem Deutsch.

„Wie war mir doch so wunderbar! Sie sprach so bekannt zu mir, ja sogar meinen Namen hatte sie genannt; woher konnte sie ihn wissen? — sie schien verwundert über mein Schweigen."

„‚Nicht bei Laune, Freund? Und doch haben Sie mich so freundlich unterstützt? Doch! Lassen Sie uns gehen, es wird spät.'"

„Sie hatte Recht. Die Fackel drohte zu verlöschen. Ich gab ihr den Arm. Sie drückte zärtlich meine Hand.

„Was sollte ich denken, was sollte ich machen? Betrug von ihr war nicht möglich, — das Mädchen konnte keine Dirne sein. Verwechslung war offenbar. Aber sie wußte mich bei meinem Namen zu nennen, sie war so ohne Arg. — Ich wagte es — ich übernahm die Rolle eines verstimmten Verehrers und schritt schweigend mit ihr durch die Hallen.

„Am Portal geht mein Jammer von Neuem an. Welche Straße sollt' ich wählen, um nicht sogleich meine Unbekanntschaft zu verrathen? Ich nahm allen meinen Muth zusammen und schritt auf die mittlere Straße zu."

„‚Mein Gott,'" rief sie aus, und zog meinen Arm sanft seitwärts, „‚Otto, wo sind Sie nur heute? Hier wären wir ja an die Tiber gekommen.'"

„O! Wie hörte ich so gerne diese Stimme! Wie lieblich klingt unsere Sprache in einem schönen Munde. Schon oft hatte ich die Römerinnen beneidet um den Wohllaut ihrer Töne; hier war weit mehr, als ich je in Rom gehört; es mußte offenbar ein deutsches Mädchen sein, ich sah es aus allem, und doch so reine, runde Klänge ihrer Sprache! Als ich noch immer schwieg, brach sie in ein leises Weinen aus. Ihr thränendes Auge sah mich wehmüthig an, ihre Lippen wölbten sich, wie wenn sie einen Kuß erwarteten."

„‚Bist Du mir nicht mehr gut, mein Otto? Ach, könntest Du mir zürnen, daß ich die Lamentationen hörte? O! zürne mir nicht! Doch, Du hast Recht, wäre ich lieber nicht hingegangen. Ich glaubte Trost zu finden und fand keinen Trost, keine Hoffnung. Alle meine Lieben schienen dem Grab entstiegen, schienen über die Alpen zu wehen und mit Tönen der Klage mich zu sich zu rufen. Wie bin ich doch so allein auf der Erde!'" weinte sie, indem ihr blaues Auge in das nächtliche Blau des Himmels tauchte. „‚Wie bin ich so allein! — Und wenn ich Dich nicht hätte, mein Otto!'"

„Meine Lage grenzte an Verzweiflung, das schönste, lieblichste Kind im Arme, und doch nicht sagen können, wie ich sie liebte! Als ihre Thränen noch nicht aufhören wollten, flüsterte ich endlich leise: „Wie könnte ich Dir zürnen?"

„Sie schaute freundlich dankbar auf — „‚Du bist wieder gut? Und o! wie siehst Du heute doch gar nicht so finster aus, auch Deine Stimme klingt heute so weich! Sei auch morgen so und laß nicht wieder einen ganzen langen Tag auf Dich warten.'"

„Sie näherte sich einem Haus und blieb davor stehen, indem sie die Glocke zog. „‚Und nun gute Nacht mein Herz.'" sagte sie, „‚wie gerne säß' ich noch zu Dir auf die Bank, aber die Signora wartet wohl schon zu lange.'" Ich wußte nicht, wie mir geschah, ich fühlte einen heißen Kuß auf meinen Lippen, und weg war sie.

„Ich merkte mir die Nummer des Hauses, aber die Straße konnte

ich nicht erkennen. Nur einen Brunnen und gegenüber von ihrem Haus eine Madonna in Stein gehauen konnte ich als Zeichen für die Zukunft anmerken. Ich wand mich mit unsäglicher Mühe durch das Gewirre der Straßen und war doch nicht froh, als ich endlich mein Haus erreichte. Bis an den lichten Morgen kein Schlaf. Zuerst ließ mich der Mond nicht schlafen, der mich durchs Fenster herein angrinste, und als ich die Gardine vorzog, schien gar der Engelskopf des Mädchens hereinzublicken. Mitunter zogen auch die Lamentationen durch meinen wirren Kopf, und ich verwünschte endlich ein Abenteuer, das mich eine schlaflose Nacht kostete.

„Sehr frühe am andern Morgen traten Lord Pater und einer seiner Freunde bei mir ein. Sie wollten mir begegnet sein, als ich meine räthselhafte Schöne zu Haus brachte und schalten mich neckend, daß ich sie gestern gänzlich verläugnet habe. Als ich ihnen mein Abenteuer, dem größeren Theil nach erzählte, wurden sie noch ungestümer und behaupteten, mich deutlich schon mehrere Mal mit derselben Dame gesehen zu haben. Immer klarer ward mir, daß irgend ein Dämon sich in meine Gestalt gehüllt habe, da ja auch das Mädchen mich so genau zu kennen schien, und ich war nicht minder begierig, das liebe Mädchen, als das leibhafte Conterfei meiner Gestalt zu Gesicht zu bekommen. Die beiden Engländer mußten nur Stillschweigen geloben, indem ich mich vor dem Spott meiner Bekannten fürchtete, zugleich versprachen sie auch, mir suchen zu helfen.

Nach langem Umherirren, wobei wir tausend Lügen ersinnen mußten, um die erwachende Neugierde unserer Freunde zu täuschen, fanden wir endlich in dem entlegentsten Winkel der Stadt jene Merkzeichen, die Madonna und den Brunnen. Ich sah das Haus der Holden, ich sah die Bank an der Thüre, auf welcher ich hätte selig werden sollen, aber hier ging auch unser Weg zu Ende. Als Fremde hätten wir zu viel gewagt, so weit entfernt von den uns bekannten Straßen, unter einer Menschenklasse, die besonders den Engländern so gram ist, uns in ein fremdes Haus einzudrängen. Wir zogen mehrere Male durch die Straße, immer ward die Thüre verschlossen, immer die Fenster neidisch verhängt. Wir vertheilten uns, bewachten Tage lang die Promenaden, weder meine Schöne, noch mein Ebenbild ließen sich sehen.

„Geschäfte riefen mich in dieser Zeit nach Neapel. So angenehm mir sonst die Reise gewesen wäre, so war sie mir in meiner gegenwärtigen Spannung höchst fatal. Unaufhörlich verfolgte mich das Bild des Mädchens, im Traum wie im Wachen hörte ich die liebliche Stimme flüstern. Hatten mich die Gesänge in der Kapelle so weich gestimmt, hatte das flüchtige Bild der Schönen vermocht, was der Geist und die Schönheit so mancher andern nicht über mich vermochte?

„Unruhig reiste ich ab. Die Reise, so viele abwechselnde Gegenstände, die ernsten Geschäfte, der Reiz der Gesellschaft, nichts gab mir meine Ruhe wieder.

„Es war die Zeit des Karnevals, als ich nach Rom zurückkehrte. Durfte ich hoffen, im Gewühle der Menge den Gegenstand meiner Sehnsucht herauszufinden? Meine englischen Freunde waren abgereist, ich hatte Niemand mehr, dem ich mich vertrauen mochte. Ohne Hoffnung hatte ich mehrere Tage verstreichen lassen, ich war nicht zu bewegen, mich unter die Freuden des Karnevals zu mischen.

„Wie erstaunte ich aber, als mich am Morgen des vierten Tages der Karnevalswoche der Gesandte fragte, wie ich mich gestern amüsirt habe. Ich sagte ihm, ich sei nicht im Corso gewesen. Er erstaunte, behauptete, mich von seinem Wagen aus mit einer Dame am Arm gesehen und begrüßt zu haben. Er schwieg etwas beleidigt, als ich es wieder verneinte. Aber plötzlich kam mir der Gedanke: wie, wenn es die Geisichten wären? — Man war in allen Cirkeln sehr gespannt auf diesen Abend. Ein prachtvoller Maskenzug, worin Damen aus den edelsten römischen Häusern eine Rolle übernommen hatten, sollte den Karneval verherrlichen. Ich gab dem Drängen meiner Bekannten nach und ging mit in den Corso.

„Erwarten Sie von mir keine Beschreibung dieses Schauspiels. Zu jeder andern Zeit würde ich ihm alle meine Aufmerksamkeit geschenkt haben, nicht nur, weil es mir als Volksbelustigung sehr interessant gewesen wäre, sondern weil sich der Charakter der Römer gerade hier am meisten aufdeckt. Aber wenn ich sage, daß von dem ganzen Abend, von allen Herrlichkeiten des Corso nur noch ein Schatten in meiner Erinnerung geblieben und nur ein heller Stern aus dieser Nacht auftaucht, so werden Sie vergeben, wenn ich über das interessante Schauspiel Ihre Neugierde nicht zur Genüge befriedige.

„Die lange, enge Straße war schon gefüllt, als wir durch die Porta del popolo eintraten. Unabsehbar wogten die Wellen der Menge durcheinander, und das Auge gleitete unbefriedigt darüber hinweg, weil es unter der Mischung der grellsten Farben keinen Punkt fand, der es festhielt. Die Erwartung war gespannt. Ueberall hörte man von dem Maskenzug reden, der sich nun bald nahen müsse. Ein rauschendes Beifallrufen drang jetzt von den Obelisken auf der Piazza herüber und verkündete die

Auffahrt der Masken. Alle Blicke richteten sich dorthin. Von den Balkonen und Gerüsten herab wehten ihnen Tücher und winkten schöne Hände entgegen, indem die Equipagen sich in die Seiten drängten, um den Wagen

des Zuges Platz zu machen. Er nahte. Gewiß ein herrlicher Anblick. Die Götter der alten Roma schienen wieder in die alten Mauern eingezogen zu sein, um ihren Triumph zu feiern. Liebliche, majestätische Gruppen! Welch' herrliche Umrisse in den Gestalten des Apoll und Mars, wie lieblich Venus und Juno, und man konnte es nicht für Unbescheidenheit halten, sondern mußte gerade hierin den schönsten Triumph finden, wenn das Volk mit Ungestüm den Göttinnen zurief, die Masken abzunehmen. Unendlich wurde aber der Beifall, als die Gräfin Parvi, die edeln Formen des Gesichtes unverhüllt, als Psyche sich nahte. Wahrlich, dieser liebliche Ernst, diese sanfte Größe hätten einen Zeuris und Praxiteles begeistern können.

„Der Abend nahte heran, man rüstete sich, die Gerüste zu besteigen, weil das Pferderennen beginnen sollte. Ich stand ziemlich verlassen auf der Straße, musternd mit sehnsüchtigen Blicken die Gallerien und Balkone, ob meine Schöne nicht darauf zu treffen sei. Plötzlich fühlte ich einen leisen Schlag auf die Schulter. „‚So einsam?'" tönte in der lieben Muttersprache eine süße Stimme in mein Ohr. Ich sah mich um. Eine reizende Maske, in der Kleidung einer Tirolerin, stand hinter mir. Durch die Höhlen der Maske blitzten jene blauen Augen, die mich damals so sehr überraschten. Sie ist's — es ist kein Zweifel. Ich bot ihr schweigend die Hand, sie drückte sie leise. „‚Du böser Otto,'" flüsterte sie, „‚den ganzen Abend habe ich Dich vergebens gesucht. Wie mußte ich schwatzen, um die Signora los zu werden!'"

„Die Wache rückte die Straße herab. Es war hohe Zeit, die Gallerien zu suchen. Ich deutete hinauf, sie gab mir ihren Arm, sie folgte. Ein heimliches Plätzchen hinter einer Säule bot sich dar, sie wählte es von selbst. Karneval, Pferderennen, alle Schönheiten Roms waren für mich verloren, als mein stiller Himmel sich öffnete, als sie die Maske abnahm. Noch lieblicher, noch unendlich schöner war sie als an jenem Abend. Die zarte Blässe, die sie damals aus der Kapelle brachte, war einer feinen, durchsichtigen Röthe gewichen; das Auge strahlte noch von höherem Glanz als damals, und der tiefe, beinahe wehmüthige Ernst der Züge, wie sie sich mir damals zeigten, war durch ein Lächeln gemildert, das fein und flüchtig um die zarten Lippen wehte.

Sie heftete wieder einige Minuten schweigend ihr Auge auf mein Gesicht, strich mir spielend die Haare aus der Stirne, und rief dann plötzlich: „‚Jetzt bist Du's wieder ganz! Ganz wie an jenem Abend in der Kapelle, den Du mir so hartnäckig läugnest! Gestehst Du ihn Deiner Louise noch nicht?'"

„Welche Pein! Was sollte ich sagen? Da fiel plötzlich das Signal, die Pferde rannten durch den Corso. Meine Schöne bog den Kopf abwärts, und ich, meiner Sinne kaum mächtig, flüchtete hinter die nächste Säule, um nicht im Augenblicke vor dem arglosen Mädchen als ein Thor, oder noch etwas Schlimmeres zu erscheinen. Und was war ich auch anders, wenn ich mich selbst recht ernstlich fragte? Was wollte ich von dem Mädchen, was konnte ich von ihr wollen? Und war nicht eine so weit getriebene Neugierde Frevel?

„Während ich noch so mit mir selbst kämpfte, ob es nicht ehrlicher sei, ein Abenteuer aufzugeben, dessen Ende nur ein thörichtes sein könnte, be-

merkte ich, daß meine Stelle schon wieder besetzt sei. Ich schlich näher herzu, um wenigstens zu hören, wer der Glückliche sei, da ich ihn, ohne meine unbescheidene Nähe zu verrathen, nicht sehen konnte.“

„‚Wie magst Du nur so zerstreut fragen?‘“ sagte Louise, „‚Du selbst hast mich ja herauf geführt.‘“

„‚Ich hätte Dich geführt, der ich diesen Augenblick erst zu Dir trete? Gestehe, Du betrügst mich; wer hat Dich hergeleitet?‘“

„Mit befangener Stimme, dem Weinen nahe, beharrte sie auf dem, was sie vorhin sagte. „‚Du bist auch wie unser Wetter über den Alpen, so eben noch so freundlich, und jetzt so kalt, so finster.‘“

„Jener stand schnell auf: „‚Ich bin nicht gestimmt, meine Gnädige, das Ziel Ihrer Scherze zu sein,‘“ sagte er, „‚und wenn Sie sich in Räthsel vertiefen, wird meine Gesellschaft Ihnen lästig werden.‘“ Er brach auf und wollte gehen. Ich konnte die Leiden der Armen nicht mehr verlängern, trat hervor hinter der Säule, um mich als Auflösung des Räthsels zu zeigen. Aber wie ward mir! Meine eigene Gestalt, mein eigenes Gesicht glaubte ich mir gegenüber zu sehen. Die überraschendste Aehnlichkeit —“

---

## Fünfzehntes Kapitel.

Das Intermezzo. — Die Trinker.

Ein schrecklicher Angstschrei, ein Gerassel, wie Blitz und Donner einander folgend, unterbrach den Erzähler. Welcher Anblick! Der Jude lag ausgestreckt auf dem Boden des Saales, überschüttet mit Thee, Trümmer seines Stuhles und der feinen Meißner Tasse, die er im Sturz zerschmettert, um ihn her. Der Aerger über eine solche Unterbrechung war auf allen Gesichtern zu lesen; zürnend wandten die Damen ihr Auge von diesem Schauspiel, von den Herren machte keiner Miene, ihm beizustehen. Er selbst aber blieb Sekunden lang liegen, ohne sich zu rühren, und schaute verwundert herauf.

Ich sprang auf, ihm beizustehen, ich hob ihn auf und sah mich nach einem andern Stuhl um, auf welchen ich ihn setzen könnte. Aber ein Verwandter des Hauses rannte mir in die Ohren, ich möchte machen, daß wir fortkommen, mein Hofmeister scheine sich nicht in dieser Gesellschaft zu gefallen.

Wir folgten dem Wink und nahmen unsere Hüte. Als ich mich von der gnädigen Frau beurlaubte, sagte sie mir viel Schönes und lud mich ein, sie recht oft zu sehen; meinen armen Hofmeister würdigte sie keines Blickes. Sie neigte sich so kalt als möglich, und ließ ihn abziehen. Ge-

lächter schallte uns nach, als wir den Saal verließen, und ich hatte mit meiner Incarnation so viele menschliche Eitelkeit angezogen, daß mich dieses Lachen ungemein ärgerte.

Wie gern hätte ich die Erzählung jenes interessanten jungen Mannes zu Ende gehört; wie viel Wichtiges und Psychologisches hätte ich von dem gardeuniformliebenden Fräulein erlauschen können; und war ich selbst nicht ganz dazu gemacht, junge Herzen an jenem Abend zu erobern? Ein junger, reicher, ich darf sagen, hübscher Mann auf Reisen findet, wo er hinkommt, freundliche Augen, durch welche er so leicht in die Herzen einzieht — und dies alles hatte mir das ungeschliffene Wesen des alten Menschen verdorben, ich hätte ihn würgen können, als wir im Wagen saßen.

„War es nicht genug," sagte ich, „daß Du mit Deinem scharfen Judenbart die zarte Hand der Gnädigen empfindlich bürstetest? Mußtest Du auch noch die Frau von Wollau durch Dein unzeitiges Gelächter beleidigen? Und kaum hast Du es wieder gut gemacht, so bringst Du aufs Neue Alles gegen Dich auf? Was gingen Dich denn die Schwabenmädel an, daß Du ihre Schönheit an den Thectischen Berlins predigest? Darfst Du denn sogar in China einer Schönen sagen, sie habe ein Theegesicht? Und jetzt, nachdem Du die spitzigen Worte der ungnädigen Frau eingesteckt hattest, jetzt, als Alles auf das erste vernünftige Thema, das diesen Abend abgehandelt wurde, lauschte, jetzt fällst Du, wie der selige Hohepriester Eli im zweiten Kapitel Samuelis, rücklings in den Saal und zerschmetterst — nicht den eigenen hohlen Schädel, wie jener würdige jüdische Papst, nein! einen zierlich geschnitzten Fauteuil und eine Tasse von Meißner Porzellan; sage, sprich, schlechter Kamerad, wie fingst Du es nur an?"

„In Eurer Stelle, Herr Satan, wäre ich nicht so arrogant gegen unser einen," antwortete er verdrießlich, „Ihr wißt, daß Euch keine Gewalt über meine Seele zusteht, denn seit anderthalbtausend Jahren kenne ich Eure Schliche und Ränke wohl. Was aber die Eli's-Geschichte betrifft, so will ich Euch reinen Wein einschenken, vorausgesetzt, Ihr begleitet mich in eine Auberge, denn der läpperichte Thee hier, mit dem man in China kaum die Tassen ausspülen würde, mit dem noch schlechteren Arack, haben mir ganz miserabel gemacht."

Ich ließ vor einem Restaurateur halten und führte den verunglückten Doktor Mucker hinein. Es war schon ziemlich tief in der Nacht, und nur noch wenige, aber ächte Trinker in dem Wirthszimmer. Wir setzten uns an einen Tisch zu vier oder fünf solcher nächtlichen Gesellen; ich ließ für den alten Menschen Burgunder auftragen, und in geläufigem Malabarisch, wovon die Trinker gewiß nichts verstanden, forderte ich ihn auf, zu erzählen.

Nachdem der ewige Jude durch etliche Schlücke sich erholt hatte, begann er:

„Ich glaube, es ist ein Theil des Fluches, der auf mir ruht, daß ich, sobald ich mich in höhere Sphären der Gesellschaft wage, lächerlich werde; ein paar Beispiele mögen Dir genügen.

„Du weißt, daß ich, um mir die Langeweile des Erdenlebens zu vertreiben, zuweilen einen Liebeshandel suche — nun, verziehe Dein Gesicht nur nicht so spöttisch, ich bin eine Stereotypausgabe von einem kräftigen Fünfz'ger, und ein solcher darf sich schon auf's Eis wagen. Nun hatte ich

einmal in einem kleinen sächsischen Städtchen eine Schöne auf dem Korn. Ich hatte schon seit einigen Tagen Zutritt in das elterliche Haus und die kleine Kokette schien mir gar nicht abgeneigt. Ich kleidete mich sorgfältiger, um ihr zu gefallen, ich scherwenzelte um sie her, wenn sie spazieren ging, kurz, ich war ein so ausgemachter Geck, als je einer über das Pflaster von Leipzig ging. In dem Städtchen gehörte es zum guten Ton, Morgens um neun Uhr an dem Haus seiner Schönen vorbeizugehen; schaute sie heraus, so wurde mit Grace der Hut gezogen und etwas weniges geseufzt.

„Dies hatte ich mir bald abgemerkt und zog nun pflichtgemäß, wenn die Glocke neun Uhr summte, an jenem Haus vorüber, und ich hatte die Freude, zu sehen, wie mein Engel jedesmal zum Fenster herausschaute und huldreich lächelte. Eines Morgens war es sehr kothig auf der Straße; ich ging also, um die weißseidenen Strümpfe zu schonen, auf den Zehenspitzen und machte Schritte wie ein Hahn. Aber vor dem Hause meiner Schönen war der Schmutz reinlich in große Haufen zusammengekehrt, denn der Papa war eine Art von Polizeiinspekter und mußte den Einwohnern ein gutes Beispiel geben; wie freute sich mein Herz über diese Reinlichkeit! Ich konnte dort fester auftreten, ich konnte mit dem rechten Bein, wenn ich mein Compliment machte, zierlich ausschweifen, ohne mich zu beschmutzen. Mein Engel schaute huldreich herab, freudig ziehe ich den Hut von dem schönfrisirten Toupet, schwenke ihn in einem kühnen Bogen und — o Unglück — er entwischt meiner Hand, er fährt wie ein Pfeil in den aufgeschichteten Unrath, daß nur noch die Spitze hervorsieht.

„Wie schön sagt Schiller:

„Einen Blick
Nach dem Grace
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück."

„So stand ich wie niedergedonnert an dem Unrath. Sollte ich in zierlicher Stellung mit den Fingerspitzen den Hut herausziehen? Aber dann war zu befürchten, daß er ganz ruinirt sei; sollte ich völlig chapeau bas weiter ziehen, wie einer, der ohne Hut dem Galgen oder dem Tollhaus entsprungen?

„Wie ein silbernes Feuerglöcklein schlägt jetzt das lustige Lachen meiner Dulcinea an mein Ohr; brummend wie die schweren Todtenglocken, das Grabgeläute meiner Hoffnung, antworten zehn Bässe aus dem gegenüberstehenden Kaffeehaus; Husaren-Lieutenants, Schreiber, Kaufleute brüllen aus den aufgerissenen Fenstern, und „Hussa, Sultan, such' verloren!" tönt die Stimme meines furchtbarsten Rivalen, des Grafen Loban. Eine englische Dogge von Menschenlänge stürzt hervor, packt den verlorenen Hut mit geübter Schnauze, rennt auf mich zu, stellt

sich auf die Hinterbeine, tappt mit seinen Pfoten auf meine Schultern und präsentirt mir das triefende Corpus delicti.

„Was ich Dir hier mit vielen Worten erzählte, mein Bester, war das Werk eines Augenblicks; wie angefroren war ich dagestanden, und erst die Zudringlichkeit des höflichen Hundes gab mir meine Fassung wieder. Wieherndes, jauchzendes Gelächter scholl aus dem Kaffeehause, und auch bei ihr waren alle Fenster mit Lachern angefüllt; und als ich einen zärtlichen Blick, den letzten, hinauflaufen ließ, sah ich, wie sie das battistene Schnupftuch in den Mund schob, um nicht vor Lachen zu bersten. Da verlor ich von Neuem die Fassung; wüthend ergriff ich den Hut und schlug ihn der Dogge ins Gesicht; aber die Bestie verstand keinen Spaß, sie packte mich an der zierlichen Busenschleife, ich ließ ihr diese Spolien und machte mich eilends davon, durch dick und dünn galoppirend; aber die Bestie folgte, und andere Hunde und Gassenjungen stürzten nach, und die schreckliche Jagd nahm erst ein Ende, als ich athemlos in das Portal meines Gasthofes stürzte.

„Daß es mit meiner Liebe aus war, kannst Du denken, besonders da ich nachher erfuhr, die Kokette habe alle ihre Anbeter um diese Stunde in das Kaffeehaus bestellt, um meine tägliche Fensterparade zu bewundern!"

Ich bedauerte den Armen von Herzen, er aber griff ruhig nach seinem Glas, trank und fuhr dann fort:

„Kann Dich versichern, so hundsföttisch ging es mir von jeher, besonders aber in der neuen aufgeklärten Zeit, wo man so ungemein viel auf das Schickliche hält und verzweifeln möchte, wenn der vortreffliche Reifrock der Etiquette ein wenig unsanft berührt wird. Darum ist es mir bei einem Gastmahl immer höllenangst. Wird fette Sauce umhergegeben, so sehe ich schon im Geiste, daß ich damit zittern und sie verschütten werde. Kommt dann der Bettel an mich, so bricht mir der Angstschweiß aus, die Saucière klappert in meiner zitternden Hand fürchterlich, sie schwankt, ich fahre mit der andern Hand darnach und — richtig, meine freundliche Nachbarin hat die ganze Bescherung auf dem neuen Drap d'or oder genuesischen Sammtkleid, daß Alles im schönsten Fett schwimmt. Habe ich aber endlich eine solche Fegfeuertour durchgemacht, ohne Sauce zu verschütten, ohne ein Glas umzuwerfen, ohne einen Löffel fallen zu lassen, ohne dem Schoßhund auf den Schwanz zu treten, ohne der Tochter des Hauses die größten Sottisen zu sagen, wenn ich höflich und pikant sein will, so faßt mich irgend ein Unheil noch zum Schluß, daß ich mit Schande abziehe wie heute."

„Nun," fragte ich, „und was warf Dich denn heute mitten ins Zimmer?"

„Als der langweilige Mensch seine Erzählung anhub, wie er ein paar Pfaffen habe singen hören, und wie er einem hübschen Mädchen nachgelaufen sei — was man überall thun kann, ohne gerade in Rom zu sein — da übermannte mich die Langeweile, die eines meiner Hauptübel ist, und so setzte ich, um mich zu unterhalten, meinen Stuhl rückwärts in Bewegung und schaukelte mich ganz angenehm. Auf einmal, ehe ich mich dessen versah, schlug der Stuhl mit mir rückwärts über und ich lag —"

„Das habe ich leider gesehen, wie Du lagst," sagte ich; „aber wie

kann man nur in honneter Gesellschaft so ganz alle gute Sitte vergessen und mit dem Stuhle schaukeln?"

„Sei jetzt ruhig und bringe mich nicht auf mit der verdammten Geschichte, ich habe heute Abend kein Glück gemacht, das ist alles. Bibamus, Diabole!" sagte der alte Mensch, indem er selbst mit tüchtigem Beispiel voranging und dann schmunzelnd auf das dunkelrothe Glas wies: „Der ist koscher, Herr Bruder, guter Burgunder, ächter Chambertin und wenigstens zwanzig Jahre alt. Du magst mich jetzt auslachen oder nicht, aber ein gutes altes Weinchen vom Südstamme ist noch immer meine Leidenschaft, und ich behaupte, die Welt sieht jetzt nur darum so schlecht aus, weil so viel Thee, Branntwein und Bier, aber desto weniger Wein getrunken wird."

„Du könntest Recht haben, Jude!"

„Wie stattlich," fuhr er im Eifer fort, „wie stattlich nahmen sich sonst die Wirthshäuser aus. Breite, gedrungene, kräftige Gestalten, den dreispitzigen Hut ein wenig auf die Seite gesetzt, rothe Gesichter, feurige Augen, ins Bläuliche spielende Nasen, honnete Bäuche — so traten sie, das hohe, mit Gold beschlagene Meerrohr in der Faust, feierlich grüßend ins Zimmer. Wenn der Hut am Nagel hing, der Stock in die Ecke gestellt war, schritt der Gast dem wohlbekannten Plätzchen zu, das er seit Jahren sich zu eigen gemacht hatte, und das oft nach ihm getauft war. Der Wirth stellte mit einem ‚Wohl bekomm's' die Weinkanne vor den ehrsamen Trinker, die gewöhnlichen Bechernachbarn fanden sich zur bestimmten Stunde ein, man trank viel, man schwatzte wenig und zog zur bestimmten Stunde wieder heim. So war es in den guten alten Zeiten, wie die Menschen sagen, die nach Jahren rechnen, so war es, und nur der Tod machte darin eine Aenderung. Jetzt hängen sie alles an den Putz, machen Staat wie die Fürsten und sitzen den Wirthen um zwei Groschen die Bänke ab. Luftiges, unstätes Gesindel fährt in den Wirthshäusern umher, man weiß nie mehr, neben wen man zu sitzen kommt, und das heißen die Leute Cosmopolitismus. Höchstens trifft man ein paar alte weingrüne Gesichter von der ächten Sorte, aber dies Geschlecht ist beinahe ausgestorben!"

„Schau nur dorthin," fiel ich ihm ein, „Du Prediger in der Wüste, dort sitzen ein paar Aechte. Sieh nur das kleine Männlein dort in dem braunen Röckchen, wie es so feurig die rothen Augen über die Flasche hinrollen läßt. Er scheint mir ein rechter Kenner, denn er trinkt den Nierensteiner Kirchhofwein, den er vor sich hat, in ganz kleinen Zügen und zerdrückt ihn ordentlich auf der Zunge, ehe er schluckt. Und dort der große dicke Mann mit der rothen Nase, ist er nicht eine Figur aus der alten Zeit? Nimmt er nicht das Glas in die ganze Faust, statt wie die Heutigen den kleinen und den Goldfinger zierlich auszustrecken? Ist er nicht schon an der vierten Flasche, seit wir hier sind, und hast Du nicht bemerkt, wie er immer die Pfropfen in die Tasche steckt, um nachher zu zählen, wie viele Flaschen er getrunken?"

„Wahrhaftig, diese sind ächt!" rief der begeisterte Jude, „ich bin jung gewesen und alt geworden, aber solcher gibt es nicht viele, laß uns zu ihnen uns setzen, mi Fratercule!"

Wir hatten nicht fehl gerathen. Jene Trinker waren von der ächten

Sorte, denn schon seit zwanzig Jahren kommen sie alle Abende in das nämliche Wirthshaus. Man kann sich denken, wie gerne wir uns an sie anschlossen. Ich, weil ich solche Käuze liebe und aufsuche, der ewige Jude aber, weil der Contrast zwischen dem eleganten Thee und diesen Trinkern in seinen Augen sehr zu Gunsten der letzteren ausfiel. Er wurde so kordial, daß er zu vergessen schien, daß er mit ihren Urvätern schon getrunken habe, daß er vielleicht mit ihren späten Enkeln wieder trinken werde.

Die alten Gesellen mochten jetzt ihre Ladung haben, denn sie wurden freundlich und fingen an, zuerst leise vor sich hin zu brummen, dann gestaltete sich dieses Brummen zu einer Melodie, und endlich sangen sie mit heiserer Weinkehle ihre gewohnten Lieder. Auch den alten Menschen faßte diese Lust. Er dudelte die Melodien mit, und als sie geendet hatten, fing auch er sein Lied an. Er sang:

Wer seines Leibes Alter zählet
Nach Nächten, die er froh durchwacht,
Wer, ob ihm auch der Thaler fehlet,
Sich um den Groschen lustig macht,
Der findet in uns seine Leute,
Der sei uns brüderlich gegrüßt,
Weil ihn, wie uns, der Gott der Freude
In seine sanften Arme schließt.

Wenn von dem Tanze sanft gewieget,
Von Flötentönen süß berauscht,
Sein Liebchen sich im Arme schmieget
Und Blick um Liebesblick sich tauscht;
Da haben wir im Flug genossen,
Und schnell den Augenblick erhascht,
Und Herz am Herzen festgeschlossen
Der Lippen süßen Gruß genascht.

Den Wein kannst du mit Gold bezahlen,
Doch ist sein Feuer bald verraucht,
Wenn nicht der Gott in seine Strahlen,
In seine Geistergluth dich taucht;
Uns, die wir seine Hymnen singen,
Uns leuchtet seine Flamme vor,
Und auf der Töne freien Schwingen
Steigt unser Geist zum Geist empor.

Drum, die ihr frohe Freundesworte
Zum würdigen Gesang erhebt,
Euch grüß' ich, wogende Accorde,
Daß ihr zu uns herniederschwebt!
Sie tauchen auf — sie schweben nieder,
Im Vollton rauschet der Gesang,
Und lieblich hallt in unsre Lieder
Der vollen Gläser Feierklang.

So haben's immer wir gehalten
Und bleiben fürder auch dabei,
Und mag die Welt um uns veralten,
Wir bleiben ewig jung und neu:
Denn wird einmal der Geist uns trübe,
Wir baden ihn im alten Wein,
Und ziehen mit Gesang und Liebe
In unsern Freudenhimmel ein.

Ob dies des ewigen Juden eigene Poesie war, kann ich nicht bestimmt sagen, doch ließ er mich zu Zeiten merken, daß er auch etwas Poet sei; die zwei alten Weingeister aber waren ganz erfüllt und erbaut davon; sie drückten dem alten Menschen die Hand und geberdeten sich, als hätte er ihnen die ewige Seligkeit verkündigt.

Es schlug auf den Uhren ein Viertel vor zwölf Uhr. Der ewige Jude sah mich an und brach auf, ich folgte. Rührend war der Abschied zwischen uns und den Trinkern, und noch auf der Straße hörten wir ihre heiseren Stimmen in wunderlichen Tönen singen:

Und wird einmal der Geist uns trübe,
Wir baden ihn im alten Wein,
Und ziehen mit Gesang und Liebe
In unsern Freudenhimmel ein.

# Satans Besuch bei Herrn von Goethe

nebst

## einigen einleitenden Bemerkungen über das Diabolische in der deutschen Literatur.

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen,
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.
Goethe.

---

## Sechzehntes Kapitel.

Bemerkungen über das Diabolische in der deutschen Literatur.

Die Idee eines Teufels ist so alt als die Welt, und nicht erst durch die Bibel unter die Menschen gekommen. Jede Religion hat ihre Dämonen und bösen Geister, — natürlich weil die Menschen selbst von Anfang an gesündigt haben und nach ihrem gewöhnlichen Anthropomorphismus das Böse, das sie sahen, einem Geiste zuschrieben, dessen Geschäft es sei, überall Unheil anzurichten. So würde ich ungefähr sprechen, wenn ich es bis zum Professor der Philosophie gebracht hätte, und nun über die Idee eines Teufels mich breitmachen müßte.

In meiner Stellung aber lache ich über solche Demonstrationen, die gewöhnlich darauf auslaufen, daß man mich mit zehnerlei Gründen hinwegzudisputiren sucht; ich lache darüber und behaupte, die Menschen, so dumm sie hie und da sein mögen, merken doch bald, wenn es nicht ganz

geheuer um sie her ist, und mögen sie mich nun Ariman oder das böse Princip, Satan oder Herr Urian nennen, sie kennen mich in allen Völkern und Sprachen. Es ist doch eine schöne Sache um das „dicier hic est," darum behagt mir auch die deutsche Literatur so sehr. Haben sich nicht die größten Geister dieser Nation bemüht, mich zu verherrlichen, und, wenn ich's nicht schon wäre, mich ewig zu machen?

In meiner Dissertatio de rebus diabolicis sage ich unter Anderem hierüber Folgendes: „§. 8. Die Idee, das moralische Verderben in einer Person darzustellen, mußte sich daher den Dichtern bald aufdrängen; diese waren, wie es in Deutschland meistens der Fall war, philosophisch gebildet, doch war ihre Philosophie wie ihre Moral von jener breiten, dicken Sorte, die nicht mit Leichtigkeit über Gegenstände hinzugleiten weiß, daher kam es, daß auch die Gebilde ihrer Phantasie jenes philosophische Blei an den Füßen trugen, das sie nicht mit Gewandtheit auftreten ließ; sie stolperten auf die Bühne und von der Bühne, machten sich breit in Philosophemen, die der Zehnte nicht sogleich verstand, und drehten und wandten sich, als sollten sie auf einer engen Brücke ohne Geländer in Reifröcken einander ausweichen.

„Daher kam es, daß auch die Teufel dieser Poeten gänzlich verzeichnet waren. Betrachten wir z. B. Klingers Satan. Wie vielen Bombast hat dieser arme Teufel zuerst in der Hölle und dann auf der Erde herzuleiern!

„Klingemanns Teufel! Glaubt man nicht, er habe ihn nur geschwind aus dem Puppenspiel von der Straße geholt, ihm die Glieder ausgereckt, bis er die rechte Größe hatte, und ihn dann in die Scene gesetzt? Man begreift nicht, wie ein Mensch sich von einem solchen Ungethüm sollte verführen lassen."

Es gibt noch mehrere solcher literarischen Ungethüme, die hier aufzuführen der Raum nicht erlaubt. Sie alle haben mir von jeher viel Spaß gemacht, und ich kam mir oft vor, wie der Policinello des italienischen Lustspiels; ich war bei diesen Leuten eine stehende Figur, die, wenn auch etwas anders aufgeputzt, doch immer wieder die Hörner herausstreckte, und unter welche man zu besserer Kenntniß ein Ecce homo, sehet das ist der Teufel, schrieb.

Doch auch dem Teufel muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen, sagt ein altes Sprüchwort, folglich muß der Teufel zur Revanche auch wieder gerecht sein. „Ein jeder gibt, wie er's kann," fuhr ich in der Dissertation fort, „und wie sich in jenen Poeten das moralische Verderben bei jedem wieder in andern Nefleren abspiegelte, so gaben auch sie ihre Teufel. Daher kommt es, daß Herr Urian bei Klopstock wieder bei weitem anders aussieht.

„Jener Abaddona ist ein gefallener Engel, dem das höllische Feuer die Flügel versengte, der sich aber auch jetzt noch nobel und würdig ausnehmen soll. Aber leider ist dieser Zweck doch ein wenig verfehlt, mir wenigstens kommt dieser Klopstock'sche Gottseibeiuns vor, wie ein Elegant, der wegen Unarten aus den Salons verwiesen, sich in den Tabagien und spießbürgerlichen Clubs nicht recht zu finden weiß und darum unanständig jammert."

So ungefähr sprach ich mich in jener gelehrten Dissertation aus und

ich gebe noch heute zu, daß die Auffassung wie jeder Idee, so auch der des Teufels, sich nach den individuellen Ansichten des Dichters über das Böse richten muß; dies alles aber entschuldigt keineswegs jenen berühmten Mann, der, kraft seines umfassenden Genies, nicht den engen Grenzen seines Vaterlandes oder der Spanne Zeit, in welcher er lebt, sondern der Erde und künftigen Jahrhunderten angehören könnte, es entschuldigt ihn nicht darin, daß er einen so schlechten Teufel zur Welt gebracht hat.

Der Goeth'sche Mephistopheles ist eigentlich nichts anderes, als jener gehörnte und geschwänzte Popanz des Volkes. Den Schweif hat er aufgerollt und in die Hosen gesteckt, für die Bocksfüße hat er elegante Stiefel angezogen, die Hörner hat er unter dem Barett verborgen — siehe da den Teufel des großen Dichters! Man wird mir einwenden, das gerade ist ja die große Kunst des Mannes, daß er tausend Fäden zu spinnen weiß, durch die er seine kühnen Gedanken, seine hohen überschwenglichen Ideen an das Volksleben, an die Volkspoesie knüpft. — Halt, Freund! Ist es eines Mannes, der, wie sie sagen, so hoch über seinem Gegenstand steht, und sich nie von ihm beherrschen läßt, ist es eines solchen Dichters würdig, daß er sich in diese Fesseln der Popularität schmiegt? Sollte nicht der königliche Adler dieses Volk bei seinem populären Schopf fassen und mit sich in seine Sonnenhöhe tragen?

Verzeihe, Werthester, erhalte ich zur Antwort, du vergissest, daß unter diesem Volke Mancher eine Perrücke trägt; würde ein solcher nicht in Gefahr sein, daß ihm der Zopf breche und er aus halber Höhe wieder zur Erde stürzte? Siehe! der Meister hat dies besser bedacht; er hat aus jenen tausend Fäden, von welchen ich Dir sagte, eine Strickleiter geflochten, auf welcher seine Jünger säuberlich und ohne Gefahr zu ihm hinaufklimmen. Der Meister aber setzet sie zu sich in seine Arche, gleich Noah schwebt er mit ihnen über der Sündfluth jetziger Zeit, und schaut ruhig wie ein Gott in den Regen hinaus, der aus den Federn der kleinen Poeten strömt.

Ein wässeriges Bild! entgegne ich, und zugleich eine Sottise; befand sich denn in jener Arche nicht mehr Vieh als Menschen? Und will der Meister warten, bis die Fluth sich verlaufen und dann sein Stierlein und Eselein, seine Pfauen und Kameele, Paar um Paar auf die Erde spazieren lassen?

Will er vielleicht, wie jener Patriarch, die Erfindung des Weines sich zuschreiben, sich ein Patent darüber ausstellen lassen und über seine Schenke schreiben: „Hier allein ist Aechter zu haben," wie Maria Farina auf sein kölnisches Wasser, so für alle Schäden gut ist?

Aber, um wieder auf den Mephistopheles zu kommen; gerade dadurch, daß er einen so überaus populären und gemeinen Teufel gab, hat Goethe offenbar nichts für die Würde seines schönsten Gedichtes gewonnen. Er wird zwar viele Leser herbeiziehen, dieser Mephisto, viele Tausende werden ausrufen: „Wie herrlich! das ist der Teufel, wie er leibt und lebt." Um die übrigen Schönheiten des Gedichtes bekümmern sie sich wenig, sie sind vergnügt, daß es endlich einmal eine Figur in der Literatur gibt, die ihrer Sphäre angemessen ist.

Aber erkennst Du denn nicht, wird man mir sagen, erkennst Du nicht die herrliche, tiefe Ironie, die gerade in diesem Mephistopheles liegt?

Ironie? Und welche? Ich sehe nichts in diesem meinem Conterfei, als den gemeinen Ritter von dem Pferdefuß, wie er in jeder Spinnstube beschrieben wird. Man erlaube mir, dieses Bild noch näher zu beleuchten. Ich werde nämlich vorgestellt als ein Geist, der beschworen werden kann, der sich nach magischen Gesetzen richten muß:

„Gesteh' ich's nur, daß ich hinausspaziere,
Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Drudenfuß auf Eurer Schwelle:"

und dieser Schwelle Zauber zu zerspalten

„Bedarf ich eines Rattenzahns;"

daher befiehlt:

„Der Herr der Ratten und der Mäuse,
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse"

in einer Zauberformel seinem dienstbaren Ungeziefer, die Kante, welche ihn bannte, zu benagen. Auch kann ich nicht in das Studirzimmer treten, ohne daß der Doktor Faust dreimal „Herein!" ruft. In andere Zimmer, wie z. B. bei Frau Martha und in Gretchens Stübchen trete ich ohne diese Erlaubniß. Doch den Schlüssel zu diesen sonderbaren Zumuthungen finden wir vielleicht in dem Vers:

„Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei auch etwas denken lassen!"

Doch weiter.

Ich stehe auf einem ganz besonderen Fuß mit den Hexen. Die in der Hexenküche hätte mich gewiß liebevoller empfangen, aber sie sah keinen Pferdefuß, und um mich bei ihr durch mein Wappen zu legitimiren, mache ich eine unanständige Geberde.

„Mein Freund, das lerne wohl verstehen,
Das ist die Art, mit Hexen umzugehen."

Auf dem Brocken in der Walpurgisnacht bin ich noch viel besser bekannt. Das Gehen behagt mir nicht, ich sage daher zum Doktor:

„Verlangst Du nicht nach einem Besenstiele?
Ich wünschte mir den allerderbsten Bock."

Auch hier

Zeichnet mich kein Kniehand aus,
Doch ist der Pferdefuß hier ehrenvoll zu Haus."

Um unter diesem gemeinen Gelichter mich recht zu zeigen, tanze ich mit einer alten Hexe und unterhalte mich mit ihr in Zoten, die man nur durch Gedankenstriche

„Der hatt' ein — — — — —
So — es war, gefiel mir's doch

anzudeuten wagt.

Ich bin selbst in Faust's Augen ein widerwärtiger, hämischer Geselle, der

— — „kalt und frech
Ihn vor sich selbst erniedrigt." —

Ich bin ohne Zweifel von häßlicher, unangenehmer Gestalt und Gesicht, was man, mit mildem Ausdruck markirt, intrigant, und im gemeinen Leben einen abgefeimten Spitzbuben zu nennen pflegt.

Daher sagt Gretchen von mir:

„Der Mensch, den Du da bei Dir hast,
Ist mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt.
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben
Als des Menschen widrig Gesicht. —
Seine Gegenwart bewegt mir das Blut,
Ich hab' vor dem Menschen ein heimlich Grauen. —
— Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer so spöttisch drein
Und halb ergrimmt. —
Es steht ihm an der Stirn geschrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben ꝛc."

Daher sage ich auch nachher:

„Und die Physiognomie versteht sie meisterlich,
In meiner Gegenwart wird ihr, sie weiß nicht wie;
Mein Mäskchen da weissagt verborgnen Sinn,
Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin."

Soll dies bei Gretchen Ahnung sein? Ist sie befangen in der Nähe eines Wesens, das, wie man sagt, ihren Gott verläugnet? Ist es etwa ein unangenehmer Geruch, eine schwüle Luft, die ihr meine Nähe ängstlich macht? Ist es kindlicher Sinn, der den Teufel früher ahnet, als der schon gefallene Mensch, wie Hunde und Pferde vor nächtlichem Spuk scheuen, wenn sie ihn auch nicht sehen? Nein — es ist nur allein mein Gesicht, mein Mäskchen, mein lauernder Blick, mein höhnisches Lächeln, das sie ängstlich macht, so ängstlich, daß sie sagt:

„— Wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich sogar, ich liebte Dich nicht mehr." —

Wozu nun dies? Warum soll der Teufel ein Gesicht schneiden, das Jedermann Mißtrauen einflößt, das zurückschreckt, statt daß die Sünde, nach den gewöhnlichsten Begriffen, sich lockend, reizend sehen läßt?

Wer hat nicht die herrlichen Umrisse über Goethe's Faust von dem genialen Retsch gesehen! Gewiß, selbst der Teufel muß an einem solchen Kunstwerk Freude haben. Ein paar Striche, ein paar Pünktchen bilden das liebliche, sinnige Gesicht des kindlichen, keuschen Gretchens, Faust in der vollendeten Blüthe des Mannes steht neben ihr, welche Würde noch in dem gefallenen Göttersohn!

Aber der Maler folgt der Idee des Dichters, und siehe, ein Scheusal in Menschengestalt steht neben jenen lieblichen Bildern. Die unangenehmen Formen des dürren Körpers, das ausgedorrte Gesicht, die häßliche Nase, die tiefliegenden Augen, die verzerrten Mundwinkel — hinweg von diesem Bild, das mich schon so oft geärgert hat.*

* Man erlaube mir hier eine kleine Anmerkung: Wenn ich nicht irre, so ertappt man hier den Satan auf einer größern Eitelkeit, als man ihm fast zutrauen sollte; gewiß hat ihn nichts Anderes gegen jenen verehrten Dichter aufgebracht, als daß er ihn mit etwas lebhaften Farben als häßlich darstellt; diese Bemerkung wird um so wahrscheinlicher, wenn man sich erinnert, daß er oben in dem zweiten Abschnitt selbst gesteht, daß durch seine Incarnation einige Eitelkeit in ihn gefahren sei; Meister Urian gibt sich übrigens durch den übertriebenen Eifer, mit welchem er seine Mißgestalt rügt, eine Blöße, die ihm nicht hätte beigehen sollen.

Und warum diese häßliche Gestalt? frage ich noch einmal. Darum, antworte ich, weil Goethe, der so hoch über seinem Werk schwebende Dichter, seinen Satan anthropomorphosirt; um den gefallenen Engel würdig genug darzustellen, kleidet er ihn in die Gestalt eines tiefgefallenen Menschen. Die Sünde hat seinen Körper häßlich, mager, unangenehm gemacht. In seinem Gesicht haben alle Leidenschaften gewühlt und es zur Fratze entstellt; aus dem hohlen Auge sprüht die grünliche Flamme des Neides, der Gier; der Mund ist widrig, hämisch wie der eines Elenden, der alles Schöne der Erde schon gekostet hat und jetzt aus Uebersättigung den Mund darüber rümpft; der Unschuld ist es nicht wohl in seiner befleckten Nähe, weil ihr vor diesen Zügen schaudert.

So hat der Dichter, weil er einen schlechten Menschen vor Augen hatte, einen schlechten Teufel gemalt.

Oder steht etwa in der Mythologie des Herrn von Goethe, der Teufel könne nun einmal nicht anders aussehen, er könne sein Gesicht, seine Gestalt nicht verwandeln? Nein, man lese:

„Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt;
Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen,
Wo siehst Du Hörner, Schweif und Klauen?
— — — — — — — — — — — — —
Du nennst mich Herr Baron, so ist die Sache gut,
Ich bin ein Cavalier wie andere Cavaliere."

und an einem andern Ort läßt er mich mein Gesicht ein „Mäskchen" nennen; folglich kann er sich eine Maske geben, kann sich verwandeln; aber wie gesagt, der Dichter hat sich begnügt, das nordische Phantom dennoch beizubehalten, nur daß er mich von „Hörnern, Schweif und Klauen" dispensirt.

Dies ist das Bild des Mephistopheles, dies ist Goethe's Teufel, jenes nordische Phantom soll mich vorstellen. Darf nun ein vom Dichter so hochgestellter Mensch durch eine so niedrige Kreatur, die sich schon durch ihre Maske verdächtig macht, ins Verderben geführt werden? Darf jener große Geist, der noch in seinem Falle die übrigen hoch überragt, darf er durch einen gewöhnlichen „Bruder Liederlich," als welchen sich Mephisto ausweist, herabgezogen werden? Und — muß nicht diese Maske der Würde jener Tragödie Eintrag thun?

Doch ich schweige. An geschehenen Dingen ist nichts zu ändern, und meine verehrte Großmutter würde über diesen Gegenstand zu mir sagen: „Söhnchen! Diabole! Bedenke, daß ein großer Dichter ein großes Publikum haben, und um ein großes Publikum zu bekommen, so populär als möglich sein muß."

## Siebenzehntes Kapitel.

Der Besuch.

Bei diesem Allem bleibt Faust ein erhabenes Gedicht, und Goethe einer der ersten Geister seiner Zeit, und man darf sich daher nicht wundern, daß ich ein großes Verlangen in mir fühlte, diesen Mann einmal zu sehen. Ich hätte ihm einen unerwarteten Besuch machen können, ja wenn ich oft recht ärgerlich über mein Zerrbild war, stand ich auf dem Sprung, ihm einmal im Costüm des Mephistopheles nächtlicher Weile zu erscheinen, und ihm einigen Schrecken in die Glieder zu jagen, aber eine gewisse Gutmüthigkeit, die man zuweilen an mir gefunden hat, hielt mich immer wieder ab, dem alten Mann eine schlaflose Nacht zu machen.

Ich entschloß mich daher, als **Doctor legens**, ein ehrsamer Titel auf Reisen, ihn zu besuchen, und als solcher kam ich in Weimar an. Es ist mit berühmten Leuten wie mit einem fremden Thiere: kommt ein ehrlicher Pächter mit seiner Familie in die Stadt auf den Jahrmarkt, so ist sein erstes, daß er in der Schenke den Hausknecht fragt: „Wann kann man den Löwen sehen, Bursche?“ „Mein Herr,“ antwortet der Gefragte, „die Affen und der Seehund sind den ganzen Tag zu haben, der Löwe aber ist am besten aufgelegt, wenn er das Futter im Leibe hat, daher rathe ich, um jene Zeit hinzugehen.“

Gerade so erging es mir in Weimar. Ich fuhr von Jena aus mit einem jungen Amerikaner hinüber. Auch in sein Vaterland war des Dichters Ruhm schon längst gedrungen, und er machte auf der großen Tour durch Europa dem berühmten Mann zu Ehren schon einen Umweg von zwanzig Meilen. In dem Gasthof, wo wir abgestiegen waren, fragten wir sogleich, um welche Zeit wir bei Herrn von Goethe vorkommen könnten? Wir waren in Reisekleidern, die besonders bei meinem Gefährten etwas unscheinbar geworden waren. Der Wirth musterte uns daher mit mißtrauischen Blicken und fragte, ehe er noch unsere Frage beantwortete, ob wir auch Fräcke bei uns hätten.

Wir waren glücklicherweise Beide damit versehen, und unser Wirth versprach, uns sogleich anmelden zu lassen. „Sie werden wahrscheinlich

nach dem Diner, um fünf Uhr, angenommen werden. Um diese Zeit sind Seine Excellenz am besten zu sprechen, zweifle auch gar nicht, daß sie angenommen werden, denn wenn man, wie der Herr hier, eigens deßwegen aus Amerika nach Weimar kommt, wäre es doch unbarmherzig, einen ungesehen wieder fortzuschicken."

Dieser Patriotismus ging wahrhaftig sehr weit; doch wir ließen den guten Mann in dem Glauben, der junge Philadelphier komme recta nach Weimar und gehe von da wieder heim. Uebrigens hatte er richtig prophezeit: Doctor legens Supfer, wie ich mich nannte, und Forthill aus Amerika waren auf fünf Uhr bestellt.

Endlich schlug die Stunde, wir machten uns auf den Weg. Der Dichter wohnt sehr schön. Eine sanfte, geschmackvolle, mit Statüen dekorirte Treppe führt zu ihm. Eine tiefe, geheimnißvolle Stille lag auf dem Hausgang, den wir betraten. Schweigend führte uns der Diener in das Besuchzimmer. Behagliche Eleganz, Zierlichkeit und Feinheit, verbunden mit Würde, zeichneten dieses Zimmer aus. Mein junger Gefährte betrachtete staunend diese Wände, diese Bilder, diese Meubles. So hatte er sich wohl das Stübchen des Dichters nicht vorgestellt. Mit der Bewunderung dieser Umgebungen schien auch die Angst vor der Größe des Erwarteten zu steigen. Alle Nüancen von Roth wechselten auf seinem angenehmen Gesicht; sein Herz pochte hörbar, sein Auge war starr an die Thüre geheftet, durch welche der Gefeierte eintreten mußte.

Ich hatte indeß Muße genug, über den großen Mann nachzudenken. Wie viel weiter, sagte ich mir, wie unendlich weiter helfen dem Sterblichen Gaben des Geistes, als der zufällige Glanz der Geburt.

Der Sohn eines unscheinbaren Bürgers von Frankfurt hat hier die höchste Stufe erreicht, die dem Menschen nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge offen steht. Es hat schon Mancher diese Stufe erstiegen. Geschäftsmänner vom Fach haben vom bescheidenen Plätzchen an der Thüre alle Sitze ihrer Collegien durchlaufen, bis endlich der Stuhl, der zunächst am Throne steht, sie in seine Arme aufnahm. Mancher hat sich auf dem Schlachtfeld das Portefeuille erkämpft. — Goethe hat sich seine eigene Bahn gebrochen, auf welcher ihm keiner voranging, ihm noch keiner gefolgt ist. Er hat bewiesen, daß der Mensch kann, was er will. Denn man sage mir nichts von einem das All umfassenden Genie, von einem Geiste, der sein Zeitalter gebildet, es stufenweise zu dem Höheren geführt habe — das Zeitalter hat ihn gebildet.

Ich kann mir noch wohl denken, welch' heilloses Leben Werther in dem lieben Deutschland machte. Die Lotten schienen wie durch einen Zauberschlag aus dem Boden zu wachsen. Die Zahl der Werther war Legion. Aber was war hierin Goethe's Verdienst? Hatte es wirklich nur daran gefehlt, daß er das Hörnchen an den Mund setzte, und bei dem ersten Ton, den er angab, mußten Pfaffe und Laie, Nönnchen und Dämchen in wunderlichen Capriolen ihren Sankt-Veitstanz beginnen? Wie heißt dieses große schöpferische Geheimniß? Alles zur rechten Zeit. Der Siegwart hatte die harten Herzen aufgethaut und sie für allen möglichen Jammer, für Mondschein und Gräber empfänglich gemacht, da kommt Goethe.

Die Thüre ging auf, — er kam.

Dreimal bückten wir uns tief — und wagten es dann, an ihm hinaufzublinzeln. Ein schöner, stattlicher Greis, Augen so klar und helle, wie die eines Jünglings, die Stirne voll Hoheit, der Mund voll Würde und Anmuth. Er war angethan mit einem feinen, schwarzen Kleid, und auf seiner Brust glänzte ein schöner Stern. — Doch er ließ uns nicht lange Zeit zu solchen Betrachtungen; mit der feinen Wendung eines Weltmannes, der täglich so viele Bewunderer bei sich sieht, lud er uns zum Sitzen ein.

Was war ich doch für ein Esel gewesen, in dieser so gewöhnlichen Maske zu ihm zu gehen. Doctores legentes mochte er schon viele Hunderte gesehen haben. Amerikaner, die, wie unser Wirth meinte, ihm zu lieb auf die See gingen, gewiß wenige. Daher kam es auch, daß er sich meist mit meinem Gefährten unterhielt. Hätte ich mich doch für einen gelehrten Irokesen, oder einen schönen Geist vom Missisippi ausgegeben! Hätte ich ihm nicht Wunderdinge erzählen können, wie sein Ruhm bis jenseits des Ohio gedrungen, wie man in den Cabanen von Louisiana über ihn und seinen Wilhelm Meister sich unterhalte? — So wurden mir einige unbedeutende Floskeln zu Theil, und mein glücklicherer Gefährte durfte den großen Mann unterhalten.

Wie falsch sind aber oft die Begriffe, die man sich von der Unterhaltung mit einem großen Manne macht! Ist er als witziger Kopf bekannt, so wähnt man, wenn man ihn zum ersten Male besucht, einer Art von Elektrisirmaschine zu nahen. Man schmeichelt ihm, man glaubt, er müsse

dann Witzfunken von sich strahlen, wie die schwarzen Katzen, wenn man ihnen bei Nacht den Rücken streichelt; ist er ein Romandichter, so spitzt man sich auf eine interessante Novelle, die der Berühmte zur Unterhaltung nur geschwind aus dem Aermel schütteln werde; ist er gar ein Dramatiker, so theilt er uns vielleicht freundschaftlich den Plan zu einem neuen Trauerspiel mit, den wir dann ganz warm unsern Bekannten wieder vorsetzen können. Ist er nun gar ein umfassender Kopf wie Goethe, einer der so zu sagen in allen Sätteln gerecht ist — wie interessant, wie belehrend muß die Unterhaltung werden! Wie sehr muß man sich aber auch zusammen nehmen, um ihm zu genügen.

Der Amerikaner dachte auch so, ehe er neben Goethe saß. Sein Ich fuhr, wie das des guten Walt, als er zum Flitte kam,* ängstlich oben in allen vier Gehirnkammern, und darauf unten in beiden Herzkammern wie eine Maus umher, um darin ein schmackhaftes Ideenkörnchen aufzutreiben, das er ihm zutragen und vorlegen könnte zum Imbiß. Er blickte angstvoll auf die Lippen des Dichters, damit ihm kein Wörtchen entfalle, wie der Candidat auf den strengen Examinator; er knickte seinen Hut zusammen und zerpflückte einen glacirten Handschuh in kleine Stücke. Aber welcher Centnerstein mochte ihm vom Herzen fallen, als der Dichter aus seinen Höhen zu ihm herabstieg und mit ihm sprach, wie Hans und Kunz in der Kneipe. Er sprach nämlich mit ihm vom guten Wetter in Amerika, und indem er über das Verhältniß der Winde zu der Luft, der Dünste des wasserreichen Amerikas zu denen in unserem alten Europa sich verbreitete, zeigte er uns, daß das All der Wissenschaft in ihm aufgegangen sei, denn er war nicht nur lyrischer und epischer Dichter, Romanist und Novellist, Lustspiel- und Trauerspieldichter, Biograph (sein eigener) und Uebersetzer — nein, er war auch sogar Meteorolog!

Wer darf sich rühmen, so tief in das geheimnißvolle Reich des Wissens eingedrungen zu sein? Wer kann von sich sagen, daß er mit jedem seine Sprache, d. h. nicht seinen vaterländischen Dialekt, sondern das, was ihm gerade geläufig und werth sein möchte, sprechen könne! Ich glaube, wenn ich mich als reisender Koch bei ihm aufgeführt hätte, er hätte sich mit mir in gelehrte Diskussionen über die geheimnißvolle Composition einer Gänseleberpastete eingelassen, oder nach einer Sekundenuhr berechnet, wie lange man ein Beefsteak auf jeder Seite schmoren müsse.

Also über das schöne Wetter in Amerika sprachen wir, und siehe — das Armensündergesicht des Amerikaners hellte sich auf, die Schleußen seiner Beredsamkeit öffneten sich — er beschrieb den feinen, weichen Regen von Canada, er ließ die Frühlingsstürme von New-York brausen und pries die Regenschirmfabriken in der Franklinstraße zu Philadelphia. Es war mir am Ende, als wäre ich gar nicht bei Goethe, sondern in einem Wirthshaus unter guten alten Gesellen, und es würde bei einer Flasche Bier über das Wetter gesprochen, so menschlich, so kordial war unser Diskurs; aber das ist ja gerade das große Geheimniß der Conversation, daß man sich angewöhnt — nicht gut zu *sprechen*, sondern gut zu *hören*. Wenn man dem weniger Gebildeten Zeit und Raum gibt zu sprechen, wenn man dabei ein Gesicht macht, als lausche man aufmerksam auf seine Honigworte,

* Jean Paul's Flegeljahre.

so wird er nachher mit Enthusiasmus verkünden, daß man sich bei ihm und dem köstlich unterhalte.

Dies wußte der vielerfahrene Dichter, und statt uns von seinem Reichthum ein Scherflein abzugeben, zog er es vor, mit uns Witterungsbeobachtungen anzustellen.

Nachdem wir ihn hinlänglich ennuyirt haben mochten, gab er das Zeichen zum Aufstehen, die Stühle wurden gerückt, die Hüte genommen und wir schickten uns an, unsere Abschiedscomplimente zu machen. Der gute Mann ahnete nicht, daß er den Teufel citire, als er großmüthig wünschte, mich auch ferner bei sich zu sehen; ich sagte ihm zu und werde es seiner Zeit schon noch halten, denn wahrhaftig, ich habe seinen Mephistopheles noch nicht hinuntergeschluckt. Noch einen — zwei Bücklinge, wir gingen. —

Stumm und noch ganz stupid vor Bewunderung folgte mir der Amerikaner nach dem Gasthof; die Röthe des lebhaften Diskurses lag noch auf seiner Wange, zuweilen schlich ein beifälliges Lächeln um seinen Mund, er schien höchst zufrieden mit dem Besuch.

Auf unserem Zimmer angekommen, warf er sich heroisch auf einen Stuhl und ließ zwei Flaschen Champagner auftragen. Der Kork fuhr mit einem Freudenschuß an die Decke, der Amerikaner füllte zwei Gläser, bot mir das eine und stieß an auf das Wohlsein jenes großen Dichters.

„Ist es nicht etwas Erfreuliches," sagte er, „zu finden, so hocherhabene Männer seien wie unsereiner? War mir doch angst und bange vor einem Genie, das dreißig Bände geschrieben; ich darf gestehen, bei dem Sturm, der uns auf offener See erfaßte, war mir nicht so bange, und wie herablassend war er, wie vernünftig hat er mit uns diskurirt, welche Freude hatte er an mir, weil ich aus dem neuen Lande kam!" Er schenkte sich dabei fleißig ein und trank auf seine und des Dichters Gesundheit, und von der erlebten Gnade und vom Schaumwein benebelt, sank er endlich mit dem Entschluß, Amerika's Goethe zu werden, dem Schlaf in die Arme.

Ich aber setzte mich zu dem Rest der Bouteillen. Dieser Wein ist von allen Getränken der Erde der, welcher mir am meisten behagt, sein leichter flüchtiger Geist, der so wenig irdische Schwere mit sich führt, macht ihn würdig, von Geistern, wenn sie in menschlichen Körpern die Erde besuchen, gekostet zu werden.

Ich mußte lächeln, wenn ich auf den seligen Schläfer blickte; wie leicht ist es doch für einen großen Menschen, die andern Menschen glücklich zu machen; er darf sich nur stellen, als wären sie ihm so ziemlich gleich, und sie kommen beinahe vom Verstand.

Dies war mein Besuch bei Goethe, und wahrhaftig, ich bereute nicht, bei ihm gewesen zu sein, denn

„Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern,
Und hüte mich, mit ihm zu brechen,
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen."

# Der Festtag im Fegefeuer.

## Eine Skizze.

„Das größte Glück der Geschichtschreiber ist, daß die Todten nicht gegen ihre Ansichten protestiren können." Welt und Zeit. I.

---

## Achtzehntes Kapitel.

Beschreibung des Festes. Satan lernt drei merkwürdige Subjekte kennen.

Ich theile hier einen Abschnitt aus meinen Memoiren mit, welcher zwar nicht mich selbst betrifft, den ich mir aber aufzeichnete, weil er mir sehr interessant war und vielleicht auch andern nicht ohne einiges Interesse sein möchte. Er führt die Aufschrift: „der Festtag im Fegefeuer," und kam durch folgende Veranlassung zu diesem Titel. Es ist auf der Erde bei allen großen Herren und Potentaten Sitte, ihre Freude und ihre Trauer recht laut und deutlich zu begehen. Wenn ein aus fürstlichem Blute stammender Leib dem Staube wieder gegeben wird, haben die Küster im Land schwere Arbeit, denn man läutet viele Tage lang alle Glocken. Wird eine Prinzessin oder gar ein Stammhalter geboren, so verkündet schrecklicher Kanonendonner diese Nachricht. Landesväterliche oder landesmütterliche Geburtstage werden mit allem möglichen Glanz begangen. Die Bürgermilizen rücken aus, die Honoratioren halten einen Schmaus, Abends ist Ball oder doch wenigstens in den Landstädtchen dansante bière, kurz, Alles lebt in dulci jubilo an solchen Tagen.

Um nun meiner guten Großmutter eine Ehre zu erweisen, hielt ich es auch schon seit mehreren Jahrhunderten so. Im Fegefeuer, wo sie sich gewöhnlich aufhält, ist immer an diesem Tage allgemeine Seelenfreiheit. Die Seelen bekommen diesen Tag über den Körper, den sie auf der Oberwelt hatten, ihre Kleider, ihre Gewohnheiten, ihre Sitten. Was von

Adel da ist, muß Deputationen zum Handkuß der Alten schicken (in pleno können sie nicht vorgelassen werden, weil sonst die Prozession einige Tage lang dauerte). Ehemalige Hofmarschälle, Kammerherren u. s. w. haben den großen Dienst und schätzen es sich zur Ehre, die Honneurs zu machen, die Festlichkeiten zu leiten, die Touren bei den Bällen, welche Abends gegeben werden, zu arrangiren ꝛc.

Ich erfülle durch diese Festlichkeiten einen doppelten Zweck. Einmal fühlt sich chère Grande-Maman ungemein geschmeichelt durch diese Aufmerksamkeit, zweitens gelte ich unter den Seelen für einen honneten Mann, der ihnen auch ein Vergnügen gönnt, drittens macht dieser einzige Tag. in Freude und alten Gewohnheiten zugebracht, daß die Seelen sich nachher um so unglücklicher fühlen, was ganz zu dem Zweck einer solchen Anstalt, wie das Fegefeuer ist, paßt.

An einem solchen Festtag gehe ich dann verkleidet durch die Menge. Manchmal erkennt man mich zwar, ein tausendstimmiges „Vivat der Herr Teufel!“ „Vive le Diable!“ erfreut dann mein landesväterliches Herz; doch weiß ich wohl, daß es nicht weniger erzwungen ist, als ein Hurrah auf der Oberwelt, denn sie glauben, ich drücke sie noch mehr, wenn sie nicht schreien.

In meinem Incognito besuche ich dann die verschiedenen Gruppen. Tout comme chez vous, meine Herren, nur etwas grotesker, Kaffeegesellschaften, Thee von allen Sorten, diplomatische, militärische, theologische, staatswirthschaftliche, medizinische Clubs finden sich wie durch natürlichen Instinkt zusammen, machen sich einen guten Tag und führen ergötzliche Gespräche, die, wenn ich sie mittheilen wollte, auf manches Ereigniß neuerer und älterer Zeit ein hübsches Licht werfen würden.

Einst trat ich in einen Saal des Café de Londres (denn, nebenbei gesagt, es ist an diesem Tag Alles auf großem Fuß und höchst elegant eingerichtet), ich traf dort nur drei junge Männer, die aber durch ihr Aeußeres gleich meine Neugierde erweckten und mir, wenn sie ins Gespräch mit einander kommen sollten, nicht wenig Unterhaltung zu versprechen schienen. Ich verwandelte daher meinen Anzug in das Costüm eines flinken Kellners, und stellte mich in den Saal, um die Herrschaften zu bedienen.

Zwei dieser jungen Leute beschäftigten sich mit einer Partie Billard. Ich markirte ihnen und betrachtete mir indeß den Dritten. Er war nachlässig in einen geräumigen Fauteuil zurückgelehnt, seine Beine ruhten auf einem vor ihm stehenden kleineren Stuhl, seine linke Hand spielte nachlässig mit einer Reitgerte, sein rechter Arm unterstützte das Kinn. Ein schöner Kopf! Das Gesicht länglich und sehr bleich; die Stirne hoch und frei, von hellbraunen, wohlfrisirten Haaren umgeben, die Nase gebogen und spitzig, wie aus weißem Wachs geformt, die Lippen dünn und angenehm gezogen, das Auge blau und hell, aber gewöhnlich kalt und ohne alles Interesse langsam über die Gegenstände hingleitend. Dies alles und ein feiner Hut, enger oben als unten, nachlässig auf ein Ohr gedrückt, ließen mich einen Engländer vermuthen. Sein sehr feines, blendend weißes Linnenzeug, die gewählte, überaus einfache Kleidung konnte nur einem Gentleman, und zwar aus den höchsten Ständen, gehören. Ich sah in meiner Liste nach, und fand, es sei Lord Robert Fotherhill. Er winkte, indem ich ihn so betrachtete, mit den Augen, weil es ihm wahrscheinlich zu unbequem war, zu rufen. Ich eilte zu ihm und stellte auf seinen Befehl ein großes Glas Rum, eine Havannah-Cigarre und eine brennende Wachskerze vor ihn hin.

Die beiden anderen Herren hatten indeß ihr Spiel geendigt und nahten sich dem Tische, an welchem der Engländer saß; ich warf schnell einen Blick in meine Liste und erfuhr, der eine sei ein junger Franzose, Marquis de Lasulot, der andere ein Baron von Garnmacher, ein Deutscher.

Der Franzose war ein kleines, untersetztes, gewandtes Männchen. Sein schwarzes Haar und der dickgelockte schwarze Backenbart standen sehr hübsch zu einem etwas verbrannten Teint, hochrothen Wangen und beweglichen, freundlichen schwarzen Augen; um die vollen Lippen und das wohlgenährte Kinn zog sich jenes schöne, unnachahmliche Blau, welches den Damen so wohl gefallen soll, und in England und Deutschland bei weitem seltener,

als in südlichen Ländern gefunden wird, weil hier der Bartwuchs dunkler, dichter und auch früher zu sein pflegt, als dort.

Offenbar ein Incroyable von der Chaussée d'Antin! Das elegante Négligé, wie es bis auf die geringste Kleinigkeit hinaus der eigensinnige Geschmack der Pariser vor vier Monaten (so lange mochte der junge Herr bereits verstorben sein) haben wollte. Von dem mit zierlicher Nachlässigkeit umgebundenen ostindischen Halstuch, dem kleinen blaßrothen Shawl mit einer Nadel à la Duc de Berry zusammengehalten, bis herab auf die Kamaschen, die man damals seit drei Tagen nach Innen zuknöpfte, bis auf die Schuhe, die, um als modisch zu gelten, an den Spitzen nach dem großen Zehen sich hinneigen und ganz ohne Absatz sein mußten, ich sage bis auf jene Kleinigkeiten, die einem Ungeweihten geringfügig und miserabel, einem, der in die Mysterien hinlänglich eingeführt ist, wichtig und unumgänglich nothwendig erscheinen, war er gewissenhaft nach dem neuesten Geschmack für den Morgen angezogen.

Er schien soeben erst seinem Jean die Zügel seines Cabriolets in die Hand gedrückt, die Peitsche von geglättetem Fischbein kaum in die Ecke des Wagens gelehnt zu haben und jetzt in mein Café hereingeflogen zu sein, mehr um gesehen zu werden, als zu sehen, mehr um zu schwatzen, als zu hören.

Er lorgnettirte flüchtig den Gentleman im Fauteuil, schien sich an dem ungemeinen Rumglas und dem Rauchapparat, den jener vor sich hatte, ein wenig zu entsetzen, schmiegte sich aber nichtsdestoweniger an die Seite Seiner Lordschaft und fing an zu sprechen:

„Werden Sie heute Abend den Ball besuchen, mein Herr, den uns Monseigneur le Diable gibt? Werden viele Damen dort sein, mein Herr? Ich frage, ich bitte Sie, weil ich wenig Bekanntschaft hier habe."

„Mein Herr, darf ich Ihnen vielleicht meinen Wagen anbieten, um uns beide hinzuführen? Es ist ein ganz honnetes Ding, dieser Wagen, habe ich die Ehre, Sie zu versichern, mein Herr; er hat mich bei Latonnier vor vier Monaten achtzehnhundert Franken gekostet. Mein Herr, Sie brauchen keinen Bedienten mitzunehmen, wenn ich die Ehre haben sollte, Sie zu begleiten; mein Jean ist ein Wunderkerl von einem Bedienten."

So ging es im Galopp über die Zunge des Incroyable. Seine Lordschaft schien sich übrigens nicht sehr daran zu erbauen. Er sah bei den ersten Worten den Franzosen starr an, richtete dann den Kopf ein wenig auf, um seine rechte Hand frei zu machen, ergriff mit dieser — die erste Bewegung seit einer halben Stunde — das Kelchglas, nippte einige Züge Rum, rauchte behaglich seine Cigarre an, legte den Kopf wieder auf die rechte Hand, und schien dem Franzosen mehr mit dem Auge, als mit dem Ohr zuzuhören, und auch auf diese Art antworten zu wollen, denn er erwiderte auch nicht eine Silbe auf die Einladung des redseligen Franzosen und schien, wie sein Landsmann Shakespeare sagt, „der Zähne doppelt Gatter" vor seine Sprachorgane gelegt zu haben.

Der Deutsche hatte sich während dieses Gespräches dem Tische genähert, eine höfliche Verbeugung gemacht und einen Stuhl dem Lord gegenüber genommen. Man erlaube mir, auch ihn ein wenig zu betrachten. Er war, was man in Deutschland einen gewichsten jungen Mann zu nennen pflegt, ein Stutzer; er hatte blonde, in die Höhe strebende Haare,

an die etwas niedere Stirne schloß sich ein allerliebstes Stumpfnäschen, über den Mund hing ein Stutzbärtchen, dessen Enden hinaufgewirbelt waren, seine Miene war gutmüthig, das Auge hatte einen Ausdruck von Klugheit, der, wie gut angebrachtes Licht auf einem grobschattirten Holzschnitt, keinen übeln Effekt hervorbrachte.

Seine Kleidung, wie seine Sitten schien er von verschiedenen Nationen entlehnt zu haben. Sein Rock mit vielen Knöpfen und Schnüren war polnischen Ursprungs; er war auf russische Weise auf der Brust vier Zoll hoch wattirt, schloß sich spannend über den Hüften an und formirte die Taille so schlank, als die einer hübschen Altenburgerin; er hatte ferner enge Reithosen an, weil er aber nicht selbst ritt, so waren solche nur aus dünnem Nankin verfertigt; aus eben diesem Grund mochten auch die Sporen mehr zur Zierde und zu einem wohltönenden, Aufmerksamkeit erregenden Gang, als zum Antreiben eines Pferdes dienen. Ein feiner italienischer Strohhut vollendete das gewählte Costüm.

Ich sehe es einem gleich bei der Art, wie er den Stuhl nimmt und sich niedersetzt, an, ob er viel in Cirkeln lebte, wo auch die kleinste Bewegung von den Gesetzen des Anstandes und der feinen Sitte geleitet wird; der Stutzer setzte sich passabel, doch bei weitem nicht mit jener feinen Leichtigkeit, wie der Franzose, und der Engländer zeigte selbst in seiner nachlässigen, halb sitzenden, halb liegenden Stellung mehr Würde als jener, der sich so gut aufrecht hielt, als es nur immer ein Tanzmeister lehren kann.

Diese Bemerkungen, zu welchen ich vielleicht bei weitem mehr Worte verwendet habe, als es dem Leser dieser Memoiren nöthig scheinen möchte, machte ich in einem Augenblick, denn man denke sich nicht, daß der junge Deutsche mir so lange gesessen sei, bis ich ihn gehörig abconterfeit hatte.

Der Marquis wandte sich sogleich an seinen neuen Nachbar. „Mein Gott, Herr von Garnmacker," sagte er, „ich möchte verzweifeln; der englische Herr da scheint mich nicht zu verstehen, und ich bin seiner Sprache zu wenig mächtig, um die Conversation mit gehöriger Lebhaftigkeit zu führen; denn ich bitte Sie, mein Herr, gibt es etwas Langweiligeres, als wenn drei schöne junge Leute bei einander sitzen, und keiner den andern versteht?"

„Auf Ehre, Sie haben Recht," antwortete der Stutzer in besserem Französisch, als ich ihm zugetraut hätte; „man kann sich zur Noth denken, daß ein Türke mit einem Spanier Billard spielt, aber ich sehe nicht ab, wie wir unter diesen Umständen mit dem Herrn plaudern können."

„J'ai bien compris, Messieurs," sagte der Lord ganz ruhig neben seiner Cigarre vorbei, und nahm wieder einigen Rum zu sich.

„Ist's möglich, Mylord?" rief der Franzose vergnügt; „das ist sehr gut, daß wir uns verstehen können! Marqueur, bringen Sie mir Zuckerwasser! O das ist vortrefflich, daß wir uns verstehen! welch' schöne Sache ist es doch um die Mittheilung, selbst an einem Ort, wie dieser hier."

„Wahrhaftig, Sie haben Recht, Vester," gab der Deutsche zu; „aber wollen wir nicht zusammen ein wenig umherschlendern, um die schöne Welt zu mustern? Ich nenne Ihnen schöne Damen von Berlin, Wien, von allen möglichen Städten meines Vaterlandes, die ich bereist habe; ich hatte oben große Bekanntschaften und Connexionen, und darf hoffen, an diesem verfl..... Ort manche zu treffen, die ich zu kennen das Glück hatte; My-

lord nennt uns die Schönen von London, und Sie, theuerster Marquis, können uns hier Paris im Kleinen zeigen."

„Gott soll mich behüten!" entgegnete eifrig der Franzose, indem er nach der Uhr sah; jetzt, um diese frühe Stunde wollen Sie die schöne Welt mustern?"

„Meinen Sie, mein Herr, ich habe in diesem détestable purgatoire so sehr allen guten Ton verlernt, daß ich jetzt auf die Promenade gehen sollte?"

„Nun, nun," antwortete der Stutzer, „ich meine nur, im Fall wir nichts besseres zu thun wüßten. Sind wir denn nicht hier wie die drei Männer im Feuerofen? Sollen wir wohl ein Loblied singen wie jene? Doch wenn es Ihnen gefällig ist, mein Herr, uns einen Zeitvertreib vorzuschlagen, so bleibe ich gerne hier."

„Mein Gott," entgegnete der Incroyable, „ist dies nicht ein so anständiger Café, als Sie in ganz Deutschland keinen haben? Und fehlt es uns an Unterhaltung? Können wir nicht plaudern, so viel wir wollen? Sagen Sie selbst, Mylord, ist es nicht ein gutes Haus, kann man diesen Salon besser wünschen? Nein! Monsieur le Diable hat Geschmack in solchen Dingen, das muß man ihm lassen."

„Une confortable maison!" murmelte Mylord, und winkte dem Franzosen Beifall zu. „Et ce salon confortable."

„Gute Tafel, mein Herr?" fragte der Marquis. „Nun, die wird auch da sein, ich denke mir, man speist wohl nach der Karte? Aber meine Herren, was sagen Sie dazu, wenn wir uns zur Unterhaltung gegenseitig etwas aus unserem Leben erzählen wollten? Ich höre so gerne interessante Abenteuer, und Baron Garnmacker hat deren wohl so viele erlebt, als Mylord?"

„Goddam! das war ein vernünftiger Einfall, mein Herr," sagte der Engländer, indem er mit der Reitgerte auf den Tisch schlug, die Füße von dem Stuhl herabzog und sich mit vieler Würde in dem Fauteuil zurecht setzte; „noch ein Glas Rum, Marqueur!"

„Ich stimme bei," rief der Deutsche, „und mache Ihnen über Ihren glücklichen Gedanken mein Compliment, Herr von Lajulot. — Eine Flasche Rheinwein, Kellner! — Wer soll beginnen, zu erzählen?"

„Ich denke, wir lassen dies das Loos entscheiden," antwortete Lord Fotherhill, „und ich wette fünf Pfund, der Marquis muß beginnen."

„Angenommen, mein Herr," sagte mit angenehmem Lächeln der Franzose; „machen Sie die Loose, Herr Baron, und lassen Sie uns ziehen, Nummer zwei soll beginnen."

Baron Garnmacher stand auf und machte die Loose zurecht, ließ ziehen und die zweite Nummer fiel auf ihn selbst.

Ich sah den Franzosen dem Lord einen bedeutenden Wink zuwerfen, indem er das linke Auge zugedrückt, mit dem rechten auf den Deutschen hinüber deutete; ich übersetzte mir diesen Wink so: „Geben Sie einmal Acht, Mylord, was wohl unser ehrlicher Deutscher vorbringen mag. Denn wir beide sind schon durch den Rang unserer Nationen weit über ihn erhaben."

Baron von Garnmacher schien aber den Wink nicht zu beachten; mit großer Selbstgefälligkeit trank er ein Glas seines Rheinweins, wischte in der Eile den Stutzbart mit dem Rockärmel ab und begann.

# Neunzehntes Kapitel.

Geschichte des deutschen Stutzers.

Als mein Großvater, der kaiserlich-königlich —"

„Ich bitte Sie, mein Herr," unterbrach ihn der Incroyable, „verschonen Sie uns mit dem Großpapa, und fangen Sie gleich bei Ihrem Vater an; was war er?"

„Nun ja, wenn es Ihnen so lieber ist, aber ich hätte mich gerne bei dem Glanz unserer Familie länger verweilt; mein Vater lebte in Dresden auf einem ziemlich großen Fuß—"

„Was war er denn, der Herr Papa? Sie verzeihen, wenn ich etwas zu neugierig erscheine, aber zu einer Geschichte gehört Genauigkeit."

„Mein Vater," fuhr der Stutzer etwas mißmuthig fort, „war Kleiderfabrikant en gros —"

„Wie," fragte der Lord, „was ist Kleiderfabrikant? Kann man in Deutschland Kleider in Fabriken machen?"

„Hol' mich der Teufel, wie er schon gethan!" rief der Stutzer unwillig, und stieß das Glas auf den Tisch; „das ist nicht die Art, wie man seine Biographie erzählen kann, wenn man alle Augenblicke von kritischen Untersuchungen unterbrochen wird; mein Vater hatte ein Haus am Alt-Markt, darin hatte er ein Atelier und hielt Arbeiter, welche Kleider für die Leute machten!"

„Mon Dieu! also war er, was wir Tailleur nennen, ein Schneider?"

„Nun, in Gottes Namen, nennen Sie es, wie Sie wollen, kurz, er hatte die Welt gesehen, machte ein Haus, und wenn er auch nicht den Adel und die ersten Bürger in seinen Soirées sah, so war doch ein gewisser guter Ton, ein gewisser Anstand, ein gewisses, ich weiß nicht was, kurz, es war ein ganz anständiger Mann, mein Papa."

Mich selbst erfaßte der Lachkitzel, als ich den garçon tailleur so peroriren hörte, doch faßte ich mich, um den Marqueur nicht aus der Rolle fallen zu lassen. Der Marquis aber hatte sich zurückgelehnt und wollte sich ausschütten vor Lachen, der Engländer sah den Stutzer forschend an, unterdrückte ein Lächeln, das seiner Würde schaden konnte, und trank Rum; der deutsche Baron aber fuhr fort:

„Sie hätten mich, meine Herren, auf der Oberwelt in Daumenschrauben pressen können, und ich hätte meine Maske nicht vor Ihnen abgenommen. Hier ist es ein ganz anderes Ding; wer kümmert sich an diesem schlechten Ort um den ehemaligen Baron von Garnmacher? Darum verletzt mich auch Ihr Lachen nicht im geringsten, im Gegentheil, es macht mir Vergnügen, Sie zu unterhalten!"

„Ah! ce noble trait!" rief der Incroyable und wischte sich die Thränen aus dem Auge. „Reichen Sie mir die Hand und lassen Sie uns Freunde bleiben. Was geht es mich an, ob Ihr Vater Duc oder Tailleur war. Erzählen Sie immer weiter, Sie machen es gar zu hübsch."

„Ich genoß eine gute Erziehung, denn meine Mutter wollte mich durchaus zum Theologen machen, und weil dieser Stand in meinem Vaterlande der eigentlich privilegirte Gelehrtenstand ist, so wurde mir in meinem siebenten Jahre Mensa, in meinem achten Amo, in meinem zehnten Typto, in meinem zwölften Pakat eingebläut. Sie können sich denken, daß ich bei dieser ungemeinen Gelehrsamkeit keine gar angenehmen Tage hatte; ich hatte, was man einen harten Kopf nennt, das heißt, ich ging lieber aufs Feld, hörte die Vögel singen, oder sah die Fische den Fluß hinabgleiten, sprang lieber mit meinen Kameraden, als daß ich mich oben in der Dachkammer, die man zum Musensitz des künftigen Pastors eingerichtet hatte, mit meinem Bröder, Buttmann, Schröder, und wie die Schrecklichen alle heißen, die den Knaben mit harten Köpfen wie böse Geister erscheinen, abmarterte.

„Ich hatte überdies noch einen andern Hang, der mir viele Zeit raubte; es war die von früher Jugend an mit mir aufwachsende Neigung zu schönen Mädchen. Sommers war es in meiner Dachkammer so glühend heiß, wie unter den Bleidächern des Palastes Sankt Marco in Venedig; wenn ich dann das kleine Schiebfenster öffnete, um den Kopf ein wenig in die frische Luft zu stecken, so fielen unwillkürlich meine Augen auf den schönen Garten unseres Nachbars, eines reichen Kaufmanns; dort unter den schönen Akazien, auf der weichen Moosbank saß Amalie, sein Töchterlein und ihre Gespielinnen und Vertraute. Unwiderstehliche Sehnsucht riß mich hin; ich fuhr schnell in meinen Sonntagsrock, frisirte das Haar mit den Fingern zurecht und war im Flug durch die Zaunlücke bei der Königin meines Herzens; denn diese Charge bekleidete sie in meinem Herzen im vollsten Sinne des Wortes. Ich hatte in meinem elften Jahre den größten Theil der Ritter- und Räuberromane meines Vaterlandes gelesen, Werke, von deren Vortrefflichkeit man in andern Ländern keinen Begriff hat, denn die erhabenen Namen Cramer und Spieß sind nie über den Rhein oder gar den Kanal gedrungen. Und doch, wie viel höher stehen diese Bücher alle, als jene Ritter- und Räuberhistorien des Verfassers von Waverley, der kein anderes Verdienst hat, als auf Kosten seiner Leser recht breit zu sein. Hat der große Unbekannte solche vortreffliche Stellen wie die, welche mir noch aus den Tagen meiner Kindheit im Ohr liegen: ‚Mitternacht, dumpfes Grausen der Natur, Rüdengebell, Ritter Urian tritt auf.

„Wem pocht nicht das Herz, wem sträubt sich nicht das Haar empor, wenn er Nachts auf einer öden, verlassenen Dachkammer dieses liest; wie fühlte ich da das ‚Grausen der Natur!‘ und wenn der Hofhund sein Rüdengebell heulte, so war die Täuschung so vollkommen, daß sich meine Blicke ängstlich an die schlecht verriegelte Thüre hefteten, denn ich glaubte nicht anders, als ‚Ritter Urian trete auf!‘

„Was war natürlicher, als daß bei so lebhafter Einbildungskraft auch mein Herz Feuer fing? Jede Bertha, die ihrem Ritter die Feldbinde umhing, jede Ida, die sich auf den Söller begab, um dem den Schloßberg hinabdonnernden Liebsten noch einmal mit dem Schleier zuzuwedeln, jede Agnes, Hulda u. s. w. verwandelte sich unwillkürlich in Amalien.

„Doch auch sie war diesem Tribut der Sterblichkeit unterworfen. Aus

ihrer Sparbüchse nämlich wurden die Romane angeschafft. Wenn einer gelesen war, so empfing ich ihn, las ihn auch, trug ihn dann wieder in die Leihbibliothek, und suchte dort immer die Bücher heraus, welche entweder keinen Rücken mehr hatten, oder vom Lesen so fett geworden waren, daß sie mich ordentlich anglänzten. Das sind so die ächten nach unserem Geschmack, dachte ich, und sicher war es ein Rinaldo Rinaldini, ein Domschütz, ein alter Ueberall und Nirgends, oder sonst einer unserer Lieblinge.

„Zu Hause band ich ihn dann in alte lateinische Schriften ein, denn Amalie war sehr reinlich erzogen und hätte, wenn auch das Innere des Romans nicht immer sehr rein war, doch nie mit bloßen Fingern den fetten Glanz ihrer Lieblinge betastet. Ehrerbietig trug ich ihn dann in den Garten hinüber und überreichte ihn; und nie empfing ich ihn zurück, ohne daß mir Amalie die schönsten Stellen mit Strickgarn oder einer Stecknadel bezeichnet hätte. So lasen und liebten wir; unsere Liebe richtete sich nach dem Vorbild, das wir gerade lasen; bald war sie zärtlich und verschämt, bald feurig und stürmisch, ja, wenn Eifersuchten vorkamen, so gaben wir uns alle mögliche Mühe, einen Gegenstand, eine Ursache für unser namenloses Unglück zu ersinnen.

„Mein gewöhnliches Verhältniß zu der reichen Kaufmannstochter war übrigens das eines Edelknaben von dunkler Geburt, der an dem Hof eines großen Grafen oder Fürsten lebt, eine unglückliche Leidenschaft zu der schönen Tochter des Hauses bekommt und endlich von ihr heimliche, aber innige Gegenliebe empfängt. Und wie lebhaft wußte Amalie ihre Rolle zu geben; wie gütig, wie herablassend war sie gegen mich! Wie liebte sie den schönen, ritterlichen Edelknaben, dem kein Hinderniß zu schwer war, zu ihr zu gelangen, der den breiten Burggraben (die Entenpfütze in unserem Hof) durchwatet, der die Zinnen des Walles (den Gartenzaun) erstiegen, um in ihr Gartengemach (die Moosbank unter den Akazien) sich zu schleichen. Tausend Dolche (die Nägel auf dem Zaun, die meinen Beinkleidern sehr gefährlich waren), tausend Dolche lauern auf ihn, aber die Liebe führt ihn unbeschädigt zu den Füßen seiner Herrin.

„Das einzige Unglück meiner Liebe war, daß wir eigentlich gar kein Unglück hatten. Zwar gab es hie und da Grenzstreitigkeiten zwischen dem armen Ritter (meinem Vater) und dem reichen Fürsten (dem Kaufmann), wenn nämlich eines unserer Hühner in seinen Garten hinübergeflogen war und auf seinen Mistbeeten spazieren ging; oder es kam sogar zu wirklicher Fehde, wenn der Fürst einen Herold (seinen Ladendiener) zu uns herüberschickte und um den Tribut mahnen ließ (weil mein Vater eine sehr große Rechnung in dem Contobuch des Fürsten hatte). Aber dies alles war leider kein nötbigendes Unglück für unsere Liebe und diente nicht dazu, unsere Situationen noch romantischer zu machen.

„Die einzige Folge, die aus meinem Lesen und meiner Liebe entstand, war mein hartes Unglück, immer unter den letzten meiner Klasse zu sein und von dem alten Rektor tüchtig Schläge zu bekommen; doch auch darüber belehrte und tröstete mich meine Herrin. Sie entdeckte mir nämlich, daß des Herzogs (des Rektors) ältester Prinz um ihre Liebe gebuhlt und sie aus Liebe zu mir den Jüngling abgewiesen habe; er habe gewiß unsere

Liebe und den Grund seiner Abweisung entdeckt und sie dem alten Vater, dem Rektor, beigebracht, der sich dafür auf eine so unwürdige Art an mir räche. Ich ließ die Gute auf ihrem Glauben, wußte aber wohl, woher die Schläge kamen; der alte Herzog wußte, daß ich die unregelmäßigen griechischen Verba nicht lernte, und dafür bekam ich Schläge.

„So war ich fünfzehn und meine Dame vierzehn Jahre alt geworden, ungetrübt war bis jetzt der Himmel unserer Liebe gewesen, da ereigneten sich mit einem Mal zwei Unglücksfälle, wovon schon einer für sich hinreichend gewesen wäre, mich aus meinen Höhen herabzuschmettern.

„Es war die Zeit, wo nach dem Frieden von Paris die Fouqué'schen Romane anfingen, in meinem Vaterlande Mode zu werden. . . ."

„Was ist das, Fouqué'sche Romane?" fragte der Lord.

„Das sind lichtbraune, fromme Geschichten; doch durch diese Definition werden Sie nicht mehr wissen, als vorher. Herr von Fouqué ist ein frommer Rittersmann, der, weil es nicht mehr an der Zeit ist, mit Schwert und Lanze zu turnieren, mit der Feder in die Schranken reitet und kämpft, wie der gewaltigen Währinger einer. Er hat das ein wenig rohe und gemeine Mittelalter modernisirt, oder vielmehr unsere heutige modische Welt in einigen frommen Mystizismus einbalsamirt und um fünfhundert Jahre zurückgeschoben. Da schmeckt nun alles ganz süßlich und sieht recht anmuthig, lichtdunkel aus; die Ritter, von denen man vorher nichts anderes wußte, als sie seien derbe Landjunker gewesen, die sich aus Religion und seiner Sitte so wenig machten, als der Großtürke aus dem sechsten Gebot, treten hier mit einer bezaubernden Courtoisie auf, sprechen in feinen Redensarten, sind hauptsächlich fromm und kreuzgläubig.

„Die Damen sind moderne Schwärmerinnen, nur keuscher, reiner, mit steifen Krägen angethan und überhaupt etwas ritterlich aufgeputzt. Selbst die edlen Rosse sind glänzender als heutzutage und haben ordentlich Verstand, wie auch die Wolfshunde und andere solche Gethiere."

„Mon dieu! Solchen Unsinn liest man in Deutschland?" rief der Franzose und schlug vor Verwunderung die Hände zusammen.

„O ja, meine Herren, man liest und bewundert; es gab eine Zeit bei uns, wo wir davon zurückgekommen waren, Alles an fremden Nationen zu bewundern; da wir nun, auf unsere eigenen Herrlichkeiten beschränkt, nichts an uns fanden, das wir bewundern konnten, als die Tempi passati — so warfen wir uns mit unserem gewöhnlichen Nachahmungseifer auf diese und wurden allesammt altdeutsch.

„Mancher hatte aber nicht Phantasie genug, um sich ganz in jene herrlichen vergangenen Zeiten hineinzudenken, man fühlte allgemein das Bedürfniß von Handbüchern, die wie Modejournale neuerer Zeit über Sitten und Gebräuche bei unseren Vorfahren uns belehrt hätten, da trat jener fromme Ritter auf, ein zweiter Orpheus griff er in die Saiten und es entstand ein neu Geschlecht; die Mädchen, die bei den französischen Garnisonen etwas frivol geworden waren, wurden sittige, keusche, fromme Fräulein, die jungen Herren zogen die modischen Fräcke aus, ließen Haar und Bart wachsen, an die Hemden eine halbe Elle Leinwand setzen und ‚Kleider machen Leute', sagt ein Sprüchwort, probatum est; auch sie waren tugendlich, tapfer und fromm."

„Goddam! Sie haben Recht, ich habe solche Figuren gesehen," unterbrach ihn der Engländer, „vor acht Jahren machte ich die große Tour und kam auch nach der Schweiz. Am Vierwaldstädter See ließ ich mir den Ort zeigen, wo die Schweizer ihre Republiken gestiftet haben. Ich traf auf der Wiese eine Gesellschaft, die wunderlich, halb modern, halb aus den Garderoben früherer Jahrhunderte sich gekleidet zu haben schien. Fünf bis sechs junge Männer saßen und standen auf der Wiese und blickten mit glänzenden Augen über den See hin. Sie hatten wunderbare Mützen auf dem Kopf, die fast anzusehen waren wie Pfannkuchen. Lange wallende Haare fielen in malerischer Unordnung auf den Rücken und die Schultern; den Hals trugen sie frei und hatten breite, zierlich gestickte Krägen, wie heutzutage die Damen tragen, herausgelegt.

„Ein Rock, der offenbar von einem heutigen Meister, aber nach antiker Form gemacht war, kleidete sie nicht übel; er schloß sich eng um den Leib und zeigte überall den schönen Wuchs der jungen Männer. In sonderbarem Contrast damit standen weite Pluderhosen von grober Leinwand. Aus ihren Röcken sahen drehende Dolchgriffe hervor, und in der Hand trugen sie Beilstöcke, ungefähr wie die römischen Lictoren. Gar nicht recht wollte aber zu diesem Costüm passen, daß sie Brillen auf der Nase hatten und gewaltig Tabak rauchten.

„Ich fragte meinen Führer, was das für eine sonderbare Armatur und Uniform wäre, und ob sie vielleicht eine Besatzung der Grütli-Wiese vorstellen sollten? Er aber belehrte mich, daß es fahrende Schüler aus Deutschland wären. Unwillkürlich drängte sich mir der Gedanke an den fahrenden Ritter Don Quixote auf, ich stieg lachend in meinen Kahn und pries mein Glück, auf einem Platz, der durch die erhabenen Erinnerungen, die er erweckt, nur zu leicht zu träumerischen Vergleichungen führt, eine so groteske Erscheinung aus dem Leben gehabt zu haben. Die jungen Deutschen höhnten mich aber wieder mit sich aus, denn als mein Kahn über den See hingleitete, erhoben sie einen vierstimmigen Gesang in so erhabener Melodie, mit so würdigen, ergreifenden Wendungen, daß ich ihnen in Gedanken das Vorurtheil abbat, welches ihr Costüm in mir erweckt hatte."

„Nun ja, da haben wir's," fuhr der Baron von Garnmacher fort, „so sah es damals unter Alt und Jung in Deutschland aus; auch ich hatte Fouqué'sche Romane gelesen, wurde ein frommer Knabe, trug mich wie alle meine Kameraden altdeutsch und war meiner Herrin, der wonnigen Maid, mit einer keuschen, inniglichen Minne zugethan. Auf Amalien machte übrigens der Zauberring, die Fahrten Thiodolfs ꝛc. nicht den gewünschten Eindruck; sie verlachte die sittigen, lichtbraunen, blauäugigen Damen, besonders die Bertha von Lichtenrieth, und pries mir Lafontaine und Langbein, schlüpfrige Geschichten, welche ihr eine ihrer Freundinnen zugesteckt hatte.

„Ich war zu sehr erfüllt von dem deutschen Wesen, das in mir aufging, als daß ich ihr Gehör gegeben hätte; aber der lüsterne Brennstoff jener Romane brannte fort in dem Mädchen, das sich, weil sie für ihr Alter schon ziemlich groß war, für eine angehende Jungfrau hielt, und kurz — es gab eine Josephsscene zwischen uns; ich hüllte mich in meinen

altdeutschen Rock und meine Fouqué'sche Tugend ein und floh vor den Lockungen der Sirene, wie mein Held Thiodolf vor der herrlichen Zoe.

„Die Folge davon war, daß sie mich als einen Unwürdigen verachtete und dem Prinzen, des Rektors Sohn, ihre Liebe schenkte. Ob er mit ihr Lafontaine und Langbein studirte, weiß ich nicht zu sagen, nur so viel ist mir bekannt, daß ihn der Fürst, Amaliens Vater, einige Wochen nachher eigenhändig aus dem Garten gepeitscht hat.

„Ich saß jetzt wieder auf meinem Dachkämmerlein, hatte die hebräische Bibel und die griechischen Unregelmäßigkeiten vor mir liegen, und auf ihnen meine Romane. An manchem Abend habe ich dort heiße Thränen geweint, und durch die Jalousien in den Garten hinabgeschaut; denn die zuchtlose Jungfrau sollte meinen Jammer nicht erschauen, sie sollte den Kampf zwischen Haß und Liebe nicht auf meinem Antlitz lesen. Ich war fest überzeugt, daß so unglücklich wie ich kein Mensch mehr sein könne, und höchstens der unglückliche Otto von Trautwangen, als er in Frankreich mit seinem vernünftigen, lichtbraunen Rößlein eine Höhle bewohnte, konnte vielleicht so kummervoll gewesen sein wie ich.

„Aber das Maß meiner Leiden war nicht voll; hören Sie, wie aus entwölkter Höhe mich ein zweiter Donner traf.

„Der alte Rektor hatte seinen Schülern ein Thema zu einem Aufsatz gegeben, worin wir die Frage beantworten sollten, wen wir für den größten Mann Deutschlands halten? Es sollte sein Werth geschichtlich nachgewiesen, Gründe für und wider angegeben und überhaupt Alles recht gelehrt abgemacht werden. Ich hatte, wie ich Ihnen schon bemerkt habe, meine Herren, immer einen harten Kopf, und Aufsätze mit Gründen waren mir von jeher zuwider gewesen, ich hatte also auch immer mittelmäßige oder schlechte Arbeit geliefert. Aber für diese Arbeit war ich ganz begeistert, ich fühlte eine hohe Freude in mir, meine Gedanken über die großen Männer meines Vaterlandes zu sagen und meine Ideale (und wer hat in diesen Jahren nicht solche) in gehöriges Licht setzen zu können.

„Geschichtlich sollte das Ding abgefaßt werden. Was war leichter für mich als dies? Jetzt erst fühlte ich den Nutzen meines eifrigen Lesens. Wo war einer, der so viele Geschichten gelesen hatte als ich? Und wer, der irgend einmal diese Bücher der Geschichten in die Hand nahm, wer konnte in Zweifel sein, wer die größten Männer meines Vaterlandes seien? Zwar war ich noch nicht ganz mit mir selbst im Reinen, wem ich die Krone zuerkennen sollte. Hasper a Spada? Es ist wahr, es war ein Tapferer, der Schrecken seiner Feinde, die Liebe seiner Freunde. Aber, wie die Geschichte sagt, war er sehr stark dem Trinken ergeben, und dies war doch schon eine Schlacke in seinem fürtrefflichen Charakter. Adolph der Kühne, Raugraf von Dassel? Er hat schon etwas mehr von einem großen Mann. Wie schrecklich züchtigt er die Pfaffen! Wenn er nur nicht in der Historie nach Rom wandeln und Buße thun müßte, aber dies schwächt doch sein majestätisches Bild. Es ist wahr, Otto von Trautwangen glänzt als ein Stern erster Größe in der deutschen Geschichte, dachte ich weiter, aber auch er scheint doch nicht der größte gewesen zu sein, wiewohl seine Frömmigkeit, die sehr in Anschlag zu bringen ist, jeden Zauber überwand.

„Island gehörte wohl auch zum deutschen Reich; wahrhaftig, unter

allen deutschen Helden ist doch keiner, der dem Thiodolf das Wasser reicht. Stark wie Simson, ohne Falsch wie eine Taube, fromm wie ein Lamm, im Zorn ein Berserker, es kann nicht fehlen, er ist der größte Deutsche.

„Ich setzte mich hin und schrieb voll Begeisterung diese Rangordnung nieder. Wohl zehnmal sprang ich auf, meine Brust war zu voll, ich konnte nicht Alles sagen, die Feder, die Worte versagten mir, wohl zehnmal las ich mir mit lauter Stimme die gelungensten Stellen vor. Wie erhaben lautete es, wenn ich von der Stärke des Isländers sprach, wie er einen Wolf zähmte, wie er in Konstantinopel ein Pferd nur ein wenig auf die Stirne klopfte, daß es auf der Stelle todt war, wie großmüthig verschmäht er alle Belohnung, ja er schlägt einen Kaiserthron aus, um seiner Liebe treu zu bleiben; wie kindlich fromm ist er, obgleich er die christliche Religion nicht recht kannte, wie schön beschrieb ich das Alles, ja es mußte das Herz des alten Rektors rühren!

„Ich konnte mir denken, wie er meine Arbeit mit steigendem Beifall lesen, wie er Morgens in die Klasse kommen würde, um unsere Aufsätze zu censiren. Dann sendet er gewiß einen milden freundlichen Blick nach dem letzten Platze, wohin er sonst nur wie ein brüllender Löwe schaute, dann liest er meine Arbeit laut vor und spricht: „‚Kann man etwas Gelungeneres lesen als dies, und rathet, wer es gemacht hat? Die Letzten sollen die Ersten werden; der Stein, den die Baulente verworfen haben, soll zum Eckstein werden. Tritt hervor, mein Sohn, Garnmacher! Ich habe immer gesagt, Du seiest eine bête, konnte ich ahnen, daß Du mit so vielem Eifer Geschichten studirst? Nimm hin den Preis, der Dir gebührt.‘“

„So mußte er sagen, er konnte nicht anders, ohne das schreiendste Unrecht zu thun. Eifrig schrieb ich jetzt meinen Aufsatz ins Reine. Um zu zeigen, daß ich auch in den neueren Geschichten nicht unbewandert sei, sagte ich am Schluß, daß ich nach Erfindung des Pulvers den deutschen Alcibiades und nächst ihm Hermann von Nordenschild für die größten Männer halte. Man könne ihnen den Ritter Euros, welcher nachher als Demschütz mit seinen Gesellen so großes Aufsehen gemacht habe, was die Tapferkeit anbetreffe, vielleicht an die Seite stellen, doch stehen jene beiden auf einem viel höheren Standpunkt.

„Ich brachte dem Rektor triumphirend den Aufsatz und mußte ihm beinahe ins Gesicht lachen, als er mürrisch sagte: „‚Er wird ein schönes Geschmier haben, Garnmacher!‘“

„‚Lesen Sie, und dann — richten Sie,‘“ gab ich ihm stolz zur Antwort und verließ ihn.

„Wenn in Ihrem Vaterlande, Mylord, eine Preisfrage gestellt würde über den würdigsten englischen Theologen, und es würden in einer gelehrten, mit Phrasen wohl durchspickten Antwort die Vorzüge des Vicar of Wakefield dargethan, wer würde da nicht lachen? Wenn Sie, werther Marquis, nach der würdigsten Dame zu den Zeiten Louis XIV. gefragt würden, und Sie priesen die neue Heloise, würde man Sie nicht für einen Rasenden halten? Hören Sie, welche Thorheit ich begangen hatte!

„Der Samstag, an welchem man unsere Arbeiten gewöhnlich censirte, erschien endlich. So oft dieser Tag sonst erschienen war, war er mir ein Tag des Unglücks gewesen; gewöhnlich schlich ich da mit Herzklopfen zur

Schule, denn ich durfte gewiß sein, wegen schlechter Arbeit getadelt, öffentlich geschmäht zu werden. Aber wie viel stolzer trat ich heute auf, ich hatte meinen besten Rock angezogen, den schönsten, feingestickten Hemdkragen angelegt, mein wallendes Haar war zierlich gescheitelt und gelockt; ich sah stattlich aus und gestand mir, ich sei auch im Aeußeren des Preises nicht unwürdig, welcher mir heute zu Theil werden sollte.

„Der Rektor fing an, die Aufsätze zu censiren. Wie ärmlich obscure Helden hatten sich meine Mitschüler gewählt: Hermann, Karl den Großen, Kaiser Heinrich, Luther und dergleichen — er ging viele durch, immer kam er noch nicht an meine Arbeit. Ja, es war offenbar, meine Helden hatte er auf die Letzt aufgespart — als die besten!

„Endlich ruhte er einige Augenblicke, räusperte sich und nahm ein Heft mit rosenfarbener Ueberdecke, das meinige, zur Hand. Mein Herz pochte laut vor Freude, ich fühlte, wie sich mein Mund zu einem triumphirenden Lächeln verziehen wollte, aber ich gab mir Mühe, bescheiden bei dem Lobe auszusehen. Der Rektor begann: „Und nun komme ich an eine Arbeit, welche ihres Gleichen nicht hat auf der Erde. Ich will einige Stellen daraus vorlesen!“ Er deklamirte mit ungemeinem Pathos gerade jene Kraftstellen, welche ich mit so großer Begeisterung niedergeschrieben hatte; ein schallendes Gelächter aus mehr als vierzig Kehlen unterbrach jeden Satz, und als er endlich an den Schluß gelangte, wo ich mit einer kühnen Wendung dem furchtbaren Domschützen noch einige Blümchen gestreut hatte, erscholl Bravo! Ancora! und die Tische krachten unter den beifalltrommelnden Fäusten meiner Mitschüler. Der Rektor winkte Stille und fuhr fort: „Es wäre dies eine gelungene Satire auf die Herren Spieß und Consorten, wenn nicht der Verfasser selbst eine Satire auf die Menschheit wäre. Es ist unser lieber Garnmacher. Tritt hervor, du dedecus naturae, hieher zu mir!“

„Zitternd folgte ich dem fürchterlichen Wink. Das Erste war, als ich vor ihm stand, daß er mir das rosenfarbene Heft einmal rechts und einmal links um die Ohren schlug, und jetzt donnerte eine Strafpredigt über mich herab, von der ich nur so viel verstand, daß ich eine bête wäre und nicht wüßte, was Geschichte sei.

„Es begegnet zuweilen, daß man im Traum von einer schönen, blumigen Sonnenhöhe in einen tiefen Abgrund herabfällt; man schwindelt, indem man die unermeßlichen Höhen herabfliegt, man fühlt die unsanfte Erschütterung, wenn man am Boden zu liegen glaubt, man erwacht und sieht sich mit Staunen auf dem alten Boden wieder; die Höhe, von der man herabstürzte, ist mit all' ihren Blüthengärten verschwunden, ach, sie war ja nur ein Traum!

„So war mir damals, als mich der Rektor aus meinem Schlummer aufschüttelte; ein tiefer Seufzer war die einzige Antwort, die ich ihm geben konnte. Ich war arm, wie jener Krösus, als er vor seinem Sieger Cyrus stand; auch ich hatte ja alle meine Reiche verloren!!

„Ich sollte bekennen, woher ich die Romane bekommen, wer mir das Geld dazu gegeben habe. Konnte, durfte ich sie, die ich einst liebte, verrathen? Ich läugnete, ich hielt den ganzen Sturm des alten Mannes aus, ich stand wie Mucius Scävola.

„Der langen Rede kurzer Sinn war übrigens der, daß ich von meinem Vater ein Attest darüber bringen müsse, daß ich das Geld zu solchen Allotriis von ihm habe, und überdies habe ich am nächsten Montag vier Tage Carcer anzutreten. Verhöhnt von meinen Mitschülern, die mir Thiodolf, deutscher Alcibiades und dergleichen nachriefen, in dumpfer Verzweiflung ging ich nach Hause. Es war gar kein Zweifel, daß mich mein Vater, wenn er diese Geschichte erfuhr, entweder sogleich todtschlagen, oder wenigstens zum Schneiderjungen machen würde. Vor beidem war mir gleich bange. Ich besann mich also nicht lange, band etwas Weißzeug und einige seltene Dukaten und andere Münzen, welche mir meine Pathen geschenkt hatten, in ein Tuch, warf noch einen Kuß und den letzten Blick nach des Nachbars Garten, sagte meinem Dachstübchen Lebewohl, und eine Viertelstunde nachher wanderte ich schon auf der Straße nach Berlin, wo mir ein Oheim lebte, an welchen ich mich vor's Erste zu wenden gedachte.

„In meinem Herzen war es öde und leer, als ich so meine Straße zog. Meine Ideale waren zerronnen. Sie hatten also nicht gelebt, diese tapferen, frommen, liebevollen, biederen Männer, sie hatten nicht geathmet, jene lieblichen Bilder holder Frauen. Jene bunte Welt voll Putz und Glanz, alle jene Stimmen, die aus fernen Jahrhunderten zu mir herüber tönten, die muthigen Töne der Trompete, Rüdengebell, Waffengeklirr, Sporenklang, süße Accorde der Laute — Alles, Alles dahin, Alles nichts als eine löschpapierene Geschichte, im Hirn eines Poeten gehegt, in einer schmutzigen Druckpresse zur Welt gebracht!

„Ich sah mich noch einmal nach der Gegend um, die ich verlassen hatte. Die Sonne war gesunken, die Nebel der Elbe verhüllten das liebe Dresden, nur die Spitzen der Thürme ragten vergoldet vom Abendroth über dem Dunstmeer.

„So lag auch mein Träumen, mein Hoffen, Vergangenheit und Zukunft in Nebel gehüllt, nur einzelne hohe Gestalten standen hell beleuchtet wie jene Thürme vor meiner Seele. Wohlan! sprach ich bei mir selbst:

— — O fortes, pejoraque passi
Mecum saepe viri, nunc cantu pellite curas,
Cras ingens iterabimus aequor.

„Noch einmal breitete ich die Arme nach der Vaterstadt aus, da fühlte ich einen leichten Schlag auf die Schulter und wandte mich um. — —"

*

Der Herausgeber ist in der größten Verlegenheit. Er hat bis auf den Tag, an welchem er dies schreibt, dem Verleger das Manuscript zum ersten Theil versprochen, und doch fehlt noch ein großer Theil des letzten Abschnittes. Er ist noch nicht geweiht, die Messe ist schon vorüber, und eine eigene über die paar Bogen lesen zu lassen, findet sich weder ein gehöriger Vorwand, noch würde das Werkchen diese bedeutende Ausgabe werth sein. Wir versparen daher die Fortsetzung des Festtages in der Hölle auf den zweiten Theil.

# Mittheilungen

aus den

# Memoiren des Satan.

---

Zweiter Theil.

# Vorspiel,

worin von Prozessen, Justizräthen die Rede, nebst einer stillschweigenden Abhandlung: „Was von Träumen zu halten sei.“

Dieser zweite Theil der Mittheilungen aus den Memoiren des Satan erscheint um ein völliges Halbjahr zu spät. Angenehm ist es dem Herausgeber, wenn die Leser des ersten sich darüber gewundert, am angenehmsten, wenn sie sich darüber geärgert haben, es zeigt dies eine gewisse Vorliebe für die schriftstellerischen Versuche des Satan, die nicht nur ihm, sondern auch seinem Uebersetzer und Herausgeber erwünscht sein muß.

Die Schuld dieser Verspätung liegt aber weder in der zu heißen Temperatur des letzten Spätsommers, noch in der strengen Kälte des Winters, weder im Mangel an Zeit oder Stoff, noch in politischen Hindernissen; die einzige Ursache ist ein sonderbarer Prozeß, in welchen der Herausgeber verwickelt wurde, und vor dessen Beendigung er diesen zweiten Theil nicht folgen lassen wollte.

Kaum war nämlich der erste Theil dieser Memoiren in die Welt versandt und mit einigen Posaunenstößen in den verschiedenen Zeitungen begleitet worden, als plötzlich in allen diesen Blättern zu lesen war, eine

## Warnung vor Betrug.

„Die bei Gebr. Franckh * in Stuttgart herausgekommenen Memoiren des Satan sind nicht von dem im alten und neuen Testament bekannten und durch seine Schriften: Elixire des Teufels, Bekenntnisse des Teufels, als Schriftsteller berühmten Teufel, sondern gänzlich falsch und unächt; was hiemit dem Publikum zur Kenntniß gebracht wird.“

Ich gestehe, ich ärgerte mich nicht wenig über diese Zeilen, die von Niemand unterschrieben waren. Ich war meiner Sache so gewiß, hatte das Manuscript von Niemand anders als dem Satan selbst erhalten, und nun, nach vielen Mühen und Sorgen, nachdem ich mich an den infernalischen Chiffern beinahe blind gelesen, soll ein solcher anonymer Todtschläger über mich herfallen, meine literarische Ehre aus der Ferne todtschlagen und besagte Memoiren für unächt erklären?

* Damalige Firma des jetzigen Verlegers.

Während ich noch mit mir zu Rathe ging, was wohl auf eine solche Beschuldigung des Betruges zu antworten sei, werde ich vor die Gerichte citirt und in Kenntniß gesetzt, daß ich einer Namensfälschung, eines literarischen Diebstahls angeklagt sei, und zwar — vom Teufel selbst, der gegenwärtig als geheimer Hofrath in persischen Diensten lebe. Er behaupte nämlich, ich habe seinen Namen Satan mißbraucht, um ihm eine miserable Scharteke, die er nie geschrieben, unterzuschieben; ich habe seinen literarischen Ruhm benützt, um diesem schlechten Büchlein einen schnellen und einträglichen Abgang zu verschaffen; kurz, er verlange nicht nur, daß ich zur Strafe gezogen, sondern auch, daß ich angehalten werde, ihm Schadenersatz zu geben, dieweil ihm ein Vortheil durch diesen Kniff entzogen worden.

Ich verstehe so wenig von juridischen Streitigkeiten, daß mir früher schon der Name Klage oder Prozeß Herzklopfen verursachte; man kann sich also wohl denken, wie mir bei diesen schrecklichen Worten zu Muthe war. Ich ging niedergedonnert heim und schloß mich in mein Kämmerlein, um über diesen Vorfall nachzudenken. Es war mir kein Zweifel, daß es hier drei Fälle geben könne; entweder hatte mir der Teufel selbst das Manuscript gegeben, um mich nachher als Kläger recht zu ängstigen und auf meine Kosten zu lachen; oder irgend ein böser Mensch hatte mir die Komödie in Mainz vorgespielt, um das Manuscript in meine Hände zu bringen, und der Teufel selbst trat jetzt als erbitterter Kläger auf; oder drittens, das Manuscript kam wirklich vom Teufel, und ein müßiger Kopf wollte jetzt den Satan spielen und mich in seinem Namen verklagen.

Ich ging zu einem berühmten Rechtsgelehrten und trug ihm den Fall vor. Er meinte, es sei allerdings ein fataler Handel, besonders weil ich keine Beweise beibringen könne, daß das Manuscript von dem ächten Teufel abstamme, doch er wolle das Seinige thun, und aus der bedeutenden Anzahl von Büchern, die seit Justinians Corpus juris bis auf das neue birmanische Strafgesetzbuch über solche Fälle geschrieben worden seien, Einiges nachlesen.

Das juridische Stiergefecht nahm jetzt förmlich seinen Anfang. Es wurde, wie es bei solchen Fällen herkömmlich ist, so viel darüber geschrieben, daß auf jeden Bogen der Memoiren des Satan ein Ries Akten kam, und nachdem die Sache ein Vierteljahr anhängig war, wurde sogar auf Unrechtskosten eine eigene Aktenkammer für diesen Prozeß eingeräumt; über der Thüre stand mit großen Buchstaben: „Acta in Sachen des persischen G. H. R. Teufels gegen Dr. H—f, betreffend die Memoiren des Satan."

Ein sehr günstiger Umstand für mich war der, daß ich auf dem Titel nicht „Memoiren des Teufels," sondern „des Satan" gesagt hatte. Die Juristen waren mit sich ganz einig, daß der Name Teufel in Deutschland sein Familienname sei, ich habe also wenigstens diesen nicht zur Fälschung gebraucht; Satan hingegen sei nur ein angenommener, willkürlicher, denn Niemand im Staate sei berechtigt, zwei Namen zu führen. Ich fing an, aus diesem Umstand günstigere Hoffnungen zu schöpfen, aber nur zu bald sollte ich die bittere Erfahrung machen, was es heiße, den Gerichten anheimzufallen. Das Referat in Sachen des et caetera war nämlich dem berühmten Justizrath Wackerbart in die Hände gefallen, einem

Mann, der schon bei Dämpfung einiger großen Revolutionen ungemeine Talente bewiesen hatte, und neuerdings sogar dazu verwendet wurde, bedeutende Unruhen in einem Gymnasium zu schlichten. Stand nicht zu erwarten, daß ein solcher berühmter Jurist meine Sache nur als eine Cause célèbre ansehen und sie also handhaben werde, daß sie, gleichviel, wem von Beiden Recht, ihm am meisten Ruhm einbrächte? Hiezu kam noch der Titel und Rang meines Gegners; Wackerbart hatte seit einiger Zeit angefangen, sich an höhere Cirkel anzuschließen, mußte ihm da ein so wichtiger Mann, wie ein persischer geheimer Hofrath, nicht mehr gelten, als ich Armer?

Es ging, wie ich voraus gesehen hatte. Ich verlor meine Sache gegen den Teufel. Strafe, Schadenersatz, aller mögliche Unsinn wurde auf mich gewälzt, ich wunderte mich, daß man mich nicht einige Wochen ins Gefängniß sperrte oder gar hängte. Man hatte hauptsächlich Folgendes gegen mich in Anwendung gebracht:

## Entscheidungs-Gründe

zu dem

vor dem Kriminalgericht Klein-Justheim unter dem 4. Dezember 1825 gefällten Erkenntniß

**in der Untersuchungssache**

gegen den

**Dr. . . . . f wegen Betrugs.**

1. Es ist durch das Zugeständniß des Angeklagten erhoben, daß er keine Beweise beizubringen weiß, daß die von ihm herausgegebenen Memoiren des Satan wirklich von dem unbekannten ächten Teufel, so gegenwärtig als geheimer Hofrath in persischen Diensten lebt, herrühren. Ferner hat der Angeschuldigte . . . . f zugegeben, daß die in öffentlichen Blättern darüber enthaltene Ankündigung mit seinem Wissen gegeben sei.

2. Die letztgedachte Ankündigung ist also abgefaßt, daß hieraus die Absicht des Verfassers, die Lesewelt glauben zu machen, daß „die Memoiren des Satan" von dem wahren, im alten und neuen Testament bekannten und neuerdings als Schriftsteller beliebten Teufel geschrieben seien, nur allzudeutlich hervorleuchten thut.

3. Durch diese Verfahrungsart hat sich der Angeklagte . . . . f eines Betruges, alldieweilen solcher im Allgemeinen in jedweder auf impermissen Commodum für sich oder Schaden Anderer gerichteten unrechtlichen Täuschung Anderer, entweder indem man falsche Thatsachen mittheilt, oder wahre ditto nicht angibt — besteht; oder um uns näher auszudrücken, da hier die Sprache von einer Waare und gedrucktem Buch ist — einer Fälschung schuldig gemacht; denn, durch den Titel: „Memoiren des Satan" und die Anpreisung des Buches wurde der Lesewelt falsch vorgespiegelt, daß das Buch ausdrücklich von dem unter dem Namen Satan bekannten, k. persischen geheimen Hofrath Teufel verfaßt sei, was beim Verkauf des Werkes verursachte, daß es schneller und in größerer Quantität abging, als wenn das Büchlein unter dem Namen des Herrn . . . . f, so dem Publiko noch gar nicht bekannt ist, erschienen wäre, und wodurch die,

so es kauften, in ihrer schönen Erwartung, ein ächtes Werk des Teufels in Händen zu haben, schnöde betrogen wurden.

4. Wenn der Herr Dr. ....f, um sich zu entschuldigen, dagegen einwendet, daß der Name Satan in Deutschland nur ein angenommener sei, worauf der Teufel, wie man ihn gewöhnlich nennt, keinen Anspruch zu machen habe, so bemerken wir Kriminalleute von Klein-Justheim sehr richtig, daß sich ....f auf den Gebrauch jenes angenommenen, übrigens bekanntermaßen den Teufel sehr wohl bezeichnenden Namens nicht beschränkt, sondern in dem Werke selbst überall durchblicken läßt, namentlich in der Einleitung, daß der Verfasser derjenige Teufel oder Satan sei, welcher dem Publiko, besonders dem Frauenzimmer, wie auch denen Gelehrten durch frühere Opera, z. B. die Elixire des Teufels et caetera rühmlichst bekannt ist, wodurch wohl ebenfalls Niemand anders gemeint ist, als der geheime Hofrath Teufel.

5. Man muß lachen über die Behauptung des Inculpaten, daß das in Frage stehende Opusculum, wie auch nichts destoweniger seine Anzeige, eigentlich eine Satire auf den Teufel und jegliche Teufelei jetziger Zeit sei! Denn diese Entschuldigung wird durch den Inhalt der Schrift selbst widerlegt; ja, jeder Leser von Vernunft muß das auch wohl eher für eine etwas geringe Nachäffung der Teufeleien, als für — eine Satire auf dieselben erkennen. Wäre aber auch, was wir Juristen nicht einzusehen vermögen, das Werk dennoch eine Satire, so ist durchaus kein günstiger Umstand für ....f zu ziehen, weil derjenige Käufer, der etwas Aechtes, vom Teufel Verfaßtes kaufen wollte, erst nach dem Kauf entdecken konnte, daß er betrogen sei.

6. Außer der völlig rechtswidrigen Täuschung der Lesewelt, Leihbibliotheken et caetera ist in der vorliegenden Defraudation auch ein Verbrechen gegen Den begangen, dessen Name oder Firma mißbraucht worden, nämlich, und specialiter gegen den geheimen Hofrath Teufel, welcher sowohl als Gelehrter und Schriftsteller, als von wegen des Honorars seiner übrigen Schriften, sehr dabei interessirt ist, daß nicht das Geschreibsel Anderer als von ihm niedergeschrieben, wie auch erdacht, angezeigt und verkauft werde.

7. Wenn endlich der Angeklagte behauptet, daß er das Buch arglos herausgegeben, ohne das Klein-Justheimer Recht hierüber zu kennen, daß ihn auch bei der Fälschung durchaus keine gewinnsüchtigen Absichten geleitet hätten, so ist uns dies gleichgültig und haben nicht darauf Rücksicht zu nehmen, denn Fälschung ist Fälschung, sei es, ob man englische Teppiche nachahmt und als ächt verkauft, oder Bücher schreibt unter falschem Namen; ist Alles nur verkäufliche Waare und kann den Begriff des Vergehens nicht ändern, weil immer noch die Täuschung und Anschmierung der Käufer restirt, und zwar ebenfalls nichts destominder auch alsdann, wenn die Memoiren des Satan gleichen Werth mit den übrigen Büchern des Teufels hätten (was wir Klein-Justheimer übrigens bezweifeln, da Jener geheimer Hofrath ist), weil dem Ebengedachten schon durch das Unterschieben eines fremden Machwerkes unter seinem Namen ein Schaden in juridischem Sinne sein thut.

Es ist daher, wie man gethan hat, erkannt worden u. s. w. u. s. w.

Gez. **Präsident und Räthe des Kriminalgerichtes zu Klein-Justheim.**

Hast Du, geneigter Leser, nie die berühmten Nürnberger Gliedermänner gesehen, so, kunstreich aus Holz geschnitzelt, ihre Gliedlein nach jedem Druck bewegen? Hast Du wohl selbst in Deiner Jugend mit solchen Männern gespielt und allerlei Kurzweil mit ihnen getrieben und probirt, ob es nicht schöner wäre, wenn er z. B. das Gesicht im Nacken trüge und den Rücken hinunter schaue, oder ob es nicht vernünftiger wäre, wenn ihm die Beine ein wenig umgedreht würden, daß er vor- und rückwärts spaziere, wie man es haben wolle? Das hast Du wohl versucht in den Tagen Deiner Kindheit, und es war ein unschuldiges Spiel, denn dem Gliedermann war es gleichgültig, ob ihm die Beine über die Schulter herüber kamen oder nicht, ob er den Rücken herabschaute oder vorwärts, er lächelte so dumm wie zuvor, denn er hatte ja kein Gefühl, und es that ihm nicht weh im Herzen, denn auch dieses war ja aus Holz geschnitzelt und wahrscheinlich aus Lindenholz.

Aber selbst ein solcher Gliedermann sein zu müssen in den täppischen Händen der Klein-Justheimer Kriminalen! Sie renkten und drehten mir die Glieder, setzten mir den Kopf so oder so, wie es ihnen gefällig, oder auch nach Vorschrift des Justinian, drehten und wendeten mein Recht, bis der Kadaver vor ihnen lag auf dem grünen Sessionstisch, wie sie ihn haben wollten, mit verrenkten Gliedern, und sie nun anatomisch aufnotiren konnten, was für Fehler und Curiosa an ihm zu bemerken, nämlich, daß er das Gesicht im Nacken, die Füße einwärts, die Arme verschränkt et caetera trage, ganz gegen alle Ordnung und Recht.

„Waare, Waare! nannten sie deine Memoiren, o Satan, Waare! Als würde dergleichen nach der Elle aus dem Gehirn hervorgehaspelt, wie es jener Schwarzkünstler und Escamoteur gethan, der Bänder verschluckte und sie herauszog Elle um Elle aus dem Rachen. Waarenfälschung, Einschwärzen, Defraudation, o welch' herrliche Begriffe, um zu definiren, was man will! Und rechtswidrige Täuschung des Publikums! Wer hat denn darüber geklagt? Wer ist aufgestanden unter den Tausenden und hat Zeter geschrieen, weil er gefunden, daß das Büchlein nicht von dem Schwarzen selbst herrühre, daß er den Missethäter bestraft wissen wolle für diese rechtswidrige Täuschung? O Klein-Justheim, wie weit bist du noch zurück hinter England und Frankreich, daß du nicht einmal einsehen kannst, Werke des Geistes seien kein nachgemachter Rum oder Arack, und gehören durchaus nicht vor deine Schranken.

Traurig musterte ich das Manuscript des zweiten Theiles, der nun für mich und das Publikum verloren war; ich dachte nach über das Hohngelächter der Welt, wenn der erste nur ein Torso, ein schlechtes abgerissenes Stück, verachtet auf den Schranken der Leihbibliotheken sitze, trübselig auf die hohe Versammlung der Romane und Novellen aller Art herabschaue und ihnen ihre abgenützten Gewänder beneide, die den großen Furor, welchen sie in der Welt machen, beurkunden, wie er seine andere Hälfte, seinen Nebenmann, den zweiten herbeiwünsche, um verbunden mit ihm schöne Damen und Herren zu besuchen, was ihm jetzt, als einem Invaliden, beinahe unmöglich war. Da wurde mir eines Morgens ein Brief überbracht, dessen Aufschrift mir bekannte Züge verrieth. Ich riß ihn auf und las:

„Wohlgeborner, sehr verehrter Herr!

„Durch den Oberjustizrath Hammel, der vor einigen Tagen das Zeitliche gesegnet und an mein Hoflager kam, erfuhr ich zu meinem großen Aerger die miserablen Machinationen, die gegen Euch gemacht werden. Bildet Euch nicht ein, daß sie von mir herrühren. Mit großem Vergnügen denke ich noch immer an unser Zusammentreffen in den drei Reichskronen zu Mainz, und in meiner jetzigen Zurückgezogenheit und bei meinen vielen Geschäften im Norden komme ich selten dazu, eine deutsche Literaturzeitung zu lesen, aber einige Recensenten, welche ich sprach, versichern mich, mit welchem Eifer Ihr meine Memoiren herausgegeben habt, und daß das Publikum meine Bemühungen zu schätzen wisse. Der Prozeß, den man Euch an den Hals warf, kam mir daher um so unerwarteter. Glaubet mir, es ist nichts als ein schlechter Kunstgriff, um mich nicht als Schriftsteller aufkommen zu lassen, weil ich ein wenig über ihre Universitäten schimpfte und die ästhetischen Thees, und Euch wollen sie nebenbei auch drücken. Lasset Euch dies nicht kümmern, Werthester! gebet immer den zweiten Theil heraus, im Nothfall könnet Ihr gegenwärtiges Schreiben Jedermann lesen lassen, namentlich den Wackerbart; saget ihm, wenn er meine Handschrift nicht kenne, so kenne ich um so besser die seinige.

„Ich kenne diese Leutchen, sie sind Raubritter und Korsaren, die jeden berühmten Prozeß, der ihnen in die Hände fällt, für gute Prise erklären, und wenn sie ihn fest haben in den Krallen, so lange deuteln und drehen, bis sie ihn dahin entscheiden können, wo er ihnen am meisten Ruhm nebst etzlichem Golde einträgt. Was war bei Euch von Beidem zu erheben? Ihr, ein armseliger Doktor der Philosophie und Magister der brodlosen Künste, was seid Ihr gegen einen persischen geheimen Hofrath? Denket also, die Sache sei ganz natürlich zugegangen, und grämet Euch nicht darüber. Was den persischen geheimen Hofrath betrifft, der meine Rolle übernommen hat, so will ich bei Gelegenheit ein Wort mit ihm sprechen.

„Hier lege ich Euch noch ein kleines Manuscriptchen bei, ich habe es in den letzten Pfingstfeiertagen in Frankfurt aufgeschrieben, es ist im Ganzen ein Scherz und hat nicht viel zu bedeuten; doch schaltet Ihr es im zweiten Theile ein, es gibt vielleicht doch Leute, die sich dabei freundschaftlich meiner erinnern.

„Gehabt Euch wohl; in der Hoffnung, Eure persönliche Bekanntschaft bald zu erneuern, bin ich

Euer wohlaffektionirter Freund
der Satan."

Man kann sich leicht denken, wie sehr mich dieser Brief freute. Ich lief sogleich damit zu dem wackern Mann, der meine Sache geführt hatte, ich zeigte ihm den Brief, ich erklärte ihm, appelliren zu wollen an ein höheres Gericht, und den Originalbrief beizulegen.

Er zuckte die Achseln und sprach: „Lieber, sie wohnen zusammen in einer Hausmiethe, die Kriminalen; ob Ihr um eine Treppe höher steigen wollet, aus dem Entresol in die Beletage zu den Vornehmeren, das ist einerlei, Ihr fallet nur um so tiefer, wenn sie Euch durchfallen lassen. Doch an mir soll es nicht fehlen."

So sprach er und focht für mich mit erneuerten Kräften; doch — was half es? Sie stimmten ab, erklärten den Persischen für den ächten, alleinigen Teufel, der allein das Recht habe, Teufeleien zu schreiben, und der Prozeß ging auch in der Beletage verloren.

Da faßte mich ein glühender Grimm; ich beschloß, und wenn es mich den Kopf kosten sollte, doch den zweiten Theil herauszugeben, ich nahm das Manuscript unter den Arm, rasste mich auf und — — erwachte.

Freundlich strahlte die Frühlingssonne in mein enges Stübchen, die Lerchen sangen vor dem Fenster, und die Blüthenzweige winkten herein, mich aufzumachen und den Morgen zu begrüßen.

Verschwunden war der böse Traum von Prozessen, Justizräthen, Klein-Justheim und Alles, was mir Gram und Aerger bereitete, verschwunden, spurlos verschwunden.

Ich sprang auf von meinem Lager, ich erinnerte mich, den Abend zuvor bei einigen Gläsern guten Weins über einen ähnlichen Prozeß mit Freunden gesprochen zu haben; da war mir nun im Traume Alles so erschienen, als hätte ich selbst den Prozeß gehabt, als wäre ich selbst verurtheilt worden von Kriminalrichtern und Klein-Justheimer Schöppen.

Ich lächelte über mich selbst. Wie pries ich mich glücklich, in einem Lande zu wohnen, wo dergleichen juridische Excesse gar nicht vorkämen, wo die Justiz sich nicht in Dinge mischt, die ihr fremd sind, wo es keine Wackerbärte gibt, die einen solchen Fund für gute Prise erklären, das Recht zum Gliedermann machen und drauf loshandthieren und drehen, ob es biege oder breche; wo man Erzeugnisse des Geistes nicht als Waare handhabt, und Satire versteht und zu würdigen weiß, wo man weder auf den Titel eines persischen geheimen Hofraths, noch auf irgend dergleichen Rücksicht nimmt.

So dachte ich, pries mich glücklich und verlachte meinen komischen Prozeßtraum.

Doch wie staunte ich, als ich hintrat zu meinem Arbeitstisch! Nein, es war keine Täuschung, da lag er ja, der Brief des Satans, wie ich ihn im Traume gelesen, da lag das Manuscript, das er mir im Briefe verheißen. Ich traute meinen Sinnen kaum, ich las, ich las wieder und immer wurde mir der Zusammenhang unbegreiflicher.

Doch ich konnte ja nicht anders, ich mußte seinen Wink befolgen, und seinen „Besuch in Frankfurt" dem zweiten Theile einverleiben.

Ich gestehe, ich that es ungern. Ich hatte schon zu diesem Theile Alles geordnet, es fand sich darin eine Skizze, die nicht ohne Interesse zu lesen war, ich meine die Scene, wie er mit Napoleon eine Nacht in einer Hütte von Malojaroslawez zubrachte, und wie von jenen Augenblicken an so Vieles auf geheimnißvolle Weise sich gestaltet im Leben jenes Mannes, dem selbst der Teufel Achtung zollen mußte, vielleicht — weil er ihm nicht beikommen konnte, doch — vielleicht ist es möglich, dieses merkwürdige Aktenstück dem Publikum an einem andern Orte mitzutheilen.

Noch war ich mit Durchsicht und Ordnen der Papiere beschäftigt, da wurde die Thüre aufgerissen und mein Freund Moriz stürzte ins Zimmer

„Weißt Du schon?" rief er. „Er hat ihn verloren."

„Wer? Was hat man verloren?"

„Nun, von was wir gestern sprachen, den Prozeß gegen Clauren meine ich, wegen des Mannes im Monde!“

„Wie? Ist es möglich!“ entgegnete ich, an meinen Traum denkend; „unser Freund, der Candidatus Pemperlein? Den Prozeß?“

„Du kannst Dich drauf verlassen, soeben komme ich vom Museum, der Verleger sagte es mir, soeben wurde ihm das Urtheil publicirt.“

„Aber wie konnte dies doch geschehen, Moriz! War er etwa auch in Klein-Justheim anhängig?“

„Klein-Justheim? Du fabelst, Freund!“ erwiderte der Freund, indem er besorgt meine Hand ergriff, „was willst Du nur mit Klein-Justheim, wo gibt es denn einen solchen Ort?“

„Ach,“ sagte ich beschämt, „Du hast Recht; ich dachte an — meinen Traum.“

# Mein Besuch in Frankfurt.

## 1.

Wen der Satan an der Table d'hôte im weißen Schwanen sah.

ommt man um die Zeit des Pfingstfestes nach Frankfurt, so sollte man meinen, es gebe keine heiligere Stadt in der Christenheit; denn sie feiern daselbst nicht wie z. B. in Bayern $1\frac{1}{2}$, oder, wie im Kalender vorgeschrieben, 2 Festtage, sondern sie rechnen vier Feiertage; die Juden haben deren sogar fünf, denn sie fangen in Bornheim ihre heiligen Uebungen schon am Samstag an, und der Bundestag hat sogar acht bis zehn.

Diese Festtage gelten aber in dieser Stadt weniger den wunderbaren Sprachkünsten der Apostel, als mir. Was die berühmtesten Mystiker am Pfingstfeste Morgens den guten Leutchen ans Herz gelegt, was die immensesten Rationalisten mit moralischer Salbung verkündet hatten, das war so gut als in den Wind gesprochen. Die Fragen: „Ob man am Montag oder am Dienstag, am zweiten oder dritten Feiertag ins Wäldchen gehe, ob es nicht anständiger wäre, ins Wilhelmsbad zu fahren, ob man am vierten Feiertag nach Bornheim oder ins Vauxhall gehen solle, oder beides," diese Fragen schienen bei weitem wichtiger, als jene, die doch für andächtige Feiertagsleute viel näher lag: „Ob die Apostel damals auch englisch und plattdeutsch verstanden haben?"

Muß ein so aufgeweckter Sinn den Teufel nicht erfreuen, der an solchen Tagen mehr Seelen für sich gewinnt, als das ganze Judenquartier in einer guten Börsenstunde Gulden? Auch diesmal wieder kam ich zu Pfingsten nach Frankfurt. Leuten, die von einem berühmten Belletristen ver-

wöhnt, Alles bis aufs kleinste Detail wissen wollen, diene zur Nachricht, daß ich im weißen Schwanen auf Nr. 45 recht gut wohnte, an der großen Table d'hôte in angenehmer Gesellschaft trefflich speiste; den Küchenzettel mögen sie sich übrigens von dem Oberkellner ausbitten.

Schon in der ersten Stunde bemerkte ich ein Seufzen und Stöhnen, das aus dem Zimmer nebenan zu dringen schien. Ich trat näher, ich hörte deutlich, wie man auf gut Deutsch fluchte und tobte, dann Rechnungen und Bilanzen, die sich in viele Tausende beliefen, nachzählte, und dann wieder wimmerte und weinte, wie ein Kind, das seiner Aufgabe für die Schule nicht mächtig ist.

Theilnehmend, wie ich bin, schellte ich nach dem Kellner und fragte ihn, wer der Herr sei, der nebenan so überaus kläglich sich geberde?

„Nun," antwortete er, „das ist der stille Herr."

„Der stille Herr? Lieber Freund, das gibt mir noch wenig Aufschluß, wer ist er denn?"

„Wir nennen ihn hier im Schwanen den stillen Herrn, oder auch den Seufzer; er ist ein Kaufmann aus Dessau, nennt sich sonst Zwerner und wohnt schon seit vierzehn Tagen hier."

„Was thut er denn hier? Ist ihm ein Unglück zugestoßen, daß er gar so kläglich winselt?"

„Ja, das weiß ich nicht," erwiderte er, „aber seit dem zweiten Tag, daß er hier ist, ist sein einziges Geschäft, daß er zwischen zwölf und ein Uhr in der neuen Judenstraße auf- und abgeht, und dann kommt er zu Tisch, spricht nichts, ißt nichts, und den ganzen Tag über jammert er ganz stille und trinkt Kapwein."

„Nun, das ist keine schlimme Eigenschaft," sagte ich, „setzen Sie mich doch heute Mittag in seine Nähe." Der Kellner versprach es, und ich lauschte wieder auf meinen Nachbar.

„Den zwölften Mai," hörte ich ihn stöhnen, „Metalliques $84^3/_4$, österreichische Staatsobligationen $87^3/_8$, rothschild'sche Lotterieloose, der Teufel hat sie erfunden und gemacht! 132, preußische Staatsschuldscheine 81! O Rebekka! Rebekka! Wo will das hinaus! 81! Die Preußen! Ist denn gar keine Barmherzigkeit im Himmel?"

So ging es eine Zeitlang fort; bald sah ich ihn ein Glas Kapwein zu sich nehmen, und ganz behaglich mit der Zunge dazu schnalzen; bald jammerte er wieder in den kläglichsten Tönen und mischte die Consols, die rothschild'schen Unverzinslichen und seine Rebekka auf herzbrechende Weise untereinander. Endlich wurde er ruhiger. Ich hörte ihn sein Zimmer verlassen und den Gang hinabgehen; es war wohl die Stunde, in welcher er durch die neue Judenstraße promenirte.

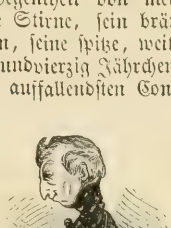
Der Kellner hatte Wort gehalten. Er wies, als ich in den Speisesaal trat, auf einen Stuhl: „Setzen sich der Herr Doktor nur dorthin," flüsterte er, „zu Ihrer Rechten sitzt der Seufzer." Ich setzte mich, ich betrachtete ihn von der Seite; wie man sich täuschen kann! Ich hatte einen jungen Mann von melancholischem, gespenstischem Aussehen erwartet, wie man sie heutzutage in großen Städten und Romanen trifft, etwas bleichschmachtend und fein wie Eduard, von der Verfasserin der Ourika, oder von schwächlichem, beinahe liederlichem Anblick, wie einige Schoppenhauer'sche oder

Pichler'sche Helden. Aber gerade das Gegentheil; ich fand einen untersetzten, runden jungen Mann mit frischen, wohlgenährten Wangen und rothen Lippen, der aber die trüben Augen beinahe immer niederschlug, und um den hübschen Mund einen weinerlichen Zug hatte, welcher zu dem frischen Gesicht nicht recht paßte.

Ich versuchte, während ich ihm allerlei treffliche Speisen anbot, einige Male mit ihm ins Gespräch zu kommen, aber immer vergeblich; er antwortete nur durch eine Verbeugung, begleitet von einem halbunterdrückten Seufzer. In solchen Augenblicken schlug er dann wohl die Augen auf, doch nicht, um auf mich zu blicken; er warf nur einen scheuen, finstern Blick gerade aus und sah dann wieder seufzend auf seinen Teller.

Ich folgte einem dieser Blicke und glaubte zu bemerken, daß sie einem Herrn gelten mußten, der uns gegenüber saß und schon zuvor meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Er war gerade das Gegentheil von meinem Nachbar rechts. Seine schon etwas kahle, gefurchte Stirne, sein bräunliches, eingeschnurrtes Gesicht, seine schmalen Wangen, seine spitze, weit hervortretende Nase deuteten darauf hin, daß er die fünfundvierzig Jährchen, die er haben mochte, etwas schnell verlebt habe. Den auffallendsten Contrast mit diesen verwitterten, von Leidenschaften durchwühlten Zügen bildete ein ruhiges, süßliches Lächeln, das immer um seinen Mund schwebte, die zierliche Bewegung seiner Arme und seines Körperchens, wie auch seine sehr jugendliche und modische Kleidung.



Es saßen etwa fünf oder sechs junge Damen an der Tafel, und nach den zärtlichen Blicken, die er jeder zusandte, nach dem süßen Lächeln, womit er seine Blicke begleitete, zu urtheilen, mußte er mit allen in genauen Verhältnissen stehen. Dieser Herr hatte, wenn er mit der abgestorbenen, knöchernen Hand eine Spargel zum Munde führte und süßlich dazu lächelte, die größte Aehnlichkeit mit einem rasirten Kaninchen, während mein Nachbar rechts wie ein melancholischer Frosch anzusehen war.

Warum übrigens der Seufzer das Kaninchen mit so finstern Augen maß, konnte ich nicht errathen. Endlich, als die Blicke meines Nachbars düsterer und länger als gewöhnlich auf jenem ruhten, fing das Kaninchen an, die Schultern und Arme graziös hin und her zu drehen, den Rücken auf künstliche Art auszudehnen und das spitzige Köpfchen nach uns herüber zu drehen; mit süßem Lächeln fragte er: „Noch immer so düster, mein lieber Monsieur Zwerner? etwa gar eifersüchtig auf meine Wenigkeit?"

An dem zarten Lispeln, an der künstlichen Art, das r wie gr auszusprechen, glaubte ich in ihm einen jener adeligen Salonsmenschen zu erkennen, die von einer feinen, leisen Sprache Profession machen. Und so war es, denn mein Nachbar antwortete: „Eifersüchtig, Herr Graf? auf Sie in keinem Fall."

Graf Rebs — so hörte ich ihn später nennen — faltete sein Mäulchen zu einem feinen Lächeln, drückte die Augen halb zu, bog die Spitznase auf komische Weise seitwärts, strich mit der Hand über sein langes knöchernes Kinn und kicherte:

„Das ist schön von Ihnen, lieber Monsieur Zwerner; also gar nicht eifersüchtig? Und doch habe ich die schöne Rebekka erst gestern Abend noch in ihrer Loge gesprochen. Ha, ha! Sie standen im Parterre und schauten mit melancholischen Blicken herauf. Darf ich Sie um jenes Ragout bitten, mein Herr?"

„Ich war allerdings im Theater, habe aber nur vorwärts aufs Theater und nicht rückwärts gesehen, am wenigsten mit melancholischen Blicken."

„Herr Oberkellner," lispelte der Graf, „Sie haben die Trüffeln gespart. Aber nein! Monsieur Zwerner, wie man sich täuschen kann! Ich hätte auf Ehre geglaubt, Sie schauen herauf in die Loge mit melancholischen Blicken. Auch Rebekka mochte es bemerken und Fräulein von Rothschild, denn als ich auf Sie hinabwies — Kellner, ich trinke heute lieber rothen Ingelheimer, ein Fläschchen — ja, wollte ich sagen — das ist mir nun während des Ingelheimers gänzlich entfallen; so geht es, wenn man so viel zu denken hat."

Meinem Nachbar mochte das unverzeiblich schlechte Gedächtniß des Grafen nicht behagen; obgleich er vorhin das Kaninchen ziemlich barsch abgewiesen hatte, so schien ihm doch dieser Punkt zu interessant, als daß er nicht weiter geforscht hätte. „Nun, auch Fräulein v. Rothschild hat bemerkt, daß ich melancholisch hinaufsah?" fragte er, indem er seine bitteren Züge durch eine Zuthat von Lächeln zu versüßen suchte; „freilich, diese hat ein scharfes Gesicht durch die Lorgnette —"

„Richtig, das war es," erwiderte Rebs, „das war es; ja, als ich auf Sie hinabwies und Rebekkchen Ihre Leiden anschaulich machte, schlug sie mich mit ihrem Jokofächer auf die Hand und nannte mich einen Schalk."

Mein Nachbar wurde wieder finster, seine rothen Wangen rötheten sich noch mehr, und die ansehnliche Breite seines Gesichtes erweiterte sich noch durch wilden Trotz, der in ihm wüthete. Er zog den Kopf tief in die Schultern und blitzte das Kaninchen hin und wieder mit einem grimmigen Blick an. Er hatte nie so große Aehnlichkeit mit einem angenehmen Froschjüngling, der an einem warmen Juniabend trauernd auf dem Teichel sitzt, als in diesem Augenblicke.

Graf Rebs bemerkte dies. Mit angenehmer Herablassung, wobei er das r noch mehr schnurren ließ, als zuvor, sprach er: „Werther Monsieur Zwerner, Sie dürfen aus dem Schlag mit dem Jokofächer keine argen Folgerungen ziehen. Es ist nur eine Façon de parler unter Leuten von gutem Ton. Wegen meiner dürfen Sie ruhig sein. Zwar so lange man jung ist," fuhr er fort, indem er den Halskragen höher heraufzog und schalkhaft daraus hervorsah, wie das Kaninchen aus dem Busch, „zwar so lange man jung ist, macht man sich hie und da ein Späßchen. Aber ein ganz anderer Gegenstand fesselt mich jetzt, Liebster! Haben Sie schon die Nichte des englischen Botschafters gesehen, die seit drei Tagen hier in Frankfurt ist?"

„Nein," antwortete mein Nachbar, leichter athmend.

„Oh, ein delicioses Kind! Augenbrauen wie, wie — wie mein Rock hier, einen Mund zum Küssen und in dem schönen Gesicht so etwas Pikantes, ich möchte sagen so viel englische Race. Nun, wir sind hier unter uns, ich kann Sie versichern, es ist auffallend, aber wahr, ich sollte es nicht sagen, es beschämt mich, aber auf Ehre, Sie können sich drauf verlassen, obgleich es ein ganz komischer Fall ist, übrigens hoffe ich, mich auf Ihre Diskretion verlassen zu können; nein, es ist wirklich auffallend, in drei Tagen ..."

„Nun, so bitte ich Sie doch um Gotteswillen, Herr Graf, was wollen Sie denn sagen?"

Es war ein eigener Genuß, das Kaninchen in diesem Augenblick anzusehen. Ein Gedanke schien ihn zu kitzeln, denn er kniff die Aeuglein zu, sein Kinn verlängerte sich, seine Nase bog sich abwärts nach den Lippen, und sein Mund war nur noch eine dünne, zarte Linie; dazu arbeitete er mit dem zierlich gekrümmten Rücken und den Schulterblättern, als wolle er anfangen zu fliegen, und mit den abgelebten Knöchlein seiner Finger fuhr er auf dem Tisch umher. Noch einmal mußte der Seufzer ihn ermuntern, sein Geheimniß preiszugeben, bis er endlich hervorbrachte: „Sie ist in mich verliebt! Sie staunen; ich kann es Ihnen nicht übel nehmen; auch mir wollte es Anfangs sonderbar bedünken, in so kurzer Zeit; aber ich habe meine sicheren Kennzeichen, und auch Andere haben es bemerkt."

„Sie Glücklicher!" rief der Seufzer nicht ohne Ironie, „wo Sie nur hintippen, schlagen Ihnen Herzen entgegen; übrigens rathe ich, diese Engländerin ernstlicher zu verfolgen; bedenken Sie, eine so solide Partie —"

„Merke schon, merke schon," entgegnete Rebs mit schlauem Lächeln, „es ist Ihnen um Rebekka, Sie wollen, ich solle dort gänzlich aus dem Felde ziehen. Solide Partie! Sie werden doch nicht meinen, daß ich schon heirathen will? Gott bewahre mich! Aber wegen Rebekkchen dürfen Sie ruhig sein; ich ziehe mich gänzlich zurück. Und sollte vielleicht eine vorübergehende Neigung in dem Mädchen — Sie verstehen mich schon, — das wird sich bald geben, ich glaube nicht, daß sie mich ernstlich geliebt hat."

„Ich glaube auch nicht," entgegnete der Seufzer mit einem Ton, in welchem sich bittere Ironie mit Grimm mischte. Die Gesellschaft stand auf, wir feigten. Graf Rebs tänzelte lächelnd zu den Damen, welchen er während der Tafel so zärtliche Blicke zugeworfen; ich aber folgte dem unglücklichen Seufzer.

## 2.

Trost für Liebende.

„Was war doch dies für ein sonderbarer Herr?“ fragte ich meinen Nachbar, indem ich mich dicht an ihn anschloß. „Findet er wirklich bei den Damen so sehr Beifall, oder ist er ein wenig verrückt?“

„Ein Geck ist er, ein Narr!“ rief der Seufzende, indem er mit dem Kopf aus den Schultern herausfuhr und die Arme umher warf. „Ein alter Junggeselle von fünfundvierzig und spielt noch den ersten Liebhaber. Eitel, thöricht, glaubt, jede Dame, die er aus seinen kleinen Aeuglein anblinzelt, sei in ihn verliebt, drängt sich überall an und ein —“

„Nun, da spielt dieser Graf Rebs eine lächerliche Rolle in der Gesellschaft, da wird er wohl überall verhöhnt und abgewiesen?“

„Ja, wenn die Damen dächten, wie Sie, werthgeschätzter Herr! aber so lächerlich dieser Gnome ist, so thöricht er sich überall geberdet, so — oh — Rebekka! der Teufel hat die Weiberherzen gemacht.“

„Ei, ei!“ sagte ich, indem ich schnell Nr. 45 aufschloß und den Verzweifelnden hineinschob, „ei! lieber Herr Zwerner, wer wird so arge Beschuldigungen ausstoßen? Und auf Fräulein Rebekka — setzen Sie sich doch gefälligst auf's Sopha — auf das Fräulein sollte er auch Eindruck gemacht haben, dieser Gliedermann?“

„Ach, nicht er, nicht er. Sie sieht, daß er lächerlich ist und geckenhaft, und doch kokettirt sie mit ihm. Nicht mit ihm, sondern mit seinem Titel. Es schmeichelt ihr, einen Grafen in ihrer Loge zu sehen, oder auf der Promenade von ihm begrüßt zu werden, vielleicht wenn sie eine Christin wäre, hätte sie einen solidern Geschmack.“

„Wie, das Fräulein ist eine Jüdin?“

„Ja, es ist ein Judenfräulein. Ihr Vater ist der reiche Simon in der neuen Judenstraße. Das große gelbe Haus neben dem Herrn von Rothschild, und eine Million hat er, das ist ausgemacht.“

„Sie haben einen soliden Geschmack, und wie ich aus dem Gespräch des Grafen bemerkt habe, können Sie sich einige Hoffnung machen.“

„Ja,“ erwiderte er ärgerlich, „wenn nicht der Satan das Papierwesen erfunden hätte. So stehe ich immer zwischen Thüre und Angel. Glaube ich heute einen festen Preis, ein sicheres Vermögen zu haben, um vor Herrn Simon treten und sagen zu können: Herr, wir wollen ein kleines Geschäft machen mit einander, ich bin das Haus Zwerner und Comp. aus Dessau, stehe so und so, wollen Sie mir Ihre Tochter geben? glaube ich nun so sprechen zu können, so läßt auf einmal der Teufel die Metalliques um zwei, drei Prozent steigen, ich verliere, und meinem Schwiegerpapa, der daran gewinnt, steigt der Kamm um so viele Prozente höher, und an eine Verbindung ist dann nicht mehr zu denken.“

„Aber kann denn nicht der Fall eintreten, daß Sie gewinnen?"

„Ja, und dann bin ich so schlecht berathen wie zuvor. Herr Simon ist von der Gegenpartei. Gewinne ich nun durch das Sinken dieser oder jener Papiere, so verliert er eben so viel, und dann ist Nichts mit ihm anzufangen, denn er ist ein ausgemachter Narr und reif für das Tollhaus, wenn er verliert. Ach, und aus Rebekkchen, so gut sie sonst ist, guckt auf allen Seiten der jüdische Geldteufel heraus."

„Wie, sollte es möglich sein, eine junge Dame sollte so sehr nach Geld sehen?"

„Da kennen Sie die Mädchen, wie sie heutzutage sind, schlecht," erwiderte er seufzend. „Titel oder Geld, Geld oder Titel, das ist es, was sie wollen. Können sie sich durch einen Lieutenant zur gnädigen Frau machen lassen, so ist er ihnen eben recht; hat ein Mann wie ich Geld, so wiegt dies den Adel zur Noth auf, weil derselbe gewöhnlich keines hat."

„Nun, ich denke aber, das Haus Zwerner und Comp. in Dessau hat Geld, woher also Ihr Zweifel an der Liebe des Fräuleins?"

„Ja ja!" sagte er etwas freundlicher, „wir haben Geld, und so viel, um immer mit Anstand um eine Tochter des Herrn Simon zu freien, aber Sie kennen die Frankfurter Mädchen nicht, werther Herr! Ist von einem angenehmen, liebenswürdigen jungen Mann die Rede, so fragen sie: wie steht er? Steht er nun nicht nach allen Börsenregeln solid, so ist er in ihren Augen ein Subjekt, an das man nicht denken muß."

„Und Rebekka denkt auch so?"

„Wie soll sie andere Empfindungen kennen lernen in der neuen Judenstraße? Ach! ihre Neigung zu mir wechselt nach dem Kurs der Börsenhalle! Man weiß hier, daß ich mich verführen ließ, viele Metalliques und preußische Staatsschuldscheine zu kaufen. Mein Interesse geht mit dem der hohen Mächte und mit dem Wohl Griechenlands Hand in Hand. Verliert die Pforte, so gewinne ich und werde ein reicher Mann; gewinnt der Großtürke und sein Reiseffendi, so bin ich um zwanzigtausend Kaisergulden ärmer und nicht mehr würdig, um sie zu freien. Das weiß nun das liebenswürdige Geschöpf gar wohl, und ihr Herz ist getheilt zwischen mir und dem Vater. Bald möchte sie gerne, daß die Pforte das Ultimatum annehme, um mein Glück zu fördern, bald denkt sie wieder, wie viel ihr Vater durch diese Spekulation des Herrn von Metternich verlieren könnte, und wünscht dem Effendi so viel Verstand als möglich. Ich Unglücklicher!"

„Aber, lieben Sie denn wirklich dieses edle Geschöpf?" fragte ich.

Thränen traten ihm in die Augen, ein tiefer Seufzer stahl sich aus seiner Brust. „Wie sollte ich sie nicht lieben?" antwortete er. „Bedenken Sie, fünfzigtausend Thaler Mitgift, und nach des Vaters Tod eine halbe Million, und wenn Gott den Israelchen zu sich nimmt, eine ganze. Und dabei ist sie vernünftig und liebenswürdig, hat so was Feines, Zartes, Orientalisches; ein schwarzes Auge voll Gluth, eine kühn geschwungene Nase, frische Lippen; der Teint, wie ich ihn liebe, etwas dunkel und dennoch röthlich. Ha! und eine Figur! Herr! Wie sollte man ein solches Geschöpf nicht lieben?"

„Und haben Sie keinen Rival als den Gnomen, den Grafen Rebs?"

„O, einige Judenjünglinge, bedeutende Häuser, buhlen um sie, aber ihr Sinn steht nach einem soliden Christen. Sie weiß, daß bei uns Alles

nobler und freier geht als bei ihrem Volk, und schämt sich in guter Gesellschaft für eine Jüdin zu gelten. Daher hat sie sich auch den Frankfurter Dialekt ganz abgewöhnt, und spricht preußisch. Sie sollten hören, wie schön es klingt, wenn sie sagt: „‚Ist es möchlich?‘“ oder: „‚Es jinge wohl, aber es jeht nich.‘“

Der Seufzer gefiel mir. Es ist ein eigenes, sonderbares Volk, diese jungen Herrn vom Handelsstand. Sie bilden sich hinter ihrem Ladentisch eine eigene Welt von Ideen, die sie aus den trefflichsten Romanen der Leihbibliotheken sammeln; sie sehen die Menschen, die Gesellschaft nie, es sei denn, wenn sie Abends durch die Promenade gehen, oder Sonntags, gekleidet wie Herren comme il faut, auf Kirchweihen oder sonstigen Plätzen sich amüsiren. Reisen sie hernach, so dreht sich ihr Ideengang um ihre Musterkarte und die schöne Wirthin der nächsten Station, welche ihnen von einem Kameraden und Vorgänger empfohlen ist, oder um die Kellnerin des ersten Nachtlagers, die, wie sie glauben, noch lange um den schönen, wohlgewachsenen jungen Mann weinen wird. Sie haben irgendwo gelesen oder gehört, daß der Handelsstand gegenwärtig viel zu bedeuten habe; darum sprechen sie mit Ehrfurcht von sich und ihrem Wesen, und nie habe ich gefunden, daß einer von sich sagte: „Kaufmann oder Bänderkrämer,“ sondern: „Ich reise in Geschäften des Hauses Bänerlein oder Zwierlein,“ und fragt man in welchen Artikeln, so kann man unter zehn auf neun rechnen, sie ganz bescheiden antworten zu hören: „Knöpfe, Haften und Haken, Tabak, Schnupf- und Rauch- und dergleichen bedeutende Artikel.“ Haben sie nun gar im Städtchen ihrer Heimath ein Schätzchen zurückgelassen, so darf man darauf rechnen, sie werden, wenn von Liebe die Rede ist, ihre sehr interessante Geschichte erzählen, wie sie Fräulein Jettchen beim Mondschein kennen gelernt haben, sie werden die Brieftasche öffnen und unter hundert Empfehlungsbriefen, Annoncen von Gasthöfen ꝛc. ein Seidenpapier hervorziehen, das ein Pröbchen Haar von der Stirne der Geliebten enthält.

Glückliche Nomaden! Ihr allein seid noch heutzutage die fahrenden Ritter der Christenheit. Und wenn es euch auch nicht zukommt, mit eingelegter Lanze à la Don Quixote eurer Jungfrauen Schönheit zu vertheidigen, so richtet ihr doch in jeder Kneipe nicht weniger Verwüstung an, wie jener mannhafte Ritter, und seid überdies meist eurer eigener Sancho Pansa an der Tafel.

Eine solche liebenswürdige Erziehung aus Comptoirspekulationen, Romanen, Mondscheinliebe und Handelsreisen zusammengesetzt, schien nun auch mein Nachbar Seufzer genossen zu haben. Nur etwas fehlte ihm, er war zu ehrlich. Wie leicht wäre es für einen Mann von Zweimalhunderttausend gewesen, Kuriere nicht von Höchst oder von Langen, sondern von Wien, sogar mit authentischen Nachrichten kommen zu lassen, um seinem Glücke aufzuhelfen. Ist denn auf der Erde nicht Alles um Geld feil? Und wenn Rothschild etwas mit Geld machen kann, warum sollte es ein Anderer nicht auch können, wenn sein Geld eben so gut ist, als das des großen Makkabäers?

Zwar ein solcher Sperling macht keinen Sommer. Eine solche Handelsseele mehr oder weniger mein, kann mir nicht nützen. Doch die Nüan-

ten ergötzen mich, jenes bunte Farbenspiel, bis ein solcher Hecht ins Netz geht, und darum beschloß ich, ihm zu nützen, ihn zu fangen.

„Ich bin," sagte ich zu ihm, „ich bin selbst einigermaßen Papierspekulant, daher werden Sie mir vergeben, wenn ich Ihre bisherige Verfahrungsart etwas sonderbar finde."

„Wie meinen Sie das?" fragte er verwundert. „Als ich in Dessau war, ließ ich mir nicht jeden Posttag den Courszettel schicken? Und hier, gehe ich nicht jeden Tag in die Börsenhalle? Gehe ich nicht jeden Tag in die neue Judenstraße, um das Neueste zu erfragen?"

„Das ist es nicht, was ich meine. Ein Genie wie Sie, Herr Zwerner (er verbeugte sich lächelnd), das heißt, ein Mann mit diesen Mitteln, der etwas wagen will, muß selbst eingreifen in den Lauf der Zeiten."

„Aber mein Gott," rief er verwunderungsvoll, „das kann ja jetzt Niemand als der Rothschild, der Reis-Effendi und der Herr von Metternich. Wie meinen Sie denn?"

„Ueber Ihr Glück, Sie geben es selbst zu, kann ein einziger Tag, eine einzige Stunde entscheiden; zum Beispiel, wenn die Pforte das Ultimatum verwirft, die Nachricht schnell hieher kommt, kann eine Krisis sich bilden, die Sie stürzt. Ebenso im Gegentheil können Sie durch eine solche Nachricht sehr gewinnen, weil dann Ihre Papiere steigen?"

„Gewiß, gewiß," seufzte er; „aber ich sehe nur noch nicht recht ein —"

„Nur Geduld. Wer gibt nun diese Nachricht, wer bekommt sie? Das Ministerium in Wien, oder ein guter Freund, der sehr nahe hin gehorcht und dem großen Portier ein Stück Geld in die Hand gedrückt hat, läßt noch in der Nacht einen Kurier aufsitzen, der reitet und fährt und fliegt nach Frankfurt und bringt die Depesche, wem?"

„Ach, dem Glücklichsten, dem Vornehmsten!"

„Nein, dem, der am besten zahlt. Einen solchen Kurier kann ich Ihnen um Geld auch verschaffen, ich habe Connexionen in Wien. Man kann dort mancherlei erfahren, ohne gerade der österreichische Beobachter zu sein; kurz, wir lassen einen Brief mit der Nachricht einer wichtigen Krisis, eines bedeutenden Vorfalles kommen —"

„Etwa, der Sultan habe einen Schlag bekommen, oder der Kaiser von Rußland sei plötzlich —"

„Nichts davon, das ist zu wahrscheinlich, als daß es die Leute glauben! Unwahrscheinliches, Ueberraschendes muß auf der Börse wirken!" —

„Also etwa der Fürst von M. sei ein Türke geworden, habe dem Islam geschworen?"

„Ich sage Ihnen ja, nichts Wahrscheinliches. Nein, geradezu, die Pforte habe das Ultimatum angenommen. Bekommen Sie nun diese Nachricht mit allem möglichen geheimnißvollen Wesen, lassen Sie den Kurier sogleich ein paar Stationen weiter reisen, lassen Sie den Brief einige Geheimnißkrämer lesen, gehen kurze Zeit darauf in die Börsenhalle, so kann es nicht fehlen, Sie sind ein wichtiger Mann und setzen Ihre Papiere mit Gewinn ab."

„Aber, lieber Herr," erwiderte der Kaufmann von Dessau kläglich, „das wäre ja denn doch erlogen, wie man zu sagen pflegt, eine Sünde für einen rechtlichen Mann; bedenken Sie, ein Kaufmann muß im Geruch von Ehrlichkeit stehen, will er Kredit haben."

„Ehrlichkeit? Possen! Geld, Geld, das ist es, wornach er riechen muß, und nicht nach Ehrlichkeit. Und was nennen Sie am Ende Ehrlichkeit? Ob sie Ihre Kunden bei einem Pfund Kaffee betrügen, ob Sie einem alten Weib ihr Loth Schnupftabak zu leicht wiegen, oder ob Sie dasselbe Experiment im Großen vornehmen, das ist am Ende dasselbe."

„Ei, verzeihen Sie, da muß ich denn doch bitten; an der Prise, die das Weib zu wenig bekommt, stirbt sie nicht, wie man zu sagen pflegt; aber wenn ich einen solchen Kurier kommen lasse, so kann er durch seine falsche Nachricht ein Nachrichter der ganzen Börse werden; viele Häuser können falliren, andere wanken und den Kredit verlieren, und das wäre dann meine Schuld!"

„So, mein Herr?" sagte ich mit mitleidigem Lächeln zu der schwachen Seele, „so, Sie schämen sich nicht, die Moral, das Herrlichste, was man auf Erden hat, so zu verhunzen? Also wegen der Folgen wollen Sie nicht? Nicht vor dem Beginnen an sich, als einem unmoralischen, beben Sie zurück? Wer den Anfang einer That nicht scheut, darf auch ihr Ende nicht scheuen, ohne für eine kleine Seele zu gelten. Oder glauben Sie, eine Rebekka könne man dadurch verdienen, daß man im weißen Schwanen wohnt und seufzt, daß man zur Tafel geht und mit dem Kaninchen, dem Grafen Rebs, grollt?"

„Aber, mein Herr," rief der Seufzer etwas pikirt, „ich weiß gar nicht, was Sie mir, als einem ganz Fremden, für eine Theilnahme erzeigen; ich weiß gar nicht, wie ich das nehmen soll?"

„Mein Herr, das haben Sie sich selbst zuzuschreiben; Sie haben mir Ihre Lage entdeckt und mich gleichsam um Rath gefragt, daher meine Antwort. Uebrigens bin ich ein Mann, der reist, um überall das Treffliche und Erhabene kennen zu lernen. In Ihnen glaubte ich gleich auf den ersten Anblick solches gefunden zu haben. —"

„Bitte recht sehr, eine so ganz gewöhnliche Physiognomie wie die meine—"

„Das können Sie nicht so beurtheilen, wie ein Anderer; auf Ihrer Stirne thront etwas Freies, Muthiges, um Ihren Mund weht ein anziehender Geist —"

„Finden Sie das wirklich?" rief er, indem er lächelnd meine Hand faßte und verstohlen nach dem Spiegel blickte; „es ist wahr, man hat mir schon dergleichen gesagt, und in Stuttgart hat man mich sogar versichert, ich sei dem berühmten Dannecker auf der Straße aufgefallen und er sei eigens deßwegen einige Male in den König von England gekommen, um von mir etwas für seinen Johannes abzusehen."

„Nun, sehen Sie, wie muß es nun einen Mann, wie ich bin, überraschen, so wenig Muth, so wenig Entschluß hinter dieser freien Stirne, diesem muthigen Auge zu finden!"

„Ach, Sie nehmen es auch zu strenge; ich habe ja Ihren Vorschlag durchaus nicht verworfen, nur einiges Bedenken, einige kleine Zweifel stiegen in mir auf, und — nun Sie haben wahrlich nicht Unrecht, ich fühle einen gewissen Muth, eine gewisse Freiheit in mir, es ist ein gewisses Etwas, ja — so gut es ein Anderer thun kann, will ich es auch versuchen. Es sei, wie Sie sagten, ich will es daran rücken und einen Kurier kommen lassen; wir wollen die Metalliques steigern!"

## 3.

### Ein Schabbes in Bornheim.

Der einzige Zweifel, der den seufzenden Dessauer noch quälte, war die Furcht, den Vater seiner Geliebten in bedeutenden Verlust zu stürzen, wenn er seine Operation nach meinem Plane einrichte. Doch auch dafür wußte ich ein gutes, sehr einfaches Mittel. Er mußte den Herrn Simon in der neuen Judenstraße auf seine Seite bringen, mußte ihm bedeutende Winke von der nahenden Krisis geben, entweder nahm dann der Jude an dem ganzen Unternehmen unbewußt Theil und gewann zugleich mit dem Dessauer, oder er war wenigstens gewarnt und mußte einige Achtung vor einem Manne bekommen, der so genau die politischen Wendungen zu berechnen wußte, der seine Combinationen so geschickt zu machen verstand.

Dem Kaufmann leuchtete dies ein. Er kam von selbst auf den Gedanken, noch an diesem Tage mit dem alten Simon zu sprechen, und lud mich ein, mit ihm nach Bornheim zu fahren, wo der Schabbes heute die noble Welt des alten Judenquartiers, der neuen Judenstraße, überhaupt alle Stämme Israels versammelt habe.

Wir fuhren hinaus; der Seufzer schien ein ganz anderer Mensch geworden zu sein. Sein trübseliges Gesicht leuchtete freundlich vom Glanze der Hoffnung, sein Auge hob sich freier, um seine Stirne, seinen Mund war jede Melancholie verschwunden, sein großer runder Kopf steckte nicht mehr zwischen den Schultern, er trägt ihn freier, erhabener, als wollte er sagen: „Seht, ihr Frankfurter und Bornheimer, ich bin es, das Haus Zwerner und Comp. aus Dessau, nächstens eine bedeutende Person an der Börse, und wenn es gut geht, Bräutigam der schönen Rebekka Simon in der neuen Judenstraße!“

Aus dem Garten des goldenen Löwen in Bornheim tönten uns die zitternden Klänge von Harfen und Guitarren und das Geigen verstimmter Violinen entgegen; das Volk Gottes ließ sich vormusiciren im Freien, wie einst ihr König Saul, wenn er übler Laune war. Wir traten ein; da saßen sie, die Söhne und Töchter Abrahams, Isaaks und Jakobs, mit funkelnden Augen, kühn gebogenen Nasen, fein geschnittenen Gesichtern, wie aus einer Form geprägt, da saßen sie vergnügt und fröhlich plaudernd, und tranken Champagner aus saurem Wein, Zucker und Mineralwasser zubereitet, da saßen sie in malerischen Gruppen unter den Bäumen, und der Garten war anzuschauen, als wäre er das gelobte Land Kanaan, das der Prophet vom Berge gesehen und seinem Volke verheißen hatte. Wie sich doch die Zeiten ändern durch die Aufklärung und das Geld!

Es waren dies dieselben Menschen, die noch vor dreißig Jahren keinen Fuß auf den breiten Weg der Promenade setzen durften, sondern bescheiden den Nebenweg gingen; dieselben, die den Hut abziehen mußten, wenn

man ihnen zurief: „Jude, sei artig, mach' dein Compliment!" dieselben, die von dem Bürgermeister und dem hohen Rath der freien Stadt Frankfurt jede Nacht eingerferrt wurden in ihr schmutziges Quartier. Und wie so ganz anders waren sie jetzt anzuschauen. Ueberladen mit Putz und köstlichen Steinen saßen die Frauen und Judenfräulein; die Männer, konnten sie auch nicht die spitzigen Ellbogen und die vorgebogenen Kniee ihres Volkes verläugnen, suchten sie auch umsonst den ruhigen, soliden Anstand eines Kaufherrn von der Zeile oder der Million zu kopiren, die Männer hatten sich sonntäglich und schön angethan, ließen schwere goldene Ketten über die Brust und den Magen herab hängen, streckten alle zehn Finger, mit blitzenden Solitärs besteckt, von sich, als wollten sie zu verstehen geben: „Ist das nicht was ganz Solides? Sind wir nicht das auserwählte Volk? Wer hat denn alles Geld, gemünzt und in Barren, als wir? Wem ist Gott und Welt, Kaiser und König schuldig, wem anders als uns?"

„Dort sitzt sie, die Taube von Juda, dort sitzt sie, die Gazelle des Morgens," rief der Seufzer in poetischer Ekstase, und zerrte mich am Arm; „schauen Sie dort, unter dem Zelt von hölzernem Gitterwerk. Der mit dem runden Leib, der langen Nase und dem grauen Löckchen am Ohr ist der Vater, Herr Simon aus der neuen Judenstraße, die dicke Frau rechts mit den schwarzseidenen Locken und dem rothbraunen Gesicht ist die Tante;

eine fatale Verwandtschaft, aber man weiß sich in Zukunft zu separiren nach und nach."

„Aber wo ist denn die Gazelle, die Taube, ich sehe sie noch nicht —"

„Geduld! Noch bedeckt die neidische Wolke, die Tante, das Gestirn des Aufgangs; fassen wir ein Herz, treten wir näher. Doch eben fällt mir bei, ich muß Sie vorstellen; wie nenne ich Sie, mein lieber Freund und Rathgeber?"

„Ich bin der k. k. Legationsrath Schmälzchen aus Wien," gab ich ihm zur Antwort, „reise in Geschäften meines Hofes nach Mainz."

„Ah," rief er, nachdem er schon bei dem kaiserlich königlich an den Hut gegriffen hatte, „Le—Legationsrath, wirklicher, und nicht bloß Titular ums liebe Geld? Das freut mich, Dero werthe Bekanntschaft zu machen. Hätte es mir gleich vorstellen können, Sie haben einen gar tiefen Blick in die Staatsaffairen. Wahrhaftig, hätte es Ihnen gleich ansehen können; haben so etwas Diplomatisches, Kabinetsmäßiges in Dero Visage."

„Bitte, bitte, keine Complimente. Gehen wir zum Juden, ich hoffe, Ihnen nützlich sein zu können."

Wir traten zu dem Zelt aus hölzernem Gitterwerk. Mein Begleiter erröthete tiefer, je näher er trat; seine Wangen liefen vom Hellrothen ins Dunkelrothe, von da ins bläulich Schattirte an, und als wir vor dem Herrn Simon standen, war er anzusehen wie eine schöne dunkelrothe Herzkirsche. Die Tante, „das neidische Gewölk," erhob sich, und nun ward auch das Gestirn des Morgens sichtbar. Das Schickselchen, die Kalle, ich meine Rebekka, des Juden Tochter, war nicht übel. — Sie hatte, um mich wie Graf Reds auszudrücken, viel Race, und ihre Augen konnten den Seufzer wohl bis aufs Herz durchbrennen, obgleich er zur Vorsicht und aus Eleganz drei Westen angethan hatte.

Nachdem mich mein Freund, der als solides Haus aus Dessau bei der Familie wohl gelitten schien, vorgestellt hatte, machte er sich an die Taube von Juda, und überließ es mir, den alten Simon zu unterhalten. Mein Titel schien ihm einigen Respekt eingeflößt zu haben. „Haben da ein schönes Fach erwählt, Herr von Schmälzlein," bemerkte er wohlgefällig lächelnd; „habe immer eine Inklination für die Diplomatik gehabt, aber die Verhältnisse wollten es nicht, daß ich ein Gesandter oder dergleichen wurde. Man weiß da gleich Alles aus der ersten Hand! Man kann viel compliciren und dergleichen; was ließen sich da für Geschäfte machen!"

„Sie haben Recht, mein Herr! Man lernt da die verwickeltsten Verhältnisse kennen. Allein aber schauen's, das Ding hat auch seinen Haken. Man weiß oft eigentlich zu viel, es geht einem wie ein Rad im Kopf umher."

Der Jude rückte näher. Mit einem Wiener Diplomaten, mochte er denken, nehme ich es auch noch auf. „Zeviel?" sagte er. „Ich für meinen Theil kann nie zeviel wissen. Was die Papiere betrifft, da kann ein Fingerzeig, ein Halber-, ein Viertelsgedanke oft mehr thun, als eine lange Rede im Frankfurter Museum. Nu, Sie stehen solide in Wien, Ihr Staat ist ein gemachtes Haus trotz einem; was der Herr von M. auf dem Flageolet vorpfeift, das singen die Staren nach."

„Die Staren vielleicht, aber nicht die Zaren!"

„Gut, très bien bon! Gut gegeben, hi! hi! hi! à propos, wissen Sie Neues aus daher?“ Er rückte mir noch näher und wurde verfänglicher.

„Herr Simon,“ sagte ich mit Artigkeit ausweichend, „Sie wissen, es gibt Fälle —“

„Wie?“ rief er erschrocken, „Gott's Wunder! Neue Fallissements, waas! Ist nicht die Krisis vom letzten Winter schon ein Strafgericht des Herrn gewesen? Waas?“

„Um Jottes Willen, Papa!“ schrie Rebekka, indem sie den Arm des zärtlichen Seufzers zurückstieß und aufsprang. „Doch kein Unglück? Mein Jott! Doch nich hier in Frankfort?“

„Beruhigen Sie sich doch, gnädiges Fräulein, ich sprach mit Ihrem Herrn Papa über Politik und rechnete einige Fälle auf, und er hat mich holter nicht recht verstanden.“

Sie preßte mit einem zärtlichen, hinsterbenden Blick auf den erschrockenen Dessauer ihre Hand auf das Herz und athmete tief.

„Nee! was ich erschrocken bin jeworden, da machen Sie sich keenen Bejriff von!“ lispelte sie. „Mein Herz pocht schrecklich! Na, erzählen Sie man weiter; was sachte der Graf? Sie hätten ins Parterre jestanden und wären melancholisch jewesen?“

Das Geflüster der Liebenden wurde leiser und leiser; die Blicke des Seufzers wurden feuriger, er zog, als „das Gewölke“ ein wenig im Garten auf und ab ging, die niedliche Hand der Jüdin an die Lippen und gestand ihr, wenn ich anders recht gehört habe, daß nächstens die Metalliques und die ..... um drei Prozente steigen werden.

„Herr von Schmälzlein!“ sagte der Alte, nachdem er einigen koscheren Wein zu sich genommen hatte. „Sie haben mir da einen Schreck in den Leib gejagt, den ich nie vergesse. Fallen, Fälle, wie kann man auch nur dies Wort in Gesellschaft aussprechen? Nun, Sie wollten sagen?“

„Es gibt Affairen,“ fuhr ich fort, „wo der Diplomat schweigen muß. Ueber das Nähere meiner Sendung z. B. werden Sie selbst mich nicht befragen wollen; nur so viel kann ich Ihnen, aber, mein Herr Simon, im engsten Vertrauen —“

„Der Gott meiner Väter thue mir dies und das!“ rief er feierlich, „so ich nur meinem Nachbar oder seinem Weib, oder seinem Sohn, oder seiner Tochter das Geringste —“

„Schon gut! Ich traue auf ihre Diskretion! kurz, so viel kann ich Ihnen sagen, daß nächstens eine bedeutende Krisis eintreten wird; ganz zu allernächst. Für oder gegen wen darf ich nicht sagen; doch Herr von Zwerner —“

„Von Zwerner?“

„Nun, ich nenne ihn so, man weiß ja nicht, was geschieht; an ihn war ich besonders empfohlen vom Fürsten, und ich glaube, wenn ich anders richtig schließe, er muß in den nächsten Tagen Kuriere aus Wien bekommen.“

„Der Zwerner? Ei, ei! Wer hätte das gedacht! Zwar ich sagte immer, hinter dem steckt etwas; geht so tiefsinnig, kalkulirend umher, hat wahrscheinlich nicht umsonst so unsinnig viele Metalliques gekauft; ei,

sehe doch Einer! Hält sich Kuriere mit Wien! Und wenn man fragen darf, es handelt sich wohl um das Ultimatum mit der Pforte?"

„Ja."

„Ei, darf man fragen? Wie ist es ausgefallen? Hat er eingewilligt, der Effendi? Hat er?"

„Mein Herr Simon, ich bitte —"

„O ich verstehe, ich verstehe, Sie wollen es nicht sagen, aus Politik, aus Politik, aber er hat, er hat?"

„Trauen Sie auf nichts, ich warne Sie, auf keine Nachricht trauen Sie, als auf authentische. Der Herr dort weiß vielleicht mancherlei, und hat nicht das drückende Stillschweigen eines Diplomaten zu beobachten."

„Ei, hätte ich das in meinem Leben gedacht, Kuriere von Wien, und der Zwerner aus Dessau; zwar er ist ein solides Haus, das ist keine Frage, aber denn doch nicht so außerordentlich. Ob sich wohl was mit ihm machen ließe?" setzte er tiefer nachsinnend hinzu, indem er seine Nase herunter gegen den Mund bog und das lange Kinn aufwärts drückte, daß sich diese beiden reichen Glieder begegneten und küßten. Dies war der Moment, wo er anbeißen mußte, denn er nagte schon am Köder. Ich gab dem Seufzer aus Dessau einen Wink, sich dem Papa zu nähern, und nahm seinen Platz bei der Gazelle des Morgenlandes ein.

---

## 4.

### Das gebildete Judenfräulein

Sie war graziös, das heißt geziert, wie war sie artig, nämlich kokett, wie war sie naiv, Andere hätten es lüstern genannt.

„Ich liebe die Diplomatiker," sagte sie unter Anderem mit feinem Lächeln und vielsagendem Blick. „Es is so etwas Feines, Jewandtes in ihren Manieren; man sieht ihnen den Mann von jutem Jeschmack schon von die Ferne an, und wie angenehm riechen sie nach **Eau de Portugal!**"

„O gewiß, auch nach **Fleur d'Orange** und dergleichen. Wie nehmen sich denn die hiesigen Diplomaten? Kommen sie viel unter die Leute?"

„Nun, sehen Sie, wie das nun jetzt, die älteren Herren haben sechs

bis sieben Monate Ferien und reisen umher; die jüngeren aber, die indessen hier bleiben und die Geschäfte treiben, sie müssen Pässe visiren, sie müssen Zeitungen lesen, ob nichts Verfängliches drein is, sie müssen das Papier ordentlich zusammen legen für die Sitzungen. Nun, was nun solche junge Herren Tiblomen sind, das sein janz scharmante Leute, wohnen in die Chambres garnies, essen an die Tables d'hôte, jehen auf die Promenade schön ausstaffirt comme il faut, haben zwar jewöhnlich kein Jeld nich, aber deste mehr Ansehen."

„Da haben Sie einen herrlichen Shawl umgelegt, mein Fräulein, ist er wohl ächt?"

„Ah, jeben Sie doch! meinen Sie, ich werde etwas anderes anziehen, als was nicht janz ächt ist? Der Shawl hat mir jekostet achthundert Gulden, die ich in die Rothschild'schen Loos gewinnen. Und sehen Sie, dieses Collier hier kostet sechzehnhundert Gulden, und dieser Ring zweitausend. Ja, man jebt sehr ächt in Frankfort, das heißt, Leute von den jutem Ton, wie unser eine."

„Ach, was haben Sie doch für eine schöne, gebildete Sprache, mein Fräulein! Wurden Sie etwa in Berlin erzogen?"

„Finden Sie das och?" erwiderte sie anmuthig lächelnd. „Ja, man hat mir schon oft das Compliment vorjemacht. Nee, in Berlin drein war ich nie, ich bin hier erzogen worden; aber es macht, ich lese viel und bilde auf die Art meinen Jeist und mein Orkan aus."

„Was lesen Sie? wenn man fragen darf."

„Nu, Belletres, Bücher von die schöne Jeister. Ich bin abonnirt bei Herrn Döring in der Sandjasse, nächst der weißen Schlange, und der verproviantirt mich mit Almanachs und Romancher."

„Lesen Sie Goethe, Schiller, Tieck und dergleichen?"

„Nee, das thu ich nich. Diese Herren machen schlechte Jeschäfte in Frankfort, es will sie keen Mensch, sie sind zu studirt, nicht natürlich genug. Nee, den Jöthe lese ich nie wieder! das is was Langweiliges. Und seine Wahlverwandschaften! Ich werde roth, wenn ich nur daran denke. Wissen Sie, die Scene in der Nacht, wo der Baron zu die Baronin, — ach, man kann's jar nich sagen, und jedes stellt sich vor —"

„Ich erinnere mich, ich erinnere mich. Aber es liegt gerade in diesem Gedanken eine erstaunliche Tiefe — ein Chaos von Möglichkeiten —"

„Nu, kurz, den mag ich nich; aber wer mein Liebling ist, das is der Clauren. Nee, dieses Leben, diese Farben, dieses Studium des Herzens und namentlich des weiblichen Jemüths, ach, es is etwas Herrliches. Und dabei so natürlich! Wenn mir die andern alle vorkommen, wie schwere vierhändige Sonaten mit tiefen Baßpartieen, mit zierlichen Solos, mit Trillern, die kein Mensch nich verstehen und spielen kann, so wie der Mozart, der Haydn, so kommt mir der Clauren akkerat so vor, wie ein anjenehmer Walzer, wie ein Hopswalzer oder Galopp. Ach, das Tanzen kommt einem in die Beene, wenn man ihn liest. Es ist etwas Herrliches!"

„Fahren Sie fort, wie gerne höre ich Ihnen zu. Auch ich liebe diesen Schriftsteller über Alles. Diese andern, besonders ein Schiller, wie wenig hat er für das Vergnügen der Menschheit gethan. Man sollte meinen, er

wolle moralische Vorlesungen halten; er ist, um mich eines andern Gleichnisses zu bedienen, schwerer, dicker Burgunder, der mehr melancholisch als heiter macht. Aber dieser Clauren! er kommt mir vor wie Champagner, und zwar wie unächter, den man aus Birnen zubereitet; der ächte verdunstet gleich, aber dieser unächte, setzt er auch im Grunde viele Hefen an, so „brüsselt" er doch mit allerliebsten tanzenden Bläschen auf und ab eine Stunde lang, er berauscht, er macht die Sinne rege, er ist der wahre Lebenswein."

„O sehen Sie, da kann ich Ihnen ja gleich unsern Clauren vormachen mit Bornheimer Champagner. Man nimmt fremden Wein, so etwa die Hälfte gießt Mineralwasser dazu, und nun jeben Sie Acht: ich werfe Zucker in das Janze und unser Clauren ist fertig. Sehen Sie, wie es siebet, wie es sprudelt und brüsselt, wie anjenehm schmeckt es nich, und ist ein wohlfeiles Jetränke. Nee, ich muß sagen, er ist mein Liebling. Und das Angenehmste is das, man kann ihn so lesen, ohne viel dabei zu denken, man erlebt es eigentlich, es is, meine ich, mehr der Körper, der ins Buch schaut, als der Jeist. Und wie angenehm läßt es sich dabei einschlafen!"

„Ich glaube gar, Ihr seid in einem gelehrten Gespräch begriffen," rief lachend der alte Jude, indem er, den Dessauer an der Hand, zu uns trat. „Nicht wahr, Herr Legationsrath, ich habe da ein gelehrtes Ding zur Tochter? Sie spricht auch wie ein Buch und liest den ganzen Tag."

„Nun, und Sie, Papa, und Herr Zwerner, haben wohl tiefe Handelsjeheimnisse abjemacht? Darf man auch davon hören. Wie werden sie in der nächsten Woche stehen, die Metalliques? Recht hoch? Hab' ich es errathen?"

„Stille Kind, stille! kein Wort davon! Muß Alles geheim gehalten werden! Muß einen großen Schlag geben. Ist ein Goldmännchen der Herr von Zwerner. Setzen Sie sich zu ihr hin und klären ihr Alles auf. Sie ist auf diesem Punkt ein verständiges Kind und weiß zu rechnen, die Rebekkchen."

Was schlich denn jetzt durch das Gras? Was hüpfte auf zierlichen Beinchen heran? Was lächelte schon von weitem so freundlich nach der Kalle des Herrn Simon? War es nicht das Gräfchen Rebs, das alte, freundliche Kaninchen, das in alle Damen verliebt ist, und alle bezaubert? Er war es, er kam herangeschwänzelt.

Er schnaufte und ächzte, als er heran war, und doch konnte er auch in dem Zustand höchster Erschöpfung, in welchem er zu sein schien, sein liebliches, süßes Lächeln nicht unterdrücken. Er warf sich ermattet neben Rebekka in einen Sessel, streckte die dünnen Beinchen, so mit zierlichen Spörnchen zum Spazierengehen beschlagen, heftete den matten, sterbenden Blick auf die schöne Jüdin und sprach: „Habe die Ehre, vergnügten Abend zu wünschen. Ich sterbe, mit mir geht's aus!"

„Mein Jott! Herr Israels! Graf Rebs, was haben Sie doch? Ihre Wangen sind janz einjeschnurrt, Ihre Augen bleiben stehen. Er antwortet nich! Herr Tiplomat, Eau de Cologne! Haben Sie keines bei sich in die Tasche?"

So rief das schöne Judenkind und beschäftigte sich um den Ohnmäch-

tigen mit zarter Sorgfalt. Da ich kein Eau de Cologne bei mir trug, so begann sie etwas weniges verzweifeln zu wollen und verlangte von dem Dessauer, er solle ihm Tabaksrauch in die Nase blasen. Doch der Vater wußte bessern Rath: „Da geht einer," rief er freudig, „da geht ein charmanter junger Herr, ist in Condition nicht weit von uns, der trägt beständig etliches Kölnerwasser in seiner Rocktasche!"

Wie ein Pfeil schoß er auf den jungen Mann zu und war, als er ihm mit schrecklichen Geberden das Eau de Cologne-Fläschchen abforderte, anzusehen wie Sir John Fallstaff, als er die Krämer beraubt. Maria Farina's Lebenstropfen brachten das arme Kaninchen wieder zu sich. Er schlug die Augen auf, seufzte tief und lächelte. „Mich gehorsamst zu bedanken," lispelte er mit zitternder Stimme, „für die gütigst geleistete Hülfe. War mir aber recht elend zu Muth, fast als hätte ich mehr Bier getrunken als dienlich."

„Sind Sie oft solchen Zufällen unterworfen?" fragte Rebekka, ihn etwas mißfällig betrachtend.

„Mit nichten und im Gegentheil," erwiderte er, indem er den Rücken zierlich wendete und drehte, mit den Schultern über die Brust herausfuhr und mannhaft mit den Spörnchen klirrte. „Mit nichten, habe sonsten eine überaus starke Constitution. Aber der dicke Pfarrer, der dicke Pfarrer . . ."

Die Juden schwiegen, und Rebekka schlug die Augen nieder, wie immer, wenn von christlichen Pfarrern oder Ceremonien, oder auch von Schweinefleisch in ihrer Nähe gesprochen wurde. Der Seufzer aber, dem die Erscheinung des Grafen etwas lästig schien, fragte ihn ziemlich boshaft, ob er etwa im goldenen Brunnen gewesen, sich allda etwas betrunken, und nachher mit dem ehrsamen Pastor Münster Streit und kirchlichen Skandal angefangen, nach seiner Gewohnheit?

„Nach meiner Gewohnheit!" rief das Kaninchen erschrocken, „ich ein Unruhstifter oder Säufer, ich in dem goldenen Brunnen, ich, der ich nur die allernobelsten Hôtels, den Pariser und den englischen Hof, den Weidenbusch, in welchem ich logire, und den weißen Schwanen mit meinem Besuch beehre? Nein! er ist mir begegnet, der Pfarrer, und als er an mir vorbeiging, sah er mich mit schrecklichen Augen an und sagte: „‚Das ist auch so ein Stein des Anstoßes, auch so ein Mystiker.'" „Herr Pfarrer," sagte ich, „guten Abend, aber ein Mystiker bin ich nicht und will auch für keinen gelten, am wenigsten öffentlich, auf der Chaussé nach Bornheim." „‚Sie wollen keiner sein?'" antwortete er, indem er näher auf mich zutrat, so daß sein Bauch und das Cachet seiner Uhr mir gerade auf die Brust zu sitzen kamen und mich heftig drückten; „‚wollen keiner sein? Warum kommen Sie denn nicht mehr ins Museum? Warum haben Sie an öffentlichen Wirthstafeln, im Pariser, Weiden- und anderen Höfen geschimpft über mich, daß ich ein gewisses Gedicht von Langbein in besagter Gesellschaft vorgelesen?'" Es ist wahr, ich hatte mich ziemlich stark darüber ausgesprochen, aber nicht aus Mysticismus, sondern weil ich glaubte, es könne zarte Damenohren und weiche Gemüther unangenehm berühren, jenes Gedicht. Aber er nahm keine Entschuldigung an. Ich schlüpfte ihm unter dem Bauch weg und wollte schnell weiter gehen, aber er setzte mir mit weiten Schritten nach, ging neben mir her und beschul-

digte mich, seinem Gegenpart, dem mystischen Pfarrer, zu einer reichen Frau verholfen zu haben; er behauptete auch, daß ich mich jeden Morgen, statt des Frühstücks, magnetisiren lasse und dergleichen; und erst hier an der Gartenthüre ließ er mit einer mürrischen Reverenz von mir ab."

„Aber was hat denn dies alles zu bedeuten?" fragte ich. „Halten denn die Pfarrer hier auf der Landstraße Kirche, wie es Sitte war zur Zeit der Apostel?"

„In Frankfurt," belehrte mich der Kaufmann aus Dessau, „in Frankfurt ist gegenwärtig ein großer Krieg zwischen den Pfarrern, und ihre Parteien befehden sich ebenfalls. Mystiker und Rationalisten schelten sie sich hin und her, der Eine wirft dem Andern vor, er predige nur Moral, der Andere entgegnet, sein Gegner rede tiefen Unsinn. Nicht nur in den Kirchen, auf den Kanzeln, sondern auch in den Weinhäusern und Trinkstuben, auf Chausséen und Casinos wird gekämpft, und so konnte es leicht geschehen, daß der Herr Graf einem Eiferer der Vernunft in die Hände fiel. — Doch wie? Herr Graf, wenn ich nicht irre, so fährt dort der Lord und seine Nichte. Nicht so? Und sie halten vor dem Garten, sie steigen aus."

„Ah, sie hat mich bemerkt," rief das Kaninchen sehr freundlich, „sie schaut schon herüber und wedelt, wenn ich nicht irre, mit dem Taschentuch mir zu. Verzeihen allerseits, daß ich mich entferne. Miß Mary hat ein Auge auf mich geworfen, und Sie wissen selbst, bei solchen Affairen —"

Er schlüpfte unter diesen Worten aus dem Zelt und eilte mit zierlichen Sprünglein zu der Gartenpforte, wo er in dem Drang seines Herzens die junge Dame auf den glacirten Handschuh küßte. Es mochte ihr übrigens dieses Zeichen seiner Verehrung überaus komisch vorkommen, denn ihr Lachen drang bis zu uns herüber, und mit tiefem Baß begleitete sie der Lord, indem er dem Kaninchen das Pfötchen schüttelte.

Das Gewölk, die Tante Simon, kam jetzt zurück und beklagte sich, daß es schon etwas kühl werde. Der Jude ließ daher seinen schönen Wagen vorfahren und verließ mit den Seinigen den Garten. Der Seufzer hatte das Glück, Rebekkchen in den Wagen heben zu dürfen, und kam mit ganz verklärtem Gesicht zurück. Sie hatte ihm unter der Thüre noch die Hand gedrückt und gestanden, daß sie sich diesen Nachmittag ganz fürtrefflich amüsirt habe, und der Alte hatte ihn eingeladen, morgen und alle Tage den Abend in seinem Hause zuzubringen.

## 5.

Der Kurier aus Wien kommt an.

Ich könnte Dir, geneigter Leser meiner Memoiren, vieles Ergötzliche und Interessante erzählen, was ich in der freien Stadt Frankfurt erlebte. Nicht von früheren Zeiten her, wo ich oft hinter den Stühlen der Kurfürsten stand und den Kaiser wählen half, wo ich so oft unter guten Freunden im Römer und beim Römer saß, wenn das neue Haupt des vielgliederigen Leibes, deutsches Reich genannt, mit der Krone geschmückt worden war. Nein, von den heutigen Tagen könnte ich Dir viel erzählen, von dem tiefen geheimnißvollen Wesen der Diplomatie, von dem herrlichen Junitag, in welchem es niemals Abend oder Nacht wird, ich meine den deutschen Bundestag, von dem herrlichen Treiben und Blühen des Mysticismus, und wie ich das Feuer anschürte zwischen seinen Anhängern und den Rationalisten, und wie es im Wirthshaus zum goldenen Brunnen einige Male zu bedeutenden Raufereien kam zwischen beiden Parteien, das heißt — nur mit schneidenden Zügen und stechenden Blicken. Ich könnte Dir erzählen, wie ich in einem Institut, woselbst man junge Fräulein für die Welt zustutzt, nützlichen Unterricht gab im Guitarrespielen und andern Kleinigkeiten, so eine junge Dame kennen muß, wenn sie in die Welt tritt. Ich könnte Dir erzählen von jener Straße, Million genannt, wo meine speciellsten Freunde wohnen, deren der Geringste über Millionen gebietet.

Doch ich schweige von diesem allem, weil ich mir vorgenommen, Dir einen kleinen Abriß zu geben von der Art, wie ich den ehrlichen, seufzenden Sohn Merkurs aus Dessau zu einem Teufelskind machte. Der erste Schritt vom ehrlichen Mann zum schlechten oder Betrüger ist an sich klein, und dennoch bedeutend, weil man leicht, so zu sagen, in Schuß kommt und unaufhaltsam bergab, bergab geht, anfangs im Trott, nachher im Galopp. Mein guter Seufzer hatte sein bedeutendes Vermögen mit einem ehrlichen Gemüth geerbt. Er ging in seinen Geschäften den geraden, ehrlichen Weg, nicht weil er immer angenehmer war, sondern weil er es unbequem finden mochte, Winkelzüge und Umwege zu machen.

Es ist dies die Ehrbarkeit, die Tugend, die nie auf der Probe war und daher ein negativer Begriff, ein Nichts, auf jeden Fall keine Tugend ist.

Nicht der Geldgewinn, er ist ziemlich zufrieden mit seinem Loos, sondern die Liebe zu der schönen Kalle des alten Simon macht ihn straucheln, oder vielmehr, wie Gelegenheit Diebe macht, die süße Art, wie ich es ihm eingab. Jetzt ist, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, aus dem ehrlichen Mann ein Betrüger geworden; er wird, weil es ihm diesmal leicht wird, zu betrügen, das nächste Mal Aehnliches versuchen

Das Gewissen, die Ehrlichkeit, die Ruhe, die Selbstzufriedenheit ist ja doch schon zum Teufel, warum soll er sich also geniren? Der große Gewinn für mich liegt aber darin, daß die ersten Versuche des ehrlichen Mannes, ein Betrüger zu werden, gewöhnlich gut ausfallen und zur Wiederholung locken; denn wer mit mir Geschäfte macht, kann, so lange es thunlich ist, darauf rechnen, sie mit Glück zu machen, und unglückliche Spekulanten, von denen die Sage geht, daß sie sich erhängt oder ersäuft haben, hatten durch Reue und Selbstanklage den Kopf verloren, hatten mir zu wenig vertraut und nicht ich war es, der sie verließ, sie hatten sich selbst verlassen.

Doch wo gerathe ich hin? Habe ich mich von dem dicken Pfarrer anstecken lassen, zu moralisiren? Ist es denn mein Zweck, mit psychologischen Abhandlungen meine Leser zu ermüden, oder sogar abzuschrecken? Oder wie, ließ ich mich etwa von den Winken einiger gelehrten Leute verführen, die behaupteten, es liege zu wenig psychologische Teufelei oder teuflische Psychologie in meinen Memoiren, ich sei für einen deutschen Schriftsteller, als welchen ich mich im Leipziger Meßkatalogus einregistriren lassen, nicht gründlich genug?

Der Teufel soll es holen! möchte ich mir selbst zurufen, sobald man vom Wege abgeht, geräth man immer mehr auf Abwege, so auch im Niederschreiben von Memoiren. Ich werde kurz sein.

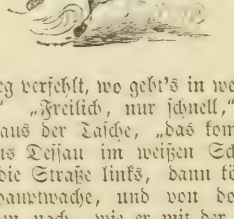
Ich hatte durch meine dienenden Kleinen erfahren, welche Gedanken der Reiseffendi in einer Privatunterredung mit Herrn von Minciaky über das russische Ultimatum geäußert; ja, um redlich zu sein, ich hatte selbst großen Antheil an jener Wendung der Dinge, weil mir dadurch das sogenannte Gleichgewicht etwas auf die Spitze gerückt zu werden schien und mehr Leben in das schlummernde Europa kommen konnte, das von Revolutionen und andern lustigen Artikeln nur träumt und im Schlafe spricht. Ich hatte diese Nachricht früher vernommen, als sie selbst nur nach Petersburg kommen konnte, und in meiner Hand lag es, die Papiere steigen oder fallen zu machen. Der Vater der schönen Rebekka hatte in den letzten Tagen auf meinen Rath und seine eigene Einsicht hin seine Papiere so umgesetzt, daß er beim geringsten Steigen der — — auf großen Gewinn zählen konnte. Große Spannung herrschte in dem Hause des Herrn Simon in der neuen Judenstraße. Der Alte versicherte, seine Gebeine erzittern, so oft er ansetze, einen wichtigen Brief zu schreiben. Die Tante, „das neidische Gewölk," mochte ahnen, was vorging, und schlich trübe und ächzend im Haus umher. Die Kalle war die muthigste von allen. Zwar war auch sie in einiger Bewegung, denn sie las nicht mehr, weder in Glauren, noch in verschiedenen Almanachs, sogar das Modejournal wollte sie nicht ansehen, sie spielte auch nicht mehr auf der Harfe, aber doch trug sie das Köpfchen noch so hoch wie zuvor, und ermuthigte durch manche Rede die zagenden Bundestruppen.

Der Seufzer war gänzlich vom Verstand gekommen. Bald war er tiefsinnig und zweifelte an seinem Glück, besonders in der Nähe der schönen Jüdin, wenn er sich die Höhe seiner Seligkeit, den Besitz der lieblichen Kalle dachte; dann war er wieder ausgelassen fröhlich und sprach allerlei verwirrtes Zeug, wie er ein Millionär zu werden gedenke, wie und wo er sich

ein Haus bauen wolle, und was dergleichen überschwengliche Gedanken mehr waren; der Kalle aber flüsterte er ins Ohr, daß er sich wolle adeln lassen und sie zur gnädigen Frau Baronesse von Zwerner zu Zwernersheim machen, welcher Ort noch auf der Landkarte auszumitteln wäre.

Endlich, es war am dritten Frankfurter Pfingstfeiertag, und die Mädchen und Frauen spazierten schon schaarenweise hinaus an den Main, um sich übersetzen zu lassen nach dem Wäldchen, und die Männer riefen ihnen nach, nur einstweilen Alles zuzurüsten daselbst, weil sie nur noch auf die Börse gingen und bald nachkämen, indem heute nichts Bedeutendes vorkomme, und auch die alte Baubo, die schnöde Hexe, zog hinaus, doch diesmal nicht auf dem Mutterschwein, sondern in einem eleganten Wagen. Sie hatte ihre schönen Stieftöchter bei sich und nickte mir freundlich zu, als wollte sie sagen: „Dich kenne ich wohl, Satan, obgleich Du jetzt in schwarzem Frack und seidenen Strümpfen einherzuwandeln beliebst und meiner Elise, dem allerliebsten Kind, praktische Guitarrestunden gibst, Dich kenne ich wohl; komm aber nur hinaus ins Wäldchen, da sprechen wir wohl wieder ein Wort zusammen." Da fuhr sie hin, die gute Alte, eine der ersten Palastdamen meiner Großmutter, und sehr angesehen in Frankfurt und auf dem Brocken in der Walpurgisnacht, da fuhr sie hin und viele tausend und wieder tausend fromme Frankfurter Seelen ihr nach, die alle das Gebot in seinem Herzen trugen: „Du sollst den Feiertag heiligen, und an Pfingsten auch den dritten und vierten."

Jetzt war es Zeit zu operiren. Den Tag zuvor hatte man sich allgemein mit dem Gerücht getragen, daß die Pforte das Ultimatum nicht annehmen werde, und man erwartete von heute nichts Besonderes. Da jagte um elf Uhr ein Kurier durch das Thor, ganz mit Schweiß und Staub bedeckt, er sprengte, greulich auf dem Posthorn blasend, durch die Straße, Million genannt, und in einem Umweg durchs neue Judenquartier; die Leute rissen die Fenster auf und fuhren mit den Köpfen heraus, um zu schauen nach dem schrecklichen Trompeten- und Straßenlärm. „Wo kümmt Er här? Wo will Er hün?" riefen sie. „In weißen Schwanen," schrie er, „ich habe den Weg verfehlt, wo gehts in weißen Schwanen?" „Der Herr is wohl ä Korrier?" „Freilich, nur schnell," rief er und zog einen Brief mit großem Sigill aus der Tasche, „das kommt von Wien, und ist an den Herrn Zwerner aus Dessau im weißen Schwanen." „Da an der Ecke gehts rechts, dann die Straße links, dann kömmt Er auf die Zeile, da reitet Er bis an die Hauptwache, und von dort ist's nimmer weit." So riefen sie, schauten ihm nach, wie er mit der Peitsche knallend davon jagte und besprachen sich dann über die Straße hinüber, was wohl die Depesche aus Wien enthalten möge. Der Kurier war aber Niemand anders, als einer meiner dienstbaren Geister in die Uniform eines hessischen Postillons gekleidet.



## 6.

### Der Reiseffendi und der Teufel in der Börsenhalle

Im Briefe stand mit dürren Worten, daß der Reiseffendi dem Herrn v. Minciaky die vertrauliche, jedoch halb offizielle Mittheilung gemacht habe, daß die Pforte das Ultimatum, so weit es Rußland betreffe, annehmen werde.

Der Seufzer bekam nun die nöthige Instruktion, was er zu thun habe. Er fuhr mit dem Brief sogleich zu Papa Simon und mit diesem zu Herrn von R....., dem Papst der Börse, dem sichtbaren Oberhaupt der unsichtbaren papierenen Kirche. Dieser prüfte die Depesche genau. Er selbst hatte schon zu oft ähnliche Mittel angewendet, Pariser Kuriere aus Mainz, und Wiener aus Aschaffenburg kommen lassen, als daß er so leicht konnte hintergangen werden. Er ließ daher ein Licht bringen und prüfte zuerst Geruch und Flüssigkeit des Siegellacks. „Gott's Wunder!" sprach er bedächtlich riechend, „Gott's Wunder! das ist ächtes Kaisersiegellack, wie es nur in Wien selbst zubereitet wird, und was Eingeweihte zu solchen Depeschen zu verwenden pflegen." Dann betrachtete er genau das Couvert des Briefes und fand darauf die gedruckten Zeichen jeder Poststation von Wien bis Frankfurt, und keines fehlte. Er verglich sodann diese Zeichen mit der Liste der Postzeichen, die er zur Hand hatte und — sie waren richtig.

Hatte er zuvor den Herrn Zwerner, Handelsmann aus Dessau, als ein kleines Paarmalhunderttausendguldenmännchen so obenhin behandelt, wie der Löwe das Hündchen, so wuchs jetzt seine Achtung mit unglaublicher Schnelle. Er hätte zwar am liebsten selbst den Kurier bekommen, sammt der inhaltschweren Depesche, doch, da dies nicht mehr zu ändern war, machte er gute Miene zum bösen Spiel, dankte, daß man ihn sogleich von der wichtigen Nachricht avertirt habe und berechnete dabei, welche Summe den Dessauer diese Nachricht gekostet haben könne, indem er annahm, dieser Kaufmann müsse die Preise, die er in Wien für solche Winke bezahlte, überboten haben. Es war Börsenzeit, er selbst fuhr mit auf die Börsenhalle.

Börsenhalle! unter diesem Namen stellt sich wohl der Fremde, der diese Einrichtung noch nie gesehen, ein weitläufiges Gebäude vor, wie es der Stadt Frankfurt würdig wäre, mit weiten Sälen, Seitengängen, schönen Portalen und dergleichen. Wie wundert er sich aber und lächelt, wenn er in diese Börsenhalle tritt! Man stelle sich einen ziemlich kleinen, gepflasterten Hof, von unansehnlichen Gebäuden eingeschlossen, vor, wo

man mit Bequemlichkeit Pferde striegeln, Wagen reinigen, waschen, Hühner und Gänse füttern, und dergleichen solide häusliche Handthierungen verrichten könnte. Statt des ehrwürdigen Truthahns, statt der geschwätzigen Hühner und Gänse, statt des Stallknechts mit dem Besen in der Faust, statt der Küchendame, die hier ihren Salat wäscht — sieht man hier zwischen zwölf und ein Uhr Mittags ein buntes Gedränge. Männer mit dunkelgefärbten, markirten Gesichtern, mit schwarzen Bärten und lauernden Augen, mit kühngebogenen Nasen und breiten Mäulern, mit schmutzigen Hemden und unsauberer Kleidung schleichen mit gebogenen, schlotternden Knieen und spitzigen Ellbogen, den Hut tief in den Nacken zurückgedrückt umher und fragen einander: „Nu, wie stehen se heute?“ Du wandelst staunend durch dieses Gewühl und fühlst einen kleinen unbehaglichen Schauer, wenn Dich eine der unsaubern Gestalten im Vorübergehen anstreift. Du begreifst zwar, daß Du Dich unter den Kindern Israels befindest, aber zu welchem Zweck treiben sie sich hier unter freiem Himmel in einem Hühnerhof umher? Endlich wirst Du eine Tafel, etwa wie ein Wirthshausschild anzusehen, gewahr, drauf steht mit goldenen Buchstaben deutlich zu lesen: — „Börsenhalle.“ Also in der Börsenhalle der freien Stadt Frankfurt befindest Du Dich. Du hörst heute ein sonderbares Gemunkel und Geflüster; die Leute gehen staunend umher, mehr mit Blicken als mit Worten fragend: „Ae Korrier aus Wien?“ „Gott's Wunder!“ „Wer hat'n gekricht?“ „Ae Fremder, der Zwerner von Dessau.“ „Wie? kaner von unsere Lait? Nicht der Rothschild, der grauße Baron, nicht der Bethmann? Auch nicht der Metzler? Waas?“

„Was hat'r gebracht, der Korrier? Abraham, wie stehen se?“

„Wie werden se steben? Wer kann's wissen, so lange der Zwerner aus Dessau nicht ist auf der Börsenhalle?“

„Levi! hat er's Oltemat'm angenommen, der Reiseffendi? Hat er, oder hat er nicht? Wie werden se stehen?“

„Ich hab's genug, 's is a Vertel auf Eins, und noch will Keiner verkaufen, aus Schrekke vor die Korrier. Wär' nur der Zwerner aus Dessau da! Auch der Rothschild bleibt so lang aus und der Simon von die neue Straße. Wirst sehen, 's wird geben ä grauße Operation! Der Herr wird verstockt haben das Herz des Effendi, aß er hat nicht angenomme das Oltematum von dem Moskoviter!“

„Bethmannische Obligationen will man nicht kaufen, sind gefallen um Vertelprozent!“

„Wie steht's mit die Metalliques? Wie verkauft sie der Metzler? Wie stehen se, Abraham? Thu mer de Gefallen und sag, die Metalliques, wie stehen se?“

„Aß ich der sag, ich weiß nicht, wo mer steht der Kopf, weiß heut Keiner, wer iß Koch oder Keller! Aß ich nicht kann riechen, wie sie stehen, die Metalliques!“

Plötzlich entsteht ein Geräusch, ein Gedränge nach der Thüre zu. Ein Wagen ist vorgefahren, die Leute stehen auf den Zehen, machen lange Hälse, um die Mienen der Kommenden zu sehen. Drei Männer arbeiten sich durch die Menge und stellen sich ernst und gravitätisch an ihren Platz zur Seite, wie es wohllöblicher Weise auf anderen Börsen der Brauch ist,

wo nur die Mäkler umherlaufen und sich drängen. Es war der große Baron, der an der Seite stand, zu seiner Rechten das Gestirn des Tages, der Kaufmann Zwerner aus Dessau, jetzt nicht mehr Seufzer zu nennen, denn sein Herz schien zu jubiliren und allerlei verliebte Streiche ausführen zu wollen, während er doch die Sinne bedächtlich und gesetzt beisammen behalten mußte, um sich nicht zu verrechnen; zur Linken stand der Jude Simon, angethan mit seinem Sabbathrock und einer schneeweißen Halsbinde, mit feierlicher, hochzeitlicher Miene, so daß sein Volk gleich sah, es müsse was ganz außerordentliches sich zugetragen haben.

Jetzt nahten die Käufer und Verkäufer und fragten nach den Preisen. Sie wurden bleich, sie sanken in die Kniee und schlichen zitternd umher. Sie lamentirten schrecklich mit den Armen, sie steckten die Finger in den Mund, sie fluchten Ebräisch und Syrisch auf den Christen, der sich einen Kurier kommen lassen, auf den Vater, der den Kurier gezeugt, auf das Pferd, welches das Pferd des Kuriers zur Welt gebracht, auf seinen Kopf, auf seine vier Füße, kurz auf Alles, selbst auf Sonne, Mond und Sterne, und auf Frankfurt und die Börsenhalle. Jetzt merkte man, warum der schlaue Simon seine Papiere in den letzten Tagen umgesetzt habe; jetzt konnte man sich den Tiefsinn des Kaufmanns aus Dessau erklären! „Das Ultimatum ist angenommen," scholl es durch den Hof, „der Reiseffendi hat zugesagt," hallte es durch die Ecken; und obgleich die drei wichtigen Männer nur entfernt auf ihren Brief anspielten, nur einige nähere Umstände angaben, nichts Bestimmtes aussprachen, so stiegen doch die österreichischen, die rothschild'schen und wenige andere Papiere, von welchen durch Zwerners und des alten Simons Sorge gerade nicht sehr viele auf dem Platz waren, in Zeit von einer halben Stunde um vier und ein halbes Prozent. Mehrere Häuser, die sich nicht vorgesehen hatten, fingen an zu wanken, eines lag schon halb und halb, und hatte es nur seiner nahen Seitenverwandtschaft mit dem regierenden (Börsen-) Hause zu verdanken, daß ihm noch einige Stützen untergeschoben wurden.

Als man um ein Uhr auseinander ging, lautete der Kurszettel der Frankfurter Börsenhalle:

Metalliques $87\frac{3}{8}$.
Bethmänn'sche $75\frac{1}{2}$.
Rothschild'sche Loose 132.
Preußische Staatsschuldscheine 84.
In den übrigen war nichts geändert worden.

---

## 7.

### Die Verlobung.

Dieses kleine Börsengemetzel entschied über das Schicksal des Seufzers aus Dessau. In den zwei nächsten Tagen wirkte er durch die große Menge Metalliques, die er in Händen hatte, mächtig auf den Gang der Geschäfte, und als einige Tage nachher Herr von Rothschild Privatmittheilungen aus Wien erhielt, wodurch seine Nachrichten vollkommen bestätigt wurden, da drängte sich Alles um den hoffnungsvollen spekulativen Jüngling, um den genialen Kopf, der auf unglaubliche Weise die Umstände habe berechnen können.

Seine Zurückgezogenheit zuvor galt nun für tiefes Studium der Politik, seine Schüchternheit, sein geckenhaftes Stöhnen und Seufzen für Tiefsinn, und jedes Haus hätte ihm freudig eine Tochter gegeben, um mit diesem sublimen Kopf sich näher zu verbinden. Da aber die Polygamie in Frankfurt der Zeit noch nicht förmlich sanktionirt ist, und das Herz des Dessauers an Rebekka hing, so schlug er mit großer Tapferkeit alle Stürme ab, die aus den Verschanzungen in der Zeile, aus den Tranchéen der Million, selbst aus den Salons der neuen Mainzerstraße mit glühenden Liebesblicken und Stückseufzern auf ihn gemacht wurden.

Der alte Herr Simon, konnte sich auch der Dessauer in Hinsicht auf Geld und Glücksgüter ihm nicht gleichstellen, rechnete es sich dennoch zur besondern Ehre, einen so erleuchteten Schwiegersohn zu bekommen. Ja, er sah es als eine glückliche Spekulation an, ihn durch Rebekka gefangen zu haben. Er sah ihn als eine prophetische Spekulationsmaschine an, die ihn in kurzer Zeit zum reichsten Manne Europa's machen mußte; denn, wenn er immer mit seinem Schwiegersohn zugleich kaufte oder verkaufte, glaubte er nie fehlen zu können.

Fräulein Rebekka ging ohne vieles Sträuben in die Bedingungen ein, die ihr der Zärtliche auferlegte; da er eine gewisse Abneigung verspürte, ein Jude zu werden, so hielt er es für nothwendig, daß sie sich taufen lasse. Sie nahm schon folgenden Tages insgeheim Unterricht bei dem Herrn Pastor Stein, und gab dafür auf einige Zeit ihre Klavierstunden auf, wobei, wie sie behauptete, noch etwas Erkleckliches profitirt würde, da sie dem Klaviermeister einen Thaler für die Stunde hatte bezahlen müssen. Sie selbst legte dafür dem Dessauer die Bedingung auf, daß er sich für einige hundert Gulden in den Adelsstand erheben lassen, und in dem jöttlichen Frankfort leben müsse.

Er ging darauf freudig ein und überließ mir dieses diplomatische Geschäft. Um nun auch von mir zu reden, so traf pünktlich ein, was ich

vorausgesehen hatte. Der Seufzer beschwichtigte fürs Erste sein Gewissen, das ihm allerlei vorwerfen mochte, z. B. daß das ganze Geschäft unehrlich und nicht ohne Hilfe des Teufels habe zu Stande kommen können. Sobald er mit dieser Beschwichtigung fertig war, war auch seine Dankbarkeit verschwunden. Weil ihn Alles als den sublimsten Kopf, den scharfsinnigsten Denker pries, glaubte er ohne Zaudern selbst daran, wurde aufgeblasen, sah mich über die Achsel an und erinnerte sich meiner sehr gütig als eines Menschen, mit welchem er im weißen Schwanen einige Male zu Mittag gespeist habe.

Was mich übrigens am meisten freute, war, daß er die Strafe seines Undankes in sich und seinen Verhältnissen trug. Es war vorauszusehen, daß seine prophetische Kraft, sein spekulativer Geist sich nicht lange halten konnten. Mißglückten nur erst einige Spekulationen, die er, auf sein blindes Glück und seinen noch blinderen Verstand trauend, unternahm, verlor er erst einmal fünfzig oder hunderttausend, und zog seinen Schwiegerpapa in gleiche Verluste, so fing die Hölle für ihn schon auf Erden an.

Rebekkchen, das liebe Kind, sah auch nicht aus, als wollte sie mit dem neuen Glauben auch einen neuen Menschen anziehen. War sie erst gnädige Frau von Zwerner, so war zu erwarten, daß die Liebesintriguen sich häufen werden; junge wohlriechende Diplomaten, alte Sünder, wie Graf Rebs, fremde Majors mit glänzenden Uniformen waren dann willkommen in ihrer Loge und zu Hause, und der Dessauer hatte das Vergnügen, zuzuschauen. Und wie wird dieser sanfte Engel, Rebekka, sich gestalten zur Furie, wenn die spekulative Kraft ihres Eheherrn nachläßt und damit zugleich sein Vermögen, wenn man das glänzende Hôtel in der Zeile, die Loge im ersten Rang, die Equipage und die burgernden Liebhaber sammt der köstlichen Tafel aufgeben, wenn man nach Dessau ziehen muß in den alten Laden des Hauses Zwerner und Comp., wenn die gnädige Frau herabsinkt aus ihrem geadelten Himmel und zur ehrlichen Kaufmannsfrau wird, wenn man den Gemahl statt mit Papieren, wie es nobel ist und groß, mit Ellenwaaren und Bändern, ganz klein und unnobel handeln sieht! Welche Perspektive!

Doch am vierten Pfingstfeiertag 1826 dachte man noch nicht an dergleichen im Hause des Herrn Simon in der neuen Judenstraße. Da war ein Hin- und Herrennen, ein Laufen, ein Kochen und Backen; es wurde ungemein viel Gänseschmalz verbraucht, um koscheres Backwerk zu verfertigen; ein Hammel wurde geschächtet, um köstliche Ragouts zu bereiten.

Der geneigte Leser erräth wohl, was vorging in dem gesegneten Hause? Nämlich nichts Geringeres, als die Verlobung des trefflichen Paares. Die halbe Stadt war geladen und kam. Hatte denn der alte Simon nicht treffliche alte Weine? Speiste man bei ihm, das Gänsefett abgerechnet, nicht trefflich? Hatte er nicht die schönsten jüdischen und christlichen Fräulein zusammen gebeten, um die Gesellschaft zu unterhalten durch geistreiche Spiele und herrlichen Gesang?

Auch Graf Rebs, das treffliche Kaninchen, war geladen, und nur das brachte ihn einigermaßen in Verlegenheit, daß nicht weniger als zwanzig Frauen und Fräulein zugegen waren, mit denen er schon in zärtlichen Verhältnissen gestanden hatte. Er half sich durch ausdrucksvolle Liebesblicke,

die er allenthalben umher warf, wie auch durch die eigene Behendigkeit seiner Beinchen, auf welchen er überall umherhüpfte und jeder Dame zuflüsterte, sie allein sei es eigentlich, die sein zartes Herz gefesselt. Die übergroße Anstrengung, zwanzig auf einmal zu lieben, da er es sonst nur auf fünf gebracht hatte, richtete ihn aber dergestalt zu Grunde, daß er endlich elendiglich zusammensank und in einem Wagen nach Hause gebracht werden mußte.

Die Gesellschaft unterhielt sich ganz angenehm und bewies sich nach Herrn Simons Begriffen sehr gesittet und anständig, denn als er am Abend, nachdem Alle sich entfernt hatten, mit seiner Tochter Rebekka das Silber ordnete und zählte, riefen sie einmüthig und vergnügt: „Gott's Wunder! Gott's Wunder! Was war das für noble Gesellschaft, für gesittete Leute! Es fehlt auch nicht ein Kaffeelöffelchen; kein Dessertmesserchen oder Zuckerklämmchen ist uns abhanden gekommen! Gott's Wunder!"

# Der Festtag im Fegefeuer.

(Fortsetzung.)

Am Horizont in diesem Jahr
Ist es geblieben, wie es war.
M. Claudius.

## 1.

Der junge Garnmacher fährt fort, seine Geschichte zu erzählen.

Das Manuscript, aus welchem wir diese infernalischen Memoiren dechiffriren und ausziehen, fährt bei jener Stelle, die wir beim ersten Theil nothgedrungen abbrachen, fort, die Geschichte des jungen deutschen Schneider-Barons zu geben. Er ist aus seiner Vaterstadt Dresden entflohen, er will in die weite Welt, fürs Erste aber nach Berlin gehen, und erzählt, was ihm unterwegs begegnete.

„Meine Herren," fuhr der edle junge Mann fort, „als ich mich umsah, stand ein Mann hinter mir, gekleidet wie ein ehrlicher, rechtlicher Bürger; er fragte mich, wohin meine Reise gehe und behauptete, sein Weg sei beinahe ganz der meinige, ich solle mit ihm reisen. Ich verstand so viel von der Welt, daß ich einsah, es sei weniger auffallend, wenn man einen halberwachsenen Jungen mit einem älteren Manne gehen sieht, als allein. Der Mann entlockte mir bald die Ursache meiner Reise, meine Schicksale, meine Hoffnungen. Er schien sich sehr zu verwundern, als ich ihm von meinem Onkel, dem Herrn von Garnmacher in der Dorotheenstraße in Berlin erzählte. „‚Euer Onkel ist ja schon seit zwei Monaten todt!'" erwiderte er. „‚O Du armer Junge, seit zwei Monaten todt; es war ein braver Mann, und ich wohnte nicht weit von ihm und kannte ihn gut. Jetzt nagen ihn die Würmer!'"

„Sie können sich leicht meinen Schrecken über diese Trauerpost denken, ich weinte lange und hielt mich für unglücklicher als alle Helden; nach und nach aber wußte mich mein Begleiter zu trösten: „‚Erinnerst Du Dich gar nicht, mich gesehen zu haben?'" fragte er, ich sah ihn an, besann

mich, verneinte. „‚Ei, man hat mich doch in Dresden so viel gesehen,‘“ fuhr er fort; „‚alle Alten und besonders die Jugend strömte zu mir und meinem jungen Griechen.‘“

„Jetzt fiel mir mit einemmal bei, daß ich ihn schon gesehen hatte. Vor wenigen Wochen war nach Dresden ein Mann mit einem jungen unglücklichen Griechen gekommen; er wohnte in einem Gasthof und ließ den jungen Athener für Geld sehen, das Geld war zur Erhaltung des Griechen und der Ueberschuß für einen Griechenverein bestimmt. Alles strömte hin, auch mir gab der Vater ein paar Groschen, um den unglücklichen Knaben sehen zu können. Ich bezeigte dem Mann meine Verwunderung, daß er nicht mehr mit dem Griechen reise.“

„‚Er ist mir entlaufen, der Schlingel, und hat mir die Hälfte meiner Kasse und meinen besten Rock gestohlen; er wußte wohl, daß ich ihm nicht nachreisen konnte; aber wie wäre es, mein Söhnchen, wenn Du mein Griechle würdest?‘“ Ich stammte, ich hielt es nicht für möglich; aber er gestand mir, daß der Andere ein ehrlicher Münchner gewesen sei, den er abgerichtet und consumirt habe, weil nun einmal die Leute die griechische Sucht hätten.“

„Wie?“ unterbrach ihn der Engländer, „selbst in Deutschland nahm man Antheil an den Schicksalen dieses Volkes? Und doch ist es eigentlich ein deutscher Minister, der es mit der Pforte hält und die Griechen untergehen läßt.“

„Wie es nun so geht in meinem lieben Vaterland,“ antwortete Baron von Garnmacher, des Schneiders Sohn, „was einmal in einem anderen Lande Mode geworden, muß auch zu uns kommen. Das weiß man gar nicht anders. Wie nun vor Kurzem die Parganioten ausgetrieben wurden und bald nachher die griechische Nation ihr Joch abschüttelte, da fanden wir dies erstaunlich hübsch, schrieben auf der Stelle viele dicke Bücher darüber und stifteten Hülfsvereine mit sparsamen Kassen. Sogar Philhellenen gab es bei uns, und man sah diese Leute mit großen Bärten, einen Säbel an der Seite, Pistolen im Gürtel, rauchend durch Deutschland ziehen. Wenn man sie fragte: Wohin? so antworteten sie: „‚In den heiligen Krieg nach Hellas gegen die Osmanen!‘“ Bat sich nun etwa eine Frau oder ein Mann, der in der alten Geographie nicht sehr erfahren, eine nähere Erklärung aus, so erfuhr man, daß es nach Griechenland gegen die Türken gehe. Da kreuzigten sich die Leute, wünschten dem Philhellenen einen guten Morgen und flüsterten, wenn er mit dröhnenden Schritten einen Fußpfad nach Hellas einschlug: „‚Der muß wenig taugen, daß er im Reich keine Anstellung bekommt und bis nach Griechenland laufen muß.‘“

„Ist's möglich?“ rief der Marquis. „So theilnahmlos sprachen die Deutschen von diesen Männern?“

„Gewiß; es ging Mancher hin mit dem schönen Gefühl, einer unterdrückten Sache beizustehen; Mancher, um sich Kriegsruhm zu erkämpfen, der nun einmal auf den Billards und in den Garnisonen nicht zu erlangen ist; aber Alle barbirte man über einen Löffel, wie mein Vater zu sagen pflegte, und schalt sie Landläufer.“

„Mylord,“ sagte der Franzose; „es sind doch dumme Leute, diese Deutschen!“

„O ja,“ entgegnete jener mit großer Ruhe, indem er sein Rumglas

gegen das Licht hielt, „zuweilen; aber dennoch sind die Franzosen unerträglicher, weil sie allen Witz allein haben wollen."

Der Marquis lachte und schwieg. Der Baron aber fuhr fort: „Auf diese Sitte der Deutschen hatte jener Mann seinen Plan gebaut, und noch oft muß ich mich wundern, wie richtig sein Calcül war. Die Deutschen, dachte er, kommen nicht dazu, etwas für einen weit aussehenden Plan, für ein fernes Land und dergleichen zu thun; entweder sagen sie: „Es war ja vorher auch so, lasset der Sache ihren Lauf; wer wird da etwas Neues machen wollen?" oder sie sagen: „Gut, wir wollen erst einmal sehen, wie die Sache geht, vielleicht läßt sich hernach etwas thun." Fällt aber etwas in ihrer Nähe vor, können sie selbst etwas Seltenes mit eigenen Augen sehen, so lassen sie es sich „etwas kosten."

„Man war dem Griechen früher oft in mancher kleinen Stadt sehr dankbar, daß er doch wieder eine Materie zum Sprechen herbeigeführt habe, eine Seltenheit, welche die Weiber beim Kaffee, die Männer beim Bier traktiren konnten.

„Was für Aussichten blieben mir übrig? Mein Onkel war todt, ich hatte nichts gelernt, so schlug ich ein, Grieche zu werden. Jetzt fing ein Unterricht an, bei welchem wir bald so vertraut mit einander wurden, daß mir mein Führer sogar Schläge beibrachte. Er lehrte mich alle Gegenstände auf Neugriechisch nennen, bläute mir einige Floskeln in dieser Sprache ein, und nachdem ich hinlänglich instruirt war, schwärzte er mir Haar und Augenbranen mit einer Salbe, färbte mein Gesicht gelblich, und — ich war ein Grieche. Mein Costüm, besonders das für vornehme Präsentationen, war sehr glänzend, manches sogar von Seide. So zogen wir im Land umher und gewannen viel Geld."

„Aber, mein Gott," unterbrach ihn der Franzose, „sagen Sie doch, in Deutschland soll es so viele gelehrte Männer geben, die sogar griechisch schreiben. Diese müssen doch auch sprechen können; wie haben Sie sich vor diesen durchbringen können?"

„Nichts leichter als dies, und gerade bei diesen hatte ich meinen größten Spaß; diese Leute schreiben und lesen das Griechische so gut, daß sie vor zweitausend Jahren mit Thucydides hätten korrespondiren können, aber mit dem Sprechen will es nicht recht gehen; sie mußten zu Haus immer die Phrasen im Lexikon aufschlagen, wenn sie sprechen wollten; da hatte ich nun, um aus aller Verlegenheit zu kommen, eine herrliche Floskel bereit: — — — „Mein Herr! das ist nicht griechisch." Mein Führer unterließ nicht, sogleich, was ich gesagt, dem Publikum ins Deutsche zu übersetzen, und jene Kathedermänner kamen gewöhnlich über das Lächeln der Menschen dergestalt außer Fassung, daß sie es nie wieder wagten, griechisch zu sprechen.

„So zogen wir längere Zeit umher, bis endlich in Carlsbad die ganze Komödie auf einmal aufhörte. Wir kamen dorthin zur Zeit der Saison und hatten viele Besuche. Unter Andern fiel mir besonders ein Herr mit einem Band im Knopfloch auf, der mir große Aehnlichkeit mit meinem Vater zu haben schien. Er besuchte uns einige Male, und endlich, denken Sie sich mein Erstaunen, höre ich, wie man ihn Herrn von Garnmacher titulirt. Ich stürzte zu ihm hin, fragte ihn mit zärtlichen Worten, ob er

mein verehrter Herr Onkel sei, und entdeckte ihm auf der Stelle, wie ich eigentlich nicht auf klassischem Boden in Athen, sondern als königlich sächsisches Landeskind in Dresden geboren sei. Es war eine rührende Erkennungsscene. Das Staunen des Publikums, als der Grieche auf einmal gutes Deutsch sprach, die Verlegenheit meines Oheims, der mit vornehmer Gesellschaft zugegen war, und nicht gerne an meinen Vater, den Marchand tailleur, erinnert sein wollte, die Wuth meines Führers, alles dies kam mir trotz meiner tiefen Rührung höchst komisch vor.

„Der Führer wurde verhaftet, mein Onkel nahm sich meiner an, ließ mir Kleider machen und führte mich nach Berlin. Und dort begann für mich eine neue Katastrophe."

---

## 2.

### Der Baron wird ein Recensent.

Mein Onkel war ein nicht sehr berühmter Schriftsteller, aber ein berüchtigter, anonymer Kritiker. Er arbeitete an zehn Journalen, und ich wurde anfänglich dazu verwendet, seine Hahnenfüße ins Reine zu schreiben. Schon hier lernte ich nach und nach in meines Onkels Geist denken, faßte die gewöhnlichen Wendungen und Ausdrücke auf und bildete mich so zum Recensenten. Bald kam ich weiter; der herrliche Mann brachte mir die verschiedenen Klassen und Formen der Kritik bei, über welche ich übrigens hinweggehen kann, da sie einen Fremden nicht interessiren."

„Nein, nein!" rief der Lord. „Ich habe schon öfters von dieser kritischen Wuth Ihrer Landsleute gehört. Zwar haben auch wir, z. B. in Edinburgh und London, einige Anstalten dieser Art, aber sie werden, höre ich, in einem ganz anderen Geiste besorgt, als die Ihrigen."

„Allerdings sind diese Blätter in meinem Vaterlande eine sonderbare, aber eigenthümliche Erscheinung. Wie in unserer ganzen Literatur immer noch etwas Engbrüstiges, Eingezwängtes zu verspüren ist, wie nicht das, was leicht und gefällig, sondern was mit einem recht schwerfällig gelehrten Anstrich geschrieben ist, für einzig gut und schön gilt, so haben wir auch eigene Ansichten über Beurtheilung der Literatur. Es traut sich nämlich nicht leicht ein Mann oder eine Dame in der Gesellschaft ein Urtheil

über ein neues Buch zu, das sich nicht an ein öffentlich ausgesprochenes anlehnen könnte; man glaubt darin zu viel zu wagen. Daher gibt es viele öffentliche Stimmen, die um Geld und gute Worte ein kritisches Solo vortragen, in welches dann das Tutti oder der Chorus einfällt."

„Aber wie mögen Sie über diese Institute spotten, mein Herr Baron?" unterbrach ihn der Lord, „ich finde das recht hübsch. Man braucht selbst kein Buch als diese öffentlichen Blätter zu lesen, und kann dann dennoch in der Gesellschaft mitstimmen."

„Sie hätten Recht, wenn der Geist dieser Institute anders wäre. So aber ergreift der, welcher sich nach diesen Blättern richtet, unbewußt irgend eine Partei, und kann, ohne daß er sich dessen versieht, in der Gesellschaft für einen Goethianer, Müllnerianer, Vossiden oder Creuzerianer, Schellingianer oder Hegelianer, kurz für einen Yaner gelten. Denn das eine Blatt gehört dieser Partei an und haut und sticht mehr oder minder auf jede andere, ein anderes gehört diesem oder jenem großen Buchhändler. Da müssen nun fürs Erste alle seine Verlagsartikel gehörig gelobt, dann die seiner Feinde grimmig angefallen werden; oft muß man auch ganz diplomatisch zu Werke gehen, es mit keinem ganz verderben, auf beiden Achseln (Dichter-) Wasser tragen, und, indem man einem freundlich ein Compliment macht, hinterrücks heimlich ihm ein Bein unterschlagen."

„Aber schämen sich denn Ihre Gelehrten nicht, auf diese Art die Kritik und Literatur zu handhaben?" fragte der Marquis. „Ich muß gestehen, in Frankreich würde man ein solches Wesen verachten."

„Ihre politischen Blätter, mein Herr, machen es nicht besser. Uebrigens sind es nicht gerade die Gelehrten, die dieses Handwerk treiben. Die eigentlichen Gelehrten werden nur zu Kernschüssen und langsamen, gründlichen Operationen verwandt, und mit vier Groschen bezahlt. Leichter, behender sind die Halbgelehrten, die eigentlichen Voltigeurs der Literatur. Sie plänkeln mit dem Feind, ohne ihn gründlich und mit Nachdruck anzugreifen; sie richten Schaden in seiner Linie an, sie umschwärmen ihn, sie suchen ihn aus seiner Position zu locken. Auch dürfen sie sich gerade nicht schämen, denn sie recensiren anonym, und nur Einer unterschreibt seine kritischen Blutuntheile mit so kaltem Blute, als wollte er seinen Bruder freundlich zu Gevatter bitten."

„Das muß ja ein eigentlicher Matador sein!" rief der Lord lächelnd.

„Ein Matador in jedem Sinne des Worts. Auf spanisch — ein Todtschläger, denn er hat schon manchen niedergedonnert; und wahrhaftig, er ist der höchste Trumpf, dieser Matador, und zählt für zehn, wenn er Pacat ultimo macht. Und bei den literarischen Stiergefechten ist er Matador! Denn er, der Hauptkämpfer ist es, der dem armen gehetzten und gejagten Stier den Todesstoß gibt."

„Gestehen Sie, Sie übertreiben; — Sie haben gewiß einmal den unglücklichen Gedanken gehabt, etwas zu schreiben, das recht tüchtig vorgenommen wurde, und jetzt zürnen Sie der Kritik."

Der junge Deutsche erröthete: „Es ist wahr, ich habe etwas geschrieben, doch war es nur eine Novelle, und leider nicht so bedeutend, daß es wäre recensirt worden; aber nein, ich selbst habe einige Zeit unter meines Onkels Protektion den kritischen kleinen Krieg mitgemacht, und kenne diese Affairen

genau. Nun, mein Onkel brachte mir also die verschiedenen Formen und Klassen bei. Die erste war die janftlobende Recension. Sie gab nur einige Auszüge aus dem Werk, lobte es als brav und gelungen, und ermahnte, auf der betretenen Bahn fortzuschreiten. In diese Klasse fielen junge Schriftsteller, die dem Interesse des Blattes entfernter standen, die man aber für sich gewinnen wollte. Hauptsächlich aber war diese Klasse für junge, schriftstellerische Damen."

„Wie," erwiderte der Lord. „Haben Sie deren so viele, daß man eine eigene Klasse für sie macht?"

„Man zählte, als ich noch auf der Oberwelt war, sechsundvierzig jüngere und ältere! Sie sehen, daß man für sie schon eine eigene Klasse machen kann, und zwar eine gelinde, weil diese Damen mehr Anbeter und Freunde haben, als ein junger Schriftsteller. Die zweite Klasse ist die lobpofaunende. Hier werden entweder die Verlagsartikel des Buchhändlers, der das Blatt bezahlt, oder die Parteimänner gelobt. Man preist ihre Namen, man ist gerührt, man ist glücklich, daß die Nation einen solchen Mann aufweisen kann. Die dritte Klasse ist dann die neutrale. Hier werden die Feinde, mit denen man nicht in Streit gerathen mag, etwas kühl und diplomatisch behandelt. Man spricht mehr über das Genus ihrer Schrift und über ihre Tendenz, als über sie selbst, und gibt sich Mühe, in recht vielen Worten nichts zu sagen, ungefähr wie in den Salons, wenn man über politische Verhältnisse spricht, und sich doch mit keinem Wort verrathen will.

„Die vierte Klasse ist die lobbudelnde. Man sucht entweder einen, indem man ihn scheinbar und mit einem Anstrich von Gerechtigkeit ein wenig tadelt, zu loben, oder umgekehrt, man lobt ihn mit vielem Anstand und bringt ihm einige Stiche bei, die ihn entweder tief verwunden, oder doch lächerlich machen. Die fünfte Klasse ist die grobe, ernste; man nimmt eine vornehme Miene an, setzt sich hoch zu Roß und schaut hernieder auf die kleinen Bemühungen und geringen Fortschritte des Gegners. Man warnt sogar vor ihm und sucht etwas Verstecktes in seinen Schriften zu finden, was zu gefährlich ist, als daß man öffentlich davon sprechen möchte. Diese Klasse macht stillen, aber tiefen Eindruck aufs Publikum. Es ist etwas Mysteriöses in dieser Art der Kritik, was die Menschen mit Scheu und Beben erfüllt. Die sechste Klasse ist die Todtschlägerklasse. Sie ist eine Art von Schlachtbank, denn hier werden die Opfer des Zornes, der Rache niedergemetzelt ohne Gnade und Barmherzigkeit, sie ist eine Säge- und Stampfmühle, denn der Müller schüttelt die Unglücklichen, die ihm überantwortet werden, hinein, und zerfetzt, zersägt, zermalmt sie."

„Aber wer trägt denn die Schuld von diesem unsinnigen Vertilgungssystem?" fragte Lamlot.

„Nun, das Publikum selbst! Wie man früher an Turnieren und Thierhetzen Freude hatte, so amüsirt man sich jetzt am kritischen Kriege; es freut die Leute, wenn man die Schriftsteller mit eingelegten Lanzen auf einander anrennen sieht, und — wenn die Rippen krachen, wenn einer sinkt, klatscht man dem Sieger Beifall zu. Ländlich, sittlich! „Ein Stier, ein Stier, ruft's dort und hier!" In Spanien treibt man das in der Wirklichkeit, in Deutschland metaphorisch, und wenn ein paar tüchtige

Fleischerhunde einen alten Stier anfallen und sich zu Helden an ihm beißen, wenn der Matador von der Gallerie hinab in den Circus springt,

Und zieht den Degen
Und fällt verwegen
Zur Seite den wütenden Ochsen an —

da freut sich das liebe Publikum, und von „Bravo!“ schallt die Gegend wieder!“

„Das ist köstlich!“ rief der Engländer, doch war man ungewiß, ob sein Beifall der deutschen Kritik oder dem Manne gelte, den er zu sich nahm. „Und ein solcher Klassenkritikus wurden Sie, Master Garnmacher?“

„Mein Onkel war, wie ich Ihnen sagte, für mehrere Journale verpachtet; wunderbar war es übrigens, welches heterogene Interesse er dabei befolgen mußte. Er hatte es so weit gebracht, daß er an einem Vormittag ein Buch las und sechs Recensionen darüber schrieb, und oft traf es sich, daß er alle sechs Klassen über einen Gegenstand erschöpfte. Er zündete dann zuerst dem Schlachtopfer ein kleines gelindes Lobfeuer aus Zimmtholz an; dann warf er kritischen Weihrauch dazu, daß es große Wolken gab, die dem Publikum die Sinne umnebelten und die Augen beizten. Dann dämpfte er diese niedlichen Opferflammen zu einer düsteren Glut, blies sie dann mit dem kalten Hauch der vierten Klasse frischer an, warf in der fünften einen so großen Holzstoß zu, als die Sancta simplicitas in Constanz dem Huß, und fing dann zum sechsten an, den Unglücklichen an dieser mächtigen Lohe des Zornes zu braten und zu rösten, bis er ganz schwarz war.“

„Wie konnte er aber nur mit gutem Gewissen sechserlei so verschiedene Meinungen über einen Gegenstand haben? Das ist ja schändlich!“

„Wie man will. Ich erinnere Sie übrigens an die liberalen und an die ministeriellen Blätter Ihres Landes; wenn heute einer Ihrer Publicisten eine Ode an die Freiheit auf der Posaune geblasen hat, und ihm morgen der Herr von ..... einige Sous mehr bietet, so hält er eine Schimpfrede gegen die linke Seite, als hätte er von je in einem ministeriellen Vorzimmer gelebt.“

„Aber dann geht er förmlich über,“ bemerkte der Marquis; „aber Ihr Onkel, der Schuft, hatte zu gleicher Zeit sechs Zungen und zwölf Augen, die Hälfte mehr als der Höllenhund.“

„Die Deutschen haben es von jeher in allen mechanischen Künsten und Handarbeiten weit gebracht,“ erwiderte mit großer Ruhe der junge Mann, „so auch in der Kritik.“ Als mich nun mein Onkel so weit gebracht hatte, daß ich nicht nur ein Buch von dreißig Bogen in zwei Stunden durchlese, sondern auch den Inhalt einer unaufgeschnittenen Schrift auf ein Haar errathen konnte, wenn ich wußte, von welcher Partei sie war, so gebrauchte er mich zur Kritik. „Ich will Dir,“ sagte er, „die erste, zweite, fünfte und sechste Klasse geben. Die Jugend, wie sie nun einmal heutzutage ist, kann nichts mit Maß thun. Sie lobt entweder über alle Grenzen, oder sie schimpft und tadelt unverschämt. Solche Leute, besonders wenn sie ein recht scharfes Gebiß haben, sind übrigens oft nicht mit Gold zu bezahlen. Man legt sie an die Kette, bis man sie braucht, und hetzt sie dann mit unglaublichem Erfolg, denn sie sind auf den Mann dressirt, wer

der besten Dogge. Zu den Mittelklassen, zu dem Neutralitätssystem, zu dem verdeckten Tadel, zu dem ruhigen, aber sicheren Hinterhalt gehört schon mehr kaltes Blut.‘“

„So sprach mein Onkel und übergab mir die Kränze der Gnade und das Schwert der Rache. Alle Tage mußte ich von frühe acht bis ein Uhr recensiren. Der Onkel schickte mir ein neues Buch, ich mußte es schnell durchlesen und die Hauptstellen bezeichnen. Dann wurden Kritiken von Nr. 1 und 2 entworfen und dem Alten zugeschickt. Nun schrieb er selbst 3 und 4, und war dann noch ein Hauptgericht zu erequiren, so ließ er mir sagen: „‚Mein lieber Neffe! nur immer Nr. 5 und 6 draufgesetzt; es kann nicht schaden, nimm ihn ins Teufels Namen tüchtig durch;‘“ und den ich noch vor einer Stunde mit wahrer Rührung bis zum Himmel erhoben, denselben verdammte ich jetzt bis in die Hölle. Vor Tisch wurden dann die kritischen Arbeiten verglichen, der Onkel that, wie er zu sagen pflegte, Salz hinzu, um das Gebräu pikanter zu machen; dann packte ich alles ein und verschickte die heil- und unheilschweren Blätter an die verschiedenen Journale.“

„Goddam! Habe ich in meinem Leben dergleichen gehört?“ rief der Lord mit wahrem Grauen; „aber wenn Sie alle Tage nur ein Buch recensirten, das macht ja im Jahre 365! Gibt es denn in Ihrem Vaterlande jährlich selbst nur ein Drittheil dieser Summe?“

„Ha! da kennen Sie unsere gesegnete Literatur schlecht, wenn Sie dies fragen. So viele gibt es in einer Messe und wir haben jährlich zwei. Alle Jahre kann man achtzig Romane, zwanzig gute und vierzig schlechte Lust- und Trauerspiele, hundert schöne und miserable Erzählungen, Novellen, Historien, Phantasien ꝛc., dreißig Almanache, fünfzig Bände lyrischer Gedichte, einige erhabene Heldengedichte in Stanzen oder Hexametern, vierhundert Uebersetzungen, achtzig Kriegsbücher rechnen, und die Schul-, Lehr-, Katheder-, Professions-, Confessionsbücher, die Anweisungen zum frommen Leben, zu Bereitung guten Champagners aus Obst, zu Verlängerung der Gesundheit, die Betrachtungen über die Ewigkeit, und wie man auch ohne Arzt sterben könne u. s. w. sind nicht zu zählen; kurz, man kann in meinem Vaterlande annehmen, daß unter fünfzig Menschen immer einer Bücher schreibt; ist einer einmal im Meßkatalog gestanden, so gibt er das Handwerk vor dem sechzigsten Jahre nicht auf. Sie können also leicht berechnen, meine Herren, wie viel bei uns gedruckt wird. Welcher Reichthum der Literatur, welches weite Feld für die Kritik!“

Der junge Deutsche hatte diese letzten Worte mit einer Ehrfurcht, mit einer Andacht gesprochen, die sogar mir höchst komisch vorkam; der Lord und der Marquis aber brachen in lautes Lachen aus, und je verwunderter der junge Herr sie ansah, desto mehr schien ihr Lachreiz gesteigert zu werden.

„Monsieur de Garnmacker! nehmen Sie es nicht übel, daß ich mich von Ihrer Erzählung bis zum Lachen hinreißen ließ,“ sagte der Marquis, „aber Ihre Nation, Ihre Literatur, Ihre kritische Manufaktur kam mir unwillkürlich so komisch vor, daß ich mich nicht enthalten konnte, zu lachen. Ihr seid sublime Leute, das muß man Euch lassen.“

„Und der Herr hier hat Recht,“ bemerkte Mylord mit feinem Lächeln. „Alles schreibt in diesem göttlichen Lande, und was das Schönste ist, nicht

jeder über sein Fach, sondern lieber über ein anderes. So fuhr ich einmal auf meiner grand tour in einem deutschen Ländchen. Der Weg war schlecht, die Pferde wo möglich noch schlechter. Ich ließ endlich durch meinen Reisebegleiter, der deutsch reden konnte, den Postillon fragen, was denn sein Herr, der Postmeister denke, daß er uns so miserable Pferde vorspanne. Der Postillon antwortete: „‚Was das Post- und das Stallwesen anbelangt, so denkt mein Herr nichts.‘“ Wir waren verwundert über diese Antwort, und mein Begleiter, dem das Gespräch Spaß machte, fragte, was sein Herr denn anderes zu denken habe? „‚Er schreibt!‘“ war die kurze Antwort des Kerls. Wie? Briefverzeichnisse, Postkarten? „‚Ei, behüte,‘“ sagte er, „‚Bücher, gelehrte Bücher.‘“ Ueber das Postwesen? fragten wir weiter. „‚Nein,‘“ meinte er, „‚Verse macht mein Herr, Verse, oft so breit als meine fünf Finger und so lang als mein Arm!‘“ und klatsch! klatsch! hieb er auf die magern Brüder des Pegasus und trabte mit uns auf dem stoßenden Steinweg, daß es uns in der Seele wehe that. „‚Goddam!‘“ sagte mein Begleiter, „‚wenn der Herr Postmeister so schlecht auf dem Hippogryphen sitzt wie sein Schwager auf diesen Kleppern, so wird er holperige Verse zu Tage fördern!‘“ Und auf Ehre, meine Herren, ich habe mich auf der nächsten Station erkundigt, dieser Postmeister ist ein Dichter, und wie Sie, Mr. Garnmacher, ein großer Kritiker.“

„Ich weiß, wen Sie meinen,“ erwiderte der Deutsche mit etwas unmuthiger Miene, „und Ihre Erzählung soll wohl ein Stich auf mich sein, weil ich eigentlich auch nicht für dieses Gebiet der Literatur erzogen worden. Uebrigens muß ich Ihnen sagen, Mylord, in Ihrem kalten systematischen, nach Gesetzen ängstlich zugeschnittenen Lande möchte etwas dergleichen auffallen, aber bei uns zu Lande ist das was anderes. Da kann jeder in die Literatur hineinpfuschen, wann und wie er will, und es gibt kein Gesetz, das einem verböte, etwas Miserables drucken zu lassen, wenn er nur einen Verleger findet. Bei den Kritikern und Poeten meines Vaterlandes ist nicht nur in Hinsicht auf die Phantasie die schöne romantische Zeit des Mittelalters, nein, wir sind, und ich rechne mich ohne Scheu dazu, sammt und sonders edle Raubritter, die einander die Blumen der Poesie abjagen und in unsere Verließe schleppen; wir üben das Faustrecht auf heldenmüthige Weise, und halten literarische Wegelagerungen gegen den reich beladenen Krämer und Juden. Die Poesie ist bei uns eine Gemeindewiese, auf welcher jedes Vieh umherspazieren, und Blumen und Gras fressen kann nach Belieben.“

„Herr von Garnmacker,“ unterbrach ihn der Marquis de Lasulot, „ich würde Ihre Geschichte erstaunlich hübsch und anziehend finden, wenn sie nur nicht so langweilig wäre. Wenn Sie so fortmachen, so erzählen Sie uns achtundvierzig Stunden in einem fort. Ich schlage daher vor, wir verschieben den Rest und unsere eigenen Lebensläufe auf ein ander Mal, gehen jetzt auf die Höllenpromenade, um die schöne Welt zu sehen.“

„Sie haben Recht,“ sagte der Lord, indem er aufstand und mir ein Sixpenceſtück zuwarf, „der Herr von Garnmacher weiß auf unterhaltende Weise einzuschläfern. Brechen wir auf; ich bin neugierig, ob wohl viele Bekannte aus der Stadt hier sind.“

„Wie?“ rief der junge Deutsche nicht ohne Ueberraschung, „Sie wol-

len also nicht hören, wie ich mich in Berlin bei den Herren vom Mühlendamm zu einem Elegant perfektionirte? Sie wollen nicht hören, wie ich einen Liebeshandel mit einer Prinzessin hatte, und auf welche elendigliche Weise ich endlich verstorben bin? O, meine Herren, meine Geschichte fängt jetzt erst an, interessant zu werden."

„Sie können Recht haben," erwiderte ihm der Lord mit vornehmem Lächeln, „aber wir finden, daß uns die Abwechslung mehr Freude macht. Begleiten Sie uns; vielleicht sehen wir einige Figuren aus Ihrem Vaterlande, die Sie uns zeigen können."

„Nein, wirklich! Ich bin gespannt auf Ihre Geschichte," sagte der Marquis lachend, „aber nur jetzt nicht. Es ist jetzt die Zeit, wo die Welt promenirt, und um keinen Preis, selbst nicht um Ihre interessante Erzählung, möchte ich diese Stunde versäumen. Gehen wir!"

„Gut," erwiderte der deutsche Stutzer, resignirt und ohne beleidigt zu scheinen. „Ich begleite Sie; auch so ist mir Ihre werthe Gesellschaft sehr angenehm, denn es ist für einen Deutschen immer eine große Ehre, sich an einen Franzosen oder gar an einen Engländer anschließen zu können."

Lachend gingen die Beiden voran, der Baron folgte, und ich veränderte schnell mein Costüm, um diese merkwürdigen Subjekte auf ihren Wanderungen zu verfolgen, denn ich hatte gerade nichts Besseres zu thun.

Die Menschen bleiben sich unter jeder Zone gleich — es ist möglich, daß Klima und Sitten eines anderen Landes eine kleine Veränderung in Manchem hervorbringen; aber lasset nur eine Stunde lang Landsleute zusammen sprechen, der Nationalcharakter wird sich nicht verläugnen, wird mehr und mehr sich wieder hervorheben und deutlicher werden. So kommt es, daß dieser Geburtstag meiner lieben Großmutter mir Stoff zu tausend Reflexionen gibt, denn selbst im Fegefeuer, wenn diesen Leutchen nur ein Tag vergönnt ist, findet sich Gleiches zu Gleichem, und es spricht und lacht, und gebt und liebt wie im Prater, wie auf der Chaussée d'Antin oder im Palais-Royal, wie unter den Linden, oder wie in . . . . .

Welchen Anblick gewährte diese höllische Promenade! Die Stutzer aller Jahrhunderte, die Courtisanen und Merveilleuses aller Zeiten, Theologen aller Confessionen, Juristen aller Staaten, Financiers von Paris bis Konstantinopel, von Wien bis London, und sie alle im Streit über ihre Angelegenheiten, und sie alle mit dem ewigen Refrain: „Zu unserer Zeit, ja! zu unserer Zeit war es doch anders!" Aber ach, meine Stutzer kamen zu spät auf die Promenade, kaum daß noch Baron von Garnmacher einen jungen Dresdener Dichter umarmen und einer Berliner Sängerin sein Vergnügen ausdrücken konnte, ihre Bekanntschaft hier zu erneuern! Der edle junge Herr hatte durch seine Erzählung die Promenadezeit verkümmert, und die große Welt strömte zum Theater.

## 3.

### Das Theater im Fegefeuer.

Man wundert sich vielleicht über ein Theater im Fegefeuer? Freilich ist es weder Opera buffa noch seria, weder Trauer- noch Lustspiel; ich habe zwar Schauspieldichter, Sänger, Acteurs und Actricen, Tänzer und Tänzerinnen genug; aber wie könnte man ein so gemischtes Publikum mit einem dieser Stücke unterhalten? Ließe ich von Zacharias Werner eine schauerlich-tragi-komisch-historisch-romantisch-heroische Komödie aufführen, wie würden sich Franzosen und Italiener langweilen, um von den Russen, die mehr das Trauerspiel und Mordscenen lieben, gar nicht zu sprechen. Wollte ich mir von Kotzebue ein Lustspiel schreiben lassen, etwa die Kleinstädter in der Hölle, wie würde man über verdorbenen Geschmack schimpfen! Daher habe ich eine andere Einrichtung getroffen.

Mein Theater spielt große pantomimische Stücke, welche wunderbarer Weise nicht die Vergangenheit, sondern die Zukunft zum Gegenstand haben; aber mit Recht. Die Vergangenheit, ihr ganzes Leben liegt abgeschlossen hinter diesen armen Seelen. Selten bekömmt eine einen Erlaubnißschein, als Revenant die Erde um Mitternacht besuchen zu dürfen. Denn was nützt es mir? Was frommt es dem irren Geist einer eifersüchtigen Frau, zum Lager ihres Mannes zurückzukehren? Was nützt es dem Mann, der sich um eine zweite umgethan, wenn durch die Gardine dringt —

> Eine kalte weiße Hand.
> Wen erblickt er? Seine Wilhelmine,
> Die im Sterbekleide vor ihm stand?

Was kann es dem Teufel, was einer ausgeleerten herzoglichen Kasse helfen, wenn der Finanzminister, der sich aus Verzweiflung mit dem Federmesser die Kehle abschnitt, allnächtlich ins Departement schleicht, angethan mit demselben Schlafrock, in welchem er zu arbeiten pflegte, schlürfend auf alten Pantoffeln und die Feder hinter dem Ohr; zu was dient es, wenn er seufzend vor die Akten sitzt und mit glühendem Auge seinen Rest immer noch einmal berechnet? Was kann es dem fürstlichen Keller helfen, wenn der Schloßküfer, den ich in einer bösen Stunde abgeholt, durch einen Kellerhals herniederfährt und mit krampfhaft gekrümmten Fingern an den Fässern anpocht, die er bestohlen? Zu welchem Zweck soll ich den General entlassen, wenn oben der Zapfenstreich ertönt und die Hörner zur Ruhe blasen? Wozu den Stutzer, um zu sehen, ob sein bezahltes Liebchen auf frische Rechnung liebt? Zwar sie alle, ich gestehe es, sie alle würden sich unglücklicher fühlen, könnten sie sehen, wie schnell man sie vergessen hat; es wäre eine Schärfung der Strafe, wie etwa ein König, als ihm ein Urtheil zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe vorgelegt wurde, „noch sechs

Jahre länger" darunterschrieb, weil er den Mann haßte. Aber sie würden mir auf der andern Seite so viel verwirrtes Zeug mit herabbringen, würden mir Manchen fromm zu machen suchen, wie der reiche Mann im Evangelium, der zu Lebzeiten so viel getrunken, daß er in der Hölle Wasser trinken wollte, — ich habe darin zu viele Erfahrungen gemacht und kann es in neuern Zeiten, wo ohnedies die Missionarien und andere Mystiker genug thun, nicht mehr erlauben. Daher kommt es, daß es in diesen Tagen wenig mehr in den Häusern, desto mehr aber in den Köpfen spukt.

Um nun den Seelen im Fegefeuer dennoch Nachrichten über die Zukunft zu geben, lasse ich an Festtagen einige erbauliche Stücke von meiner höllischen Bande aufführen. Auf dem heutigen Zettel war angezeigt:

Mit allerhöchster Bewilligung.

Heute als am Geburtsfeste

der Großmutter, diabolischen Hoheit:

**Einige Scenen aus dem Jahr 1826.**

**Pantomimische Vorstellung mit Begleitung des Orchesters.**

Die Musik ist aus Mozarts, Hardns, Glucks und anderen Meisterwerken zusammengesucht von Rossini.

(Bemerkungen an das Publikum.) Da gegenwärtig sehr viele allerhöchste Personen und hoher Adel hier sind, so wird gebeten, die ersten Ranglogen den Hoheiten, Durchlauchten und Ministern bis zum Grafen abwärts inclusive, die zweite Gallerie der Ritterschaft sammt Frauen bis zum Lieutenant abwärts zu überlassen.

Die Direktion des infernal. Hof- und Nationaltheaters.

Das Publikum drängte sich mit Ungestüm nach dem Haus. Ich bot mich den drei jungen Herren als Cicerone an und führte sie glücklich durch das Gedränge ins Parquet. Obgleich der Lord ohne Anstand auf die erste, der Marquis und der deutsche Baron auf die zweite Loge hätten eintreten dürfen, fanden es diese drei Subjekte doch amüsanter, von ihrem niederen Standpunkt aus Logen und Parterre zu lorgnettiren. Wie mancher Ausruf des freudigen Staunens entschlüpfte ihnen, wenn sie wieder auf ein bekanntes Gesicht trafen. Besonders Garnmacher schien vor Erstaunen nicht zu sich selbst kommen zu können. „Nein, ist es möglich?" rief er wiederholt aus, „ist es möglich? Sehen Sie, Marquis, jener Herr dort oben in der zweiten Gallerie rechts, mit den rothen Augen, er spricht mit einer bleichen jungen Dame, dieser starb in Berlin im Geruch der Heiligkeit, und soll auch hier sein an diesem unheiligen Ort? Und jene Dame, mit welcher er spricht, wie oft habe ich sie gesehen und gesprochen! Sie war eine liebenswürdige fromme Schwärmerin, ging lieber in die Dreifaltigkeitskirche als auf den Ball — sie starb, und wir alle glaubten, sie werde sogleich in den dritten Himmel schweben, und jetzt sitzt sie hier im Fegefeuer! Zwar wollte man behaupten, sie sei in Töplitz an einem heimlichen Wochenbette verschieden, aber wer ihren frommen Lebenslauf gesehen, wer konnte das glauben?"

„Ha! die Nase von Frankreich!“ rief auf einmal der Marquis mit Ekstase. „Heiliger Ludwig, auch Ihr unter Euern verlorenen Kindern? Ha! und Ihr, Ihr verdammten Kutten, die Ihr mein schönes Vaterland in die Kapuze stecken wollet. Sehen Sie, Mylord, jene häßlichen, kriechenden Menschen? Sehen Sie dort — das sind berühmte Missionäre, die uns glauben machen wollten, sie seien frömmer als wir. Dem Teufel sei es gedankt, daß er diese Schweine auch zu sich versammelt hat.“

„O, mein Herr,“ sagte ich, „da hätten Sie nicht nöthig gehabt, bis ins Theater sich zu bemühen, um diese Leutchen zu sehen. Sie zeigen sich zwar nicht gerne auf den Promenaden, weil selbst in der Hölle nichts Erbärmlicheres zu sein pflegt, als ein entlarvter Heuchler; aber im Café de Congrégation wimmelt es von diesen Herren, vom Cardinal bis zum schlichten Pater. Sie können manche heilige Bekanntschaft dort machen.“

„Mein Herr, Sie scheinen bekannt hier,“ erwiderte Mylord. „Sagen Sie doch, wer sind diese ernsten Männer in Uniform nebenan? Sie unterhalten sich lebhaft und doch sehe ich sie nicht lächeln. Sind es Engländer?“

„Verzeihen Sie,“ antwortete ich, „es sind Soldaten und Offiziere von der alten Garde, die sich mit einigen Preußen über den letzten Feldzug besprechen.“

Alle drei schienen erstaunt über dieses Zusammentreffen und wollten mehr fragen, aber der Kapellmeister hob den Stab, und die Trompeten und Pauken der rossinischen Ouvertüre schmetterten in das volle Haus. Es war die herrliche Ouvertüre aus il maestro ladro, die Rossini auf sich selbst gedichtet hat, und das Publikum war entzückt über die schönen Anklänge aus der Musik aller Länder und Zeiten, und Jedes fand seinen Lieblingsmeister, seine Lieblingsarie in dem herrlich componirten Stück. Ich halte auch außer der Gazza ladra den Maestro ladro für sein Bestes, weil er darin seine Tendenz und seine künstlerische Gewandtheit im Componiren ganz ausgesprochen hat. Die Ouvertüre endete mit dem ergreifenden Schluß von Mozarts Don Juan, dem man, zur Vermehrung der Rührung, einen Nachsatz von Pauken, Trommeln und Trompeten angehängt hatte und — der Vorhang flog auf.

Man sah einen Saal der Börsenhalle von London. Aengstlich drängten sich die Juden und Christen durcheinander. In malerischen Gruppen standen Geldmäkler, große und kleine Kaufleute und steigerten die Papiere. Nachdem diese Introduktion einige Zeit lang gedauert hatte, kamen in sonderbaren Sprüngen und Kapriolen zwei Kuriere hereingetanzt. Allgemeine Spannung. Die Depeschen werden in einem pas de deux entsiegelt, die Nachrichten mitgetheilt. In diesem Augenblick erscheint mein erster Solotänzer, das Haus Goldsmith vorstellend, in der Scene. Seine Mienen, seine Haltung drücken Verzweiflung aus; man sieht, seine Fonds sind erschöpft, seine Beutel leer, er muß seine Zahlungen einstellen. Ein Chor von Juden und Christen dringt auf ihn ein, um sich bezahlt zu machen. Er fleht, er bittet, seine Geberdensprache ist bezaubernd — es hilft nichts. Da rafft er sich verzweiflungsvoll auf, er tanzt ein Solo voll Ernst und Majestät; wie ein gefallener König ist er noch im Unglück groß, seine Sprünge reichen zu einer immensen Höhe und mit einem prachtvollen Fuß-

triller fällt das Haus Goldsmith in London. Komisch war es nun anzusehen, wie das Chor der englischen, deutschen und französischen Häuser, vorgestellt von den Herren vom corps de ballet, diesen Fall weiter fortsetzt. Sie wankten künstlich und fielen noch künstlicher, besonders excellirten hiebei einige Berliner Börsenkünstler, die durch ihre ungemeine Kunst einen wahrhaft tragischen Effekt hervorbrachten und allgemeine Sensation im Parterre erregten.

Plötzlich ging die lamentable Börsenmusik in einen Triumphmarsch über; die herrliche Passage aus der Italienerin in Algier: „Heil dem großen Kaimakan" ertönte; ein glänzender Zug von Christensklaven, Goldbarren und Schüsseln mit gemünztem Gold tragend, tanzten aufs Theater. Es war, wie wenn in der Hungersnoth ein Wagen mit Brod in eine ausgehungerte Stadt kommt. Man denkt nicht daran, daß der spekulative Kopf, der das Brod herbeischaffte, nichts als ein gemeiner Wucherer ist, der den Hunger benützt und sein Brod zu ungeheuern Preisen losschlägt; man denkt nicht daran, man verehrt ihn als den Retter, als den schützenden Schild in der Noth. So auch hier. Die gefallenen Häuser richteten sich mit Grazie empor, sie schienen Hoffnung zu schöpfen, sie schienen den Messias der Börse zu erwarten. Er kam. Acht Finanzminister berühmter Könige und Kaiser trugen auf ihren Schultern eine Art von Triumphwagen, der die transparente Inschrift: „Seid umschlungen, Millionen!" trug. Ein Herr mit einer pikanten, morgenländischen Physiognomie, wohlbeleibt, und von etwas schwammigem Ansehen, saß in dem Wagen und stellte den Triumphator vor.

Mit ungemeinem Applaus wurde er begrüßt, als er von den Schultern der Minister herab auf den Boden stieg. Das ist Rothschild! Es lebe Rothschild! schrie man in den ersten Ranglogen und klatschte und rief Brave, daß das Haus zitterte. Es war mein erster Grotesktänzer, der diese schwierige Rolle meisterhaft durchführte; besonders als er mit dem englischen, österreichischen, preußischen und französischen Ministerium einen Cosaque tanzte, übertraf er sich selbst. Rothschild gab in einer komischen Solopartie seinem Reich, der Börse, den Frieden, und der erste Akt der großen Pantomime endigte mit einem brillanten Schlußchor, in welchem er förmlich gekrönt und zu einem allerhöchsten cher cousin gemacht wurde.

Als der Vorhang gefallen war, ließ sich Mylord ziemlich ungnädig über diese Scene aus. „Es war zu erwarten," sagte er, „daß diese Menschen bedeutenden Einfluß auf die Kurse bekommen werden, aber daß auf der Börse von London ein solcher Skandal vorfallen werde im Jahre 1826, das ist unglaublich."

„Mein Herr!" erwiderte der Marquis lachend, „unglaublich finde ich es nicht. Bei den Menschen ist Alles möglich, und warum sollte nicht einer, wenn er auch im Judenquartier zu Frankfurt das Licht der Welt erblickte, durch Combination so weit kommen, daß er Kaiser und Könige in seinen Sack stecken kann."

„Aber England, Alt-England! Ich bitte Sie," rief der Lord schmerzlich. „Ihr Frankreich, Ihr Deutschland hat von jeher nach jeder Pfeife tanzen müssen! Aber, Goddam! das englische Ministerium mit diesem Hephep einen Cosaque tanzen zu sehen, o! es ist schmerzlich!"

„Ja, ja!“ sprach Baron von Garnmacher, des Schneiders Sohn, sehr ruhig. „Es wird und muß so kommen. Freilich, ein bedeutender Unterschied zwischen 1826 und der Zeit des Königs David.“

„Das finde ich nicht,“ antwortete der Marquis, „im Gegentheil, Sie sehen ja, welch' großen Einfluß die Juden auf die Zeit gewinnen!“

„Und dennoch finde ich einen bedeutenden Unterschied,“ erwiderte der Deutsche. „Damals, mein Herr, hatten alle Juden nur einen König, jetzt aber haben alle Könige nur einen Juden.“

„Wenn Sie so wollen, ja. Aber neugierig bin ich doch, was für eine Scene uns der Teufel jetzt geben wird. Ich wollte wetten, Frankreich oder Italien kommt ans Brett.“

„Ich denke Deutschland,“ erwiderte Garnmacher. „Ich wenigstens möchte wohl wissen, wie es im Jahre 1826 oder 1830 in Deutschland sein wird. Als ich die Erde verließ, war die Constellation sonderbar. Es roch in meinem Vaterlande wie in einer Pulverkammer, bevor sie in die Luft fliegt. Die Lunte glühte, und man roch sie aller Orten. Die feinsten diplomatischen Nasen machten sich weit und lang, um diesen geheimnißvollen Duft einzuziehen und zu errathen, woher der Wind komme. Meinen Sie nicht auch, es müsse bedeutende Veränderungen geben?“

„Es wird heißen: auch in diesem Jahr ist es geblieben wie es war,“ antwortete ich dem guten Deutschen. „Um eine Lunte auszulöschen, bedarf es keiner großen Künste. Man wird bleiben, wie man war, man wird höchstens um einige Prozente weiser vom Rathhaus kommen. Sie wollen Ihr Vaterland in die Scene gesetzt sehen, um zu erfahren, wie es Anno 1826 dort aussieht? Armer Herr! da müßte ich ja zuvor noch fragen, was für ein Landsmann Sie sind.“

„Wie verstehen Sie das?“ fragte der Baron unmuthig.

„Nun? Was könnte man Ihnen denn Allgemeines und Nationelles vorspielen, da Sie keine Nation sind? Sind Sie ein Baier, so müßte man Ihnen zeigen, wie man dort noch immer das alte ehrliche Bier, nur nach neuen Recepten braut; sind Sie Württemberger, so könnten Sie erfahren, wie man die Landstände wählt; sind Sie ein Rheinpreuße und drückt Sie der Schuh, so lassen Sie den eigenen Fuß operiren, denn an dem Normalschuh darf nichts geändert werden; sind Sie ein Hesse, so trinken Sie ganz ruhig Ihren Doppelkümmel zum Butterbrod, aber denken Sie nichts, nicht einmal, ob es in der letzten Woche schön war und in der nächsten regnen wird; sind Sie ein Brandenburger, so machen Sie, daß Ihnen die Haare zu Berge stehen und hungern Sie, bis Sie eine schöne Taille bekommen — —“

„Herr, Sie sind des Teufels!“ fuhr der Baron auf, „wollen Sie uns alles Nationalgefühl absprechen? Wollen Sie —“

„Stille! Sie sehen, der Vorhang geht wieder in die Höhe!“ rief der Marquis. „Wie, was sehe ich? Das ist ja das Portal von Notre-Dame! das finde ich sonderbar. Wenn man von Frankreich etwas in die Scene setzen will, warum gibt man uns kein Vaudeville, warum nicht den Kampf der Kammer?“

Die Glocken von Notre-Dame ertönten in feierlichen Klängen, Chorgesang und das Murmeln kirchlicher Gebete näherte sich, und eine lange

Prozession, angeführt von den Missionären, betrat die Bühne. Da sah man königliche Hoheiten und Fürsten mit den Mienen zerknirschter Sünder, den Rosenkranz in der Hand, einherschleichen; da sah man Damen des ersten Ranges, die schönen Augen gen Himmel gerichtet, die à la Madonna gekämmten Haare mit wohlriechender Asche bestreut, die niedlichen Füßchen bloß und baar in dem Staube wandelnd. Das Publikum staunte; man schien seinen Augen nicht zu trauen, wenn man die Herzogin D—s, die Comtesse de M—u, die Fürstin T—n im Costüm einer Büßenden zur Kirche wandeln sah. Doch, als Offiziere der alten Armee, nicht mit Adlern, sondern mit heiligen Fahnen in der Hand, herein wankten, als sogar ein Mann in der reichen Uniform der Marschälle, den Degen an der Seite, die Kerze in der Hand und Gebetbücher unter dem Arm, über die Scene ging, da wandte sich der Marquis ab, die Soldaten der alten Garde an unserer Seite ballten die Fäuste und riefen Verwünschungen aus, und wer weiß, was meinen Acteurs geschehen wäre, hätte man faule Aepfel oder Steine in der Nähe gehabt? Das hohe Portal von Notre-Dame hatte endlich die Prozession aufgenommen, und nur der Schluß ging noch über die Scene. Es war ein Affe, der eine Kerze in der Hand, und unter dem Arm eine Vulgata trug; man hatte ihm einen ungeheuern Rosenkranz als Zaum um den Hals gelegt, an welchem ihn zwei Missionäre wie ein Kalb führten. So oft er aus dem ruhigen Prozessionsschritt in wunderliche Seitensprünge fallen wollte, wurde er mit einer Kapuzinergeißel gezüchtigt und schrie dann, um seine Zuchtmeister zu versöhnen: „Vive le bon Dieu! vive la croix!“ So brachten sie ihn endlich mit großer Mühe zur Kirche. Orgel und Chorgesang erscholl und der Vorhang fiel.

„Haben Sie nun Genugthuung?“ sagte der Marquis zu dem Lord. „Was ist Ihr Skandal auf der Börse gegen diesen kirchlichen Unfug? O mein Frankreich, mein armes Frankreich!“

„Es ist wahr,“ antwortete Mylord sehr ernst, indem er dem Franzosen die Hand drückte, „Sie sind zu beklagen; aber ich glaube nicht an diese tollen Possen. Frankreich kann nicht so tief sinken, um sich so unter den Pantoffel zu begeben. Frankreich, das Land des guten Geschmacks, der fröhlichen Sitten, der feinen Lebensart, Frankreich sollte schon im Jahre 1826 vergessen haben, daß es einst der gesunden Vernunft Tempel erbaute und den Jesuiten die Kutte ausklopfte? Nicht möglich, es ist ein Blendwerk der Hölle!“

„Das möchte doch nicht so sicher sein,“ sagte ich; „das Vaterland des Herrn Marquis gefiel sich von jeher in Contrasten. Wenn einmal der Jesuitismus dort zur Mode wird, möchte ich für nichts stehen.“

„Aber was wollten sie nur mit dem Affen in Notre-Dame?“ fragte der Baron. „Was hat denn dieses Thier zu bedeuten?“

„Das ist, wie ich von der Theaterdirektion vernahm, der Affe Joko, der sonst diese Leute im Theater belustigte. Jetzt ist er wohl auch von den Missionären bekehrt worden, und wenn er, wie man aus seinen Seitensprüngen schließen könnte, ein Protestant ist, so werden sie ihn wohl in der Kirche taufen.“

„Goddam! was Sie sagen? Doch Sie scheinen mit der Theaterdirektion bekannt. Sagen Sie uns, was noch aufgeführt wird. Wenn es

nichts Interessantes ist, so denke ich, gehen wir weiter, denn ich finde diese Pantomimen etwas langweilig."

„Es kommt nur noch ein Akt, der mehr allgemeines Interesse hat," antwortete ich; „es wird nämlich ein diplomatisches Diner aufgeführt, das der Reisefendi den Gesandten hoher Mächte gibt, das Siegesfest der Festung Missolunghi vorstellend. Es werden dabei Ragouts aus Griechenohren, Pastetchen von Philhellenennasen aufgetischt. Das Hauptstück der Tafel macht ein Rostbeef von dem griechischen Patriarchen, den sie lebendig geröstet haben, und zum Beschluß wird ein kleiner Ball gegeben, den ein besternter Staatsmann, so alt er sein mag, mit der schönsten Griechensklavin aus dem Harem seiner muhamedanischen Majestät eröffnet."

„Ei!" rief der Marquis, „was, wollen wir diese Schande der Menschheit sehen? Ihre Londner Börse war lächerlich, die Prozession gemein und dumm, aber diese ekelhafte Erbärmlichkeit, ich kann sie nicht ansehen! Kommt, meine Freunde. Wir wollen lieber noch die Geschichte des Herrn von Garnmacker hören, so langweilig sie ist, als dieses diplomatische Diner betrachten!"

Der Lord und der deutsche Baron willigten ein. Sie standen auf und verließen mein Theater und der Lord sah, als er heraus trat, mit einem derben Fluche zurück und rief: „Wahrlich, es steht schlimm mit der Zukunft von 1826!"

---

# Der Fluch.

## Novelle.

(Fortsetzung.)

Man kann sich denken, daß ich in Rom immer viele Geschäfte habe. Die heilige Stadt hatte immer einen Ueberfluß von Leuten, die in der ersten, zweiten oder dritten Abstufung mein waren.

Man wird sich wundern, daß ich eine Klassifikation der guten Leute (von Anderen Sünder genannt) mache; aber, wer je mit der Erde zu thun hatte, hat den Menschen bald abgelernt, daß nur das Systematische mit Nutzen bei ihnen betrieben werden könne. Es ist dies besonders in Städten, wie Rom, unumgänglich nothwendig; wo so vielerlei Nüancen guter Leute vom

rothen Hut bis auf die Kapuze, vom Fürsten, der die Macht hat, Orden zu verleihen, bis auf den Armen, dem solche um dreißig Thaler angeboten werden, sich vorfinden, da muß man Klassen haben. Ich werde in der Bibel und von den heutigen Philosophen als das regirende Prinzip vorgestellt, daher theilte ich meine guten Leute ein, in: Erste Klasse, mit dem Prädikat recht gut, solche, die geradehin verneinen, als da sind: Freigeister, Gotteslängner ꝛc. Zweite Klasse, gut; sie sagen mit einigem Umschweif nein, gelten unter sich für Heiden, bei Vernünftigen für liberale Männer, bei der Menge für fromme Menschen. In dieser Klasse befinden sich viele Türken und Pfaffen. Die dritte Klasse, mit dem Prädikat mittelmäßig, sind jene, die ihr nein nur durch ein Kopfschütteln andeuten. Es sind jene, die sich selbst für eine Art von Gott halten, mögen sie nun Ablaß verkaufen, oder als evangelisch-mystisch-pietistische Seelen einen Separatfrieden mit dem Himmel abschließen; der letzteren gibt es übrigens in Rom wenige.

Es läßt sich annehmen, daß das Innere dieses Systems, die verschiedenen Uebergänge der Klassen, beinahe mit jedem Jahr sich ändern. Geld, Sitten, der Zeitgeist üben hier einen großen Einfluß aus, und machen beinahe alle zwei Jahre eine Reise an Ort und Stelle nothwendig.

Als ich vor einiger Zeit auf einer solchen Visitationsreise in Rom verweilte, war ich Zeuge folgender Scenen, die ich aufzuzeichnen nicht unterlassen will, weil sie vielleicht für manchen Leser meiner Memoiren von Interesse sein möchten.

Ich ging eines Morgens unter den Säulengängen der Peterskirche spazieren, dachte nach über mein System und die Veränderungen, die ihm durch die Missionäre in Frankreich und das Ueberhandnehmen der Jesuiten drohten, da stieß mir ein Gesicht auf, das schon in irgend einer interessanten Beziehung zu mir gestanden sein mußte. Ich stand stille, ich betrachtete ihn von der Seite. Es war ein schlanker, schöner junger Mann; seine Züge trugen die Spuren von stillem Gram; dem Auge, der Form des Gesichtes nach war er kein Italiener, — ein Deutscher, und jetzt fiel mir mit einem Male bei, daß ich ihn vor wenigen Monaten in Berlin im Salon jener Dame gesehen hatte, die mir und dem ewigen Juden einen ästhetischen Thee zu trinken gegeben hatte. Es war jener junge Mann, dessen anziehende Unterhaltung, dessen angenehme Persönlichkeit mir damals ein so großes Interesse eingeflößt hatte. Er war es, der uns damals ein Abenteuer aus seinem Leben erzählt hatte, das ich für würdig fand, bei der Beschreibung jenes Abends mit aufzuzeichnen.

Ob ihn wohl die Liebe zu jener jungen Dame noch einmal in die heilige Stadt gezogen hatte? Ob ihm, wie mir, der düstere Himmel seines Landes und die süße Langeweile der ästhetischen Thees im Hause seiner Tante so drückend wurde, daß er sich unter eine südlichere Zone flüchtete? Ich beschloß, seine Bekanntschaft zu erneuern, um über jenes interessante Begegniß, dessen Erzählung der Jude unterbrochen, um über ihn selbst, über seine Schicksale etwas Näheres zu vernehmen. Er stand an einer Säule des Portals, den Blick fest auf die Thüre gerichtet; fromme Seelen, schöne Frauen, junge Mädchen strömten aus und ein. Ich sah, er blieb gleichgültig, wenigstens schien ihn keine dieser Gestalten zu interessiren. End-

lich erscheint ein kleiner Florentiner Strohhut in der Thüre; war es die Form dieses Hutes, waren es die weißen, wallenden Federn, war es die einfache Rose, aus welcher dieser Busch hervorwallte, was dem jungen Manne so reizend, so bekannt dünkte? Noch konnte man weder Gestalt noch Gesicht der Dame sehen, aber seine Augen glänzten, ein Lächeln der erfüllten Hoffnung flog um seinen Mund, seine Wangen rötheten sich, er richtete sich höher auf und schaute unverwandt den Säulengang hin. Noch verdeckten zwei Pfaffen mit ihrer Kapuze die Nahende, jetzt bogen sie rechts ein, und ich sah ein holdes, süßes Wesen heranschweben.

Wer, wie ich, erhaben über jede Leidenschaft, die den Sterblichen auf der Erde quält, die Dinge betrachtet, wie sie sind, nicht wie sie Euch Liebe oder Haß, oder Eure tausend Vorurtheile schildern, dem ist eine solche seltene Erscheinung ein Fest, denn es ist etwas Neues, Originelles. Ich gedachte unwillkürlich jener Worte des jungen Mannes, wie er uns den Eindruck beschrieb, den der Anblick jener Dame zum ersten Mal auf ihn machte, mit welchem Entzücken er uns ihr Auge beschrieb; — ich war keinen Augenblick im Zweifel, daß diese liebliche Erscheinung, die auf uns zukam, und jene räthselhafte Dame eine und dieselbe sei.

Ein glühendes Roth hatte die Züge des Jünglings übergessen. Er hatte den Hut gezogen; es war, als schwebte ihm ein Morgengruß oder eine freundliche Rede auf den Lippen, und überrascht von der stillen Größe des Mädchens sei er verstummt. Auch sie erröthete, sie schlug die Augen auf, als er sich verbeugte, sie warf einen fragenden Blick auf ihn, hielt einen kurzen Moment ihre Schritte an, als erwarte sie, von ihm angeredet zu werden; er schwieg, sie eilte bewegt weiter.

Der junge Mann sah ihr mit trüben Blicken nach; dann folgte er langsamen Schrittes; oft blieb er, wie in Gedanken verloren, stehen. Ich ging ihm einige Straßen nach, er trat endlich in ein Kaffeehaus, wo sich die deutschen Künstler zu versammeln pflegen. Hatte schon früher dieser Mensch und seine Erzählung meine Theilnahme erregt, so war ich jetzt, da ich Zeuge eines flüchtigen, aber so bedeutungsvollen Zusammentreffens gewesen war, um so neugieriger, zu erfahren, in welchem Verhältniß der Berliner zu dieser Dame stehe; daß es kein glückliches Verhältniß, kein gewöhnliches Liebesverständniß war, glaubte ich in ihren Mienen, in ihrem sonderbaren Benehmen gelesen zu haben.

Man wird sich erinnern, daß ich als hoffnungsvoller Zögling des ewigen Juden, als Herr von Stobelberg die Bekanntschaft dieses Mannes machte. Daher trat ich in dieser Rolle in das Kaffeehaus. Der junge Herr saß in einem Fenster und las in einem Brief. Ich wartete eine Weile, ob er wohl bald ausgelesen haben werde, um ihn dann anzureden, aber er las immer. Ich trat von der Seite hinter ihn, um nach dem Schluß dieses riesengroßen Briefes zu blicken, — es waren wenige Zeilen von einer Frauenhand, die er, wie es schien, gedankenlos anstarrte.

„Habe ich die Ehre, Herrn von S. vor mir zu sehen?“ fragte ich in deutscher Sprache, indem ich vor ihn trat.

„Der bin ich,“ antwortete er, indem er den düsteren Blick von dem Brief auf mich schlug, und mein Compliment durch ein leichtes Neigen des Hauptes erwiderte.

„Sie scheinen mich nicht mehr zu kennen, und doch war ich so glücklich, einmal einen Abend im Hause Ihrer Tante in Berlin zu genießen, den vorzüglich Ihre Unterhaltung, Ihre interessanten Mittheilungen mir unvergeßlich machen."

„Im Hause meiner Tante?" fragte er, aufmerksamer werdend. „Wie, war es nicht ein höchst ennuyanter Thee? Waren nicht einige männliche Weiber und einige zartweibliche Herren zugegen? Ich erinnere mich, ich müßte etwas erzählen. Doch Ihr Name, mein Lieber, ist mir leider entfallen."

„Baron von Stobelberg; ich reiste damals mit —"

„Ah — mit einem ganz sonderbaren Kauz von Hofmeister; jetzt erinnere ich mich ganz; er war so unglücklich, allen Damen, ohne es zu wollen, Sottisen zu sagen und überschnappte endlich, nämlich mit dem Stuhl?"

„So ist's; wollten Sie erlauben, meinen Kaffee hier zu trinken? Ich bin noch so fremd hier, ich kenne keine Seele. Sie sind wohl schon lange hier bekannt?"

Ein melancholisches Lächeln zog um seinen Mund. „O ja, bin schon lange hier bekannt," antwortete er düster. „Ich war früher in Geschäften hier, jetzt zu — meiner Erholung."

„Sie erinnern mich da auf einmal wieder an den Abend bei Ihrer Tante, mein Hofmeister brachte mich damals um einen köstlichen Genuß. Sie erzählten uns ein kleines Abenteuer, das Sie mit einer Deutschen in Rom gehabt. Ihre Erzählung war auf dem Punkte, eine Wendung zu nehmen, die uns über Vieles, namentlich über Ihre sonderbare Verwechslung mit einem Ebenbilde aufgeklärt hätte, da zerstörte mein Mentor durch seinen Fall meine schöne Hoffnung; ich war genöthigt, mit ihm den Salon zu verlassen, und plage mich seitdem mit allerlei Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, wie es Ihnen möchte ergangen sein, ob Sie sich mit ihrem Ebenbilde geschlagen haben, ob Sie auch ferner der schönen Louise sich nahen konnten, ob nicht endlich ein Liebesverhältniß zwischen Ihnen entstanden; kurz, ich kann Sie versichern, es peinigte mich Tage lang, die tollsten Conjecturen erfand ich, aber nie wollten sie passen."

Der junge Mann war während meiner Reden nachdenklich geworden; es schien etwas darin zu liegen, das ihm nicht ganz recht war; vielleicht ahnete er meine unbezwingliche Neugierde nach seinem Abenteuer, er blickte mich scharf an, aber er wich in seiner Antwort aus.

„Ich erinnere mich," sagte er, „daß wir damals alle bedauerten, Ihre Gesellschaft entbehren zu müssen. Sie waren uns allen werth geworden, und die Damen behaupteten, Sie haben etwas Eigenes, Anziehendes, das man nicht recht bezeichnen könne, Sie haben einen höchst pikanten Charakter. Nun, Sie werden in der Zeit diese Damen entschädigt haben; wann waren Sie das letzte Mal bei meiner Tante?"

Ich sah ihn staunend an. „Ich hatte nie die Ehre, bei Ihrer Tante gesehen zu werden, als an jenem Abend."

Er entgegnete hierauf nichts, sprach vom Papst und dergleichen, kam aber immer wieder darauf zurück, mich durch eine Zwischenfrage nach Berlin ins Haus seiner Tante zu verlocken. „Was wollen Sie nur immer

wieder mit Berlin," fragte ich endlich, „ich war seit jenem Abend nicht mehr dort und reiste in dieser Zeit in Frankreich und England. Sehen Sie einmal in meinen Paß, welch' ungeheure Tour ich in dieser Zeit gemacht habe!"

Er warf einen flüchtigen Blick hinein und erröthete. „Verzeihen Sie, Baron!" rief er, indem er meine Hand ungestüm drückte, „vergeben Sie, ich hielt Sie für einen Spion meiner Tante."

„Ihrer Tante? Für einen Spion; den man Ihnen bis Rom nachschickt?"

„Ach, die Menschen sind zu keiner Thorheit zu gut. Ich halte mich etwa seit zwei Monaten wieder hier auf. Meine Verwandten toben, weil ich meinen Posten im Bureau des Ministers plötzlich und ohne Urlaub verlassen habe; sie bestürmten mich mit Briefen, ich kam nicht; sie wandten sich an die preußische Gesandtschaft hier; sie fand aber nichts Verdächtiges an mir und ließ mich ungestört meinen Weg gehen. Vor einigen Tagen schrieb mir ein Freund, ich solle auf meiner Hut sein, man werde einen Spion in meine Nähe senden, um alle meine Schritte —"

„Ist's möglich? Und warum denn dies alles?"

„Ach, es ist eine dumme Geschichte; eine Anordnung meines verstorbenen Vaters legt mir Pflichten auf, die — ein andermal davon — die ich nicht erfüllen kann. Und Sie, lieber Stobelberg, hielt ich für den Spion. Vergeben Sie mir doch?"

„Unter zwei Bedingungen," erwiderte ich ihm, „einmal, daß Sie mir erlauben, Sie recht oft zu begleiten, und der Spion ihres Spions zu sein. Halten Sie mich nicht für indiskret, es ist wahre Theilnahme für Sie und der Wunsch, Ihnen nützlich zu werden. Sodann — theilen Sie mir, wenn es Ihnen anders möglich ist, den Schluß Ihres Abenteuers mit."

„Den Schluß?" rief er und lachte bitter, „den Schluß? Ich wünschte, es schlösse sich, könnte es auch nur mit meinem Leben schließen. Doch kommen Sie, wir wollen unter jene Arkaden gehen. Die Künstler kommen um diese Zeit hieher, wir könnten nicht ungestört reden, wer weiß, ob man nicht einen von ihnen zu meinem Wächter ersehen hat."

---

Ich folgte Otto von S. — so hieß der junge Mann — unter die Arkaden. Er legte seinen Arm in den meinigen; wir gingen eine Weile schweigend auf und ab; er schien mehr nachdenklich als zerstreut.

„Es ist etwas, was mir Vertrauen zu Ihnen einflößt," hub er lächelnd an: „Ich habe über den Ausspruch jener Damen in Berlin nachgedacht und finde ihn, so komisch als er mir damals vorkam, dennoch bestätigt. Es ist mir, in den paar Viertelstunden, die wir beisammen sind, als seien Sie ein Wesen, das ich längst kannte, als seien Sie schon Jahre lang mein Freund; und doch haben Sie nicht jenes Gutmüthige, Ehrliche, was an den Deutschen sogleich auffällt, was bewirkt, daß man ihnen gerne vertraut; Sie haben für Ihre Jahre viel Beobachtungsgeist in Ihrem Auge, und um Ihren Mund in gewissen Augenblicken einen Zug, der nicht immer das bestätigt, was Sie sagen wollten. Und dennoch fühle ich, daß mir

der Zufall viel geschenkt hat, der Sie in jenes Haus führte, ich fühle auch, daß man Ihnen trauen kann, mein Lieber."

„Ich halte nichts auf Gesichter und habe durch Erfahrung gelernt, daß sie nicht immer der Spiegel der Seele sind. Es freut mich übrigens, wenn etwas an mir ist, das Ihnen Vertrauen einflößt. Es ist vielleicht der rege Wunsch, Ihnen dienen zu können, was Ihnen einiges Vertrauen gibt?"

„Möglich; doch ich bin Ihnen einige Aufschlüsse über mich und mein Abenteuer hier in Rom schuldig. Ich erzählte Ihnen, wie ich mit Louise von Palden bekannt wurde —"

„Erlauben Sie, nein! Diesen Namen höre ich zum ersten Mal. Sie erzählten uns, daß sie eine junge Dame in den Lamentationen der sixtinischen Kapelle kennen lernten, die Ihre ganze Aufmerksamkeit erregte. Sie wurden von ihr mit einem Andern verwechselt, Sie gefielen sich in diesem Quiproquo und versetzten sich unwillkürlich so in die Stelle des Liebhabers, daß Sie das Mädchen sogar liebten —"

„Und wie liebe ich sie!" rief er bewegt.

„Sie suchten die Dame lange vergeblich in Rom, der Zufall führte endlich das schöne Kind im Karneval als Maske an Ihre Seite. Es ist schon dunkel, sie glaubt in Ihnen den Freund zu finden; Sie, lieber Freund, benützen die Gelegenheit noch einmal, diesen Scherz, der Ihnen so angenehm ist, fortzuführen. Sie bringen die Dame auf eine Lüge, um das Pferderennen anzusehen. Da erscheint auf einmal der rechte Liebhaber und Sie — erblicken sich. Bis hieher hörte ich damals. Sie können sich denken, wie begierig ich bin, zu hören, wie es Ihnen erging."

„Ich gestehe," fuhr Herr v. S. fort, „mir selbst fiel die Aehnlichkeit dieses Mannes mit meinen Zügen, meiner Gestalt, selbst meiner Kleidung überraschend auf. Das Letztere hatte wohl die Mode verschuldet, die damals alle junge Welt zwang, sich schwarz zu kleiden. Doch auch für die große Aehnlichkeit unserer Züge, so auffallend sie ist, hat man Beispiele. Sie erinnern sich vielleicht des Falles, der in Frankreich vorkam. Zwei Franzosen trafen in Amerika zusammen. Ihre Aehnlichkeit war so groß, daß man sie gewöhnlich mit einander verwechselte, der eine starb, der andere, ein armer Teufel, wußte sich seine Papiere zu verschaffen, reiste nach Frankreich zurück und lebte mit der Frau des Verstorbenen noch lange Jahre, bis der Betrug an den Tag kam." *

„Der Herr und die Dame schienen nicht weniger überrascht als ich; die letztere errötbete, sie gedachte vielleicht jenes Kusses, und es wurde ihr wohl mit einem Mal klar, daß es schon an jenem Abend nicht ihr Otto gewesen sei, gegen den sie sich so zärtlich bewiesen. Der Herr mit meinen Gesichtszügen fragte mich in etwas barschem Ton in schlechtem Französisch, wie ich dazu komme, diese Komödie zu spielen. Ich nahm, nicht aus Furcht vor seinem rollenden Auge, sondern im Gefühl, ein Unrecht, vielleicht eine

* Die Möglichkeit einer solchen Verwechslung beweist ein Fall, der sich vor einigen Monaten in Ravensburg im Württembergischen zutrug. Zwei Zwillingsbrüder sahen sich täuschend ähnlich. Der eine tödtete einen Mann und floh. Er wußte, daß sein Bruder, der in Bregenz in einem österreichischen Regiment diente, desertirt war. Der Mörder wandte sich dorthin, zeigte sich in der Gegend, ließ sich als Deserteur gefangen nehmen und viermal Spießruthen jagen. Er diente einige Zeit in der Stelle seines Bruders, bis der Betrug durch einen Zufall entdeckt wurde.

Unschicklichkeit wieder gut machen zu müssen, alle Artigkeit, die ich in der Welt gelernt hatte, zusammen, und bat die Dame, mir einen Scherz zu vergeben, zu dem sie mich selbst verleitet habe. „‚Sie selbst?‘“ rief bei diesen Worten jener Mann, und seine Züge verzogen sich immer mehr zum Zorn, „‚Sie selbst? Es ist ein abgekartetes Spiel, ich sehe schon, ich bin der betrogene Theil. Doch ich will nicht stören.‘“ — Er sagte dies vor Wuth zitternd, indem er sich von seinem Platz entfernen wollte. Louise, — o ich habe sie nie so süß, so wundervoll gesehen, wie in jenem Augenblicke — sie schien mit aller Hingebung der Zärtlichkeit an diesem Manne zu hängen; sie ergriff bebend seine Hand, sie rief ihn mit den liebevollsten Tönen; sie betheuerte, sich unschuldig zu wissen, sie rief mich zürnend zum Zeugen auf. Ich war hingerissen von diesem Zauber der Liebe, der sich mir hier zum ersten Mal in seiner ganzen Schönheit darstellte. Es ist etwas Schönes um ein Mädchen, das in sanfter, stiller Liebe ist, es ist etwas Heiliges, möchte ich sagen. Aber der Schmerz inniger Liebe, das Zittern zärtlicher Angst, und diese Thränen in den blauen Augen, dieses Flüstern der süßesten Namen von den feinen Lippen, und diese Röthe der Angst und der Beschämung auf den zarten Wangen, es ist ein Bild, irdischer zwar als jenes, aber von einer hinreißenden Gewalt.“

„Ich kenne das,“ unterbrach ich diese rednerischen Schilderungen des verliebten Berliners, dem die Dame seines Herzens in jeder neuen Form wieder lieblicher schien, „ich kenne das, so was Heiliges, so was Weinendes, Madonnenartiges, Grazienhaftes, Süßes, Bitterschmerzliches, kurz so was Klagendes, Anziehendes, ich kenne das; aber wie war es denn mit dem zornigen Patron, der Euer Wohlgeboren so ähnlich?“

„Er glaubte ihren Versicherungen nicht; war es Eifersucht, war es sein leidenschaftlicher Zorn, den er nicht beneistern konnte, er stieß sie zurück, er drohte, sie nie mehr zu sehen. Das Mädchen setzte sich weinend auf ihren Stuhl. Die tobende Freude der Römer an dem Pferderennen, ihr Jauchzen, ihr Rufen stand in schneidendem Contrast mit dem stillen Schmerz dieses Engels. Ich fühlte inniges Mitleid mit ihr, ich fühlte mich tief verletzt, daß ein Mann eine Dame, ein Liebender die Geliebte so schnöde beleidigen könne. „Mein Herr,“ sagte ich, „das Wort eines Mannes von Ehre kann Sie vielleicht überzeugen, daß die Schuld dieser Scene allein auf mir ruht.“ „‚Eines Mannes von Ehre?‘“ rief er höhnisch lachend; „‚so kann sich jeder Tropf nennen.‘“ Jetzt glaubte ich die Formen der gesellschaftlichen Höflichkeit nicht weiter beobachten zu müssen. Ich gab ihm ein wohlbekanntes Zeichen, flüsterte ihm meinen Namen, die Nummer meines Hauses und die Straße zu, in welcher ich wohnte, und verließ ihn.

„Es waren widerstreitende Gefühle, die in meiner Brust erwachten, als ich zu Haus über diesen Vorfall nachdachte. Ich mußte mir gestehen, daß ich unbesonnen, thöricht gehandelt hatte, die Rolle eines Andern bei diesem Mädchen zu übernehmen. Es ist wahr, der Zufall war so überraschend, die Gelegenheit so lockend, ihre Erscheinung so reizend, so anziehend, daß wohl Keiner der Versuchung widerstanden hätte. Aber mußte mich nicht schon der Gedanke zurückschrecken, daß es ihr bei dem Geliebten schaden könnte, traf er uns beide zusammen? In welch' ungünstigem Lichte mußte ich, mußte auch sie ihm erscheinen!

„Und doch — wo ist der Mensch, der nicht in einem solchen Falle sich vor sich selbst zu entschuldigen wüßte? Ich fühlte, daß ich dieses unbekannte, reizende Wesen liebe, und wie leicht entschuldigt Liebe? Und weil ich sie liebte, haßte ich den begünstigten Mann. Er war ein Barbar in meinen Augen; wie konnte er die Geliebte so grausam behandeln? Wie durfte er, wenn er sie wahrhaft liebte, an ihrer Tugend zweifeln, und wer, der jemals in dieses treue, seelenvolle Auge gesehen, wer konnte an der Reinheit dieses Engels zweifeln?

„Am Morgen nach dieser Begebenheit bekam ich einen italienischen, schlechtgeschriebenen Brief, er enthielt die Bitte einer Signora Maria Campoco, dem Ueberbringer des Briefes in ihr Haus zu folgen, wo sie mir etwas Wichtiges zu sagen habe. Ich kannte keine Dame dieses Namens, ich fragte den Diener nach der Straße, er nannte mir eine, von welcher ich nie gehört hatte. Eine Ahnung sagte mir übrigens, dieser Brief könnte mit meinem Abenteuer von gestern zusammenhängen; ich entschloß mich, zu folgen. Der Diener führte mich durch viele Straßen in eine Gegend der Stadt, die mir völlig unbekannt war. Er beugte endlich in eine kleine Seitenstraße; ein Brunnen, eine Madonna von Stein fiel mir ins Auge, es war kein Zweifel, ich befand mich an dem Haus, wohin ich Louisen aus den Lamentationen begleitet hatte.

„Es war ein kleines, unscheinbares Haus, dessen Thüre der Diener aufschloß; über einen finstern Gang, eine noch dunklere Treppe brachte er mich in ein Zimmer, dessen Eleganz nicht mit dem übrigen Ansehen des Hauses übereinstimmte. Nachdem ich eine Weile gewartet hatte, erscholl das Klaffen vieler Hunde, die Thüre öffnete sich — aber nicht meine Schöne, sondern eine kleine, wohlbeleibte, ältliche Frau trat, umgeben von einer Schaar kleiner Hunde, ins Zimmer.

„Es dauerte ziemlich lange, bis Tasso, Arioste, Dante, Alfieri und wie die Kläffer alle hießen, über den Anblick eines fremden Mannes beruhigt waren und die kleine Dame endlich zum Wort kommen konnte. Sie sagte mir sehr höflich, sie habe mich rufen lassen, um wegen einer Angelegenheit ihrer Nichte, Louise von Palden, mit mir zu sprechen. Das Verlangen, das schöne Kind wiederzusehen, mich bei ihr selbst zu entschuldigen, gab mir eine Nothlüge ein: ich fragte sie in so miserablem Italienisch als mir nur möglich war, ob sie Französisch oder Deutsch verstehe. Sie verneinte es, ich zuckte die Achseln und gab ihr mehr durch Zeichen als Worte zu verstehen, daß ich der italienischen Sprache durchaus nicht mächtig sei. Sie besann sich eine Weile, sagte dann, ich könnte in ihrer Gegenwart mit ihrer Nichte sprechen, und entfernte sich.

„Wie schlug mein Herz von Erwartung, von Liebe bewegt! Wie beschämt fühlte ich mich, in ihren Augen als ein Nichtswürdiger zu scheinen, der ihren Irrthum auf so indiskrete Art benützte! Die hündische Leibwache der Signora verkündete, daß sie nahe. Ich fühlte seit langer Zeit zum ersten Male eine Verlegenheit, ein Beben; ich fühlte, wie ich erröthete, jene Sicherheit des Benehmens, die mich Jahre lang begleitet hatte, wollte mich in diesem Augenblick verlassen.

„Sie kam, sie dünkte mir in dem einfachen, reizenden Négligé lieblicher als je, und ihre Verwirrung, als sie mich sah, der Unmuth, den

ich in ihrem Auge zu lesen glaubte, vermochte ihre Anmuth nicht zu schwächen. „‚Mein Herr! es ist eine sonderbare Begebenheit, die Sie in dieses Haus führt,‘“ sprach sie mit jenen klangvollen Tönen, die ich so gerne hörte; „‚Sie müssen selbst gestehen,‘“ setzte sie hinzu, aber sei es, daß die Erinnerung an jenen Abend sie zu unangenehm berührte, sei es, daß sie einem meiner Blicke begegnete, die vielleicht mehr als Ehrfurcht ausdrückten, sie schlug die Augen nieder, errötbete aufs Neue und schwieg.

„Ich faßte mich, ich suchte mich zu entschuldigen so gut es ging; ich erzählte ihr, wie ich sie hülflos und in Ohnmacht in der Kirche gefunden, wie ich ihren Irrthum nicht habe berichtigen können, aus Furcht, sie möchte meine Begleitung ablehnen, die ihr in ihrem damaligen Zustande so nothwendig war. Meine zweite Unbesonnenheit schob ich auf die Maskenfreiheit des Karnevals, ich suchte einen Scherz daraus zu machen, ich behauptete, es sei an diesem Abend erlaubt, jede Maske vorzunehmen, und so habe ich die ihres Freundes vorgenommen. Ich glaubte, sagte ich, in diesen Scherz um so eher eingehen zu dürfen, da wir Landsleute sind, und die Deutschen in Rom als Kinder einer Heimath, nur eine große Familie sein sollten.

„Eine gefährliche Verwandtschaft!“ unterbrach ich den jungen Berliner, indem ich mich im Stillen über seine jesuitische Logik freute. „Wie? brachte die Dame nicht das **Corpus juris** und den — — — — — gegen Sie in Anwendung? In Schwaben möchte zur Noth ein solches Verwandtschaftssystem gelten, oder bei den Juden, welche Herren und Knechte, Norden und Süden „unsere Leute‘“ nennen; aber Deutschland? bedenken Sie, daß es in zweiundreißig Staaten getheilt ist, wo ist da ein Verwandtschaftsband möglich? Wenn sie sich im Himmel oder in der Hölle treffen, so heißen sie nur Oesterreicher, Preußen, Hechinger und fürstlich reußische Landeskinder!“

„Louise mochte auch so denken,“ fuhr er fort. „Doch nöthigte ihr meine Deduktion ein Lächeln ab; es schien ihr angenehm, über diese Punkte so leicht weggehen zu können. Sie klagte sich selbst an, diesen Irrthum veranlaßt zu haben, sie vergab, sie erlaubte mir, ihre schöne Hand zu küssen. Doch ihre Blicke wurden wieder düster. Sie sagte, wie sie nur zu deutlich bemerkt habe, daß ich tief beleidigt weggegangen sei, daß dieser Streit noch eine gefährlichere Folge haben könne. Ihr Auge füllte sich mit Thränen, als sie dies sagte. Sie beschwor mich, ihrem Freund zu vergeben, sie suchte ihn zu entschuldigen, ihn, der sie selbst so tief beleidigt hatte; sie sprach mit so zärtlicher Wärme für den Mann, der so ganz vergessen hatte, daß die wahre Liebe glauben und vertrauen müsse, der so niedrig war, dieser reinen Seele gegenüber gemeine Eifersucht zu zeigen. Ich wäre glücklich, selig gewesen, hätte dieses Mädchen so von mir gesprochen!

„Ich fragte sie, ob sie in seinem Auftrag mir dies sage? Sie war betreten, sie antwortete, daß sie gewiß wisse, daß es ihm leid sei, mir jene Worte gesagt zu haben; ich versprach, wenn er mir dies selbst sagen werde, nicht mehr an die Sache zu denken. Wie heiter war sie jetzt, sie scherzte über ihren Irrthum, sie verglich meine Züge mit denen ihres Freundes, sie glaubte große Aehnlichkeit zu finden, und doch schien es ihr unbegreiflich, wie sie nicht an meinen Augen, meiner Stimme, an meinem ganzen

Wesen ihren Mißgriff erkannt habe. Sie rief ihrer Tante zu, daß sie ihren Zweck vollkommen erreicht habe.

„Signora Campoco, die während der ganzen Scene am Fenster gesessen und bald die Leute auf der Straße, bald ihre Hündchen, bald uns betrachtet hatte, kam freundlich zu mir, dankte für meine Gefälligkeit, ihr Haus besucht zu haben, und bemerkte, sie hätte nie geglaubt, daß unsere barbarische Sprache so wohltönend gesprochen werden könne. Sie sehen, ich hatte jetzt nichts mehr in diesem Hause zu thun; so gerne ich noch ein Stündchen mit Fräulein von Palden geplaudert hätte, so neugierig ich war, ihre Verhältnisse in Deutschland und ihre Lage in Rom zu erfahren, — der Anstand forderte, daß ich Abschied nahm, mit dem unglücklichen Gefühle Abschied nahm, diese Schwelle nie mehr betreten zu können. Signora, sie hätte sich vielleicht gekreuzt, hätte sie gewußt, daß ein Ketzer vor ihr stehe, Signora empfahl mich der Gnade der heiligen Jungfrau und Louise reichte mir traulich die Hand zum Scheiden. Ich fragte sie noch, wie der Herr heiße, mit welchem ich das Glück gehabt habe, verwechselt zu werden. Sie erröthete und sagte: „Er will zwar hier nicht gekannt sein und so zurückgezogen als möglich leben, doch warum sollte ich Ihnen seinen Namen verhehlen? Ich möchte so gerne, daß sie Freunde würden. Er heißt — — — — und wohnt — — — —"

„So „etwas breit nach Art der lieben Jugend" hatte mir der junge Mann den weiteren Verlauf seines Abenteuers erzählt; ich hörte ihm gerne zu, obgleich nichts peinlicher für mich ist, als eine lamentable Liebesgeschichte recht lang und gehörig breit erzählen zu hören; aber interessant war mir dabei die Art, wie er mir erzählte. Sein ausdrucksvolles Auge schien die Gluth seiner Gefühle wiederzustrahlen, seine Züge nahmen den Charakter düsterer Wehmuth an, wenn er sich unglücklich fühlte, und ein angenehmes Lächeln erheiterte sie, wenn er mir die Reize der jungen Dame zu beschreiben suchte. Plötzlich, als er mir eben erzählte, wie er das Haus der Signora verlassen habe, drückte er meinen Arm fester und brach in einen kleinen Fluch aus. „So muß der Teufel diesen Pfaffen doch überall haben!" rief er und wandte sich unmuthig um. Ich war erstaunt, welchen Pfaffen sollte ich denn überall haben? Ich fragte ihn, was ihn so aufbringen könne.

„Sehen Sie nicht hin, sonst müssen wir grüßen," gab er mir zur Antwort, „ich kann ihn nicht ansehen, den Jesuiten."

Ich stellte mich, als befolge ich treulich seinen Befehl, doch konnte ich nicht umhin, einen Seitenblick in die Straße zu werfen, und sah wirklich ein höchst ergötzliches Schauspiel. Die Straße herauf kam ein hoher Prälat der Kirche, der Kardinal Rocco, ein Mann, der schon längst als einer der zweiten Klasse mit dem Prädikat gut auf meinen Tafeln verzeichnet ist. Eine große, majestätische Gestalt voll stolzer Würde; sein weißes Haar, von einem einfachen, rothen Käppchen bedeckt, stach sonderbar ab gegen ein Gesicht, das man eigentlich reich nennen konnte. Gewölbte Brauen, große Augen, eine Adlernase, die Unterlippe etwas übermüthig gezogen, das Kinn und die Wangen voll und kräftig. Ueber das rollende Untergewand trug er einen Talar, dessen eines Ende er in malerischen Falten über den Arm gelegt hatte, das andere Ende hielt in einiger Entfernung hinter ihm herschleichend sein Diener, ebenfalls ein Mönch, ein dürres bleiches Geschöpf,

dessen tückische Augen nach allen Seiten spähten, ob Seine Eminenz von den Gläubigen ehrfurchtsvoll, wie es sich gebührt, begrüßt werden.

Der Gang des Kardinals war der Gang eines Siegers und eine solche Erscheinung in diesen Straßen erinnerte nur zu leicht an die Senatoren der „ewigen Stadt."

„Sehen Sie, wie er hingeht, dieser Pharisäer," flüsterte der junge Mann mit den Zähnen knirschend. „Sehen Sie, wie der Pöbel sich zum Handkuß drängt, mit welcher Würde, mit welcher Grazie er seinen Segen

ertheilt. Theaterpossen! Wenn diese Leute wüßten, was ich von ihm weiß, sie würden diesem Pharisäer, diesem Verfälscher des Gesetzes die Insignien seiner Würde vom Leibe reißen, oder sie wären werth, von einem Türken beherrscht zu werden."

„Was bringt Sie so auf, verehrter Freund? Wer ist dieser Ehrenmann? Was hat er Ihnen zu leid gethan? Hängt er mit Ihren Abenteuern zusammen?" Ich mußte lange fragen, bis er mich hörte, denn er schaute mit durchbohrenden Blicken der Eminenz nach und murmelte Verwünschungen wie ein Zauberer.

„Ob ich ihn kenne? ob er mir etwas zu leid gethan? O! dieser Mensch hat ein Leben vergiftet, ein Herz zu Boden getreten, das — doch Sie werden mehr von ihm hören; es ist der Kardinal Rocco, der Satan ist nicht schwärzer als er; mit seinem rothen Hut deckt er alle Sünden zu, aber trotz dem, daß er geweiht ist, wird ihn dennoch der Teufel holen!"

Da hat es gute Wege, dachte ich; Nro. 2, gute Sorte! Doch was konnte dieser Berliner gegen Rocco haben? Unmöglich konnte ich glauben, daß sein Protestantismus so tief gehe, daß er jeden, der violette Strümpfe

trug, in die Hölle wünschen müßte. Er hatte sich wieder gesammelt. Vergeben Sie diese Hitze, Sie werden mir einst Recht geben, so zu urtheilen, wenn ich Sie erst mit dem Treiben dieses Menschen bekannt mache. Doch jetzt noch Einiges zum Verständniß meines Abenteuers. Die Geschichte mit — war bald abgethan. Er schickte einen Franzosen zu mir, der mir erklärte, daß jener sich in mir geirrt habe und um Verzeihung bitte. Durch ihn erfuhr ich auch, daß Louisens Geliebter früher Offizier, und zwar in ....schen Diensten, gewesen sei.

„Um diese Zeit kam die Schwester des sächsischen Gesandten nach Rom, sich einige Zeit mit ihrer Familie bei ihrem Bruder aufzuhalten. Ich war am ersten Abend ihres Aufenthalts zufällig zugegen, und — stellen Sie sich einmal mein Erstaunen vor, als ich hörte, wie sie eine andere Dame fragte, ob nicht ein Fräulein von Palden hier lebe? Ich wandte mich unwillkürlich ab, um nicht dem ganzen Kreise mein Erröthen, mein Entzücken zu zeigen; es war mir etwas so Neues, so Schönes, Louisens Namen aus einem fremden Munde zu hören. Jedoch keine der anwesenden Damen wollte von ihr wissen, und ich fühlte mich nicht berufen, unaufgefordert mein Geheimniß mitzutheilen.

„Deutsche, besonders Frauen, pflegen immer großen Antheil an Landsleuten zu nehmen, es konnte daher nicht anders sein, als daß man seine Verwunderung laut darüber aussprach, daß ein deutsches Fräulein in Rom lebe, die auch nicht einem von allen bekannt sein sollte. Wer ist sie? Ist sie schön? Wie kommt sie nach Rom? fragte man einstimmig, und wie lauschte ich, wie pochte mein Herz, endlich über das interessante Wesen etwas zu hören.

„Sie erzählte, wie sie in ....th Louisen kennen gelernt, die damals durch ihr schönes Aeußere, durch ihre Liebenswürdigkeit, ihren Verstand die ganze Stadt beschäftigt, ihre näheren Bekannten bezaubert habe. Um so auffallender sei auf einmal ein Liebeshandel gewesen, der sich zwischen einem Offizier, einem bürgerlichen Subjekt und der Tochter des Geheimeraths v. Palden entspann. Dieser Mensch habe außer seiner schönen Figur und einem blühenden Gesicht keine Vorzüge, nicht einmal gute Sitten gehabt. Dem Vater sei diese Geschichte zu ernstlich geworden, er habe den Offizier zu einem Regiment zu versetzen gewußt, das mit einem Theil der französischen Armee nach Spanien bestimmt war. Man habe sich in ....th allgemein gefreut über die Art, wie sich Fräulein Palden in diese Wendung fügte; doch bald erfuhr man, daß die Verbindung mit dem Offizier nichts weniger als abgebrochen sei, sondern durch Armeekuriere und dergleichen Briefe gewechselt werden. Es vergingen so beinahe zwei Jahre. Die Armee kehrte zurück, doch nicht mit ihr jener Offizier. Man sagte in Gesellschaften und in Louisens Nähe, er sei wegen einer Ehrensache aus dem Dienst getreten. Seine Kameraden schwiegen hartnäckig hierüber, doch gab es einige Stimmen im Publikum, die von einer vortheilhaften Heirath, andere, die von einer Entführung oder von beiden sprachen, kurz, man bemerkte, daß Herr ..., so hieß der Offizier, seiner Dame ungetreu geworden sei. Um diese Zeit starb der alte Herr von Palden. Seine erste Frau war eine Römerin, das Fräulein entschloß sich auf einmal zu großer Verwunderung der Stadt ....th, zu ihren Verwandten nach Rom zu ziehen.

„So viel wußte die Schwester des Gesandten von Louisen. Es war mir genug, um ihr Verhältniß zu ..... ganz in der Ordnung zu finden; nur war es mir unbegreiflich, was ihn bewogen haben könnte, nach Rom zu gehen; oder kam er erst nach ihr hieher? Und warum heirathen sie sich nicht, da doch ihre Hand jetzt frei und von Niemand abhängig ist?

„Ich quälte mich mit diesen Gedanken. Ich hätte so gerne mehr und immer mehr von dem holden Kind erfahren; ich fühlte lebhaft den Wunsch, sie wieder zu sehen, zu sprechen; ich wollte ja nicht geliebt werden, nur sehen, nur lieben wollte ich sie. Da fiel mir bei, wie ich dies so leicht möglich machen könnte. Ich durfte ja nur der Schwester des Gesandten sagen, wo sich Louise aufhalte, und dann konnte ich gewiß sein, sie schon in den nächsten Tagen im Hôtel des Gesandten zu sehen. Ich that dies, und mein Wunsch wurde erfüllt."

Ein Bekannter des Herrn von S. gesellte sich hier zu uns und unterbrach zu meinem großen Aerger die Erzählung. Ich machte noch einige Gänge mit ihnen unter den Arkaden; als ich aber sah, daß der Bekannte sich nicht entfernen wolle, fragte ich den Berliner nach seiner Wohnung und ging mit dem Vorsatz, ihn am nächsten Morgen zu besuchen. Ich muß gestehen, ich fing an, die Geschichte des jungen Mannes weniger anziehend zu finden, weil sie mir in eine gewöhnliche Liebesgeschichte auszuarten schien. Doch zwei Umstände waren es, die mir von Neuem wieder Interesse einflößten und mich bestimmten, seine Abenteuer zu hören. Ich erinnerte mich nämlich, wie überraschend sein Anblick, sein ganzes Wesen in Berlin auf mich gewirkt hatte. Es war nicht der gewöhnliche Kummer der Liebe, wie er sich bei jedem Amoroso vom Mühlendamm ausspricht; es war ein Gram, ein tieferes Leiden, das mir um so anziehender dünkte, als es nur ganz unmerklich und leise durch jene Hülle schimmerte, womit die gesellschaftlichen Formen die weinende Seele umgeben. Er schien ein Unglück zu kennen, zu theilen, das ihn unausgesetzt beschäftigte, zu welchem ihn die Erinnerung sogar mitten in einem ästhetischen Thee zurückführte.

Das Zweite, das mich zu dem jungen Mann und seinem Abenteuer zog, war die Scene, die ich Morgens vor der Peterskirche beobachtet hatte. Ich hatte dort bemerkt, daß er sie mit Sehnsucht erwarte; sie war gekommen, aber es schien kein fröhliches Zusammentreffen. Sie schien ihn etwas mit ihren Blicken zu fragen, das er nicht beantworten, sie schien etwas zu verlangen, was er nicht erfüllen konnte; wie schwer mußte es ihm werden, in der Ferne zu stehen und dem holden Mädchen durch keine Silbe zu antworten! Er ließ sie gehen, wie sie gekommen, aber dann sandte er ihr Blicke voll zärtlicher Liebe nach. Warum sagte er ihr nicht auf der Stelle, wie er sie liebe? Welche Gewalt mußte sie über ihn ausüben, um ihn in diese engen Schranken einer beinahe blöden Bescheidenheit zurückzuweisen? Wie viel es sie koste, sah ich an ihrem Auge, in welchem eine Thräne perlte, als sie weiter ging.

Diese Fragen drängten sich mir auf, als ich über den jungen Mann und die räthselhafte Dame nachdachte. Wo nicht ein blindes Fatum waltet, und ein Uhrwerk die Gedanken der Sterblichen treibt, da lernt keiner aus,

sei er Gott oder Teufel. Wohl sagt der Mensch, der kleinlich nur auf die Resultate seiner Geschichte sieht: „Es wiederholt sich alles im Leben;“ aber wie es sich wiederhole, wie der endliche Geist in seiner kurzen Spanne Zeit wächst und ringt und strebt, und gegen die alte Nothwendigkeit ankämpft, das ist ein Schauspiel, das sich täglich mit ewig neuem Reize wiederholt; und das Auge, das von Weltintriguen gesättigt, vom Anschauen der Kämpfe großer Massen ermüdet ist, senkt sich gerne abwärts zum kleineren Treiben des Einzelnen. Drum möge es keinem jener verehrlichen Leute, für die ich meine Memoiren niederschreibe, kleinlich dünken, daß ich in Rom, wo so unendlich viel Stoff zur Intrigue, ein so großer Raum zu einem diabolischen Festtagsspiel ist, mit einer Liebeshistorie mich befasse. —

Am Abend dieses Tages fuhr ich mit einigen griechischen Kaufleuten auf der Tiber. Wir hatten eine der größeren Barken bestiegen, und die freien Sitze des Vordertheils eingenommen, weil das Zelt in der Mitte, wie uns die Schiffer sagten, schon besetzt war. Der Abend war schwül und wirkte selbst mitten im Fluß so drückend und ermattend auf diese Menschen, daß unser Gespräch nach und nach verstummte. Ich vernahm jetzt ein halblautes Reden und Streiten im Innern des Zeltes; ich setzte mich ganz nahe hin und lauschte. Es waren zwei Männer und eine Frau, so viel ich aus ihren Stimmen schließen konnte. Sie sprachen aber etwas verwirrt und gebrochen; der eine hatte gutes, wohltönendes Italienisch, er sprach langsam und mit vieler Salbung. Die Dame mischte unter sechs italienische Worte immer zwei spanische und ein französisches; der andere Mann, der wenig, aber schnell und mit Leidenschaft sprach, hatte jene murmelnde, undeutliche Aussprache, an welcher man in Italien sogleich den Deutschen oder Engländer erkennt.

Ein kleiner Riß in der Gardine des Zeltes ließ mich die kleine Gesellschaft überschauen; und, o Wunder! jene salbungsvolle Rede entströmte dem Kardinal Rocco! Ihm gegenüber saß eine Dame, schon über die erste Blüthe hinaus, aber noch immer schön zu nennen. Ihre beweglichen, schwarzen Augen, ihre vollen Lippen, ihr etwas nachlässiges Costüm, dessen Schuld der schwüle Abend tragen mußte, zeigten, daß sie mit den ersten Dreißig die Lust zum Leben noch nicht verloren habe. An ihrer Seite glaubte ich auf den ersten flüchtigen Anblick Otto von S. zu erkennen. Doch die Züge des Mannes im Zelte waren düsterer, sein Auge blickte nicht so offen und frei, wie das des Berliners, — ich war keinen Augenblick im Zweifel, es mußte sein Doppelgänger sein. Aber wie, die Dame war nicht Louise von Palden; durfte dieser Mann so traulich neben einer andern sitzen, ohne dieselbe Schuld wirklich zu tragen, die er der Geliebten aufbürden wollte?

„Gilt Dir denn meine Liebe, meine Zärtlichkeit gar nichts?“ hörte ich die Dame sagen, „nichts meine Aufopferung, nichts meine Leiden, nichts meine Schande, der ich mich um Deinetwillen aussetzte? Ein Wort, ein einziges Wort kann uns glücklich machen. Du sagst immer morgen, morgen! Es ist jetzt Abend, warum willst Du morgen doch wieder nicht?“

„Mein Sohn!“ sprach der Kardinal, „ich will nichts davon sagen, daß Euer langes Zögern, Eure fortwährende Weigerung für unsere heilige Kirche Beleidigung ist. Ich weiß zwar wohl, nicht Ihr seid es, der diese

Zögerungen verschuldet; der Teufel, der leibhaftige Satan spricht aus Euch; es ist das letzte Zucken Eurer ketzerischen Irrthümer, was Euch die Wahrheit nicht sehen läßt; aber beim heiligen Kreuz, den Nägeln und der heiligen Erde beschwöre ich Euch, folget mir, lasset Euch aufnehmen in den heiligen Schooß der Kirche, zur Verherrlichung Gottes."

Ha! dachte ich, Den haben sie gerade recht in den Krallen. Ein schönes Weib, ein Kardinal Rocco und ein paar Gewissensbisse, wie der Herr im Zelte, zu haben schien — da kann es nicht fehlen! — Er seufzte, er blickte bald die Dame, bald den Priester mit unmuthigen Blicken an. „Ich will ja alles thun, ins Teufels Namen, alles thun," sagte er, „mein Leben ist ohnedies schon verschuldet und vergiftet, aber wozu diese sonderbare Procedur? Warum soll ich vor der Welt zum Narren werden, um die Ehre von Donna Ines wieder herzustellen?"

„Mein Sohn, mein Sohn! Wie frevelt Ihr! Zum Narren werden, sagt Ihr? O! Ihr verstockter Ketzer, Ihr alle seid von Eurer Taufe an, wo der Satan zu Gevatter steht, Renegaten, Abtrünnige! Es ist also nur eine Rückkehr, kein Uebertritt, keine Abläugnung eines früheren Glaubens. Ihr hattet ja vorher keinen Glauben. Ihr werdet doch nicht die Ketzerei so nennen wollen, die der Erzketzer in Wittenberg aus den Fetzen, die er dem Heiligthum gestohlen, zusammen stückelte?"

„Lasset mich, Eminenz! Es ist einmal gegen meine Ueberzeugung; ich müßte mich ja vor ganz Deutschland schämen."

„O verstockter Ketzer! Schämen, sagt Ihr? Hat sich der liebe Mann, der Herr von Haller, auch geschämt? Schämen! Wie ein Heiliger würdet Ihr dastehen; braucht sich ein Heiliger zu schämen? Hat sich der treffliche Hohenlohe geschämt, umgeben von Ketzern, seine Wunder zu verrichten? Es sei gegen Eure Ueberzeugung, saget Ihr? Da sieht man wieder den Deutschen, nicht wahr, Donna Ines, den ehrlichen Deutschen! Zu was denn immer Ueberzeugung? Das ist ja gerade das Wunderbare am Glauben, daß er von selbst wirkt ohne Ueberzeugung. Gesetzt, Ihr wäret krank, mein lieber Freund, man schickt Euch den ersten Arzt der Christenheit; Ihr seid nicht überzeugt, daß er der alleinige, wahre Arzt ist, aber Ihr laßt Euch gefallen, seine Arzneien einzunehmen, und siehe, sie wirken auf Euren Körper ohne Ueberzeugung, gerade wie unser Glaube auf die Seele."

„Otto!" sprach Dame Ines mit schmelzenden Tönen, „theurer Otto! Siehe, wenn mich der heilige Mann hier nicht absolvirt und beruhigt hätte, ich müßte ja schon längst verzweifelt sein, einen Ketzer so innig zu lieben! Wie leicht wird es Dir gemacht, einer der Unsrigen zu sein und dann ein Weib auf ewig glücklich zu machen, das Dir alles opferte! Und bedenke die schöne Villa an der Tiber und das köstliche Haus neben dem Palast Seiner Eminenz. Dies alles will uns der heilige Vater zur Ausstattung schenken. Bist Du nicht gerührt von so vieler Liebe?"

„Nicht verhehlen kann ich es Euch, mein Sohn," fuhr der beredte Mann mit dem rothen Hute fort, „nicht verhehlen kann ich es Euch, daß man im Lateran noch heute von Euch sprach, daß es sogar Seiner Heiligkeit selbst auffällt, daß Ihr so lange zögert. Bis über acht Tage naht ein großes Fest heran; welch' herrliche Gelegenheit, etwas zu Gottes Ehre zu thun, bietet sich Euch dar!"

„Wozu doch diese Oeffentlichkeit?“ fragte Otto, „ich hasse dieses Rühmen und Ausschreien in alle Welt. Lasset mich still in einer Kapelle die Ceremonie verrichten. Was nützt es Euch, ob ich laut und offen das Opfer bringe. O Louise, Louise! Es tödtet sie, wenn sie es hört!“

„Elender!“ rief die Dame, indem sie in Thränen ausbrach, „sind das Deine Schwüre? Du falsches Herz! Ich habe Dir Alles, Alles geopfert, und so kannst Du vergelten? O Barbar! gehe hin zu ihr, lege Dich nieder in ihre Fesseln, aber wisse, daß ich mich in die Tiber stürze; über meine armen Würmer, meine unglücklichen Kinder, mag sich Gott erbarmen!“

„Kinder, Kinder! Meine fromme Tochter, mein lieber, aber verblendeter Sohn, wenn dieser Skandal, diese Scene auf dem Schiffe? Stillet Eure Thränen, schöne Frau, es wird noch alles gut werden; kommet, ich will einen väterlichen Kuß auf Eure Augen drücken, so. Und Ihr, wisset Ihr nicht, daß Ihr Euch versündiget gegen Donna Ines? Was wollet Ihr nur immer wieder mit der Ketzerin, die einst Eure Sinne zu bestricken wußte? Haben wir Euch nicht Beweise genug gegeben, daß sie in einem strafwürdigen Verhältniß zu dem Teufel ist, der Eure Gestalt und Sprache angenommen hat?“

„Welch einfältiges Mährchen!“ rief der junge Mann. „Was wollt Ihr auch den Teufel ins Spiel ziehen? Ein ehrlicher Berliner ist er, ein Trovi, dem ich das Mädchen nicht gönnen mag, wenn sie mich auch zehnmal betrog?“

„Mein Sohn, die heilige Jungfrau schütze uns, aber der Satan selbst ist es. Hat es nicht letztbin meinem dienenden Frater Piccolo geträumt, der Teufel gehe hier in der heiligen Stadt spazieren? Alle seine Träume sind noch eingetroffen. Der deutsche Baron ist der höllische Geist selbst. Wer es aber auch sei; sie hat Euch betrogen. Hat nicht die fromme Frau Maria Campeco Euch selbst dieses Geständniß über ihre Nichte gemacht? Was wollet Ihr nur auf die treulose Ketzerin Rücksicht nehmen! — Und schaut, was ich Euch hier mitgebracht habe,“ fuhr Seine Eminenz fort, indem sie ein großes Papier entfaltete, „sehet, wie ich Wort halte: Ich habe Euch versprochen, die Liste aller derer mitzubringen, welche in Eurem Deutschland öffentliche Ketzer, insgeheim aber gute Christen der wahren Kirche sind. Da, leset!“

Der junge Mann las und staunte. Er sah den Kardinal fragend an, ob er denn wirklich dieser Schrift trauen dürfe. Donna Ines, welche bemerkte, welch' günstigen Eindruck diese Liste mache, zog die Hand des heiligen Mannes an den Mund und bedeckte sie mit feurigen Küssen der Andacht.

„Nicht wahr,“ fuhr Rocco fort, „da stehen wohlklingende Namen? Professoren, Grafen, Fürsten sogar. Freilich, diese Leute können nicht so öffentlich sich erklären, Freundchen; die Politik, die Rücksicht auf ihre ketzerischen Unterthanen erlaubt das nicht, aber im Herzen, im Herzen sind sie unser. Da, dieser Nr. 8, ich kann Eure barbarischen Namen nicht aussprechen, der wird sich sogar öffentlich erklären und seine Irrthümer abschwören. Der da oben wird auch einen wichtigen Schritt vorwärts thun. O! und bedenket, was erst in Frankreich, selbst in England für uns ge-

than wird, bald, vielleicht erlebe ich es noch, bald werdet Ihr alle sammt und sonders zu uns zurückgekehrt sein. Wie herrlich muß dann ein Name, wie der Eurige leuchten, der nicht mit der Menge, sondern lange zuvor auf unsere heiligen Tafeln verzeichnet wurde!"

„Aber, o Himmel, Kardinal! Ich bin ja schlechter als die ganze Liste dieser Heimlichen. Ihr selbst wisset, daß, wenn ich zu Eurer Kirche abfalle, es nur geschieht, um den ewigen Klagen der Donna Ines zu entgehen. Diese Heimlichen haben keinen Vortheil bei ihrer Heimlichkeit. Sie gelten von außen für ächte Lutheraner, und was haben sie davon, daß sie von innen römisch sind?"

„O Einfalt! es ist gut, daß Ihr nicht die ketzerische Theologie studirt habt; Ihr wäret durch das Examen gefallen! Was ist denn das Schöne an unserer Kirche? he? Nicht nur, daß sie die alleinseligmachende, daß sie gleichsam eine Brandversicherungsanstalt gegen die Hölle, eine Seelenassekuranz gegen den Tod ist; denn schon aus physischen Gründen kann man annehmen, daß keine Seele von den Unsrigen lange im Fegefeuer oder gar in der Hölle verweilt, wenn sie auch ohne Beichte abfährt. Antonio Montani hat berechnet, daß im Durchschnitt hundertundzwanzig Millionen Menschen in der Hölle, und eben so viele im Fegefeuer sind. Nun kann man annehmen, daß seit Eurer verfluchten Reformation neunzig Millionen Ketzer, zwanzig Millionen Türken und zehn Millionen Juden hinabgefahren sind. Das macht zusammen hundertundzwanzig."

„O wie gut haben wir es, hochwürdiger Herr!" sagte Ines mit zauberischem Lächeln. „Ach, Otto! Dich soll ich an jenem Ort wissen, in der Gesellschaft des Teufels und seiner Großmutter? O Gott! es ist nicht möglich!"

„Sodann weiter," fuhr der Salbungsvolle fort, „Euer Erzketzer in Berlin, der Schleiermacher, nimmt selbst an, daß alle Menschen prädestinirt sind, und zwar so beiläufig die Hälfte zum Bösen. Diese müssen nun eine Art von Seelenwanderung in verschiedenen Stationen des Elends machen, bis sie selig werden, und fangen mit der Hölle an. Der Mann hat vernünftige Gedanken und wäre werth, einst nur ins Fegefeuer zu kommen. Aber das weiß er doch nicht recht. Wenn einer auch zehnmal prädestinirt, zur Hölle plombirt, zum Teufel recommandirt ist, wir können ihn doch absolviren und recta in den Himmel schicken. Nun, und wenn man annimmt, daß das Fegefeuer hundertundzwanzig Millionen faßt, und darunter hundert Millionen Türken, und zwanzig Millionen Ketzer, so ist, weiß Gott, auch dort wenig Raum für eine etwas liederliche Seele."

„Ihr wisset, Eminenz, was ich von solchen Berechnungen halte, machet mir doch Eure Sache nicht noch lächerlicher. Eure Seelenassekuranz kann mich nicht locken; doch ist sie gut fürs Volk, und ich begreife nicht, warum Ihr nicht schon lange ganze Regimenter, Divisionen, ja Armeen, Kavallerie, Infanterie, Artillerie sammt dem Generalstab öffentlich verassekurirt habt. Das wäre eine Anstalt à la Mahomed, die Kerls würden sich schlagen wie der Teufel, denn sie wüßten, wenn sie heute erschossen werden, wachen sie morgen im Paradiese auf. Lasset mich lieber noch einen Blick in die Liste werfen, sie ist mir tröstlicher, denn es stehen ganz vernünftige Männer dort."

„O daß Ihr nur ein Jahr auf einer deutschen Universität zugebracht hättet! Unsere Agenten geben uns herrliche Berichte, die ketzerische Jugend soll gegenwärtig ganz absonderlich fromm, heilig und mystisch sein. Das Mittelalter, das gute liebe Mittelalter versetzt sie in diesen liebenswürdigen Schwindel. Sie neigen sich schon ganz zu uns, und lasset nur erst die Jesuiten recht in Deutschland überhand nehmen, dann sollt Ihr erst Wunder sehen! Auch einige brave Männer, Professoren, nehmen sich unserer Sache an. Seht dieser da Nr. 172, Signor Crusado, der umhüllt sie mit einem so tiefen symbolischen Dunkel, daß sie bald unser sind. Wahrlich, der Hofmechanikus seiner Heiligkeit, der berühmte Signor Carlo Fiorini hat vollkommen Recht: er hat berechnet, wenn Deutschland einige Grade südlicher läge, wenn Ihr eine schönere Natur, ein wenig mehr Sinnlichkeit und Phantasie hättet — die Ketzerei hätte nie aufkommen können, oder Ihr wäret wenigstens schon lange wieder zurückgekehrt."

Die Barke stieß bei diesen Worten ans Land. Wie gerne hätte ich diesem trefflichen Pfaffen noch länger zugehört, wie er diese deutsche Seele bearbeitete; es war ein schweres Stück Arbeit, ich gestehe es. Ein Mensch ohne Phantasie, der in den Ceremonien nur Ceremonien sieht, der die Tendenz dieser Römer durchschaut, der durch keinen weltlichen Vortheil zu blenden ist, wahrlich, ein solcher ist schwer zu gewinnen. Doch für diesen war mir nicht bange. Ein Kardinal Rocco und ein schönes Weib haben schon andere geangelt als diesen.

Der heilige Mann stieg aus; mit Ehrfurcht empfingen die Schiffer seinen Segen, den er mit einer Würde, einem Anstand, würdig eines Fürsten der Kirche ertheilte. Donna Ines folgte. Ich bewunderte, während sie über das Brett ging, ihren feinen, zierlichen Wuchs, die Harmonie in ihren Bewegungen und die Gluth, die aus ihren Augen strahlte und den Abend schwül zu machen schien. Sie reichte dem geliebten Ketzer ihre schöne Hand mit so besorgter Zärtlichkeit, mit einem so bedeutungsvollen Lächeln, daß ich im Zweifel war, ob ich mehr seine transmontanische Kälte belächeln oder den Muth bewundern solle, mit welchem er den geistlichen Lockungen dieser in Liebe aufgelösten Circe widerstand. — Am Ufer hielt ein schöner Wagen. Der dienende Bruder Piccolo, welchem ich im Traum, in Rom spazieren gehend, erschienen war, stand am Schlag und erwartete Seine Eminenz. Es kostete einige Zeit, bis dieser sein Gewand zu gehöriger Wirkung drapirt hatte, dann erst folgte der Frater Piccolo. Der Ketzer und seine Dame schlugen einen Fußpfad ein und gingen der Stadt zu.

„Wer sind diese?" fragte ich den Schiffer.

„Kennt Ihr den heiligen Mann, den Kardinal Rocco nicht? O es ist einer der besten Füße des heiligen Stuhls! Alle Abende fährt er in meiner Barke auf dem Fluß."

„Und die Dame?"

„Ha! das ist eine gute Christin," antwortete er mit Feuer. „Sie fährt beinahe immer mit dem Kardinal, zuweilen allein mit ihm, zuweilen mit dem Mann, den Ihr gesehen. Dem traue ich nicht ganz, es ist entweder ein Deutscher oder ein Engländer, und die sind doch Kinder des Teufels."

„So? Da sagt Ihr mir etwas Neues; und dieser Mann, ist er ihr Gemahl?"

„Bewahre uns die heilige Jungfrau! Ihr Gemahl! Wo denkt Ihr hin? Da würde er nicht so zärtlich mit ihr spazieren fahren. Ich denke, es ist ihr Geliebter."

„So ist es," sagte einer der griechischen Kaufleute, „die Dame wohnt nicht weit von mir. Sie lebt allein mit ihren Kindern. Sie sieht Niemand bei sich, als einige fromme Geistliche und diesen jungen Mann! Er ist ihr Geliebter. Aber sie führen ein Hundeleben zusammen. Man hört sie oft beide weinen und zanken und schreien. Der junge Mann flucht und donnert und jammert mit schrecklicher Stimme, und die Donna weint und klagt, und die Kinder erheben ein Zetergeschrei, daß die Nachbarn zusammenlaufen. Dann stürzt oft der junge Mann verzweifelnd aus dem Haus und will fliehen, aber die Donna setzt ihm mit fliegenden Haaren nach, und die Kinder laufen heulend hintendrein; sie faßt ihn unter der Thüre am Gewand, sie achtet nicht auf die Menschen, die umher stehen; sie zieht ihn zurück ins Haus und besänftigt ihn, und dann ist es oft auf viele Tage stille, bis das Wetter von Neuem losbricht."

„Heilige Jungfrau," rief der Schiffer, „und hat er sie noch nie todtgestochen im Zorn?"

„Wie Ihr seht, nein!" erwiderte der Grieche. „Aber krank ist sie schon oft geworden, wenn er so gräulich raste. Dann lief er schnell zu drei, vier Doktoren, um sie wieder ins Leben zurückzurufen. Es sind doch gute Seelen, diese Deutschen!"

So sprachen diese Männer, und ich ging von ihnen in tiefen Gedanken über das, was ich gehört und gesehen hatte. Jenes Wort des jungen Berliners fiel mir wieder bei, der den Kardinal Rocco beschuldigte, ein schönes gutes Herz gebrochen zu haben. Welches andere Herz konnte dies sein, als Louisens? Ich glaubte deutlich zu sehen, daß der Priester den Kapitän der Geliebten entzogen, indem er sie verleumdet, daß er ihn in die Fesseln dieser Donna Ines geschmiedet habe, um ihn für die Kinder zu gewinnen. Aber wie war alles dies geschehen? Wie hatte er diesen Mann aus den Armen seines Mädchens ziehen, von einem Herzen hinwegreißen können, das ihn mit so heißer Gluth umfing? Sollten jene Beschuldigungen von Untreue wahr sein, die der Kardinal dem Kapitän einflüsterte, hatte sie wirklich den jungen Mann, der ihm so ähnlich sah, vorgezogen? Doch ich wußte ja, wo ich mir Gewißheit verschaffen konnte. Ich beschloß bei guter Zeit am nächsten Morgen den Berliner wieder aufzusuchen.

Herr von S..... schien mich liebgewonnen zu haben, denn er empfing mich mit Herzlichkeit und einem Wohlwollen, das selbst den Teufel erfreut, wenn er auch schon an dergleichen gewöhnt ist. Ich hatte mir vorgenommen, von meiner gestrigen Fahrt und den Wunderdingen, die ich gehört hatte, noch nichts zu erwähnen, um den Verlauf seiner Geschichte zuvor desto ungestörter zu vernehmen.

„Von allem Unglück, das die Erde trägt," fuhr er zu erzählen fort, „scheint mir keines größer, schmerzlicher und rührender, als jener stille, tiefe Gram eines Mädchens, das unglücklich liebt, oder dessen zartes, glühendes Herz von einem Elenden zur Liebe hingerissen und dann betrogen wird. Der Mann hat Kraft, seinen Gram zu unterdrücken, den Verrath seiner Liebe zu rächen, die gepreßte Brust dem Freunde zu öffnen; das Leben bietet ihm tausend Wege, in Mühe und Arbeit, in weiter Ferne Vergessen-

heit zu erringen. Aber das Weib? — Der häusliche Kreis ist so enge, so leer. Jene täglich wiederkehrende Ordnung, jene stille Beschäftigung mit tausend kleinen Dingen, der sie sich in der Zeit glücklicher Liebe fröhlich, beinahe unbewußt hingab, wie drückend wird sie, wenn sich an jeden Gegenstand die Erinnerung an ein verlorenes Glück heftet! Wie träge schleicht der Kreislauf der Stunden, wenn nicht mehr die süßen Träume der Zukunft, nicht der Zauber der Hoffnung, nicht die Seligkeit der Erwartung den Minuten Flügel gibt, wenn nicht mehr das von glücklicher Liebe pochende Herz den Schlag der Glocke übertönt!

„Doch, wenn Sie auf ein Unglück vorbereiten, das Sie nur zu bald erfahren werden? Hören Sie weiter: Mein Wunsch, Louise von Palden im Hause des Gesandten zu sehen, gelang. Schon nach einigen Tagen wurde sie durch seine Schwester dort eingeführt. Sie erröthete, als sie mich zum ersten Mal dort sah, doch sie schien mich wie einen alten Bekannten dort zu nehmen; es schien sie zu freuen, unter so vielen fremden Männern einen zu wissen, der ihr näher stand. Denn so war es; sei es, daß die Erinnerung an unser sonderbares Abenteuer mich aus einem Fremden zum Bekannten machte, sei es, daß sie gerne zu mir sprach, weil ich die Züge ihres Freundes trug, sie unterschied mich auffallend von allen übrigen Männern, die dieser seltenen Erscheinung huldigten. Sie lächeln, Freund? Ich errathe Ihre Gedanken —"

„Ich finde, Sie sind zu bescheiden; könnte es nicht auch Ihre eigene Persönlichkeit gewesen sein, was das Fräulein anzog?"

„Nein, denken Sie nicht so von diesem himmlischen Geschöpf; ich gestehe, ich war ein Thor, ich machte mir Hoffnung, sie für mich gewinnen zu können; ja, Freund, ich sagte ihr sogar, was ich fühlte."

„Und Sie wurden nicht erhört? Das treue, ehrliche Kind! Und ihr Kapitän lag vielleicht gerade in den Armen einer andern!"

Der Berliner stutzte. „Wie? Was wissen Sie?" fragte er betroffen. „Wer hat Ihnen gesagt, daß West noch eine andere liebe?"

„Nun, Sie selbst haben mich genug darauf vorbereitet," erwiderte ich; „sagten Sie nicht, daß jener das Mädchen betrog?"

„Sie haben Recht; — nun, ich wurde lächelnd abgewiesen, abgewiesen auf eine Art, die mich dennoch glücklich, unaussprechlich glücklich machte. Sie war keinen Augenblick ungehalten, sie gestand mir, daß ich ihr als Freund willkommen sei, daß ihr Herz keinem andern mehr gehören könne. Sie sagte mir auch Manches von ihren Verhältnissen, was ganz mit dem übereinstimmte, was uns die Schwester des Gesandten erzählte; sie gestand, daß sie nur darum nach Rom gezogen sei, weil den Kapitän seine Verhältnisse hieher riefen; sie gestand, daß er einen Rechtsstreit wegen einer Erbschaft hier habe, daß er, sobald die Sache entschieden sei, vielleicht schon in wenigen Wochen, sie zum Altar führen werde.

„Etwa eine Woche nach diesem aufrichtigen Geständniß rief mich eines Abends der Gesandte aus dem Salon, in welchem die Gesellschaft versammelt war, zu sich. Es war nichts Seltenes, daß er sich mir in Geschäftssachen mittheilte, weil ich sein Vertrauen auf eine ehrenvolle Art besaß; doch die Zeit war mir auffallend, und es mußte etwas von Wichtigkeit sein, weßwegen er mich aus dem Kreis der Damen aufstörte.

„‚Kennen Sie einen gewissen Kapitän West?‘“ fragte er, indem er mich mit forschenden Blicken ansah.

„Ich habe einen Kapitän West flüchtig kennen gelernt,“ gab ich ihm zur Antwort.

„Nun, so flüchtig muß es doch nicht sein,“ entgegnete er mir, „da Sie ein Duell mit ihm gehabt.“

„Ich sagte ihm, daß ich Streit mit ihm gehabt, wegen einer ziemlich gleichgültigen Sache, es sei aber alles gütlich beigelegt worden. Dennoch war es mir auffallend, woher der Gesandte diesen Streit erfahren hatte, den ich so geheim als möglich hielt und von welchem Louise in seinem Hause gewiß nichts erwähnt hatte.“

„‚Wegen einer Dame haben Sie Streit gehabt,‘“ sagte er; „doch möchte ich Ihnen rathen, solche Händel wegen einer so zweideutigen Person zu vermeiden. Sie wissen selbst, wenn man einmal einen öffentlichen, besonders einen diplomatischen Charakter hat, ist dergleichen in einem fremden Lande wegen der Folgen für beide Theile fatal.‘“

„Der Ton, worin dies gesagt wurde, fiel mir auf. Er war sehr ernst, sehr warnend; noch schmerzlicher berührte mich, was er über jene Dame sagte, „‚zweideutige Person!‘“ Und doch saß gerade diese Person als Krone der Gesellschaft in seinem Salon, er selbst, ich hatte es deutlich gesehen, er selbst hatte noch vor einer halben Stunde mit ihr auf eine Art gesprochen, die mich in dem alten Herrn einen aufrichtigen Bewunderer ihrer Reize und ihres glänzenden Verstandes sehen ließ. Ich konnte eine Bemerkung hierüber nicht unterdrücken, ich bat ihn höflich, aber so fest als möglich, in meiner Gegenwart nicht mehr so von einer Dame zu sprechen, die ich achte und die einen so entschiedenen Rang in der Gesellschaft einnehme. Ich wolle davon gar nicht reden, daß er selbst sein Haus beschimpfe, wenn er in solchen Ausdrücken von seinen Gästen spreche.

„Er sah mich verwundert an; er sagte mir, er könne meine Reden nicht begreifen, denn weder behaupte die Dame einen Rang in der Gesellschaft, die er sehe, noch habe sie je einen Fuß über seine Schwelle gesetzt. Die Reihe zu erstaunen war jetzt an mir; ich sah, daß hier ein Irrthum vorwalte, und belehrte ihn, daß Fräulein von Palden die Dame sei, um die wir uns schlagen wollten. „‚Verzeihen Sie,‘“ rief er, „‚man sagt mir, Sie haben sich wegen der Geliebten dieses Kapitäns West geschlagen, daher glaubte ich Ihnen dies sagen zu müssen.‘“

„Und wenn dies nun dennoch wäre?“ fragte ich. „Kennen Sie denn die Geliebte des Kapitäns?“

„‚Gott soll mich bewahren,‘“ entgegnete er. „‚Nein, ich glaube, er hat schon selbst genug an seiner Spanierin.‘“

„Ich staunte von Neuem. Von einer Spanierin sprechen Sie? Wie kommen Sie nur darauf? Ich weiß bestimmt, daß der Kapitän eine deutsche Dame liebt!“

„‚Um so schlimmer für das arme Kind in Deutschland,‘“ war seine Antwort, „‚wie die Sachen stehen, scheint man im Lateran ernstlich daran zu denken, den goldenen Quadrupeln der schönen Donna Gehör zu geben und ihre frühere Ehe, weil sie nicht ganz gültig vollzogen war, für nichtig zu erklären. Der Kapitän macht eine gute Partie, aber — jeder Mann von Ehre wird diesen Schritt mißbilligen.‘“

„Ich stand wie vom Donner gerührt vor dem alten Mann; entweder lag hier eine Verwechslung der Namen und Personen zu Grunde, oder es war ein schreckliches Geheimniß und der Kapitän ein Betrüger, der Louisens Glück vielleicht auf ewig zerstört hatte.

„Ich sagte dem Gesandten geradezu, daß er mit mir über Dinge spreche, die mir völlig unbekannt seien. Er staunte, doch glaubte er, da er schon so viel gesagt hatte, mir die weitere Erklärung dieser Räthsel schuldig zu sein. „‚Dieser Kapitän West ist ein Sachse,‘“ erzählte er, „‚er diente früher im Generalstab und wurde dann zu einer diplomatischen Sendung nach Spanien verwandt; er soll ein Mann von vielen Talenten, aber etwas zweideutigem Charakter sein. Warum die Wahl gerade auf ihn fiel, da noch ältere Leute und aus guten Häusern im Departement waren, ist mir unbekannt; nur so viel erfuhr ich zufällig, daß man ihn damals von Dresden habe entfernen wollen. Man erzählt sich, er habe in Madrid in einem Verhältniß zu einer schönen, jungen Frau gelebt; sie war eine Spanierin, aber an einen alten Engländer verheirathet, der sie vielleicht nicht so strenge unter Schloß und Riegel hielt, wie man sonst in Spanien zu thun pflegt.

„‚Als aber endlich dieses Verhältniß zu den Ohren des Engländers kam, bewirkte dieser, daß der Kapitän von seinem Posten abgerufen und sogar aus dem Dienst entlassen wurde. Doch sagen Andere, er selbst habe aus Aerger über seine schnelle Abberufung quittirt. Doch das beste kommt noch: einige Wochen nach seiner Abreise war die Frau des Engländers mit ihren beiden Kindern plötzlich verschwunden, man kann sagen spurlos verschwunden, denn so viele Mühe sich ihr Gatte gab, ihrer habhaft zu werden, alles war vergeblich. Vielleicht scheiterten auch seine Bemühungen an den Unruhen, die gerade in jener Zeit ausbrachen und die Communication mit Frankreich sehr erschwerten.

„‚Der Verdacht dieses Engländers fiel, wie natürlich vor Allem auf den Kapitän West. Er wußte es zu machen, daß dieser in Paris angehalten und verhört wurde. Man sagt, er solle sehr betreten gewesen sein, als er die Nachricht von der Flucht dieser Dame hörte; er wies sich aber aus, daß er die Reise bis nach Paris allein gemacht habe und bekräftigte mit einem Eide, daß er von diesem Schritt der Donna nichts wisse.

„‚Etwa ein Vierteljahr nachher kam er nach Rom und lebte seitdem hier sehr still und eingezogen, besucht keine Gesellschaft, hat keinen Freund, keinen Bekannten; vorzüglich vermeidet er es, mit Deutschen zusammenzutreffen.‘“

„Um diese Zeit, fuhr der Gesandte fort, sei von seinem Hofe die Anfrage an ihn ergangen, ob dieser West sich in Rom befinde, wie er lebe, und ob er nicht im Verhältniß mit einer Spanierin sei, die sich ebenfalls hier aufhalten müsse. Man habe ihm dabei die Geschichte dieses Kapitän West mitgetheilt und bemerkt, daß der Engländer von Neuem Spuren von seiner Frau entdeckt habe, die beinahe mit Gewißheit annehmen lassen, daß sie in Rom sich aufhalte. Man habe deßwegen von Spanien aus sich an die päpstliche Kurie gewandt, es scheine aber, man wolle sich hier der Dame annehmen, denn die Antwort sei sehr zweifelhaft und unbefriedigend ausgefallen. Der Gesandte that die nöthigen Schritte und erfuhr wenigstens so viel, daß jener Verdacht bestätigt schien. Er wandte sich nun auch an

Consalvi, um zu erfahren, ob der römische Hof in der That die Dame in seinen Schutz nehme, und erhielt die in eine sehr bestimmte Bitte gefaßte Antwort, man möchte diese Sachen beruhen lassen, da die Ehe der Donna Ines mit dem Engländer wahrscheinlich für ungültig erklärt werde.

„Dies erzählte mir der Gesandte; er fügte noch hinzu, daß er aus besonderem Interesse an diesem Fall dem Kapitän immer nachgespürt habe, und so sei ihm auch der Streit zu Ohren gekommen, den ich im Karneval mit jenem „wegen einer Dame“ gehabt habe.

„Sie können sich denken, Freund, welche Qualen ich schon während seiner Erzählung empfand, und als ich das ganze Unglück erfahren hatte, stand ich wie vernichtet. Der Gesandte verließ mich, um zu der Gesellschaft zurückzukehren; ich hatte kaum noch so viel Fassung, ihn zu bitten, er möchte Niemand etwas von diesen Verhältnissen wissen lassen, das Warum versprach ich ihm ein andermal.

„Ich konnte von dem Zimmer, wohin der Gesandte mich gerufen, den Salon übersehen, ich konnte Louisen sehen, und wie schmerzlich war mir ihr Anblick. Sie schien so ruhig, so glücklich. Der Friede ihrer schönen Seele lag wie der junge Tag freundlich auf ihrer Stirne; ihr sanftes blaues Auge glänzte, vielleicht von der Erwartung einer schönen Abendstunde, und das Lächeln, das ihren Mund umschwebte, schien der Nachklang einer freudigen Erinnerung hervorgelockt zu haben. Nein, es war mir nicht möglich, diesen Anblick länger zu ertragen, ich eilte ins Freie, um dieses Bild durch neue Bilder zu verdrängen; aber wie war es mir möglich? Der Gedanke an sie kehrte schmerzlicher als je zurück, denn der Friede der Natur, der zauberische Schmelz der Landschaft, die süße Ruhe, die diese Fluren athmeten, erinnerten sie mich nicht immer wieder an jenes holde Wesen? Und die Wolken, die sich am fernen Horizont schwärzlich aufthürmten und ein nächtliches Gewitter verkündeten, hingen sie nicht über der friedlichen Landschaft, wie das Unglück, das Louisen drohte?

„Ich ging nach Hause; ich dachte nach, ob nicht Rettung möglich sei, ob ich sie nicht losmachen könne von dieser schrecklichen Verbindung. Doch, war nicht zu befürchten, daß sie mir mißtrauen werde? Sie wußte, ich liebe sie; kannte sie mich hinlänglich, um nicht an der Reinheit meiner Absichten zu zweifeln? Ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihr selbst ihr Unglück zu verkünden. Nur einen Ausweg glaubte ich offen zu sehen; ich wollte ihn selbst zur Rede stellen, den Elenden, ich wollte ihn bewegen, einen entscheidenden Schritt auf die eine oder die andere Seite zu thun. Ja, darin glaubte ich einen glücklichen Weg gefunden zu haben; er selbst mußte ihr sagen, daß er nicht mehr verdiene, von ihr geliebt zu werden; und dann, dachte ich, dann wird sie zwar unglücklich sein, aber ich will versuchen, sie glücklich zu machen, durch ein langes Leben voll Treue und Liebe will ich ihr Unglück zu mildern suchen.“

„Aber wie konnten Sie glauben,“ rief ich, über diese romantischen Ideen unwillkürlich lächelnd, „wie konnten Sie glauben, Freund, daß ein Kapitän West zu diesem sonderbaren Geständnisse sich hergeben werde? In Romanen mag dies der Fall sein, aber Herr! in der Wirklichkeit? Haben Sie je einen Narren der Art gekannt?“

„Ach, ich dachte zu gut von den Menschen,“ antwortete er. „Ich dachte,

wie ich muß jeder fühlen. — Ich ging in die Wohnung des Kapitän West. Er wohnte schlecht, beinahe ärmlich. Ich traf ihn, wie er einen schönen Knaben von acht Jahren auf den Knieen hatte, welchen er lesen lehrte. Erröthend setzte er den Knaben nieder und stand auf, mich zu begrüßen. „„Ei Papa!“ rief der Kleine, „„wie sieht Dir dieser Herr so ähnlich!“

„Der Kapitän gerieth in Verlegenheit und führte den Knaben aus dem Zimmer. Wie, sagte ich zu ihm, Sie haben schon einen Knaben von diesem Alter? Waren Sie früher verheirathet?

„Er suchte zu lachen und die Sache in einen Scherz zu drehen; er behauptete, der Knabe gehöre in die Nachbarschaft, besuche ihn zuweilen und nenne ihn Papa, weil er sich seiner annehme.

„Er gehört wohl der Donna Ines?“ fragte ich, indem ich ihn scharf ansah. Noch nie zuvor hatte ich gesehen, wie schrecklich das böse Gewissen sich kundthut; er erblaßte, seine Augen glänzten wie die einer Schlange, ich glaubte, er wolle mich durchbohren. Noch ehe er sich hinlänglich gesammelt hatte, um mir zu antworten, sagte ich ihm gerade ins Gesicht, was ich von ihm wisse und was ich von ihm verlange, um das Fräulein nicht völlig unglücklich zu machen.

„Er lief in Wuth im Zimmer umher, er schimpfte auf Zwischenträger und Zudringliche; er behauptete, ich habe die ganze Geschichte aufgedeckt, um Louisen von ihm zu entfernen. Ich ließ ihn ausreden; dann sagte ich ihm mit kurzen Worten, wie ich sein Verhältniß zu der Spanierin erfahren habe, und bat ihn noch einmal mit den herzlichen Tönen unserer Sprache, das Fräulein so schonend als möglich von sich zu entfernen.

„Es gelang mir, ihn zu rühren; aber nun hatte ich eine andere unangenehme Scene durchzukämpfen; er klagte sich an, er weinte, er verfluchte sich, das holde Geschöpf so schändlich betrogen zu haben. Er schwor, sich von der Spanierin zu trennen; er flehte mich an, ihn zu retten; er gestand mir, daß er sich von einem Netz umstrickt sehe, das er nicht gewaltsam durchbrechen könne, weil einige hohe Geistliche der Kirche compromittirt würden. Er ging so weit, mich zu zwingen, seine Geschichte anzuhören, um vielleicht milder über ihn urtheilen zu können. Es war die Geschichte eines — Leichtsinnigen. Dieses Wort möge entschuldigen, was vielleicht schlecht genannt werden könnte. Es lag in dem Wesen dieses Mannes ein Etwas, das ihn bei den Frauen sehr glücklich machen mußte. Es war der äußere Anschein von Kraft und Entschlossenheit, die ihm übrigens sein ganzes Leben hindurch gemangelt zu haben schienen. Er mußte eine für seinen Stand ausgezeichnete Bildung gehabt haben, denn er sprach sehr gut, seine Ausdrücke waren gewählt, seine Bilder oft wahrhaft poetisch, er konnte hinreißen, so daß ich oft glaubte, er spreche mit Eifer von einem Dritten, während er mir seinen eigenen, beklagenswerthen Zustand schilderte. Ich habe dies oft an Menschen bemerkt, die sonst ihrem Triebe folgen, in den Tag hinein leben, ohne sich selbst zu prüfen, und erst in dem Moment der Erzählung über sich selbst flüchtig nachdenken. Sie werden dann durch die Sprache selbst zu einem eigenthümlichen Feuer gesteigert, sie sprechen mit Umsicht von sich selbst, doch eben weil diese ihnen sonst abging, ist man versucht, zu glauben, sie sprechen von einem Dritten.

„Es war Louise, die ihn zuerst liebte; er erkannte ihre Neigung; Eitel-

keit, die herrlich aufblühende Schönheit, die Tochter eines der ersten Häuser der Stadt für sich gewonnen zu haben, riß ihn zu einem Gefühl hin, das er für Liebe hielt. Der Vater sah dies Verhältniß ungerne. Ich konnte mir denken, daß es vielleicht weniger Stolz auf seine Ahnen, als die Furcht vor dem schwankenden Charakter des Kapitäns war, was ihn zu einer Härte stimmte, welche die Liebe eines Mädchens wie Louise immer mehr anfachen mußte. Er soll ihr, was ich jetzt erst erfuhr, auf seinem Sterbebette den Fluch gegeben haben, wenn sie je mit dem Kapitän sich verbinde.

„West suchte die Geschichte mit der Frau des Engländers auf Verführung zu schieben. Ich habe eine solche bei einem Mann, der das Bild der Geliebten fest im Herzen trägt, nie für möglich gehalten. Doch die Strafe ereilte ihn bald. Er gestand mir, daß er froh gewesen sei, als er, vielleicht durch Vermittlung des Engländers, von seinem Posten zurückberufen wurde. Donna Ines habe ihm allerlei sonderbare Vorschläge zur Flucht gemacht, in die er nicht habe eingehen können; er sei, ohne Abschied von ihr zu nehmen, abgereist. Was ihn eigentlich bestimmte, nach Rom zu gehen, sah ich nicht recht ein, und er suchte auch über diesen Punkt so schnell als möglich hinwegzukommen. Er erzählte ferner, wie er durch Louisens Ankunft erfreut worden sei, wie er sich vorgenommen, nur ihr, ihr allein zu leben. Doch da sei plötzlich Donna Ines in Rom erschienen, sie habe sich mit zwei Kindern geflüchtet, sei ihm nachgereist, und habe jetzt verlangt, er solle sie heirathen.

„Es entging mir nicht, daß der Kapitän mich hier belog. Ich hatte von dem Gesandten bestimmt erfahren, daß jener schon in Paris angehalten und über die Flucht der Donna zur Rede gestellt worden sei; er konnte sich also denken, daß sie ihm nachreisen werde, und dennoch knüpfte er die Liebe zu Louisen von Neuem an. Ferner, wie hätte es Ines wagen können, ihm zu folgen, wenn er ihr nicht versprochen hätte, sie zu heirathen, wenn er sie nicht durch tausend Vorspiegelungen aus ihrem ruhigen Leben herausgelockt und zur Abenteurerin gemacht hätte?

„Er schilderte mir nun ein Gewebe von unglücklichen Verhältnissen, in welche ihn diese Frau, die mit allen Kardinälen, namentlich mit Pater Rocco, schnell bekannt geworden, geführt habe. Es wurde ernstlich an der Auflösung ihrer früheren Ehe gearbeitet, und es war als bekannt angenommen worden, daß er die Geschiedene heirathen werde.

„Sie sagten mir hier nichts Neues," antwortete ich ihm, „dies alles beinahe wußte ich vorher. Aber ich hoffe, daß Sie als Mann von Ehre einsehen werden, daß das Verhältniß zu Fräulein von Palden nicht fortdauern kann, oder Sie müssen sich von der Spanierin lossagen."

„Das Letztere könne er nicht," sagte er, „er habe von ihr und dem Kardinal Rocco Vorschüsse empfangen, die sein Vermögen übersteigen, er könne also wenigstens im Augenblick keinen entscheidenden Schritt thun."

„Im Augenblick heißt hier nie," erwiderte ich ihm. „Sie werden sich aus diesen Banden, wenn sie so beschaffen sind, nie mit Anstand losmachen können. Ich halte es also für Ihre heiligste Pflicht, Louise nicht noch unglücklicher zu machen; denn was kann endlich das Ziel Ihrer Bestrebungen sein?

„Er erröthete und meinte, ich halte ihn für schlechter, als er sei. Doch

er fühle selbst, daß man einen Schritt thun müsse. Er glaube aber, es sei dies meine Sache. Er trete mir Louisen ab, ich solle mir auf jede Art ihre Gunst zu erwerben suchen und sie glücklich machen. Er hatte Thränen in den Augen, als er dies sagte, und ich sah mit beinahe zu mitleidigen Augen, wie weit ein Mensch durch Leichtsinn kommen könne.

„Ich ging, um nichts weiser geworden, ohne daß ein wirklicher Entschluß gefaßt worden war, von dem Kapitän; mein Gefühl war eine Mischung von Verachtung und Bedauern. Auf der Treppe begegnete mir wieder der schöne Knabe und fragte, ob er wohl jetzt zu Papa kommen dürfe."

„Ha! Und jetzt spannten Sie wohl alle Segel aus, Freundchen," fragte ich, „jetzt machten Sie wohl Jagd auf die schöne Galeere Louise?"

„Ja und nein," antwortete er trübe; „sie schien meine Liebe zu übersehen, nicht zu achten, aber bald bemerkte ich, daß sie ängstlicher wurde in meiner Nähe; es schmerzte sie, daß mir ihre Freundschaft nicht genügen wolle. Und jener Elende, sei es aus Bosheit oder Leichtsinn, zog sich nicht von ihr zurück, ich vermuthe es sogar, er hat sie vor mir gewarnt. So standen die Sachen, als die Zeit, die ich in Rom zubringen sollte, bald zu Ende ging. Im Kabinet des Gesandten arbeitete man schon an Memoiren, die man mir nach Berlin mitgeben wollte, man wunderte sich, daß ich noch keine Abschiedsbesuche mache, — und ich, ich lebte in dumpfem Hinbrüten, ich sah nicht ein, wie ich dieser Reise entfliehen konnte, und dennoch hielt ich es nicht für möglich, Louisen zu verlassen, jetzt, da ihr vielleicht bald der schrecklichste Schlag bevorstand. Oft war ich auf dem Punkt, ihr Alles, Alles zu entdecken, aber wie war es mir möglich, ihre himmlische Ruhe zu zerstören, das Herz zu brechen, das ich so gerne glücklich gewußt hätte?

„Da stürzte eines Morgens der Kapitän West in mein Zimmer; er war bleich, verstört; es dauerte eine lange Zeit, bis er sich fassen und sprechen konnte. „‚Jetzt ist alles aus,'" rief er, „‚sie stirbt, sie muß sterben, dieser Kummer wird sie zerschmettern!'" Er gestand, daß Donna Ines oder der Kardinal Rocco seine Liebe zu Louisen entdeckt hätten; ihr schrieben sie sein Zögern, sein Schwanken zu, und der Kardinal hatte geschworen, er wolle an diesem Tage zu dem deutschen Fräulein gehen und sie zur Rede stellen, wie sie es wagen könne, einen Mann, der schon so gut als verehelicht sei, von seinen Pflichten zurückzuhalten.

„Ich kannte diesen Priester und seine tückische Arglist; ich erkannte, daß die Geliebte verloren sei. Ich weiß Ihnen von dieser Stunde, von diesem Tage wenig mehr zu erzählen. Ich weiß nur, daß ich den Kapitän in kalter Wuth zur Thüre hinaus schob, mich schnell in die Kleider warf, und wie ein gejagtes Wild durch die Straßen dem Hause der Signora Campoco zulief. Als ich unten an dieser Straße anlangte, sah ich einen Kardinal sich demselben Hause nähern. Er schritt stolz einher, Frater Piccolo trug ihm den Mantel, es war kein Zweifel, es war Rocco. Ich setzte meine letzten Kräfte daran, ich rannte wie ein Wahnsinniger auf ihn zu, doch — ich kam eben an, als mir Piccolo mit teuflischem Lächeln die Thüre vor der Nase zuwarf.

„Eine Art von Instinkt trieb mich, all diesem Jammer zu entfliehen. Ich ging, wie ich war, zu dem Gesandten und sagte ihm, daß ich noch in

dieser Stunde abreisen werde. Er war es zufrieden, gab mir seine Aufträge, und bald hatte ich die heilige, — unglückselige Stadt im Rücken. Erst als ich nach langer Fahrt zu mir selbst kam, als meine Vorstellungen sich wieder ordneten und deutlicher wurden, erst dann tadelte ich meine Feigheit, die mich zu dieser übereilten Flucht verführte. Ich tadelte meine ganze Handlungsweise, ich klagte mich an, die Unglückliche auf diesen Schlag nicht vorbereitet zu haben; — doch es war zu spät, und wenn ich mir meine Gefühle, meine ganze Lage zurückrief, ach! da schien es so verzeihlich, die Geliebte verschont zu haben! So kam ich nach Berlin, in dieser Stimmung trafen Sie mich dort, und ein Theil dieser Geschichte war es, den ich damals im Hause meiner Tante erzählt habe."

Der junge Mann hatte geendet; seine Züge hatten nach und nach jene Trauer, jene Wehmuth angenommen, die ich in seinem Wesen, als ich ihn in Berlin sah, zu bemerken glaubte; er war ganz derselbe, der er an jenem Abend war, und die Worte seiner Tante: er sehe seit seiner Zurückkunft so geheimnißvoll aus, kamen mir wieder in den Sinn und ließen mich den richtigen Blick dieser Dame bewundern. An seiner ganzen Historie schienen mir übrigens nur zwei Dinge auffallend. Unglückliche Mädchen, wie das Fräulein, abenteuernde Damen wie Ines, intrigante Priester wie Kardinal Rocco hatte ich auf der Welt schon viele gesehen. Aber die beiden Männer waren mir, als Menschenkenner, etwas räthselhaft. Der Kapitän hatte allerdings schon einen bedeutenden Grad in meinem Reglement erlangt, aber unbegreiflich war es mir, wie sich dieser Mann so lange auf einer Stufe halten konnte, da doch nach moralischen, wie nach physischen Gesetzen ein Körper, welcher abwärts gleitet, immer schneller fällt. Er war falsch, denn er spielte zwei Rollen; er war leichtsinnig, denn er vergaß sich alle Augenblicke; er war eifersüchtig, obgleich er es selbst mit zwei Frauen hielt; er war schnell zum Zorn reizbar; als deutscher Kapitän liebte er wahrscheinlich auch das Est, Est, Est, Eigenschaften, die nicht lange auf einer Stufe lassen. Ein Anderer an seiner Stelle wäre vielleicht aus Eifersucht und Zorn schon längst ein Todtschläger geworden, ein Zweiter wäre, leichtsinnig wie er, all' diesem Jammer entflohen, hätte die Donna Ines hier und Fräulein Louise dort sitzen lassen, und vielleicht an einem andern Ort eine Andere gefreit; ein Dritter hätte vielleicht der Donna Gift beigebracht, um die schöne Sächsin zu besitzen, oder aus Verzweiflung die Letztere erdolcht.

Aber wie langweilig dünkte es mir, daß das Fräulein noch in demselben Zustande war, daß die beiden Anbeter noch nicht in Streit gerathen waren, daß das Ende von diesen Geschichten ein Uebertritt zur römischen Kirche, eine Hochzeit der Donna Ines und vielleicht eine zweite, Louise mit dem Berliner, werden sollte?

Denn eben dieser ehrliche Berliner! Er stand zwar in etwas entfernten Verhältnissen zu mir, doch wußte ich, wenn ich ihm das Ziel seines heimlichen Strebens, das Fräulein, recht lockend, recht reizend vorstellte, wenn ich ihren Besitz ihm von Ferne möglich zeigte, so machte er Riesenschritte abwärts, denn seine Anlagen waren gut. Ich beschloß daher, mir ein kleines Vergnügen zu machen und die Leutchen zu hetzen.

Während diese Gedanken flüchtig in mir aufstiegen, wurde dem Herrn von S. ein Brief gebracht. Er sah die Aufschrift an und erröthete, er riß

das Siegel auf, er las, und sein Auge wurde immer glänzender, seine Stimme heiterer. „Der Engel!“ rief er aus, „sie will mich dennoch sehen! Wie glücklich macht sie mich! Lesen Sie, Freund,“ sagte er, indem er mir den Brief reichte; „müssen solche Zeilen nicht beglücken?“

Ich las:

„Mein treuer Freund!

„Mein Herz verlangt darnach, Sie zu sprechen. Ich wollte Sie nicht mehr sehen, nicht mehr sprechen, bis Sie mir gute Nachrichten zu bringen hätten; Sie selbst sind es eigentlich, der diesen Bann aussprach. Doch heben Sie ihn auf, Sie wissen, wie tröstlich es mir ist, mit Ihnen sprechen zu können. Der Fremme ist wieder hier; er verspricht sich das Beste von West. Ach! daß er ihn zurückbrächte von seinem Abwege, nicht zu mir, meine Augen dürfen ihn nicht mehr sehen, nur zurück von dieser Schmach, die ich nicht ertragen kann. L. v. P.

N. S. Wissen Sie in Rom keinen Deutschen, der in Mecklenburg bekannt wäre? West hat dort Verwandte, die vielleicht in der Sache etwas thun könnten.“

„Ich kann mir denken, daß dieses schöne Vertrauen Sie erfreuen muß,“ sagte ich, „doch Einiges ist mir nicht recht klar in diesem Brief, das Sie mir übrigens aufklären werden. Wegen der Verwandten in Mecklenburg kann sich übrigens das Fräulein an Niemand besser wenden, als an mich; denn ich war mehrere Jahre dort, und bin beinahe in allen Familien genau bekannt.“

Der junge Mann war entzückt, dem Fräulein so schnell dienen zu können. „Das ist trefflich!“ rief er, „und Sie begleiten mich wohl jetzt eben zu ihr? Ich erzähle Ihnen unterwegs noch Einiges, was Ihnen die Verhältnisse klarer machen wird.“

Ich sagte mit Freuden zu, wir gingen.

„In Berlin,“ erzählte er, „hielt ich es nur zwei Monate aus; ich hatte Niemand hier in Rom, der mir über das unglückliche Geschöpf hätte Nachricht geben können, und so lebte ich in einem Zustande, der beinahe an Verzweiflung grenzte; nur ein Mal schrieb mir der sächsische Gesandte: „Der Papst habe sich jetzt öffentlich für den Kapitän West erklärt, man spreche davon, daß der Preis dieser Gnade der Uebertritt des Kapitäns zur römischen Kirche sein solle.“ In demselben Briefe erwähnte er mit Bedauern, daß die junge Dame, die uns alle so sehr angezogen habe, die mich immer besonders auszuzeichnen geschienen, sehr gefährlich krank sei, die Aerzte zweifeln an ihrer Rettung.“

„Wer konnte dies anders sein, als die arme Louise. Diese letzte Nachricht entschied über mich. Zwar hätte ich mir denken können, daß das, was ihr der Kardinal mittheilte, Krankheit, vielleicht den Tod zur Folge haben werde, aber jetzt erst, als ich diese Nachricht gewiß wußte, jetzt erst kam sie mir schrecklich vor; ich reiste nach Rom zurück und meine Bekannten hier haben sich nicht weniger darüber gewundert, mich so unverhofft zu sehen, als meine Verwandten in Berlin, mich so plötzlich wieder entlassen zu müssen. Besonders die Tante konnte es mir nicht verzeihen, denn sie hatte schon den Plan gemacht, mich mit einem der Fräulein, die Sie beim Thee versammelt fanden, zu verheirathen.

„Erlassen Sie es mir, zu beschreiben, wie ich das Fräulein wieder fand! Nur eines schien diese schöne Seele zu betrüben, der Gedanke, daß West zu seiner großen Schuld noch einen Abfall von der Kirche fügen wolle. Ich lebe seitdem ein Leben voll Kummer. Ich sehe ihre Kräfte, ihre Jugend dahin schwinden; ich sehe, wie sie ein Herz voll Jammer unter einer lächelnden Miene verbirgt. Um mich zu noch thätigerem Eifer, ihr zu dienen, zu zwingen, gelobte ich, sie nicht mehr zu sprechen, bis ich von dem Kapitän erlangt hätte, daß er nicht zum Apostaten werde, — oder bis sie mich selbst rufen lasse. Das Letztere ist heute geschehen. Es scheint, sie hat Hoffnung, ich habe keine; denn er ist zu Allem fähig, und Rocco hat ihn so im Netze, daß an kein Entrinnen zu denken ist."

„Aber der Fromme," fragte ich, „soll wohl der seine Bekehrung übernehmen?"

„Auf diesen Menschen scheint sie ihre Hoffnung zu gründen. Es ist ein deutscher Kaufmann, ein sogenannter Pietist, er zieht umher, um zu bekehren; doch leider muß er jedem Vernünftigen zu lächerlich erscheinen, als daß ich glauben könnte, er sei zur Bekehrung des Kapitäns berufen. Eher setzte ich einige Hoffnung auf Sie, mein Freund, wenn Sie durch die Verwandten etwas bewirken könnten; doch auch dies kommt zu spät! Wie sie sich nur um diesen Elenden noch kümmern mag!"

Viel versprach ich mir von diesem Besuch bei dem Fräulein von Palden. Was ich von ihr gesehen, von ihr gehört, hatte mir ein Interesse eingeflößt, das diese Stunde befriedigen mußte. Ich hatte mir schon lange zuvor, ehe ich sie sah, ein Bild von ihr entworfen, ich fand es, als sie mir damals im Portikus erschien, beinahe verwirklicht; nur Eines schien noch zu fehlen, und auch das hatte sich jetzt bestätigt: ich dachte mir sie nämlich etwas fromm, etwas schwärmerisch, und sie mußte dies sein, wie konnte sie sonst einem deutschen Pietisten die Heilung des Kapitäns West zutrauen?

Wir wurden von der Signora Campoco und ihren Hunden freundlich empfangen; den Berliner führte sie zu ihrer Nichte, mich bat sie, in ein Zimmer zu treten, wo ich einen Landsmann finden werde. Ich trat ein. Am Fenster stand ein langer, hagerer Mann, von kaltem, finsterem Aussehen. Er heftete seine Augen immer zu Boden, und wenn er sie einmal aufschlug, so glühten sie von einem trüben, unsicheren Feuer. Ich machte ihm mein Compliment, er erwiderte es mit einem leichten Neigen des Hauptes und antwortete: „Gegrüßet seist Du mit dem Gruße des Friedens!"

„Ha, dachte ich, das ist Niemand anders als der Pietist! Solche Leute sind eine wahre Augenweide für den Teufel; er weiß, wie es in ihrem In-

nern ausgeht, und diese herrliche Charaktermaske, lächerlicher als Policinello, komischer als Pasiaglio, pathetischer als Truffaldin, und wahrer als sie Alle, trifft man besonders in Deutschland, und seit neuerer Zeit in Amerika, wohin sie die Deutschen verpflanzt haben. Diese Protestanten glauben im ächten Sinne des Wortes zu handeln, wenn sie gegen Alles protestiren. Der Glaube der katholischen Kirche ist ihnen ein Gräuel; der Papst ist der Antichrist, gegen ihn und die Türken beten sie alle Tage ein absonderliches Gebet. Nicht zufrieden mit diesem, protestiren sie gegen ihren eigenen Staat, gegen ihre eigene Kirche. Alles ist ihnen nicht orthodox, nicht fromm genug. Man glaubt vielleicht, sie selbst sind um so frommer? O ja, wie man will. Sie geben gesenkten Hauptes, wagen den Blick nicht zu erheben, wagen kein Weltkind anzuschauen. Ihre Rede ist, „ja, ja, nein, nein." Auf weitere Schwüre und dergleichen lassen sie sich nicht ein. Sie sind die Stillen im Lande, denn sie leben einfach und ohne Lärm für sich; doch diese selige Ruhe in dem Herrn verhindert sie nicht, ihre Mitmenschen zu verleumden, zu bestehlen, zu betrügen. Daher kommt es, daß sie einander selbst nicht trauen. Sie vermeiden es, sich öffentlich zu vergnügen, und wer am Sonntag tanzt, ist in ihren Augen ein Ruchloser. Unter sich selbst aber feiern sie Orgien, von denen jeder andere sein Auge beschämt wegwenden würde.

Drum lacht mir das Herz, wenn ich einen Mystiker dieser Art sehe. Sie gehen still durchs Leben und wollen die Welt glauben machen, sie seien von Anbeginn der Welt als extrafeine Sorte erschaffen und plombirt worden, und der heilige Petrus, mein lieber Gevatter, werde ihnen einen näheren Weg, ein Seitenpförtchen in den Himmel aufschließen. Aber alle kommen zu mir; Separatisten, Pietisten, Mystiker, wie sie sich heißen mögen, seien sie Kathedermänner oder Schuhmacher, alle sind in Nr. 1 und 2, sie verneinen, wenn auch nicht im Aeußern, denn sie sind Heuchler in ihrem Herzen von Anbeginn.

Ein solcher war nun der fromme Mann am Fenster. „Ihr seid ein Landsmann von mir," fragte ich nach seinem Gruß, „Ihr seid ein Deutscher?"

„Alle Menschen sind Brüder und gleich vor Gott," antwortete er; „aber die Frommen sind ihm ein angenehmer Geruch."

„Da habt Ihr Recht," erwiderte ich, „besonders wenn sie in einer engen Stube Betstunde halten. Seid Ihr schon lange hier in dieser gotteslästerlichen Stadt?"

Er warf einen scheuen Blick auf mich und seufzte: „O welche Freude hat mir der Herr gegeben, daß er einen Erweckten zu mir sandte! Du bist der Erste, der mir hier sagt, daß dies die Stadt der babylonischen H—, der Sitz des Antichrists ist. Da sprechen sie in ihrem weltlichen Sinne von dem Alterthume der Heiden, laufen umher in diesen großen Götzentempeln, und nennen Alles „‚heiliges Land,'" selbst wenn sie Protestanten sind; aber diese sind oft die Aergsten."

„Wie freut es mich, Bruder, Dich gefunden zu haben. Sind noch mehrere Brüder und Schwestern hier? Doch hier kann es nicht fehlen; in einer Gemeinde, die der Apostel Paulus selbst gestiftet hat, müssen fromme Seelen sein."

„Bruder, geh' mir weg mit dem Apostel Paulus, dem traue ich nur halb; man weiß allerlei von seinem früheren Leben und nachher, da hat er so etwas Gelehrtes wie unsere Professoren und Pfarrer; ich glaube, durch ihn ist dieses Uebel in die Welt gekommen. Zu was denn diese Gelehrtheit, diese Untersuchungen? sie führen zum Unglauben. Die Erleuchtung macht's, und wenn einer nicht zum Durchbruch gekommen ist, bleibt er ein Sünder. Ein altes Weib, wenn sie erleuchtet ist, kann so gut predigen und lehren in Israel, als der gelahrteste Doktor."

„Du hast Recht, Bruder," erwiderte ich ihm, „und ich war in meinem Leben in der Seele nicht vergnügter, nie so heiter gestimmt, als wenn ich einen Bruder Schuster oder eine Schwester Spitälerin das Wort verkündigen hörte. War es auch lauterer Unsinn, was sie sprach, so hatte ihr es doch der Geist eingegeben, und wir alle waren zerknirscht. Doch sage mir, wie kommst Du ins Haus dieser Gottlosen?"

„Bruder, in der Stadt Dresden im Sachsenland, wo es mehr Erleuchtete gibt, als irgendwo, da wohnte ich neben ihrem Haus. Damals war sie ein Weltkind und lachte, wenn die Frommen am Sonntag Abend in mein Haus wandelten, um eine Stunde bei mir zu halten. Als ich nun hieher kam in dieses Sodom und Gomora, da gab mir der Geist ein, meine Nachbarin aufzusuchen. Ich fand sie von einem Unglück niedergedrückt. Es ist ihr ganz recht geschehen, denn so straft der Herr den Wandel der Sünder. Aber mich erbarmte doch ihre junge Seele, daß sie so sicherlich abfahren soll, dorthin wo Heulen und Zähnklappern. Ich sprach ihr zu, sie ging ein in meine Lehren, und ich hoffe, es wird bei ihr bald zum Durchbruch kommen. Und da erzählte sie mir von einem Mann, den der Satan und der Antichrist in ihren Schlingen gefangen haben, und bat mich, ob ich nicht lösen könne diese Bande kraft des Geistes, der in mir wohnet. Und darum bin ich hier."

Während der fromme Mann die letzten Worte sprach, kam der Berliner mit dem Fräulein. Jener stellte mich vor, und sie fragte erröthend, ob ich mit der Familie des Kapitäns West in Mecklenburg bekannt sei. Ich bejahte es; ich hatte mit mehreren dieser Leute zu thun gehabt und gab ihr einige Details an, die sie zu befriedigen schienen.

„Der Kapitän ist auf dem Sprung, einen sehr thörichten Schritt zu thun, der ihn gewiß nicht glücklich machen kann; S. hat Ihnen wohl schon davon gesagt, und es kommt jetzt darauf an, ihm das Mißliche eines solchen Schrittes auch von Seiten seiner Familie darzuthun."

„Mit Vergnügen; dieser fromme Mann wird uns begleiten; er ist in geistlichen Kämpfen erfahrener als ich; ich hoffe, er wird sehr nützlich sein können."

„Es ist mein Beruf," antwortete der Pietist, die Augen gräulich verdrehend, „es ist mein Beruf, zu kämpfen, so lange es Tag ist. Ich will setzen meinen Fuß auf den Kopf der Schlange und will ihr den Kopf zertreten, wie einer Kröte; soeben ist der Geist in mich gefahren. Ich fühle mich wacker wie ein gewappneter Streiter. Liebe Brüder, lasset uns nicht lange zaudern, denn die Stunde ist gekommen; Sela!"

„Gehen wir!" sagte der Berliner; „sein Sie versichert, Louise, daß Freund Stobelberg und ich Alles thun werden, was zu Ihrer Beruhigung

dienen kann. Fassen Sie sich, sehen Sie munbig, heiter in die Zukunft, die Zeit bringt Rosen."

Das schöne bleiche Mädchen antwortete durch ein Lächeln, das sie einem wunden Herzen mühsam abgezwungen hatte. Wir gingen, und als ich mich in der Thüre umwandte, sah ich sie heftig weinen.

Wir drei gingen ziemlich einsilbig über die Straße; der Pietist, vom Geiste befallen, murmelte unverständliche Worte vor sich hin und verzog sein Gesicht, rollte seine Augen wie ein Hierophant. Der Berliner schien an dem guten Erfolg unseres Beginnens zu zweifeln und ging sinnend neben mir her, ich selbst war von dem Anblick der stillen Trauer jenes Mädchens, ich möchte sagen, beinahe gerührt; ich dachte nach, wie man es möglich machen könnte, sie der Schwärmerei zu entreißen, sie dem Leben, der Freude wiederzugeben, denn so gerne ich ihr den Himmel und alles Gute wünschte, so schien sie mir doch zu jung und schön, als daß sie jetzt schon auf eine etwas langweilige Seligkeit spekuliren sollte. Durch den Berliner schien ich dies am besten erreichen zu können, besser vielleicht noch durch Kapitän West, der mir ohnedies verfallen war; doch zweifelte ich, ob man ihn noch von der Spanierin werde losmachen können.

Auf der Hausflur des Kapitäns ließ uns der Pietist vorangehen, weil er hier beten und unsern Ein- und Ausgang segnen wolle. Doch, o Wunder! Als wir uns umsahen, nahm er nach jedem Stoßseufzer einen Schluck aus einem Fläschchen, das seiner Farbe nach einen guten italienischen Liqueur enthalten mußte. Ha! jetzt muß der Geist erst recht über ihn kommen, dachte ich, jetzt kann es nicht fehlen, er muß mit großer Begeisterung sprechen.

Der Kapitän empfing uns mit einer etwas finstern Stirne. Der Berliner stellte uns ihm vor, und sogleich begann der Pietist, vom Geiste getrieben, seinen Sermon.

Er stellte sich vor den Kapitän hin, schlug die Augen zum Himmel auf und sprach: „Bruder! was haben meine Ohren von Dir vernommen? So ganz hat Dich der Teufel in seinen Klauen, daß Du Dich dem Antichrist ergeben willst, daß Du absagen willst der heiligen, christlichen Kirche, der Gemeinschaft der Heiligen? Sela. Aber da sieht man es deutlich. Wie heißt es Sirach am 9. im dritten Vers? He? „Fliehe die Buhlerin, daß Du nicht in ihre Stricke fallest.'"

„Zu was soll diese Komödie dienen, Herr von T.," sprach der Kapitän gereizt. „Ich hoffe, Sie sind nicht gekommen, mir in meinem Zimmer Sottisen zu sagen."

„Ich wollte Sie mit Herrn von Stobelberg, der Ihre Familie kennt, besuchen; da ließ sich dieser fromme Mann, der gehört hat, daß Sie übertreten wollen, nicht abhalten, uns zu begleiten."

„Große Ehre für mich, geben Sie sich aber weiter keine Mühe, denn —"

„Höret, höret, wie er den Herrn lästert, in dessen Name ich komme!" schrie der Pietist, „der Antichrist krümmet sich in ihm wie ein Wurm, und der Teufel sitzt ihm auf der Zunge. O warum habt Ihr Euch blenden lassen von Weltehre? Was sagt derselbe Sirach? „Laß Dich nicht bewegen von dem Gottlosen in seinen großen Ehren; denn Du weißt nicht,

wie es ein Ende nehmen wird. — Wisse, daß Du unter den Stricken wandelst, und gehest auf eitel hohen Spitzen!"

„Sie kennen meine Familie, Herr von Stobelberg? Sind Sie vielleicht selbst ein Landsmann aus Mecklenburg?"

„Nein! Aber ich kam viel in Berührung mit Ihrer Familie, und bin mit einigen Gliedern derselben sehr nahe liirt. So zum Beispiel mit Ihrem Onkel F., mit Ihrer Tante W., mit Ihrem Schwager Z."

„Wie? Der Satan hat ihm die Ohren zugeleimt?" rief der fromme Protestant, als sein abtrünniger Bruder ihn völlig ignorirte. „Auf, Ihr Brüder, Ihr Streiter des Herrn, lasset uns ein geistliches Lied singen, vielleicht hilft es. Er drückte die Augen zu und fing an, mit näselnder, zitternder Stimme zu singen:

„Herr, schütz uns vor dem Antichrist,
Und laß uns doch nicht fallen;
Es streckt der Papst mit Hinterlist
Nach uns die langen Krallen;
Und laß dich erbitten,
Vor den Jesuiten
Und den argen Missionaren
Wollest gnädig uns bewahren.

Sie sind des Teufels Knechte all,
Nur wir sind fromme Seelen;
Wir kommen in des Himmels Stall,
Uns kann es gar nicht fehlen;
Denn nach kurzem Schlafe
Ziehn wir frommen Schafe
In den Pferch für uns bereitet,
Wo der Hirt die Schäflein weidet.

Dort scheidet er die Böcke aus —"

Man kann eben nicht sagen, daß der Fromme wie eine Nachtigall sang, aber komisch genug war es anzusehen, wie er vom Geiste getrieben, dazu agirte. Auf den Wangen des Kapitäns wechselte Scham und Zorn, und man war ungewiß, ob er mehr über die Unverschämtheit dieses Proselytenmachers staunte, oder mehr über den Inhalt der frommen Hymne erbost sei. Als der Pietist nach einem tiefen Seufzer den dritten Vers anhub, ging die Thüre auf, und die hohe majestätische Gestalt des Kardinals Rocco trat ein. Er war angethan mit einem weißen, faltenreichen Gewand, und der Purpur, der über seine Schultern herabfloß, gab ihm etwas Erhabenes, Fürstliches. Er übersah uns mit gebietendem Blick, und die Rechte, die er ausstreckte, mochte vielleicht den ehrwürdigen Kuß eines Gläubigen erwarten.

Der Kapitän war in sichtbarer Verlegenheit. Er fühlte, daß der Kardinal uns den Protestantismus sogleich anriechen, daß es ihn erzürnen werde, seinen Katechumenen in so schlechter Gesellschaft zu sehen. Er nannte der Eminenz unsere Namen, doch als er Herrn v. S. erblickte, trat er erschrocken einen Schritt zurück und flüsterte dem Frater Piccolo in der violetten Kutte zu: „Das ist wohl der Teufel, den Du im Traume gesehen?"

Piccolo antwortete mit drei Kreuzen, die er ängstlich auf seinen Leib zeichnete, und der Kardinal fing an, leise einige Stellen aus dem Exercismus zu beten. Während dieser Scene hatte sich der fromme Kaufmann, dem das Wort auf der Lippe stehen geblieben war, wieder erholt. Er betrachtete die imponirende Gestalt dieses Kirchenfürsten, doch schien sie ihm nicht mehr zu imponiren, nachdem er bei sich zu dem Resultate gelangt war, daß nur ein frommer protestantisch-mystischer Christ zur Seligkeit gelangen könne. Er hub im heulenden Predigerton auf italienisch an: „Siehe da, ein Sohn der babylonischen H—, ein Nepote des Antichrists. Er hat sich angethan mit Seide und Purpur, um Eure armen Seelen zu verlocken. Hebe Dich weg, Satanas!"

„Ist der Mensch ein Narr?" fragte der Kardinal, indem er näher trat und den Prediger ruhig und groß anschaute. „Piccolo, merke Dir diesen Menschen, wir wollen ihn im Spital versorgen."

Der Pietist gerieth in Wuth: „Baalspfaffe, Götzendiener, Antichrist!" schrie er. „Du willst mich ins Spital thun? Ha, jetzt kommt der Geist erst recht über mich. Ich will barmherzig sein mit Dir, Sodomiter! ich will Dich lehren die Hauptstücke der Religion, daß Du Deine ketzerischen Irrthümer einsehest. Aber zuvor ziehe sogleich den Purpur ab, zu was soll dieser Flitter dienen? Meinst Du, Du gefallest dem Herrn besser, wenn Du violette Strümpfe anhast? O Du Thor! das sind die eiteln Lehren des Antichrists, des Drachen, der auf dem Stuhle sitzt; in Sack und Asche mußt Du Buße thun."

Jetzt glühte Rocco's Auge vor Wuth, seine Stirne zog sich zusammen, seine Wangen glühten: „Jetzt sehe ich, Kapitän," rief er, „was Euch so lange zögern macht! Ihr haltet Zusammenkünfte mit diesen wahnsinnigen Ketzern, die Euch in Eurem Aberglauben bestärken. Ha! bei der heiligen Erde, Ihr habt uns tief gekränkt."

„Herr Kardinal!" fiel ihm Herr v. S. in die Rede, „ich bitte, uns nicht Alle in eine Klasse zu werfen. Wenn jener Mann dort den Trieb in sich fühlt, alle Welt zu bekehren, so können wir ihn nicht daran verhindern. Doch meine ich, man habe sich nicht darüber zu beklagen, denn Ew. Eminenz wissen, daß es gleichsam nur Repressalien für die Missionen und die Jesuiterei sind, mit welcher man gegenwärtig alle Welt überschwemmt."

Jetzt war der rechte Zeitpunkt, die Leutchen zu hetzen; jetzt galt es, sie zu verwickeln, um sie nachher desto länger trauern zu lassen. „Herr v. S.," sagte ich, „der Herr Kapitän will, denke ich, durch sein Schweigen beweisen, daß er Seiner Eminenz Recht gebe. Zwar schließt mich mein Bewußtsein von den wahnsinnigen Ketzern aus, ich mache keine Proselyten, ich unterrichte Niemand in der Religion; aber Ihrer werthen Familie in Mecklenburg werde ich bei meiner Rückkehr sagen können —"

„Stille!" rief der Pietist mit feierlicher Stimme: „Bruder, Mann Gottes, willst Du Dich so versündigen, mit dem Baalspfaffen zu rechten? Er geht einher wie ein Pharisäer, aber es wäre ihm besser, ein Mühlstein hinge an seinem Hals, und er würde ertränkt, wo es am tiefsten ist."

„Hüte Dich, einen Pfaffen zu beleidigen," ist ein altes Sprüchwort, und der Kapitän mochte auch so denken. Ich sah, daß Beschämung, vor

uns von Rocco wie ein Schulknabe behandelt zu werden, und die Furcht, ihn zu beleidigen, in seinem Gesichte kämpfte.

„Ich muß Ihren Irrthum berichtigen, Eminenz," entgegnete er; „diesen Mann hier kenne ich nicht, und er kann sich auch entfernen, wann er will, denn seine schwärmerischen Reden sind mir zum Ekel, aber über diese Herren hier haben Sie eine ganz falsche Ansicht. Herr von Stobelberg bringt mir Nachrichten von meiner Familie, Herr von S. besucht mich. Ich weiß nicht, welche bösliche Absicht Sie darein legen wollen."

Weit entfernt, den Kardinal durch diese Worte zu besänftigen, brachte er ihn nur noch mehr auf, doch bezähmte er laute Ausbrüche des Zorns, und seine stille Wuth wurde nur in kaltem Spott sichtbar. „Ja, ich habe mich freilich höchlich geirrt," sagte er lächelnd, „und bitte um Verzeihung, meine Herren. Ich dachte, Ihr Besuch betreffe religiöse Gegenstände, doch nun merke ich, daß es friedlichere Absichten sind, was Sie herführt. Herr v. S. wird wahrscheinlich den Herrn Kapitän wieder in die süßen Fesseln des deutschen Fräuleins legen wollen. Trefflich! Ob auch eine andere Dame darüber sterben wird, es ist ihm gleichgültig. Ich bewundere nebenbei auch Ihre Gutmüthigkeit, Capitano, daß Sie sich von demselben Manne zurückführen lassen, der Sie so geschickt aus dem Sattel hob!"

„Zu welch' sonderbaren Sprüngen steigert doch den Sterblichen die Beschämung. Gefühl des Unrechts, wirkliche Beleidigung, Zorn, alle Leidenschaften seiner Seele hätten den Kapitän wohl nicht so außer sich gebracht, als das Gefühl der Schaam, vor deutschen Männern von einem römischen Priester so verhöhnt zu werden. „Die Achtung, Signor Rocco," sagte er, „die Achtung, die ich vor Ihrem Gewand habe, schützt mich, Ihnen zu erwidern, was Sie mir in meinem Zimmer über mich gesagt haben. Ich kenne jetzt Ihre Ansichten über mich hinlänglich, und wundere mich, wie Sie sich um meine arme Seele so viele Mühe geben wollten. Diesem Herrn, der, wie Sie sagten, mich aus dem Sattel hob, werde ich folgen. Doch wissen Sie, daß, was er gethan hat, mit meiner Zustimmung geschah. Ich werde ihm folgen, obgleich es zuvor gar nicht in meiner Absicht lag, nur um Ihnen zu zeigen, daß weder Ihr Spott, noch Ihre Drohungen auf mich Eindruck machen; und wenn Sie ein andermal wieder einen Mann meiner Art unter der Arbeit haben, so rathe ich Ihnen, Ihren Spott oder Ihren Zorn zurückzuhalten, bis er im Schooße der Kirche ist."

Das reiche, rosige Antlitz Rocco's war so weiß geworden, als sein seidenes Gewand. „Geben Sie sich keine Mühe," entgegnete er, „mir zu beweisen, wie wenig man an einem seichten Kopf Ihrer Art verliert. Glauben Sie mir, die Kirche hat höhere Zwecke, als einen Kapitän West zu bekehren —"

„Wir kennen diese schönen Zwecke," rief der Berliner mit sehr überflüssigem Protestantismus; „Ihre Plane sind freilich nicht auf einen Einzelnen gerichtet, sie gehen auf uns arme Seelen alle. Sie möchten gar zu gerne unser ganzes Vaterland und England und Alles, was noch zum Evangelium hält, unter den heiligen Pantoffel bringen. Aber Sie kommen hundert Jahre zu spät, oder zu früh; noch gibt es, Gott sei Dank, Män-

ner genug in meinem Vaterlande, die lieber des Teufels sein wollen, als den heiligen Stuhl anbeten.

„Bringe mir meinen Hut, Piccolo!“ sagte der Priester sehr gelassen, „Ihnen, mein Herr von S., danke ich für diese Belehrung; doch lag uns an den dummen Deutschen wenig. Es liegt ein sicheres Mittel in der Erbärmlichkeit Ihrer Nation und in ihrer Nachahmungssucht. Ich kann Sie versichern, wenn man in Frankreich recht fromm wird, wenn England über kurz oder lang zu der alleinseligmachenden Kirche zurückkehrt, dann werden auch die ehrlichen Deutschen nicht mehr lange protestiren. Darum leben Sie wohl, mein Herr, auf Wiedersehen?“ Die Züge des Cardinals hatten etwas Hohes, Gebietendes, das mir beinahe nie so sichtbar wurde, als in diesem Moment. Ich mußte gestehen, er hatte sich gut aus der Sache gezogen und verließ als Sieger die Wahlstatt. Frater Piccolo setzte ihm den roten Hut auf, ergriff die Schlappe seines Talars, und mit Anstand und Würde grüßend, schritt der Kardinal aus dem Zimmer.

Der Berliner fühlte sich beschämt und sprach kein Wort; der Pietist murmelte Stoßgebetlein und war augenscheinlich disputirt, denn der Streit ging über seinen Horizont, an welchem nur die Ideen von dem Antichrist, dem Drachen auf dem Stuhl des Lammes, dem Baalspfaffen, der babylonischen Dame, dem ewigen Höllenpfuhl und dem Paradiesgärtlein, in lieblichem Unsinn verschlungen, schwebten.

Dem Kapitän schien übrigens nicht gar zu wohl bei der Sache zu sein. Ich erinnerte mich, gehört zu haben, daß er von Donna Ines und diesem Priester bedeutende Vorschüsse empfangen habe, die er nicht zahlen konnte; es war zu erwarten, daß sie ihn von dieser Seite bald quälen würden, und ich freute mich schon vorher, zu sehen, was er dann in der Verzweiflung beginnen werde. Auch zu diesem Auftritt hat ihn sein Leichtsinn verleitet, denn hätte er bedacht, was für Folgen für ihn daraus entstehen könnten, — er hätte sich von falscher Schaam nicht so blindlings hinreißen lassen. Der Berliner fuhr übrigens bei dieser Partie eben so schlimm. Ich wußte wohl, daß er die Hoffnung auf Louisens Besitz nicht aufgegeben hatte, daß er sie mächtiger als je nährte, da sie ihn heute hatte rufen lassen; ich wußte auch, daß sie den Kapitän nicht gerade zu sich zurückwünschte, sondern ihn nur nicht katholisch wissen wollte; ich wußte, daß sie dem Berliner vielleicht bald geneigt worden wäre, weil sie sah, mit welchem Eifer er sich um sie bemühe; und jetzt hatte der Kapitän vor uns allen ausgesprochen, daß er das Fräulein wiedersehen wolle; und so war es.

„Es ist mein voller Ernst, Herr v. S.,“ sagte er, „ich sehe ein, daß ich mich diesen unwürdigen Verbindungen entreißen muß. Können Sie mir Gelegenheit geben, das Fräulein wieder zu sehen und ihre Verzeihung zu erbitten?“

„Ich weiß nicht, wie Fräulein von Palden darüber denkt,“ antwortete der junge Mann etwas verstimmt und finster; „ich glaube nicht, daß nach diesen Vorgängen —“

„O! Ich habe die beste Hoffnung,“ rief jener, ich kenne Louisens gutes Herz und kann nicht glauben, daß sie aufgehört habe, mich zu lieben. Hören Sie einen Vorschlag. Signora Campoco hat einen Garten an der Tiber; bitten Sie das Fräulein, mit ihrer Tante heute Abend dorthin zu

kommen. Ich will sie ja nicht allein sehen, Sie alle können zugegen sein; ich will ja nichts, als Vergebung lesen in ihren Augen, ein Wort von ihr soll mir genug sein, um mich mit mir selbst und mit dem Himmel zu versöhnen. Ach, wie schmerzlich fühle ich meine Verirrungen!"

„Gut, ich will es sagen," erwiderte der Berliner, indem er mit Mühe nach Fassung rang. „Soll ich Ihnen Antwort bringen?"

„Ist nicht nöthig; wenn Sie keine Antwort bringen, bin ich um sechs Uhr als reuiger Sünder in dem Garten an der Tiber."

---

Ich gestehe, der Berliner hatte ein sonderbares Geschick. Das Verhängniß zog ihn in diese Verhältnisse, seine Gestalt, sein Gesicht, zufällig dem Kapitän West sehr ähnlich, bringt ihm Glück und Unglück; es zieht ihn in die Nähe des Mädchens; er lernt ihr Schicksal kennen, er sieht sie leiden, er leidet mit ihr; die Zeit, die alle Wunden heilt, bewirkt endlich, daß sie den Kapitän vielleicht nicht mehr so sehnlich zurückwünscht; sie will nur, daß er jenen Schritt nicht thue, den sie für einen thörichten hält; sich selbst unbewußt, gibt sie dem armen S. Hoffnungen; er glaubt sie errungen zu haben durch die vielen Bemühungen um ihr Wohl, und jetzt muß er den gefährlichen Nebenbuhler, einen Mann, den er verachtet, zu ihr zurückführen!

Ich war begierig auf diesen Abend; der Berliner hatte mir gesagt, daß sie einwillige, ihn, von Signora Campoco begleitet, zu sehen. Sie hatte ihn eingeladen, zugegen zu sein, und er bat mich, ihn zu begleiten, weil er diese Scene allein nicht mit ansehen könne.

Als ich seiner Wohnung zuging, trat mir auf einmal Frater Piccolo in den Weg mit der Frage, wo er wohl den Kapitän finden könne? Ich forschte ihn aus, zu welchem Zweck er den Kapitän suche, und er sagte mir ohne Umschweife, daß er ihm von dem Kardinal einen Schuldschein auf fünftausend Scudi zu überreichen habe, die jener zwölf Stunden nach Sicht bezahlen müsse. „Werthester Frater Piccolo," erwiderte ich ihm, „das Sicherste ist, Ihr bemühet Euch nach sechs Uhr in den Garten der Signora Campoco, welcher an der Tiber gelegen; dort werdet Ihr ihn finden, dafür stehe ich Euch." Er dankte und ging weiter. Daß er diese Nachricht dem Kardinal, vielleicht auch Donna Ines mittheilen werde, glaubte ich voraussetzen zu dürfen. „Fünftausend Scudi, zwölf Stunden nach Sicht!" sagte ich zu mir; „ich will doch sehen, wie er sich heraushilft!"

Den armen Berliner traf ich sehr niedergeschlagen. Er schien zu fühlen, daß seine Hoffnungen auf ewig zerstört seien; doch nicht nur dies Gefühl war es, was ihn unglücklich machte, er fürchtete, Louise werde nicht auf die Dauer glücklich werden. „Dieser West!" rief er, „ist es nicht immer wieder Leichtsinn, was ihn zu uns, zu ihr zurückführt! Wie leicht ist es möglich, wenn einmal die Reue über ihn kommt, die Spanierin so unglücklich gemacht zu haben, wie leicht ist es möglich, daß er auch Louisen wieder verläßt!"

Ja, dachte ich, und wenn erst das Wechselchen anlangt und er nicht

zahlen kann, und wenn ihn Donna Ines mit den funkelnden Augen sucht und bei der Fremden findet, und wenn erst der Kardinal seine Künste anwendet. Die Schule der Verzweiflung hat er noch nicht ganz durchgemacht. Aber auch das Fräulein, hoffe ich, wird jetzt aufbauen, und ihre Hülfe zu kleinen Teufeleien und Höllenkünsten nehmen, und der gute Berliner soll wohl auch bekannter mit mir werden müssen!"

Wir gingen hinaus an die Tiber zum verhängnißvollen Garten der Signora Campoco. Unterwegs sagte mir der junge Mann, das Fräulein sei ihm unbegreiflich. Als er ihr die Nachricht gebracht, wie sich im Hause des Kapitäns auf einmal alles so sonderbar, wie durch eine höhere Leitung, gefügt habe, wie West nicht nur zur protestantischen Kirche zurückkreten, sondern auch als reuiger Sünder zu ihr zurückkehren wolle, da sei, so sehr sie ihn zuvor angeklagt, ein seliges Lächeln auf ihren schönen Zügen aufgegangen. Sie habe geweint vor Freude, sie habe mit tausend Thränen ihre Tante dazu vermocht, uns in ihrem Garten zu empfangen. Und dennoch sei sie jetzt nicht mehr recht heiter; eine sonderbare Befangenheit, ein Zittern banger Erwartung habe sie befallen, sie habe ihm gestanden, daß sie der Gedanke an den Fluch ihres Vaters, wenn sie je die Gattin des Kapitäns werde, immer verfolge. Es sei, als liege eine schwarze Ahnung vor ihrer sonst so kindlich frohen Seele, als fürchte sie, trotz der Rückkehr des Geliebten, dennoch nicht glücklich zu werden.

Unter den Klagen des Berliners, unter seinen Beschuldigungen gegen das weibliche Geschlecht hatten wir uns endlich dem Garten genähert. Er lag, von Bäumen umgeben, wie ein Versteck der Liebe. Signora Campoco empfing uns mit ihren Hündlein aufs freundlichste; sie erzählte, daß sie das deutsche Geplauder der Versöhnlichkeiten nicht mehr länger hören könne, und zeigte uns eine Laube, wo wir sie finden würden. Errötbend, mit glänzenden Augen, Verwirrung und Freude auf dem schönen Gesicht, trat uns das Fräulein entgegen. Der Kapitän aber schien mir ernster, ja, es war mir, als müßte ich in seinen scheuen Blicken eine neue Schuld lesen, die er zu den alten gefügt.

Dem Berliner war wohl das Schmerzlichste der feurige Dank, den ihm das schöne Mädchen für seine eifrigen Bemühungen ausdrückte. Sie umfing ihn, sie nannte ihn ihren treuesten Freund, sie bot ihm ihre Lippen, und er hat wohl nie so tief als in jenem Augenblick gefühlt, wie die höchste Lust mit Schmerz sich paaren könne. Mir, ich gestehe es, war diese Scene etwas langweilig; ich werde daher die nähere Beschreibung davon nicht in diese Memoiren eintragen, sondern als Surrogat eine Stelle aus Jean Paul's Flegeljahren einschieben, die den Leser weniger langweilen dürfte: „Selige Stunden, welche auf die Versöhnung der Menschen folgen! Die Liebe ist wieder blöde und jungfräulich, der Geliebte neu und verklärt, das Herz feiert seinen Mai, und die Auferstandenen vom Schlachtfelde begreifen den vorigen, vergessenen Krieg nicht." So sagt dieser große Mensch, und er kann Recht haben, aus Erfahrung; ich habe, seit sich der Himmel hinter mir geschlossen, nicht mehr geliebt, und mit der Versöhnung will es nicht recht gehen.

Bei jener ganzen Scene ergötzte ich mich mehr an der Erwartung als an der Gegenwart. Wenn jetzt mit einemmal, dachte ich mir, Frater Pic-

colo durch die Bäume herbei käme, um seinen Wechsel honoriren zu lassen, — welche Angst, welcher Kummer bei dem Kapitän, welches Staunen, welcher Mißmuth bei dem Fräulein! Ich dachte mir allerlei dergleichen Möglichkeiten, während die andern in süßem Geplauder mit vielen Worten nichts sagten — da hörte ich auf einmal das Plätschern von Rudern in der Tiber. Es war nach sechs Uhr, es war die Stunde, um welche ich Frater Piccolo hieher bestellt hatte; wenn er es wäre! — Die Ruderschläge wurden vernehmlicher, kamen näher, weder die Liebenden, noch der Berliner, schienen es zu hören. Jetzt hörte man nur noch das Rauschen des Flusses, die Barke mußte sich in der Nähe ans Land gelegt haben. Die Hunde der Signora schlugen an, man hörte Stimmen in der Ferne, es rauschte in den Bäumen, Schritte knisterten auf dem Sandweg des Gartens, ich sah mich um — Donna Ines und der Kardinal Rocco standen vor uns.

Louise starrte einen Augenblick diese Menschen an, als sehe sie ein Gebild der Phantasie. Aber sie mochte sich des Kardinals aus einem schrecklichen Augenblick erinnern, sie schien den Zusammenhang zu begreifen, schien zu ahnen, wer Ines sei und sank lautlos zurück, indem sie die schönen Augen und das erbleichende Gesicht in den Händen verbarg. Der Kapitän hatte den Kommenden den Rücken zugekehrt und sah also nicht sogleich die Ursache von Louisens Schrecken. Er drehte sich um, er begegnete zornsprühenden Blicken der Donna, die diese Gruppe musterte, er suchte vergeblich nach Worten; das Gefühl seiner Schande, die Angst, die Verwirrung schnürten ihm die Kehle zu.

„Schändlich!“ hub Ines an, „so muß ich Dich treffen? Bei Deiner deutschen Buhlerin verweilest Du, und vergißt, was Du Deinem Weibe schuldig bist? Ehrvergessener! statt meine Ehre, die Du mir gestohlen, durch Treue zu ersetzen, statt mich zu entschädigen für so großen Jammer, dem ich mich um Deinetwillen ausgesetzt habe, schwelgst Du in den Armen einer andern?“

„Folget uns, Kapitän West!“ sagte der Kardinal sehr strenge. „Es ist Euch nicht erlaubt, noch einen Augenblick hier zu verweilen. Die Barke wartet. Gebt der Donna Euren Arm und verlasset diese ketzerische Gesellschaft!“

„Du bleibst!“ rief Louise, indem sie ihre schönen Finger um seinen Arm schlang und sich gefaßt und stolz aufrichtete; „schicke diese Leute fort. Du hast ja noch soeben diese Abenteurerin verschworen. Du zauberst? Monsignor, ich weiß nicht, wer Ihnen das Recht gibt, in diesen Garten zu dringen; haben Sie die Güte, sich mit dieser Dame zu entfernen.“

„Wer mir das Recht gibt, junge Ketzerin?“ entgegnete Rocco: „diese ehrwürdige Frau Campoco; ich denke, ihr gehört der Garten, und es wird sie nicht belästigen, wenn wir hier verweilen.“

„Ich bitte um Euern Segen, Eminenz,“ sagte, sich tief verneigend, Signora Campoco; „wie möget Ihr doch so sprechen? Meinem geringen Garten ist heute Heil widerfahren, denn heilige Gebeine wandeln darin umher!“

„Nicht gezaubert, Kapitän!“ rief der Kardinal, „werfet den Satan zurück, der Euch wieder in den Klauen hat; folget uns, wohin die Pflicht Euch ruft. — Ha! Ihr zaubert noch immer, Verräther? Soll ich,“ fuhr

er mit höhnischem Lächeln fort, „soll ich Euch etwa dies Papier vorzeigen? Kennet Ihr diese Unterschrift? Wie steht es mit den fünftausend Scudi, verehrter Herr? Soll ich Euch durch die Wache abholen lassen?“

„Fünftausend Scudi?“ unterbrach ihn der Berliner. „Ich leiste Bürgschaft, Herr Kardinal, sichere Bürgschaft.“ —

„Mit nichten!“ antwortete er mit großer Ruhe. „Ihr seid ein Ketzer, **Hæreticо non servanda fides**; Ihr könnet leicht eben so denken und mit der Bürgschaft in die Weite gehen. Nein, — Piccolo! Sende einen der Schiffer in die Stadt, man solle die Wache holen.“

„Um Gotteswillen, Otto! was ist das?“ rief Louise, indem ihr Thränen entstürzten. „Du wirst Dich doch nicht diesen Menschen so ganz übergeben haben? O Herr! Nur eine Stunde gestattet Aufschub, mein ganzes Vermögen soll Euer sein; mehr, viel mehr will ich Euch geben, als Ihr fordert.“ —

„Meinst Du, schlechtes Geschöpf!“ fiel ihr die Spanierin in die Rede, „meinst Du, es handle sich um Gold? Mir, mir hat er seine Seele verpfändet, er hat mich geleckt aus den Thälern meiner Heimath, er hat mir ein langes, seliges Leben in seinen Armen vorgespiegelt, er hat mich betrogen um diese Seligkeit; Du — Du hast mich betrogen, deutsche Dirne, aber sehe zu, wie Du es einst vor den Heiligen verantworten kannst, daß Du dem Weib den Gatten raubst, den Kindern, den armen Würmern, den Vater!“

„Ja, das ist dein Fluch, alter Vater!“ sagte Louise, von tiefer Wehmuth bewegt, „das ist dein Fluch, wenn ich je die Seine würde; er nahet schnell! Ich hätte Dir ihn entrissen, unglückliches Weib? Nein, so tief möchte ich nicht einmal Dich verachten. Er kannte mich längst, ehe er Dich nur sah, und die Treue, die er Dir schwur, hat er mir gebrochen!“

„Von dieser Sünde werden wir ihn absolviren,“ sprach der Kardinal; „sie ist um so weniger drückend für ihn, als Ihr selbst, Signora, mit einem Andern, der hier neben sitzt, in Verhältnissen waret. Zaudere nicht mehr, folge uns; bei den Gebeinen aller Heiligen, wenn Du jetzt nicht folgst, wirst Du sehen, was es heiße, den heiligen Vater zu verhöhnen!“

Der Kapitän war ein miserabler Sünder. So wenig Kraft, so wenig Entschluß! Ich hätte ihn in den Fluß werfen mögen; doch es mußte zu einem Resultate kommen, drum schob ich schnell ein paar Worte ein: „Wie? was ist dies für ein Geschrei von Kindern?“ rief ich erstaunt, „es wird doch kein Unglück geben?“

„Ha! meine Kinder!“ weinte die Spanierin. „O weinet nur, ihr armen Kleinen, der, der Euch Vater sein sollte, hat Erz in seiner Brust. Ich gehe, ich werfe sie in die Tiber und mich mit ihnen; so ende ich ein Leben, das Du, Verfluchter, vergiftetest!“

Sie rief es und wollte nach der Tiber eilen, doch das Fräulein faßte ihr Gewand; bleich zum Tod, mit halbgeschlossenen Augen führte sie Donna Ines zu dem Kapitän und stürzte dann aus der Laube. Ich selbst war einige Augenblicke im Zweifel, ob sie nicht denselben Entschluß ausführen wolle, den die Donna für sich gefaßt; doch der Weg, den sie einschlug, führte tiefer in den Garten, und sie wollte wohl nur diesem Jammer entgehen. Der Berliner aber lief ihr ängstlich nach, und als sich auch der

Kapitän losriß, ihr zu folgen, stürzte die ganze Gesellschaft, der Kardinal, ich und Signora Campoco in den Garten.

Wir kamen zu ihnen, als eben Louise erschöpft und ohnmächtig zusammensank. S. fing sie in seinen Armen auf und trug die theure Last nach einer Bank. Dort wollte ihn der Kapitän verdrängen, er wollte vielleicht seinen Entschluß zeigen, nur ihr anzugehören; er glaubte heiligere Rechte an sie zu haben und entfernte den Arm des jungen Mannes, um den seinigen unterzuschieben.

Doch dieser, ergriffen von Liebe und Schmerz, aufgeregt von der Scene, die wir gesehen, stieß den Kapitän zurück. „Fort mit Dir!“ rief er, „gehe zu den Pfaffen und Ehebrechern, zu Schurken Deines Gelichters. Du hast Deine Rolle künstlich gespielt; um diese Blume zu pflücken, mußtest Du Dich den Armen jenes hergelaufenen Weibes noch einmal entreißen. Hinweg mit Dir, Du Ehrloser!“

„Was sprechen Sie da?“ schrie der Kapitän schäumend; es mochte in der Rede des jungen Mannes etwas liegen, was als Wahrheit um so beißender war. „Welche Absichten legen Sie mir unter? Was hätte ich gethan? Erklären Sie sich deutlicher!“

„Jetzt hast Du Worte, Schurke, aber als dieser Engel zu Dir flehte, da hatte Deinen Mund die Schande verschlossen. Rühre sie nicht an, oder ich schlage Dich nieder!“

„Das kann Dir geschehen,“ entgegnete jener, und einem Blitze gleich fuhr er mit etwas Glänzendem aus der Tasche nach der Brust des jungen Mannes. — In Spanien lernt man gut stoßen. Der Berliner hatte einen Messerstich in der Brust und sank, ohne das Haupt der Geliebten zu lassen, in die Kniee.

„Jetzt wird der tapfere Hauptmann gewiß katholisch!“ war mein Gedanke, als das Herzblut des jungen Mannes hervorströmte; „jetzt wird er sich bergen im Schooße der Kirche!“ Und es schien so zu kommen; denn willenlos ließ sich der Kapitän von Ines und dem Kardinal wegführen, und die Barke stieß vom Lande.

---

Wenige Tage nach diesem Vorfall erschien jener glorreiche Tag, an welchem der Papst vor dem versammelten Volke mir, dem Teufel, alle Seelen der Ketzer übermacht; ich habe zwar durch diese Anweisung noch nie eine erhalten und weiß nicht, ob Seine Heiligkeit fallirt haben und nun auf der Himmelsbörse keine Geschäfte mehr machen, also wenig Einfluß auf das Steigen und Fallen der Seelen haben, oder ob vielleicht diese Verwünschung nur zur Vermehrung der Rührung dient, um den Wirthen und Gewerbsleuten in Rom auf versteckte Weise zu verstehen zu geben, daß sie sich kein Gewissen daraus machen sollen, den Beutel der Engländer, Schweden und Deutschen zu schröpfen, da ihre Seelen doch einmal verloren seien.

An einem solchen Tage pflegt ganz Rom zusammenzuströmen, besonders die Weiber kommen gerne, um die Ketzer im Geiste abfahren zu sehen. Man drängt und schlägt sich auf dem großen Platz, man hascht nach dem

Anblick des heiligen Vaters, und wenn er den heiligen Bannstrahl herabschleudert, durchzückt ein mächtiges Gefühl jedes Herz, und Alle schlagen an die Brust und sprechen: „Wohl mir, daß ich nicht bin wie dieser Einer.“ An diesem Tage aber hatte das Fest noch eine ganz besondere Bedeutung; man sprach nämlich in allen Cirkeln, in allen Kaffeehäusern, auf allen Straßen davon, daß ein berühmter, tapferer, ketzerischer Offizier an diesem Tage sich taufen lassen wolle. Dieser Offizier machte seine Grade erstaunlich schnell durch. Am Montag hieß es, er sei Kapitän, am Dienstag er sei Major, am Mittwoch war er Obrist, und wenn man am Donnerstag frühe ein schönes Kind auf der Straße anbielt, um zu fragen, wohin es so schnell laufe, konnte man auf die Antwort rechnen: „Ei, wisset Ihr nicht, daß zur Ehre Gottes ein General der Ketzer sich taufen läßt und ein guter Christ wird, wie ich und Ihr?“

Wer der berühmte Täufling war, werden die Leser meiner Memoiren leicht erratben. Endlich, endlich war er abgefallen! Sie hatten ihn wohl nach der Scene in Signoras Garten so lange und heftig mit Vorwürfen, Bitten, Drohungen, Versprechungen und Thränen bestürmt, daß er einwilligte, besonders da er durch den Uebertritt nicht nur Absolution für seine Seele, was ihm übrigens wenig helfen wird, sondern auch Schutz für die Justiz bekam, die ihm schon nachzuspüren anfing, da der Berliner einige Tage zwischen Leben und Tod schwebte, und sein Gesandter auf strenge Ahndung des Mordes angetragen hatte.

Ich stellte mich auf dem Platze so, daß der Zug mit dem Täufling an mir vorüber kommen mußte. Und sie nahten! Ein langer Zug von Mönchen, Priestern, Nonnen, andächtigen Männern und Frauen kam heran. Ihre halblaut gesprochenen Gebete rollten wie Orgeltöne durch die Lüfte. Sie zogen im Kreis um den ungeheuern Platz, und jetzt wurden die Römer um mich her aufmerksamer. „Ecco, ecco lo!“ flüsterte es von allen Seiten; ich sah ihn — in einem grauen Gewand, das Haupt mit Asche bestreut, ein Crucifix in den gefalteten Händen, nahte mit unsicheren Schritten der Kapitän. Zwei Bischöfe in ihren violetten Talaren gingen vor ihm, und Chorknaben aller Art und Größe folgten seinen Schritten.

„Ein schöner Ketzer, bei St. Peter! ein schmucker Mann!“ hörte ich die Weiber um mich her sagen. „Welch' ein frommer Soldat!“

„Wie freut man sich, wenn man sieht, wie dem Teufel eine Seele entrissen wird!“ —

„Werden sie ihn vorher taufen oder nachher?“ —

„Vorher,“ antwortete ein schönes, schwarzlockiges Mädchen, „vorher, denn nachher verflucht der heilige Vater alle Ketzer, und da würde er ihn ja ewig verdammen, und nachher segnen und taufen.“ —

„Ach, das verstehst Du nicht,“ sagte ihr Vater, „der Papst kann alles, was er will, so oder so.“

„Nein, er kann nicht alles,“ erwiderte sie schelmisch lächelnd, „nicht alles!“

„Was kann er denn nicht?“ fragten die Umstehenden. „Er kann alles, was sollte er denn nicht können?“

„Er kann nicht heirathen!“ lachte sie; doch nicht so schnell folgt der Donner dem Blitz, als die schwere Hand des Vaters auf ihre Wange fiel.

„Was? Du versündigst Dich, Mädchen!“ schrie er. „Welche unheiligen Gedanken gibt Dir der Teufel ein? Was geht es Dich an, ob der Papst heirathet oder nicht? Dich nimmt er auf keinen Fall.“

Das Volk begann indeß in die Peterskirche zu strömen, und auch ich folgte dorthin. Es ist eine lächerliche materielle Idee, wenn die Menschen sich vorstellen, ich könne in keine christliche Kirche kommen. So schreiben viele Leute C. M. B. (Caspar, Melchior, Balthasar) über ihre Thüren und glauben, die drei Könige aus Morgenland werden sich bemühen, ihre schlechte Hütte gegen die Hexen zu schützen.

Ich drängte mich so weit als möglich vor, um die Ceremonien dieser Taufe recht zu sehen. Der tapfere Kapitän hatte jetzt sein graues Gewand mit einem glänzend weißen vertauscht und kniete unweit des Hochaltars. Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe standen umher, der ungewisse Schein des Tages, vermischt mit dem Flackern der Lichter, der Kerzen, welche die Chorknaben hielten, umgaben sie mit einem ehrwürdigen Heiligenschein, der jedoch bei Manchem wie Scheinheiligkeit aussah. Auf der andern Seite kniete unter vielen schönen Frauen Donna Ines mit ihren Kindern. Sie war lockender und reizender als je, und wer Louisen und ihr sanftes blaues Auge nicht gesehen hatte, konnte dem Täufling verzeihen, daß er sich durch dieses schöne Weib und einen listigen Priester unter den Pantoffel St. Petri bringen ließ.

Neben mir stand eine schwarzverschleierte Dame. Sie stützte sich mit einer Hand an eine Säule und ich glaube, sie wäre ohne diese Hülfe auf den Marmorboden gesunken, denn sie zitterte beinahe krampfhaft. Der Schleier war zu dicht, als daß ich ihre Züge erkennen konnte. Doch sagte mir eine Ahnung, wer es sein könnte. Jetzt erhoben die Priester den Gesang, er zog mit den blauen Wölkchen des arabischen Weihrauchs hinauf durch die Gewölbe und berauschte die Sinne der Sterblichen, übertäubte ihre Seelen und riß sie hin zu einer Andacht, die sie zwar über das Irdische, aber auch über die ewigen Gesetze ihrer Vernunft hinwegführt.

Die Priester sangen. Jetzt fing er an, sein Glaubensbekenntniß zu sprechen.

„Er hat mich nie geliebt,“ seufzte die Dame an meiner Seite, „er hat auch dich nie geliebt, o Gott, verzeihe ihm diese Sünde!“

Er sprach weiter, er verfluchte den Glauben, in welchem er bisher gelebt.

„Gib Frieden seiner Seele,“ flüsterte sie; „wir alle irren, so lange wir sterblich sind; vielleicht hat er den wahren Trost gefunden! Laß ihn Friede finden, o Herr!“

Da fingen die Priester wieder an zu singen. Ihre tiefen Töne drangen schneidend in das Herz der Dame. Jetzt wurde das Sakrament an ihm vollzogen, der Kardinal Rocco, im vollen Ornat seiner Würde, segnete ihn ein, und Donna Ines warf dem Getauften frohlockende Grüße zu.

„Vater, laß ihm mein Bild nie erscheinen,“ betete die Dame an meiner Seite, „daß nie der Stachel der Reue ihn quäle! Laß ihn glücklich werden!“

Und mit dem Pomp des heiligen Triumphs schloß die Taufe, und der Kapitän stand auf, zwar als ein so großer Sünder, wie zuvor, doch als

ein rechtgläubiger katholischer Christ. Das Volk drängte sich herzu und drückte seine Hände, und Donna Ines führte ihm mit holdem Lächeln ihre Kinder zu. Aber noch war die Scene nicht zu Ende. Kardinal Luighi führte den Getauften an die Stufen des Altars, stieg die heiligen Stufen hinan und las die Messe.

Die Dame im schwarzen Schleier zitterte heftiger, als sie dies alles sah; ihre Kniee fingen an zu wanken. „Wer Ihr auch seid, mein Herr!" flüsterte sie mir plötzlich zu, „seid so barmherzig und führt mich aus der Kirche, ich fühle mich sehr unwohl." Ich gab ihr meinen Arm, und die frommste Seele in St. Peters weiten Hallen ging hinweg, begleitet vom Teufel.

Auf dem Platze vor der Peterskirche deutete sie schweigend auf eine Equipage, die unfern hielt. Ich führte sie dorthin, ich öffnete ihr den Schlag und bot ihr die Hand zum Einsteigen. Sie schlug den dunkeln Schleier zurück, es war, wie ich mir gesagt hatte, es waren die bleichen, schönen Züge Louisens. „Ich danke Euch, Herr!" sagte sie, „Ihr habt mir einen großen Dienst erwiesen." Noch zitterte ihre Hand in der meinigen, ihre schönen Augen wandten sich noch einmal nach St. Peter und füllten sich dann mit einer Thräne. Aber schnell schlug sie den Schleier nieder und schlüpfte in den Wagen; die Pferde zogen an, ich habe sie — nie wieder gesehen.

---

Eine wichtige Angelegenheit, die wankende Sache der hohen Pforte, welcher ich immer besondere Aufmerksamkeit geschenkt habe, rief mich an diesem Tage nach ...., wo ich mit einem berühmten Staatsmann eine Conferenz halten mußte. Man kennt die Zuneigung des erlauchten Beziers eines christlichen Potentaten zum Halbmond; und ich hatte nicht erst nöthig, ihn zu überzeugen, daß die Türken seine natürlichen Alliirten seien. Von .... eilte ich zurück nach Rom. Ich gestehe, ich war begierig, wie sich jene Verhältnisse lösen würden, in welche ich verflochten war, und die mir durch einige Situationen so interessant geworden waren.

Der Erste, den ich unter der Porta del Popolo traf, war der deutsche Kaufmann. Er saß in einem schönen Wagen und hatte, wie es schien, Streit mit einigen päpstlichen Polizeisoldaten. Ich trat als Stobelberg zu ihm. „Lieber Bruder," sagte ich, „es scheint, Du willst Sodom verlassen gleich dem frommen Lot?"

„Ja, fliehen will ich aus dieser Stätte des Satans," war seine Antwort, „und hier läßt mich der Drache auf dem Stuhl des Lammes noch einmal anhalten, aus Zorn, weil ich einen seiner Baalspfaffen im Christenthum unterweisen wollte."

Ich sah hin und merkte jetzt erst die Ursache des Streites. Die Polizei hatte, ich weiß nicht aus welchem Grunde, den Wagen noch einmal untersucht. Da war man auf ein Kistchen gestoßen und hatte den Pietisten gefragt, was es enthalte. „Geistliche Bücher," antwortete er. Man glaubte nicht, schloß auf, und siehe da, es war ein gutes Flaschenfutter, und die

Polizeimänner wollten wegen seines Betruges einige Scudi von ihm nehmen.

„Aber Bruder," sagte ich zu ihm, „eine fromme Seele sollte nach nichts dürsten, als nach dem Thau des Himmels, nach nichts hungern, als nach dem Manna des Wortes, und doch führst Du ein Dutzend Flaschen mit Dir, und hier liegt ein ganzer Pack Salamiwürste? Pfui, Bruder, heißt es nicht: was werden wir essen, was werden wir trinken, nach dem Allem fragen die Heiden?"

„Bruder," erwiderte jener, und drehte die Augen gen Himmel, „Bruder, bei Dir muß es noch nicht völlig zum Durchbruch gekommen sein, daß Du einem Mann von so felsenfestem Glauben, daß Du mir solche Fragen vorlegst. Gerade, daß ich nicht zu seufzen brauche: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit uns kleiden?" gerade deßwegen habe ich mir den neuen Rock hier gekauft, habe meinen Flaschenkeller gefüllt und diese aus Felsfleisch bereiteten Würste gekauft; es geschah also aus reinem Glaubensdrang, und der Geist hat es mir eingegeben. Da, Ihr lumpigten Söhne von Astaroth, ihr Brut des Basilisken, so auf dem Stuhl des Lammes sitzt und an seinen Klauen Pantoffeln führt, da nehmet diesen holländischen Dukaten und lasset mir meine geistlichen Bücher in Ruhe! — So, nun lebe wohl, Bruder, der Geist komme über Dich und stärke Deinen Glauben!"

Da fuhr er hin, und wieder wurde ich in dem Glauben bestärkt, daß diese christlichen Pharisäer schlimmer sind als die Kinder der Welt. Ich ging weiter, den Corso hinab. Am unteren Ende der Straße begegnete mir der Kardinal Rocco und Piccolo, sein Diener. Der Kardinal schien sehr krank zu sein, denn ganz gegen die Etiquette trug ihm Piccolo nicht die Schleppe nach, sondern führte ihn unter dem Arm, und dennoch wankte Rocco zuweilen hin und her. Sein Gesicht war roth und glühend, seine Augen halb geschlossen und der rothe Hut saß ihm etwas schief auf dem Ohr.

„Siehe da, ein bekanntes Gesicht!" rief er, als er mich sah, und blieb stehen. „Komm hieher, mein Sohn, und empfange den Segen. Haben wir uns nicht schon irgendwo gesehen?"

„O ja, und ich hoffe noch öfters das Vergnügen zu haben; ich hatte die Ehre, Ew. Eminenz im Garten der Frau Campoco zu sehen."

„Ja, ja! ich erinnere mich, Ihr seid ein junger Ketzer; wisset Ihr, woher ich komme? Geraden Wegs von dem Hochzeitsschmause des lieben Paares."

Jetzt konnte ich mir die Krankheit des alten Herrn erklären; die spanischen Weine der Donna Ines waren ihm wohl zu stark gewesen, und Piccolo mußte ihn jetzt führen. „Ihr waret wohl recht vergnügt?" fragte ich ihn; „es ist doch Euer Werk, daß die Donna den Kapitän endlich doch noch überwunden hat?"

„Das ist es, lieber Ketzer," sagte er, stolz lächelnd, „mein Werk ist es; kommt, gehen wir noch ein paar hundert Schritte zusammen! — Was wollte ich sagen? Ja — mein Werk ist es, denn ohne mich hätte die Donna gar keine Kunde von ihm bekommen. Ich schrieb ihr, daß er sich in Rom befinde; ohne mich wäre ihre frühere Ehe nicht für ungültig

erklärt worden; ohne mich wäre der Kapitän nicht rechtgläubig geworden was zur Glorie unserer Kirche nicht nothwendig war; ohne mich wäre er nicht von seiner Ketzerin losgekommen — kurz, ohne mich — ja ohne mich stände Alles noch wie zuvor."

„Es ist erstaunlich!"

„Höret, Ihr gefallet mir, lieber Ketzer. Hört einmal, werdet auch rechtgläubig. Brauchet Ihr Geld? Könnet haben so viel Ihr wollt, gegen ein Reverschen zahlbar gleich nach Sicht. O! damit kann man einen köstlich in Verlegenheit bringen. Brauchet Ihr eine schöne, frische, reiche Frau? Ich habe eine Nichte, Ihr sollt sie haben. Brauchet Ihr Ehren und Würden? Ich will Euch pro primo den goldenen Sporenorden verschaffen; es kann ihn zwar jeder Narr um einige Scudi kaufen — aber Ihr sollet ihn umsonst haben. Wollet Ihr in Eurer barbarischen Heimath große Ehrenstellen? Dürfet nur befehlen. Wir haben dort großen Einfluß, geheim und öffentlich. Na! was sagt Ihr dazu?"

„Der Vorschlag ist nicht übel," erwiderte ich; „Ihr seid nobel in Euern Versprechungen. Ich glaube, Ihr könntet den Teufel selbst katholisch machen."

„Anathema sit! anathema sit! Es wäre uns übrigens nicht schwer," antwortete der Kardinal. „Wir können ihn von seinen zweitausendjährigen Sünden absolviren und dann taufen. Ueberdies ist er ein dummer Kerl, der Teufel, und hat sich von der Kirche noch immer überlisten lassen!"

„Wisset Ihr das so gewiß?"

„Das will ich meinen. Zum Beispiel, kennet Ihr die Geschichte, die er einmal mit einem Franziskaner gehabt?"

„Nein, ich bitte Euch, erzählet!"

„Ein Franziskaner zankte sich einmal mit ihm wegen einer armen Seele. Der Teufel wollte sie durchaus haben und hatte allerdings nach dem Maß ihrer Sünden das Recht dazu. Der Mönch aber wollte sie in majorem dei gloriam für den Himmel zustutzen. Da schlug endlich der Satan vor, sie wollen würfeln; wer die meisten Augen mit drei Würfeln werfe, solle die Seele haben. Der Teufel warf zuerst, und, wie er ein falscher Spieler ist, warf er achtzehn; er lachte den Franziskaner aus. Doch dieser ließ sich nicht irre machen; er nahm die Würfel und warf — neunzehn. Und die Seele war sein."

„Herr! das ist erlogen," rief ich, „wie kann er mit drei Würfeln neunzehn werfen?"

„Ei, wer fragt nach der Möglichkeit? Genug, er hat's gethan, es war ein Wunder. Nun, kommet morgen in mein Haus, lieber Sohn, wir wollen dann den Unterricht beginnen."

Er gab mir den Segen und wankte weiter. „Nein, Freund Rocco!" dachte ich, eher bekomme ich Dich, als Du mich. Von Dir läßt sich der Satan nicht überlisten. Es trieb mich jetzt, nach dem Hause des Berliners zu gehen, den ich schwer verwundet verlassen hatte. Zu meiner großen Verwunderung sagte man mir, er sei ausgegangen und werde wohl vor Nacht nicht zurückkehren. So mußte ich den Gedanken aufgeben, heute noch zu erfahren, wie es ihm ergangen sei, wie das Fräulein sich befinde, ob er wohl Hoffnung habe, jetzt, da der Kapitän auf immer für sie verloren sei,

sie für sich zu gewinnen. Es blieb mir keine Zeit, ihn heute noch zu sehen, denn den Abend über wußte ich ihn nicht zu finden, und auf die kommende Nacht hatte ich eine Zusammenkunft mit jenen kleineren Geistern verabredet, die als meine Diener die Welt durchstreifen.

Ich trat zu diesem Zweck, als die Nacht einbrach, ins Colosseum, denn dies war der Ort, wohin ich sie beschieden hatte. Noch war die Stunde nicht da, aber ich liebe es, in der Stille der Nacht auf den Trümmern einer großen Vorzeit meinen Gedanken über das Geschlecht der Sterblichen nachzuhängen. Wie erhaben sind diese majestätischen Trümmer in einer schönen Mondnacht! Ich stieg hinab in den mittleren Raum. Aus dem blauen, unbewölkten Himmel blickte der Mond durch die gebrochenen Wölbungen der Bogen herein, und die hohen überwachsenen Mauern der Ruine warfen lange Schatten über die Arena. Dunkle Gestalten schienen durch die verfallenen Gänge zu schweben, wenn ein leiser Wind die Gesträuche bewegte, und ihre Schatten hin und wieder zogen. Wo sie schwebten, diese Schatten, da sah man einst ein fröhliches Volk, schöne Frauen, tapfere Männer und die ernste feierliche Pracht der kriegerischen Kaiser. Geschlecht um Geschlecht ist hinunter, diese Mauern allein überdauerten ihre Zeit, um durch ihre erhabenen Formen diese Sterblichen zu erinnern, wie unendlich größer der Sinn jenes Volkes war, das einst ein Jahrtausend vor ihnen um diese Stätte lebte. Die ernste Würde der Consuln und des Senates, der kriegerische Prunk der Cäsaren und — dieser römische Hof und diese Römer!

Der Mond war, während ich zu mir sprach, heraufgekommen und stand jetzt gerade über dem Circus. Ich sah mich um, da gewahrte ich, daß ich nicht allein in den Ruinen sei. Eine dunkle Gestalt saß seitwärts auf dem gebrochenen Schaft einer Säule. Ich trat näher zu, — es war Otto von S.... Ich war freudig erstaunt, ihn zu sehen. Ich warf mich schnell in den Herrn von Stobelberg, um mit ihm zu sprechen. Ich redete ihn an und wünschte ihm Glück, ihn so gesund zu sehen. Er richtete sich auf, der Mond beschien ein sehr bleiches Gesicht, weinende Augen blickten mich wehmüthig an, schweigend sank er an meine Brust.

„Sie scheinen noch nicht ganz geheilt, Lieber!“ sagte ich, „Sie sind noch sehr bleich, die Nachtluft wird Ihnen schaden!“

Er verneinte es mit dem Haupt, ohne zu sprechen. Was war doch dem armen Jungen geschehen, hatte er wohl von Neuem einen Korb bekommen? „Nun, ein Mittel gibt es wohl, Sie gänzlich zu heilen,“ fuhr ich fort: „jetzt steht Ihnen ja nichts mehr im Wege, jetzt wird sie hoffentlich so spröde nicht mehr sein. Ich will den Brautwerber machen; Sie müssen Muth fassen, Louise wird sie erhören, und dann ziehen Sie mit ihr aus dieser unglücklichen Stadt, führen sie nach Berlin zu der Tante. Wie werden sich die ästhetischen Damen wundern, wenn Sie Ihre Novelle auf diese Art schließen, und die holde Erscheinung aus den Lamentationen persönlich einführen!“

Er schwieg, er weinte stille.

„Oder wie! haben Sie etwa den Versuch schon gemacht? Sollten Sie abgewiesen worden sein? Will sie die Rolle der Spröden fortspielen?“

„Sie ist todt!“ antwortete der junge Mann.
„Ist's möglich! höre ich recht? So plötzlich ist sie gestorben?“
„Der Gram hat ihr Herz gebrochen. Heute hat man sie begraben.“

Er sagte es, drückte mir die Hand, und einsam weinend ging er durch die Ruinen des Colosseums.

# Das Bild des Kaiſers.

# 1.

In dem Cabriolet des Eilwagens, der zweimal in der Woche von Frankfurt nach Stuttgart geht, reisten vor einigen Jahren an einem der schönsten Tage des Septembers zwei junge Männer. Der eine von ihnen war erst eine Station hinter Darmstadt eingestiegen und hatte dem früheren Passagier schon beim ersten Anblick durch sein schmuckes Aeußere und den freundlichen Gruß, womit er sich neben ihn setzte, die Furcht, der Zufall möchte ihm eine unangenehme Nachbarschaft geben, völlig benommen. Der Fortgang der Reise bewies, daß er nicht unrichtig geurtheilt hatte, wenn er seinen Reisegefährten für einen wohlgezogenen, anständigen Mann hielt. Was er sprach, war, wenn nicht gerade heiter, doch offen und verständig; nicht selten sogar überraschten den Reisenden leicht hingeworfene Aeußerungen, Gedanken seines Nachbars, die von feiner Bildung, gesellschaftlichen Erfahrung und einer Belesenheit zeugten, die er denn doch hinter dem etwas groben Jagdrock und der unscheinbaren Ledermütze nicht gesucht hätte. Ueberhaupt däuchte es diesem Reisenden, er müsse, je weiter er im Süden vordrang, desto öfter und nicht ohne Beschämung dem Lande und den Bewohnern Vorurtheile abbitten, die man in der Ferne vom Hörensagen, besonders in einem Alter von vierundzwanzig Jahren, so leicht annimmt.

Wie anders war ihm dieses Land im Brandenburgischen geschildert worden! Manche Reisende hatten zwar diese Bergstraße, dieses Neckarthal gelobt, doch erschien dann ihre Beschreibung matt und klein gegen die Wunder der Schweiz, zu welcher sie auf dieser Straße geeilt waren. Ueber die Bewohner war aber in seiner Heimath nur eine Stimme. Hier, bald hinter Darmstadt, fangen die Schwaben an, erzählte man dem jungen Reisenden in Berlin, mit einem mitleidigen Blick auf die Karte, mit einem noch mitleidigeren auf ihn, der diese Länder besuchen wolle; da geht alles gesellschaftliche Leben, alle Bildung aus; ein rohes, ungesittetes Volk, das nicht einmal gutes Deutsch sprechen kann. Und leider nicht nur die untersten Klassen leiden an diesem Mangel, auch die besseren Stände haben einen Anstrich von eingeschränktem, ungalantem Wesen und reden so elendes Deutsch, daß sie vor Fremden, um nicht erröthen zu müssen, Fran-

zösisch sprechen, — das war der Reisepfennig, den man ihm nach Schwaben mitgab, und in dem jungen und romantischen Kopf des jungen Brandenburgers hatten diese Sagen sich endlich während der schönen Muße, die ihm die Sandkunststraßen und die schnapsenden Postillons seines Vaterlandes gönnten, so sonderbar gestaltet, daß er sich selbst wie einer jener wohlerzogenen jungen Herren in einem scott'schen Roman erschien, die von den wehmüthigen Erinnerungen an die feinsten Cirkel, an Theater und alle Genüsse der großen Welt erfüllt, von London aus reisen, um das Hochland und seine barbarischen Bewohner zu besuchen.

Doch, als die herrliche Welt jener Berge voll Obst und Wein und jene gesegneten Thäler sich vor seinen Blicken aufthaten, als die schönen Dörfer mit ihren rothen Dächern, mit ihren reinlichen, fröhlichen Menschen seinem erstaunten Auge sich zeigten, als da und dort zwischen prachtvollen Buchenwäldern eine alte Burg und ein Schloß mit schimmernden Fenstern auftauchte, da fiel er beinahe in das andere Extrem; er strömte über von Lob und Bewunderung und bemitleidete die arme, flache Mark, ihren kahlen Sandboden, ihre mageren Tannen und ihre bleichen Bewohner, von welchen vielleicht Tausende aus dem Leben gingen, ohne nur eine jener üppigen Trauben gesehen zu haben, die hier in unendlicher Fülle durch das grüne Laub schimmerten, und ein schwacher Trost für seinen Patriotismus war, daß die Natur seine Landsleute durch höhere Einsicht, eine wohllautendere Sprache und feinere Bildung in etwas wenigstens entschädigt habe.

Der junge Mann an seiner Seite schien übrigens, obgleich man seiner Sprache den südlichen Accent anfühlte, die Gesetze des Anstandes nicht minder gut zu verstehen als der Brandenburger; zum mindesten verrieth keine seiner Fragen Neugierde, über dessen Stand, Vaterland und Reisezweck etwas zu erfahren, er benahm sich zuvorkommend, aber würdig, schien geneigter, zu antworten als zu fragen, und übernahm es, ohne sich dadurch belästigt zu fühlen, den Fremden über Namen und Geschichte der Burgen und Städte, die ihm auffielen, zu unterrichten.

So ruhig und kalt übrigens der junge Mann im Jagdkleid über diese Dinge Aufschluß gab, so waren es doch zwei Punkte, über welche er wärmer und länger sprach. Einmal, als sein Nebensitzer über die gute Gesellschaft in Schwaben einige seiner sonderbaren Begriffe preisgab, sah ihn der Grüne mit Verwunderung an, fragte ihn auch, ob er vielleicht auf einem andern Wege schon früher in Schwaben gewesen sei, und als jener es verneinte, erwiderte er:

„Ich weiß, man macht sich hin und wieder, besonders in Norddeutschland, sonderbare Begriffe von uns. Ob mit Recht, mögen Sie selbst entscheiden, wenn Sie einige Zeit in unserer Mitte verweilt haben. Doch möchte ich Ihnen rathen, zuvor etwas unbefangener die mögliche Quelle solcher Urtheile zu betrachten. Ich gebe zu, daß eine gewisse nachtheilige Ansicht über mein Vaterland seit Jahrhunderten besteht; zum mindesten sind die Schwabenstreiche nicht erst in unseren Tagen bekannt geworden. Doch scheint ein großer Theil dieser aberwitzigen Dinge aus einer gewissen Eifersucht der Volksstämme hervorzugehen, und aus der Kleinstädterei, die von jeher in unserem lieben Deutschland herrschte. In Schwaben zum Beispiel erzählt man alle jene Sonderbarkeiten, die andere uns aufbürden, von den Oesterreichern;

daß aber dieses Vorurtheil selbst in neueren Zeiten, selbst durch die Fortschritte der Kultur und das regere gesellige Leben nicht geschwächt wurde, hat zwei wichtige Gründe, die größere Schuld aber liegt nicht auf der Seite von Süddeutschland."

„Bitte!" rief der brandenburgische Reisende etwas ungläubig, „ich sollte doch nicht denken —"

„Man beurtheilt unsere Sitten nach meinen Landsleuten, die man in Norddeutschland sieht. Wenn nun diese auch die vernünftigsten Menschen wären, es würden ihnen doch zwei Mängel anhängen, die sie in Ihren Augen in Nachtheil setzen. Einmal die Sprache —"

„Bitte!" erwiderte sein Gefährte verbindlich, „nicht Alle, Sie zum Beispiel drücken sich allerliebst aus."

„Ich drücke mich aus, wie ich denke, und so macht es ein guter Theil meiner Landsleute auch; weil wir aber die Diphthongen anders aussprechen als Ihr, die Endsilben entweder nach unserer alterthümlichen Form ändern, oder im Sprechen übereilen, klingt Euch unsere Sprache auffallend, hart, beinahe gemein. Die meisten Schwaben, die Sie bei sich sehen, sind junge Männer, die von der Universität kommen und die Anstalten in Norddeutschland besuchen, oder Kaufleute, die ihr Handelsweg dahin führt. Diesen Menschen legen nun Ihre Landsleute durchaus ihren eigenen Maßstab an und thun sehr Unrecht daran. In Ihrem Lande wird den äußeren Formen und dem Benehmen des Knaben und des Jünglings einige Aufmerksamkeit geschenkt, er wird sehr bald in die geselligen Kreise gezogen; bei uns findet dies vielleicht erst um acht oder zehn Jahre später statt."

„Nun, das ist es ja gerade, was ich sagte," entgegnete jener; „diese Formen gewinnt keiner durch sich selbst, und dies ist also ein Fehler Ihrer Erziehung —"

„Vorausgesetzt, daß jene Formen wirklich so trefflich, daß sie das sind, was dem zukünftigen Bürger eines Staates vor Allem als nützlich und nothwendig einzuimpfen ist."

„Das soll es ja nicht; aber so auf dem Wege mitnehmen kann er sie doch wohl," meinte der Fremde.

„Wenn er sie nur so mitnimmt, verliert er sie auch gelegentlich," erwiderte der Schwabe. „Doch das ist nicht der Punkt, wovon wir sprechen. Ich behaupte nur, man hat in Norddeutschland Unrecht, unsere Sitten und unsere Gesellschaft nach Leuten zu beurtheilen, die der Gesellschaft eigentlich noch nicht angehört hatten, die vielleicht in die Welt geschickt wurden, um ihre Sitten abzuschleifen. Oder wollten Sie nach einigen jungen Gelehrten, die gerade aus der Studirstube zu Ihnen kamen und sich vielleicht ungeschickt in Sprache und Manieren zeigten, die Landsleute dieser Menschen beurtheilen?"

„Gewiß nicht, aber gestehen Sie selbst, man hört doch selbst von der guten Gesellschaft in Schwaben so sonderbare Gerüchte, von ihren Sitten und Gebräuchen, von ihren Frauen und Mädchen."

„Vielleicht kaum so sonderbar," versetzte der Jäger lächelnd, „als man bei uns von den Sitten Ihrer Damen hört; denn unsere Mädchen stellen sich die norddeutschen Damen gewiß immer mit irgend einem gelehrten Buch in der Hand vor. Die zweite Quelle des Irrthums über mein Vaterland

sind aber Ihre reisenden Landsleute und die eigenthümlichen Verhältnisse unseres Familienlebens. In Norddeutschland fällt es nicht schwer, in Familienkreisen Zutritt zu bekommen, durch einen Bekannten zehn zu erwerben. In Schwaben ist es anders: man ist heiter, gesellig unter sich, der Fremde wird als etwas Fremdes angestaunt, aber eher vermieden als eingeladen, doch werden Sie für diese scheinbare Kälte immer eine Entschädigung finden. Ihre Landsleute öffnen die Thüre, aber selten das Herz; meine Schwaben sind vorsichtiger, aber sie schließen sich an den, welchen sie liebgewonnen, mit einer Herzlichkeit an, die Sie bei künstlich verfeinerten Sitten umsonst suchen."

„Und also liegt eine zweite Quelle unserer Vorurtheile," fragte der Fremde, darin, „daß meine Landsleute eigentlich gar nicht in Ihren Kreisen einheimisch wurden?"

„Gewiß!" sagte der Nachbar. „Lernen Sie, wenn Ihnen das Glück wohl will, in die Kreise unserer bessern Stände zu kommen, lernen Sie uns näher kennen, lassen Sie sich nicht durch Ihre eigenen Ansichten über Leben und Sitten durchaus leiten, und Sie werden ein gutes, herzliches Völkchen finden, gebildet genug, um, wenn man nur die rechte Saite anschlägt, sich mit dem Gebildetsten zu messen, vernünftig genug, um die Grenzen guter Sitten festzuhalten und das Lächerliche der Unsitte zu belächeln."

Der Fremde aus der Mark lächelte. „Er liebt sein Land," dachte er, „und er vertheidigt es mit Wärme, weil er es nicht sinken lassen will, oder Besseres nie gesehen hat." Er entschuldigte bei sich die warme Vertheidigung des Schwaben, aber dennoch konnte er es sich nicht versagen, einen kleinen Triumph über jenen zu feiern. Er machte ihn mit der Geläufigkeit der Zunge und jener Uebung, über ein Nichts schnell und Vieles zu sprechen, die man im Norden unseres Vaterlandes häufiger als im Süden treffen soll — auf andere große Vorzüge aufmerksam, welche die nördlichen Provinzen Deutschlands vor den südlichen voraus haben. Er zählte immer zwanzig Schriftsteller und Dichter seiner Heimath gegen einen im Süden, und der Schwabe konnte endlich dem Schwall seiner Beredsamkeit nur dadurch Einhalt thun, daß er, als sie um eine Ecke der Landstraße bogen, auf die erhabenen Ruinen von Heidelberg hinwies; der Fremde betrachtete sie staunend und mit Entzücken. Ihre röthlichen Steinmassen waren von der sinkenden Herbstsonne noch höher geröthet, und der Abend ließ die Bäume und Gesträuche, die in den verfallenen Mauern wachsen, im dunkelsten, wundervollsten Grün erscheinen. Durch die hohen, offenen Fensterbogen blickte der schwärzliche Wald hervor, den Gipfel des Berges umzog jener duftige Schleier, welcher allen Gegenständen so eigenen, geheimnißvollen Reiz verleiht, und von oben herab spiegelten sich die röthlichen Abendwölkchen und der dunkelblaue Himmel in den Fluthen des Neckars.

„Und haben Sie solche Poesie in der Mark?" fragte der Jäger mit gutmüthigem Lächeln.

Der Fremde schien es nicht zu hören, unverwandt hingen seine Blicke an diesem reizenden Schauspiel; er mochte fühlen, daß es sich an solchen Stellen über Poesie nicht gut streiten lasse.

Nach diesem Vorfall kehrte übrigens auf dem Gesicht des Jägers die

vorige Ruhe und Unbefangenheit zurück; er stritt über keinen Gegenstand, schien sogar über manche Dinge sich behutsam auszudrücken.

Als aber das Gespräch unter den beiden Reisenden, da die hereinbrechende Nacht ihre Aufmerksamkeit auf die Gegend hemmte, auf einige neuere Ereignisse und auf Politik kam, schien es dem jungen Mann aus der Mark, obgleich er die Züge seines Nachbars nicht mehr gut unterscheiden konnte, sein Athem gehe schneller, seine Rede werde wärmer, kurz, man habe einen Punkt der Unterredung getroffen, welcher für den Schwaben von hohem Interesse sei. Man sprach von der Gestalt und der innern Kraft Deutschlands. Mit einer gewissen Erbitterung zog jener eine Parallele zwischen Jetzt und Sonst, die nicht gerade zum Vortheil der neueren Zeit ausfiel. Der Fremde, dessen Grundsätze im Ganzen nicht mit diesen Ansichten übereinstimmen mochten, gab ihm dennoch, nicht ohne einiges Selbstgefühl, die letzten Sätze zu. Unglücklicher Weise fing er seinen Satz: „Ich bin ein Preuße“ an, und reizte dadurch unwillkürlich den Unmuth des jungen Mannes noch mehr auf. Denn dieser vergaß nun jede Rücksicht der Klugheit; mit einer Beredsamkeit, die an jedem andern Orte dienlich gewesen wäre, suchte er seine Meinung durchzuführen, und nichts war ihm zu hoch, das er nicht mit seinem eigenen Maßstab gemessen hätte. Der Preuße, der solche Leute nur vom Hörensagen und unter dem gefährlichen Namen „Köpenicker“ kannte, erschrack über diese Aeußerungen. Konnte nicht der Postillon, konnte nicht ein Passagier im Bauche des Wagens diese Reden vernommen haben! Spandau, Köpenick, Jülich und alle möglichen festen Plätze schwebten vor seiner aufgeregten Phantasie, und das beste Mittel, seinen Nachbar zum Stillschweigen zu bringen, schien ihm, wenn er sich in die Ecke drückte und sich schlafend stellte.

## 2.

Als die beiden Reisenden am Morgen nach dieser gefährlichen Nacht erwachten, sahen sie in geringer Entfernung die Thürme von Heilbronn aus dem Nebel tauchen. „Hier endet meine Fahrt,“ sagte der Herr im grünen Rock, indem er auf die Stadt deutete, „und Ihnen danke ich es,“ setzte er mit einem freundlichen Blick auf seinen Nachbar hinzu, „daß ich diesmal diesen Wagen ungern verlasse. Wie angenehm wäre mir noch ein Tag in Ihrer Gesellschaft vergangen!“

„Dies ist mein Loos schon seit vierzehn Tagen gewesen,“ erwiderte der Brandenburger. „Der enge Raum macht nachbarlich; Menschen, welche vielleicht in einer größeren Stadt, selbst wenn sie Zimmernachbarn gewesen wären, Jahre lang unter sich kein Wort gewechselt hätten, treten sich nahe durch den so natürlichen Drang nach Mittheilung. Der Platz an meiner Seite wechselte öfter als in einer Schlacht, doch darf ich mir Glück wünschen, Sie wenigstens so lange zu meinem Nachbar gehabt zu haben,

denn so bin ich auf die angenehmste Weise in Ihr Vaterland eingeführt worden."

„Werden Sie länger in Württemberg verweilen?"

„Ich besuche Verwandte meiner Mutter," erwiderte der Fremde; „je nachdem sie und die Residenz mir gefallen, werde ich länger oder kürzer verweilen."

„Wir werden uns schwerlich wieder sehen," sagte der Grüne, „ich wüßte wenigstens nicht, was mich nach Stuttgart treiben sollte. Vergessen Sie aber nie, was ich Ihnen über den Charakter meiner Landsleute sagte. Können Sie nach ihrer Denkungsart, nach ihren Sitten sich ein wenig richten, so werden Sie überall geliebt und willkommen sein. Unsern Damen sind Sie dann als Fremder nur um so interessanter und unsern Männern — nun, da kommt es immer auf den Gürtel an, in welchem Sie leben; nur müssen Sie," setzte er mit einem Lächeln hinzu, das zwischen Ironie und gutmütiger Freundlichkeit schwebte, „nie zu deutlich und fühlbar machen — —"

„Nun?" rief der Fremde erwartungsvoll, als jener innehielt.

„Daß Sie kein Deutscher, sondern ein Preuße sind."

Das schmetternde Horn des Postillons und das Rasseln des schweren Wagens auf dem Steinweg übertönte die Antwort des Fremden. Den Passagieren ward in dieser Stadt eine kleine Rast vergönnt, und der Fremde wollte seinen Nachbar vom Eilwagen noch einmal zum Frühstück einladen. Doch schon unter der Thüre des Posthauses überreichte diesem ein alter Reitknecht mehrere Briefe; er riß den einen hastig, errötbend auf, und sein Reisegefährte bemerkte im Vorübergehen, daß es die Handschrift einer Dame sei. Der Fremde trat etwas verstimmt in dem Wirtshaus ans Fenster; er sah den Jäger angelegentlich mit seinem Diener sprechen und bald darauf führte man zwei schöne Pferde vor. In demselben Augenblick trat der grüne Herr eilends in den Saal, seine Augen suchten und fanden den Reisegefährten, er trat zu ihm, doch nur um schnell, aber herzlich von ihm Abschied zu nehmen; und so konnte ihn der Brandenburger zu seinem großen Verdruß nicht einmal nach dem Haus und der Familie Käthchens von Heilbronn fragen, eine Frage, die er sich unter seinen Reisenotizen aufgezeichnet und doppelt unterstrichen hatte. Doch der Anblick des Jägers, wie er sich so leicht in den Sattel des schönen, stolzen Pferdes schwang, wie er so majestätisch über den Markt hinsprengte, söhnten ihn mit der beinahe unhöflichen Hast aus, womit jener von ihm Abschied genommen hatte. Er gestand sich, selten eine so wohlgebaute Gestalt mit einem so schönen, ausdrucksvollen Gesicht vereint gesehen zu haben.

„Wer war dieser Herr im grünen Kleid?" fragte er den Kellner, der am andern Fenster dem Reiter nachblickte.

„Mit dem Namen kann ich nicht dienen," antwortete jener; „ich weiß nur, daß man ihn „Herr Baron" nennt, daß sein Vater einige Stunden von hier am Neckar Güter hat, und daß sie sehr reich sein sollen; in die Stadt kommt er selten."

Nicht ganz zufrieden mit dieser Erklärung, setzte sich der junge Mann wieder in den Wagen. Sein Vater, der früher einmal in diesem Lande gewesen war, hatte ihm so viel Sonderbares von schwäbischen Baronen

erzählt, daß er in seinem liebenswürdigen und gewandten Reisegefährten keinen solchen vermuthet hätte. Sein neuer Nachbar, der ihm gleich in der ersten Viertelstunde vertraute, daß er ein Hopfenhändler aus Baiern sei, machte ihm den Verlust, den er erlitten, nur um so fühlbarer, und da er am Hopfenbau wenig Unterhaltung fand, beschäftigte er sich damit, über den Charakter des jungen Mannes, der ihn verlassen hatte, nachzudenken, und dann noch einmal alle Erwartungen und Hoffnungen zu durchlaufen, die er sich von seinen Verwandten, zu welchen er reiste, gemacht hatte. Von dem Oheim versprach er sich für seine Unterhaltung wenig; er mußte nach seiner Berechnung ein vorgerückter Sechziger sein; mürrisch, ungesellig und eigensinnig hatte ihn sein Vater schon vor fünfundzwanzig Jahren gekannt, und solche Eigenschaften pflegen sich im Alter nicht zu verbessern. Desto mehr versprach sich der junge Mann von Fräulein Anna, seiner Cousine. Von einem seiner Freunde, der längere Zeit in Schwaben gelebt hatte, war sie ihm als eine Zierde dieses Landes genannt worden. Ein angenehmes trauliches Verhältniß von fünf bis sechs Wochen schien ihm ganz wünschenswerth, und so eifrig war seine Berechnung der Mittel, die ihm zu Gebot standen, sich liebenswürdig zu zeigen, so gewiß war er sich des Eindrucks bewußt, den seine Person, sein Wesen unfehlbar machen müsse, für so leicht zu erobern hielt er das Herz eines Fräuleins in Schwaben, daß ihm nicht einmal der Gedanke kam, die schöne Cousine Anna könne sich vielleicht schon versehen haben.

Er ließ sich, in der Residenz angekommen, sogleich nach dem Hause führen, wo sein Onkel sonst gewohnt hatte,

> Aber mit dem Donnerworte
> Ward ihm aufgethan:
> Die Du suchest —

wohnen schon seit langer Zeit auf einem Landgut, sie werden auch im nächsten Winter nicht zurückkehren, und selbst dies Haus gehört ihnen nicht mehr eigen.

Der Reisende aus Brandenburg war schnell entschlossen. Er benützte diesen Tag, um sich die freundliche Stadt zu betrachten, und eilte dann denselben Weg, welchen er hergekommen war, zurück, nach dem unteren Neckarthal, wo der Landsitz seines Oheims lag.

Je näher er dieser reizenden Gegend kam, desto angenehmer war es ihm, daß er einige Wochen auf dem Lande zubringen sollte. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß man auf dem Lande, abgeschnitten von den Zerstreuungen der Stadt, und jener Formen enthoben, die man dort für schön und nothwendig, hier für überflüssig und lästig hält, schnell bekannt und befreundet wird, daß man sich, auf eine kleine Gesellschaft beschränkt, schneller nahe rückt. — Etwa eine Stunde von dem Gut bog der Weg von der Hauptstraße ab. Der Kutscher, den er gemiethet hatte, deutete auf einen Fußpfad, der in den Wald lief; der Fahrweg wende sich um den ganzen Berg her, sagte er, doch auf diesem Pfad könne man zu Fuß in bei weitem kürzerer Zeit zum Schloß Thierberg hinauf gelangen. Der junge Mann stieg aus; er war bisher auf einem Bergrücken gefahren, sah nun eine mäßige, mit Wald bewachsene Anhöhe vor sich, und schloß, weil er gehört hatte, das Schloß seines Oheims liege im Neckarthal, man müsse

von dieser Höhe eine weite Aussicht in das Thal genießen. Er ließ den Wagen weiter fahren und stieg den Seitenpfad hinan. Ein Wald von prachtvollen Buchen nahm ihn auf. Nie hatte er diesen Baum so kräftig, so majestätisch gesehen, zwischen durch erblickte er hie und da Eichen und schöne Eschen, und zu seiner nicht geringen Verwunderung Waldkirschbäume von ungewöhnlicher Höhe. Nach und nach wurde ihm das Steigen schwerer; der Berg schien sich auf einmal steiler zu erheben und er war oft versucht, die unbequeme Eleganz zu verwünschen, in welche ihn sein Berliner Schneider gekleidet hatte. Endlich hatte er den Gipfel erreicht, aber noch öffnete sich keine Aussicht. Die Bäume schienen dichter zu werden, je mehr sich der Pfad wieder senkte, und als sich, um seine Ungeduld zu vermehren, der kleine Pfad in zwei noch kleinere theilte, die nach verschiedenen Richtungen liefen, schmälte er auf den Kutscher und auf seine eigene Thorheit, die ihn verleitet hatten, in einem fremden Wald sich zu verirren. Er schlug endlich den Weg rechts ein und sah, nachdem er einige hundert Schritte gegangen war, zu seiner großen Freude ein buntes Kleid durch das Laub schimmern.

Er verdoppelte seine Schritte und war nicht wenig betroffen, als er plötzlich vor einer jungen Dame stand, die im Schatten einer alten Eiche auf einer Bank saß. Sie hatte ein Buch in der Hand, von welchem sie, als sein Schritt in den abgefallenen Blättern rauschte, langsam und ruhig ihre schönen Augen erhob; doch auch sie schien betroffen, als es ein junger, städtisch gekleideter Herr war, den sie in dieser Einsamkeit vor sich sah; sie erröthete flüchtig, aber sie senkte ihren Blick nicht. der fragend an dem un-

erwarteten Besuch hing. Der junge Mann verbeugte sich einige Male, ehe er recht wußte, was er sagen sollte. „Ist wohl das schöne Mädchen Cousine Anna?“ war alles, was er in diesem Augenblick zu denken und sich zu fragen vermochte, und erst als er sich diese Frage schnell bejaht hatte, trat er näher zu der jungen Dame, die indessen ihr Buch schloß und von ihrem Bänkchen aufstand. „Bitte um Vergebung,“ sagte er, „wenn ich Sie gestört haben sollte; ich fürchte, von dem Wege abgekommen zu sein. Kann ich hier nach dem Schloß des Herrn von Thierberg kommen?“

„Auf diesem Fußpfad nicht wohl, wenn Sie hier nicht bekannt sind,“ erwiderte sie mit einer klangvollen Stimme; „Sie haben oben einen Fußpfad links gelassen, der nach dem Schloß führt.“ Sie verbeugte sich nach diesen Worten, und der junge Mann ging seinen Weg zurück; doch kaum hatte er einige Schritte gemacht, so zog ihn ein unwiderstehliches Gefühl zurück. Das schöne Mädchen stand noch einmal von ihrem Sitz auf, als sie ihn zurückkehren sah, doch diesmal schien Bestürzung ihre Wangen zu färben, und eine gewisse Aengstlichkeit blickte aus ihren großen Augen. Auf die Gefahr hin, für unbescheiden zu gelten, fragte der Reisende, ob er vielleicht die Ehre gehabt habe, mit Fräulein von Thierberg zu sprechen?

„Ich heiße so,“ antwortete sie etwas befangen.

„Eh bien, ma chère cousine!“ sagte er lächelnd, indem er sich artig verbeugte, „so habe ich das Vergnügen, Ihnen Ihren Vetter Rantow vorzustellen.“

„Wie? Vetter Albert!“ rief sie freudig, „so haben Sie endlich doch Wort gehalten? Wie wird sich der Vater freuen! Und was macht der Onkel und die liebe Tante, und wie sind Sie gereist?“ So drängte sich eine Frage nach der andern über die schönen Lippen, und Vetter Rantow fand, verloren in sein Glück, eine schöne Muhme zu besitzen, keine Worte, alle nach der Reihe zu beantworten. Wie reizend, wie naiv klang ihm die Sprache! Er konnte nicht sagen, daß sie gegen irgend eine Regel des Styls gesündigt hätte, und doch däuchte es ihm, es seien ganz andere Worte, ganz andere Töne, als die er in seinem Vaterlande gehört hatte. Er fühlte, er sei zu schnell gereist, als daß er allmählig auf diesen Contrast vorbereitet worden wäre.

„Dies ist mein Lieblingsspaziergang,“ sagte sie, indem sie langsam neben ihm herging. „Zwar ist der Weg im Thal noch angenehmer, der Neckar macht schöne Windungen, alte Burgen schmücken die Höhen — und die unsrige spielt dabei nicht die schlechteste Rolle, wenigstens was das Alterthum betrifft — Dörfer und sogar ein Städtchen sieht man Thal auf und ab; aber der Rückweg ins Schloß hinauf ist dann so steil und mühsam, und auf der Straße gehen mir zu viele Leute. Der Wald hier liegt nicht höher als das Schloß, in einem halben Stündchen geht man herüber und ist dann so köstlich einsam, als säße man in seinem Boudoir bei verschlossenen Thüren.“

„Bis dann der Zufall einen Vetter aus Preußen hereinwehen muß, der die köstliche Einsamkeit stört,“ unterbrach sie Rantow.

„Im Ganzen genommen,“ fuhr sie fort, „ist es im Schloß gerade auch nicht geräuschvoll. Es ist so einsam als irgend ein bezaubertes Schloß in Tausend und eine Nacht. Außer der Dienerschaft und im hintern Flügel

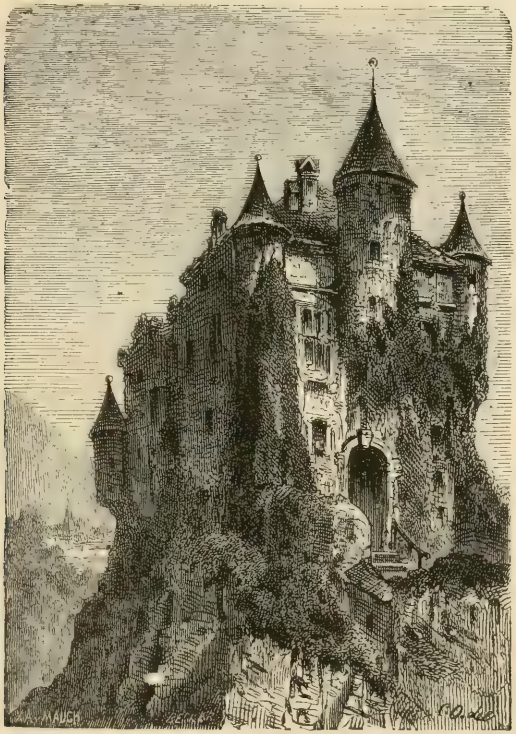
dem Ammann, den man nie zu sehen bekommt, sind wir, der Vater und ich, die einzigen Bewohner; ja, die Einsamkeit im Schloß ist oft so schrecklich und traurig, daß ich mich lieber in die Waldeinsamkeit flüchte, wo das Rauschen der Bäume und der Gesang der Vögel doch noch einiges Leben verkünden."

## 3.

Ueberrascht stand der junge Mann stille, als sie aus dem dichten Holz durch eine Wendung des Weges auf einmal dem Schloß gegenüber standen. Die Bewohner des südlichen Deutschlands sind von Jugend auf an Anblicke dieser Art gewöhnt. Man trifft in Franken und Schwaben selten ein Thal von der Länge einiger Stunden, in welches nicht eine Burg oder zum mindesten ein gebrochener Thurm und ein halbes Thor herabschauten. Die natürliche Beschaffenheit des Landes, die vielen Berge und kleinen Flüsse, überdies die eigenthümliche Verfassung des zahlreichen Landadels begünstigten oder nöthigten in früherer Zeit zu diesen befestigten Wohnungen. Aber der Norden unseres Vaterlandes trägt weniger Spuren dieser alten Zeit; die weiten Ebenen boten keine so natürliche Befestigung, wie die Felsen und Gebirgsausläufer des Süden, und hatte auch hier und dort eine solche Veste im platten Land gestanden, so war sie nur desto schneller dem Verfall und der Zerstörung preisgegeben. Die Nachbarn theilten sich brüderlich in die theuern Steine, und ihr Gedächtniß verwehte der Wind, der über die Ebene hinstrich. Darum war es dem jungen Mann aus der Mark ein so überraschender Anblick, sich in solcher Nähe einer dieser alterthümlichen Burgen gegenüber zu sehen, um so überraschender, da er durch diese düsteren, tiefen Thore als Gast einziehen, in jenem alterthümlichen Gemäuer wohnen sollte. Doch bald erfüllte kein anderer Gedanke mehr als der malerische Anblick, der sich ihm darbot, seine Seele. Der alte schwärzlichgraue Wartthurm war auf der Mittagsseite von oben bis in den Graben hinab mit einem Mantel von Epheu umhängt. Aus den Ritzen der Mauer sproßten Zweige und grüne Ranken, und um das Thor zog sich ein breites Rebengeländer, dessen zarte Blätter und Fasern sich mit sanfter Gewalt um die rostigen Angeln und Ketten der Zugbrücke geschlungen hatten. Zur rechten Seite des Schlosses hinderte der dunkle Wald die Aussicht, aber links, an den hohen Mauern vorüber, tauchte das Auge hinab in die Tiefe des schönen fruchtbaren Neckarthales, schweifte hinauf, den Fluß entlang, zu Dörfern

und Weilern, und weit über die Weinberge hin nach fernen blauen Gebirgen.

„Das ist unser Thierberg!“ sagte das Fräulein; „es scheint, die Gegend habe einigen Reiz für Sie, Vetter, und ich möchte Ihnen wahrlich rathen, recht oft aus dem Fenster zu sehen, um vor unserer Einsamkeit und diesem häßlichen alten Gemäuer nicht zu erschrecken.“



„Ein häßliches Gemäuer nennen Sie diese alte Burg?“ rief der Gast; „kann man etwas Romantischeres sehen, als diese Thürme mit Epheu bewachsen, diesen Thorweg mit den alten Wappen, diese Zugbrücke, diese Wälle und Gräben? Glaubt man nicht das Schloß von Bradwardine oder irgend ein anderes aus scott'schen Romanen zu sehen? Erwartet man nicht, ein Sickingen, ein Götz werde uns jetzt eben aus dem Thore entgegentreten—“

„Für diesmal höchstens ein Thierberg," erwiderte das Fräulein lachend, „und auch von diesen spukt nur noch Einer in den fatalen Mauern. Dergleichen Thürme und Zinnen liebe ich ungemein in einem Roman oder in Kupfer gestochen, aber zwischen diesen Mauern zu wohnen, so einsam, und Winters, wenn der Wind um diese Thürme heult und das Auge nichts Grünes mehr sieht, als jenen Epheu dort am Thurm — Vetter! mich friert schon jetzt wieder, wenn ich nur daran denke. Doch kommt, Herr Ritter, das Burgfräulein will Euch selbst einführen."

Der düstere, schattenreiche Hof, in welchen sie traten, kühlte etwas die warme Begeisterung des Gastes. Er sah sich flüchtig um, als sie hindurchgingen, und bemerkte, daß der Platz für ein Turnier denn doch nicht groß genug gewesen sein müsse, erschrack vor einem halb zerstörten Thurm, dessen Rudera drohend über die Mauer hereinhingen, erstaunte über den scharfen Zahn der Zeit, der in die dicke Mauer mächtige Risse genagt und dem Auge eine freie Aussicht in das Thal hinab geöffnet hatte, und gab in seinem Herzen schon auf den ausgetretenen Stufen der Wendeltreppe, wo ein heftiger Zugwind durch schlecht verwahrte Fenster blies, der Bemerkung seiner Cousine über die Wohnlichkeit des Hauses vollkommen Beifall. Sechs bis acht Hunde begrüßten in einer großen, mit Backsteinen gepflasterten Halle das Fräulein mit freundlichem Kläffen und Wedeln, und ein gefesselter Raubvogel, der in einer Ecke auf der Stange saß, stieß ein unangenehmes Geschrei aus und schwenkte die Flügel. „Das ist nun unsere Antichambre, unser Hofgesinde," sagte Anna, indem sie lächelnd auf die Thiere zeigte, „verwünschte Prinzen und Prinzessinnen, die Sie entzaubern können. Doch lassen Sie uns jetzt eintreten," setzte sie nach einer Weile ernster hinzu, „in diesem Zimmer ist der Vater."

Sie öffnete eine hohe, schwere Flügelthüre, und durch das altfränkisch ausstaffirte Gemach fiel der Blick des Jünglings auf einen alten Mann, der in einer tiefen Fensterwölbung saß, wie es schien, in ein Zeitungsblatt vertieft. Bei dem Gruß seiner Tochter sah er sich um, und als er den Fremden erblickte und Anna seinen Namen nannte, stand er auf und ging ihm langsam, aber festen Schrittes entgegen. Mit Bewunderung sah sein Neffe die hohe, gebietende Gestalt, die ihn unwillkürlich an jenen Wartthurm dieser Burg erinnerte, den so viele Jahre nicht einzustürzen vermochten und dessen Alter nur der Epheu anzeigte,

der sich an ihm emporgeschlungen hatte. Zwar hatte die Zeit in diese fünfundsechzigjährige Stirne Furchen gegraben, um die Schläfe fielen dünne graue Haare, und der Bart und die Augenbrauen waren silberweiß geworden, aber das Auge leuchtete noch ungetrübt, und der Nacken trug den Kopf noch so aufrecht, wie in jugendlicher Kraft, und die Hand gab einen beinahe kräftigeren Druck, als der Neffe zu erwidern vermochte.

„Bist willkommen in Schwaben," sagte er mit tiefer, kräftiger Stimme; „'s war ein vernünftiger Einfall meiner Frau Schwester, daß sie Dich herausschickte. Mach Dir's bequem; setz' Dich zu mir ans Fenster, und Du, Anna, bringe Wein!"

So war der Empfang auf Thierberg. So herzlich und offen er aber auch sein mochte, so konnte doch der junge Mann mehrere Stunden lang ein gewisses unbehagliches Gefühl nicht verdrängen. Er hatte sich den Oheim ganz anders gedacht. Er glaubte, nach der Beschreibung, die ihm sein Vater gemacht hatte, einen rauhen, aber fröhlichen alten Landjunker zu finden, der seine Hasen hetzt, mit Laune die Händel seiner Bauern schlichtet, von seinen Kleppern gerne erzählt und zuweilen mit seinen Freunden und Nachbarn ein Glas über Durst trinkt. Er bedachte nicht, wie fünfundzwanzig Jahre und eine so verhängnißvolle Zeit, wie die, welche dazwischen lag, auf diesen Mann gewirkt haben konnten. Das ruhige, ernste Auge des Oheims, das prüfend auf seinen Zügen zu ruhen schien, die ungesuchten, aber gründlichen Fragen, womit er den Neffen über sein bisheriges Leben und Treiben ins Gebet nahm, das ironische Lächeln, das hie und da bei einer Aeußerung des jungen Mannes um seinen Mund blitzte, dies alles, und das ganze gewichtige Wesen des Alten imponirte ihm auf eine Weise, die ihm höchst unbequem war. Er konnte sich kein Herz fassen, den Oheim eben so traulich zu behandeln, wie jener ihn; er kam sich vor wie ein angehender Staatsdiener, dem ein Minister Audienz gibt, und es war dies zu seinem nicht geringem Verdruß das zweite Mal, daß er sich über die Landjunker in Schwaben getäuscht sah.

Auch seine Base erschien ihm ganz anders, als er sie sich gedacht hatte. Er fand zwar alle jene liebenswürdige Natürlichkeit, jenes unbefangene, ungesuchte Wesen, was man ihm an den Töchtern dieses Landes gerühmt hatte, aber diese Unbefangenheit schien nicht aus Unwissenheit, sondern aus einem feinen, sichern Takt hervor zu gehen, und was sie sprach, zeugte von einem so vortrefflich gebildeten Geist, daß ihre Natürlichkeit nur darin zu bestehen schien, daß sie alles Geistreiche, sei es witzig oder erhaben, wie etwas Natürliches, Angeborenes vorbrachte, daß es nie als etwas Erlerntes, als etwas Gesuchtes erschien. Am ärgerlichsten war es ihm, daß sie ihn schon nach den ersten Stunden zu durchschauen schien. Die ausgesuchten Artigkeiten, die er ihr sagte, zog sie ins Komische, den feineren Complimenten wich sie auf unbegreifliche Art aus, wollte er ihr nur den zarten, in Berlin gebildeten jungen Mann zeigen, so nannte sie ihn gewiß immer Herr von Rantow. Und dennoch mußte er sich gestehen, daß er nie so viel Harmonie der Bewegung, der Miene, der Gestalt und der Stimme gesehen habe. Ihr ganzes Wesen erschien ihm wie das Hauskleid, das sie jetzt eben trug; es war einfach und von bescheidenen Farben, und dennoch kleidete es ihre feine, schlanke Gestalt mit jener geschmackvollen Ele-

ganz, die auch dem anspruchslosesten Gewand einen geheimnißvollen Zauber verleiht — ein Toilettengeheimniß, worüber, so viel der junge Mann sich erinnerte, noch nie ein Modejournal Aufschluß gab, und das ihm mehr das Zeichen und Symbol einer harmonischen Seele, als die Folge einer sorgfältigen Erziehung zu sein schien.

Dieselbe Uebereinstimmung glaubte er zwischen dem alten Herrn und dem Gemache zu finden, in welches er zuerst geführt worden war. Es war der verblichene Glanz eines früheren Jahrhunderts, was ihm von den Wänden und Hausgeräthen entgegenblickte. Die schweren gewirkten Tapeten, mit Leisten befestigt, die einst vergoldet waren und deren Farbe jetzt ins Dunkelbraune spielte; die breiten Armstühle, mit ausgeschweiften, zierlich geschnitzten Beinen, die Polster, mit grellen Farben künstlich ausgenäht, mit Papagaien, Blumentöpfen und den Bildern längst begrabener Schooßhündchen geziert, wie manchen Wintertag mochten seine Ahnfrauen über dieser mühsamen Arbeit gesessen sein, die ihnen vielleicht einst für das Vollendetste galt, was der menschliche Geschmack je ersonnen, und die jetzt ihrem Urenkel geschmacklos, schwerfällig, und hätten sich nicht so ehrwürdige Erinnerungen daran geknüpft, beinahe lächerlich erschien. Und doch kam ihm dies Alles, der ehrwürdigen Gestalt seines Oheims gegenüber, wie durch Alterthum und langjährige Gewohnheit geheiligt vor. Er sah, man sei in Thierberg erhaben über den Wechsel der Mode, und wenn er hinzufügte, was ihm sein Vater über die mancherlei Unglücksfälle und die mißlichen Umstände, worin sich der Oheim befand, gesagt hatte, so fühlte er sich beschämt, daß er diese Umgebungen nur einen Augenblick habe grotesk finden können; er fühlte, daß er unverschuldeter Armuth, wenn sie sich in so ernstem und würdigem Gewande zeige, seine Achtung nicht versagen könne. Ja, vor diesen Wänden, diesem Geräthe, und vor dem unscheinbaren, groben Hausrock des Oheims erschien er sich selbst, wenn er seinen Blick auf seine modische und höchst unbequeme Tracht warf, wie ein Thor, beherrscht von einem Phantom, das ein Weiser lächelnd an sich vorüber gleiten läßt.

Dies waren die Eindrücke, welche der erste Abend in Thierberg auf die Seele des jungen Rantow machte. So ernst sie aber am Ende auch sein mochten, so konnte er doch ein Lächeln nicht unterdrücken, als mit dem Schlag acht Uhr, den die alte Schloßuhr zögernd und zitternd angab, eine Flügelthüre am Ende des Zimmers aufsprang, ein kleiner Kerl in einem verschossenen, bordirten Rock, der ihm weit um den Leib hing, hereintrat, sich dreimal verbeugte und dann

feierlich sprach: „Le souper est servi.“ — „S'il vous plait,“ sagte der Alte mit ernsthaftem Gesicht und einer Verbeugung zu seinem Neffen, reichte seinen Arm der schönen Anna und ging langsamen Schrittes dem Speisezimmer zu.

## 4.

Mit den Flügelthüren des Speisesaals und dem ersten Blick, den er hinein warf, hatte sich übrigens dem Gast aus Brandenburg ein weites Feld der Erinnerung geöffnet. Von diesem gemalten Plafond, der die Erschaffung der Welt vorstellte, von dem schweren Kronleuchter, den der Engel Gabriel als Sonne aus den Wolken herabhängen ließ, von den gelben Gardinen von schwerer Seide hatte ihm seine Mutter oft gesprochen, wenn sie von ihrem väterlichen Schloß in Schwaben und von dem ungemeinen Glanz erzählte, welcher einst durch ihre hochselige Frau Großmutter, die Tochter eines reichen Ministers, in die Familie und in die schöneren Appartements zu Thierberg gekommen sei. Schon seine Mutter hatte in ihrer Kindheit diese Prachtstücke mit großer Ehrfurcht vor ihrem Alterthum betrachtet, und seit dieser Zeit hatten sie zum mindesten dreißig bis vierzig Jahre gesehen.

„Das ist der Familiensaal,“ sagte während der Tafel der alte Thierberg, als er die neugierigen Blicke sah, womit sein Neffe dieses Gemach musterte. „Vor Zeiten soll man es die Laube genannt haben, und meine Ahnherrn pflegten hier zu trinken. Mein Großvater selig ließ es aber also einrichten und schmücken. Er war ein Mann von vielem Geschmack und hatte in seiner Jugend mehrere Jahre am Hofe Ludwig's XIV. zugebracht. Auch meine Frau Großmutter war eine prächtige Dame und sie beide haben das Innere des Schlosses auf diese Art eingetheilt und dekorirt.“

„Am Hofe Ludwig's XIV.!“ rief der junge Mann mit Staunen, „das ist eine schöne Zeit her; wie mancherlei Gäste mag dieser Saal seit jener Zeit gesehen haben!“

„Viele Menschen und wunderbare Zeiten,“ erwiderte der alte Herr. „Ja, es ging einst glänzend zu auf Thierberg, und unsere Gäste befanden sich bei uns nicht schlimmer, als bei jedem Fürsten des Reichs. Man konnte kein fröhlicheres Leben finden, als das auf diesen Schlössern, solange unsere Ritterschaft noch blühte. Da galt noch unser Ansehen, unsere Stimme. Man war ein Edelmann so gut als der König von Frankreich, und ein Freiherr war ein freier Mann, der nichts über sich kannte, als seinen gnädigen Herrn, den Kaiser, und Gott; jetzt —“

„Vater!“ unterbrach ihn Anna, als sie sah, wie die Ader auf seiner Stirne anschwoll, und wie eine dunkle Röthe, ein Vorbote nahenden Sturmes, auf seinen Wangen aufzog. „Vater!“ rief sie mit zärtlichen Tönen, indem sie seine Hand ergriff, „nichts mehr über dies Thema; Sie wissen, wie es Sie immer angreift.“

„Thörichtes Mädchen!“ erwiderte der alte Herr, halb unwillig, halb gerührt von der bittenden Stimme seiner schönen Tochter, „warum sollte ein Mann nicht stark genug sein, nach Jahren von dem zu sprechen, was er zu dulden und zu tragen stark genug war? Der Vetter kennt nur unsere Verhältnisse, wie sie jetzt sind. Er ist geboren zu einer Zeit, wo diese Stürme gerade am heftigsten wütheten, und aufgewachsen in einem Lande, wo die Ordnung der Dinge längst schon anders war. Er kann sich also nicht so recht denken, was die Vorfahren seiner Mutter waren, und deßhalb will ich ihn belehren.“

Der Freiherr nahm mit diesen Worten sein großes Glas, auf dessen Deckel die Wappenschilde seines Hauses, aus Silber getrieben, angebracht waren, und trank, um Kraft zu seiner Belehrung zu sammeln, einen langen, tüchtigen Zug. Doch Fräulein Anna sah an ihm vorüber den Gast mit besorglichen, bittenden Blicken an; er verstand diesen Wink, und suchte den Oheim von dieser Materie abzubringen.

„Es ist wahr,“ fiel er ein, noch ehe jener das Glas wieder auf den Tisch gesetzt hatte, „in Preußen sind die Verhältnisse anders gewesen. Aber sagen Sie selbst, kann man ein Land in Europa finden, das meinem Vaterlande gliche? Ich gebe zu, daß andere Länder an Flächeninhalt, an Seelenzahl uns bei weitem überwiegen, aber nirgends trifft man auf so kleinem Raum eine so kräftige, durch innere Tugend imponirende Macht; es ist das Sparta der neuen Zeit. Und nicht ein glücklicher Boden oder ein milder Himmel bewirkten so Großes, sondern der Genius großer Männer hat ein Preußen geschaffen, weil sie es verstanden, die schlummernden Kräfte zu wecken, und dem Volke selbst zeigten, welche Stellung es einnehmen müsse; weil sie Preußen geworden sind, ist auch ein Preußen erstanden.“

Der alte Herr hatte seinem Neffen ruhig zugehört, bei den letzten Worten aber zog sich sein Gesicht zu solcher Ironie zusammen, daß der Brandenburger erröthete. „Der Sohn meines Nachbars, des Generals von Willi, würde sagen, wenn er Dich hörte: „‚O Deutschland, Deutschland, da sieht man, wie dein Elend aus deiner eigenen Zersplitterung hervorgeht! Sie wollen nicht mehr Griechen, sondern Platäer, Korinther, Athener, Thebaner und gar — Spartaner heißen!‘“ „Ich wünsche nur,“ setzte er lächelnd hinzu, „daß die Spartaner nicht zum zweiten Mal einen Epaminondas im Felde finden mögen. Die Schlacht bei Leuktra war kein Meisterstück der Kriegskunst unserer modernen Spartaner.“

„Unser Unglück bei Jena,“ sagte der junge Mann verdrießlich, „kann man weder dem Volk, noch dem Könige zuschreiben, und ich glaube, wir haben uns an Napoleon hinlänglich gerächt; wir haben nicht nur Deutschland wieder frei gemacht, sondern ihn selbst entthront.“

„So? Das seid Ihr gewesen?“ fragte der Oheim. „Gott weiß, ich that bis jetzt sehr Unrecht, daß ich dieses Ereigniß der halben Million Soldaten zuschrieb, die man aus ganz Europa gegen ihn zusammenhetzte. Warst Du vielleicht selbst mit dabei, Neffe? Du kannst wahrscheinlich als Augenzeuge reden?“

Der Neffe erröthete und schickte einen ängstlichen Blick nach Anna, die ihr Lächeln kaum unterdrücken konnte. „Ich war damals noch auf der

Schule," antwortete er, „und es hat mich nachher oft geärgert, daß ich nicht dabei war. Ich gebe zu, daß die Andern auch mitgeholfen haben, aber in allen Schlachten waren es nur die Preußen, die entschieden haben; denken Sie nur an Waterloo."

„Sei überzeugt, ich denke daran," erwiderte der alte Herr mit großem Ernst, „und denke mit Vergnügen daran. Wenn einer ein Feind jenes Mannes ist, so bin ich es; denn er hat uns und Alles unglücklich gemacht, und das alte schöne Reich umgekehrt wie einen Handschuh. Aber das mit Deinen Landsleuten weißt Du denn doch nicht recht. Ich glaube schwerlich, daß Eure jungen Soldaten, wenn sie auch wirklich so begeistert waren, wie man sagt, so viele Stöße auf ihr Centrum ausgehalten hätten, als am achtzehnten Juni jene Engländer, die schon in allen Welttheilen gedient hatten."

„Nicht die Jahre sind es," sagte jener, „die in solchen Augenblicken Kraft geben, sondern das Selbstbewußtsein, der Stolz einer Nation und die Begeisterung des Soldaten für seine Sache, und die hat der Preuße vollauf."

„Ich habe in meiner Jugend auch ein paar Jahre gedient," entgegnete der Oheim: „Anno 85 bei den Kreistruppen. Damals waren die Soldaten noch nicht begeistert, darum kenne ich das Ding nicht. Nächstens wird mich aber mein Nachbar, der General, besuchen, mit diesem mußt Du darüber sprechen."

„Wie dem auch sei," fuhr der Gast fort, „es freut mich innig, daß Sie über den Hauptpunkt, über den Unwillen gegen die Franzosen und im Haß gegen diesen Corsen, mit mir übereinstimmen. Bei uns zu Hause behauptet man, daß er in Süddeutschland leider noch immer als eine Art Heros angesehen, und, es ist lächerlich zu sagen, von Vielen sogar als ein Beglücker der Menschheit verehrt werde."

„Sprich nicht zu laut, Freund," erwiderte der alte Herr, „wenn Du es nicht mit dieser jungen Dame hier gänzlich verderben willst. Sie ist gewaltig napoleonisch gesinnt."

„Sie werden darum nicht schlechter von mir denken," sagte Anna hocherröthend, „weil ich einen Mann nicht geradehin verdammen mag, dessen unverzeihlicher Fehler der ist, daß er ein großer Mensch war."

„Großer Mensch!" rief der Alte mit blitzenden Augen, „den Teufel auch, großer Mensch! Was heißt das? Daß er den rechten Augenblick erspähte, um wie ein Dieb eine Krone zu stehlen? Daß er mit seinen Bajonetten ein treffliches Reich über den Haufen warf, seine herrliche natürliche Form zertrümmerte, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen! Großer Mensch!"

„Sie sprechen so, weil —"

„Anna, Anna!" fiel er seiner Tochter in die Rede, „meinst Du, ich spreche nur darum so, weil er uns elend machte, weil er dieses Thal und den Wald mir entriß, weil er diese Menschen, die mir und meinen Ahnen als ihren Herren dienten, an einen Andern verschenkte? Weil die ungebetenen Gäste, die er uns schickte, das Bischen aufzehrten oder einsteckten, was mir noch geblieben war? Es ist wahr, an jenem Tage, wo man ein fremdes Siegel über das alte Wappen der Thierberge klebte, wo man mein Vieh zählte und schätzte, meine Weinberge nach dem Schuh ausmaß, meine

Wälder lichtete und die erste Steuer von mir eintrieb, an jenem Tage sah ich nur mich und den Fall meines Hauses; aber ging es der ganzen Reichsritterschaft besser, mußten wir nicht sogar erleben, daß ein Mann von der Insel Corsika erklärte: es gebe keinen deutschen Kaiser und kein Deutschland mehr?"

„Gott sei es geklagt!" sagte der junge Rantow, „und uns wahrhaftig hat er es nicht besser gemacht."

„Ihr, gerade Ihr seid selbst Schuld daran," fuhr der alte Herr immer heftiger fort. „Ihr hattet Euch längst losgesagt vom Reich, hattet kein Herz mehr für das Allgemeine, wolltet einen eigenen Namen haben und thatet Euch viel darauf zu gut. Ihr sahet es vielleicht sogar gern, daß man uns Schaft für Schaft entzwei brach, weil man uns fürchtete, so lange die übrigen Speere ein Band umschlang. Habt Ihr nicht gesehen, wie weit es kam, als man in Sparta jeden Griechen einen Fremden nannte? Verdammt war dieses Jahrhundert der Selbstsucht und Zwietracht, verdammt diese Welt von Thoren, welche Eigenliebe und Herrschsucht Größe nennt!"

„Aber, lieber Vater —" wollte das Fräulein besänftigend einfallen, doch der alte Herr war bei seinen letzten Worten schnell aufgestanden, und der kleine Mensch in der thierberg'schen Livrée eilte auf seinen Wink mit zwei Kerzen herbei.

„Gute Nacht," wandte er sich noch einmal zu seinem Neffen; „stoße Dich nicht daran, wenn Du mich zuweilen heftig siehst; 's ist so meine Natur. Schlafet wohl, Kinder!" setzte er ruhiger hinzu, „wenn die Gegenwart schlecht ist, muß man von besseren Zeiten träumen." Anna küßte ihm gerührt die Hand, und die erhabene Gestalt des alten Herrn schritt langsam der Thüre zu. Rantow war so betroffen von Allem, was er gehört und gesehen, daß es ihm sogar entging, welche komische Figur der Diener machte, der seinem Herrn zu Bette leuchtete. Die weite Staatslivrée, die er trug, hing beinahe bis zum Boden herab, und die langen bordirten Aufschläge bedeckten völlig die Hände, welche die silbernen Leuchter trugen. Er war anzusehen wie ein großer Pilgrim, der einen Calvarienberg hinan auf den Knieen rutscht. Um so erhabener war der Contrast des Mannes, der ihm folgte; er erschien, als er durch den altfränkischen Saal unter den Familiengemälden seiner Ahnen vorbeischritt, wie ein wandelndes Bild der guten alten Zeit.

Als der alte Herr das Gemach verlassen hatte, stand das Fräulein mit einer Verbeugung gegen ihren Gast auf und trat in ein Fenster. Der junge Mann fühlte an ihrem Schweigen, daß er diesen Abend Saiten berührt haben müsse, die man anzutasten sonst vielleicht sorgfältig vermied. Sie blickte hinaus in die Nacht und Rantow trat an ihre Seite; er hatte oft erprobt, wie sich Mißverständnisse leichter lösen, wenn man sie in einen Scherz kehrt, als wenn man mit Ernst oder Wehmuth darüber spricht. Mit solch' einem Scherz wollte er Anna versöhnen; doch als er zu ihr ans Fenster trat, war der Anblick, der sich ihm darbot, so überraschend, daß kein heiteres Wort über seine Lippen schlüpfen konnte. Das tiefe, schwärzliche und doch so reine Blau, das nur ein südlicher Himmel im Mondlicht zeigt, hatte er noch nie gesehen. Ueber Wald und Weinberge herab goß der Mond seltsame Streiflichter, und im Thal schimmerten seinen Glanz

nur die zitternden Wellen des Neckars und die Spitze des dunkeln Kirchthurms zurück. Der falbe Schein dieses Lichtes der Nacht hatte Anna's Züge gebleicht, und in ihren schönen Augen schwamm eine Thräne. Jetzt erst, als alles so still und lautlos war, vernahm man aus der Ferne die gehaltenen Töne einer Flöte, und diese Klänge verbanden sich so sanft mit dem milden Schimmer des Mondes, daß man zu glauben versucht war, es seien seine Strahlen, die so melodisch sich auf die Erde niedersenkten. Ein seliges Lächeln zog über Anna's Gesicht; ihr glänzender Blick hing an einer Waldspitze, die weit in das Thal vorsprang, und ihre tieferen Athemzüge schienen der Flöte zu antworten.

„Wie prachtvoll ist selbst die Nacht in Ihrem Thal!" sprach nach einer Weile der Gast. „Wie schön wölbt sich der Himmel darüber hin, und der Mond scheint nur für diesen stillen Winkel der Erde geschaffen zu sein."

Anna öffnete das hohe Bogenfenster. „Wie warm und mild es noch draußen ist!" sagte sie, indem sie freundlich in das Thal hinabschaute. „Kein Lüftchen weht."

„Aber die Bäume neigen sich doch her und hin," erwiderte er, „sie rauschen, gewiß vom Wind bewegt."

„Kein Lüftchen weht!" wiederholte sie, und hielt ihr weißes Tuch hinaus. „Sehen Sie, nicht einmal dieses leichte Tuch bewegt sich. Und kennen Sie denn nicht die alte Sage von den Bäumen? Nicht der Nachtwind ist es, der ihre Blätter bewegt, sie flüstern jetzt und erzählen sich, und wer nur ihre Sprache verstünde, könnte manches Geheimniß erfahren."

„Vielleicht könnte man dann auch erfahren, wer der Flötenspieler ist," sagte der Vetter, indem er Anna schärfer ansah; denn schon war er so eifersüchtig auf seine schöne Base geworden, daß ihm die süßen Töne vom Wald her und ihr Tuch, das sie noch immer aus dem Fenster hielt, in Wechselwirkung zu stehen schienen.

„Das kann ich Ihnen auch ohne die Bäume verrathen," erwiderte sie lächelnd, indem sie das Tuch zurücknahm. „Das ist ein munterer Jägerbursche, der seinem Mädchen einen guten Abend spielt."

„Dazu ist aber die Entfernung doch beinahe zu groß," fuhr er fort, „manche Töne werden nicht ganz deutlich."

„Im Dorf unten hört man es besser als hier oben," sagte sie gleichgültig und schloß das Fenster; „überdies sagt ja das Sprüchwort: das Ohr der Liebe hört noch weiter als das des Argwohns."

„Schön gesagt!" rief der junge Mann, „doch das Auge des Argwohns sieht weiter, als das der Liebe."

„Sie haben Recht," entgegnete sie; „aber nur bei Tag, nicht bei Nacht."

Diese, wie es schien, ganz absichtslos gesagten Worte überraschten den jungen Mann so sehr, daß er beschämt die Augen niederschlug. Er warf sich seine Thorheit vor, daß er nur einen Augenblick glauben konnte, es sei ein Liebhaber dieses arglosen Kindes, der dort im Walde musicire.

„Und nun gute Nacht, Vetter," fuhr Anna fort, indem sie eine Kerze ergriff. „Träumen Sie etwas recht Schönes, man sagt ja, der erste Traum in einem Hause werde wahr. Hans! leuchte dem Herrn Baron ins rechte Thurmzimmer! Und dies noch," setzte sie auf Französisch hinzu, als der

Diener näher trat, „vermeiden Sie, mit meinem Vater über Dinge zu sprechen, die ihn so tief berühren. Er ist sehr heftig, doch gilt sein Zorn nie der Person, sondern der Meinung. Es war meine Schuld, daß ich Sie nicht zuvor unterrichtet habe, morgen will ich nähere Instruktionen ertheilen. — Gute Nacht!“

Sinnend über dieses sonderbare und doch so liebenswürdige Wesen folgte der Gast dem Diener, und die dumpfhallenden Gänge und Wendeltreppen, das vieleckige, in wunderlichen Spitzbogen gewölbte Gemach, das altertümliche Gardinenbette, so manche Gegenstände, die er sonst so aufmerksam betrachtet hätte, blieben diesmal ohne Eindruck auf seine Seele, die nur eifrig beschäftigt war, den Charakter und das Benehmen Anna's zu prüfen und zu mustern.

## 5.

Als der Gast am folgenden Morgen nach einer sorgfältigen Toilette hinabging, um mit seinen Verwandten zu frühstücken, konnte er sich anfänglich in dem alten Gemäuer nicht zurecht finden. Ein Diener, auf welchen er stieß, führte ihn dem Saale zu, und an den Gängen und Treppen, die er durchwandern mußte, bemerkte er erst, was ihm gestern nicht aufgefallen war, daß er im entlegensten Theil dieser Burg geschlafen habe. Auf sein Befragen gestand ihm der Diener, daß sein Gemach das einzige sei, das man auf jener Seite noch bewohnen könne, und außer dem Wohnzimmer mit den gewirkten Tapeten, dem Schlafzimmer des alten Herrn, dem Saal, dem kleinen Zimmerchen in einem andern Thurm, wo Fräulein Anna wohne, sei nur noch das ungeheure Bedientenzimmer, das früher zu einer Küche gedient habe, und die Wohnung des Amtmanns einigermaßen bewohnbar; die übrigen Gemächer seien entweder schon halb eingestürzt, oder werden zu Fruchtböden und dergleichen benützt. Der stolze Sinn des Oheims und die fröhliche Anmuth seiner Tochter standen in sonderbarem Widerspruch mit diesen öden Mauern und verfallenen Treppen, mit diesen sprechenden Bildern einer vornehmen Dürftigkeit. Der junge Mann war, wenn nicht an Pracht, doch an eine gewisse reinliche Eleganz in seiner Umgebung selbst an den Treppen und Wänden gewöhnt, und er konnte daher nicht umhin, seine Verwandten, die in so großer, augenscheinlicher Entbehrung lebten, für sehr unglücklich zu halten. Das romantische Interesse, das der erste Anblick dieser Burg für ihn gehabt hatte, verschwand vor dieser trau-

rigen Wirklichkeit, und wenn er sich dachte, wie die Mauerrisse und Spalten, durch welche jetzt nur die warme Morgensonne hereinfiel, den Stürmen des Winters freien Durchgang lassen müßten, war ihm Anna's Furcht vor dieser Jahreszeit wohl erklärlich.

„Und ein so zartes Wesen diesen rauhen Stürmen ausgesetzt," sagte er zu sich, „ein so reicher und gebildeter Geist ohne Umgang, vielleicht ohne Lektüre, einen ganzen Winter lang in diesen Mauern vom Schnee und Wetter gefangen gehalten, einsam bei dem ernsten, feierlichen, alten Mann! Und dieser ehrwürdige Alte, der einst bessere Tage gesehen, durch die Ungunst der Zeit in unverschuldete Dürftigkeit und Entbehrung versetzt!" Von so gutmüthiger Natur war das Herz des jungen Mannes, daß er vor der Thüre des Saales halb und halb den Entschluß faßte, um die schöne Anna zu freien, sie in die Mark zu führen, oder wenn ihr das Leben in Schwaben besser gefallen sollte, mit ihr in die Residenz zu ziehen und für den Sommer Thierberg wieder in Stand setzen zu lassen.

Der Alte empfing ihn mit einem herzlichen Morgengruß und derben Händedruck, und Anna erschien ihm heute noch freundlicher und zutraulicher als gestern. Das Tagewerk der Knechte wurde in seiner Gegenwart angeordnet, und mit Wonne sah er Anna eine Geschäftigkeit im Hauswesen entfalten, die er der feingebildeten jungen Dame nicht zugetraut hätte. Auch über ihre eigenen Geschäfte sprachen die Bewohner des Schlosses. Der Alte wollte Vormittags mit seinem Verwalter rechnen, Anna den Gast unterhalten und einen Spaziergang mit ihm ins Thal hinab machen. Nach Tisch wollte sie bei einigen Damen in der Nachbarschaft Besuche abstatten, der Alte das Stück Wald, das ihm noch eigen gehörte, mustern, und Albert sollte ihn begleiten. Der Abend sollte sie alle zum Spiel vereinigen. So angenehm dem jungen Mann die Aussicht war, einen ganzen Vormittag mit der schönen Cousine zu verleben, so erschreckte ihn doch ein so langer Waldspaziergang mit dem ernsten Onkel, der alle Augenblicke die sonderbarsten, vielseitigsten Kenntnisse verrieth, und in so hohem Alter noch ein Wortgedächtniß hatte, vor welchem jenem graute. „Wie, wenn er dich den ganzen Nachmittag ausfragte, was du gelernt hast!" sagte er zu sich, „wie schnöde wird es dann an den Tag kommen, welche Lehrstühle und Säle in Berlin du *nicht* besucht, und wie schnell wird er ahnen, *welche* du besucht hast." Einiger Trost für ihn war seine geläufige Zunge und ein wenig Disputirkunst, das Einzige, was ihm von seinem Hofmeister übrig geblieben war. Doch, wie einen zum Galgen Verdammten das Henkermahl noch erfreut, das ihm der Nachrichter zu- und anrichten muß, so richtete sich seine geängstigte Seele an der schönen Gegenwart auf. Und welcher Himmel ging ihm erst auf, als der Onkel, nachdem er schon Hut und Stock ergriffen hatte, sich noch einmal zu seinem Neffen wandte. „Noch Etwas!" sagte er zu ihm: „solange Thierberg steht, ist es Sitte, daß die nächsten Verwandten gleicher Linie mit Du unter sich reden; ich denke, Du wirst mit Anna keine Ausnahme machen, weil Du hundert Meilen nördlicher geboren bist."

Anna lächelte und schien es ganz in der Ordnung zu finden, aber mit freudeglühenden Wangen sagte der junge Mann zu; dankbar blickte er dem alten Oheim nach, der ihm in diesem Augenblicke wie ein Bote der Liebe

erschien. Leider vergaß er dabei, daß dieses Du nicht das süße, heimliche Du der Liebe sei, und daß ein so nahes Verhältniß zwar der Freundschaft förderlich, für die entstehende Liebe aber ein Hinderniß sein könnte.

„Und Du wolltest mir gestern Abend noch Instruktionen geben," sagte er, indem er sich in das Fenster zu dem Fräulein setzte. „Es ist mir angenehm, wenn Du mir recht viel vom Onkel sagst, ich habe ihn mir durchaus anders gedacht, und daher kam nun wohl gestern Abend mein Mißgriff."

„Wie hast Du Dir ihn denn gedacht?" fragte Anna.

„Nun, ich setzte mir aus dem, was Mutter und Vater erzählten, ein Bild zusammen, das nun freilich nicht paßt. Seit mein Vater Kammerjunker an Euerm Hofe war und nachher die Mutter nach Preußen heimführte, mögen es doch etwa dreißig Jahre sein. Damals war wohl Onkel etwa fünf- bis sechsunddreißig Jahre alt, und man nannte ihn noch immer den Junker, denn der Großvater Thierberg lebte noch. Mein Vater beschreibt ihn nun gar komisch, wenn er auf ihn zu sprechen kommt. Er war hier im Schloß aufgewachsen, unter der Aufsicht seines Herrn Papa und seiner Frau Mama. Die guten Großeltern könnte ich malen. Sie müßten in den geblümten und ausgenähten Fauteuils sitzen, aufrecht und anständig frisirt; die Großmama in einem blauseidenen Reifrock, der Großpapa in einem verschossenen Hofkleid. Sie sind die regierende Familie in ihrem Lande, der Amtmann und der Pastor ihr Hofstaat. Der Erbprinz lernte hier nicht viel mehr, als sich anständig verbeugen, die Hand küssen, reiten und jagen, und die Prinzessinnen sollen ihn an Bildung weit übertroffen haben. Die zwei Jahre Garnisonsleben bei den Reichstruppen hatten ihn nicht gerade verfeinert, und so soll es immer zur größten Lust der Verwandten gedient haben, wenn er um die Zeit, da man alljährlich die Remontepferde von Leipzig brachte, in die Residenz kam. Meine Mutter wurde damals bei Onkel Wernau erzogen, und mein Vater kam täglich in das Haus. Wenn dann Dein Vater im Herbst zu Besuch kam, verhehlte er nicht, daß er nur gekommen sei, um die schönen Remontepferde zu betrachten, zog den ganzen Tag bei Bereitern und in Ställen umher, freute sich, mit seiner großen Pferdekenntniß glänzen zu können, und unterhielt Abends die glänzende Gesellschaft bei Wernau's durch sein sonderbares Wesen, das zwar nie linkisch oder unanständig, aber im höchsten Grade naiv, ungezwungen und komisch war. Mein Vater sagte oft: „Er war ein Bild der guten alten Zeit, nicht jener steifen Zeit, wo man den Hofton und die Reifröcke in jedem Winkel des Landes affektirte, sondern einer viel früheren. Er war das Muster eines schwäbischen Landjunkers."

Der junge Mann hielt inne in seiner Beschreibung, als er sah, daß seine Zuhörerin lächelte. „Du findest vielleicht diese Züge unwahr," sagte er, „weil sie auf heute nicht mehr passen, und doch versichere ich —"

„Mir fiel nur," erwiderte sie, „als Du dies Bild eines schwäbischen Landjunkers nanntest, jenes Buch ein, das beinahe mit denselben Zügen einen Landjunker in — Pommern schildert. Du versetzest nun dieses Bild in mein Vaterland, in dieses Schloß sogar; sonderbar ist es übrigens, daß beinahe kein Zug mehr zutrifft. In dem gutgemalten Bilde eines Jünglings muß man sogar die Züge des Greises wiedererkennen, doch hier —"

„Das wollte ich ja eben sagen; ich fand den Onkel so ganz und durchaus anders, daß ich selbst nicht begreifen konnte, wie er einst jener muntere, naive Junge habe sein können."

„Ich spreche ungern mit Männern über Männer, ich meine, es passe nicht für Mädchen," nahm Anna das Wort; „über meinen Vater vollends habe ich nie — beinahe nie gesprochen," setzte sie erröthend hinzu, „doch mit Dir will ich eine Ausnahme machen. Ich kenne zwar den Vater nicht anders, als wie er jetzt ist; es ist möglich, daß er vor dreißig Jahren etwas anders war, aber bedenke, Vetter Albert, durch welche Schule er ging! Alles, alles, was ihm einst lieb und werth war, hat diese furchtbare Zeit niedergewühlt. Oder meinst Du, jene Verhältnisse, so sonderbar und unnatürlich sie vielleicht erscheinen, seien ihm nicht theuer gewesen? Wie oft, wenn die alten Herren von der vormaligen Reichsritterschaft im Saal waren und sich besprachen über die gute alte Zeit, wie oft hätte ich da weinen mögen aus Mitleid mit den Greisen, die sich nun so schwer in diese neuen Gestaltungen finden!"

„Aber ging es ganz Europa besser? Denke an Spanien, Frankreich, Italien, Polen und das ganze Deutschland," erwiderte der Gast.

„Ich weiß, was Du sagen willst," fuhr sie eifrig fort; „man soll über dem Unglück und der Umwühlung eines Welttheils so kleine Schmerzen vergessen; aber wahrlich, so weit sind wir Menschen noch nicht. Auf diesen Standpunkt erhebe sich, wer kann, und ich meine, er wird auch in seiner Großherzigkeit wenig Trost, weder für sich, noch für das Allgemeine finden. Und ich möchte überdies noch behaupten, daß unter allen, die überall gelitten haben, vielleicht gerade diese Ritterschaft nicht am wenigsten litt. Andere Wunden, die man nur dem Vermögen schlägt, heilen mit der Zeit, doch wo, nicht durch Revolution, sondern im Namen gesetzlicher Gewalt so alte, langgewöhnte Bande zersprengt, und Formen, die auf ewig gegründet schienen, zertrümmert werden, das eine Stück hierhin, das andere dorthin gerissen, — werden die theuersten Interessen in innerster Seele verwundet. Wenn so die alten Hauptleute und Räthe der Ritterschaft, einige Komthure und deutsche Ritter um die Tafel sitzen, so glaubt man oft Gespenster, Schatten aus einer andern Welt zu sehen. Doch wenn man dann bedenkt, daß dies Alles, was sie einst erfreute, so lange vor ihnen zu Grabe ging, und diese Titel von der jungen Welt nicht mehr verstanden werden, so kann man mit ihnen recht traurig werden."

„Es ist wahr," bemerkte der Gast, „und man muß gerecht sein; sie wurden von früher Jugend in der Achtung und im ritterlichen Eifer für jene alten Formen erzogen, glänzten vielleicht eben im ersten Schimmer einer neuen Amtswürde, als das Unglück hereinbrach und Alles auflöste; und wie schwer ist es, alten Gewohnheiten zu entsagen, alte Vorurtheile abzulegen!"

„Um so schwerer," setzte Anna hinzu, „wenn man ein Recht und gesetzliche Ansprüche darauf zu haben glaubt. Hätte man jene Bande sanft gelöst, man würde sich nach und nach gewöhnt haben; so aber war es das Werk eines Augenblicks. Vermögen, Ansehen und Würden gingen zugleich verloren und Mancher wurde geflissentlich gekränkt. So wurde der Unmuth über die Veränderungen zur Erbitterung. Der Vater hat oft er-

zählt, wie sie ihm an einem Tage alle Familienwappen von den Wänden gerissen, das Vieh geschätzt, Pferde weggeführt, die Braupfannen versiegelt und für Staatseigenthum erklärt haben; die Mutter war krank, der Vater außer sich gebracht durch höhnische Behandlung der neuen Beamten, und um das Unglück vollkommen zu machen, legten sie fünfundsiebenzig Franzosen in dieses Schloß, die nicht plündern, aber ungestraft stehlen durften, und wenn sie weiter zogen, nur eben so viel neuen Gästen Platz machten."

„Wahrhaftig," rief Albert. „Ein solches Schicksal hätte wohl auch den fröhlichsten Junker ernst machen müssen!"

„Wie es ging, weiß ich nicht, nur so viel nahm ich mir aus Gesprächen ab, daß er seit jener Zeit ganz verändert sei. Er hielt sich meistens zu Hause, las viel und studirte Manches. Er gilt jetzt in der Gegend für einen Mann, der viel weiß, und muß in manchen Fällen Rath geben. Doch um auf die Instruktionen zu kommen, die ich Dir ertheilen wollte, so kannst Du sie aus dem, was ich Dir erzählte, selbst abnehmen. Berühre nie die früheren politischen Verhältnisse, wenn Du ihn nicht wehmüthig machen willst, sprich nie von dem Kaiser —"

„Von welchem Kaiser?" unterbrach sie der Vetter.

„Nun, von Napoleon, wollte ich sagen; er sieht ihn als den Urheber aller seiner Leiden an, und wenn etwa der General in diesen Tagen kommen sollte, laß Dich in keinen politischen Diskurs ein; sie sind schon so heftig an einander gerathen."

„Wer ist denn der General?" fragte Albert. „Hat nicht Dein Vater mich gestern aufgefordert, mit ihm über die neuere Kriegszucht zu sprechen?"

„Der General Willi ist unser Nachbar," erwiderte Anna, „und wohnt eine halbe Stunde von hier, den Neckar abwärts. Er gehört so sehr der neueren Zeit an, als der Vater der alten, und ich kann ihm seine Art, zu denken, eben so wenig verargen, als meinem Vater. Er machte in den früheren Feldzügen eine sehr schnelle Carrière, und der Kaiser selbst soll ihn im Feldzuge von 1809 beredet haben, unsern Dienst zu verlassen und in die Garde zu treten. Er war mit in Rußland, wurde bei Chalons gefangen und zog sich nachher gänzlich zurück. Hier hat er nun ein Gut gekauft, ist ein sehr vermöglicher Mann und lebt im Stillen seinen Erinnerungen. Du kannst Dir denken, daß ein Mann, der in solchen Verhältnissen seine schönsten Jahre lebte, wohl auch noch heute von der Sache, für welche er einst focht, eingenommen ist; er ist, was man so nennt, ein eigensinniger Napoleonist, und hat wenigstens so gut als irgend einer Grund dazu."

„Wenn er ein Franzose wäre," entgegnete Albert, „dann möchte es ihm hingehen, aber für einen Deutschen schickt es sich doch wahrhaftig nicht. Es war keine Sache, für welche er focht, sondern ein Phantom."

„Streiten wir nicht darüber," fiel ihm Anna ins Wort. „Ich bin überzeugt, wenn Du diesen liebenswürdigen, edeln Mann kennen lernst, wirst Du ihm seinen Enthusiasmus vergeben."

„Wie alt ist er denn?" fragte jener befangen.

„Ein guter Fünfziger," erwiderte Anna lächelnd. „Mir aber scheint er, wie gesagt, für seine Gesinnungen ein so gutes Recht zu haben, als der Vater. Wurde ja doch auch, was ihm groß und erhaben däuchte,

zerstört und verhöhnt, und Du weißt, daß dies nicht der Weg ist, die Menschen mit dem Neueren auszusöhnen. Die beiden Herren haben große Zuneigung zu einander gefaßt, obgleich sie in ihren Meinungen so schroff einander gegenüber stehen. Oft kommt es unter ihnen zu so heftigem Streit, daß ich immer einmal einen wirklichen Bruch der nachbarlichen Verhältnisse voraussehe. Ich glaube, wenn mehr Damen zugegen wären, würde es nie so weit kommen, aber leider hat auch der General vor einigen Jahren seine Frau verloren. Sie war eine treffliche Frau, und meine Mutter schätzte sie sehr; der Vater konnte es ihr aber nie vergeben, daß sie eine Bürgerliche war, und seine Schwester, die jetzt eben bei ihm ist, pflegt immer nur auf kurze Zeit einzukehren."

Der alte Thierberg, der in diesem Augenblick von seinem Amtmann zurückkam, unterbrach dieses Gespräch, das der junge Mann noch lange hätte fortsetzen mögen; denn Base Anna erschien ihm, wenn sie lebhaft sprach, wenn ihre Augen während ihrer Rede immer heller glänzten, und ihre zarten Züge jede ihrer Empfindungen abspiegelten, immer reizender, liebenswürdiger zu werden, und er glaubte aus dem Vergnügen, das ihr die Unterhaltung mit ihm zu gewähren schien, nicht mit Unrecht einen günstigen Schluß für sich ziehen zu dürfen.

## 6.

Von allen seinen früheren reichsfreiherrlichen Rechten war dem alten Thierberg nur die Ernennung, oder wie man es dort nannte, die Präsentation des Schulmeisters, übrig geblieben, und er verwünschte auch diesen letzten Rest ehemaliger Größe und Gewalt, als er Nachmittags zwei Schulamtskandidaten mit dem Thierberger Prediger ins Schloß treten sah. Er hieß seinen Neffen allein in den Wald vorausgehen und versprach bald zu folgen. Der junge Mann wanderte langsam jenen Weg hinan, welchen ihn Anna zuerst geführt hatte. Oft stand er stille und sah zurück auf diese alterthümliche Burg, und gerne verweilte sein Auge auf jenem Thurm, in dessen Zimmerchen Anna wohnte. Wie liebte er dieses klare, ruhige, natürliche Wesen, gepaart mit so viel Anstand und mit so feiner Bildung! Er konnte sich auf nichts Aehnliches besinnen. Oft wollten zwar in seiner Erinnerung die Damen der Mark diesem Schwabenkind den Vorrang streitig machen. Es däuchte dem jungen Mann, er habe elegantere Formen gesehen, gewandter, zierlicher sprechen gehört, er rief sich jede einzelne Schönheit, die ihn sonst bezauberte, zurück, aber er bekannte, daß es gerade diese Unbefangenheit, diese Ruhe sei, was ihm so überraschend, so neu, so liebenswürdig erschien. „Sie ist zu verständig, zu ruhig, zu klar, um jemals recht lieben zu können," fuhr er in seinen Gedanken fort, „aber schätzen wird sie mich, sie wird Interesse an mir finden. Und gerade diese

Klarheit, diese Art, über das Leben zu denken, muß ihr andere, bessere Verhältnisse längst wünschenswerth gemacht haben. Bequeme, elegante Wohnung, eine geschmackvolle Garderobe, Wagen, Pferde, Bediente, eine ausgesuchte Bibliothek, das sind die Dinge, welche in einem solchen kalten Herzen die Liebe ersetzen; so unbefangen sie ist, so weiß sie doch in ihrer Unbefangenheit die Dame recht wohl zu spielen, und wirklich — es muß ihr als Frau von Rantow allerliebst stehen!"

Der junge Mann war unter diesen Träumen einer schönen Zukunft auf einer Höhe angelangt, wo er einen Theil des reizenden Neckarthales überschauen konnte. Vorwärts zu seiner Linken gewahrte er eine Waldspitze, die weit vorsprang und ihm die Aussicht auf den andern Theil des Thales verdeckte. Er verglich sie mit der Lage des Schlosses, und fand, es müsse dieselbe Bergspitze sein, von welcher gestern jene süßen Flötenklänge herüber tönten. Von dort aus, hatte ihm Anna gesagt, könne man einen weiten, freien Blick über das ganze Thal genießen, und rasch beschloß er, nicht erst den Oheim abzuwarten, sondern im Genuß einer herrlichen Aussicht auf jener Waldecke seinen Gedanken nachzuhängen. Er hatte sich die Richtung gut gemerkt, und nicht lange, so trat er auf diesen reizenden Platz heraus. Das Thal schwenkte sich in einem schönen Bogen an Thierberg vorüber um diese Bergecke. Rechts und bei weitem näher, als Albert gedacht hatte, lag die Burg, durch eine breite Waldschlucht von dieser Stelle getrennt. Man konnte mit einem guten Fernglas deutlich in die Fenster von Thierberg sehen, und der junge Mann ergötzte sich eine Zeitlang an den Zügen des Pastors und seines Oheims, die in eifrigem Gespräch an der Fensterbrüstung standen. Auch Anna's Thurmfenster war geöffnet, aber statt ihrer holden Züge sah man nur einen kleinen Orangenbaum, den sie an die Sonne gestellt hatte. In der Mitte des Thales zog in kleinerem Bogen der Neckar hin, viele freundliche Halbinseln bildend, und in kleiner Entfernung entdeckte das Auge des jungen Mannes ein neues Schloß, in dessen Fenstern sich die Mittagssonne spiegelte. Es war in gefälligem, italienischem Styl aufgebaut, die Säulen und der Balkon, schlank und zierlich, machten einen sonderbaren Contrast mit den dunkeln schweren Mauern des Thierbergs zu seiner Rechten, und wie diese Burg auf der Nordseite des Gebirges auf einem steilen Waldberg hing, so ruhte jenes schöne Lustschloß auf der Südseite gegenüber an einem sanften Rebhügel, dessen reinlich und nett angelegte Geländer und Spaliere sich bis an den Fluß herabzogen. Albert war in diesen reizenden Anblick versunken und dachte nach über diesen Gegensatz, welchen die beiden Schlösser, wie Bilder der alten und neuen Zeit, hervorbrachten, als feste Männertritte hinter ihm durch das Gebüsch rauschten und ihn aus seinen Betrachtungen weckten. Er wandte sich um, und war vielleicht nicht weniger erstaunt, als der Mann, der jetzt durch die letzten Büsche brach und vor ihm stand. — Es war sein Gefährte vom Eilwagen. Er hatte eine Jagdtasche übergeworfen, trug eine Büchse unter dem Arm, und zwei große Windhunde stürzten hinter ihm aus dem Gebüsch.

„Wie? ist es möglich!" rief der Jäger, und blieb verwunderungsvoll stehen; „ich hätte mir noch eher einfallen lassen, hier auf einen Adler, denn auf Sie zu stoßen!"

„Sie sehen, ich benütze Ihren Rath," erwiderte der junge Mann, „ich durchspüre jeden Winkel Ihres Landes nach schönen Aussichten —"

„Aber wie kommen Sie hieher?" fuhr jener fort, indem er ihn aufmerksamer betrachtete, „und Sie sind nicht auf der Reise, wie ich sehe. Haben Sie sich in der Nähe eingemiethet?"

Albert deutete lächelnd auf die alte Burg hinüber. „Dort — und gestehen Sie," sagte er, „ich hätte keinen schöneren Punkt wählen können."

„In Thierberg?" rief der Jäger mit steigendem Erstaunen, indem er auf einen Augenblick leicht erröthete. „Wie, ist es möglich, in Thierberg? oder sind vielleicht gar Thierbergs die Verwandten, die —"

„Die ich in der Stadt besuchen wollte und hier auf ihrem Landsitz traf. Ich segne übrigens diesen Geschmack meines Oheims," setzte Albert mit einer Verbeugung hinzu, „da er mich aufs Neue in die Nähe meines angenehmen Reisegesellschafters führte."

„So wären Sie vielleicht ein Rantow aus Preußen?" fragte der Jäger aufs Neue.

„Allerdings," antwortete der Gefragte; „aber wie folgern Sie dies? Sind Sie vielleicht mit meinem Oheim bekannt?"

„Ich besuche ihn zuweilen," sagte jener mit einem langen Seitenblick auf das alte Schloß; „ich bin gerne dort; doch beinahe hätte ich das Glück gehabt, Ihre Bekanntschaft noch früher zu machen. Ich reiste vor einem Jahre in Ihre Heimath, und auf den Fall, daß mich meine Straße über Fehrbellin geführt hätte, war ich mit einem Briefe an Ihre Eltern versehen, mit einem Brief von Ihrem Oheim selbst. — Aber habe ich zuviel gesagt, wenn ich von den Reizen unseres Neckarthales sprach? Finden Sie nicht alles hier vereinigt, was man immer für das Auge wünschen kann?"

„Ich dachte schon vorhin darüber nach," versetzte Rantow. „Wie verschieden ist der Charakter dieser beiden Berge zur Seite des Thales! Hier dieser dunkle Wald mit Schluchten und Felsenrissen, durch welche sich Bäche herabgießen, die alte Burg, halb Ruine, auf diese jäh abbrechende Wand hinausgerückt. Jenseits die sanften, wellenförmigen Rebhügel, mit bläulichrother Erde und dem sanften Grün des Weinstocks. Und diese Contraste durch das lieblichste Thal, durch den Fluß vereinigt, der bald hierhin, bald dorthin zu den Bergen sich wendet. Wahrhaftig, es müßte nichts Angenehmeres sein, als auf einer dieser grünen Halbinseln ein einsames Idyllenleben zu führen!"

„Ja," entgegnete der Jäger lächelnd, „wenn der Fluß nicht in jedem Frühjahre austräte, und Damon, die Hütte und — seine Daphne zu entführen drohte! Aber waren Sie schon unten im Thal?"

„Noch nicht, und wenn etwa Ihr Weg hinabführt, werde ich Sie gerne begleiten."

Der Jäger lockte seine Hunde und schlug dann einen Seitenpfad ein, der in die Tiefe führte. Rantow, der hinter ihm ging, bewunderte den schlanken Bau, den kräftigen Schritt und die gewandten Bewegungen des jungen Mannes. Er war einige Male versucht, zu fragen, wer er sei, wo er wohne; aber es lag etwas so Bestimmtes, Ueberwiegendes in seinem

ganzen Wesen, daß er diese Frage immer wieder auf eine bequemere Zeit verschob. Im Thal wandte sich der Jäger stromabwärts. Kinder und Alte, die ihnen begegneten, grüßten ihn überall freundlich und zutraulich. Manche blieben wohl auch stehen und schauten ihm nach. Oft stand er stille und machte den Fremden auf einen schönen Punkt aufmerksam, erzählte ihm von der Lebensart der Leute, von ihren Sitten und ländlichen Festen.

Der Weg bog jetzt um den Berg, und plötzlich standen sie dem neuen Schloß gegenüber, das Albert von der Höhe herab gesehen hatte. „Welch' herrliches Gebäude!" rief er, „wie malerisch liegt es in diesen Weinbergen! Wem gehört dieses Schloß?"

„Meinem Vater," erwiderte der Jäger freundlich. „Ich denke, Sie setzen mit mir über und versuchen den Wein, der auf diesen Hügeln wächst."

Gerne folgte der junge Mann dieser einfachen Einladung. Sie gingen ans Ufer, wo der Jäger einen Kahn losband. Er ließ seinen Gast einsteigen und ruderte ihn leicht und kräftig über den Fluß. Auf reinlichen, mit feinem Kies bestreuten Wegen, durch hohe Spaliere von Wein gingen sie dem Schloß zu, dessen einfach schöne Formen in der Nähe noch deutlicher und angenehmer hervortraten, als aus der Ferne betrachtet. Unter dem schattigen Portal, das vier Säulen bildeten, saß ein Mann, der aufmerksam in einem Buche las. Als die jungen Männer näher kamen, stand er auf und ging ihnen einige Schritte entgegen. Er war groß, aufrecht und hager, und etwa zwischen

fünfzig und sechzig Jahre alt. Ein schwarzes, blitzendes Auge, eine kühn gebogene Nase, die dunkelbraune Gesichtsfarbe und eine hohe gebietende Stirne, wie seine ganze Haltung, gaben ihm etwas Auffallendes, Ueberraschendes. Er trug einen einfachen militärischen Oberrock, ein rothes Band im Knopfloch, und noch ehe er ihm vorgestellt wurde, wußte der junge Rantow aus diesem Allem, daß es der General Willi sei, vor welchem er stand. Ihn selbst stellte der junge Willi als Vetter der Thierbergs und als seinen Reisegefährten vor.

Der General hatte eine tiefe, aber angenehme Stimme; er antwortete: „Mein Sohn hat mir von Ihnen gesagt; ihre Mutter kenne ich wohl, habe sie früher in der Residenz gesehen. Als wir nach Schlesien marschirten, wurde ich nach Berlin geschickt. Ich blieb vier Wochen bei der Feld-

post dort, und ritt während dieser Zeit mehrere Male nach Fehrbellin hinüber, Ihre Eltern zu besuchen."

„Wahrhaftig!" rief der junge Mann; „ich erinnere mich, mehrere französische und deutsche Offiziere damals in unserem Hause gesehen zu haben. Es müßte mich Alles täuschen, Herr General, oder ich kann mich noch Ihrer erinnern. Ihre Uniform war grün und schwarz, und einen großen grünen Busch trugen Sie auf dem Hut. Sie ritten einen großen Rappen."

„Ach ja, die alte Leda!" sagte der General; „sie hat treu ausgehalten bis an die Berecina. Dort liegt sie zwanzig Schritte von der Brücke im Sumpf. Es war ein gutes Thier, und in der Garde nannte man sie le diable noir. — Grüne Büsche sagen Sie? — Richtig, ich diente damals unter den schwarzen Jägern von Württemberg. Ein braves Corps, bei Gott! Wie haben sich diese Leute bei Linz geschlagen!"

„War es damals," bemerkte Rantow, „als Marschall Vandamme, den Gott verdamme, äußerte: Ces bougres là se battent comme nous?"

„Sie haben da eine sonderbare Uebersetzung des Namens Vandamme, doch — ach! Sie sind ein Preuße, gut, ich gebe zu, der General Vandamme war verhaßt, besonders in der süddeutschen Armee. Er wußte es auch recht gut. Seine Bewunderung über die Bravour jener Soldaten hätte er vielleicht artiger, aber nie mit mehr Wahrheit ausdrücken können."

Sie waren unter diesen Worten bis unter das Portal des Hauses getreten. Ein Buch lag dort aufgeschlagen, der junge Willi sah es lächelnd an und sagte: „Zum sechsten Mal, mein Vater?"

„Zum sechsten Mal," erwiderte jener, indem auch durch seine ernsten Züge ein leichtes Lächeln ging. „Sie sehen, Herr von Rantow, man zieht oft die Kinder nur dazu auf, daß sie ihre Eltern nachher wieder aufziehen. So kann er es nicht recht leiden, daß ich gewisse Bücher oft lese, und doch ist es ein guter Grundsatz, nicht vielerlei Bücher, aber wenige gute öfter zu lesen."

„Sie haben Recht," erwiderte Rantow, „und darf ich wissen, welches Buch Sie zum sechsten Mal lesen?" Der General bot es ihm schweigend.

„Ah! die schöne Fabel von 1812," rief Albert, „der Feldzug des Grafen Segur! Nun, ein Gedicht wie dieses darf man immer wieder lesen, besonders wenn man, wie Sie, den Gegenstand kennen gelernt hat."

„Sie nennen es Gedicht?" fragte der General. „Da Sie nicht aus Erfahrung sprechen können, ist wohl General Gourgaud Ihr Gewährsmann. Aber ich kann Sie versichern, in diesem Buche ist so furchtbare Wahrheit, so traurige Gewißheit, daß man das Wenige, was Dichtung ist, darüber vergessen kann. Die Figuren in diesem Gemälde leben, man sieht ihren schwankenden Marsch über die Eisfelder, man sieht brave Kameraden im Schnee verscheiden, man sieht ein Riesenwerk, jene große, kampfgeübte Armee, durch die Ungunst des Schicksals in viele tausend traurige Trümmer zerschlagen. Aber ich liebe es, unter diesen Trümmern zu wandeln, ich liebe es, an jene traurigen, über das Eis hinschwankenden Männer mich anzuschließen, denn ich habe ihr Glück und — ihr Unglück getheilt."

„Ich bewundere nur Deine Geduld, Vater," erwiderte der Sohn; „Du kannst diese französischen Tiraden, die, wenn man sie in nüchternes Deutsch auflöst, beinahe lächerlich erscheinen, lesen und immer wieder lesen! Ich er-

innere mich aus diesem berühmten Buche einer solchen Stelle, die im Augenblick das Gefühl besticht, nachher, mich wenigstens, lächeln machte. Die Armee hat sich in größter Unordnung hinter Wilna zurückgezogen. Die Russen sind auf den Fersen. Eine Zeitlang imponirt ihnen noch die Nachhut des Heeres, aber bald löst sich auch diese auf, und die ersten der Russen, indem sie einen Hohlweg heraufdringen, mischen sich schon mit den letzten der Franzosen. Ségur schließt seine Periode mit den Worten: „‚Ach! es gibt keine französische Armee mehr!‘“ — „‚Doch es gibt noch eine,‘“ fährt er fort, „‚Ney lebt noch; er reißt dem Nächsten das Gewehr aus der Hand,‘“ u. s. w. Kurz, der edle Marschall thut in übertriebenem Eifer noch einige Schüsse auf den Feind und repräsentirt gleichsam in sich selbst die halbe Million Soldaten, die Napoleon gegen Rußland ins Feld führte. Ist dies nicht mehr als dichterisch, ist dies nicht lächerlich überstiegen?“

„Ich erinnere mich noch recht wohl jenes Moments, und so grausam unser Schicksal, so gedrängt unser Rückzug war, so ließ er uns doch einige Augenblicke frei, diesem Krieger und seiner wahrhaft antiken Größe unsere Bewunderung zu zollen. Wenn Du bedenkst, wie es von großer Wichtigkeit war, daß er mit wenigen Tapfern jenes Défilé eine Zeit lang gegen den Feind behauptete, daß er und die Seinigen allerdings in diesem Augenblick noch die einzigen wirklichen Combattanten waren, die den Russen die Spitze boten, so wird Dich jener Ausdruck weniger befremden; ich wenigstens danke es Ségur, daß er auch jenem erhabenen Moment einen Denkstein setzte.“

„Also ist jene Scene wahr?“ fragte Rantow.

„Gewiß! Und eine schöne großartige Idee liegt darin, daß man weiß, wer von der großen Armee zuletzt gegen die Russen schlug, daß es Ney war, welchen jener hohe Ruhm, der ihm sogar aus diesem Rückzug sproßte, die Handgriffe des gemeinen Soldaten nicht vergessen ließ. Er war wie Hannibal, der Letzte beim Rückzug.“

„Was sagen Sie aber über jenen, welcher der Erste in der Armee und der Erste beim Rückzug war?“ bemerkte Rantow. „Ich glaube, zwanzig Jahre früher hätte er jeden Schritt mit seinen Garden vertheidigt —“

„Und zwanzig Jahre später vielleicht auch,“ fiel ihm der General ins Wort, „und wäre vielleicht als Greis eines schönen Todes mit seinen Garden gestorben. Anno 12, werden Sie aber wohl wissen, war er Kaiser eines Landes, von welchem er, ohne Nachricht, ohne Hülfe, auf so viele hundert Meilen getrennt war. Was hielt ihn bei der Armee, nachdem unser Unglück entschieden war? Glauben Sie nicht, daß er etwas Aehnliches, wie den Abfall Ihres York, geahnt hat? Mußte er nicht in Frankreich frische Mannschaft holen?“

„Warum zog er gegen Asien zu Feld, der neue Alexander,“ sagte Rantow spöttisch lächelnd, „wenn er ahnte, daß das Preußenvolk in seinem Rücken nur darauf laure, ihm den Todesstreich zu geben? War dies die gerühmte Klugheit des ersten Mannes des Jahrhunderts?“

„Glauben Sie, junger Mann,“ erwiderte der General, „der Kaiser war erhaben über einen solchen Verdacht. Er wußte, daß Ihr König ein Mann von Ehre sei, der ihn im Rücken nicht überfallen werde; er wußte

auch, daß Preußen zu klug sei, um à la Don Quixote die große Armee allein anzugreifen."

„Preußen war nicht schuldig!" rief der junge Mann erröthend; „man weiß, wie Bonaparte selbst seine Friedensbündnisse gehalten hat; man war nicht schuldig, zu warten, bis es dem großen Mann gefällig sei, die Kriegserklärung anzunehmen. Der Gefesselte hat das Recht, in jedem günstigen Augenblick seine Fesseln zu zerreißen, und sollte er auch den damit zertrümmern müssen, der sie ihm anlegte."

„Nun, Vater," setzte der junge Willi hinzu, „das ist es ja, was ich schon lange sagte, wenn ich den Aufstand des ganzen Deutschlands in Schutz nahm. Wer gab den Franzosen das Recht, uns in Ketten und Bande zu schlagen? Unsere Thorheit und ihre Macht! Wer gab uns das Recht, ihnen das Schwert zu entwinden und die Spitze gegen sie selbst zu wenden? Ihre Thorheit und unsere Macht."

„Ich gebe zu," antwortete der General mit Ruhe, „daß man im Volk, vielleicht auch unter Politikern also spricht und sprechen darf; niemals aber darf der Soldat diese Sprache führen, um eine schlechte That zu beschönigen. Es gibt manche glänzende Verrätherein in der Geschichte; die Zeiten, wo sie begangen wurden, waren vielleicht mit der Gegenwart so sehr beschäftigt, daß man die Verräther gepriesen hat; aber die Nachwelt, welche die Gegenstände in hellerem Lichte sieht, hat immer gerecht gerichtet und manchen glänzenden Namen ins schwarze Register geschrieben. Auch die Sache des Kaisers wird die Nachwelt führen. So viel ist aber gewiß, daß zu allen Zeiten, wo es Soldaten gibt, einer, der seine Fahne verläßt, immer für einen Schurken gelten wird."

„Ich gebe dies zu," erwiderte Rantow, „nur sehe ich nicht ein, wie dies den übereilten Zug nach Rußland entschuldigen könnte."

„Meinen Sie denn, der Zustand Preußens sei uns so unbekannt gewesen?" fragte der General. „Man wußte so ziemlich, wie es dort aussah. Ich war von Mainz bis Smolenzk im Gefolge des Kaisers und namentlich in deutschen Provinzen oft an seiner Seite, weil ich die Gegenden kannte, und manchmal in seinem Namen Fragen an die Einwohner thun mußte. In den preußischen Stammprovinzen fiel ihm und uns allen die Haltung und das Ansehen der jungen Leute auf. Das ganze Land schien von Beurlaubten angefüllt, und doch waren es immer nur die jungen Männer, die hier geboren und erzogen waren. Die Haare waren ihnen militärisch verschnitten, ihre Haltung war aufgerichtet, geregelt; sie standen selten wie faule, müßige Gaffer da, wenn der Kaiser und sein Gefolge vorüberzog. Nein, sie machten Front, wenn sie ihn sahen, die Füße standen eingewurzelt, der linke Arm straff angezogen und an die Seite gedrückt, das Auge hatte die regelrechte Richtung, und die rechte Hand machte ihren Soldatengruß. Es waren dies keine Bauernbursche mehr, sondern Soldaten, und der Kaiser wußte wenigstens, daß nicht die ganze preußische Armee mit ihm ziehe."

„Er ließ einen gefährlichen, beleidigten Feind in seinem Rücken," bemerkte Rantow.

„Ein gefährlicher Feind, Herr von Rantow, ist etwa eine beleidigte Schlange, aber nicht eine Armee, nicht Männer von Ehrgefühl. Das

preußische Heer hatte sich mit der großen Armee vereinigt, und sobald dies geschehen war, stand sie unter dem Oberbefehl des ersten Kriegers dieser Armee; in dieser Eigenschaft hatten wir weder von ihnen noch von den Zurückgebliebenen etwas zu fürchten; die Untergebenen band ihr Eid an ihre Fahnen, und die Generale, die Repräsentanten dieser Fahnen, band ihre Ehre. Wenn Sie die Sache aus diesem natürlichen Gesichtspunkte betrachten wollen, so werden Sie am Betragen des Kaisers bei Beginn jenes unglücklichen Feldzugs nichts Uebereiltes oder Unkluges finden."

„Das preußische Heer, das gezwungen mit ausrückte," erwiderte der junge Mann, „gehörte nicht diesem Kaiser der Franzosen, sondern seinem rechtmäßigen König, und in demselben Augenblick, als dieser sie ihrer Pflichten gegen jenen ersten Krieger entband —"

„Konnten sie gegen uns selbst die Waffen richten," fiel der General ein; „da haben Sie vollkommen Recht; sie konnten ihre Quarrés bilden, uns den Gehorsam weigern, und, im Fall des Zwanges, Feuer auf unsere Colonnen geben, sie konnten sich im Angesichte der Armee mit den Russen vereinigen, sie durften dies Alles thun. —"

„Nun ja — das war es ja eben, was ich meinte —"

„Nein, Herr! Das war es nicht," fuhr jener eifrig fort. „Nur erst, verstehen Sie wohl, nur dann erst, wann ihr König sie ihres Eides entband, konnten sie den Gehorsam verweigern, sie mußten es sogar, auch auf die Gefahr hin, zu Grunde zu gehen. So lange dies nicht der Fall war, handelten sie, wenn sie feindlich auftraten, als Verräther an ihrer Ehre und sogar an ihrem König; denn die Ehre des Königs, der die Befehlshaber gewählt hatte, bürgte gleichsam für ihr Betragen."

„Nun, wenn ich auch dies von den Befehlshabern zugebe," erwiderte Rantow, „so hat wenigstens die Armee immerhin ihre Pflicht gethan."

„In diesem Falle nimmermehr!" rief der General. „Wenn der Chef keinen Befehl seines Herrn vorweisen kann, um seine Schritte zu entschuldigen, und dennoch seine Schuldigkeit nicht thut, oder sogar zum Verräther wird, und zum Verräther, nicht für sich allein, sondern mit einem ganzen Corps, so hat jeder Offizier, jeder Soldat das Recht, ihn vor der Front vom Pferde zu schießen."

„Ei, Vater!" — rief der junge Willi.

„Mein Gott, dies denn doch nicht," rief zugleich der Fremde; „einen General en chef vom Pferde zu schießen!"

„Und wenn man es unterlassen hat," fuhr jener mit blitzenden Augen fort, „so hat man seine Pflicht versäumt. Aber ich kenne noch recht wohl jene schändliche Zeit und die Motive, die damals die Handlungen der Menschen lenkten; Wölfe und Tiger waren sie geworden, die menschliche Natur hatte man ausgezogen, Treue, Ehre, Glauben, Alles verloren, und für Heroismus galt damals, was sonst für eine Schandthat gegolten hätte!"

„Nun, etwas Herrliches und Erhabenes, was sich damals offenbarte, werden Sie doch nicht läugnen können," sprach der Märker: „der allgemeine Enthusiasmus, womit das ganze Volk aufstand, war doch wirklich erhaben, ergreifend!"

„Das ganze Volk? — Aufstand?" rief der General bitter lachend, „da müßte Deutschland erst auferstehen, ehe die Deutschen aufstünden. Es

war bei Manchem ein schöner, aber unkluger Eifer, bei Einigen Haß, bei Vielen Uebermuth, bei den Meisten war es Sache der Mode, und Sie vergessen, daß Oesterreich, Baiern, Württemberg, daß Schwaben und Franken nicht, was Sie sagen, aufstanden, und denn doch auch zu Deutschland gehörten. Und Ihre Enthusiasten selbst! Vor diesen wären wir gewiß nie aus Sachsen gewichen!"

„Wenn es ihnen auch an jenen gerühmten Eigenschaften eines alten, gedienten Soldaten gebrach, wahrhaftig, ihr Wille war schön, ihre Thaten groß, und ihre Einheit, ihre Aufopferung ersetzte Vieles —"

„Einheit? Aufopferung? Wir nahmen, es war schon auf französischem Boden, einmal ein solches Individuum gefangen. Es war ein junger, schön geputzter Mann. Der Kaiser hatte von diesen Volontairs sprechen gehört, man hatte ihm ihre Kleidung, ihre Haltung überaus komisch beschrieben; er ließ daher den Gefangenen vortreten. Als dieser den Kaiser erblickte, gerieth er in augenscheinliche Verwirrung, dachte nicht mehr daran, daß er selbst Soldat geworden sei und gegen den größten Krieger zu Feld ziehe, sondern er nahm seinen Tschako am Schild, riß ihn nach gewöhnlicher, bürgerlicher Weise vom Kopf, daß der schöne Federbusch elendiglich in den Koth hing und kratzte mit dem Fuße hintenaus. Der Kaiser ließ ihn durch mich fragen, ob er unter den deutschen Freiwilligen diene? Jener aber verbeugte sich noch einmal und sagte: „‚Ich bin vom Frankfurter Corps der Rache.'" Der Kaiser konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und als er weiter ritt, wandte er sich noch einmal um. Der Sohn der Rache stand noch immer ganz verblüfft unter einem Haufen von Franzosen, und jetzt erst schien er aus dem Traum zu erwachen, er mochte sich auf die schöne Zeit zurückwünschen. Der arme Teufel sah aus, als wäre er ein **Volontaire malgré lui**, als hätte er nur seinem Schatz zu Gefallen sich in dem Corps der Rache einschreiben lassen. Und dieser Rächer kehrte nicht mehr hinter den Ladentisch seines Vaters heim. Ich sah ihn sechs Tage nachher, ohne Beine, sterbend wieder, seine eigenen Landsleute hatten ihn in unsern Reihen getödtet. Und von solchen Menschen verlangen Sie Einheit, Aufopferung?"

Der Preuße hatte dem General unmuthig zugehört; es kam ihm vor, als liege in den Zügen dieses Mannes Spott und Verachtung einer Sache, die er immer als etwas Ungeheures, Welthistorisches, Großartiges zu betrachten gewöhnt gewesen war. Der junge Willi sah diese unangenehmen Gefühle, die mit der Ehrfurcht vor dem General in Rantows Brust zu kämpfen schienen. Er nahm daher schnell das Wort und sagte: „Du warst damals auf feindlicher Partei, lieber Vater, Du sahst Alles in einem andern Lichte, und ich zweifle, ob nicht eure jungen Conscribirten sich auf ähnliche Weise benommen hätten. Aber wahr bleibt es immer, und jedem unbefangenen Auge noch jetzt sichtbar, daß damals ein erhabener, ungewöhnlicher Geist unter dem Volke, hauptsächlich im Norden wehte; die Mittelstände vorzüglich haben gezeigt, daß sie einer bewunderungswürdigen Kraftäußerung fähig seien, und darauf, so schlecht auch die Zeiten sind, kann man noch immer einige Hoffnung gründen."

Rantow sah den jungen Mann bei den letzten Worten befremdet an, als wüßte er sich diesen Satz nicht zu erklären; doch erfreut, seine eigenen

Gesinnungen wiederholt zu hören, wandte er sich wieder an den General. „Er hat Recht," sagte er, „auf feindlicher Seite konnten Sie das rührende Bild dieser Aufopferung nicht so genau kennen lernen. Aber die großen Worte unserer Redner, die feurigen, aufrufenden Lieder unserer Sänger, die begeisternde Aufopferung unserer Frauen, sie gaben, verbunden mit dem Muth, der frommen Kraft und der gottgeweihten Hingebung unserer Jünglinge und Männer, Scenen, die eben so erhaben als unvergeßlich sind."

„Und wofür denn dieses Alles?" fragte der alte Soldat, „wozu so große Aufopferungen, was hat man damit erreicht und errungen? Ließ sich dies Alles nicht voraussehen?"

„Und was haben denn Sie, Herr General, auf jener Seite erreicht und errungen? Das ist einmal das Schicksal alles menschlichen Lebens und Treibens, daß man kämpft, sich hingibt, aufopfert, um am Ende nichts oder wenig zu erreichen. Zwanzig Jahre haben Sie jenem Mann geweiht, jenem Eigensüchtigen, der nur sich und immer nur sich bedachte. Jetzt liegt er auf einem öden Felsen, seine Genossen sind zerstreut, aufgerieben — was, was haben denn Sie gewonnen?"

„Ein Endchen rothes Band und die Erinnerung," antwortete er lächelnd, indem er mit einer Thräne im Auge auf seine Brust herabsah. Es lag etwas so Ergreifendes, Erhabenes in dem Wesen des Mannes, als er diese Worte sprach, daß Rantow, erröthend, als hätte er eine Thorheit gesagt, seine Augen von ihm abwandte und betreten den Sohn ansah. Doch dieser schien nicht auf das Gespräch zu merken, er blickte unverwandt und eifrig auf ein kleines Gebüsch am Fluß, von welchem man eben das Plätschern eines Ruders vernahm; jetzt theilten sich die Zweige der Weiden und ein schöner Mädchenkopf bog sich lächelnd daraus hervor.

## 7.

„Unsere schöne Nachbarin!" rief der General freundlich und eilte auf sie zu, ihr die Hand zu bieten; die jungen Männer folgten, und mittelst seiner trefflichen Lorgnette entdeckte Rantow zu seinem nicht geringen Vergnügen, daß es Anna sei, die hier so plötzlich, gleich einer Najade, aus dem Fluß auftauchte. Der General küßte sie auf die Stirne und bot ihr dann den Arm, sie grüßte seinen Sohn kurz und freundlich, fragte flüchtig nach des Generals Schwester und verweilte dann mit einem Ausdruck der Verwunderung auf ihrem Gast. „Du hier, Vetter Albert?" rief sie, indem sie ihm die Hand bot; „nun, das muß ich gestehen, für so klug hätte ich Dich nicht gehalten, Deinen schönen Verstand in Ehren, daß Du sogleich die angenehmste Gesellschaft in der ganzen Gegend auffinden würdest; welcher Zauberer hat Dich denn hieher gebracht?"

„Mein Sohn," sagte der General, „hatte das Glück, Ihren Vetter auf seiner kleinen Reise kennen zu lernen, und fand ihn jenseits in Ihrem Forst —"

„Und lud mich ein, ihn hieher zu begleiten," fuhr Rantow fort, „wo ich schon wieder wie gestern das Unglück hatte, zu streiten und immer heftiger zu widersprechen. Du lächelst, Anna? Aber es ist, als brächte es hier das Klima so mit sich; zu Hause bin ich der friedfertigste Kerl von der Welt, habe vielleicht in zwei Jahren nicht so viel disputirt, als hier in zwei Tagen, und wie käme ich vollends mit Herren, wie der Herr General oder mein Onkel, in Streit?"

„Ist es möglich?" fragte der General, „mit Herrn von Thierberg, mit Ihrem Vater, Aennchen, kommt er in Streit? Ich dachte doch, da Sie mit mir in politischen Ansichten so gar nicht übereinstimmen, Sie müßten von Ihres Oheims Grundsätzen eingenommen sein."

„Nun, so ganz unmöglich ist eine dritte oder vierte Meinung doch nicht," bemerkte der junge Willi lächelnd; „ich bin gewiß nicht von Ihrem politischen Glaubensbekenntniß und glaube, daß sich mit der Welt jetzt etwas machen ließe, wenn Ihr nicht fünfzehn Jahre früher mit Feuer und Schwert reformirt und die Menschen eingeschüchtert hättet; aber mit Herrn von Thierberg lebe ich deßwegen doch in ewigem Kampf, und wir beide haben unsere gegenseitige Bekehrung längst aufgegeben."

„Demagegen streiten gegen alle Welt," erwiderte ihm Anna lächelnd und doch, wie es schien, ein wenig unmuthig. „Sie sind ein Incurable in diesem Spital der Menschheit; haben Sie je gehört, daß ein solcher politischer Ritter von La Mancha, solch' ein irrender Weltverbesserer von Grund aus kurirt worden wäre?"

„Ich sehe, Sie wollen den Krieg auf mein Land spielen," sagte Robert, „Sie wollen, wie immer, meine Ansichten zur Zielscheibe Ihres liebenswürdigen Witzes machen, und doch soll es Ihnen nicht gelingen, mich aus der Fassung zu bringen, heute wenigstens gewiß nicht. Sie kennen wohl die schönen Eigenschaften Ihrer Fräulein Cousine noch nicht ganz, Rantow? Nehmen Sie sich um Gotteswillen in Acht, ihr zu trauen!"

„Freund," entgegnete Rantow, „in diesem Süddeutschland finde ich mich selbst nicht mehr; es ist alles ganz anders, man denkt, man spricht anders, als ich gewohnt bin, und so mag ich mir selbst kein Urtheil mehr zutrauen, am wenigsten über Anna."

„General!" rief Anna, „Sie führen nachher hoffentlich meine Vertheidigung gegen Ihren Herrn Sohn?"

„Nun merken Sie auf, Rantow!" sprach der junge Willi. „Daß dieses Fräulein die Schönste im ganzen Neckarthal, von Heidelberg bis Tübingen ist, behaupten nicht nur alle reisenden Studenten, sondern auch sie selbst weiß es nur allzu gut und hat sich ganz darnach eingerichtet; sie ist aber dabei so spröde wie Leandra im eben angeführten Don Quixote. Nach ihren politischen Ansichten, denn sie ist gewaltig politisch, ist sie ein Amphibion. Sie hält es bald mit der alten, bald mit der neuen Zeit. Sie ist gewaltig stolz, daß sie vierundsechzig Ahnen hat, auf ihrem Stammschloß lebt, und daß schon Anno 950 ein Thierberg einen Acker gekauft hat. Auf der andern Seite ist sie durch und durch napoleonisch. Sie hat den ersten Lügner seiner Zeit, den Moniteur, öfter gelesen als die Bibel, trägt ein Stückchen Zeug, das Montholon meinem Vater schickte, und das angeblich von Napoleons letztem Lager stammt, in einem Ring, singt nichts

als kaiserliche Lieder von Beranger und Delavigne, und kurz — sie liebt eben jenen Mann mit Enthusiasmus, der den Glanz ihrer vierundsechzig Ahnen in den Staub geworfen hat."

„Sind Sie nun zu Ende?" fragte Anna, ruhig lächelnd, indem sie ihren Ring an die Lippen zog. „Weißt Du aber auch, Vetter, daß er den ärgsten Anklagepunkt, das schwärzeste Verbrechen in seinen Augen, aus Edelmuth verschwiegen hat? Nämlich das, daß ich kein sogenanntes deutsches Mädchen bin, daß ich nicht jetzt schon in meinem Kämmerlein mich im Spinnen übe, wie es einer deutschen Maid frommt, und keine Lorbeerkränze für die Stirne der künftigen Sieger flechte. Weißt Du denn auch, wer dieser Herr ist? Das ist ein Glied eines ungeheuern, unsichtbaren Bundes, der nächstens das Oberste zu unterst kehren wird; nun, bei Euch soll es ja noch mehrere solcher Staatsmänner geben. Aber, Herr von Willi, wie ist mir doch, ist es denn wahr, was man mir letzthin erzählte, daß unter Euern geheimen Gesetzen eines ausdrücklich gegen junge Damen von Adel gerichtet sei und also laute: „‚Wenn ein biderber deutscher Ritter um eine Jungfrau freit, die ehemals der adeligen Kaste angehörte, und solche aus thörichtem Hochmuth ihre Hand versagt, soll ihr Name öffentlich bekannt gemacht und sie selbst für wahnsinnig erklärt werden.'"

Das Pathos, womit Anna diese Worte vorbrachte, war so komisch, daß der General und Rantow unwillkürlich in Lachen ausbrachen; der junge Willi aber erröthete, und unmuthig entgegnete er: „Wie mögen Sie sich nur immer über Dinge lustig machen, die Ihnen so ferne liegen, daß Sie auch nicht das Geringste davon fühlen können? Ich gebe zu, daß es Ihnen in Ihrem Stande, in Ihren Verhältnissen recht angenehm und behaglich scheinen mag, weil Sie freiere Formen und natürlichere Sitten nicht kennen, keine Ahnung davon haben; warum aber mit Spott Gefühle verfolgen, die wenigstens in Männerbrust mächtig und erhaben wirken, und zu allem Schönen und Guten begeistern?"

„Wie ungezogen!" erwiderte Anna. „Sie haben mit Spott begonnen und meine Ahnen und den Kaiser der Franzosen schlecht behandelt, und nehmen es nun empfindlich auf, wenn man über die Herren Demagogen und ihre Träume scherzt! Wahrlich, wenn nicht Ihr Vater ein so braver Mann und mein getreuester Anhänger wäre, Sie sollten es entgelten müssen. Doch zur Strafe will ich Sie über das Gedicht examiniren, das Sie mir für meinen Vater versprochen haben." Sie nahm bei diesen Worten Roberts Arm und ging mit ihm in den Baumgang hin, und Albert Rantow hätte in diesem Augenblick viel darum gegeben, an der Stelle des jungen Willi neben ihr gehen zu dürfen, denn nie hatte ihm ihr Auge so schön, ihre Stimme so klangvoll und rührend gedäucht, als in diesem Augenblick.

„Sie ist ein sonderbares, aber treffliches Kind," sagte der General, indem er ihr lächelnd nachblickte. „Wenn sie ihm doch alle seine Schwärmereien aus dem Kopfe reden könnte! Aber so wird er nie glücklich werden; denken Sie, Rantow! er hat oft Stunden, wo es ihm lächerlich, ja thöricht erscheint, daß er in meinem bequemen Schloß wohnt, und Nachbar Görge und Michel, die doch auch „‚deutsche Männer'" sind, nur mit einer schlechten Hütte sich begnügen müssen. Das ist eine sonderbare Jugend, das

nennen sie jetzt Freiheitssinn! Und doch ist er sonst ein so wackerer und vernünftiger Junge."

„Ein liebenswürdiger, trefflicher Mensch," bemerkte Albert, indem er oft unruhige Blicke nach jenen Bäumen streifen ließ, unter welchen Willi und Anna wandelten. „Ich darf Ihnen sagen, daß ich über seine Gewandtheit, über die feinen gesellschaftlichen Formen staunte, die er so unbefangen entwickelt, er muß viel und lange in guten Cirkeln gelebt haben; und dennoch so sonderbare, spießbürgerliche Pläne!"

„Er war in London, Paris und Rom," sagte der General gleichgültig, „und er lebte dort unter meinen Freunden. Ich glaube, Lafayette und Foy haben mir ihn verzogen."

„Wie! Lafayette, Foy, hat er diese gesehen?" fragte Rantow staunend.

„Er war täglich in der Umgebung beider Männer, und sie fanden an dem Jungen mehr, als ich erwarten konnte. Da hörte er nun die Amerikaner und die Herren von der linken Seite, und weil er manche der exaltirtesten Schreier als meine alten Freunde kannte, glaubte er in seinem jugendlichen Eifer, es müsse alles wahr sein, was sie schwatzen, und fand sich am Ende geschickt, selbst mit zu reformiren. Da ist er nun mit allen unruhigen Köpfen in diesem ruhigen Deutschland bekannt. Keine Woche vergeht, ohne daß sie einen jener deutschen Radikalreformer, mit langen Haaren, Stutzbärtchen, Beilstöcken und sonderbaren Röcken in meinen Hof bringt; sie nennen ihn Bruder, und sind so wunderliche Leute, daß sie alle Briefe an meinen Robert mit einem „deutschen Gruß zuvor" anfangen."

„Ich kenne diese Leute," bemerkte Albert mit wegwerfender Miene, „sie zeigen sich auch bei uns zu Hause. Aber wie kann nur ein Mann von so glänzenden Anlagen für ein anständigeres Leben und für die gute Gesellschaft, wie Robert, mit so gemeinen Menschen umgehen, die im Bier ihr höchstes Glück finden, rauchend durch die Straßen gehen, in gemeinen Schenken umherliegen, und alles Noble, Feine gering achten?"

„Gemein, lieber Herr von Rantow, habe ich sie noch nie gefunden," erwiderte der General lächelnd, „was ich unter gemein verstehe; daß sie rauchen, macht sie höchstens für einen Nichtraucher unangenehm, daß sie Bier trinken, geschieht wohl aus Armuth, denn meinen Wein haben sie nicht verachtet, und von der bonne société denken sie gerade wie ich; sie langweilen sich dort, und finden das Steife gezwungen und das Gezierte lächerlich. Sonst fand ich sie unterrichtet, vernünftig, und nur in ihrer Kleidung und in ihren Träumereien dachte ich mit Anna an Don Quixote und fand es komisch, daß sie sich berufen glauben, die Welt zu erlösen von allem Uebel."

Der junge Mann verbeugte sich stillschweigend gegen den General, als wolle er ihm dadurch seinen Beifall zu erkennen geben; bei sich selbst aber dachte er: Ich lasse mich aufknüpfen, wenn er nicht selbst raucht, und lieber Stettiner und Josty als Franzwein trinkt; doch einem alten Soldaten kann man es verzeihen, wenn er roh und unhöflich ist. Er sah sich zugleich wieder nach Anna um; das Gespräch schien von beiden Seiten mit großem Interesse geführt zu werden; die Gegenwart des Generals verhinderte ihn, von seiner Lorgnette Gebrauch zu machen, und doch war sie ihm nie so nöthig gewesen, als in diesem Augenblick, denn er glaubte gesehen zu haben,

wie der junge Willi Anna's Hand ergriff und — an seine Lippen führte. Der General mochte die Unruhe und Zerstreuung des jungen Mannes bemerken; er ging mit Rantow dem Baumgang zu, und als Anna sie herankommen sah, ging sie ihnen mit Willi entgegen. Des Generals Schwester, eine würdige Dame, welcher Anna's Besuch galt, kam in diesem Augenblick herzu, und da in ihrer Gegenwart nichts Politisches, das zum Streit führen konnte, abgehandelt werden durfte, so zog es die Gesellschaft vor, ihrer Einladung zu folgen und unter der Halle des Schlosses den Wein des Generals und die schönen Früchte seiner Gärten zu kosten. Man beschloß, daß der General und sein Sohn morgen den Besuch auf Thierberg erwidern sollten, und so schieden die beiden Willi, als ihre Gäste in den Kahn stiegen, mit Ehrfurcht von Anna, mit der Herzlichkeit alter Freunde von Rantow.

## 8.

Der Gast aus der Mark, obgleich er in jedem Damenkreis seiner Heimath mit jener Sicherheit aufgetreten war, welche man sich durch Erziehung und gehöriges Selbstvertrauen erwirbt, obgleich er sich in Berlin manches schwierigen Sieges hatte rühmen können, fühlte sich doch nie in seinem Leben so befangen, als an jenem Abend, wo er mit Anna am Neckar hin nach Thierberg zurückkehrte. Tausend Zweifel plagten und quälten ihn, und jetzt erst, als ihm der letzte Blick, den Anna dem jungen Willi zugeworfen hatte, zu feurig für bloße Achtung, zu zögernd für gute Nachbarschaft geschienen hatte, jetzt erst fühlte er, wie mächtig schon in ihm die Neigung zu seiner schönen Base geworden sei. Zwar, wenn er seine eigene Gestalt, sein ausdrucksvolles Gesicht, sein sprechendes Auge, seine gewählte und reiche Sprache, seine eleganten Formen, die Sicherheit und Gewandtheit seines Geistes, kurz, wenn er alle seine Vorzüge mit Robert Willi's Eigenschaften maß, so glaubte er sich doch ohne Anmaßung trösten zu können; fehlte doch jenem, wenn er sich auch gut auszudrücken vermochte, jener unnachahmliche Tonfall der Sprache, fehlte ihm, wenn man ihm auch Anstand und Würde nicht streitig machen konnte, jene letzte Vollendung und Feinheit eines modischen Wundervogels (**Incroyabilis, *Linn.***), jenes unnachahmliche Genie des Geschmackes, das angeboren sein muß; es fehlte ihm, so schloß der Berliner mit heimlichem Lächeln bei sich selbst, jenes **Je ne sais quoi**, das den Geschöpfen Gottes das Siegel der Veredlung und Vollendung aufdrückt, und auch den gewöhnlichsten Menschen zu einem **homme comme il faut** macht! Aber Anna ist hier auf dem Lande, ist in Schwaben aufgewachsen, fuhr er fort, sie könnte, ehe sie mich sah, mit Robert Willi — „Anna, eine Frage," sprach er ängstlich zu ihr, nachdem sie eine geraume Weile still fortgewandelt waren, „und nimm doch diese Frage nicht übel auf! Liebst Du diesen jungen Willi? Stehst Du mit ihm in einem Verhältniß?"

Das Fräulein von Thierberg erröthete leicht über diese Frage, und diese Röthe konnte eben so gut der Frage, als dem Gegenstand gelten, den er berührte. „Wie kommst Du auf diesen Einfall, Vetter?“ erwiderte sie, „und meinst Du denn, wenn ich auch das Glück haben sollte, diesen Willi zu lieben, was mir übrigens noch nie in den Sinn kam, ich würde etwa Dich zum Vertrauten in meinen Herzensangelegenheiten wählen, weil ich Dich schon seit zwei Tagen kenne? Mein Gott, Vetter,“ setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu, „was seid Ihr doch für närrische Leute in Preußen!“

„Ich will mich ja durchaus nicht in Dein Geheimniß drängen, hochedle und gestrenge Dame,“ sagte er, „aber meinst Du denn, Dein langes und, wie es schien, interessantes Gespräch mit ihm, sollte mir nicht aufgefallen sein? Meinst Du, ich glaube, Ihr habt nur von Versen gesprochen?“

„Wenn ich nun sagte, wir *haben* nur von Versen gesprochen,“ entgegnete sie eifrig, „so müßtest Du es doch glauben. Leuten, die gerne Arges denken, fällt alles auf. Diesmal übrigens hat sich Dein Scharfsinn nicht betrogen, das übrige Gespräch drehte sich auch noch um etwas Anderes als Verse, um ein Geheimniß, ein gar wichtiges Geheimniß.“

„Also doch?“ — rief der junge Mann mit ungläubiger Miene. „Siehst Du, also doch?“

„Doch,“ antwortete sie lächelnd, „und weil Du so artig bist, will ich Dich auch mit ins Geheimniß ziehen, vielleicht kannst Du behülflich sein; er rieth mir selbst, es Dir zu entdecken.“

„Wie?“ entgegnete er bitter, „meinst Du, ich sei nur deßhalb nach Schwaben gekommen, um Herrn von Willi's Liebesboten an meine Base zu machen? Da kennst Du mich wahrhaftig schlecht; eher sage ich Deinem Vater die ganze Geschichte, und ich glaube nicht, daß er sich einen solchen Tugendbündler, einen solchen Weltverbesserer und Demagogen zum Schwiegersohn wählen wird.“

Anna war verwundert stehen geblieben, als sie diesen heftigen Ausbruch seiner Leidenschaft vernahm. „Habe die Gnade und höre zuvor, um was man Dich bitten wird,“ sagte sie, und, wie es schien, nicht ohne Empfindlichkeit; „so viel weiß ich aber, daß, wäre ich ein junger Herr und überdies ein Berliner, ich mich gegen Damen ganz anders betragen würde.“ Bestürzt wollte Albert etwas zur Entschuldigung erwidern, aber mit freundlicherer Miene und gütigeren Blicken fuhr sie fort: „Du weißt und hast es heute selbst gehört, wie sehr der General seinen Napoleon liebt und verehrt. Nun ist nächstens sein Geburtstag, der zufällig auf einen berühmten Schlachttag des Kaisers fällt, und da will ihn sein Sohn mit etwas Napoleonischem erfreuen. Er hat sich durch einen Bekannten in Berlin eine Kopie jenes berühmten Bildes von David verschafft, das Bonaparte zu Pferd noch als Consul vorstellt. Es ist kein übler Gedanke, denn so nimmt er sich am besten aus, er ist noch jung, mager, und das interessante, feurige Gesicht unter dem Hut mit der dreifarbigen Feder ist malerischer, eignet sich mehr für die Darstellung eines Helden, als wie er nachher abgebildet wird. Und dieses Bild des Kaisers ist unser Geheimniß.“

„Aber was soll ich hiebei thun?“ fragte Albert, der wieder freier athmete, da kein anderes, gefürchtetes Geständniß ihn bedrohte.

„Höre weiter; dieses Bild wird in diesen Tagen ankommen, und zwar

nicht bei Generals, sondern bei uns. In meinem eigenen Zimmer wird es bis am Vorabend des Geburtstages bleiben und dann müssen wir beide dafür sorgen, daß der General, während das Bild hinüber geschafft wird, nicht zu Hause, oder wenigstens so beschäftigt sei, daß er nichts bemerkt. Während der Nacht wird dann das Bild im Salon aufgehängt und bekränzt, und wenn dann Morgens der gute Willi zum Frühstück in den Salon tritt, ist es sein Held, der ihn an diesem feierlichen Tage zuerst begrüßt."

„Gut ausgedacht," erwiderte Rantow lächelnd, „und wenn es nur nicht dieser Held wäre, wollte ich noch so gerne meine Hülfe anbieten, doch — auch so werde ich mitspielen; hast ja Du mich darum gebeten!" Sein Ton war so zärtlich, als er dies sagte, daß ihn Anna überrascht ansah. Er bemerkte es und fuhr, indem er ihren Arm näher an seine Brust zog, fort, „Du kannst ja ganz über mich gebieten, Anna, ach! daß Du immer über mich gebieten möchtest! Wie freut es mich, daß Du nicht schon liebst, nicht schon versagt bist! Darf ich bei dem Onkel um Dich werben?"

In Anna schien es zu kämpfen, ob sie bei diesen Worten wie über eine Thorheit lächeln oder erzürnt weinen solle, wenigstens wechselte auf sonderbare Weise die Farbe ihres schönen Gesichtes mit Röthe und Bläße Sie zog ihren Arm schnell aus seiner Hand und sagte: „So viel kann ich Dir sagen, Vetter, daß uns hier in Schwaben nichts unerträglicher ist, als Empfindsamkeit und Koketterie, und daß wir diejenigen für Thoren halten, die nach zwei Tagen schon Bündnisse für die Ewigkeit schließen wollen."

„Anna!" fiel ihr der junge Mann mit bittender Geberde ins Wort, „glaubst Du nicht an die Allgewalt der Liebe? Wenn auch ihre Dauer unsterblich ist, so ist doch ihr Anfang das Werk eines Augenblicks, und ich —"

„Kein Wort mehr, Albert!" rief sie unmuthig, „wenn ich nicht Alles dem Vater sagen und ihn um Schutz gegen Deine Thorheit anrufen soll! Das wäre Dir wohl bequem," fuhr sie gefaßter und lächelnd fort, „um Deine Langeweile in Thierberg zu vertreiben, einen kleinen Roman zu spielen? Spiele ihn in Gottes Namen, wenn Du nichts Besseres zu thun weißt, mich wirst Du vielleicht trefflich damit unterhalten, nur verlange nicht, daß ich die zweite Rolle darin übernehme."

„O, Anna!" sprach er seufzend, „verdiene ich diesen Spott? Ich meine es so redlich, so treu! Das Loos, das ich Dir bieten kann, ist nicht glänzend, aber es ist doch so, daß Du vielleicht zufrieden, glücklich sein könntest."

„Werde nur nicht tragisch," erwiderte sie. „Alles höre ich lieber, als solches Pathos. Spott verdienst Du auf jeden Fall, und zum mindesten kann er Dich heilen. Komm, sei vernünftig; begleite mich recht artig und wie es sich ziemt, nach Hause. Aber sei überzeugt, wenn noch ein einziges Wort dieser Art über Deine Lippen kommt, so beschäme ich Dich vor dem nächsten besten Bauer und rufe ihn heran, und wenn Du im Schloß oben diese Thorheiten fortsetzest, so werde ich nie mehr mit Dir allein sein." Der Ton, womit sie dies aussprach, klang zwar bestimmt, muthig und befehlend, doch schien ihr schalkhaftes Auge und ihr lächelnder Mund dem strengen Befehl zu widersprechen, und Rantow, den diese widersprechenden Zeichen verwirrten, begnügte sich zu schweigen, zu seufzen, mit Blicken zu sprechen, und einen erneuerten Kampf auf einen glücklicheren Moment zu verschieben. Mit großer Besonnenheit und Ruhe knüpfte sie ein Gespräch über den

General an, und so gelangten sie, weniger verstimmt, als man hätte denken sollen, nach Thierberg. Der Alte ließ sich ihre Ausflüge erzählen, und schien nicht unzufrieden, daß Albert diese neue Bekanntschaft gemacht habe. „Es sind wackere Leute, diese Willis, und das ganze Thal hat ihnen Wohlthaten zu danken. Es soll wenige hohe Offiziere von der Bildung und den ausgezeichneten Kenntnissen des Generals geben, und den jungen habe ich selbst schon auf dem Korn gehabt und gefunden, daß er tiefe, gründliche Kenntnisse hat und mit Eifer Studien treibt, die man heutzutage unter der jüngeren Generation selten findet. Ein kluges, gewandtes, feuriges Bürschchen; aber, aber — diese verschrobenen, überspannten Ansichten. Ich glaube, er würde mich in meinem eigenen Hause anfallen, wollte ich sagen, daß das Bauernpack immer Bauernpack bleibe, und wenn man sie auch noch so frei von Lasten, noch so gelahrt machte, daß die Bürgerlichen bei ihrem Leist bleiben, und nicht an der erhabenen Figur des Staates künsteln und pinseln und meißeln sollen. Aber das kommt nur daher, weil der alte Thor unter seinem Stande geheirathet hat, da will nun der junge den Fehler gut machen, indem er die Vettern und Basen und das ganze Verwandtschaftsgesindel seiner hochseligen Frau Mutter, spießbürgerlichen Angedenkens, recht hoch stellt!"

„Aber, Vater," bemerkte Anna, „daß er es aus diesem Grunde thut, kannst Du doch nicht behaupten. Ich gebe zu, er stellt uns alle insgesammt etwas tief und die Andern an unsere Seite, aber er ist ein Enthusiast und hat von Freiheit und Volksleben Begriffe, die sich nie ausführen lassen."

„Lehre mich die Menschen nicht kennen, Kind!" sagte der Alte lächelnd. „Eitelkeit ist der Grundtext in jedem, die Variationen mögen heißen wie sie wollen; aber was sagst Du zu dem Vater, Neffe?"

„Bei uns würde man ihn steinigen, wollte er öffentlich aussprechen, was ich heute habe hören müssen. Ja, in einer Gesellschaft von Preußen sollte er einmal solch ein Wort sagen, ich glaube, man würde weder sein Alter, noch seinen Stand berücksichtigen. Sein ganzes Gespräch ist ein Triumphgesang der Vergangenheit und ein Fluch auf die Gegenwart. Ich glaube, er hält es für die größte Sünde, daß wir das schmähliche Joch abgeschüttelt und die Uebrigen, vielleicht gegen ihren Willen, mitbefreit haben. Eine Schande, daß ein deutscher Mann etwas solches nur denken kann. Aber bei nächster Gelegenheit will ich ihm sagen, wie sehr ich vom Grund des Herzens seinen Kaiser und alle Franzosen hasse."

„Das hat er von mir schon oft gehört," erwiderte Herr von Thierberg, „mehr denn zwanzigmal; ich hasse sie alle, allesammt wie die Hölle!"

„Alle, Vater, alle?" fragte Anna mit Bedeutung.

„Nein, Du hast Recht, Kind! Einen nehme ich aus, den ich täglich loben und preisen möchte. Hätte er nicht so verzweifelt gut französisch gesprochen, ich hätte geglaubt, er sei ein Engel vom Himmel. Leider war und blieb er nur ein Franzose."

„Und wer ist denn dieser Eine, den Sie so feierlich ausnehmen?" fragte Albert.

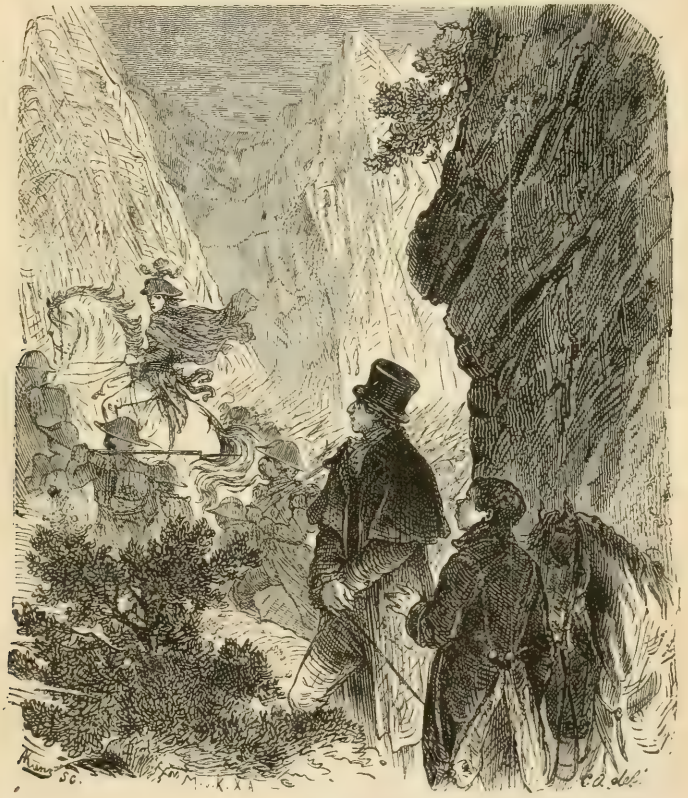
„Siehe, das ist eine wunderliche Geschichte," fuhr der Oheim fort, „doch ich will sie Dir erzählen, es ist ein schönes Stück. Ich machte im Jahr 1800 eine Reise nach Italien mit meiner seligen Frau. Ehe wir uns

dessen versahen, brach der Krieg aus, und da wir vernahmen, daß Moreau gegen Deutschland ziehe, beschloß ich, meine Frau bei einer befreundeten Familie in Rom zurückzulassen und allein, um desto schneller reisen zu können, nach Schwaben heimzukehren. Ich wählte, theils weil ich dort am wenigsten auf Franzosen zu stoßen hoffte, theils weil einer meiner Vettern die Besatzung in der kleinen Festung Bard commandirte, theils der Neuheit der Gegend wegen die Straße über den großen Bernhard, der bald nachher durch den Uebergang des Consuls Bonaparte so berühmt wurde. Dort am Fuß des Berges, auf der Schweizerseite, überfielen mich fünf zerlumpte Kerls von der französischen Armee, die ich hier freilich nicht vermuthen konnte. Ich zeige ihnen meinen Paß, aber es half nichts, sie rissen mich und meinen Reitknecht, den alten Hans, den Du noch hier siehst, vom Pferd, zogen uns Rock und Stiefel aus, nahmen mir Uhr und Börse, und eben wollten sie auch meinen Mantelsack untersuchen, als eine schreckliche Stimme hinter uns Halt gebot."

„Die Räuber sahen sich um und ließen, wie vom Donner gerührt, die Arme sinken, denn es war ein französischer Offizier, der hinter uns zu Pferd hielt, und sie hielten, man muß selbst dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren lassen, strenge Mannszucht. „„Wer sind Sie, mein Herr?"" fragte er, nachdem er abgestiegen war. Ich erzählte ihm kurz meine Verhältnisse und den Zweck meiner Reise. Er nahm meinen Paß, sah ihn durch und fragte mich, ob ich solchen den Soldaten gezeigt habe. Als ich es bejahte, wandte er sich an die Burschen, die noch immer kerzengerade und verlegen da standen: „„Seid Ihr Soldaten? Seid Ihr Franzosen?"" rief er zürnend und sah, trotz seinem schlechten Oberrock, sehr vornehm aus. „„Auf der Stelle kleidet Ihr diesen Herrn und seinen Diener an, ordnet sein Gepäck und geht dann, wohin Ihr beordert seid!"" Noch nie bin ich so schnell bedient worden. Ein junger Kerl wollte mir gegen meinen Willen die Stiefeln anziehen, und bat mich mit Thränen im Auge, es zu erlauben. Solchen Gehorsam habe ich nie in der Reichsarmee gesehen. Ich sagte es auch dem Offizier, der sich, nachdem wir fertig waren, zu mir ins Gras setzte und für seine Landsleute Vergebung und Entschuldigung erbat. Ich sagte ihm, daß dieser ganze Vorfall durch jenen schönen Anblick von Disciplin aufgewogen werde. Ehe ich mich dessen versah, waren wir in ein tiefes Gespräch über die Zeitereignisse und namentlich über das Schicksal des Adels verwickelt. Ich stritt lebhaft für unsern alten Reichsadel, aber kurz und bestimmt, und so artig als möglich, wußte er meine besten Gründe zu widerlegen. Ich merkte wohl aus Allem, und er gestand es auch offen, daß er ein Ci devant sei. Er gestand auch zu, daß eine Republik in neueren Zeiten etwas Schwieriges, beinahe Unnatürliches sei, daß Institute wie der Adel nützlich, ja gewissermaßen nothwendig seien, behauptete aber, daß der Adel überall von Neuem geboren werden, und nur aus kriegerischem Verdienst und Ruhm hervorgehen müsse.

„Wie?" fiel ihm Rantow ins Wort, „so allgemein dachte man schon damals in jener Armee an das, was nachher jener sogenannte Kaiser wirklich ausführte? Das ist wunderbar!" — „Auch mir sind nachmals," erzählte der alte Thierberg, „da Napoleon die Ehrenlegion und Dotationen schuf, oft die Worte meines guten Kapitäns eingefallen. Diesen gewann

ich in einer Stunde, die wir zusammen sprachen, so lieb, als wäre er kein Franzose, als wären wir langjährige Freunde. Endlich mahnte ihn die Feldmusik eines ferne heranziehenden Regiments zum Aufbruch. Ich schenkte ihm meine silberne Feldflasche, die er erst nach langem Streit und endlich lachend annahm; mir gab er dafür eine kleine Ausgabe des Tacitus



und eine von den bunten Federn auf seinem Hut, womit sich damals die republikanischen Offiziere schmückten. Die Bajonette des Regiments blitzten über den nächsten Hügel herab, und die Musiker begannen eben ihr „Allons enfants,“ als er aufs Pferd stieg; er gab mir noch einige Verhaltungsregeln, drückte mir lächelnd die Hand, und unter dem „Marchons, ça

ira!'" setzte er den Berg hinan. Noch heute sieht dieser liebenswürdige, interessante junge Mann vor meinen Augen, wie er den Fuß der Alpe hinanritt, der Wind in seinem Mantel, in seinen Federn wehte, und er grüßend noch einmal sein geistreiches Gesicht nach mir umwandte. Damals, aber nur einen Augenblick lang, und ich weiß heute noch nicht warum, schlug mein Herz für diese Franzosen, und so lange ich die Musik hören konnte, sang ich das Allons enfants und das Marchons, ça ira mit. Nachher freilich schämte ich mich meiner Schwäche, haßte dieses Volk nach wie vor, und nur mein Retter in der Noth, mein Kapitän, steht in meinem dankbaren Gedächtniß."

„Allerdings ein wunderbarer Fall," sagte Rantow, als der Alte nicht ohne tiefe Rührung geendet hatte; „artige und honnete Leute gab es zwar immer unter diesen Truppen, aber die gute Disciplin war ungleich seltener. Ich hätte mögen den Schrecken jener fünf Soldaten sehen."

„Nun, Hans," sagte Anna zu dem Diener, der aufmerksam und gespannt zuhorchte, „Du hast sie ja gesehen."

„Ich sag' Ihnen, gnädiges Fräulein, wie aus Stein gemeißelt standen sie vor dem Kapitän und schämten sich, und Augen hat er auf sie dargemacht, wie der Lindwurm auf den Ritter Sanct Georg. Als die Franzosen nachher zu uns herauskamen, bin ich oft halbe Tage lang an der Landstraße von Heidelberg gestanden, und habe sie Regiment für Regiment defiliren lassen, aber der Kapitän war nie dabei, der ist wohl schon lange todt."

„Ehre und Segen mit seinem Andenken, wo er auch sein möge," sprach der alte Thierberg. „Ist er gestorben, so hat er doch alles, was nachher in der Welt Ungerechtes und Frevelhaftes geschah, nicht mehr mitmachen müssen. Vielleicht hat er sich auch vom Dienst zurückgezogen, als der Dictator sich zum Kaiser machte, denn mein braver Kapitän, der so nobel dachte, kann kein Freund des übermüthigen Corsen gewesen sein."

Anna lächelte, aber sie mochte das Lieblingsthema ihres alten Vaters, die Geschichte „vom besten Franzosen" nicht durch eine Apologie jenes großen Sohnes einer kleinen Insel stören.

## 9.

Man hatte sich heute früher getrennt als gestern, und Albert, den der Schlaf noch nicht besuchen wollte, stand unter dem Bogenfenster seines alterthümlichen Zimmers und schaute in das Thal hinab. Er dachte nach über alle Worte seiner schönen Cousine, er fand so viel Stoff, sie anzuklagen und sich zu bedauern, daß er das erste Mal in seinem Leben im Ernste sich selbst sehr schwermüthig erschien.

Dieses eine Mal, nach so vielen flatterhaften und flüchtigen Geschichten,

war er sich recht klar und deutlich bewußt, ernstlich zu lieben; niemals zuvor hatte er einem Gedanken an ein häusliches Verhältniß, an das Glück der Ehe, Raum gegeben, und nur erst diesem fröhlichen, unbefangenen Geschöpfe war es gelungen, seine Ansichten über seine Zukunft ernster, seine Gefühle würdiger zu machen. Er wunderte sich, gerade da zurückgewiesen zu werden, wo er es wirklich redlich meinte, es befremdete ihn, gerade in jenen Augen als flüchtig und kokett zu erscheinen, die ihn so unwiderstehlich angezogen, gefesselt hatten; er schämte sich, daß bei diesem natürlichen Kinde seine sonst überall anerkannten Vorzüge ohne Wirkung bleiben sollten; er sah darin ein böses Vorzeichen, denn seine bisherige Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß die Ueberraschung, daß der erste Eindruck entscheiden müsse.

Aus diesen Gedanken weckte ihn eine Flöte, die wie am gestrigen Abend süße Töne vom Wald herüberhauchte. Aufs Neue erwachte in ihm der Gedanke, daß diese Serenade wohl Anna gelten könne. Er sah schärfer nach dem Wald hinüber, und, er irrte sich nicht, es war jene Waldecke, die er heute besucht hatte, woher die Töne kamen. Schnell warf er seinen Mantel über, eilte hinab und bat den alten Hans, ihm das Thor zu öffnen; er gab vor, auf einem Platz im Wald, unweit des Schlosses, ein Taschenbuch zurückgelassen zu haben, dem der Nachtthau schaden könnte. Die Flötenklänge, die immer weicher und schmelzender wurden, dienten ihm zum Führer nach jener Waldecke; immer eifriger drang er durch das Gebüsch, denn er hatte einen Blick nach der Burg hinüber geworfen und gesehen, daß ein weißes Tuch von Anna's Fenster wehte. Schon sah er die Umrisse des Flötenspielers, schon rief er: „Halt, Freund Musikus, ich werde die zweite Stimme spielen," da schlug dicht neben ihm ein Hund an, und als er erschreckt auf die Seite sprang, stürzte er über die Wurzeln einer alten Eiche unsanft zur Erde.

Als er sich nach einer Weile wieder aufgerichtet hatte und auf den Platz zutrat, wo der Mann mit der Flöte gesessen hatte, fand er weder von ihm noch von dem Hunde eine Spur, wohl aber hörte er tief unten am Berg die Büsche rauschen und das Gesträuch knacken. Beschämt wandte er sich ab und sah nach dem Schloß hinüber. Ein heller Schein war an Anna's Fenster, aber es war kein Tuch, wie er geglaubt hatte, sondern der Mond, der in den Gläsern sich spiegelte. Er warf sich seine Unbesonnenheit, seine Hast und Eile, sein Mißtrauen, seine Eifersucht vor. Er suchte für das Entweichen des Flötenspielers die gewöhnlichen und prosaischen Gründe auf, er wollte Anna unschuldig finden, und dennoch wurde er nicht ruhig.

So stand er in dem Anblick der vom Mondlicht übergossenen Burg da, als er plötzlich mit einem Schrei des Schreckens auffuhr, denn eine kalte Hand rührte an die seinige; er sah sich um, und eine dunkle Gestalt stand vor ihm. Ehe er noch fragen, sich nur fassen konnte, fühlte er, daß man ein Papier in seine Hand gedrückt habe, und zugleich stürzte sich dieses geheimnißvolle Wesen in den Wald, doch war es nicht so ätherischer Natur, daß es nicht im Forteilen das Gesträuch zerknickt und Zweige abgestoßen hätte. Albert wurde es ganz unheimlich an diesem Ort. Sein aufgeregtes Blut, die tiefe Stille der Nacht, das schaurige Dunkel der Buchen, und

gegenüber die altergraue Burg, ihre Fenster vom Monde so sonderbar beleuchtet, daß er geheimnißvolle Schatten in den hohen Gemächern hin- und herschleichen sah — es war ihm so bange, daß er schnell seinen Weg zurückeilte, daß er im Wald laut auftrat, nur um sich selbst in dieser unheimlichen Stille zu hören.

Die Laterne des alten Hans warf ihm ein tröstliches Licht aus dem Thor entgegen. Eilends ließ er den Alten mit der Lampe voran nach seinem Zimmer gehen, er entrollte das Papier und erschrack vor einem fremden Unglück, denn die wenigen Zeilen lauteten:

„Dein Brief traf mich erst heute, die Antwort ein andermal. S. Z. N. und noch drei Andere wurden heute frühe verhaftet und nach der Festung geführt. Ich weiß nicht, ob Du Dich schuldig fühlst, aber vernünftig wäre es, wenn Du Dich auf die Beine machtest. In Deiner Lage kann es nicht schaden. Ich schicke diese Zeilen an den gewöhnlichen Platz; Gott gebe, daß sie Dich treffen. Was Du auch thun wirst, Robert, sei diskret und nenne mich nie."

Wer der unglückliche Flötenspieler gewesen sei, sah jetzt Albert deutlich; doch zu großmüthig, um aus dieser Verwechslung einen Vortheil ziehen zu wollen, faßte er rasch den Entschluß, den jungen Willi zu retten. Aber fremd und unbekannt in dieser Gegend, däuchte es ihm unmöglich, dies allein auszuführen. Er schickte schnell den alten Hans nach dem Thurm, wo Anna wohnte, er ließ sie dringend bitten, ihm nur auf zwei Minuten in einer sehr wichtigen Sache Gehör zu geben. Er folgte dem Alten bis an die Thüre des Saales, und dort blieb er in dem großen weiten Gemach allein, um seine Cousine zu erwarten. Zu jeder andern Zeit hätte der Anblick, der sich ihm hier darbot, mächtig auf seine Seele wirken müssen. Ein ungewisses Licht schimmerte durch die Fenster und fiel auf die Gemälde seiner Ahnen. Ihre Gestalten schienen lebendiger hervorzutreten, ihre Gesichter waren bleicher als sonst, und die ausgestreckte Hand einer längst verstorbenen Frau von Thierberg schien sich zu bewegen. Dazu rauschten die Bäume und murmelte der Fluß auf so eigene Weise, daß man glauben konnte, dieses Geräusch gebe von den Gewändern der Verstorbenen aus.

In diesen Augenblicken aber hatte er nur ein Ohr für die immer leiser schallenden Tritte des alten Dieners; sein Auge hing erwartungsvoll an der Thüre, sein Herz pochte unruhig einer Gewißheit entgegen, die keine erfreuliche sein konnte.

Bald tönten die Schritte wieder den Corridor herauf; er strengte sein Ohr an, ob er nicht auch den leichten Tritt seiner Base vernehme, die Thüre öffnete sich, und sie erschien mit Hans und ihrem Mädchen; er sah ihrer Kleidung und ihren Augen an, daß sie noch nicht geschlummert hatte. Noch ehe sie ihn fragen konnte, reichte er ihr schnell das Billet und sagte französisch in wenigen Worten, wie er es erhalten habe. Eine hohe Röthe flammte über das schöne Gesicht, so lange er sprach, sie wagte es nicht, die zarten Augenlider aufzuschlagen; doch kaum hatte sie einen Blick auf die Zeilen geworfen, so erbleichte sie, sah ihn mit großen Augen erschrocken an und zitterte so heftig, daß sie sich an dem Tische halten mußte.

„Ich muß sogleich hinübereilen," sagte er näher tretend, „und nur darum habe ich Dich rufen lassen, daß Du mir ein Mittel angebest, wie

ich durch den Fluß komme. Ich möchte bei den Domestiken nicht gerne Aufsehen erregen."

„Zu Pferd, schnell zu Pferd," rief sie hastig, indem sie bebend seine Hand ergriff; „schwimm hinüber und dann schnell nach Neckareck!"

„Aber bei Nacht?" erwiderte er zaudernd; „ich kenne die Stellen nicht, wo man durchkommen kann, der Fluß ist tief und reißend."

„Führe mir des Vaters Pferd heraus, Hans!" wandte sie sich an den erschrockenen Diener. „Schnell, Du begleitest mich, ich will selbst hinüber!"

„Führe es heraus, Alter, aber für mich!" fiel Rantow unmuthig ein. „Wie magst Du mich so verkennen, Anna? Du wirst mir den Weg zu einer Stelle zeigen, wo ich durch den Neckar kommen kann."

„Nein, so geht es nicht!" sagte sie beinahe weinend und sank auf einen Stuhl nieder; „Du wirst nicht hinüberkommen. Führe ihn durchs Dorf hinab, Hans, mach' unsern Kahn los und schiffe den Vetter hinüber. Du mußt zu Fuß hinüber, Albert, in einer halben Stunde kannst Du dort sein. O Gott, ich habe es ja schon lange geahnt, daß es so kommen würde! Sag' ihm, er solle nicht zögern, ich wolle ihn überall lieber wissen, als in einem Kerker!"

Der junge Mann drückte ihr schweigend die Hand und winkte dem Alten, zu gehen. Nie zuvor hätte er sich für fähig gehalten, so schönen Hoffnungen so schnell zu entsagen, aber der Gedanke an die schöne, kummervolle Anna, die er bis jetzt nur lächelnd gesehen hatte, spornte ihn zu immer schnelleren Schritten, und so mächtig ist in einem Herzen, das die Selbstsucht noch nicht ganz umsponnen hat, das Gefühl, in einem entscheidenden Moment Hülfe oder Rettung zu geben, daß er in diesem Augenblick in dem jungen Willi nur einen Unglücklichen, und nicht Anna's Geliebten sah.

Am Ufer schloß der Alte schnell den Kahn los und bat den Gast, sich ruhig niederzusetzen; aber dennoch konnte Albert diesem Gebote nicht völlig Folge leisten, denn als sie ungefähr die Mitte des Neckars erreicht hatten, hörte man deutlich den Hufschlag von Pferden und das Rollen eines Wagens von der Landstraße her, die sich jenseits dem Ufer näherte. Er richtete sich auf, trotz dem Schelten des Alten und dem unruhigen Schaukeln des Kahns, und sah im Schein einiger Laternen einen Wagen mit vier Pferden, von einigen, wie es schien, bewaffneten Reitern begleitet, vorüberfahren. „Ist dies eine Hauptstraße?" fragte er den alten Hans, „kann dies vielleicht ein Postwagen sein, der dort fährt?"

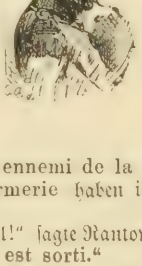
„Hab' hier noch nie einen gesehen," erwiderte jener mürrisch, „und um einen Postwagen zu sehen, möchte ich kein kaltes Bad im Neckar wagen."

„Schnell! wo geht man nach Neckareck, nach dem Gut des Generals?" fragte Albert, welcher besorgte, er möchte zu spät gekommen sein. „Spute Dich, Alter!"

„So lassen Sie mich doch den Kahn erst wieder anschließen!" sagte Hans. „Doch, wenn Sie Eile haben, nur hier links immer die Straße fort, sie führt gerade auf das Schloß zu; ich will schon nachkommen."

Der junge Rantow lief mehr als er ging; der Alte keuchte mühsam

hinter ihm her, aber so oft er ihn erreicht hatte, lief jener wieder schneller, als würde er verfolgt. Endlich sah er das Schloß mit seinen weißen Säulen durch die Nacht schimmern; es fiel ihm ängstlich auf, daß viele Fenster erleuchtet waren, und als er näher kam, sah er deutlich Menschen an den Fenstern hin und her laufen. Der Schrecken dieser Nacht und die ungewöhnlich schnelle Bewegung hatten seine Kräfte beinahe erschöpft, aber dieser beunruhigende Anblick trieb ihn zu noch rascherem Laufen; in wenigen Minuten langte er an dem Schloß an, aber er mußte sich an die Pforte lehnen und nach Athem suchen, ehe er eintrat.



Der Erste, dem er an der erleuchteten Treppe begegnete, war der Gardist, ein alter, französischer Kriegsgefährte des Generals, der jetzt mehr den Haushofmeister als den Diener spielte. Er schien bleicher als sonst und schlich trübselig die Treppe herab. „Wo ist Euer junger Herr?“ rief Albert hastig. „Führt mich schnell zu ihm.“

„Sacre bleu!“ antwortete der Gardist erstaunt, als er den jungen Mann erkannte. „Weiß es Fräulein Anna schon? O la pauvre enfant!“

„Wo ist Robert?“ rief Rantow drängender.

„Il est prisonnier!“ erwiderte er traurig. „Auf die Festung gebracht comme ennemi de la patrie, comme démocrate, vier Dragons de la gendarmerie haben ihn escortirt, o, mein armer Monsieur Robert!“

„Führet mich zum General!“ sagte Rantow, als er diese Nachricht hörte.

„Monsieur le Général est sorti.“

„Wohin?“ rief der junge Mann, unwillig darüber, daß er jedes Wort dem alten Soldaten abfragen mußte.

„Mit seinem Sohn à la capitale, zu fragen, was Monsieur de Willi verschuldet.“

Als Rantow sah, daß hier nichts mehr zu thun sei, suchte er einen andern Bedienten auf und ließ sich die näheren Umstände der Verhaftung erzählen. Er hörte, daß spät Abends, in Roberts Abwesenheit, ein Commissär angekommen sei, der nach einer kurzen Rücksprache mit dem General die Papiere des jungen Willi untersucht und theilweise versiegelt habe. Darauf sei Robert nach Hause gekommen und habe sich gutwillig darein ergeben, dem Commissär zu folgen; er habe seinem Vater das Wort darauf gegeben, daß man ihn unschuldig finden werde; das Letztere habe der General einem Bedienten befohlen, am nächsten Morgen dem Herrn von Thierberg und seiner Familie zu sagen; er habe sich dann zu Pferd gesetzt und sei, nur von einem Bedienten begleitet, vom Schloß weggeritten. Der junge Willi selbst hatte weder nach Thierberg, noch sonst wohin Aufträge zurückgelassen.

So viel erfuhr Albert, und diese Nachrichten waren nicht dazu geeignet, ihn auf dem Rückweg freudiger zu stimmen. Er konnte auf den Trost, welchen Robert seinem Vater gegeben, keine große Hoffnung bauen, und vor Allem war ihm vor dem Augenblick bange, wo er die schmerzliche Kunde der trauernden Anna bringen sollte.

## 10.

Es waren seit jener traurigen Nacht mehrere Wochen verstrichen; sie däuchten der armen Anna eben so viele Monate. Das Laub der Bäume fing schon an, sich zu bräunen, der Herbst mit seinem fröhlichen Gefolge war in das Thal eingezogen, Gesang und Jubel schallte von den Rebhügeln, schallte antwortend aus dem Fluß herauf, welcher Kähne, mit Trauben schwer belastet, abwärts trug. Als würde einem verwegenen, in diesen Bergen eingedrungenen Feinde ein Gefecht geliefert, so krachte Büchsen- und Pistolenfeuer aus den Weinbergen, doch nicht das Wuthgeschrei zurückgeworfener Kolonnen, sondern das Jauchzen einer freudeberauschten Menge stieg auf, wenn die Gewehre recht laut knallten, oder wenn die vorspringenden Ecken der Bergreihen die tiefere Stimme eines Pfundböllers zehnfach nachriefen.

Mit verschiedenen Empfindungen sahen die Bewohner des Schlosses Thierberg diesem fröhlichen Treiben von einer alterthümlichen Terrasse des Schlosses zu. Der junge Rantow blickte unverwandt und mit glänzenden Augen auf dieses Schauspiel, das ihm eben so neu als anziehend erschien. Er hatte in seiner Heimath, im Kreise vertrauter Freunde, oft bemerkt, wie der Wein, diese Himmelsgabe, die Wangen freundlicher färbte, die Zungen löste, und zu traulichem Gespräch, wohl auch zum Gesang, selbst die Ernsteren fortriß; doch nie hatte er gedacht, daß eine noch rauschendere Freude, ein höherer Jubel mit der Bereitung des fröhlichen Trankes sich verbinden könnte. Wie poetisch däuchte ihm dieses lebhafte Gemälde! Welch' frische, natürliche Bilder zeigte ihm sein Opernglas! Diese Gruppen hatte der Zufall geordnet, und doch schienen sie ihm reizender, als was die Kunst je erfunden. „Siehe," sagte er zu Anna, die, den schönen Kopf auf den Arm gestützt, ihm gegenüber saß und zuweilen einen ernsten Blick über das Thal hingleiten ließ, „siehe, dort gegenüber jenen Alten mit den silbergrauen Haaren; wie viele solche Herbste mag er schon gesehen haben! Wahrlich, ich könnte an der Gruppe um ihn her seine Lebensgeschichte studiren. Der blonde Knabe, der ihm eben die große Traube brachte, ist wohl sein Enkel; den jungen Burschen, der mit der Pritsche die Mädchen neckt und durch seine Scherze von der Arbeit abhält, indem er sie anzutreiben scheint, halte ich für seinen jüngeren Sohn; siehe, jenes Mädchen hat seinen Schlag derb erwidert, sie ist wohl das Liebchen des muntern Burschen, denn sie lachen Alle und verspotten ihn. Dieser gebräunte, breite Mann von vierzig, der soeben den ungeheuern, mit Trauben gefüllten Korb auf seine Schul-

tern hob, ist wohl der ältere Sohn und des blonden Knaben Vater. So hast Du die vier Altersstufen, die sie wohl alle ohne viele Aenderung durchlaufen mögen."

„Gewiß, ohne viele Aenderung und ohne viel Vergnügen," bemerkte der alte Herr von Thierberg, der gleichgültig hinblickte; „das ewige Einerlei seit vielen hundert Jahren. Der Kleine dort wird jetzt bald in die Schule getrieben und von seinem Schulmeister täglich geprügelt, gerade wie vor Zeiten sein Großvater. Der junge Bursche wird bald Soldat, oder auf ein paar Jahre Knecht in der Stadt. Kommt er dann nach Hause und der Vater ist todt, so bekommt er sein kleines Stückchen Erbe und glaubt heirathen zu müssen; und hat er vier Kinder, so werden sie, wenn auch er einst stirbt, das armselige Erbe unter sich theilen, und gerade viermal ärmer sein, als er. So treibt es sich herauf und herab; zu dem Pulver, das sie heute verschießen, haben sie ein ganzes Jahr gespart, um doch auch einen Tag zu haben, an welchem sie sich betäuben können; und das nennen sie lustig sein! Das nennen die Städter ein Fest, ein malerisches Volksvergnügen!"

„Nein! Sie sehen es zu düster an, Oheim!" entgegnete der Gast. „Mir scheint, ich gestehe es, eine wundervolle Poesie in diesem Treiben zu liegen. Diese Menschen sind so behende, so lebendig, so regsam. Stellen Sie einmal meine Märker hieher, wie unbeholfen und ungeschickt sie sich benehmen würden! Ich schäme mich heute noch der Unerfahrenheit, die ich letzthin zeigte; ich nahm in einem Ihrer Weinberge einem hübschen Mädchen das gebogene Messer ab und versprach, sie zu unterstützen; als ich die erste Traube abgeschnitten hatte und sie in das Körbchen legte, betrachtete das Mädchen nur den Stiel der Traube und sagte lächelnd: „‚Er hat wohl noch nicht oft Trauben geschnitten;'" und siehe, ich hatte, statt schief zu schneiden, gerade geschnitten. Nein! mir scheint diese Weinlese ein fortdauernder Festtag der Natur, eine liebliche, verkörperte Poesie."

„Poesie?" erwiderte Anna, indem sie einen trüben, wehmüthigen Blick auf die Berge gegenüber warf, „eine Poesie, die mir das Herz durchschneidet. Mir erscheint dieses fröhliche Treiben wie ein Bild des Lebens. Unter langem Jammer und Ungemach ein Tag der Freude, der durch seine hellen, freundlichen Strahlen das öde Dunkel umher nur noch deutlicher zeigt, aber nicht aufhellt! O, kenntest Du erst das Leben dieser Armen näher! Wenn Du sie beim ersten Erwachen des Frühlings sehen könntest! Jeder Winter verwüstet ihre steilen Gärten; der Schnee löst sie auf und reißt ihre beste, fruchtbarste Erde mit sich hinab. Aber rastlos zieht Jung und Alt heraus. Die Erde, die ihnen das Wasser nahm, tragen sie wieder hinauf und legen sie sorglich um ihre Reben her. Vom frühesten Morgen, in der Gluth des Mittags, bis am späten Abend steigen sie, schwer beladen, die steilen engen Treppen hinan. Welche Freude, wenn dann der Weinstock schön steht, aber wie bitter ist zugleich ihre Sorge; denn der kleinste Frost kann ihre zarte Pflanze vernichten. Und fällt nun der böse Thau oder eine kalte Nacht, wie schauerlich ist dann ihr Geschäft anzusehen. Alle, selbst die kleinsten Kinder, strömen noch vor Tag in den Weinberg. Dort legen sie alte Stücke von Kleidern und Tüchern neben die Rebstöcke und brennen sie an, daß der qualmende Rauch die zarte Pflanze

schützen möchte. Wie arme Seelen, ins Fegefeuer verbannt, schleichen sie um die kleinen, zuckenden Feuer und durch die Schleier, die der Rauch um sie zieht. Die Kleinen rennen umher, sie können noch nicht berechnen, welches Unglück sie sehen, aber die Männer und Weiber wissen es wohl; es ist eine kühle Morgenstunde, die das Werk langer, mühsamer Wochen zerstört und sie ohne Rettung noch tiefer in die Armuth senkt."

„Wahrhaftig, Du bist krank, Anna!" sagte der alte Herr, indem er lächelnd zu ihr trat und doch nicht ohne leise Besorglichkeit seine Hand auf ihre schöne Stirne legte. „Du warst ja doch sonst so fröhlich im Herbst, gabst solchen bösen Gedanken niemals Raum und freutest Dich mit den Fröhlichen. Bist Du krank?"

Anna erröthete und suchte fröhlicher zu scheinen, als sie es war. „Krank bin ich nicht, lieber Vater," erwiderte sie, „aber ich bin doch alt genug, um sogenannte Herbstgedanken haben zu dürfen. Man kann doch nicht immer fröhlich sein, und — mein Gott!" rief sie, indem sie erröthend aufsprang — „ist er es nicht? — seht dort! —"

„Willi?" rief Rantow verwundert und wandte sich nach der Seite, wohin Anna deutete.

„Wer denn?" sagte der Alte, indem er bald seine zitternde und verwirrte Tochter, bald seinen Gast ansah. „Wie kommst Du nur auf Willi? Wer soll denn kommen? So sprechet doch!"

Aber in diesem Augenblick trat auch schon der, dem Anna's Ausruf gegolten hatte, herein, es war der alte Gardist. Er war noch nicht ganz auf die Terrasse getreten, als schon Anna, jede andere Rücksicht vergessend, zu ihm hinflog, seine Hand ergriff und eine Frage aussprechen wollte, zu welcher ihr der Athem fehlte. Der alte Soldat zog lächelnd seine Hand zurück, grüßte mit militärischem Anstand und berichtete, in Form eines militärischen Rapports, daß der General noch diesen Abend zu Hause eintreffen und —"

„Ist er frei?" unterbrach ihn Anna.

„— und seinen Sohn mitbringen werde, der auf sein Ehrenwort und die Kaution, die der Herr General gestellt habe, aus der Haft entlassen worden sei."

In Anna's Augen drängten sich Thränen, sie zitterte heftig und setzte sich nieder; der alte Thierberg, durch diesen Anblick überrascht, preßte die Lippen zusammen und blickte seine Tochter unwillig an, und Albert, der in den Zügen seines Oheims las, daß jener ein Geheimniß ahne, dessen Theilnehmer er bis jetzt allein gewesen war, fühlte sich befangen; er fürchtete für Anna, und erst in diesem Augenblick wurde es ihm deutlich, daß es für ihn selbst besser gewesen wäre, sich nie in diese Angelegenheit zu mischen. „Ich lasse dem Herrn General danken und Glück wünschen," sagte nach einer peinlichen Pause Herr von Thierberg zu dem Grenadier und winkte ihm, zu gehen. „Wünsche nur," fuhr er fort, indem er auf der Terrasse mit heftigen Schritten auf und ab ging, „wünsche nur, daß die paar Wochen Gefängniß eine gute Wirkung auf den Herrn Weltstürmer gehabt haben mögen! Ein paar Monate hätten nicht schaden können, wäre es auch nur gewesen, um das heiße Blut abzukühlen und die vorschnelle Zunge zu fesseln. Aber das alles ist das Erbtheil seiner hochweisen Frau

Mama! Ein junger Mann von unbeflecktem Adel hätte sich so weit nicht verirrt; aber das gewinnt man bei solchen Heirathen; weil sie sah, daß man in unserem Cirkel ihre Abkunft nicht vergessen habe, hat sie ihrem Sohn solche tolle, republikanische Ideen eingeprägt und ihn zu einem Thoren, wo nicht zu einem verderblichen Menschen gemacht." Diese und andere Worte stieß er schnell und heftig aus, und plötzlich blieb er vor seiner Tochter stehen, sah sie mit grimmigen Blicken an und sagte dann: „Ich glaube jetzt in der That, daß Du kränker bist, als ich dachte; geh' auf Dein Zimmer! — ich werde mit dem Vetter diesen Abend allein speisen; geh'!"

Das arme Kind ging hinweg, ohne ein Wort zu sagen; sie mochte die Natur ihres Vaters kennen und wissen, daß jeder Widerspruch seinen Zorn steigere, sie mochte auch fühlen, was in diesem Augenblicke in seiner Seele vorgehe, wo sie zu wenig Macht über sich besaß, um ihr Geheimniß zu verbergen.

Als sie weggegangen war, schritt der Alte wieder eine Zeitlang schweigend hin und her; dann trat er zu seinem Neffen und fragte mit bewegter Stimme: „Was sagst Du zu dem Auftritt, den wir da gesehen haben? Meinst Du wirklich, es wäre möglich?"

„Ich kann Sie nicht verstehen, lieber Oheim."

„Nicht verstehen, Junge? So soll ich es denn selbst in den Mund nehmen? Wisse — ich habe entdeckt, daß Anna den — den von drüben — nun, daß sie den Sohn des Generals liebt. Zum Teufel, Junge! Du erwiderst nichts? Wie magst Du so — so gleichgültig aussehen, wenn von der Ehre Deiner Familie die Rede ist? Rede!"

„Ich kann nichts hierin sehen," entgegnete der junge Mann trotzig, „was etwa der Thierberg'schen Ehre zu nahe treten könnte. Der alte Willi ist von Adel, ist ein berühmter General, ist reich —"

„Also abkaufen sollen wir uns unsere Ehre lassen, abhandeln? — Bursche, wenn Du nicht mein Neffe wärest — Gott strafe mich, aber ich kenne mich selbst nicht, wenn ich in Wuth bin. — Reich? Siehe, für so schlecht und niederträchtig halte ich mein Kind selbst nicht, daß es daran gedacht haben sollte. Sieh' Dich um — so weit Du sehen kannst, war einst alles — alles mein; ich habe nichts mehr, als diese verfallenen Thürme und eine Hufe Landes wie der gemeinste Bauer, aber auch dieses soll diese Nacht noch hinfahren, in den Schuldthurm soll man mich werfen, mich auspfänden, mein altes Wappen entzweischlagen, wenn ich je zugebe —"

„Oheim!" fiel ihm der Neffe erbleichend in's Wort, „bedenken Sie sich zuvor, ehe Sie einen solchen Frevel aussprechen! Was kann dieser junge Mann dafür, daß sein Vater reich ist? Beträgt er sich denn aufgeblasen? Macht er Ansprüche auf seinen Reichthum! Ich sagte es ja vorhin nur so in der Uebereilung."

„Nein, das thun sie nicht, die Willis," antwortete nach einer Pause der Alte; „das ist noch ihre gute Seite. Aber das macht ihn nicht besser. Seine Grundsätze sind es, die ich hasse; er ist mein bitterster Feind!"

„Wie wäre dies möglich?" erwiderte Rantow beruhigend, „wie könnte er Ihr persönlicher Feind sein!"

„Was persönlicher Feind!" rief Thierberg heftiger; „solche Feind-

schaft kenne ich nicht, und mein Feind müßte ein Anderer sein, als dieser Knabe; aber ein Todfeind bin ich all' diesem Wesen, diesen Neuerungen, diesem Deutschthum, Bürgerthum, Cosmopolitismus, und welche Namen sie dem Unsinn geben mögen, und dessen treuester Anhänger eben dieser junge Mensch da ist. Das ganze erste Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hatte den verdammten Geschmack dieses Unwesens, und man wird sehen, wohin es im jetzigen kommt, wenn diese Menschen und ihre Gesinnungen um sich greifen; aber, so wahr Gott lebt, man soll von dem letzten Thierberg nicht sagen können, daß er in seinen alten Tagen einem dieser Weltverbesserer die Hand zur Unterstützung gereicht hätte!"

„Aber, Oheim!" fiel Albert ein, dem es in diesem entscheidenden Augenblicke keine Sünde däuchte, gegen seine eigene Ueberzeugung zu sprechen, „gibt es denn in diesem Jahrhundert auch nur eine Familie, die nicht, wenn man sie einzeln durchginge, die verschiedensten Gesinnungen in sich schlösse? Wird denn der einzelne Mann dadurch schlechter, daß er eine andere Meinung hat, als wir? Ist nicht Protestant und Katholik in den Augen des Vernünftigen gleich viel werth? Denkt nicht der General selbst ganz verschieden von seinem Sohn?"

„Laß mir den Glauben aus dem Spiel, Neffe!" entgegnete jener. „Darüber zu richten geht weder Dich, noch mich an; aber dieser General vollends, der meinen Todfeind als Schutzpatron anbetet, und diesen Bonaparte für den heiligen Georg hält, der den Lindwurm des veralteten Jahrhunderts tödtete; Diesen in meiner Familie! Es würde mich tödten!"

„Aber wissen Sie denn, ob auch der junge Willi Ihre Tochter liebt? Hat denn Anna irgend etwas gestanden?"

Der Alte sah seinen Neffen bei dieser Frage lange und erschrocken an; dann fuhr er nach einigem Nachsinnen gefaßter fort: „Nein! Einer solchen Schmach halte ich sie nicht fähig; meinst Du, meine Tochter werde sich in einen solchen — Menschen verlieben, ohne daß er sie zuvor mit tausend Künsten dazu verlockte? Nein! Dazu ist sie mir immer noch zu gut! Aber — ich will mir Gewißheit verschaffen!"

Er sprach es, und noch ehe ihn Rantow aufhalten konnte, eilte der alte Mann hinweg, um seine Tochter zu Rede zu stellen. Düster schaute ihm der Gast aus der Mark nach. „Wahrlich, wenn die Aktien so stehen, werde ich weder Brautführer noch Hochzeitsgast in Thierberg sein," sprach er, „der Alte müßte sich denn durch ein Wunder in einen Demagogen oder der Demagoge in einen rechtgläubigen Verehrer der alten Reichsritterschaft verwandeln."

# 11.

Es hatte dem General Willi nicht geringe Mühe gekostet, von seinem Sohn das Unglück einer längeren Gefangenschaft abzuwenden. Sein Ansehen war zwar in der Hauptstadt jenes Landes, welchem sein Gut angehörte, durch den Wechsel der Verhältnisse und Meinungen nicht gesunken; man verehrte in ihm einen Mann von hohem Verdienst, militärischer Umsicht und Tapferkeit, und es gab Manche, die ihn wegen seiner treuen und ausdauernden Anhänglichkeit an jenen Mann, der einst das Schicksal Europa's in der Rechten getragen, bewunderten; es gab Viele, die ihm, wenn sie auch diese Bewunderung nicht theilten, doch wegen der Beharrlichkeit und Charakterstärke, die er in den Tagen des Unglücks entfaltet hatte, wohlwollten. Dennoch mußte er sein ganzes Ansehen aufbieten, manche Thüre öffnen, um seinem Sohn, auf dem der Verdacht, mit Verdächtigen in Verbindung zu stehen, lastete, nützen zu können.

Der General war ein Mann von zu großem Rechtsgefühl, als daß er, wenn er seinen Sohn schuldig glaubte, diese Schritte für ihn gethan hätte. Aber es genügte ihm an der einfachen Versicherung seines Sohnes. „Ich theile," hatte er ihm gesagt, als er verhaftet wurde, „ich theile im Allgemeinen die Gesinnungen jener Männer, die man jetzt zur Untersuchung zieht, aber — ich theile weder ihre Pläne, noch die Ansichten, die sie über die Mittel zum Zweck haben. Ich habe nur gedacht, nie gehandelt, habe mir selbst gelebt, nicht mit Andern, und Beschuldigungen, welche Andere treffen mögen, werden nie auf mich kommen." So war es denn gelungen, den jungen Willi auf so lange frei zu machen, als nicht stärkere Beweise, die gegen ihn vorgebracht würden, seine Anwesenheit vor den Gerichten nothwendig machten, eine Schonung, die er nur der Fürsprache seines Vaters und dem Vertrauen verdankte, das man in die Bürgschaft des Generals Willi setzte.

Sie konnten sich beide wohl denken, welches Aufsehen dieser Vorfall in der Umgegend von Neckareck gemacht haben mußte; hätten sie in einer Stadt gewohnt, so würden sie sich wohl damit begnügt haben, ihren Bekannten von ihrer Rückkunft Nachricht zu geben; aber die Sitte auf dem Lande fordert größere Aufmerksamkeit für gute Nachbarn; man mußte fünf oder sechs Familien im Umkreis von drei Stunden besuchen, mußte ihre Neugierde über diesen Vorfall umständlich befriedigen; kurz, man mußte sich zeigen, wie man sich etwa nach einer überstandenen Krankheit bei den Bekannten wieder zeigt und für ihre Theilnahme Dank sagt. Als aber der General mit seinem Sohn am dritten Tag nach ihrer Rückkehr nach Thierberg aufbrach, war es noch ein anderer Grund als Höflichkeit gegen gute Nachbarn, was sie dorthin zog. Der junge Willi mochte in den einsamen Wochen seiner Gefangenschaft Zeit gefunden haben, über sein Leben und

Treiben nachzudenken, er mochte gefunden haben, daß ihn jene politischen Träume, welchen er nachgehängt hatte, nicht befriedigen könnten, daß es ein höheres, reineres Interesse gebe, wodurch sein Leben Bedeutung und Gehalt, seine Seele Ruhe und Zufriedenheit gewänne.

Der General lächelte, als ihm Robert sein Verhältniß zu Anna entdeckte und die Wünsche auszusprechen wagte, die sich mit dem Gedanken an die Geliebte verbanden. Er lächelte und gestand seinem Sohn, daß er längst dieses Verhältniß geahnet, daß er gewünscht habe, das unruhige Treiben des jungen Mannes möchte eine festere Richtung annehmen. „Ich kenne Dich," sagte er ihm, „wärest Du zu jener Zeit jung gewesen, wo wir in Europa umherzogen, um Krieg zu führen, so hätte Deine Phantasie mit aller Kraft die großartigen Bilder des Krieges ergriffen, ich hätte Dir den ersten Raum geöffnet, Du selbst hättest dann Deine Laufbahn gemacht. Daß Du in diesen stillen Feiertagen des Jahrhunderts nicht dienen willst, kann ich Dir nicht übel nehmen. Des Umherschweifens in der Welt bist Du satt, das Leben in den Salons genügt Dir nicht, so bleibe bei mir, besorge an meiner Statt meine Güter, ich kann dabei nur gewinnen; ich gewinne Zeit für mich und meine Erinnerungen, gewinne Dich, und —" setzte er mit einem freundlichen Händedruck hinzu, „wenn Du anders Deiner Sache gewiß bist, gewinne ich Anna."

Sie besprachen dieses Kapitel auch auf dem Weg nach Thierberg wieder, und Robert gab seinem Vater Vollmacht, bei dem Alten um Anna für ihn zu werben. Sie verhehlten sich nicht, daß eine nicht unbedeutende Schwierigkeit im Charakter des alten Thierberg liegen könne. Ihre Gesinnungen hatten so oft die seinigen beinahe feindlich durchkreuzt; man hatte sich wegen Meinungen so oft gezankt, man war oft unzufrieden, beinahe verstimmt auseinander gegangen. Aber sie trösteten sich damit, daß er doch nie persönliche Abneigung gezeigt habe, und die Vortheile, die für Thierberg aus dieser Verbindung hervorgingen, erschienen so bedeutend, daß der General, als sie über die Zugbrücke ritten, sich schon im Geiste als Vater der schönen Anna zu sehen glaubte, und vertrauensvoll auf das Thierberg'sche Wappen über dem alten Portal zeigte. „Muth gewinnt, führen sie als Symbol im Wappen," flüsterte er seinem Sohne zu. „Das fügt sich trefflich, denn weißt Du noch, was der Wahlspruch Deiner Ahnen war?"

„Der Will' ist stark!" rief der junge Willi, freudig erröthend. „Muth gewinnt — und der Will' ist stark!"

Im Schloßhof empfing Rantow die Angekommenen. Er entschuldigte seinen Oheim mit einem kleinen gichtischen Anfall, der ihn verhindere, die steile Treppe herabzusteigen und seinen Gästen entgegen zu gehen. Er sagte dies schnell und nicht ohne einige Verlegenheit, die er hinter einem Schwall von Glückwünschen für Robert Willi zu verbergen suchte. Nach den Verhältnissen, die gegenwärtig in den alten Mauern von Thierberg herrschten, konnte nicht leicht etwas störender wirken, als dieser Besuch. Man hatte zwar den Vetter aus der Mark nicht mit in das Geheimniß gezogen. Der Vater schien es zu bereuen, daß er sich nur so weit gegen seinen Neffen ausgesprochen habe, und Anna hatte mit ihm seit einigen Tagen nie mehr über Willi gesprochen, sei es auf ein Verbot ihres Vaters, sei es aus Arg-

wohn, er möchte dem Alten ihr Geheimniß verrathen haben. Seit jenem Abend jedoch, wo die Rückkehr Roberts angekündigt worden war, herrschte eine Spannung, die um so drückender wurde, da die ganze Gesellschaft zwar aus dreierlei Parteien, aber — nur aus drei Personen bestand.

Anna sprach wenig, hielt sich meist auf ihrem Zimmer auf, wohin Albert noch niemals eingeladen worden war. Der Alte war mürrisch, aufbrausender als sonst gegen seine Diener, gegen seinen Gast herzlich, wie zuvor, aber ernster und einsilbiger, gegen seine Tochter kalt und gleichgültig. Er trank, trotz der bittenden Blicke, die Anna zuweilen nach ihm hinzusenden wagte, mehr Wein, als gewöhnlich, schimpfte dann auf die ganze Welt, verschlief den Nachmittag und ließ sich Abends den Amtmann holen, um ein Spiel mit ihm zu machen. Dann setzte sich Anna mit ihrer Arbeit in ein Fenster, ließ sich von dem Vetter etwas vorlesen, aber Thränen, die hin und wieder auf ihre Hand herabfielen, zeigten dem jungen Mann, wie wenig ihr Geist mit dem beschäftigt sei, was er eben las. Der Anfall von Gicht, der über den Alten kam, machte die Sache wo möglich noch schlimmer. Man sah, wie er alle Kraft aufbot, seine Schmerzen zu unterdrücken, nur um der natürlichen Hülfe seiner Tochter weniger zu bedürfen, und wenn Fälle eintraten, wo er diese Hülfe nicht abweisen konnte, wenn das schöne Kind bleich und mit Thränen im Auge vor ihm kniete, um seine Beine in warme Tücher zu hüllen, da wandte er sich ab, pfiff irgend ein altes Liedchen, nannte sich einen Mann, der bald in die Grube fahren müsse und fand es schön, daß doch ein Enkel der Thierberge zugegen sein werde, wenn man den Letzten dieses Namens beisetze.

Rantow wußte zwar, daß sein Oheim das Gastrecht gegen seine Nachbarn nicht verletzen werde, aber diese letzten Tage fielen ihm schwer auf die Seele, als er die Fremden die Treppe hinan führte, und er sah voraus, daß die beiden Willi's gewiß nichts dazu beitragen würden, die Verstimmung aufzulösen.

Der Empfang war übrigens herzlicher, als er sich gedacht hatte. Es gibt eine gewisse höfliche Freundlichkeit, die man sich angewöhnen kann, ohne sich dessen bewußt zu werden. Besonders auffallend erscheint diese Eigenschaft, wenn sich Männer begrüßen, von welchen wir wissen, daß sie keiner Heuchelei fähig sind, und die dennoch, sei es durch Meinungen, sei es durch Verhältnisse, sich feindlich gegenüber stehen. So schien es auch der alte Thierberg nicht über sich vermögen zu können, sein gewohntes: „Ah! schön, schön! Freut mich, Platz genommen!“ diesmal mit einem kälteren und förmlicheren Gruß zu vertauschen, und die fünfhundertjährige Gastfreundschaft dieser Burg schien die unwillkommenen Gäste in ihre schützenden Arme zu schließen. Ein Blick von Anna hatte dem jungen Willi gesagt, was hier vorgegangen sei. Er fand sie blaß, ihre Stimme nicht so fest, wie sonst, es lag Kummer um den holden Mund, und ihre Augen schienen weicher geworden zu sein. Er pries im Stillen ihren richtigen Takt, daß sie mehr zu dem General sprach, als zu ihm, denn er hätte, von diesem Anblick ergriffen, nicht Fassung genug gehabt, Gleichgültiges mit ihr zu reden. Rantow, der einen ganz andern Auftritt erwartet hatte, wunderte sich, daß auch in diesem „ehrlichen Schwaben,“ wo ihm sonst Alles so offen und ehrlich däuchte, vier Menschen, die sich so nahe standen,

ein so falsches Spiel unter sich spielen könnten, ihre Gedanken, ihre Leidenschaften unter einer so ruhigen Hülle zu verdecken wüßten. Er sah staunend bald den jungen Willi und den alten Thierberg an, die ganz ruhig und abgemessen sich über die Ereignisse der letzten Wochen besprachen; bald hörte er auf das Gespräch zwischen dem General und der Geliebten seines Sohnes, die dasselbe Thema, nur mit Veränderungen, abhandelten, wobei übrigens Anna eine solche Ruhe an den Tag legte, daß sie nie hastig fragte, von nichts mehr, als schicklich, ergriffen war. Der General wandte sich im Gespräch und ging mit ihr langsam im Saal auf und ab. Er stellte sich endlich, wie zufällig, in einen tiefen Fensterbogen, und Albert entging es nicht, daß er sich dort schnell zu dem schönen Mädchen herabbückte, ihr etwas zuflüsterte, was eine tiefe Röthe auf ihre Wangen jagte. Sie schien erschrocken, sie faßte seine Hand, sie sprach leise heftig zu ihm, aber er lächelte, schien sie zu beruhigen, zu trösten, und so stolz und zuversichtlich war seine Stirne, waren seine Züge, als müßte er in diesem Augenblicke seine Division ins Feuer führen, um den schwankenden Sieg zu entscheiden.

Der Gast aus der Mark ahnete, daß dort in jenem Fensterbogen ein Entschluß gefaßt oder mitgetheilt worden sei, der auf Anna's Schicksal sich beziehe, und das Herz pochte ihm, wenn er an den eisernen Trotz seines Oheims dachte. Die Diener hatten indessen Wein herbeigebracht, man setzte sich in eines der weiten Fenster, und wären nur die Gemüther der fünf Menschen, die um den kleinen Tisch saßen, weniger befangen gewesen, der schöne Tag, der Anblick des herrlichen Thales, das vor ihnen lag, hätte sie zu immer höherer Freude stimmen müssen.

Der General, dem es peinlich sein mochte, daß das Gespräch nach und nach zu stocken anfing, bat Anna um ein Lied, und ein Wink ihres Vaters bekräftigte diese Bitte. Man brachte ihre Guitarre herbei, der junge Willi stimmte die Saiten, aber waren es die Worte des Generals, war es der Anblick ihres Vaters, war es die lang ersehnte Nähe des Geliebten, was sie verwirrte, sie erröthete und gestand, daß sie in diesem Augenblick kein passendes Lied zu singen wisse. Man schlug vor, man verwarf, bis Rantow beifiel, wie man einst in Berlin eine berühmte schöne Sängerin von einer ähnlichen Verlegenheit befreite. Er schnitt kleine Zettel und ließ Jeden ein Lied aufschreiben; dann faltete er die Papiere geschickt und zierlich zusammen, schüttelte sie als Loose durcheinander und ließ die Sängerin eines wählen.

Sie wählte, sie eröffnete das Loos und erröthete sichtbar, indem sie den General besorgt anblickte. „Das hat Niemand anders als Sie geschrieben," sagte sie. „Warum denn gerade dieses Lied? Es ist nicht immer politisch, ein politisches Lied zu singen!"

„Wenn es nun aber mein Lieblingslied ist!" erwiderte Willi. „Ich appellire an Ihren Vater; stand nicht die Wahl durchaus frei?"

„Gewiß," antwortete der Alte, „Du singst, Anna! und wenn das Lied Politik enthalten sollte — nun, erdichtete Politik kann man ja immer noch ertragen."

Sie nickte schweigend Gehorsam zu; aber von jenem Augenblick an, wo sie mit einem kurzen, aber kräftigen Vorspiel den Gesang anhob, schien

auf ihren lieblichen Zügen eine Art von Begeisterung aufzugehen. Eine zarte Röthe spielte auf ihren Wangen, ihre Augen glänzten, und um den schönen Mund, der die Töne so voll und rund hervorströmen ließ, spielte Anfangs ein Lächeln, das mehr und mehr in Wehmuth überging. Es war eine französische Ode, aus welcher sie einige Stellen vortrug. Die Melodie, bald heiter, ermunternd, bald erhaben und triumphirend, bald ernst und getragen, schmiegte sich an das wechselnde Versmaaß und den Gedankengang der Strophen, und so süß war ihre Stimme, so ausdrucksvoll ihr Vortrag, so hinreißend ihr ganzes Wesen, das mit dem Gesang sich zu verschmelzen schien, daß die Männer, wenn sie gleich über den Gegenstand die verschiedensten Gesinnungen hegten, doch von dem Strom der Töne mit fortgerissen wurden. Wie erhaben war ihr Vortrag, als sie sang:

Cachez ce lambeau tricolore!
C'est sa voix! il aborde, et la France est à lui.

Ernst, beinahe traurig, doch nicht ohne Triumph, fuhr sie fort:

Il la joue, il la perd; l'Europe est satisfaite
Et l'aigle, qui, tombant aux pieds du Léopard
Change en grand capitaine un héros de hasard,
Illustre aussi vingt rois, dont la gloire muette
N'eût jamais retenti chez la postérité;
Et d'une part dans sa défaite,
Il fait à chacun d'eux une immortalité. *

Als sie geendet hatte, legte sie die Guitarre nieder und ging, während die Männer noch in verlegener Stille saßen, schnell hinweg.

„Il la joue, il la perd," sprach der alte Thierberg lachend. „Eine große Wahrheit! Und dieser Dichter, wer er auch sein mag, konnte jenen Mann nicht besser schildern; seine ganze Größe bestand ja nur darin, daß er das Rouge et noir so hoch als möglich spielte, und der alte Satz, daß der kaltblütigste Spieler endlich gewinnt, bestätigte sich an ihm. Der Leopard hat doch die Bank gesprengt, und Wellington wird es eben darum keinen Kummer machen, wenn man ihn Héros de hasard nennt.

„Wie lächerlich sind solche Hyperbeln!" rief Rantow, „als ob zwanzig Könige ihren Nachruhm, ihre Unsterblichkeit diesem Sommerkönig zu verdanken hätten! Was uns betrifft wenigstens, so wird man eingestehen müssen, daß der Ruhm der preußischen Waffen älter ist, als der des sogenannten Siegers von Italien, und nicht erst von der großen Nation geadelt werden mußte."

„Und dennoch," erwiderte der General mit großer Ruhe, „dennoch wird man einst nicht sagen, es war Bonaparte, der zur Zeit dieses oder jenes Königs lebte — man wird sagen, Herr von Rantow, sie waren Zeitgenossen Napoleons. Doch was den Obergeneral des englischen Heeres in der Bataille von Mont St. Jean betrifft, so möchte es die Frage sein, ob ihm der Titel Héros de hasard sehr angenehm ist; so viel ist wenigstens gewiß, daß er jene Schlacht nicht gewonnen, sondern nur — nicht verloren hat."

„Es ist ein Glück für die Welt," bemerkte Thierberg lächelnd, „daß

* Sept Messéniennes nouvelles par C. Délavigne. Ire. Le départ.

man Ihren Satz umkehren kann, und daß er dann noch höhere Wahrheit enthält; Ihr Herr und Meister hat jene Schlacht zwar nicht gewonnen, aber desto gewisser verloren."

„Er hat sie verloren," antwortete der General; „was die Welt damit verlor, will ich nicht aussprechen, aber jene Strophe, womit Anna ihren Gesang schloß, drückte aus, wer noch am Abend jenes unglücklichen Tages, als Cäsar und sein Glück von der Uebermacht zerschmettert wurden, als meine braven Kameraden auf Mont St. Jean den letzten Athem aushauchten — der Größere war."

„Der Größere! und dies können Sie noch fragen, General?" entgegnete heftig der junge Mann aus der Mark. „Als die Strahlen der Abendröthe über jenes denkwürdige Feld streiften, beleuchtend die Schande Frankreichs und sein verwirrtes Heer, als blutend, aber unbesiegt, das englische Heer jene Hügel deckte, und Deutschlands Völker stolzen Schrittes in die Ebene herabstiegen, um den Kampf siegend zu entscheiden — denken Sie sich, ich bitte, jenen erhabenen Moment, und sagen Sie mir, wer da der Größere war?"

„Der Gott des Zufalls," erwiderte der General. „Mächtiger war er wenigstens als jener alte Held, der auch an seinem letzten Schlachttage zeigte, welche mächtige Kluft zwischen dem Genie und roher, wohlgenährter, thierischer Kraft befestigt sei. Er ist gefallen, nicht, weil ihm England oder Deutschland gewachsen war, sondern, weil er früher oder später fallen mußte, weil er einen Vertilgungskrieg gegen sich selbst führte, der seine Kräfte aufrieb, oder können Sie mir beweisen, daß an jenem Tage von Waterloo das Genie des englischen Feldherrn oder gar Ihres Blüchers ihn besiegte?"

„Seien wir gerecht," nahm der junge Willi das Wort, „geben wir zu, daß ihm keiner seiner militärischen Gegner gewachsen war, so beweist dies noch immer nicht für jene innere Größe, für jene moralische Erhabenheit, welche die Mitwelt mit sich fortreißt, ihr Jahrhundert bildet, und Segen noch auf die späte Nachwelt bringt. Napoleon war ein großer Soldat, — aber kein großer Mensch."

„Sohn!" erwiderte der General, „wie kannst Du in irgend einem Fach des Wissens groß, größer als sonst ein Mann des Jahrhunderts werden, ohne ein großer Mensch zu sein? Die Maschine ist es nicht, nicht dieser Körper ist es, was sie groß macht, es ist der Geist. Jene veralteten Formen Europa's, von klugen Männern vor tausend Jahren ausgedacht, stürzten zusammen, weil es Formen waren, die der Geist verlassen hatte; sie brachen ein vor den Blitzen seines Genies, sie hatten das Schicksal jener Leichname, die in Grüften eingeschlossen, in ihren fürstlichen Leichenprunk gehüllt, Jahrhunderte überdauern, weil sie die Kerkerluft ihres Grabes nicht vermodern läßt, — berühre sie mit lebendiger Hand, hauche sie an mit freiem Odem und — sie zerfallen in Asche!"

„Dies beweist nicht gegen mich," sagte Willi.

„Und wo ist denn das große und feste Reich, das der große Mann gründete?" unterbrach ihn Thierberg; „Sie vergleichen unsere schönen, alten Institutionen, Gott möge es Ihnen verzeihen, mit einem Leichnam, aber was war denn jener korsische Kaiserthron, was sein Staatsgebäude, als ein Kartenhaus?"

„Ich habe nie gesagt, daß Napoleon der Mann war, einen großen Staat zu gründen," antwortete der alte Willi; „Frankreich war unter ihm ein Lager, dessen erste Posten die Rheinbundstaaten bildeten. Er hätte vielleicht ein Ende genommen, das seiner oder Frankreichs unwürdig gewesen wäre, wenn er einige Jahre in beständiger Ruhe und in Frieden regiert hätte."

„So war also das Ende, welches er nahm, seiner würdig?" fragte Rantow lächelnd.

„Nicht der Platz, auf welchem wir stehen," versetzte der General, nicht ohne Wehmuth, „nicht der Raum, sei er groß oder klein, gibt uns Würde oder Schmach. Wir sind es, die uns und unsern Posten adeln oder schänden. Die Welt hat gelacht und gehöhnt, als man den größten Geist des Jahrhunderts auf eine öde Insel verbannte. Dort, an der höchsten Felsenspitze, haben sie den alten Adler angeschlossen, wo er nur in die Sonne, auf den weiten Ocean und in einige treue Herzen sah. Aber man hat nicht bedacht, wie vielen Stoff zum Lachen man der Nachwelt gebe; es war nicht Strafe, was ihn dorthin verbannte; wer in Europa konnte ihn strafen? Es war — Furcht. So mußte es kommen, daß man in ihm noch immer den Gefürchteten sah, und manche Herzen, die sich von ihm abgewendet hatten, fingen an, ihn wieder zu lieben; pflegt doch das Unglück die Menschen zu versöhnen und — es war ja nichts an seine Stelle getreten, was ihn hätte vergessen machen können."

„Glauben Sie etwa, Herr Nachbar," sagte Thierberg, „es hätte wieder ein solcher Attila auftreten müssen, nur um die Zeitungsschreiber zu unterhalten? Vergessen wird man wohl jenen Namen noch lange nicht, aber — man wird ihn verdammen."

„Mancher hat ein persönliches Recht dazu, und ich kann ihn darum nur beklagen, nicht entschuldigen, daß sein Gang über die Erde nicht die gebahnte Straße ging. Aber man wird auch mit andern Gefühlen sich seiner erinnern. Die Großen der Erde scheinen zwar nicht viel von ihm gelernt zu haben, desto mehr vielleicht die Kleinen. Er hat sich seine Bahn so erhaben aufgerissen, als Alexander, er hat sie verfolgt, wie Cäsar, man hat ihm gedankt, wie dem Hannibal, auf jenem Felsen hat er gelebt, wie Seneca, und seine letzten Tage waren eines Sokrates würdig."

„In diesem Punkt werden wir nimmer einig," erwiderte der alte Thierberg; „was mich betrifft, so kommt es mir vor, als habe er seine Laufbahn eröffnet wie ein Aventurier, habe sie verfolgt wie ein Räuber, habe mit seinem Raub verfahren wie ein verzweifelter Spieler, und habe geendet wie ein — Komödiant!"

„Wir sind noch nicht seine Nachwelt," bemerkte Robert Willi. „Erst wenn alle Parteien, die persönliches Interesse aussprachen, von der Erde verschwunden sind, dann erst wird man mit klarem Auge richten. Mein Held ist er nicht, aber in seinen italienischen Feldzügen erscheint er wie ein Wesen höherer Art, und dies wenigstens werden auch Sie zugeben, Herr von Thierberg."

„Es ist möglich," versetzte der Alte, „er hat damals mein Staunen, meine Bewunderung erregt; aber wie schnell wurde ich von meiner Vorliebe geheilt! Wenn er damals den Bourbons den Thron zurückgegeben

hätte — die Macht hatte er dazu — so wäre er mir wie ein Engel erschienen."

„Dies war wegen seiner Armee, die anders dachte, unmöglich," antwortete der General.

„Sie erinnern sich," fuhr der Alte fort, „daß ich Ihnen öfter von einem französischen Kapitän erzählte, der mich in der Schweiz aus großer Verlegenheit rettete — der einzige Franzose, den ich achte, und für den ich noch jetzt Alles thun könnte. Mit diesem sprach ich damals auch über diesen Punkt. Ich sagte ihm, daß Frankreich ohne Rettung verloren gehe, wenn es in der ewigen, sich immer von Neuem gebärenden Revolution fortfahre. Nur ein König an der Spitze könnte es retten. — Er gab es zu: er sagte mir, daß die Bourbons eine große Partei in Paris hätten und daß mein Gedanke vielleicht erfüllt würde. Ich fragte ihn, wie der Consul Bonaparte, der damals an der Spitze stand, darüber dächte. „Er äußert sich nicht," erwiderte mir der Kapitän, „aber wenn ich ihn recht verstehe," setzte er lächelnd hinzu, „so wird Frankreich bald nur einen Meister haben." Ich deutete dies Wort meines neuen Freundes damals auf die Zurückkunft der Bourbons, leider ist es an Bonaparte selbst in Erfüllung gegangen."

Der junge Willi war schon zu Anfang dieser Rede aufgestanden; er hatte Anna's Vater die Geschichte von seinem Kapitän schon einige Dutzend Mal erzählen gehört, und sein Blut wallte in diesem Augenblick noch zu unruhig, als daß er sie von Neuem anhören mochte; er ging mit zögernden Schritten im Saale auf und nieder; als aber der alte Thierberg im Gespräch mit dem General auf die jetzigen Verhältnisse Frankreichs einging, ein Punkt, über den sie niemals in Streit geriethen, gesellte sich auch Rantow zu dem jungen Willi. Er ließ sich von ihm die Geschichte der letzten Wochen noch einmal wiederholen, führte ihn unbemerkt in das nächste Zimmer und dann auf die breite Hausflur. Dort hielt er plötzlich inne und flüsterte dem erstaunten jungen Mann in's Ohr: „Sie dürfen vor mir kein Geheimniß mehr haben; Anna hat mir Alles entdeckt, und auf meinen Beistand können Sie sich verlassen." Noch einen Augenblick zweifelte Robert, weil ihm diese Nachricht zu neu und unerwartet kam; als aber Rantow in's Einzelne einging und ihm erzählte, was in jener Schreckensnacht vorgefallen sei, als er ihm entdeckte, wie ungünstig gegenwärtig die Verhältnisse seien, da stand jener nicht länger an, die Hülfe, die ihm geboten wurde, anzunehmen; er bat Albert, ihm, wenn es möglich wäre, Gelegenheit zu verschaffen, mit Anna zu sprechen.

Der Gast aus der Mark dachte einige Augenblicke nach, ob er dies möglich machen könne; Anna hatte ihn zwar selbst nie auf ihr Boudoir im Thurm eingeladen, aber er hoffte in solcher Begleitung nicht unwillkommen zu sein; das Einzige, was ihn hätte abhalten können, war die Furcht vor dem Zorn seines Oheims, im Fall diese Zusammenkunft entdeckt wurde; aber die Lust, wo er nicht selbst die Rolle übernehmen konnte, wenigstens die Intrigue zu unterstützen, siegte über jede Bedenklichkeit; er winkte dem jungen Willi, ihm zu folgen. Der Gang nach Anna's Thurm war ihm bekannt. Nach der Lage ihrer Fenster mußte ihr Gemach noch zwei Stockwerke höher liegen, als der Saal. Sie stiegen eine enge, steile Treppe von

Holz hinan, die unter jedem Tritte, so behutsam sie auch stiegen, ächzte. Zum nicht geringen Schrecken begegnete ihnen auf dem ersten Stock der alte Hans, der sie verwundert ansah. Albert winkte seinem Gefährten, nur immer voranzugehen, er selbst nahm, ohne in seiner Bestürzung zu bedenken, ob es klug sein möchte, den alten Diener auf die Seite: „Hans!“ sagte er, „wenn Du Deinem Herrn ein Wort —“ „O,“ erwiderte jener schlau lächelnd, „da hat es gute Wege, so wenig als in jener Nacht, da Sie mich beinahe in den Neckar warfen; ich bin so still wie ein todter Hund.“ Beruhigt folgte Rantow dem Liebhaber; sie hatten bald das Ende der Treppe erreicht und standen nun auf einer Art von Vorsaal; die Reinlichkeit und Zierlichkeit, die hier herrschte, ließ ahnen, daß man sich nicht mehr weit von Anna's Gemach befinde. Zwei Thüren gingen auf diesen Vorplatz; sie wählten auf gutes Glück die nächste, pochten an — keine Antwort. Sie pochten wieder: jetzt that sich die zweite Thüre auf und Anna erschien auf der Schwelle.

Sie errötbete, als sie die beiden jungen Männer sah, doch, als habe dieser Besuch nichts Auffallendes an sich, lud sie dieselben durch einen freundlichen Wink ein, näher zu treten. „Ihr kommt wohl, um die schöne Aussicht von meinem Thurm zu betrachten?“ sagte sie. „Jetzt erst fällt mir bei, daß Du nie hier warst, Albert, aber so ganz bin ich schon an diesen herrlichen Anblick gewöhnt, daß es mir nicht einmal einfiel, Dich hieher einzuladen.“

## 12.

Das Gemach war klein, die Geräthe gehörten einer früheren Zeit an, aber dennoch war alles so freundlich und geschmackvoll geordnet, daß Rantow, nachdem er die Aussicht geprüft, die nächsten Umgebungen gemustert und alles recht genau angesehen hatte, dieses Zimmer für das schönste im Schloß erklärte. Nur eine breite Kiste, von schlechtem Holz zusammengezimmert, die auf einer Kommode stand, schien ihm nicht mit den übrigen Geräthschaften zu harmoniren. So ungerne er die beiden Liebenden, die, anscheinend in die Aussicht auf das Thal hinab vertieft, eifrig zusammenflüsterten, stören mochte, so war doch seine Neugierde, zu wissen, was der geheimnißvolle Schrank verberge, zu groß, als daß er nicht seine Base darüber befragt hätte.

„Bald hätte ich das Beste vergessen!“ rief sie aus: „Das Bild für Ihren Vater ist heute angekommen, Robert; ich habe es hierher gestellt, weil mein Vater nie hierher kommt, und weil ich es doch auch betrachten wollte.“ Sie rückte unter diesen Worten den Deckel des Schranks, Willi half ihn herabnehmen, und das Bild eines Reiters, der auf einem wilden Pferde eine Anhöhe hinansprengt, wurde sichtbar.

„Bonaparte!“ rief Rantow, als ihm die kühnen, geistvollen Züge aus der Leinwand entgegen sprangen.

„Erkennst Du ihn?“ fragte Anna lächelnd. „Das war der Sieger von Italien!“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die Kopie so gut gelingen könnte," bemerkte Willi; „aber wahrlich, David war ein großer Maler. Wie edel ist diese Gestalt gehalten, wie glücklich der Einfall, diesen hochstrebenden Mann nicht in der gebietenden Stellung eines Obergenerals, sondern in einer Kraftäußerung aufzufassen, die einen mächtigen Willen und doch eine so erhabene Ruhe in sich schließt."

„Ich kenne das Original," sagte Rantow, „es ist in der Gallerie zu Berlin aufgestellt und ich finde diese Kopie trefflich; für Liebhaber des Gegenstandes, worunter ich nicht gehöre, gewinnt dieses Gemälde um so höheres Interesse, als die Idee dazu von Napoleon selbst ausging. Man sagt, David habe ihn malen wollen als Helden, den Degen in der Hand, auf dem Schlachtfelde; Bonaparte aber erwiderte die merkwürdigen Worte: „‚Nein! Mit dem Degen gewinnt man keine Schlachten; ich will ruhig gemalt sein — auf einem wilden Pferde.'"

„Dank Dir für diese Anekdote," erwiderte Anna, „sie macht mir das Bild um so lieber, und nicht wahr, Robert," setzte sie hinzu — „auch Dein Vater soll durch seine Originalität nur noch mehr erfreut werden."

„Anna!" unterbrach die Beschauenden eine dumpfe, wohlbekannte Stimme. Sie sahen sich um, der alte Thierberg, auf seinen Diener gestützt, stand mit hochrothem, zürnendem Gesicht und zitternd vor ihnen; der General, welcher seitwärts stand, schien verlegen und ängstlich. Aber so schnell war dieser Schreck, so groß die Furcht Anna's vor ihrem Vater und so furchtbar sein Anblick, daß sie zu schwanken anfing, und hätte der General sie nicht unterstützt, sie wäre in die Kniee gesunken.

„Sind das die gerühmten Sitten Ihres Herrn Sohnes?" wandte sich der Alte bitter lachend zu dem General, indem er bald den Sohn, bald den Vater ansah. „Heißt das, was Sie mir vorzumalen suchten, sich in den zartesten Grenzen des Anstandes halten? Herr! Wie kommen Sie dazu, mit meiner Tochter allein auf ihrem Zimmer zu sein?"

„Onkel —" rief Rantow, um ihn zu belehren.

„Schweig, Bursche!" antwortete ihm der zürnende Alte, indem er immer den jungen Willi mit glühenden Blicken ansah.

„Ich denke," erwiderte dieser ruhig und mit stolzer Fassung, „die Erziehung Ihrer Tochter und Anna's Sitten müßten Ihnen Bürge sein, daß ein Mann, selbst wenn er allein käme, sie besuchen dürfte, vorausgesetzt, sie will ihn empfangen, und über den letzteren Punkt steht nach allen Gesetzen der guten Sitte der jungen Dame selbst, nicht aber Ihnen, Herr von Thierberg, die Entscheidung zu."

Diese Worte schienen seinen Eifer noch mehr zu entflammen, er athmete tief auf, aber in diesem Augenblick trat sein Neffe muthig dazwischen und redete ihn auf eine Weise an, die, wie ihn sein kurzer Aufenthalt bei den Thierbergs gelehrt hatte, die Wirkung nicht verfehlen konnte. „Herr von Thierberg," rief er bestimmt und mit ernster Miene, „Sie haben mir vorhin zu schweigen geboten, ich werde aber nicht schweigen, wenn man meiner Ehre zu nahe tritt. Ich bin es gewesen, der Herrn von Willi hieher führte, ich bin es gewesen, der ihn hier unterhielt, und er hat mich hieher begleitet, weil ich ihn darum gebeten habe."

„Du warst zugegen?" fragte der Oheim mit etwas gemilderter Stimme.

„Aber was Teufel gebt Dich das Zimmer meiner Tochter an? Was hattest Du hier zu suchen?"

Mit einer theatralischen Wendung und sprechenden Miene wandte sich der Neffe gegen die Hinterwand des Zimmers, deutete mit dem ausgestreckten Arme hin und sprach: „Hier steht, was ich suchte."

Der Alte trat mit schnelleren Schritten, als seine Krankheit erlaubte, näher. Er betrachtete das Bild und blieb mit einem Ausruf des Erstaunens stehen; seine trotzige Miene klärte sich auf, seine Stirne entfaltete sich, sein blitzendes Auge schimmerte nur noch von Rührung und Freude. „Gott im Himmel!" rief er aus, indem er das Mützchen abnahm, das er beständig trug, „wer hat mir das gethan, woher, woher habt Ihr ihn? Wer hat ihn meinen Gedanken nachgebildet, wer hat mir diese Züge, diese Augen hier, hier aus meinem Herzen herausgestohlen?"

Die Männer sahen sich staunend an, betreten richtete sich Anna auf und trat näher, denn sie besorgte, ihr alter Vater rede irre. „Wer hat dies Bild hieher gestellt?" fragte er nach einer Pause, indem er sich umwandte, und Alle sahen Thränen in seinen Augen glänzen.

„Ich, mein Vater," sagte Anna zögernd.

„O Du gutes Kind," fuhr er fort, indem er sie in seine Arme schloß, „wie Unrecht habe ich Dir vorhin gethan! Als ich in dieses Zimmer trat, glaubte ich, Du habest mich tief gekränkt, und doch hast Du mich so unendlich erfreut! — Kennst Du ihn, Hans?" wandte er sich an seinen Diener, „kennst Du ihn nicht wieder?"

„Gott straf' mich, er ist's!" erwiderte der Reitknecht. „Solche schreckliche Augen machte er gegen die fünf Buschklepper, die uns auszogen; o, das war ein braver Herr!"

Die, welche den Herrn und seinen Diener so sprechen hörten, konnten sich von ihrem Staunen kaum erholen, sie sahen sich lächelnd an, als ahnten sie eine sonderbare Fügung des Geschicks, als sei ein schweres Gewitter segnend über ihnen hinweggezogen. Der General aber, der bald Anna, bald das Bild mit blitzenden Augen betrachtet hatte, trat näher heran und fragte den alten Thierberg, wen er in diesem Bilde wieder erkenne?

„Das ist derselbe treffliche Kapitän," antwortete er, „der mich am Fuße des St. Bernhard aus der Gewalt ruchloser Soldaten errettete; wie? es ist derselbe, von welchem ich Ihnen so oft erzählte; das Muster eines braven Mannes, eines gebildeten und klugen Soldaten."

„Nun, so bitte ich Sie," fuhr der General mit inniger Rührung fort, indem auch ihm eine Thräne im Auge schwamm, „ich bitte Sie im Namen dieses Mannes, den ich auch kannte, Sie mögen ihm vergeben, wenn er nachher anders handelte, als Sie damals dachten!"

„Wie? Sie haben ihn gekannt?" rief der Alte dringend, indem er die Hand des Generals faßte, „wer war er, wie heißt er, lebt er noch?"

„Er ist todt — seinen Namen kannte die Welt — er ist —"

„Nun?" drängte der Alte den General, dem die Stimme zu brechen schien. „Wer? Doch nicht —"

„Dieser Mann," rief der General mit einem feurigen Blick auf das Gemälde, „dieser Mann war — Napoleon Bonaparte, der Kaiser der Franzosen."

Der Alte setzte seine Mütze auf, er drückte die Augen zu und in seinem Gesichte kämpfte Unmuth mit Rührung; doch als er nach einer Weile das Bild wieder ansah, schien er es nicht über sich zu vermögen, dem stolzen Reiter gram zu werden. „Du also?“ sprach er zu ihm, „Du warst dieser — kühne Mann? Das war also Deine Meinung? Du hast mir mein Kleid, meinen Hut und meine Börse zurückgegeben, um mir nachher mein Alles zu rauben?“

„Vater,“ sagte Anna schmeichelnd, „wie glücklich waren Sie aber dennoch! Der erste Mann des Jahrhunderts hat so traulich zu Ihnen gesprochen.“

„Ja, das haben wir,“ erwiderte der Alte lächelnd und nicht ohne Stolz, „recht freundlich haben wir uns unterhalten, ich und er, und er schien Gefallen an mir zu finden. Ich habe nicht gehört, daß der erste Consul sich je gegen Einen so offen ausgesprochen hätte, wie damals gegen mich. „‚Frankreich wird nicht mehr lange ohne König sein,‘“ waren seine eigenen Worte; Du hast es erfüllt, kleiner Schelm! — Ha! und gerade so sah er aus, so warf er noch einmal den stolzen Kopf herüber, als er sein Roß den Berg hinantrieb und die Feldmusik des Regimentes herüberklang. General Willi, — es war doch ein großer Geist!“

„Gewiß!“ sagte der General freudig gerührt, indem er dem Alten die Hand drückte. Aber, wie kam nur dies Bild hieher zu Ihnen, Anna?“

„Darf ich es verschweigen, Robert?“ antwortete sie; „nein, er hat es ja doch schon gesehen. Ihr Sohn wollte Sie an Ihrem Geburtstage damit überraschen, und ich erlaubte, daß das Bild einstweilen hier aufgestellt würde.“

Der alte Thierberg hatte aufmerksam zugehört, er schien überrascht und ging auf den jungen Willi zu, dem er seine Hand bot. „Junger Mann,“ sagte er, „ich habe Ihnen vorhin bitter Unrecht gethan, ich sehe jetzt, daß Sie ein schönerer Zweck auf dieses Zimmer führte, als ich Anfangs dachte; werden Sie mir meine übereilten Worte, meine Hitze vergeben?“

Robert erröthete. „Gewiß, Herr von Thierberg,“ antwortete er, „und wenn Sie noch zehnmal heftiger gewesen wären, so konnten Sie mich zwar kränken, aber niemals beleidigen; es ist hier nichts zu vergeben.“

„Wirklich?“ erwiderte der alte Herr sehr freundlich, „und, wenn ich fragen darf — wo haben Sie das Bild gekauft? Könnte man sich nicht auch ein Exemplar verschaffen? Ich möchte doch den grand capitaine, meinen Kapitän in meinem Zimmer haben.“

„Wie ich meinen Vater kenne,“ sagte der junge Mann, „so wird er dieses Bild vielleicht noch lieber in Ihrem Hause, als in dem seinigen sehen. Ich bitte, erlauben Sie, daß ich es dort aufhänge.“

„Sie machen mir ein großes Geschenk, lieber Robert,“ sagte Thierberg. „Wohin ist es mit unseren Gesinnungen gekommen? Ich glaube, wir denken im Grunde gleich über diesen Bonaparte, und doch sind Sie es, der mir ihn anbietet, und mir macht es Freude, ihn anzunehmen. Ich habe wenige Bilder, aber einige alte, gute; suchen Sie sich etwas aus, nehmen Sie dafür aus meinem Schloß was Sie wollen.“

„Halt!“ rief der General. „Bei diesem Handel bin ich auch betheiligt: ich kenne den unglücklichen Geschmack meines Sohnes und weiß, wie wenig er auf alte Bilder hält; wollen Sie ihm nicht ein jüngeres dafür geben?

Thierberg, vor diesem Bilde, das nun auch für Sie von Bedeutung ist, wiederhole ich meine Werbung: Ihre Anna um diesen Napoleon."

Der alte Herr war betreten, er warf verlegene Blicke auf die Umstehenden; endlich haftete sein Auge auf Davids Gemälde. „Du hast viel verschuldet," sprach er, „Europa's alte Ordnung hast du umgeworfen, und nun nach deinem Tode willst du dich in meine Haushaltung mischen?"

„Herr Baron!" sagte der alte Hans mit gerührter Stimme, „nehmen Sie es einem alten Diener nicht ungnädig auf, aber wissen Sie noch, was Sie zu dem braven Kapitän sagten, und was Sie mir oft erzählt haben? Monsieur, haben Sie gesagt, wenn Sie einst durch Schwaben kommen und in unsere Gegend, so vergessen Sie nicht, auf Thierberg einzusprechen, daß Sie mich nicht zu Ihrem ewigen Schuldner machen."

Herr von Thierberg aber strich sich nachdenklich mit der Hand über die Stirne, warf noch einen zögernden Blick auf das Bild und führte dann Anna zu Robert Willi. „Nimm sie hin!" sagte er fest und ernst; „ich habe es nicht thun wollen, aber vielleicht war es gut, daß dies alles so kommen mußte; nimm sie hin!"

Mit großer Rührung umarmte der General den alten Mann, und, indem Robert überrascht und selig seine Braut, wir wissen nicht ob zum ersten Mal, an seine Lippen drückte, schüttelte der Gast aus der Mark, um nicht ganz theilnahmlos zu erscheinen, dem alten Diener herzlich die Hand. Albert hat nachher erzählt, daß er in jenem feierlichen Augenblicke, trotz seines inneren Widerstrebens, gut napoleonisch gesinnt gewesen sei, und zum ersten Mal in seinem Leben jene Macht und Ueberlegenheit gefühlt und anerkannt habe, die jener große Geist auf die Gemüther zu üben pflegte.

Er erzählte auch, daß der alte Thierberg jenen sonderbaren Tausch niemals bereut habe; er fand in seinem Schwiegersohne Eigenschaften, die er ihm nie zugetraut hatte, und als er ihn bei der Verwaltung der Güter seines Vaters mit Rath und That unterstützte, lebte er im Glücke seiner Kinder die Tage seiner eigenen Jugend wieder.

Von der Hochzeit des jungen Paares sprach der Gast aus der Mark nicht gerne, man sah ihm an, daß er lieber selbst mit der liebenswürdigen Anna vor den Altar getreten wäre. Einen Zug aber aus diesem glänzenden Tag pflegte er bei Wiederholung dieser Geschichte nie zu vergessen, vielleicht nur, um jene schwärmerischen Anhänger Napoleons und seinen neubekehrten Oheim ins Komische zu ziehen. Der alte Gardist des Generals, erzählte er, habe alle Domestiken und einige junge Burschen zum Vivatschreien abgerichtet und die schöne Braut mit ins Geheimniß gezogen; er habe seine Leute unter die Thüren des großen Saales im Schlosse Thierberg gestellt, und als nun mancher Toast ausgebracht war, sei auch Anna mit dem Kelchglas aufgestanden und habe mit ihrer süßen Stimme „dem Bild des Kaisers" die Ehre eines Toasts gegeben. Da wurde der Jubel rauschend, die Gäste stießen an, Hans und der Gardist schwangen zum Zeichen ihre Mützen, und wohl aus fünfzig Kehlen schallte ein jauchzendes: „Vive l'Empereur!"

# Inhalt.


Seite

**Mittheilungen aus den Memoiren des Satan.** Erster Theil . . . . . 5

Einleitung.

Erstes Kapitel. — Der Herausgeber macht eine interessante Bekanntschaft . . 7

Zweites Kapitel. — Der schauerliche Abend . . . . . 11

Drittes Kapitel. — Der schauerliche Abend (Fortsetzung) . . . . . 16

Viertes Kapitel. — Das Manuscript . . . . . 23

Die Studien des Satan auf der berühmten Universität . . . . . en.

Fünftes Kapitel. — Einleitende Bemerkungen . . . . . 28

Sechstes Kapitel. — Wie der Satan die Universität bezieht . . . . 31

Siebentes Kapitel. — Satan besucht die Collegien . . . . . 36

Achtes Kapitel. — Der Satan bekommt Händel und schlägt sich . . . 40

Neuntes Kapitel. — Satans Rache an Doktor Schnatterer . . . . 44

Zehntes Kapitel. — Satan wird wegen Umtrieben eingezogen . . . . 47

Unterhaltungen des Satan und des ewigen Juden in Berlin.

Elftes Kapitel. — Wen der Teufel im Thiergarten traf . . . . . 53

Zwölftes Kapitel. — Satan besucht mit dem ewigen Juden einen ästhetischen Thee 59

Dreizehntes Kapitel. — Angststunden des ewigen Juden . . . . . 64

Vierzehntes Kapitel. — Der Fluch. Novelle . . . . . 71

Fünfzehntes Kapitel. — Das Intermezzo . . . . . 78

Satans Besuch bei Herrn von Göthe.

Sechzehntes Kapitel. — Bemerkungen über das Diabolische in der deutschen Literatur 85

Siebenzehntes Kapitel. — Der Besuch . . . . . 91

Der Festtag im Fegefeuer.

Achtzehntes Kapitel. — Beschreibung des Festes . . . . . 96

Neunzehntes Kapitel. — Geschichte des deutschen Stutzers . . . . . 102

**Mittheilungen aus den Memoiren des Satan.** Zweiter Theil . . . . . 111

Vorspiel . . . . . 113

Mein Besuch in Frankfurt.

1. Wen der Satan an der Table d'hôte im weißen Schwanen sah . . . 121
2. Trost für Liebende . . . . . 126
3. Ein Schabbes in Bornheim . . . . . 131
4. Das gebildete Judenfräulein . . . . . 135
5. Der Kurier aus Wien kommt an . . . . . 140
6. Der Reiseffendi und der Teufel in der Börsenhalle . . . . . 143
7. Die Verlobung . . . . . 146

Der Festtag im Fegefeuer (Fortsetzung).

1. Der junge Garnmacher fährt fort, seine Geschichte zu erzählen . . . 149
2. Der Baron wird ein Recensent . . . . . 152
3. Das Theater im Fegefeuer . . . . . 159

Der Fluch. Novelle (Fortsetzung) . . . . . 165

**Das Bild des Kaisers.** . . . . . 213

Wilhelm Hauff's

# sämmtliche Werke.

Illustrirte Ausgabe.

---

Dritter Band.

# Wilhelm Hauff's

# sämmtliche Werke

mit des Dichters Leben

von

## Gustav Schwab.

Zwölfte stereotypirte Gesammt-Ausgabe in fünf Bänden.

Illustrirt

von

Carl Offterdinger.

Mit größeren Initialen

von

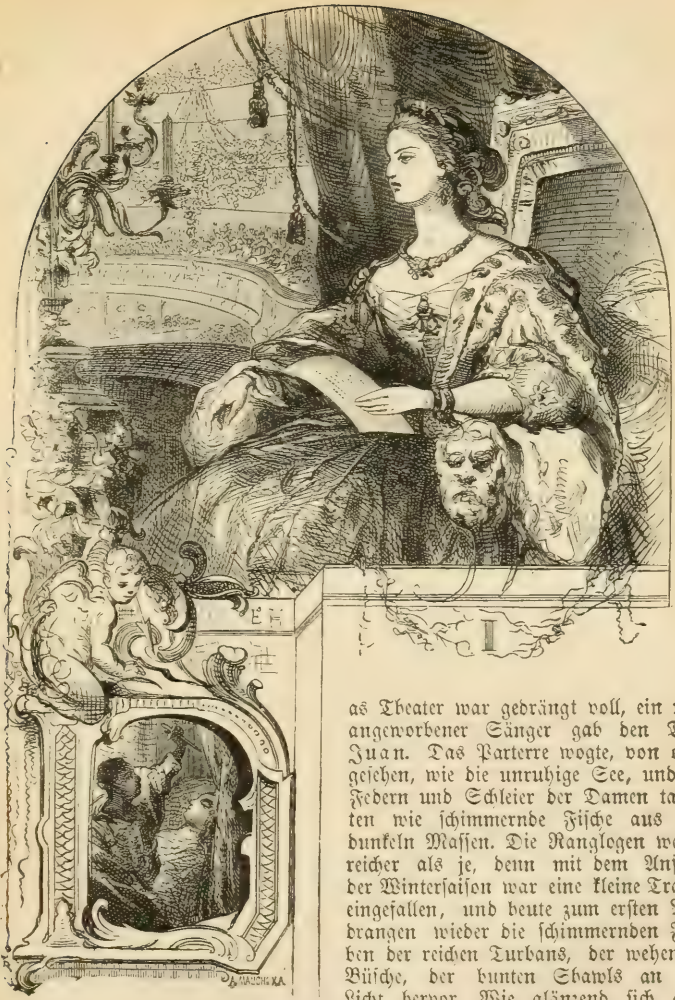
E. Hartmann und Jul. Schnorr.

---

**Dritter Band.**

Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1868.

# Othello.



as Theater war gedrängt voll, ein neuangeworbener Sänger gab den Don Juan. Das Parterre wogte, von oben gesehen, wie die unruhige See, und die Federn und Schleier der Damen tauchten wie schimmernde Fische aus den dunkeln Massen. Die Ranglogen waren reicher als je, denn mit dem Anfang der Wintersaison war eine kleine Trauer eingefallen, und heute zum ersten Mal drangen wieder die schimmernden Farben der reichen Turbans, der wehenden Büsche, der bunten Shawls an das Licht hervor. Wie glänzend sich aber auch der reiche Kranz von Damen um das Amphitheater zog, das Diadem dieses Kreises schien ein herrliches, liebliches Bild zu sein, das aus der fürstlichen Loge freundlich und hold die Welt um und unter sich über-

schaute. Man war versucht, zu wünschen, dieses schöne Kind möchte nicht so hoch geboren sein, denn diese frische Farbe, diese heitere Stirne, diese kindlich reinen, milden Augen, dieser holde Mund war zur Liebe, nicht zur Verehrung aus der Ferne geschaffen. Und wunderbar, wie wenn Prinzessin Sophie diesen frevelhaften Gedanken geahnet hätte — auch ihr Anzug entsprach diesem Bilde einfacher natürlicher Schönheit; sie schien jeden Schmuck, den die Kunst verleiht, dem stolzen Damenkreis überlassen zu haben.

„Sehen Sie, wie lebendig, wie heiter sie ist," sprach in einer der ersten Ranglogen ein fremder Herr zu dem russischen Gesandten, der neben ihm stand, und beschaute die Prinzessin durch das Opernglas; „wenn sie lächelt, wenn sie das sprechende Auge ein klein wenig zudrückt, und dann mit unbeschreiblichem Reiz wieder aufschlägt, wenn sie mit der kleinen niedlichen Hand dazu agirt — man sollte glauben, aus so weiter Ferne ihre witzigen Reden, ihre naiven Fragen vernehmen zu können."

„Es ist erstaunlich!" entgegnete der Gesandte.

„Und dennoch sollte dieser Himmel von Freundigkeit nur Maske sein? Sie sollte fühlen, schmerzlich fühlen, sie sollte unglücklich lieben, und doch so blühend, so heiter sein? Gnädige Frau!" wandte sich der Fremde zu der Gemahlin des Gesandten, „gestehen Sie, Sie wollen mich mystificiren, weil ich einiges Interesse an diesem Götterkinde genommen habe."

„Mon Dieu! Baron," sagte diese mit dem Kopfe wackelnd, „Sie glauben noch immer nicht? Auf Ehre, es ist wahr, wie ich Ihnen sagte; sie liebt, sie liebt unter ihrem Stande, ich weiß es von einer Dame, der nichts dergleichen entgeht. Und wie, meinen Sie, eine Prinzessin, die von Jugend auf zur Repräsentation erzogen ist, werde nicht Tournure genug haben, um ein so unschickliches Verhältniß vor den Augen der Welt zu verbergen?"

„Ich kann es nicht begreifen," flüsterte der Fremde, indem er wieder sinnend nach ihr hin sah, „ich kann es nicht fassen; diese Heiterkeit, dieser beinahe muthwillige Scherz — und stille, unglückliche Liebe? Gnädige Frau, ich kann es nicht begreifen!"

„Ja, warum soll sie denn nicht munter sein, Baron? Sie ahnet wohl nicht, daß Jemand etwas von ihrer mechanten Aufführung weiß; der Amoroso ist in der Nähe —"

„Ist in der Nähe? O bitte, Madame! Zeigen Sie mir den Glücklichen, wer ist er?"

„Was verlangen Sie! Das wäre ja gegen alle Diskretion, die ich der Oberhofmarschallin schuldig bin; mein Freund, daraus wird nichts. Sie können zwar in Warschau wieder erzählen, was Sie hier gesehen und gehört haben, aber Namen? nein, Namen zu nennen in solchen Affairen, ist sehr unschicklich; mein Mann kann dergleichen nicht leiden."

Die Ouvertüre war ihrem Ende nahe, die Töne brausten stärker aus dem Orchester herauf, die Blicke der Zuschauer waren fest auf den Vorhang gerichtet, um den neuen Don Juan bald zu sehen; doch der Fremde in der Loge der russischen Gesandtschaft hatte kein Ohr für Mozarts Töne, kein Auge für das Stück, er sah nur das liebliche, herrliche Kind, das ihm um so interessanter war, als diese schönen Augen, diese süßen, freundlichen Lippen heimliche Liebe kennen sollten. Ihre Umgebungen, einige ältere

und jüngere Damen, hatten zu sprechen aufgehört; sie lauschten auf die Musik; Sophiens Augen gleiteten durch das gefüllte Haus, sie schienen etwas zu vermissen, zu suchen. „Ob sie wohl nach dem Geliebten ihre Blicke aussendet?“ dachte der Fremde, „ob sie die Reihen mustert, ihn zu sehen, ihn mit einem verstohlenen Lächeln, mit einem leisen Beugen des Hauptes, mit einem jener tausend Zeichen zu begrüßen, welche stille Liebe erfindet, womit sie ihre Lieblinge beglückt, bezaubert?“ Eine schnelle, leichte Röthe flog jetzt über Sophiens Züge, sie rückte den Stuhl mehr seitwärts, sie sah einige Male nach der Thüre ihrer Loge: die Thüre ging auf, ein großer, schöner junger Mann trat ein und näherte sich einer der älteren Damen, es war die Herzogin F., die Mutter der Prinzessin. Sophie spielte gleichgültig mit der Brille, die sie in der Hand hielt, aber der Fremde war Kenner genug, um in ihrem Auge zu lesen, daß dieser und kein Anderer der Glückliche sei.

Noch konnte er sein Gesicht nicht sehen; aber die Gestalt, die Bewegungen des jungen Mannes hatten etwas Bekanntes für ihn; die Fürstin zog ihre Tochter ins Gespräch, sie blickte freundlich auf, sie schien etwas Pikantes erwidert zu haben, denn die Mutter lächelte, der junge Mann wandte sich um, und — „mein Gott! Graf Zronievsky!“ rief der Fremde so laut, so ängstlich, daß der Gesandte an seiner Seite heftig erschrack, und seine Gemahlin den Gast krampfhaft an der Hand faßte und neben sich auf den Stuhl niederriß.

„Ums Himmels willen, was machen Sie für Skandal!“ rief die erzürnte Dame; „die Leute schauen rechts und links nach uns her; wer wird denn so mörderisch schreien? Es ist nur gut, daß sie da unten gerade eben so mörderisch gegeigt und trompetet haben, sonst hätte Jedermann Ihren Zronievsky hören müssen. Was wollen Sie nur von dem Grafen? Sie wissen ja doch, daß wir vermeiden, ihn zu kennen!“

„Kein Wort weiß ich,“ erwiderte der Fremde; „wie kann ich auch wissen, wen Sie kennen und wen nicht, da ich erst seit drei Stunden hier bin? Warum vermeiden Sie es, ihn zu sehen?“

„Nun, seine Verhältnisse zu unserer Regierung können Ihnen nicht unbekannt sein,“ sprach der Gesandte; „er ist verwiesen, und es ist mir höchst fatal, daß er gerade hier, und immer nur hier sein will. Er hat sich unverschämter Weise bei Hofe präsentiren lassen, und so sehe ich ihn auf jedem Schritt und Tritt, und doch wollen es die Verhältnisse, daß ich ihn ignorire. Ueberdies macht mir der fatale Mensch sonst noch genug zu schaffen; man will höheren Orts wissen, wovon er lebe, und so glänzend lebe, da doch seine Güter confiscirt sind; und ich weiß es nicht herauszubringen. Sie kennen ihn, Baron?“

Der Fremde hatte diese Reden nur halb gehört; er sah unverwandt nach der fürstlichen Loge, er sah, wie Zronievsky mit der Fürstin und den andern Damen sprach, wie nur sein feuriges Auge hin und wieder nach Sophien hingleitete, wie sie begierig diesen Strahl auffing und zurückgab. Der Vorhang flog auf, der Graf trat zurück und verschwand aus der Loge; Leporello hub seine Klagen an.

„Sie kennen ihn, Baron?“ flüsterte der Gesandte, „wissen Sie mir Näheres über seine Verhältnisse —“

„Ich habe mit ihm unter den polnischen Lanciers gedient.“

„Ist wahr, er hat in der französischen Armee gedient; sahen Sie sich oft, kennen Sie seine Ressourcen?“

„Ich habe ihn nur gesehen,“ warf der Fremde leicht hin, „wenn es der Dienst mit sich brachte; ich weiß nichts von ihm, als daß er ein braver Soldat und ein sehr unterrichteter Offizier ist.“

Der Gesandte schwieg; sei es, daß er diesen Worten glaubte, sei es, daß er zu vorsichtig war, seinem Gast durch weitere Fragen Mißtrauen zu zeigen. Auch der Fremde bezeugte keine Lust, das Gespräch weiter fortzusetzen; die Oper schien ihn ganz in Anspruch zu nehmen; und dennoch war es ein ganz anderer Gegenstand, der seine Seele unablässig beschäftigte. „Also hieher hat dich dein unglückliches Geschick endlich getrieben?“ sagte er zu sich, „armer Zronievsky! Als Knabe wolltest du dem Kosciusko helfen und dein Vaterland befreien; Freiheit und Kosciusko sind verklungen und verschwunden! Als Jüngling warst du für den Ruhm der Waffen, für die Ehre der Adler, denen du folgtest, begeistert; man hat sie zerschlagen. Du hattest dein Herz so lange vor Liebe bewahrt, sie findet dich endlich als Mann, und siehe — die Geliebte steht so furchtbar hoch, daß du vergessen oder untergehen mußt!“

Das Geschick seines Freundes, denn dies war ihm Graf Zronievsky gewesen, stimmte den Fremden ernst und trübe, er versank in jenes Hinbrüten, das die Welt und alle ihre Verhältnisse vergißt, und der Gesandte mußte ihn, als der erste Akt der Oper zu Ende war, durch mehrere Fragen aus seinem Sinnen aufwecken, das nicht einmal durch das Klatschen und Bravorufen des Parterres unterbrochen worden war.

„Die Herzogin hat nach Ihnen gefragt,“ sagte der Gesandte; „sie behauptet, Ihre Familie zu kennen; kommen Sie, wischen Sie diesen Ernst, diese Melancholie von Ihrer Stirne; ich will Sie in die Loge führen und präsentiren.“

Der Fremde erröthete; sein Herz pochte, er wußte selbst nicht warum; erst als er den Corridor mit dem Gesandten hinging, als er sich der fürstlichen Loge näherte, fühlte er, daß es die Freude sei, was sein Blut in Bewegung brachte, die Freude, jenem lieblichen Wesen nahe zu sein, dessen stille Liebe ihn so sehr anzog.

## 2.

Die Herzogin empfing den Fremden mit ausgezeichneter Güte. Sie selbst präsentirte ihn der Prinzessin Sophie, und der Name Larun schien in den Ohren des schönen Kindes bekannt zu klingen; sie erröthete flüchtig und sagte, sie glaube gehört zu haben, daß er früher in der französischen Armee diente. Es war dem Baron nur zu gewiß, daß ihr Niemand anders, als Zronievsky dies gesagt haben konnte; es war ihm um so gewisser, als ihr Auge mit einer gewissen

Theilnahme auf ihm, wie auf einem Bekannten ruhte, als sie gerne die Rede an ihn zu richten schien.

„Sie sind fremd hier," sagte die Herzogin, „Sie sind keinen Tag in diesen Mauern, Sie können also noch von Niemand bestochen sein; ich fordere Sie auf, seien Sie Schiedsrichter: kann es nicht in der Natur geheimnißvolle Kräfte geben, die — die, wie soll ich mich nur ausdrücken, die, wenn wir sie frevelhaft hervorrufen, uns Unheil bringen können?"

„Sie sind nicht unparteiisch, Mutter!" rief die Prinzessin lebhaft, „Sie haben schon durch Ihre Frage, wie Sie sie stellten, die Sinne des Barons gefangen genommen. Sagen Sie einmal, wenn zufällig im Zwischenraum von vielen Jahren von einem Hause nach und nach sechs Dachziegel gefallen wären und einige Leute getödtet hätten, würden Sie nicht mehr an diesem Hause vorübergehen?"

„Warum nicht? es müßten nur in diesen Ziegeln geheimnißvolle Kräfte liegen, welche —"

„Wie muthwillig," unterbrach ihn die Herzogin, „Sie wollen mich mit meinen geheimnißvollen Kräften nach Hause schicken; aber nur Geduld; das Gleichniß, das Sophie vorbrachte, paßt doch nicht ganz —"

„Nun, wir wollen gleich sehen, wem der Baron Recht gibt," rief jene; „die Sache ist so: wir haben hier eine sehr hübsche Oper, man gibt alles Mögliche, Altes und Neues durch einander, nur Eines nicht, die schönste, herrlichste Oper, die ich kenne; auf fremdem Boden mußte ich sie zum ersten Mal hören; das Erste, was ich that, als ich hieher kam, war, daß ich bat, man möchte sie hier geben, und nie wird mir mein Wunsch erfüllt! Und nicht etwa, weil sie zu schwer ist, nein, der Grund ist eigentlich lächerlich."

„Und wie heißt die Oper?" fragte der Fremde.

„Es ist Othello!"

„Othello? Gewiß, ein herrliches Kunstwerk; auch mich spricht selten eine Musik so an wie diese, und ich fühle mich auf lange Tage feierlich, ich möchte sagen heilig bewegt, wenn ich Desdemona's Schwanengesang zur Harfe singen gehört habe."

„Hören Sie es? Er kommt von Petersburg, von Warschau, von Berlin, Gott weiß woher, — ich habe ihn nie gesehen, und dennoch schätzt er Othello so hoch. Wir müssen ihn einmal wieder sehen. Und warum soll er nicht wieder gegeben werden? Wegen eines Mährchens, das heutzutage Niemand mehr glaubt."

„Freveln Sie nicht," rief die Fürstin, „es sind mir Thatsachen bekannt, die mich schaudern machen, wenn ich nur daran denke; doch wir sprechen unserem Schiedsrichter in Räthseln; stellen Sie sich einmal vor, ob es nicht schrecklich wäre, wenn es jedesmal, so oft Othello gegeben würde, brennte."

„Ach, wieder ein Gleichniß," fiel Sophie ein, „doch es ist noch viel toller das Mährchen selbst."

„Nein, es soll einmal brennen," fuhr die Mutter fort. „Othello wurde zuerst als Drama nach Shakespeare gegeben, schon vor fünfzig Jahren; die Sage ging, man weiß nicht woher und warum, daß, so oft Othello gegeben wurde, ein gewisses Evénement erfolgte; nun also unser Brennen; es brannte jedesmal nach Othello. Man machte den Versuch, man gab

lange Zeit Othello nicht; es kam eine neue geistreiche Uebersetzung auf, er wird gegeben — jener unglückliche Fall ereignete sich wieder. Ich weiß noch wie heute, als Othello, zur Oper verwandelt, zum ersten Mal gegeben wurde; wir lachten lange vorher, daß wir den unglücklichen Mohren um sein Opfer gebracht haben, indem er jetzt musikalisch geworden — Desdemona war gefallen, wenige Tage nachher hatte der Schwarze auch ein weiteres Opfer. Der Fall trat nachher noch einmal ein, und darum hat man Othello nie wieder gegeben; es ist thöricht, aber wahr. Was sagen Sie dazu, Baron? aber aufrichtig, was halten Sie von unserem Streit?"

„Durchlaucht haben vollkommen Recht," antwortete Larin in einem Ton, der zwischen Ernst und Ironie die Mitte hielt; „wenn Sie erlauben, werde ich durch ein Beispiel aus meinem eigenen Leben Ihre Behauptung bestätigen. Ich hatte eine unverheirathete Tante, eine unangenehme, mystische Person; wir Kinder hießen sie nur die Federntante, weil sie große schwarze Federn auf dem Hut zu tragen pflegte. Wie bei Ihrem Othello, so ging auch in unserer Familie eine Sage, so oft die Federntante kam, mußte nachher eines oder das andere krank werden. Es wurde darüber gescherzt und gelacht, aber die Krankheit stellte sich immer ein, und wir waren den Spuk schon so gewöhnt, daß, so oft die Federntante zum Besuch in den Hof fuhr, alle Zurüstungen für die kommende Krankheit gemacht, und selbst der Doktor geholt wurde."

„Eine köstliche Figur, Ihre Federntante," rief die Prinzessin lachend; „ich kann mir sie denken, wie sie den Kopf mit dem Federnhut aus dem Wagen streckt wie die Kinder laufen, als käme die Pest, weil keines krank werden will, und wie ein Reitknecht zur Stadt sprengen muß, um den Doktor zu holen, weil die Federntante erschienen sei. Da hatten Sie ja wahrhaftig eine lebendige weiße Frau in Ihrer Familie!"

„Still von diesen Dingen!" unterbrach sie die Fürstin ernst, beinahe unmutbig; „man sollte nicht von Dingen so leichthin reden, die man nicht läugnen kann, und deren Natur dennoch nie erklärt werden wird. So ist nun einmal auch mein Othello," setzte sie freundlich hinzu. „Und Sie werden ihn nicht zu sehen bekommen, Baron, und müssen Ihr Lieblingsstück schon wo anders aufsuchen."

„Und Sie sollen ihn dennoch sehen," flüsterte Sophie zu ihm hin, „ich muß mein Desdemonalied noch einmal hören, so recht sehen und hören auf der Bühne, und sollte ich selbst darüber zum Opfer werden!"

„Sie selbst?" fragte der Fremde betroffen, „ich höre ja, der gespenstige Mohr soll nur brennen, nicht tödten?"

„Ach, das war ja nur das Gleichniß der Mutter!" flüsterte sie noch viel leiser, „die Sage ist noch viel schauriger und viel gefährlicher."

Der Kapellmeister pochte, die Introduktion des zweiten Aktes begann, und der Fremde stand auf, die fürstliche Loge zu verlassen. Die Herzogin hatte ihn gütig entlassen, aber vergebens sah er sich nach dem Gesandten

um, er war wohl längst in seine Loge zurückgekehrt. Unschlüssig, ob er rechts oder links gehen müsse, stand er im Corridor, als eine warme Hand sich in die seinige legte; er blickte auf, es war der Graf Zronievsky.

## 3.

„So habe ich doch recht gesehen?" rief der Graf, „mein Major, mein tapferer Major! Wie lebt Alles wieder in mir auf! Ich werfe diese unglücklichen dreizehn Jahre von mir; ich bin der frohe Lancier wie sonst! Vive Poniatowsky! vive l'emp —"

„Um Gotteswillen, Graf!" fiel ihm der Fremde in das Wort, „bedenken Sie, wo Sie sind! Und warum diese Schatten heraufbeschwören? Sie sind hinab mit ihrer Zeit; lasset die Todten ruhen!"

„Ruhen?" entgegnete jener; „das ist ja gerade, was ich nicht kann; o, daß ich unter jenen Todten wäre! Wie sanft, wie geduldig wollte ich ruhen! Sie schlafen, meine tapfern Polen, und keine Stimme, wie mächtig sie auch rufe, schreckt sie auf. Warum darf ich allein nicht rasten?"

Ein düsteres, unstätes Feuer brannte in den Augen des schönen Mannes, seine Lippen schlossen sich schmerzlich; sein Freund betrachtete ihn mit besorgter Theilnahme, er sah hier nicht mehr den fröhlichen, heldenmüthigen Jüngling, wie er ihn an der Spitze des Regiments in den Tagen des Glückes gesehen; das zutrauliche, gewinnende Lächeln, das ihn sonst so angezogen, war einem grämlichen, bittern Zuge gewichen; das Auge, das sonst voll stolzer Zuversicht, voll freudigen Muthes, frei und offen um sich blickte, schien mißtrauisch jeden Gegenstand prüfen, durchbohren zu wollen; das matte Roth, das seine Wangen bedeckte, war nur der Abglanz jener Jugendblüthe, die ihm in den Salons von Paris den Namen des schönen Polen erworben hatte, und dennoch, auch nach dieser großen Veränderung, welche Zeit und Unglück hervorgebracht hatten, mußte man gestehen, daß Prinzessin Sophie sehr zu entschuldigen sei.

„Sie sehen mich an, Major?" sagte jener nach einigem Stillschweigen, „Sie betrachten mich, als wollten Sie die alten Zeiten aus meinen Zügen herausfinden? Geben Sie sich nicht vergebliche Mühe, es ist so Manches anders geworden, sollte nicht der Mensch mit dem Geschick sich ändern?"

„Ich finde Sie nicht sehr verändert," erwiderte der Fremde, „ich erkannte Sie bei dem ersten Anblick wieder. Aber Eines finde ich nicht mehr wie früher: aus diesen Augen ist ein gewisses Zutrauen verschwunden, das mich sonst so oft beglückte. Alexander Zronievsky scheint mir nicht mehr

zu trauen. Und doch," setzte er lächelnd hinzu, „und dennoch war mein Geist immer bei ihm, ich weiß sogar die tiefsten Gedanken seines Herzens."

„Meines armen Herzens!" entgegnete der Graf wehmüthig, „ich wüßte kaum, ob ich noch ein Herz habe, wenn es nicht manchmal vor Unmuth pochte! Welche Gedanken wollen Sie aufgespürt haben, als die unwandelbare Freundschaft für Sie, Major? Schelten Sie nicht mein Auge, weil es nicht mehr fröhlich ist; ich habe mich in mich selbst zurückgezogen, ich habe mein Vertrauen in meine Rechte gelegt, ihr Druck wird Ihnen sagen, daß ich noch immer der Alte bin."

„Ich danke; aber wie, ich sollte mich nicht auf die Gedanken Ihres Herzens verstehen? Sie sagen, es poche nur vor Unmuth; was hat denn ein gewisses Fürstenkind gethan, daß Ihr Herz so gar unmuthig pocht?"

Der Graf erblaßte; er preßte des Fremden Hand fest in der seinigen: „Um Gotteswillen, schweigen Sie; nie mehr eine Silbe über diesen Punkt! Ich weiß, ich verstehe, was Sie meinen, ich will sogar zugeben, daß Sie recht gesehen haben; der Teufel hat Ihre Augen gemacht, Major! Doch warum bitte ich einen Ehrenmann, wie Sie, zu schweigen? Es hat noch keiner vom achten Regiment seinen Kameraden verrathen"

„Sie haben Recht, und kein Wort mehr darüber; doch nur dies Eine noch: vom achten verratbet keiner den Kameraden, ob aber der gute Kamerad sich selber nicht verräth?"

„Kommen Sie hier in diese Treppe," flüsterte der Graf, denn es nahten sich mehrere Personen; „Jesus Maria! sollte außer Ihnen Jemand etwas ahnen!"

„Wenn Sie Vertrauen um Vertrauen geben werden, wohlan, so will ich beichten?"

„O! foltern Sie mich nicht, Major! Ich will nachher sagen, was Sie haben wollen, nur geschwind, ob Jemand außer Ihnen —"

Der Major von Larun erzählte, er sei heute in dieser Stadt angekommen, seine Depeschen seien bei dem Gesandten bald in Richtigkeit gewesen, man habe ihn in die Oper mitgenommen, und dort, wie er entzückt die Prinzessin aus der Ferne betrachtet, habe ihm die Gesandtin gesagt, daß Sophie in ein Verhältniß unter ihrem Stande verwickelt sei. „Sie traten ein in die fürstliche Loge, ein Blick überzeugte mich, daß Niemand als Sie der Geliebte sein könne."

„Und die Gesandtin?" rief der Graf mit zitternder Stimme.

„Sie hat es bestätigt. Wenn ich nicht irre, sprach sie auch von einer Oberhofmarschallin, von welcher sie die Nachricht habe."

Der Graf schwieg einige Minuten vor sich hinstarrend; er schien mit sich zu ringen, er blickte einige Male den Fremden scheu von der Seite an — „Major!" sprach er endlich mit klangloser, matter Stimme, „können Sie mir hundert Napoleons leihen?"

Der Major war überrascht von dieser Frage; er hatte erwartet, sein Freund werde etwas Weniges über sein Unglück jammern, wie bei dergleichen Scenen gebräuchlich, er konnte sich daher nicht gleich in diese Frage finden, und sah den Grafen staunend an.

„Ich bin ein Flüchtling," fuhr dieser fort, „ich glaubte endlich eine stille Stätte gefunden zu haben, wo ich ein klein wenig rasten könnte, da

muß ich lieben — muß geliebt werden, Major, wie geliebt werden!" Er hatte Thränen in den Augen, doch er bezwang sich und fuhr mit fester Stimme fort: „Es ist eine sonderbare Bitte, die ich hier nach so langem Wiedersehen an Sie thue, doch ich erröthe nicht zu bitten; Kamerad, gedenken Sie des letzten ruhmvollen Tages im Norden, gedenken Sie des Tages von Mosaisk?"

„Ich gedenke!" sagte der Fremde, indem sein Auge glänzte und seine Wangen sich höher färbten.

„Und gedenken Sie, wie die russische Batterie an der Redoute auffuhr, wie ihre Kartätschen in unsere Reihen sausten und der Verräther Piolzky zum Rückzug blasen ließ?"

„Ha!" fiel der Fremde mit dröhnender Stimme ein, „und wie Sie ihn herabschossen, Major, daß keine Ader mehr zuckte, wie die Husaren rechts abschwenkten, wie Sie vorwärts! riefen, vorwärts Lanciers vom achten! und die Kanonen in fünf Minuten unser waren!" —

„Gedenken Sie?" flüsterte der Graf mit Wehmuth; wohlan! ich commandire wieder vor der Front. Es gilt einen Kameraden herauszuhauen, werdet Ihr ihn retten? En avant, Major! vorwärts, tapferer Lancier! wirst Du ihn retten, Kamerad?"

„Ich will ihn retten!" rief der Freund, und der Graf Zronievsky schlug seinen Arm um ihn, preßte ihn heftig an seine Brust und eilte dann von ihm weg, den Corridor entlang.

## 4.

„Gut, daß ich Sie treffe," rief der Graf Zronievsky, als er am nächsten Morgen dem Major auf der Straße begegnete, „ich wollte eben zu Ihnen, und Sie um eine kleine Gefälligkeit ansprechen —"

„Die ich Ihnen schon gestern zusagte," erwiderte jener, „wollen Sie mich in mein Hôtel begleiten? es liegt längst für Sie bereit." —

„Um Gotteswillen, jetzt nichts von Geld!" fiel der Graf ein, „Sie tödten mich durch diese Prosa; ich bin göttlich gelaunt, selig, überirdisch gestimmt. O Freund, ich habe es dem Engel gesagt, daß man uns bemerkt, ich habe ihr gesagt, daß ich fliehen werde, denn in ihrer Nähe zu sein, sie nicht zu sprechen, nicht anzubeten, ist mir unmöglich."

„Und darf ich wissen, was sie sagte?"

„Sie ist ruhig darüber, sie ist größer als diese schlechten Menschen. Was ist es auch?" sagte sie, „man kann uns gewiß nichts Böses nachsagen, und wenn man auch unser Verhältniß entdeckte, so will ich mir gerne einmal einen dummen Streich vergeben lassen; wo lebt ein Mensch, der nicht einmal einen beginge?"

„Eine gesunde Philosophie," bemerkte der Major; „man kann nicht vernünftiger über solche Verhältnisse denken; denn gerade die sind meist am schlechtesten berathen, die glauben, sie können alle Menschen blenden. Doch ist mir noch eine Frage erlaubt? Wie es scheint, so sehen Sie Ihre Dame allein? denn was Sie mir erzählten, wurde schwerlich gestern im Don Juan verhandelt."

„Wir sehen uns," flüsterte jener, „ja, wir sehen uns, aber wo, darf ich nicht sagen, und so wahr ich lebe, das sollen auch jene Menschen nicht ausspähen. Aber lange, ich sehe es selbst ein, lange Zeit kann es nicht mehr dauern. Drum bin ich immer auf dem Sprung, Kamerad, und Ihre Hülfe soll mich retten, wenn indeß meine Gelder nicht flüssig werden." „Doch gilt es morgen, so laßt uns heute noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit;" „ich will noch glücklich, selig sein, weil es ja doch bald ein Ende haben muß."

„Und wozu kann ich Ihnen dienen?" fragte der Major, „wenn ich nicht irre, wollten Sie mich aufsuchen."

„Richtig, das war es, warum ich kommen wollte," entgegnete jener nach einigem Nachsinnen. „Sophie weiß, daß Sie mein Freund sind, ich habe ihr schon früher von Ihnen erzählt, hauptsächlich die Geschichte von der Berezinabrücke, wo Sie mich zu sich auf den Rappen nahmen. Sie hat gestern mit Ihnen gesprochen und von Othello, nicht wahr? Die Fürstin will nicht zugeben, daß er aufgeführt werde, wegen irgend eines Mährchens, das ich nicht mehr weiß." —

„Sie waren sehr geheimnißvoll damit," unterbrach ihn der Freund, „und wie mir schien, wird es die Fürstin auch nicht zugeben."

„Und doch; ich habe sie durch ein Wort dahin gebracht. Die Prinzessin bat und flehte, und das kann ich nun einmal nicht sehen, ohne daß ich ihr zu Hülfe komme; ich nahm also eine etwas ernste Miene an und sagte: Sonderbar ist es doch, wenn so etwas ins Publikum kommt, ist es wie der Wind in den Gesandtschaften, und kam es einmal so weit, so darf man nicht dafür sorgen, daß es in acht Tagen als Chronique scandaleuse an allen Höfen erzählt wird. Die Fürstin gab mir Recht; sie sagte, wiewohl mit sehr bekümmerter und verlegener Miene zu, daß das Stück gegeben werden solle; doch, als sie wegging, rief sie mir noch zu: sie gebe das Spiel dennoch nicht verloren, denn wenn auch Othello schon auf dem Zettel stehe, lasse sie die Desdemona krank werden."

„Das haben Sie gut gemacht!" rief der Major lachend, „also die Furcht vor der Chronique scandaleuse hat die Gespensterfurcht und das Grauen vor den Geheimnissen der Natur überwunden?"

„Ja wohl, Sophie ist außer sich vor Freuden, daß sie ihren Willen hat. Ich bin gerade auf dem Wege zum Regisseur der Oper; ich soll ihm vierhundert Thaler bringen, daß die Aufführung auch in pekuniärer Hinsicht keiner Schwierigkeit unterworfen sein möchte, und Sie müssen mich zu ihm begleiten."

„Aber wird es nicht auffallen, wenn Sie im Namen der Prinzessin diese Summe überbringen?"

„Dafür ist gesorgt; wir bringen es als Kollekte von einigen Kunstfreunden; stellen Sie einen Dilettanten oder Enthusiasten vor, oder was in

unsern Kram paßt. Der Regisseur wohnt nicht weit von hier und ist ein alter, ehrlicher Kauz, den wir schon gewinnen wollen. Nur hier um die Ecke, Freund; sehen Sie dort das kleine grüne Haus mit dem Erker?"

## 5.

Der Regisseur der Oper war ein kleiner, hagerer Mann, er war früher als Sänger berühmt gewesen und ruhte jetzt im Alter auf seinen Lorbeeren. Er empfing die Freunde mit einer gewissen künstlerischen Hoheit und Würde, welche nur durch seine sonderbare Kleidung etwas gestört wurde; er trug nämlich eine schwarze Florentiner Mütze, welche er nur ablegte, wenn er zum Ausgehen die Perrücke auf die Glatze setzte. Auffallend stachen gegen diese bequeme Hauskleidung des Alten ein moderner, enge anliegender Frack und weite, faltenreiche Beinkleider ab; sie zeigten, daß der Herr Regisseur trotz der sechzig

Jährchen, die er haben mochte, dennoch für die Eitelkeit der Welt nicht abgestorben sei; an den Füßen trug er weite, ausgetretene Pelzschuhe, auf denen er künstlich im Zimmer herumfuhr, ohne sichtbar die Beine aufzuheben; den Fremden kam es vor, als fahre er auf Schlittschuhen.

„Ist mir bereits angezeigt worden, der allerhöchste Wunsch," sagte der Regisseur, als ihn der Graf mit dem Zweck ihres Besuches bekannt machte, „weiß bereits um die Sache; an mir soll es nicht fehlen, mein einziger Zweck ist ja, die allerhöchsten Ohren auf ergötzliche Weise zu delektiren, aber — aber ich werde denn doch submissest wagen müssen, einige Gegenvorstellungen zu erbibiren."

„Wie? Sie wollen diese Oper nicht geben?" rief der Graf.

„Gott soll mich behüten, das wäre ja ein offenbares Mordattentat auf die allerhöchste Familie! Nein! nein! wenn mein Wort in der Sache noch etwas gilt, wird dieses unglückliche Stück nie gegeben."

„Hätte ich doch nie gedacht," entgegnete der Graf, „daß ein Mann wie Sie vom Pöbelwahn befangen wäre. Mit Staunen und Bewunderung vernahm ich schon in meiner frühesten Jugend in fernen Landen Ihren gefeierten Namen; Sie wurden die Krone der Sänger genannt, ich brannte vor Begierde, diesen Mann einmal zu sehen. Ich bitte, verkleinern Sie dieses ehrwürdige Bild nicht durch solchen Aberwitz.

Der Alte schien sich geschmeichelt zu fühlen, ein anmuthiges Lächeln zog über seine verwitterten Züge, er steckte die Hände in die Taschen und fuhr auf seinen Schuhen einige Male im Zimmer auf und ab. „Allzugütig, allzuviel Ehre!" rief er; „ja wir waren unserer Zeit Etwas, wir waren ein tüchtiger Tenor! jetzt hat es freilich ein Ende. Aberglaube belieben Sie zu sagen, ich würde mich schämen, irgend einem Aberglauben nachzuhängen; aber wo Thatsachen sind, kann von Aberglauben nicht die Rede sein."

„Thatsachen?" riefen die Freunde mit einer Stimme.

„O ja, verehrte Messieurs, Thatsachen. Sie scheinen nicht aus hiesiger Stadt und Gegend zu sein, da Sie solche nicht wissen."

„Ich habe allerdings von einem solchen Mährchen gehört," sagte der Major; „es soll, wenn ich nicht irre, jedesmal nach Othello brennen, und —"

„Brennen? daß mir Gott verzeih'; ich wollte lieber, daß es allemal brennte; Feuer kann man doch löschen, man hat Brandassekuranzen, man kann endlich noch solch' einen Brandschaden zur Noth ertragen; aber sterben? nein, das ist ein weit gefährlicherer Casus."

„Sterben? sagen Sie, wer soll sterben?"

„Nun, das ist kein Geheimniß!" erwiderte der Regisseur; „so oft Othello gegeben wird, muß acht Tage nachher Jemand aus der fürstlichen Familie sterben."

Die Freunde fuhren erschrocken von ihren Sitzen auf, denn der prophetische, richtende Ton, womit der Alte dies sagte, hatte etwas Gräuliches an sich; doch sogleich setzten sie sich wieder und brachen über ihren eigenen Schrecken in ein lustiges Gelächter aus, das übrigens den Sänger nicht aus der Fassung brachte.

„Sie lachen?" sprach er, „ich muß es mir gefallen lassen; wenn es Sie übrigens nicht genirt, will ich Sie die Theaterchronik inspiciren lassen, die seit hundertundzwanzig Jahren der jedesmalige Souffleur schreibt."

„Die Theaterchronik her, Alter, lassen Sie uns inspiciren!" rief der Graf, dem die Sache Spaß zu machen schien, und der Regisseur rutschte

mit außerordentlicher Schnelligkeit in seine Kammer und brachte einen in Leder und Messing gebundenen Folianten hervor.

Er setzte eine große in Bein gefaßte Brille auf und blätterte in der Chronik. „Bemerken Sie," sagte er, „wegen des Nachfolgenden, erstlich, hier steht: „Anno 1740 den 8. Dezember ist die Actrice Charlotte Fandauerin im hiesigen Theater erstickt worden. Man führte das Trauerspiel Othello, der Mohr von Venedig, von Shakespeare auf.'"

„Wie?" unterbrach ihn der Major, „Anno 1740 sollte man hier Shakespeare's Othello gegeben haben? und doch war es, wenn ich nicht irre, Schröder, der zuerst und viel später das erste Shakespeare'sche Stück in Deutschland aufführen ließ?"

„Bitte um Vergebung," erwiderte der Alte. „Der Herzog sah auf einer Reise durch England in London diesen Othello geben, ließ ihn, weil er ihm außerordentlich gefiel, übersetzen und nachher hier öfter aufführen. Meine Chronik fährt aber also fort:

„„Obgedachte Charlotte Fandauerin hat die Desdemona gegeben und ist durch die Bettdecke, womit sie in dem Stücke selbst getödtet werden soll, elendiglich umgekommen. Gott sei ihrer armen Seele gnädig!'" „Diesen Mord erzählt man sich hier folgendermaßen: die Fandauer soll sehr schön gewesen sein; bei Hof ging es damals unter dem Herzog Nepomuk sehr lasciv zu; die Fandauer wurde des Herzogs Geliebte. Sie aber soll sich nicht blindlings und unvorsichtig ihm übergeben haben; sie war abgeschreckt durch das Beispiel so Vieler, die er nach einigen Monaten oder Jährchen verstieß und elendiglich herumlaufen ließ. Sie soll also ein schreckliches Bündniß mit ihm gemacht und erst, nachdem er es beschworen, sich ihm ergeben haben. Aber wie bei den Andern, so war es auch bei der Fandauer. Er hatte sie bald satt und wollte sie auf gelinde Art entfernen. Sie aber drohte ihm, das Bündniß, das er mit ihr gemacht, drucken und in ganz Europa verbreiten zu lassen, sie zeigte ihm auch, daß sie diese Schrift schon in vielen fremden Städten niedergelegt habe, wo sie auf ihren ersten Wink verbreitet würde."

„Der Herzog war ein grausamer Herr und sein Zorn kannte keine Grenzen. Er soll ihr auf verschiedenen Wegen durch Gift haben beikommen wollen, aber sie aß nichts, als was sie selbst gekocht hatte. Er gab daher einem Schauspieler eine große Summe Geld und ließ den Othello aufführen. Sie werden sich erinnern, daß in dem Shakespeare'schen Trauerspiel die Desdemona von dem Mohren im Bette erstickt wird. Der Acteur machte seine Sache nur allzu natürlich, denn die Fandauerin ist nicht mehr erwacht."

Der Graf schauderte; „und dies soll wahr sein?" rief er aus.

„Fragen Sie von älteren Personen in der Stadt, wen Sie wollen, Sie werden es überall so erzählen hören. Es wurde von den Gerichten eine Untersuchung gegen den Mörder anhängig gemacht, aber der Herzog schlug sie nieder, nahm den Acteur vom Theater in seine Dienste und erklärte, die Fandauerin habe durch Zufall der Schlag gerührt. Aber acht Tage darauf starb ihm sein einziges Söhnlein, ein Prinz von zwölf Jahren."

„Zufall!" sagte der Major.

„Nennen Sie es immerhin so," versetzte der Alte und blätterte weiter; „doch hören Sie, Othello wurde zwei Jahre lang nicht mehr gegeben, denn wegen der Erinnerung an jenen Mord mochte der Herzog dieses Trauerspiel nicht leiden. Aber nach zwei Jahren war er so ruchlos, es wieder aufführen zu lassen. Hier steht's: den 28. September 1742 Othello, der Mohr von Venedig; und hier am Rande ist bemerkt: „Sonderbarlich! am 5. Oktober ist Prinzessin Auguste verstorben, gerade auch acht Tage nach Othello, wie vor zwei Jahren der höchstselige Prinz Friedrich.'" Zufall, meine werthen Herren?"

„Allerdings Zufall!" riefen jene.

„Weiter! Den 6. Februar 1748, Othello, der Mohr von Venedig. Ob es wohl wieder eintrifft? Sehen Sie her, meine Herren! Das hat der Souffleur hergeschrieben, bemerken Sie gefälligst, es ist dieselbe Hand, die hier in margine bemerkt: „Entsetzlich! die Fandauerin sputt wieder, Prinz Alexander den 14. plötzlich gestorben, acht Tage nach Othello.'" Der Alte hielt inne und sah seine Gäste fragend an; sie schwiegen, er blätterte weiter und las: „„Den 16. Januar 1775, zum Benefiz der Mlle. Koller: Othello, der Mohr von Venedig. Richtig wieder! Arme Prinzessin Elisabeth, hast du müssen so schnell versterben! † 24. Januar 1775.'"

„Possen!" unterbrach ihn der Major, „ich gebe zu, es ist so; es soll einige Male der Eigensinn des Zufalls es wirklich so gefügt haben; geben Sie mir aber nur einen vernünftigen Grund an zwischen Ursache und Wirkung, wenn Sie diese Höchstseligen am Othello versterben lassen wollen!"

„Herr!" antwortete der alte Mann mit tiefem Ernst, „das kann ich nicht; aber ich erinnere an die Worte jenes großen Geistes, von dem auch dieser unglückselige Othello abstammt: Es gibt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon sich die Philosophen nichts träumen lassen!"

„Ich kenne das," sagte der Graf; „aber ich wette, Shakespeare hätte nie diesen Spruch von sich gegeben, hätte er gewußt, wie viel Lächerlichkeit sich hinter ihm verbirgt!"

„Es ist möglich," erwiderte der Sänger; „hören Sie aber weiter. Ich komme jetzt an ein etwas neueres Beispiel, dessen ich mich erinnern kann, an den Herzog selbst."

„Wie," unterbrach ihn der Major, „eben jener, der die Actrice ermorden ließ?"

„Derselbe; Othello war vielleicht zwanzig Jahre nicht mehr gegeben worden, da kamen, ich weiß es noch wie heute, fremde Herrschaften zum Besuch. Unser Schauspiel gefiel ihnen, und sonderbarer Weise wünschte eine der fremden fürstlichen Damen Othello zu sehen. Der Herzog ging ungern daran, nicht aus Angst vor den gräulichen Umständen, die diesem Stücke zu folgen pflegten, denn er war ein Freigeist und glaubte an nichts dergleichen; aber er war jetzt alt; die Sünden und Frevel seiner Jugend fielen ihm schwer aufs Herz, und er hatte Abscheu vor diesem Trauerspiel. Aber sei es, daß er der Dame nichts abschlagen mochte, sei es, daß er sich vor dem Publikum schämte, das Stück mußte über Hals und Kopf einstudirt werden, es wurde auf seinem Lustschloß gegeben. Sehen Sie, hier steht es: Othello, den 16. Oktober 1793 auf dem Lustschloß H.... aufgeführt."

„Nun, Alter! und was folgte? geschwind!“ riefen die Freunde ungeduldig.

„Acht Tage nachher, den 24. Oktober 1793, ist der Herzog gestorben.“

„Nicht möglich,“ sagte der Major nach einigem Stillschweigen, „lassen Sie Ihre Chronik sehen; wo steht denn etwas vom Herzog? Hier ist nichts in margine bemerkt.“

„Nein,“ sagte der Alte, und brachte zwei Bücher herbei; „aber hier seine Lebensgeschichte, hier seine Trauerrede, wollen Sie gefälligst nachsehen?“

Der Graf nahm ein kleines schwarzes Buch in die Hand und las: „Beschreibung der solennen Beisetzung des am 24. Oktober 1793 höchstseelig verstorbenen Herzogs und Herrn.“ — „Dummes Zeug,“ rief er und sprang auf; „das könnte mich um den Verstand bringen. Zufall! Zufall! und nichts anderes! Nun — und wissen Sie noch ein solches Histörchen?“

„Ich könnte Ihnen noch einige aufführen,“ erwiderte der Alte mit Ruhe, „doch Sie langweilen sich bei dieser sonderbaren Unterhaltung; nur aus der neuesten Zeit noch einen Fall. Rossini schrieb seine herrliche Oper Othello, worin er, was man bezweifelt hatte, zeigte, daß er es verstehe, auch die tieferen, tragischen Saiten der menschlichen Brust anzuschlagen. Er wurde hier höheren Orts nicht verlangt, daher wurde er auch nicht fürs Theater einstudirt. Die Kapelle aber unternahm es, diese Oper für sich zu studiren, es wurden einige Scenen in Concerten aufgeführt, und diese wenigen Proben entzündeten im Publikum einen so raschen Eifer für die Oper, daß man allgemein in Zeitungen, an Wirthstafeln, in Singthees und dergleichen von nichts als Othello sprach, nichts als Othello verlangte. Von den grauenvollen Begebenheiten, die das Schauspiel Othello begleitet hatten, war gar nicht die Rede; es schien, man denke sich unter der Oper einen ganz andern Othello. Endlich bekam der damalige Regisseur (ich war noch auf dem Theater und sang den Othello), er bekam den Auftrag, sage ich, die Oper in die Scene zu setzen. Das Haus war zum Ersticken voll, Hof und Adel war da, das Orchester strengte sich übermenschlich an, die Sängerinnen ließen nichts zu wünschen übrig, aber ich weiß nicht — uns alle wehte ein unheimlicher Geist an, als Desdemona ihr Lied zur Harfe spielte, als sie sich zum Schlafengehen rüstete, als der Mörder, der abscheuliche Mohr, sich nahte. Es war dasselbe Haus, es waren dieselben Bretter, es war dieselbe Scene, wie damals, wo ein liebliches Geschöpf in derselben Rolle so gräulich ihr Leben endete. Ich muß gestehen, trotz der Teufelsnatur meines Othello befiel mich ein leichtes Zittern, als der Mord geschah, ich blickte ängstlich nach der fürstlichen Loge, wo so viele blühende, kräftige Gestalten auf unser Spiel herübersahen. „Wirst du wohl durch die Töne, die deinen Tod begleiten, dich besänftigen lassen, blutdürstiges Gespenst der Gemordeten?“ dachte ich. Es war so; fünf, sechs Tage hörte man nichts von einer Krankheit im Schlosse; man lachte, daß es nur der Einkleidung in eine Oper bedurfte, um jenen Geist gleichsam irre zu machen; der siebente Tag verging ruhig, am achten wurde Prinz Ferdinand auf der Jagd erschossen.“

„Ich habe davon gehört,“ sagte der Major, „aber es war Zufall; die Büchse seines Nachbars ging los und —“

„Sage ich denn, das Gespenst bringe die Höchstseligen selbst um, drücke ihnen eigenhändig die Kehle zu? Ich spreche ja nur von einem unerklärlichen, geheimnißvollen Zusammenhang."

„Und haben Sie uns nicht noch zu guter Letzt ein Mährchen erzählt; wo steht denn geschrieben, daß acht Tage vor jener Jagd Othello gegeben wurde?"

„Hier!" erwiderte der Regisseur kaltblütig, indem er auf eine Stelle in seiner Chronik wies; der Graf las: Othello, Oper von Rossini, den 12. März; und auf dem Rande stand dreimal unterstrichen: den 20. fiel Prinz Ferdinand auf der Jagd."

Die Männer sahen einander schweigend einige Augenblicke an; sie schienen lächeln zu wollen, und doch hatte sie der Ernst des alten Mannes, das sonderbare Zusammentreffen jener furchtbaren Ereignisse tiefer ergriffen, als sie sich selbst gestehen mochten. Der Major blätterte in der Chronik und pfiff vor sich hin, der Graf schien über etwas nachzusinnen, er hatte Stirne und Augen fest in die Hand gestützt. Endlich sprang er auf: „und dies alles kann Ihnen dennoch nicht helfen!" rief er, „die Oper muß gegeben werden. Der Hof, die Gesandten wissen es schon, man würde sich blamiren, wollte man durch diese Zufälle sich stören lassen. Hier sind vierhundert Thaler, mein Herr! Es sind einige Freunde und Liebhaber der Kunst, welche sie Ihnen zustellen, um Ihren Othello recht glänzend auftreten zu lassen. Kaufen Sie davon was Sie wollen," setzte er lächelnd hinzu, „lassen Sie Geisterbanner, Beschwörer kommen, kaufen Sie einen ganzen Herenapparat, kurz, was nur immer nöthig ist, um das Gespenst zu vertreiben — nur geben Sie uns Othello!"

„Meine Herren," sagte der Alte, „es ist möglich, daß ich in meiner Jugend selbst über dergleichen gelacht und gescherzt hätte; das Alter hat mich ruhiger gemacht, ich habe gelernt, daß es Dinge gibt, die man nicht geradehin verwerfen muß. Ich danke für Ihr Geschenk, ich werde es auf eine würdige Weise anzuwenden wissen. Aber nur auf den strengsten Befehl werde ich Othello geben lassen. Ach Gott und Herr!" rief er kläglich, „wenn ja der Fall wieder einträte, wenn das liebe, herzige Kind, Prinzessin Sophie, des Teufels wäre!"

„Seien Sie still," rief der Graf erblassend, „wahrhaftig, Ihre wahnsinnigen Geschichten sind ansteckend, man könnte sich am hellen Tage fürchten! Adieu! Vergessen Sie nicht, daß Othello auf jeden Fall gegeben wird; machen Sie mir keine Kunstgriffe mit Katarrh und Fieber, mit Krankwerdenlassen und eingetretenen Hindernissen. Beim Teufel, wenn Sie keine Desdemona bergeben, werde ich das Gespenst der Erwürgten heraufrufen, daß es diesmal selbst eine Gastrolle übernimmt."

Der Alte kreuzigte sich und fuhr ungeduldig auf seinen Schuhen umher. „Welche Ruchlosigkeit!" jammerte er, „wenn sie nun erschiene, wie der steinerne Gast? Lassen Sie solche Reden, ich bitte Sie; wer weiß, wie nahe jedem sein eigenes Verderben ist!"

Lachend stiegen die Beiden die Treppe hinab, und noch lange diente der musikalische Prophet mit der Florentiner Mütze und den Pelzschlittschuhen ihrem Witz zur Zielscheibe.

## 6.

Es gab Stunden, worin der Major sich durchaus nicht in den Grafen, seinen alten Waffenbruder, finden konnte. War er sonst fröhlich, lebhaft, von Witz und Laune strahlend, konnte er sonst die Gesellschaft durch treffende Anekdoten, durch Erzählungen aus seinem Leben unterhalten, wußte er sonst jeden, mochte er noch so gering sein, auf eine sinnige, feine Weise zu verbinden, so daß er der Liebling Aller, von Vielen angebetet wurde; so war er in andern Momenten gerade das Gegentheil. Er fing an, trocken und stumm zu werden, seine Augen senkten sich, sein Mund preßte sich ein. Nach und nach ward er finster, spielte mit seinen Fingern, antwortete mürrisch und ungestüm. Der Major hatte ihm schon abgemerkt, daß dies die Zeit war, wo er aus der Gesellschaft entfernt werden müsse, denn jetzt fehlten noch wenige Minuten, so bezog er mit leicht aufgeregter Empfindlichkeit jedes unschuldige Wort auf sich, und fing an zu wüthen und zu rasen.

Der Major war viel um ihn, er hatte aus früherer Zeit eine gewisse Gewalt und Herrschaft über ihn, die er jetzt geltend machte, um ihn vor diesen Ausbrüchen der Leidenschaft in Gesellschaft zu bewahren; desto gräulicher brachen sie in seinen Zimmern aus; er tobte, er fluchte in allen Sprachen, er klagte sich an, er weinte. „Bin ich nicht ein elender, verworfener Mensch?“ sprach er einst in einem solchen Anfall, „meine Pflichten mit Füßen zu treten, die treueste Liebe von mir zu stoßen, ein Herz zu martern, das mir so innig anhängt! Leichtsinnig schweife ich in der Welt umher, habe mein Glück verscherzt, weil ich in meinem Unsinn glaubte, ein Kosciusko zu sein, und bin nichts, als ein Schwachkopf, den man weggeworfen. Und so viele Liebe, diese Aufopferung, diese Treue so zu vergelten!“

Der Major nahm zu allerlei Trostmitteln seine Zuflucht. „Sie sagen ja selbst, daß die Prinzessin Sie zuerst geliebt hat; konnte sie je eine andere Liebe, eine andere Treue von Ihnen erwarten, als die, welche die Verhältnisse erlauben?“

„Ha, woran mahnen Sie mich!“ rief der Unglückliche, „wie klagen mich Ihre Entschuldigungen selbst an! Auch *sie*, auch *sie* bethört! Wie kindlich, wie unschuldig war sie! als ich Verruchter kam, als ich sie sah mit dem lieblichen Schmelz der Unschuld in den Augen, da fing mein Leichtsinn wieder an; ich vergaß alle guten Vorsätze, ich vergaß, wem ich allein gehören dürfte; ich stürzte mich in einen Strudel von Lust, ich begrub mein Gewissen in Vergessenheit!“ Er fing an zu weinen, die Erinnerung schien seine Wuth zu besänftigen. „Und konnte ich,“ flüsterte er, „konnte ich so

von ihr gehen? Ich fühlte, ich sah es an jeder ihrer Bewegungen, ich las es in ihrem Auge, daß sie mich liebte; sollte ich fliehen, als ich sah, wie diese Morgenröthe der Liebe in ihren Wangen aufging, wie der erste, leuchtende Strahl des Verständnisses aus ihrem Auge brach, auf mich niederfiel, mich aufzufordern schien, ihn zu erwidern?"

„Ich beklage Sie," sprach der Freund und drückte seine Hand; „wo lebt ein Mann, der so süßer Versuchung widerstanden wäre?"

„Und als ich ihr sagen durfte, wie ich sie verehre, als sie mir mit stolzer Freude gestand, wie sie mich liebe, als jenes traute, entzückende Spiel der Liebe begann, wo ein Blick, ein flüchtiger Druck der Hand mehr sagt, als Worte auszudrücken vermögen, wo man Tage lang nur in der freudigen Erwartung eines Abends, einer Stunde, einer einsamen Minute lebte, wo man in der Erinnerung dieses seligen Augenblicks schwelgte, bis der Abend wieder erschien, bis ich aus dem Taumelkelch ihrer süßen Augen aufs Neue Vergessenheit trank; wie reich wußte sie zu geben, wie viel Liebe wußte sie in ein Wort, in einen Blick zu legen! und ich sollte fliehen?"

„Und wer verlangt dies?" sagte der Freund gerührt. „Es wäre grausam gewesen, eine so schöne Liebe, die alle Verhältnisse zum Opfer brachte, zurückzustoßen. Nur Vorsicht hätte ich gewünscht; ich denke, noch ist nicht alles verloren!"

Er schien nicht darauf zu hören; seine Thränen strömten heftiger, sein glänzendes Auge schien tiefer in die Vergangenheit zu tauchen. „Und als sie mir mit holdem Erröthen sagte, wie ich zu ihr gelangen könne, als sie erlaubte, ihre fürstliche Stirne zu küssen, als der süße Mund, dessen Wünsche einem Volk Befehle waren, mein gehörte, und die Hoheit einer Fürstin unterging im traulichen Flüstern der Liebe — da, da sollte ich sie lassen?"

„Wie glücklich sind Sie! Gerade in dem Geheimniß dieses Verhältnisses muß ein eigener Reiz liegen; und warum wollen Sie diese Liebe so tief verdammen? Fassen Sie sich! Das Urtheil der Welt kann Ihnen gleichgültig sein, wenn Sie glücklich sind; denn im Ganzen trägt ja wahrhaftig dieses Verhältniß nichts so Schwarzes, Schuldiges an sich, wie Sie es selbst sich vorstellen!"

Der Graf hatte ihm zugehört; seine Augen rollten, seine Wangen färbten sich dunkler, er knirschte mit den Zähnen. „Nicht so mild müssen Sie mich beurtheilen," sagte er mit dumpfer Stimme, „ich verdiene es nicht. Ich bin ein Frevler, vor dem Sie zurückschaudern sollten. O — daß ich Vergessenheit erkaufen könnte, daß ich Jahre auslöschen könnte aus meinem Gedächtniß! — Ich will vergessen, ich muß vergessen, ich werde wahnsinnig, wenn ich nicht vergesse; schaffen Sie Wein, Kamerad, ich will trinken, mich dürstet, es wüthet eine Flamme in mir, ich will mein Gedächtniß, meine Schuld ersäufen!"

Der Major war ein besonnener Mann; er dachte ziemlich ruhig über diese verzweiflungsvollen Ausbrüche der Reue und Selbstanklage. „Er ist leichtsinnig, so habe ich ihn von jeher gekannt," sagte er zu sich; „solche Menschen kommen leicht aus einem Extrem in das andere. Er sieht jetzt große Schuld in seiner Liebe, weil sie der Geliebten in ihren Verhältnissen schaden kann, und im nächsten Augenblick berauscht ihn wieder die Wonne der Erinnerung." Der Wein kam, der Major goß ein; der Graf stürzte

schnell einige Gläser hinunter; er ging mit schnellen Schritten schweigend im Zimmer auf und nieder, blieb vor dem Freunde stehen, trank und ging wieder. Dieser mochte seine stillen Empfindungen nicht unterbrechen, er trank und beobachtete über das Glas hin aufmerksam die Mienen, die Bewegungen seines Freundes.

„Major!" rief dieser endlich, und warf sich auf den Stuhl nieder, „welches Gefühl halten Sie für das schrecklichste?"

Dieser schlürfte bedächtig den Wein in kleinen Zügen, er schien nachzusinnen, und sagte dann: „Ohne Zweifel das, was das freudigste Gefühl gibt, muß auch das traurigste werden — Ehre, gekränkte Ehre."

Der Graf lachte grimmig. „Lassen Sie sich die Thaler wieder geben, Kamerad, die Sie einem schlechten Psychologen für seinen Unterricht gaben. Gekränkte Ehre! Also tiefer steigt Ihre Kunst nicht hinab in die Seele? Die gekränkte Ehre fühlt sich doch selbst noch; es lebt doch ein Gefühl in des Gekränkten Brust, das ihn hoch erhebt über die Kränkung, er kann die Scharte auswetzen am Beleidiger; er hat noch die Möglichkeit, seine Ehre wieder fleckenlos und rein zu waschen, aber tiefer, Herr Bruder," rief er, indem er die Hand des Majors krampfhaft faßte, „tiefer hinab in die Seele! welches Gefühl ist noch schrecklicher?"

„Von *einem* habe ich gehört," erwiderte jener, „das aber Männer, wie wir, nicht kennen — es heißt Selbstverachtung."

Der Graf erbleichte und zitterte, er stand schweigend auf und sah den Freund lange an. „Getroffen, Kamerad!" sagte er, „das sitzt noch tiefer. Männer, wie wir, *pflegen* es nicht zu kennen, es heißt Selbstverachtung. Aber der Teufel legt auch gar feine Schlingen auf die Erde; ehe man sich versieht, ist man gefangen. Kennen Sie die Qual des Wankelmuthes, Major?"

„Gottlob, ich habe sie nie erfahren; mein Weg ging immer gerade aus aufs Ziel!"

„Gerade aus aufs Ziel? Wer auch so glücklich wäre! Erinnern Sie sich noch des Morgens, als wir aus den Thoren von Warschau ritten? Unsere Gefühle, unsere Sinne gehörten jenem großen Geiste, der sie gefangen hielt; aber wem gehörten die Herzen der polnischen Lanciers? Unsere Trompeten ließen jene Arien aus den *Krakauern* ertönen, jene Gesänge, die uns als Knaben bis zur Wuth für das Vaterland begeistert hatten; diese wohlbekannten Klänge pochten wieder an die Pforte unserer Brust; Kamerad, wem gehörten unsere Herzen?"

„Dem Vaterland!" sagte der Major gerührt; „ja, damals, *damals* war ich freilich wankelmüthig!"

„Wohl Ihnen, daß Sie es sonst nie waren; der Teufel weiß das recht hübsch zu machen; er läßt uns hier empfinden, glücklich werden und dort spiegelt er noch höhere Wonne, noch größeres Glück uns vor!"

„Möglich; aber der Mann hat Kraft, *dem* treu zu bleiben, was er gewählt hat."

„Das ist es," rief der Graf, wie niedergedonnert durch dies *eine* Wort: „das ist es, und daraus — die Selbstverachtung; und warum besser scheinen, als ich bin? Kamerad, Sie sind ein Mann von Ehre, fliehen Sie mich wie die Pest, ich bin ein Ehrloser, ein Ehrvergessener, Sie sind

ein Mann von Kraft, verachten Sie mich, ich muß mich selbst verachten, wissen Sie, ich bin —"

„Halt, ruhig!" unterbrach ihn der Freund, „es pochte an der Thüre, — herein!"

## 7.

Bedaure, bedaure unendlich," sprach der Regisseur der Oper und rutschte mit tiefen Verbeugungen ins Zimmer, „ich unterbreche Hochdieselben?"

„Was bringen Sie uns?" erwiderte der Major, schneller gefaßt als der unglückliche Freund. „Setzen Sie sich und verschmähen Sie nicht unsern Wein; was führt Sie zu uns?"

„Die traurige Gewißheit, daß Othello doch gegeben wird. Es hilft nichts; alles Bitten ist umsonst. Ich will Ihnen nur gestehen, ich ließ die Oper einüben, hatte aber unsere Prima Donna schon dahin gebracht, daß sie mir feierlich gelobte, heiser zu werden; da führt der Satan gestern Abend die Sängerin Famutti in die Stadt; sie kommt vom ....ner Theater, bittet die allerhöchste Theaterdirektion um Gastrollen, und stellen Sie sich vor, man sagt ihr auf nächsten Sonntag Othello zu. Ich habe beinahe geweint, wie es mir angezeigt wurde; jetzt hilft kein Gott mehr dagegen, und doch habe ich schreckliche Ahnungen!"

„Alter Herr!" rief der Graf, der indessen Zeit gehabt hatte, sich zu sammeln, „geben Sie doch einmal Ihren Köhlerglauben auf; ich kann Sie versichern, es soll keiner der allerhöchsten Personen ein Haar gekrümmt werden; ich gehe hinaus auf den Kirchhof, lasse mir das Grab der erwürgten Desdemona zeigen, mache ihr meine Aufwartung und bitte sie, diesmal ein Auge zuzudrücken und mich zu erwürgen. Freilich hat sie dann nur einen Grafen und kein fürstliches Blut; doch einer meiner Vorfahren hat auch eine Krone getragen!"

„Freveln Sie nicht so schrecklich," entgegnete der Alte, „wie leicht kann Sie das Unglück mit hinabziehen! Mit solchen Dingen ist nicht zu scherzen. Ueberdies habe ich heute Nacht im Traum einen großen Trauerzug mit Fackeln gesehen, wie man Fürsten zu begraben pflegt."

„Schreckliche Visionen, guter Herr!" lachte der Major. „Haben Sie vielleicht vorher ein Gläschen zu viel getrunken? Und was ist natürlicher, als daß Sie solches Zeug träumen, da Sie den ganzen Tag mit Todesgedanken umgeben!"

Der Alte ließ sich nicht aus seinem Ernst herausschwatzen. „Gerade Sie, verehrter Herr, sollten nicht Spott damit treiben," sagte er; „ich habe Sie nie gesehen, bis zu jener Stunde, wo Sie mich mit dem Herrn Grafen besuchten, und doch gingen wir beide heute Nacht mit einander dem Sarge nach, Sie weinten heftig."

„Immer köstlicher! wie lebhaft Sie träumen; darum mußte ich hieherkommen, um mit Ihnen, lieber Mann, im Traume spazieren zu gehen!"

„Brechen wir ab," erwiderte jener, „was kommen muß, wird kommen, und wir würden vielleicht viel darum geben, hätten wir alles nur geträumt. Ich komme aber hauptsächlich zu Ihnen, um sie zur Probe einzuladen; Sie haben sich so generös gegen uns bewiesen, daß ich mir ein Vergnügen daraus mache, Ihnen unser Personal, namentlich die neue Sängerin zu zeigen."

Die Freunde nahmen freudig den Vorschlag an. Der Graf schien wie immer seine Heftigkeit zu bereuen, und diese Zerstreuung kam ihm erwünscht; auf dem Major hatten jene Ausbrüche einer Selbstanklage schwer und drückend gelegen, auch er nahm daher mit Dank diesen Ausweg an, um einer näheren Erklärung seines Freundes, die er eher fürchtete als wünschte, zu entfliehen.

## 8.

Und wirklich schien auch seit jener Stunde der Graf diese Saite nicht mehr berühren zu wollen; er schien wohl hin und wieder düster, ja die Augenblicke des tiefen Grames kehrten wieder, aber nicht mit ihnen das Geständniß einer großen Schuld, das damals schon auf seinen Lippen schwebte; er war verschlossener als sonst. Der Major sah ihn sogar einige Tage beinahe gar nicht; die Geschäfte, die ihn in diese Stadt gerufen hatten, ließen ihm wenige Stunden übrig, und diese pflegte gerade der Graf dem Theater zu widmen; denn sei es aus Lust an der Sache selbst, oder um im Sinne der Geliebten zu handeln, und ihre Lieblingsoper recht glänzend erscheinen zu lassen, er war in jeder Probe gegenwärtig; sein richtiger Takt, seine ausgebreiteten Reisen, sein feiner, in der Welt gebildeter Geschmack verbesserten unmerklich Manches, was dem Auge und Ohr selbst eines so scharfen Kritikers, wie der Regisseur war, entgangen wäre; und der alte Mann vergaß oft stundenlang die schwarzen Ahnungen, die seine Seele quälten, so sehr wußte Graf Zronievsky sein Interesse zu fesseln.

So war Othello zu einer Vollkommenheit fortgeschritten, die man anfangs nicht für möglich gehalten hätte; die Oper war durch die sonderbaren Umstände, welche ihre Aufführung bisher verhindert hatten, nicht nur dem Publikum, sondern selbst den Sängern neu geworden; kein Wunder, daß sie ihr Möglichstes thaten, um so großen Erwartungen zu entsprechen; kein Wunder, daß man mit freudiger Erwartung dem Tage entgegensah, der den Mohren von Venedig auf die Bretter rufen sollte.

Es kam aber noch zweierlei hinzu, das Interesse des Publikums zu fesseln. Der Sängerin Fanutti war ein großer Ruf vorausgegangen, man war neugierig, wie sie sich vom Theater ausnehme, wie sie Desdemona geben werde, eine Rolle, zu der man außer schönem Gesang, auch ein höheres tragisches Spiel verlangte. Hiezu kam das leise Gerücht von den sonderbaren Vorfällen, die jedesmal Othello begleitet hatten; die älteren Leute erzählten, die jüngeren sprachen es nach, zweifelten, vergrößerten, so daß ein großer Theil des Publikums glaubte, der Teufel selbst werde eine Gastrolle im Othello übernehmen.

Der Major von Larun hatte Gelegenheit, an manchen Orten über diese Dinge sprechen zu hören; am auffallendsten war ihm, daß man bei Hof, wo er noch einige Abende zubrachte, kein Wort mehr über Othello sprach; nur Prinzessin Sophie sagte einmal flüchtig und lächelnd zu ihm: „Othello hätten wir denn doch herausgeschlagen; Ihrer Krankheitstante, Baron, und der diplomatischen Drohung des Grafen haben wir es zu danken. Wie freue ich mich auf Sonntag, auf mein Desdemonaliedchen; wahrlich, wenn ich einmal sterbe, es soll mein Schwanengesang werden."

„Gibt es Ahnungen?" dachte der Major bei diesen flüchtig hingeworfenen Worten, die ihm unwillkürlich schwer und bedeutungsvoll klangen; „die Sage von der gespenstigen Desdemona, die Furcht des alten Regisseurs, seine Träume vom Trauergeleite und dieser Schwanengesang!" Er sah der holden, lieblichen Erscheinung nach, wie sie froh und freundlich durch die Säle gleitete, wie sie, gleich dem Mädchen aus der Fremde, Jedem eine schöne Gabe, ein Lächeln, oder ein freundliches Wort darreichte, — wenn der Zufall es wieder wollte, dachte er, wenn sie stürbe! Er verlachte sich im nächsten Augenblick selbst, er konnte nicht begreifen, wie ein solcher Gedanke in seine vorurtheilsfreie Seele kommen könne — er suchte mit Gewalt dieses lächerliche Phantom aus seiner Erinnerung zu verdrängen, — umsonst! dieser Gedanke kehrte immer wieder, überraschte ihn mitten unter den fremdartigsten Reden und Gegenständen, und immer noch glaubte er, eine süße Stimme flüstern zu hören: „wenn ich sterbe, sei es mein Schwanengesang."

Der Sonntag kam, und mit ihm ein sonderbarer Vorfall. Der Major war Nachmittags mit dem Grafen und mehreren Offizieren ausgeritten. Auf dem Heimweg überfiel sie ein Regen, der sie bis auf die Haut durchnäßte. Die Wohnung des Grafen lag dem Thore zunächst, er bat daher den Major, sich bei ihm umzukleiden; einen Hut des Freundes auf dem Kopf, in einen seiner Ueberröcke gehüllt, trat der Major aus dem Hause, um in seine eigene Wohnung zu eilen. Er mochte einige Straßen gegangen sein, und immer war es ihm, als schleiche Jemand allen seinen Tritten nach. Er blieb stehen, sah sich um, und dicht hinter ihm stand ein hagerer, großer Mann in einem abgetragenen Rock. „Dies an Sie, Herr!" sagte er mit dumpfer Stimme und durchdringendem Blick, drückte dem Erstaunten ein kleines Billet in die Hand und sprang um die nächste Ecke. Der Major konnte nicht begreifen, woher ihm, in der völlig fremden Stadt, solche geheimnißvolle Botschaft kommen sollte? Er betrachtete das Billet von allen Seiten, es war ein feines, glänzendes Papier, in eine Schleife künstlich zusammengeschlungen, mit einer schönen Camée gesiegelt. Keine Aufschrift.

„Vielleicht will man sich einen Scherz mit dir machen," dachte er und öffnete es sorglos auf der Straße, er las und wurde aufmerksam, er las weiter und erblaßte, er steckte das Papier in die Tasche und eilte in seine Wohnung, seinem Zimmer zu.

Es war schon Dämmerung gewesen auf der Straße, er glaubte nicht recht gelesen zu haben, er rief nach Licht. Aber auch beim hellen Schein der Kerzen blieben die unseligen Worte fest und drohend stehen.

„Elender! Du kannst Dein Weib, Deine kleinen Würmer im Elende schmachten lassen, während Du vor der Welt in Glanz und Pracht auftrittst? Was willst Du in dieser Stadt? Willst Du ein ehrwürdiges Fürstenhaus beschimpfen, seine Tochter so unglücklich machen, als Du Dein Weib gemacht hast! Fliehe! In der Stunde, wo Du dieses lies't, weiß Pr. Sph. das schändliche Geheimniß Deines Betrugs."

Der Major war keinen Augenblick im Zweifel, daß diese Zeilen an den Grafen gerichtet, daß sie durch Zufall, vielleicht weil er in des Freundes Kleidern über die Straße gegangen, in seine Hände gerathen seien. Jetzt wurden ihm auf einmal jene Ausbrüche der Verzweiflung klar; es war Reue, Selbstverachtung, die in einzelnen Momenten die glänzende Hülle durchbrachen, womit er sein trügerisches Spiel bedeckt hatte. Laruns Blicke fielen auf die Zeilen, die er noch immer in der Hand hielt, jene Chiffern Pr. Sph. konnten nichts Anderes bedeuten, als den Namen des holden, jetzt so unglücklichen Geschöpfes, das jener gewissenlose Verräther in sein Netz gezogen hatte. Der Major war ein Mann von kaltem, berechnendem Blick, von starkem, consequentem Geiste; er hatte sich selten oder nie von einem Gegenstande überraschen oder außer Fassung setzen lassen, aber in diesem Augenblick war er nicht mehr Herr über sich; Wuth, Grimm, Verachtung kämpften wechselweise in seiner Seele. Er suchte sich zu bezwingen, die Sache von einem milderen Gesichtspunkte anzusehen, den Grafen durch seinen Charakter, seinen grenzenlosen Leichtsinn zu entschuldigen; aber der Gedanke an Sophie, der Blick auf „das Weib und die armen kleinen Würmer" des Elenden, verjagten jede mildernde Gesinnung, brausten wie ein Sturm durch seine Seele; ja, es gab Augenblicke, wo seine Hand krampfhaft nach der Wand hinzuckte, um die Pistolen herunter zu reißen, und den schlechten Mann noch in dieser Stunde zu züchtigen. Doch die Verachtung gegen ihn bewirkte, was mildere Stimmen in seiner Brust nicht bewirken konnten. „Er muß fort, noch diese Stunde," rief er; „die Unglückliche, die er bethörte, darf um keinen Preis erfahren, welchem Elenden sie ihre erste Liebe schenkte. Sie soll ihn beweinen, vergessen; ihn verachten zu müssen, könnte sie tödten." Er warf diese Gedanken schnell aufs Papier, raffte eine große Summe, mehr als er entbehren konnte, zusammen, legte den unglücklichen Brief bei und schickte Alles durch seinen Diener an den Grafen.

Es war die Stunde, in die Oper zu fahren; wie gerne hätte der Major heute keinen Menschen mehr gesehen, und doch glaubte er es der Prinzessin schuldig zu sein, sie vor der gedrohten Warnung zu bewahren. Er sann hin und her, wie er dies möglich machen könne, es blieb ihm nichts übrig, als sie zu beschwören, keinen Brief von fremden Händen anzunehmen. Er warf den Mantel um und wollte eben das Zimmer verlassen, als sein

Diener zurückkam, er hatte das Paket an den Grafen noch in der Hand. „Seine Excellenz sind so eben abgereist," sagte er und legte das Paket auf den Tisch.

„Abgereist?" rief der Major. „Nicht möglich!"

„Vor der Thüre ist sein Jäger, er hat einen Brief an Sie; soll ich ihn herein bringen?"

Der Major winkte, der Diener führte den Jäger herein, der ihm weinend einen Brief übergab. Er riß ihn auf. „Leben Sie wohl auf ewig! Der Brief, der, wie ich so eben erfahre, vor einer Stunde in Ihre Hände kam, wird meine Abreise sans Adieu entschuldigen. Wird mein Kamerad von sechs Feldzügen einer geliebten Dame den Schmerz ersparen, meinen Namen in allen Blättern aufrufen zu hören? Wird er die wenigen Posten decken, die ich nicht mehr bezahlen kann?"

„Wann ist Euer Herr abgereist?"

„Vor einer Viertelstunde, Herr Major!"

„Wußtet Ihr um seine Reise?"

„Nein, Herr Major! Ich glaube, Seine Excellenz wußten es heute Nachmittag selbst noch nicht; denn Sie wollten heute Abend ins Theater fahren. Um fünf Uhr ging der Herr zu Fuß aus und ließ mich folgen. Da begegnete ihm an der reformirten Kirche ein großer hagerer Mann, der bei seinem Anblick sehr erschrack. Er ging auf meinen Herrn zu und fragte, ob er der Graf Zronievsky sei? Mein Herr bejahte es; darauf fragte er, ob er vor einer Viertelstunde ein Billet empfangen? Der Herr Graf verneinte es. Nun sprach der fremde Mann eine Weile heimlich mit meinem Herrn; er muß ihm keine guten Nachrichten gegeben haben, denn der Herr Graf wurde blaß und zitterte; er kehrte um nach Hause, schickte den Kutscher nach Postpferden, ich mußte schnell zwei Koffer packen; der Reisewagen mußte vorfahren. Der Herr Graf verwies mich mit den Rechnungen und Allem an Sie und fuhr die Straße hinab zum Süderthor hinaus. Er nahm vorher noch Abschied von mir, ich glaube für immer."

Der Major hatte schweigend den Bericht des Jägers angehört; er befahl ihm, den nächsten Morgen wieder zu kommen und fuhr ins Theater. Die Ouverture hatte schon begonnen, als er in die Loge trat, er warf sich auf einen Stuhl nieder, von wo er die fürstliche Loge beobachten konnte. In allem Schmuck ihrer natürlichen Schönheit und Anmuth saß Prinzessin Sophie neben ihrer Mutter. Ihr Auge schien vor Freude zu strahlen, eine heitere Ruhe lag auf ihrer Stirne, um den feingeschnittenen Mund wehte ein holdes Lächeln, vielleicht der Nachklang eines heiteren Scherzes, — sie hatte ja jetzt ihren Willen durchgesetzt, Othello war es, der den Saal und die Logen des Hauses gefüllt hatte. Jetzt nahm sie die Lorgnette vor das Auge, wie letzthin schien sie eifrig im Hause nach etwas zu suchen — argloses Herz! du schlägst vergebens dem Geliebten entgegen, deine liebevollen Blicke werden ihn nicht mehr finden, dein Ohr lauscht vergebens, ob nicht sein Schritt im Corridor erschallt, du beugst umsonst den schönen Nacken zurück, die Thüre will sich nicht öffnen, seine hohe, gebietende Gestalt wird sich dir nicht mehr nahen.

Sie senkte das Glas, ein Wölkchen von getäuschter Erwartung und Trauer lagerte sich unter den blonden Locken, die schönen Bogen der Brauen

zogen sich zusammen und ließen ein kaum merkliches Fältchen des Unmuthes sehen. Die feinen, seidenen Wimpern senkten sich wie eine durchsichtige Gardine herab, sie schien zu sinnen, sie zeichnete mit der Lorgnette auf die Brüstung der Loge. — Sind es vielleicht seine Chiffern, die sie in Gedanken versunken vor sich hinschreibt? Wie bald wird sie vielleicht dem Namen fluchen, der jetzt ihre Seele füllt?

Dem Major traten unwillkürlich Thränen in die Augen, als er Sophie betrachtete. „Noch ahnet sie nicht, was ihrer wartet," dachte er, „aber nie, nie soll sie erfahren, wie elend Der war, den sie liebte." Der Gedanke an diesen Elenden bemächtigte sich seiner aufs Neue; er drückte die Augen zu, verfluchte die menschliche Natur, die durch Leichtsinn und Schwäche aus einem erhabenen Geist, aus einem tapferen Mann einen ehrvergessenen, treulosen Betrüger machen könne.

Der Major hat oft gestanden, daß einer der schrecklichsten Augenblicke in seinem Leben der gewesen sei, wo er im ersten Zwischenakt Othellos in die fürstliche Loge trat. Es war ihm zu Muth, als habe er selbst an Sophien gefrevelt, als sei er es, der ihr Herz brechen müsse. Der Gedanke war ihm unerträglich, sie arglos, glücklich, erwartungsvoll vor sich zu sehen und doch zu wissen, welch' namenloses Unglück ihrer warte. Er trat ein; ihre Blicke begegneten ihm sogleich; sie hatte wohl oft nach der Thüre gesehen. Mit hastiger Ungeduld übersah sie einen Prinzen und zwei Generale, die sich ihr nahen wollten, sie winkte dem Major heran: „Haben wir jetzt unsern Othello!" sagte sie, „sind Sie nicht auch glücklich, erwartungsvoll? — doch einen unserer Othelloverschworenen sehe ich nicht," flüsterte sie leiser, indem sie leicht erröthete; „der Graf ist sicherlich hinter den Coulissen, um recht warmen Dank zu verdienen, wenn er Alles recht schön machen läßt?"

„Verzeihen Euer Durchlaucht," erwiderte der Major, mühsam nach Fassung ringend, „der Graf läßt sich entschuldigen, er ist schnell auf einige Tage verreist."

Sophie erbleichte. „Verreist, also nicht in der Oper? Wohin riefen ihn denn so schnell seine Geschäfte? O, das ist gewiß ein Scherz, den Sie Beide zusammen machen," rief sie, „glauben Sie denn, er werde nur so schnell weggehen, ohne sich zu beurlauben? Nein, nein, das gibt irgend einen Spaß. Jetzt weiß ich auch, woher mir ein gewisses Briefchen zukam."

Der Major erschrack, daß er sich an dem nächsten Stuhl halten mußte. „Ein Briefchen?" fragte er mit bebender Stimme, eine schreckliche Ahnung stieg in ihm auf.

„Ja, ein zierliches Billetchen," sagte sie, und ließ neckend das Ende eines Papiers unter dem breiten Bracelet hervorsehen, das ihren schönen Arm umschloß, — „ein Briefchen, das man recht geheimnißvoll mir zugesteckt hat. Ich sehe es Ihnen in den Augen an, Sie sind im Complot. Ich habe noch keine Gelegenheit gefunden, es zu öffnen, denn einen solchen Scherz muß man nicht öffentlich machen, aber sobald ich in mein Boudoir komme —"

„Durchlaucht! ich bitte um Gotteswillen, geben Sie mir das Billet," sagte der Major, von den schrecklichsten Qualen gefoltert, „es ist gar nicht einmal an Sie, es ist in ganz unrechte Hände gekommen."

„So? um so besser; das gebe ich um keine Welt heraus, das soll mir Aufschluß geben über die Geheimnisse gewisser Leute! An eine Dame war es also auf jeden Fall; es ist wirklich hübsch, daß es gerade in meine Hände kam."

Der Major wollte noch einmal bitten, beschwören, aber der Prinz fuhr mit seinem Kopfe dazwischen, die beiden Generale fielen mit Fragen und Neuigkeiten herein, er mußte sich zurückziehen. Verfolgt von schrecklichen Qualen ging er zu seiner Loge zurück; er preßte seine Augen in die Hand, um die Unglückliche nicht zu sehen, und immer wieder mußte er von Neuem hinschauen, mußte von Neuem die Qualen der Angst, die Gewißheit des nahenden Unglücks mit seinen Blicken einsaugen.

Die Diamanten am Schlosse ihres Armbandes spielten in tausend Lichtern, ihre Strahlen zuckten zu ihm herüber, sie drangen wie tausend Pfeile in sein Herz. „Welchen Jammer verschließen jene Diamanten! Wenn sie im einsamen Gemach diese Bänder öffnet, öffnet sie nicht zugleich die Pforte eines grauenvollen Frevels? Ihr Puls schlägt an diese unseligen Zeilen, wie ihr Herz für den Geliebten pocht; wird es nicht stille stehen, wenn das Siegel springt, und das ahnungslose Auge auf eine furchtbare Kunde fällt?"

Desdemona stimmte ihre Harfe; ihre wehmüthigen Akkorde zogen flüsternd durch das Haus, sie erhob ihre Stimme, sie sang — ihren Schwanengesang. Wie wunderbar, wie mächtig ergriffen diese melancholischen Klänge jedes Herz; so einfach, so kindlich dieses Lied, und doch von so hohem tragischem Effekt! Man fühlt sich bange und beengt, man ahnt, welch' grauenvolles Schicksal ihrer warte, man glaubt den Mörder in der Ferne schleichen zu hören, man fühlt die unabwendbare Macht des Schicksals näher und näher kommen, es umrauscht sie, wie die Fittige des Todes. Sie ahnet es nicht; sanft, arglos wie ein süßes Kind sitzt sie an der Harfe, nur die Schwermuth zittert in weichen Klängen aus ihrer Brust hervor, aus diesem vollen, liebewarmen Herzen, für das der Stahl schon gezückt ist. Sie flüstert Liebesgrüße in die Ferne nach ihm, der sie zermalmen wird; ihre Sehnsucht scheint ihn in ihre Arme zu rufen, er wird kommen — sie zu morden; sie betet für ihn, Desdemona segnet ihn — der ihr den Tod gibt.

Der Major theilte seine Blicke zwischen der Sängerin und Sophien. Sie lauschte in Wehmuth versunken auf das Lieblingslied, eine Thräne hing in ihren Wimpern, sie weinte unbewußt über ihr eigenes Geschick, die Akkorde der Harfe verschwebten, Sophie sah sinnend, träumend vor sich hin. „Wenn ich einst sterbe, soll es mein Schwanengesang sein," klang es in der Erinnerung des Majors. „Wahrlich, sie hat wahr gesagt," sprach er zu sich, „es war der Schwanengesang ihres Glückes." Othello trat auf. Sophiens Aufmerksamkeit war jetzt nicht mehr auf die Oper gerichtet, sie sah herab auf ihr Armband, sie spielte mit dem Schloß; ein heiteres Lächeln verdrängte ihre Wehmuth, ihre Blicke streiften nach der Loge des Majors herüber, er strengte angstvoll seine Blicke an, — Gott im Himmel, sie schiebt das unglückselige Papier hervor und verbirgt es in ihr Tuch — er glaubt zu sehen, wie sie heimlich das Siegel bricht, verzweiflungsvoll stürzt er aus seiner Loge den Corridor entlang. Er weiß nicht warum, es treibt

ihn mit unsichtbarer Gewalt der fürstlichen Loge zu, er ist nur noch einige Schritte entfernt, — da hört er ein Geräusch in dem Haus, man kommt aus der Loge, Bediente und Kammerfrauen eilen ängstlich an ihm vorüber, eine schreckliche Ahnung sagt ihm schon vorher, was es bedeute, er fragt, er erhält die Antwort: „Prinzessin Sophie ist plötzlich in Ohnmacht gesunken!"

## 9.

Düster, zerrissen in seinem Innern, saß einige Tage nach diesem Vorfalle der Major Larun in seinem Zimmer. Seine Stirne ruhte in der Hand, sein Gesicht war bleich, seine Augen halb geschlossen, der sonst so starke Mann zerdrückte manche Thräne, die sich über seine Wimpern stehlen wollte. Er dachte an das schreckliche Geschick, in dessen innerstes Gewebe ihn der Zufall geworfen; er sah alle diese feinen Fäden, die, wenigen Augen außer ihm sichtbar, so lose sich anknüpften; er sah, wie sie weiter gesponnen, wie sie verknüpft und gedoppelt zu einem nur zu festen Netz um ein zartes, unglückliches Herz sich schlangen. Unbesiegbare Bitterkeit mischte sich in diese trüben Erinnerungen; sein alter Waffenfreund, ein so glänzendes Meteor am Horizont der Ehre, ein so braver Soldat, und jetzt ein Elender, Ehrvergessener, der, ohne nur entfernt einen andern Ausgang erwarten zu können, mit allen Künsten der Liebe die unbewachten Sinne eines kaum zur Jungfrau erblühten Kindes bethörte! In diese Gedanken mischte sich das Bild dieses so unendlich leidenden Engels, mischte sich die Angst vor einer Scene, welcher er in der nächsten Stunde entgegen gehen sollte. Eine angesehene Dame, die Oberhofmeisterin der Prinzessin Sophie, hatte ihn diesen Nachmittag zu sich rufen lassen. Sie entdeckte ihm ohne Hehl, daß Sophie von einer schweren Krankheit befallen sei, daß die Aerzte wenig Hoffnung geben, denn sie nennen ihre Krankheit einen Nervenschlag. Sie sagte ihm weiter, die Prinzessin habe ihr *Alles* gesagt, sie habe ihr kein Wort dieses strafbaren Verhältnisses verschwiegen. Sie wisse, daß in der Residenz nur *ein* Mensch lebe, der jenen Grafen Zroniewsky näher gekannt habe, dies sei der Baron von Larun. Mit einer Angst, einem Verlangen, das an Verzweiflung grenze, dringe die Unglückliche darauf, mit ihm ohne Zeugen zu sprechen. Die Oberhofmeisterin wußte wohl, wie sehr dies gegen die Vorschriften laufe, welche die Etikette ihr auferlege, aber der Anblick des jammernden Kindes, das nur noch dies *eine* Geschäft auf der Erde abmachen zu wollen schien, erhob sie über die Schranken ihrer Verhältnisse, sie wagte es, dem Major den Vorschlag zu machen, diesen Abend unter ihrer Begleitung heimlich zu der Kranken zu gehen.

Der Major hatte nicht nein gesagt. Er wußte, daß er ihr nichts Tröstliches sagen könne, er fühlte aber, wie in einem so tiefen Gram das Verlangen nach Mittheilung unüberwindlich werden müsse.

Aber was sollte er ihr sagen? Mußte er nicht befürchten, von ihrem Anblick, von den trüben Erinnerungen der letzten Tage so bestürmt zu werden, daß sein lauter Schmerz sie noch unglücklicher mache? Er war noch in diese Gedanken versunken, als ihm gemeldet wurde, daß man ihn erwarte; die alte Oberhofmeisterin hielt in ihrem Wagen vor dem Hause; er setzte sich schweigend an ihre Seite.

„Sie werden die Prinzessin sehr krank finden," sagte diese Dame mit Thränen, „ich gebe alle Hoffnung auf. Ich kann mir nicht denken, daß in der Unterredung mit Ihnen, Herr Baron, noch etwas Rettendes liegen könne. Werden Sie ihr keinen Trost geben können, so verlischt sie uns wie eine Lampe, die kein Oel mehr hat, um ihre Flamme zu nähren; und wollten Sie ihr Trost, Hoffnung geben, so sind diese Gefühle in ihren Verhältnissen von so unnatürlicher Art, daß ich beinahe wünschen müßte, sie möge eher sterben, als ihrem Hause Schande machen."

„Also werde ich ihr den Tod bringen müssen," sagte der Major bitter lächelnd; — „weiß man in der Familie um diese Geschichten? Was denkt man von der Krankheit?"

„Wie ich Ihnen sagte, Herr Baron; die Familie, der Hof und die Stadt weiß nichts anderes, als daß sie sich erkältet haben muß; die thörichten Leute bringen auch noch die fatale Oper ins Spiel, und lassen sie am Otbello sterben. Was wir beide wissen, ist sonst Niemand bekannt; es gibt einige Damen, die dieses Verhältniß früher ahneten, aber nicht genau wußten."

„Und doch fürchte ich," entgegnete der Major, indem er seinen durchdringenden Blick auf die Dame an seiner Seite heftete, „ich fürchte, sie stirbt an einem sehr gewagten Bubenstück. Man hat dieses Verhältniß geahnet, demselben nachgespürt, es wurde zur Gewißheit, man suchte eine Trennung herbeizuführen, man spürte die Verhältnisse des Grafen aus —"

„Glauben Sie?" sagte die Oberhofmeisterin blaß und mit bebenden Lippen, indem sie umsonst versuchte, den Blick des Majors auszuhalten.

„Man forschte diese Verhältnisse aus," fuhr der Major fort, „man suchte ihn von hier wegzuschrecken, indem man ihm drohte, der Prinzessin zu sagen, daß er verheirathet sei. Bis hieher war der Plan nicht übel; es gehörte einem solchen Elenden, daß man nicht gelinder mit ihm verfuhr. Aber man ging weiter; man wollte auch die unglückliche Dame schnell von ihrer Liebe heilen, man machte sie mit dem Geheimniß des Grafen bekannt, man glaubte, sie werde alles über Nacht vergessen. Und hier war der Plan auf die Nerven eines Dragoners berechnet, aber nicht auf das Herz dieses zarten Kindes."

„Ich muß bitten, zu bedenken," entgegnete die Oberhofmeisterin mit ihrer früheren Kälte, aber mit stechenden Blicken, „daß dieses zarte Kind eine Prinzessin des fürstlichen Hauses ist, daß sie erzogen wurde, um mit Anstand über solche Mißverhältnisse wegzusehen. Sollte wirklich irgend ein solcher Plan vorhanden gewesen sein, so kann ich die Handelnden nicht tadeln, sie haben wahrhaftig geschickt operirt —"

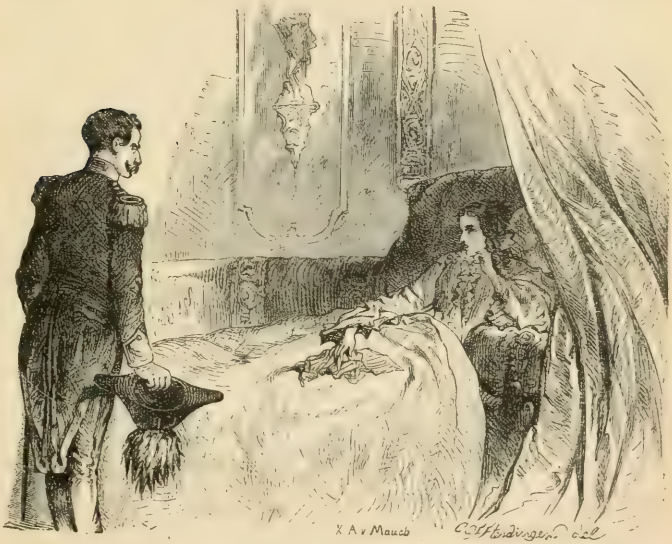
„Sie haben ihren Zweck erreicht, sie wird sterben," unterbrach sie der Major.

„Ich hätte meinen Zweck erreicht? mein Herr, ich muß bitten —"

„Sie?“ sagte Larun mit gleichgültiger Stimme, „von Ihnen, gnädige Frau, sprach ich nicht, ich sagte: sie, die Handelnden, die Operirenden.“

Die alte Dame biß sich in die Lippen und schwieg. Wenige Augenblicke nachher waren sie an einer Seitenpforte des Palais angelangt. Ein alter Diener führte sie durch ein Labyrinth von Corridors und Treppen. Endlich waren die Gänge breiter, die Beleuchtung auf elegantere Art angebracht, der Major bemerkte, daß sie in den bewohnten Flügel des Schlosses gelangt seien. Der Alte winkte in eine Seitenthüre. Der Weg ging jetzt durch mehrere Gemächer, bis in einen Salon, der wohl zu den Appartements der Prinzessin gehören mochte, wo die Oberhofmeisterin dem Major zuflüsterte, er möchte einstweilen in einem Fauteuil sich gedulden, bis sie ihn rufen lasse.

Nach einer tödtlich langen Viertelstunde erschien sie wieder. Sie sagte ihm, daß nach dem ausdrücklichen Willen der Kranken er allein mit ihr sein werde; sie selbst wolle sich als Dame d'honneur an die Thüre setzen, wo sie gewiß nichts hören könne, wenn man nicht gar zu laut spreche. Uebrigens dürfe er nicht länger als eine Viertelstunde bleiben. Der Major




trat ein. Das prachtvolle Gemach mit seinen schimmernden Tapeten und goldenen Leisten, die reiche Draperie der Gardinen, die bunten Farben des türkischen Fußteppichs thaten seinem Auge wehe, denn das Gemüth will ein leidendes Herz, einen kranken Körper nicht mit den Flittern der Hoheit

umgeben sehen. Und wie groß war der Contrast zwischen diesem Glanz der Umgebung und diesem zarten, lieblichen Kinde, das in einem einfachen, weißen Gewand auf einer prachtvollen Ottomane lag.

Der Eindruck, den ihre Züge, ihre Gestalt, ihr ganzes Wesen zum ersten Mal auf ihn gemacht hatten, kehrte auch jetzt wieder in die Seele des Majors. Es war ihre einfache, ungeschmückte Schönheit, ihre stille Größe, verborgen hinter dem Zauber kindlicher Liebenswürdigkeit, was ihn angezogen hatte. Wohl blendeten ihn damals der Glanz der frischen, jugendlichen Farben, die lebhaft strahlenden Augen, jenes gewinnende, huldvolle Lächeln, das ihre feinen rosigen Lippen umschwebte. Ein Nachtfrost hatte diese Blüthen abgestreift; aber gab ihr nicht diese durchsichtige Blässe, diese stille Trauer in dem sinnigen Auge, dieser wehmüthige Zug um den Mund, der nie mehr scherzte, eine noch erhabenere Schönheit, einen noch gefährlicheren Zauber? Der Major stand einige Schritte von ihr stille und betrachtete sie mit tiefer Rührung. Sie winkte ihm nach einem Tabouret, das zu ihren Füßen stand; sie sprach; ihre Stimme hatte zwar jenes helle Metall verloren, das sonst ihre heiteren Scherze, ihr fröhliches Lachen ertönen ließ, aber diese weichen, rührenden Töne drangen tiefer. — „Es wäre thöricht von mir, Herr Baron," sprach sie, „wollte ich Sie lange in Ungewißheit lassen, warum ich Sie rufen ließ. Ich weiß, daß der Graf Sie, als seinen besten Freund, von einem Verhältniß unterrichtet hat, das nie hätte bestehen sollen. — Erinnern Sie sich noch des Abends in Othello? Ich sagte Ihnen von einem Billet, das ich bekommen habe, ich erinnere mich, daß Sie mir es wiederholt abforderten; warum haben Sie das gethan?"

„Warum? fragen Euer Durchlaucht, weil ich den Inhalt ahnete, zu wissen glaubte."

„Also doch!" rief sie und eine Thräne drang aus ihrem schönen Auge, „also doch! Ich hielt Sie, seit dem ersten Augenblick, wo ich Sie sah, für einen Mann von Ehre; wenn Sie die Verhältnisse des Grafen wußten, warum haben Sie ihn nicht bälder entfernt, warum mir nicht den Schmerz erspart, ihn verachten zu müssen?"

„Ich kann bei allem, was mir heilig ist, bei meiner Ehre schwören," entgegnete der Major, „daß ich kaum eine Stunde, bevor ich zu Euer Durchlaucht in die Loge trat, diese Verhältnisse durch ein Papier erfahren habe, das durch Zufall, statt in des Grafen Hände, in die meinigen kam. Als ich den Grafen darüber zur Rede stellen wollte, hatte er schon Nachricht davon bekommen und war abgereist. Ich ahnete aus gewissen Winken, die jenes Briefchen enthielt, daß auch Sie nicht verschont bleiben werden; umsonst versuchte ich das unglückliche Blättchen Euer Durchlaucht abzuschwatzen."

„Sie glauben also an diese Erfindung?" sagte Sophie, indem ihre Thränen heftiger strömten; „ach, es ist ja nur ein Kunstgriff gewisser Leute, die ihn von uns entfernen wollten. Lesen Sie dieses Billet, es ist dasselbe, das ich erhielt; gestehen Sie selbst, es ist Verleumdung!"

Der Major las:

„Der Graf von Z. ist verheirathet; seine Gemahlin lebt in Avignon; drei kleine Kinder weinen um ihren Vater. — Sollte eine erlauchte Dame so wenig Ehrgefühl, so wenig Mitleid besitzen, ihn diesen Banden noch länger zu entziehen?"

Es war dieselbe Handschrift, dasselbe Siegel, wie jenes Billet, das er selbst bekommen hatte. Er sah noch immer in diese Zeilen; er wagte nicht aufzuschauen, er wußte nicht zu antworten; denn seine strengen Begriffe von Wahrheit erlaubten ihm nicht, gegen seine Ueberzeugung zu sprechen; das tiefe Mitleid mit ihrem Schmerz ließ ihn ihre Hoffnung nicht so grausam niederschlagen.

„Sehen Sie," fuhr sie fort, als er noch immer schwieg, „wie ich dieses Briefchen arglos, neugierig erbrach, so überraschten mich jene schrecklichen Worte Gemahlin, Vater wie eine Stimme des Gerichtes. Die Sinne schwanden mir; ich wurde recht krank und elend; aber so oft ich nur eine Stunde mich leichter fühle, steigt meine Hoffnung wieder; ich glaube, Zronievsky kann doch nicht so gar schlecht gewesen sein, er kann mich nicht so schrecklich betrogen haben. Lächeln Sie doch, Major, seien Sie freundlich! — Ich erlaube Ihnen, Sie dürfen mich verspotten, weil ich mich durch diese Zeilen so ganz außer Fassung bringen ließ, — aber nicht wahr, Sie meinen selbst, es ist eine Lüge, es ist Verleumdung?"

Der Major war außer sich; was sollte er ihr sagen? Sie hing so erwartungsvoll an seinen Lippen, es war, als sollte ein Wort von ihm sie ins Leben rufen — ihr Auge strahlte wieder, jenes holde Lächeln erschien wieder auf ihren lieblichen Zügen — sie lauschte, wie auf die Botschaft eines guten Engels.

Er antwortete nicht, er sah finster auf den Boden; da verschwand allmählig die frohe Hoffnung aus ihren Zügen, das Auge senkte sich, der kleine Mund preßte sich schmerzlich zusammen, das zarte Roth, das noch einmal ihre Wangen gefärbt hatte, floh, sie senkte ihre Stirne in die schöne Hand, sie verbarg ihre weinenden Augen.

„Ich sehe," sagte sie, „Sie sind zu edel, mir mit Hoffnungen zu schmeicheln, die nach wenigen Tagen wieder verschwinden müßten. Ich danke Ihnen auch für diese schreckliche Gewißheit; sie ist immer besser als das ungewisse Schweben zwischen Schmerz und Freude; und nun, mein Freund, nehmen Sie dort das Kästchen, suchen Sie es ihm zuzustellen, es enthält Manches, was mir theuer war, — doch nein, lassen Sie es mir noch einige Tage, ich schicke es Ihnen, wenn ich es nicht mehr brauche.

„Es ist mir, als werde ich nicht mehr lange leben," fuhr sie nach einigen Augenblicken fort; „ich bin gewiß nicht abergläubisch, aber warum muß ich gerade nach diesem fatalen Othello krank werden?"

„Ich hätte nicht gedacht, daß dieser Gedanke nur einen Augenblick Euer Durchlaucht Sorge machen könnte!" sagte der Major.

„Sie haben Recht, es ist thöricht von mir; aber in der Nacht, als man mich krank aus der Oper brachte, träumte mir, ich werde sterben. Eine ernste, finstere junge Dame kam mit einem Plümeau von rother Seide auf mich zu, deckte ihn über mich her und preßte ihn immer stärker auf mich, daß ich beinahe erstickte. Dann kam plötzlich mein Großoheim, der Herzog Nepomuk, gerade so wie er gemalt in der Gallerie hängt, und befreite mich von dem beengenden Druck, und das Sonderbarste ist —"

„Nun?" fragte der Baron lächelnd, „was fing denn der gemalte Herzog mit Desdemona an?"

Die Prinzessin staunte. „Woher wissen Sie denn, daß die Dame Desdemona ist? Ich beschwöre Sie, woher wissen Sie dies.“

Der Major schwieg einen Augenblick verlegen. „Was ist natürlicher,“ antwortete er dann, „als daß Sie von Desdemona träumten? Sie hatten sie ja am Abende zuvor in einem rothen Bette verscheiden sehen.“

„Sonderbar, daß Sie auch gleich auf den Gedanken kamen! Das Sonderbarste aber ist, ich wachte auf, als der Herzog mich befreite, ich wachte in der That auf und sah — wie jene Dame mit dem Plümeau unter dem Arm langsam zur Thüre hinausging. Seit dieser Nacht träume ich immer dasselbe, immer beengender wird ihr Druck, immer später kommt mir der Herzog zu Hülfe, aber immer sehe ich sie deutlich aus dem Zimmer schweben; und als ich gestern Abend mir die Harfe bringen ließ und mein liebes Desdemonaliedchen spielte, da, spotten Sie immer über mich! da ging die Thüre auf und jene Dame sah ins Zimmer und nickte mir zu.“

Sie hatte dieses halb scherzend, halb im Ernst erzählt; sie wurde ernster. „Nicht wahr, Major,“ sagte sie, „wenn ich sterbe, gedenken Sie auch meiner? Das Andenken eines solchen Mannes ist mir werth.“ — „Prinzessin!“ rief der Major, indem er vergebens seine Wehmuth zu bezwingen suchte, „entfernen Sie doch diese Gedanken, die unmöglich zu Ihrer Genesung heilsam sein können!“

Die Oberhofmeisterin erschien in der Thüre und gab ein Zeichen, daß die Audienz zu Ende sein müsse. Sophie reichte dem Major die Hand zum Kusse; er hat nie mit tieferen Empfindungen von Schmerz, Liebe und Ehrfurcht die Hand eines Mädchens geküßt. Er hob sein Auge noch einmal zu ihr auf, er begegnete ihren Blicken, die voll Wehmuth auf ihm ruhten. Die Oberhofmeisterin trat mit einer Amtsmiene näher; der Major stand auf; wie schwer wurde es ihm, mit kalten gesellschaftlichen Formen sich von einem Wesen zu trennen, das ihm in wenigen Minuten so theuer geworden war.

„Ich hoffe,“ sagte er, „Euer Durchlaucht bei der nächsten Cour ganz wieder hergestellt zu sehen.“

„Sie hoffen, Major?“ entgegnete sie schmerzlich lächelnd; „leben Sie wohl, ich habe zu hoffen aufgehört.“

## 10.

Die Residenz war einige Tage mit nichts anderem, als der Krankheit der geliebten Prinzessin beschäftigt; man sagte sie bald sehr krank, bald gab man wieder Hoffnung; ein Schwanken, das für Alle, die sie näher kannten, schrecklich war. An einem Morgen, sehr frühe, brachte ein Diener dem Major ein Kästchen. Ein Blick auf dieses wohlbekannte Behältniß und auf die Trauerkleider des Dieners überzeugten ihn, daß die Prinzessin nicht mehr sei. Es

war ihm, als sei dieses liebliche Wesen ihm, ihm allein gestorben. Er hatte viel verloren auf der Erde, und doch hatte kein Verlust so empfindlich, so tief seine Seele berührt als dieser. Es war ihm, als habe er nur noch ein Geschäft auf der Erde, das Vermächtniß der Verstorbenen an seinen Ort zu befördern; er würde diese Stadt, die so drückende Erinnerungen für ihn hatte, sogleich verlassen haben, hätte ihn nicht das Verlangen zurückgehalten, ihre sterblichen Reste beisetzen zu sehen. Als die feierlichen Klänge aller Glocken, als die Trauertöne der Musik und die langen Reihen der Fackelträger verkündeten, daß Sophie zu der Gruft

ihrer Ahnen geführt werde, da verließ er zum ersten Mal wieder sein Haus und schloß sich dem Zuge an. Er hörte nicht auf das Geflüster der Menschen, die sich über die Ursachen ihrer Krankheit, ihres Todes besprachen; er hatte nur einen Gedanken, nur jener Augenblick, wo ihr Auge noch einmal auf ihm geruht, wo seine Lippen ihre Hand berührt hatten, stand vor seiner Seele. Man nahm die Insignien ihrer hohen Geburt von dem Sarge, man senkte sie langsam hinab zum Staube ihrer Ahnen. Die Menge verlor sich, die Begleiter löschten ihre Fackeln aus und verließen die Halle. Der Major warf noch einen Blick nach der Stelle, wo sie verschwunden war, und ging.

Vor ihm ging mit unsicheren, schleppenden Schritten ein alter Mann, der heftig weinte. Als der Major an seiner Seite war, sah Jener sich um, es war der Regisseur der Oper. Der Alte trat näher zu ihm, sah ihn lange an, schien sich auf etwas zu besinnen und sprach dann: „Möchten Sie nicht, Herr Baron, wir hätten nur geträumt, und jenes liebliche Kind, das man begraben hat, wäre noch am Leben?“

„Woran mahnen Sie mich!“ rief der Major mit unwillkürlichem Grauen; „ja, bei Gott, es ist so, wie Sie träumten; sie ist begraben, und wir beide gehen neben einander von ihrem Grab.“

„Drum soll der Mensch nie mit dem Schicksal scherzen,“ sagte der Alte mit trübem Ernst. „Sind es heute nicht elf Tage, daß wir Othello gaben? Am achten ist sie gestorben.“

„Zufall, Zufall!“ rief der Major. „Wollen Sie Ihren Wahnsinn auch jetzt noch fortsetzen? Weiß ich doch nur zu gut, an was sie starb? Wohl hat ein Dolch ihre Seele, wie Desdemona's Brust durchstoßen; ein Elender, schwärzer als Ihr Othello, hat ihr Herz gebrochen; aber dennoch ist es Aberglaube, Wahnsinn, wenn Sie diesen Tod und Ihre Oper zusammenreimen!“

„Unser Streit macht sie nicht wieder lebendig,“ sagte der Alte mit Thränen. „Glauben Sie, was Sie wollen, Verehrter! ich werde, wie ich es weiß, in meiner Opernchronik notiren. Es hat so kommen müssen!“

„Nein!“ erwiderte der Major beinahe wüthend, „nein, es hat nicht so kommen müssen; ein Wort von mir hätte sie vielleicht gerettet. Bringen Sie mir um Gotteswillen Ihren Othello nicht ins Spiel; es ist Zufall, Alter, ich will es haben, es ist Zufall!“

„Es gibt, mit Ihrer Erlaubniß, keinen Zufall; es gibt nur Schickung. Doch ich habe die Ehre, mich zu empfehlen, denn hier ist meine Behausung. Glauben Sie übrigens, was Sie wollen,“ setzte der Alte hinzu, indem er die kalte Hand des Majors in der seinigen preßte, „das Faktum ist da, sie starb — acht Tage nach Othello.“

# Der Mann im Monde,

oder

der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.

---

Erster Theil.

# Der Ball.

Ueber Freilingen lag eine kalte, stürmische Novembernacht; der Wind rumorte durch die Straßen, als sei er allein hier Herr und Meister, und eine löbliche Polizeiinspektion habe nichts über den Straßenlärm zu sagen. Dicke Tropfen schlugen an die Jalousien und mahnten die Freilinger, hinter den warmen Ofen sich zu setzen während des Höllenwetters, das draußen umzog. Nichtsdestoweniger war es sehr lebhaft auf den Straßen; Wagen von allen Ecken und Enden der Stadt rollten dem Marktplatz zu, auf welchem das Museum, von oben bis unten erleuchtet, sich ausdehnte.

Es war Ball dort, als am Namensfest des Königs, das die Freilinger, wie sie sagten, aus purer Gewissenhaftigkeit, nie ungefeiert vorbeiließen. Morgens waren die Milizen ausgerückt, hatten prächtige Kirchenparade gehalten und kümmerten sich in ihrem Patriotismus wenig darum, daß die Dragoner, welche in Garnison hier lagen, sie laut genug bekrittelten. Mittags war herrliches Diner gewesen, an welchem jedoch nur die Herren Antheil genommen und so lange getrunken und getollt hatten, daß sie kaum mehr mit dem Umkleiden zum Ball fertig geworden waren.

Auf Schlag sieben Uhr aber war der Ball bestellt, dem die Freilinger Schönen und Nichtschönen schon seit sechs Wochen entgegengeseufzt hatten. Schön konnte er diesmal werden, dieser Ball; hatte ihn doch Hofrath Berner arrangirt, und das mußte man ihm lassen, so viele Eigenheiten er sonst auch haben mochte, einen guten Ball zu veranstalten verstand er aus dem Fundament.

Die Wagen hatten nach und nach alle ihre köstlichen Waaren entladen; die Damen hatten sich aus den neidischen Hüllen der Pelzmäntel und Shawls herausgeschält und saßen jetzt in langen Reihen, alle in unchristlichem Wichs, an den Wänden hinauf. Es war der erste Ball in dieser Saison. Der Landadel hatte sich in die Stadt gezogen, Kranke und Gesunde waren aus den Bädern zurückgekehrt; es ließ sich also erwarten, daß das Neueste, was man überall an Haarputz und Kleidern bemerkt und in seinem aufmerksamen Herzen bewahrt hatte, an diesem Abend zur Schau gestellt werden würde. Daher füllte die erste halbe Stunde eine Musterung der Coiffüren und Guirlanden, und das Bebbern und Wispern der rastlos gehenden Mäulchen schnurrte betäubend durch den Saal. Endlich aber hatte man sich satt geärgert und bewundert und fragte überall, warum der Hofrath Berner das Zeichen zum Anfang noch nicht geben wolle.

Das hatte aber seine ganz eigenen Gründe; man sah ihm wohl die Unruhe an, aber Niemand wußte, warum er, ganz gegen seine Gewohnheit,

unruhig hin und her laufe, bald hinaus auf die Treppe, bald herein ans Fenster renne; sonst war er Punkt fünf Uhr mit seinem Arrangement fertig gewesen und hatte dann ruhig und besonnen den Ball eröffnet, aber heute schien ein sonderbarer Zappel das freundliche Männchen überfallen zu haben.

Nur er wußte, warum Alles warten mußte; keinem Menschen, so viel man ihn auch mit Schmeichelwörtchen und schönen Redensarten bombardirte, vertraute er ein Sterlenswörtchen davon; er lächelte nur still und geheimnißvoll vor sich hin und ließ nur hie und da ein „werdet schon sehen" — „man kann nicht wissen, was kommt" fallen.

Wir wissen es übrigens und können reinen Wein darüber einschenken: Präsidents Ida war vor wenigen Stunden aus der Pension zurückgekommen; er, der alte Hausfreund, war zufällig dort, als sie ankam, er hatte nicht eher geruht, bis sie versprochen hatte, das ganze Haus in Alarm zu setzen, das Blondenkleid, in welchem sie bei Hofe war präsentirt worden, ausbügeln zu lassen und auf den Ball zu kommen. Wie spitzte er sich auf die langen Gesichter der Damen, auf die freundlichen Blicke der Herren, wenn er die wunderschöne Dame in den Saal führen würde; denn kennen konnte sie in dem ersten Augenblick Niemand.

Wo hatte nur das Mädchen die Zeit hergenommen, so recht eigentlich bildhübsch zu werden? Als sie vor drei Jahren abreiste, wie besorglich schaute da der gute Hofrath dem Wagen nach; er hatte sie auf dem Arm gehabt, als sie kaum geboren war; bis zu ihrem vierzehnten Jahre hatte er sie alle Tage gesehen, hatte sie früher auf dem Knie reiten lassen, hatte sie nachher, trotz dem Schmollen der Präsidentin, zu allen tollen Streichen angeführt; er liebte sie wie sein eigenes Kind, aber er mußte sich vor drei Jahren doch gestehen, daß ihm angst und bange sei, was aus dem wilden Ding werden solle, das man da in die Residenz führe, um sie menschlich zu machen.

Denn wollte man ein Mädchen sehen, das zur Hausfrau und fürs Haus völlig verdorben schien, so war es Präsidents Wildfang; einen solchen Unband traf man auf zwanzig Meilen nicht. Kein Graben war ihr zu breit, kein Baum zu hoch, kein Zaun zu spitzig; sie sprang, sie klimmte, sie schleuderte trotz dem wildesten Jungen; hatte sie doch selbst einmal heimlich ihren Damensattel auf den wilden Renner ihres Bruders, des Lieutenants, gebunden und war durch die Stadt gejagt, als sollte sie feuerreiten! Dabei war sie mager und unscheinbar, scheute sich vor jeder weiblichen Arbeit, und der einzige Trost der gnädigen Mama war, daß sie französisch plappere wie ein Stärchen, und daß, trotz ihrem Umherrennen in der Märzsonne, ihr Teint dennoch trefflich erhalten sei.

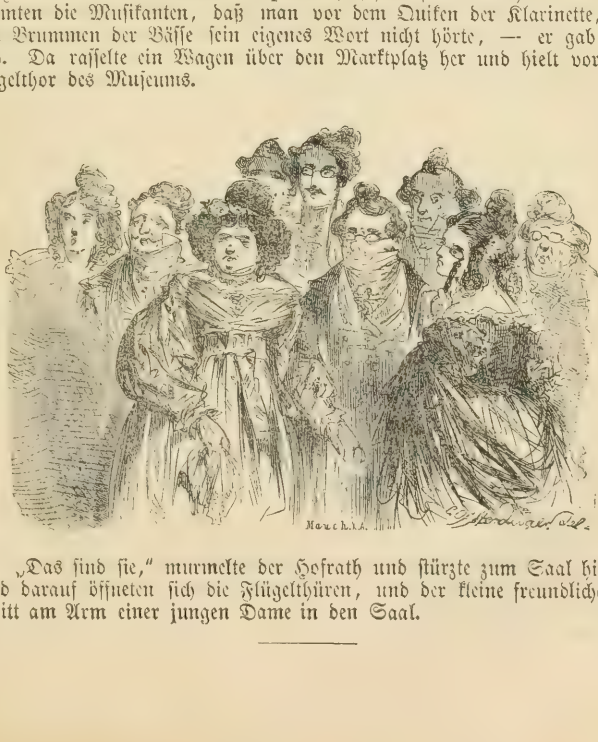
Aber jetzt —!

Nein! Was war mit diesem Mädchen in den kurzen drei Jahren eine Veränderung vorgegangen! wenigstens um einen Kopf war sie gewachsen, Alles an ihr hatte eine Rundung, eine zarte Fülle bekommen, die man sonst nicht für möglich gehalten hätte; das Haar, das sonst, wie oft man es auch kämmte und an den Kopf hinsalbte, der wilden Hummel in unordentlichen Strängen und Locken um den Kopf flog, war jetzt der herrlichste Kopfputz, den man sich denken konnte. Die Augen waren glänzender, und doch fuhren sie nicht, wie ehemals, gleich Feuerrädchen umher, Alles an-

zuzünden drohend. Die Wangen bedeckte ein feines Roth, das bei jedem Athemzug in alle Schattirungen von zartem Rosa bis ins Purpurroth wechselte; das liebe Gesichtchen war oval und hatte eine Würde bekommen, über die der staunende Hofrath lächeln mußte, so sehr er sie bewunderte.

Dieses Götterkind, diesen Ausbund von Liebenswürdigkeit erwartete der Hofrath; dem guten alten Junggesellen pochte das Herz beinahe hörbar, wenn er an sein Gold-Idchen dachte. Wie mußte sie erst im Ballkleide aussehen, wenn sie ihn in dem Reiseüberröckchen und in der Haube à la jolie femme beinahe närrisch machte; wie mußte sie erst strahlen, wenn sie, wie sie ihm versprochen, die Haare nach dem allernagelfunkelneuesten Geschmack, die schöne Stirne und den schlanken Hals, die wie aus Wachs geformten Partien, welche die handbreiten Brüsseler Kanten umziehen sollten, mit dem Amethystschmucke zierte, den sie von ihrer Pathin, der Fürstin Romanow, geschenkt bekommen hatte. Ihm, ihm hatte sie mit all' jener Herzlichkeit, mit der sie früher versprochen, einen Spaziergang mit ihm zu machen oder ihn, den Einsamen, zu besuchen, wenn er krank war, jetzt als Königin des Festes die erste Polonaise zugesagt. —

Immer verdrießlicher wurden die Damen, immer ungestümer mahnten die Herren den alten Maître de plaisir, schon seit einer halben Stunde stimmten die Musikanten, daß man vor dem Quiken der Klarinette, vor dem Brummen der Bässe sein eigenes Wort nicht hörte, — er gab nicht nach. Da rasselte ein Wagen über den Marktplatz her und hielt vor dem Flügelthor des Museums.



„Das sind sie," murmelte der Hofrath und stürzte zum Saal hinaus, bald darauf öffneten sich die Flügelthüren, und der kleine freundliche Alte schritt am Arm einer jungen Dame in den Saal.

# Ida.

Aller Augen waffneten sich mit Lorgnetten und Brillen; wer konnte das wunderschöne Mädchen sein, so hoch und schlank mit dem königlichen Anstand, mit dem siegenden Blicke, mit der kräftigen Frische des jugendlichen Körpers? Sie nickte so bekannt nach allen Seiten, als käme sie alle Tage auf Freilinger Bälle und Assemblées; und doch kannte sie Niemand. Doch ja! da kommt ja auch der alte Präsident, wahrhaftig! es kann Niemand anders sein, als Präsidents Ida!

Aber wie herrlich war dieses Knöspchen aufgegangen! „Welcher Anstand!" bemerkten die Herren. „Welche Figur! Welcher Nacken! Wahrhaftig, man möchte ein Mückchen oder noch etwas weniger sein, nur um darauf spazieren zu gehen." „Welcher Schmuck, welche Spitzen, welche Stickerei an dem Kleid!" bemerkten die Damen und wünschten sich weit weg, denn wie sollten sie ihre Fähnchen, die sie doch ihr gutes Geld gekostet, ihre Blumen, die sie selbst gemacht und für wundervoll gehalten hatten, neben diesen italienischen Rosen und Astern, die eben erst aus den Gärten der Hesperiden gepflückt zu sein schienen, neben diesen Kanten sehen lassen, von welchen die Elle vielleicht mehr werth war, als eines ihrer Ballkleider nebst Schneiderscento und Façon! Nein, Berner, der arge Berner, hätte ihnen keinen schlimmern Streich spielen können, als diese Ida gerade heute einzuführen. Aber man mußte sich Gewalt anthun; der Präsident machte das erste Haus in der Stadt, war der gewaltige Herrscher der Provinz, eine glänzende Aussicht auf thés dansants, Soupers, Hausbälle und dergleichen eröffnete sich vor den schnell berechnenden Blicken der Damen; wehe der, die dann nicht mit Ida bekannt war oder sie sogar kalt empfangen hatte! Man wußte, daß dies der Herr Papa Präsident nie verzeihen würde; man nahm sich zusammen, und in Kurzem war die Gefeierte von allen jungen und alten Damen umringt, welche Glück wünschten, alte Bekanntschaft erneuerten und nebenbei dies und jenes von dem hoffähigen Anzug absahen. Alle redeten zumal, keine wurde verstanden, und die Herren fluchten und schimpften ein Donnerwetter über das andere, daß sich eine so dichte Wolke vor diese kaum aufgegangene Sonne gedrängt und sie ihrem Anblick entzogen habe.

Jetzt zog Hofrath Berner das weiße Sacktuch, schwenkte es in der Luft und gab dem Kapellmeister und Stabstrompeter der Dragoner das Zeichen, und eine herrliche Polonaise begann. Im Nu stoben die Glückwünschenden auseinander und machten Raum für die Assessoren, Lieutenants, Sekretäre, jungen Kaufherren, Jagdjunker, die glücklicherweise noch nicht versagt waren und sich jetzt um einen Walzer, eine Ecossaise oder gar den Cotillon

mit Ida die Hälse brechen wollten. Sie aber lachte, daß die Schneeperlen der Zähne durch die Purpurlippen herausſahen, behauptete, ſich immer nur auf eine Tour zu verſagen, hüpfte dem Hofrath entgegen und reichte ihm die kleine Hand.

Selig, gerührt, begeiſtert ſtellte er ſich mit ſeinem holden Engelskinde an die Spitze der Colonne und marſchirte unter den muthigen, lockenden Tönen der Polonaiſe ſtolzen Schrittes gegen das wohlunterhaltene feindliche Tirailleurfeuer, das von vorn, von den Flanken, überallher aus den Mündungen der Lorgnetten auf ſeine Tänzerin ſprühte. Aber dieſe, war ſie kurzſichtig, hatte ſie ſtatt des Corſettchens einen Küraſſierpanzer vom feinſten Stahl mit der Musketenprobe um das Herzchen, oder war ſie das Feuer ſo gewohnt, wie die alte Garde, die, Gewehr im Arm, im Paradeſchritt durch das Kartätſchenfeuer marſchirte? Ich weiß nicht, aber ſie ſchien gar nicht auf die ſchrecklichen Ausbrüche der gebrochenen Herzen, auf die Knallſeufzer der Verwundeten zu hören, das Plappermäulchen ging ſo ruhig fort, als ginge ſie, drei Jahre jünger, mit dem guten Hofräthchen im Wald ſpazieren.

Da kamen alle die Streiche, die der leichte Springinsfeld losgelaſſen, alle jene tauſend Suiten des kleinen Uebermuths aufs Tapet. Luſt und Lachen blitzte wie ehemals aus ihrem Auge, wenn ſie ſich erinnerte, wie ſie einem Spanferkel Kindszeug angezogen und es dem Hofrath als Findling vor die Thüre gelegt, wie ſie dem Oberpfarrer die Waden voll Stecknadeln geſetzt, daß ſie ausſahen wie der Rücken eines Stachelſchweins, Alles, ohne daß er es merkte, denn er trug falſche. Der Hofrath wollte ſeinen Ohren nicht trauen. Es war ja daſſelbe luſtige, naive Ding wie früher, und doch ſo wunderherrlich, ſo groß, mit ſo unendlich viel Anſtand und Würde! Er hätte ſie auf der Stelle am Kopf nehmen und ſie recht abküſſen mögen, wie früher, wenn ſie einen ächten Ausbund von Schelmenſtreichen gemacht hatte.

Es ging über ſeine Begriffe! „Wie können Sie nur ſo hartherzig ſein, Idchen!“ ſagte er, „und nicht einen Blick auf unſere jungen Herren werfen, die zerſchmelzen wie Wachs am Feuer? Nicht einmal einen Blick für alle dieſe Exklamationen und Betheuerungen, welche ſie doch gehört haben müſſen?“

„Was gehen mich Ihre jungen Herren an?“ plapperte ſie mit der größten Ruhe fort; „die ſind hier, wie überall, unverſchämt wie die Fleiſchmücken im Sommer. Das könnte kein Pferd aushalten, wollte man darauf achten. Sie pfeifen in der Reſidenz eben ſo, das wird man gewohnt; ſo von Anfang macht es ein wenig eitel; wenn man aber ſieht, wie ſie Dieſer und Jener daſſelbe zuflüſtern, vor der Urſel ebenſo, wie vor der Bärbel ſterben möchten, ſo weiß man ſchon, was ſolche ſchnackiſche Redensarten zu bedeuten haben.“

Die muß eine gute Schule durchgemacht haben, dachte der Hofrath. Siebzehn Jahre alt und ſpricht ſo mir nichts dir nichts von der Farbe, als wäre ſie ſeit zwanzig Jahren in den Salons von Paris und London umhergefahren. Er ärgerte ſich halb und halb über Mamſell Neunmalklug und Uebergeſcheit, denn es waren juſt keine unebenen jungen Männer, die ihre Seufzer ſo hageldick losgelaſſen hatten, und ihn, der in ſeiner Jugend

wohl so zwanzig Amouren und Amürchen gehabt hatte, konnte nichts mehr ärgern, als ein fühlloses Herz.

Aber dieser Aerger konnte bei seinem Idchen nicht in ihm aufsteigen. Wenn er in ihr volles glühendes Auge sah, wenn er den süßgewölbten Mund betrachtete, da dachte er: Nein, dir traue Dieser und Jener, aber ich nicht, weiß ich doch von früher her, wie du gerne Flausen machst und dem guten ehrlichen Berner gerne ein X für ein U unterschiebst. Jetzt willst du dein Schach verspielen und mir irgend einen blauen Dunst vorschwefeln, und das Herzchen ist am Ende doch in der Residenz geblieben, und Fräulein Stahlherz ist nur darum so spröde gegen die Freilinger Stadtkinder. Aber basta! der Hofrath Berner hat auch gelebt und geliebt, und wettet seinen Kopf, dieses Auge weiß, was Liebe ist, diese frischen Purpurlippen haben schon geküßt, aber anders als nur solche Hofrathsküsse!

Der gute Alte äußerte etwas von diesen Gedanken gegen Ida, sie aber sah ihm ganz ruhig ins Gesicht und versicherte lächelnd: gefallen habe ihr schon Mancher, geliebt habe sie aber bis diese Stunde noch keinen Mann, als ihren Vater und ihn.

---

## Schöne Augen.

Aber sagen Sie, Idchen," fragte der Hofrath, als er sie wieder an ihren Platz geführt hatte, „ist das etwa ein Cousin oder dergleichen, der da mit Ihnen kam?"

„Ich kam mit Papa," antwortete die Gefragte, „und sonst war Niemand dabei. Wen meinen Sie denn?"

„Nun, der Bleiche dort kam ja doch wohl mit Ihnen, es kennt ihn Niemand im Saal, und mit Ihnen trat er herein, sonst müßte er ja — Sie wissen, daß das Museum geschlossene Gesellschaft ist — sonst müßte er ja eingeführt sein. Sehen Sie, der dort." Er zeigte hin. An eine Säule gelehnt, stand unbeweglich mit übergeschlagenen Armen eine schlanke Gestalt. Noch konnte Ida das Gesicht nicht sehen, nur die glänzenden schwarzen Locken des Haares fielen ihr auf; sie wollte sich eben besinnen, wo sie schon solche gesehen habe, da wandte Jener sich um, und unwillkürlich schrack Ida zusammen; gespensterhafte Blässe lag auf diesem feinen, schönen Gesicht; geheimer Gram oder verschlossenes Kämpfen mit finsterem Leiden schien das muntere, jugendliche Leben aus diesen tiefen, im schönsten Ebenmaß geformten Zügen hinweggewischt zu haben, und ein gemischtes Gefühl drängte sich bei seinem Anblick auf, neugieriges Mitleid schien sich mit zweifelhafter Furcht streiten zu wollen.

Kaum hatte des Fremden glühendschwarzes Auge Ida getroffen, als sie ihren Blick abwandte. Ueberraschung und Verlegenheit machten sie stumm auf einige Augenblicke; von dem Diadem auf der schönen Stirne, über den Lilienjammt der blühenden Wange, bis herab auf den jugendlichen Alabasterbusen flog ein brennendes Roth, das der Hofrath nicht unbemerkt ließ. Er wollte sie mit dem pfiffigsten Gesichte nach der Ursache ihres Roth-

werdens fragen, aber eine Unzahl Herren drängte sich zu, sie um einen Tanz zu bitten; Vettern und Basen freuten sich, sie wieder zu sehen und gafften das Wunderkind an. Der Hofrath aber, welchem daran lag, die Spur, die er aufgefunden zu haben meinte, zu verfolgen, machte seine Bewegungen wie ein geübter Feldherr; er fragte sie so laut als möglich, ob es ihr jetzt, wie sie gewünscht, gefällig sei, zu ihrem Herrn Vater zu gehen, der im dritten Zimmer sich zu einem Whistchen gesetzt habe, und Pfiffköpfchen verstand gleich, wo der gute Alte hinaus wollte; sie beurlaubte sich also mit großer Hast von dem ungeheuern Kometenschweif, in welchem sie als Kern gesessen, und ging mit Berner durch den Saal.

Und jetzt nahm sie Berner ins Gebet; zuerst setzte er die Daumenschraube des Spottes an, dann untersuchte er die vermeintliche Herzenswunde seines Gold-Idchens mit der langen Sonde des väterlichen Ernstes, indem er ihr vorwarf, sehr unklug gethan zu haben, ihre Residenzliebhaber mit nach Freilingen zu nehmen; sie aber lachte dem Rathgeber, welcher meinte, seine Sache recht gut gemacht und sie ganz im Netz zu haben, ins Gesicht und wischte ihm aus.

„Sie geben sich vergebliche Mühe, Hofräthchen," kicherte das lose Ding, „ganz vergebliche Mühe; ich habe diesen Menschen in meinem ganzen Leben, auf Ehre, noch nie gesprochen; doch gesehen," setzte sie ernster werdend hinzu, „gesehen habe ich ihn. und deßwegen kam ich auch vorhin etwas in Verlegenheit."

„Was da! Zwischen Sehen und Sehen ist ein großer Unterschied," antwortete Berner mit einem völlig ungläubigen Kopfschütteln; „da müssen Sie ihm doch ein wenig gar scharf in die Augen gesehen haben."

„So hören Sie mich doch, Sie böser Mann!" unterbrach ihn Ida; „wer wird denn auch gleich auf den Schein hin verdammen? Ich sage noch einmal, ich weiß nicht, wer er ist, aber das innigste Mitleid habe ich mit ihm. Als wir gestern durch den Lanzinger Wald kamen, fuhren wir einer Equipage vor, die ganz langsam im Schritt hinging. Es war ein prachtvoller Landau mit einem großen Bocke, worauf ein alter Diener in reicher Livrée saß; am Wagen zogen vier Postpferde; das Dach war zurückgeschlagen, und es saß Niemand darin als ein großer Hund. Sie wissen, wie man auf der Reise ist, man interessirt sich um die Mitreisenden, besonders wenn man glaubt, auf einerlei Station mit ihnen zu wohnen oder zu speisen. So dachte ich mir jetzt, die Reisenden, denen der Wagen gehöre, seien vorausgegangen und lassen ihn langsam nachfahren. Ich sah daher alle Augenblicke aus unserem Wagen, ob ich noch keine reisenden Engländerinnen oder Französinnen gewahr werden könne, aber immer vergebens. Endlich, als wir um eine Waldecke bogen, sah ich auf einmal einen Mann, der unter einer Eiche saß und zu dem Wagen gehören mußte.

„Und war es derselbe, der dort an der Säule steht?" fragte der Hofrath.

„Derselbe; er war auch ganz schwarz gekleidet wie jetzt, sein Hut lag neben ihm im Gras, seinen Kopf stützte er in die hohle Hand. Das Geräusch unseres Wagens, der jetzt, weil er bergauf ging, auch langsam fuhr, schien ihn aufzuschrecken; ohne aufzusehen, ging er mit gesenktem Haupt bis an unsere Wagenthüre. Da richtete er sich auf, und Sie können sich mei-

nen Schrecken denken, Hofrath, als ich das nämliche geisterbleiche Gesicht sah, das auch Ihnen aufgefallen ist. Er mußte heftig geweint haben, denn Thränen hingen in den langen schwarzen Wimpern und gaben dem glühendschwarzen, sinnigen Auge einen ganz eigenen Reiz!"

„So, so? Einen ganz eigenen Reiz!" antwortete lächelnd der Hofrath. „Wer hat denn meinem Mädchen erlaubt, über Männeraugen Betrachtungen anzustellen? Hat sie das auch bei Madame La Truiniaire in der Residenz gelernt?"

Das lustige Amorettenköpfchen, das sich da, es wußte nicht wie, verbebbert hatte, schlug die Augen nieder und sagte: „Legen Sie nicht Alles so bös aus, Bernerchen, Sie verstanden ja doch sonst Ihre Ida nicht immer falsch."

„Sehen Sie, was die Augen betrifft, da habe ich nun einmal meinen eigenen Geschmack. Schöne blaue oder schwarze Augen, mitunter auch recht glänzendbraune, sehe ich an Jedermann gern. Daher sind mir auch alle junge Herren so zuwider, weil sie selten schöne Augen haben; sie haben ihnen durch die Lorgnetten, Brillen und, Gott weiß, durch was sonst, den schönsten Glanz benommen und stieren uns an wie gestochene Böcke; desto mehr freue ich mich, wenn ich einmal eine solche Ausnahme treffe. Eine ganz eigene Freude macht mir auch das Aufschlagen der Augen, das man unter Tausenden kaum einmal so recht anmuthig, sinnig und, wie man es gerne haben möchte, trifft. Beides sah ich nun an dem Fremden, darum hat er mir auch so ge —"

Da hatte sich das schnelle Schnäbelchen schon wieder verplappert! Der Hofrath horchte noch immer, aber Idchen blieb still, biß die Lippen zusammen und spielte mit dem Amethystkreuz am Collier, das unter dem Tanzen sich zwischen den Schneehügeln hinabgeschoben hatte und ganz glühend heiß geworden war.

„Ei, ei!" warnte der Hofrath, „ich habe da in zwei Minuten Dinge gehört, wovor einem die Haut schaudern könnte; nimm Dich um Gotteswillen in Acht, Kind, wenn Du Deine Augenbeobachtungen anstellst; ich weiß es aus meiner Jugend, daß in gewissen Augen Häckchen sitzen, die uns, wenn man allzutief schaut, festhalten, daß an kein Entrinnen zu denken ist; hast Du nie etwas von der Augensprache gehört?"

„Doch," entgegnete der kleine Uebermuth, „ich glaube sie auch zur Noth zu verstehen." —

„Ist gar nicht vonnöthen; man spricht sie zwar vom Rhein bis zum Mississippi, vom Don bis zum Ohio, lerne aber nie mehr, als etwas kauderwelsch parliren, denn wer sich so gar geläufig ausdrückt und mit zwanzig zumal in dieser Sprache spricht, gilt nicht mit Unrecht für eine Erzgeneralkokette."

„Nun, für eine solche werden Sie mich doch nicht halten?" fragte Ida etwas empfindlich.

„Dazu kenne ich mein süßes Mädchen zu gut," entgegnete der Hofrath traulich und drückte ihr das weiche Sammethändchen; „was aber den bleichen Patron dort drüben betrifft, so kann er über allerlei geweint haben; er kann zum Beispiel seine Mutter, seine Schwester oder gar sein Mädchen verloren haben."

„Mei—nen — Sie?" antwortete Ida gedehnt und unmuthig. „Doch

nein! da würde er ja nicht auf den Ball gehen," setzte sie freudig hinzu; „da würde er zu Haus trauern und nicht die Freude aufsuchen."

„Oder," fuhr jener fort, „es gingen ihm vielleicht seine Wechsel aus, und er hat im Augenblick kein Geld, um seine Reise fortzusetzen."

„Nicht doch," fiel sie ein, „wie mögen Sie nur diesem interessanten Gesicht einen so gemeinen Kummer andichten. Sieht er nicht nobler aus, als alle unsere Assessoren, Lieutenants und so weiter zusammen, und er sollte mit vier Postpferden in einem herrlichen Landau fahren und weinen, weil er kein Geld hat? Pfui!"

„Ei, wie sich der kleine Advokat vereifert und verdisputirt; das Mäulchen geht ja, als sollte es einen Prozeß vor den Assisen führen! Uebrigens wollen wir bald sehen, wer der Patron ist; habe ich doch den Ball arrangirt und daher auch das Recht, Fremden, die sich eindrängen, auf den Zahn zu fühlen."

„Nun ja, thun Sie das, liebes Hofräthchen, aber ja recht artig und delikat!" setzte das erröthende Mädchen mit den süßesten Schmeichelworten hinzu; „wer so tiefen Kummer hat, wie jener zu haben scheint, muß unter Fremden wie unter Freunden zart behandelt werden."

---

## Der Fremde.

Unterdessen hatten sich mehrere Herren an Berner gewendet, um zu erfahren, wer der Fremde sei; Allen war es aufgefallen, wie er schon seit einer Stunde sich nicht vom Platze bewegte und, an eine Säule gelehnt, so wenig Interesse an dem glänzenden Ball zu nehmen schien. Der Hofrath ging zu ihm hin und kehrte bald zurück. „Wer ist es? Wie heißt er?" fragten zehn, zwanzig zumal. „Was hat er gesprochen?"

„Nichts hat er gesprochen," antwortete Berner, „sondern mir nur diese Karte gegeben."

Die Karte ging jetzt von Hand zu Hand, es war aber nichts darauf zu sehen, als ein schöngestochenes Wappen und der Name Emile Comte de Martiniz. „Ein Graf also?" Die Neugierde war nur halb gestillt; die Freilinger, denen die Erscheinung eines fremden Grafen auf ihren Bällen etwas Seltenes sein mochte, gingen kopfschüttelnd umher; sie hätten gar zu gerne gewußt, woher er komme, wohin er gehe, warum er nicht tanze. Man betrachtete das fremde Wunderthier von allen Seiten; doch der Hofrath, der so viel Takt hatte, daß er in des Fremden Seele fühlte, wie peinlich eine kleinliche Neugierde sein müsse, gab das Zeichen, und die Galoppade, von zwanzig Trompeten vorgetragen, rauschte durch den Saal hin und rief zum Tanze.

Walzer um Walzer waren getanzt, noch immer stand die fremde, gebietende Gestalt unbeweglich an die Säule gelehnt. Es war, als hätte er sich nur in schwarz und weiß getheilt und kenne keine andere Farbe. Sein Haar, sein Auge war so dunkel als das feine glänzende Tuch seines Klei-

des; das ganz bleiche Gesicht, die wunderschöne Wäsche, welche durch ihre Weiße und ihre zierlichen Fältchen den Freilinger Damen schon von Weitem Bewunderung einflößte, contrastirten sonderbar mit jener dunkeln Farbe; nur die feinen Lippen schmückte ein gesundes, freundliches Roth. Er schien ganz ohne Theilnahme in das bunte Gewühl hineinzustarren, aber dennoch begegnete nicht leicht einer dieser scharfen Blicke, ohne das eigene Auge überrascht vor diesem furchtbaren Ernst, dieser sprühenden Gluth niederzuschlagen.

Wie es aber zu gehen pflegt, die Damen fingen nachgerade an, nicht viel von dem Fremden zu halten, weil er nicht tanzte, die jungen Herren machten sich über ihn lustig, und beide Theile hatten so viel an der neuen Erscheinung der wunderlieblichen Ida zu schauen, zu bekritteln, zu bewundern, daß man bald nicht mehr an jenen dachte. Nur Ida's Blicke streiften öfter nach jener Säule hinüber; ein Blick zu ihm schien sie für das Geschwätz der Freilinger Stutzer, die ihr heute unendlich fade vorkamen, zu entschädigen. Doch betrachtete sie ihn immer nur von der Seite; denn wenn Auge auf Auge traf, so trieb es ihr unwiderstehlich die Gluth ins Gesicht, und sie war froh, daß die Musik so laut war, denn sie meinte in solchen Momenten, man müsse ihr siedendes, glühendes Blut an ihr Herzchen pochen hören. Waren es die Thränen, die sie gestern in diesen dunkeln Wimpern sah, war es der wehmüthige Ernst auf seinem Gesichte, was sie so rührte, hatte der Hofrath Recht mit den Häkchen, die in gewissen Augen sitzen, und hatte sie zu tiefe Beobachtungen angestellt und war geangelt worden? — Nein! lächelte sie schelmisch vor sich hin, da hat es keine Noth! es ist ja nur das natürliche Mitleiden, was mich immer nach ihm hinsehen heißt!

Elf Uhr war vorüber, es sollte noch eine Ecossaise vor dem Souper getanzt werden. Stürmisch drängten sich die Herren um das Wunderkind; aber Trotzköpfchen Ida blieb fest dabei, diesmal auszusetzen, und ließ die Herren ablaufen. Der Hofrath setzte sich zu ihr, und unwillkürlich waren sie wieder mitten im Gespräch über den Fremden.

„Ach, sehen Sie nur," sagte Ida mit der himmlischen Gutmüthigkeit ihres Engelköpfchens, „sehen Sie nur, ich meine, er wird zusehends immer blässer, wenn er nur nicht krank wird." Der Hofrath fand ihre Bemerkung richtig, er zeigte ihr aber, wie dieser feste, heldenmäßige Körper nicht so leicht von einem Krankheitsanfall gestört werden könne; aber Ida wurde immer unruhiger, sie sah, wie Martiniz die Lippen zusammenpresse, als wolle er einen Schmerz verbeißen; der Ernst in seinem Gesichte wurde nach und nach zur Trauer, das Wehmüthige, der thränenschwere Trübsinn in seinem Auge wurde immer unverkennbarer.

„O Gott, sehen Sie ihn nur an, guter Berner, ist mir doch, als sollte ich zu ihm gehen und fragen: was fehlt dir, daß du nicht fröhlich bist mit den Fröhlichen? wie gern wollte ich Alles thun, dir zu helfen. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's!" Auch der Hofrath wurde jetzt unruhig, denn mit einem Ruck hatte sich der bleiche Fremde aufgerafft und stand nun in seiner ganzen Größe, in gebietender und doch graziöser Haltung da, aber sein Auge heftete sich furchtbar starrend nach der Saalthüre. Berner wollte eben aufstehen und zu ihm hin. —

Da öffnete sich die Thüre, ein alter, reichgekleideter Bedienter, der-

selbe, welchen Ida gestern gesehen, trat ein, ging auf den Fremden zu und neigte sich schweigend vor ihm. Dieser riß eine Uhr heraus, warf einen Blick auf sie und einen zweiten voll Wehmuth auf Ida herüber und verließ langsamen Schrittes den Saal.

Ehe noch der Hofrath seiner Nachbarin seine Vermuthungen über diesen sonderbaren Abzug mittheilen konnte, war die Ecossaise zu Ende. Der Präsident kam und führte sein liebes, holdes, wunderherziges Töchterchen zur Tafel.

---

## Die Kirche.

Der alte Küster am Münster zu Freilingen saß in dieser Nacht nach seiner Gewohnheit noch lange in seinem kleinen Stübchen; der Abendsegen war schon vor einer Stunde seiner Ehehälfte vorgelesen, er hatte sich jetzt hinter die alte Chronik gesetzt und las mit brummender Stimme halblaut vor sich hin, wie man den herrlichen, vierhundert Schuhe hohen Münsterthurm erbaut, und wie solches viel Zeit und Geld gekostet habe. Eben wollte die Alte den weiß- und blaugestreiften Umhang der zweischläfrigen Himmelsbettlade auseinanderschlagen, um ihren Ehezärter zu ermahnen, sein gewohntes Lager zu suchen,

als man stark an den Fensterladen des niedern Parterrestübchens pochte. „Macht auf, Meister Küster! seid so gut und macht auf," rief eine bescheidene, aber tiefe Stimme draußen. „Wird wohl ein Bote von

einem Kranken sein," näselte der Küster, „der die Sakramente noch will." Er legte die Brille ins Ehrenbuch, daß die Stelle nicht verblättere; denn er hatte von dem Kalk geleien, den man mit Wein angemacht habe, und hatte dabei unnötig an das Dünnbier gedacht, das seine Ursula ihm, einem Nachkommen dieser Weinmaurer, tagtäglich vorsetzte.

Draußen schob er die mächtigen Schlösser und Riegel der Hausthüre auf, und herein trat ein kleiner ältlicher Mann in reichbordirtem Bedientenrocke. „Was soll's so spät?" fragte der Küster.

„Kamerad," antwortete der Bediente, indem er den Küster aus dem alten Hausgang in die wärmere Stube hineinzog, „Kamerad, wollt Ihr mir und noch Jemand einen Liebesdienst erweisen?" Zugleich legte er einen blanken harten Thaler auf den Tisch.

Der Küster weg den Thaler in der Hand, ließ ihn wieder auf den Tisch fallen, daß es einen wohllautenden Klang gab und sagte: „Wenn's nichts gegen Amt und Gewissen ist, warum nicht?"

„So nehmt Eure Schlüssel," fuhr der Andere fort, „und schließt die Münsterkirche auf."

„Jetzt, in dieser Stunde?" rief der Alte mit Entsetzen, „jetzt in dieser stürmischen Nacht? Geht nicht, Kamerad, so wahr ich — nein, es geht nicht, mich bringt kein Hund hinüber!"

„Bei Leibe," rief die Küsterin aus dem Bette und riß den Umhang zurück, daß man das ganze Paradiesgärtlein ihres geblümten Bettes übersehen konnte, „führe uns nicht in Versuchung. Alter, laß Dich nicht bethören! wer weiß, was draußen lauert?"

„Hätte nicht geglaubt, daß Ihr, ein so stattlicher Mann, unter dem Weiberregiment stündet," sprach der alte Diener. „Glaubt mir, es ist auch ein Gottesdienst, wenn Ihr mitgeht, und bringt Euch guten Lohn." Noch einmal wog der Küster den Thaler auf der Fingerspitze und schien sich zu besinnen. „Es wird zwar gleich zwölf Uhr brummen, und da ist es gar nicht gehener drüben in der Kirche, denn ich weiß, was ich weiß, und habe gesehen, was ich gesehen habe, aber weil Ihr sagt, es sei ein Gottesdienst, so kommt." Indem hatte er schon die Laterne zurecht gemacht. Er hing noch einen warmen Mantel um und ergriff die gewichtigen, wunderlich geformten Schlüssel.

„Ei du meine Güte, läßt er sich doch verblenden vom Mammon!" seufzte die Alte im Bette. Der Küster aber trat zu ihr mit dem größten seiner Schlüssel: „Du schweigst, Uriel! Der Herr da soll sehen, daß unsereiner nicht unterm Pantoffel steht," brummte er und verließ mit dem Diener das Haus.

Die Nacht war grimmkalt, der Himmel jetzt ganz rein, nur einzelne dunkle Wölkchen tanzten im Wirbel um den Mond. Schweigend schritten die Beiden durch die Nacht der Kirche zu. Wenige Schritte, so standen sie am Portal des Münsters. Der Küster schrack zusammen, als dort aus dem Schatten eines Pfeilers eine hohe, in einen dunkeln Mantel gehüllte Gestalt hervortrat. Es war jener Fremde, der Ida's Interesse in so hohem Grade erregt hatte.

„Schließ auf, schließ auf," sprach Martiniz, „denn es ist hohe Zeit!"

Indem er sprach, fing es an zu surren und zu klappern, dumpf rollte gerade über ihnen im Thurme das Uhrwerk, und in tiefen, zitternden Klängen schallte die zwölfte Stunde in die Lüfte.

„Schließ auf!“ schrie Martiniz. „Schließ auf! Dort kommt er schon um die Ecke!“

Seufzend ging die hohe Thüre auf, in einem Sprung war Jener in der Kirche. Der Küster schloß behutsam wieder hinter sich ab und ging dann voraus mit der Laterne; stille folgten ihm die Fremden. In wunderlichen Schatten und Figuren spielte das schwache Licht der Laterne an den hohen Säulen des Doms, nur auf wenige Schritte verbreitete es Helle und verschwebte dann in matte Dämmerung, bis es sich in der tiefen Nacht des Gewölbes verlor. Manchmal schien es, als schritten hohe Gestalten in weiten schleppenden Gewändern hinter den Säulen ihnen nach. Scheu blickte Emil von Martiniz nach allen Seiten und ging dann schneller hinter dem Küster her. Dumpf schallten ihre Schritte auf dem hohlen Boden, unter welchem eine alte Gruft sich befand, und ein vielfaches Echo gab diese Töne aus allen Ecken zurück.

So waren sie bis an den Altar gekommen. Martiniz setzte sich dort auf die Stufen, das Gesicht, das bei dem Scheine der trübe brennenden Laterne noch viel bleicher erschien, stützte er auf die Hand, daß die glänzendrabenschwarzen Ringellocken darüber herabfielen. Der Diener winkte dem Küster, zog ihn auf eine Bank an der Seite zu sich nieder und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er schweigen und sich ganz ruhig verhalten möchte.

Tiefe Stille herrschte mehrere Minuten in den großen dunklen Hallen, tiefe Stille draußen in der Nacht. Nur vom Altar her hörte man ein leises Wispern, Martiniz schien zu beten. Bald aber erhob sich lauter die Nachtluft und wehte um die Kirche. Je lauter es wurde, desto unruhiger wurde Emil. Er seufzte, er blickte einige Male auf und lauschte nach der Seite hin, wo der Luftzug stärker wehte.

Näher und näher heulte der Wind, die Fenster bebten, das Licht der Laterne wehte seine Schatten her und hin, die alten verblichenen Banner, die an der Mauer hingen, rollten sich auf und bewegten ihre zerfetzten Bilder an der schwachbeleuchteten Wand.

Jetzt brauste der Sturm auf in gewaltigen Stößen. Krachend stürzte ein Fenster des Chors auf die breiten Quader des Bodens, daß der Schall durch die Halle tönte und — mit fürchterlichem Lachen des Wahnsinns fuhr der am Altar auf und sprang die Stufen hinan. Gellend tönten diese hohlen Töne der Verzweiflung durch die Gewölbe. „Er kann nicht herein, er kann nicht herein zu mir,“ schrie er, „darum hat er die Wolken aufgezäumt, auf dem Sturmwind reitet er um die Kirche, ça ça! Holla, Antonio — wie schäumt das Purpurblut Deiner Wunde! Rase, tobe durch die Lüfte, Du kannst doch nicht herein zu meiner Freistatt!“

Der Sturm legte sich, ferner und ferner rollte der Wind, und säuselnd zog die Nachtluft durch die Kirche. Der Mond schien freundlich durch die hellen Scheiben, und mit des Sturmes Toben schien auch der Sturm in Emils Brust gewichen zu sein. „Seht Ihr,“ sprach er wehmütig und zeigte an die vom Mond beschienenen Fenster hinauf, „seht Ihr, wie er so

ernst und zürnend auf mich herabsieht! Kannst Du denn nicht vergeben, Antonie?"

Immer leiser wurde seine Klage, bis er weinend am Altare niedersank. Jetzt stand der alte Diener, dem während der schrecklichen Scene die Thränen in den grauen Wimpern gehangen, von seinem Sitze auf und unterstützte seinen Herrn. Er wischte ihm den kalten Schweiß von der Stirne und die Thränen aus dem gebrochenen Auge und flößte ihm aus einer krystallenen Phiole mildernde Tropfen ein.

Der Ohnmächtige richtete sich wieder auf, hüllte sich tiefer in seinen Mantel und schritt durch die Kirche.

Der alte Diener aber trat zu dem Küster. „Ich danke, Alterle," sagte er, „Du hast jetzt gesehen, daß wir nichts Unrechtes in Deinem Gotteshause gemacht haben; dafür halte aber reinen Mund. Und wenn Du Niemand ein Sterbenswörtchen hören lässest von dem, was Du hier gesehen und gehört hast, so kommen wir vielleicht morgen und manche Nacht wieder, und Du sollst pflichtgemäß Deinen Harten haben."

„Das kann sich unsereiner schon gefallen lassen," antwortete der Küster im Weitergehen; „so viel merke ich, daß Euer Herr entweder nicht recht richtig unter dem Hut ist, oder daß er mit dem Gott-sei-bei-uns hier Versteckens spielt. Nun hier, denke ich, soll er ihn nicht holen; kommt nur morgen Nacht wieder. Was das Stillschweigen betrifft, so seid außer Sorgen, von mir erfährt es kein Mensch, vor allem meine Ursel nicht; denn ich denke, was sie nicht weiß, macht ihr nicht heiß."

Der alte Diener lobte den Entschluß des Küsters und nahm am Portal mit einem Händedruck von ihm Abschied. „Ist doch Schade um ein so junges schönes Blut," brummte dieser vor sich hin, indem er seinem Häuschen zuschritt; „so jung und hat schon Affairen mit Herrn Urian. Nun, er soll ihn immer noch ein Halbjährchen reiten; um die harten Thaler kann man zur Noth so guten Wein kaufen, als die Freilinger Maurermeister hatten, um den Kalk zu meinem Münster anzumachen.

---

## Das Souper.

Es schlug ein Uhr, als der Fremde und sein Diener von dem Münster zurück über den Marktplatz gingen. An den Fenstern des erleuchteten Museums drängten sich Gestalten an Gestalten geschäftig hin und her, verworrenes Gemurmel vieler Stimmen tönte herab auf den stillen Platz, hie und da zeigten laute Ausbrüche der Fröhlichkeit, mit Trompeten vermischt, daß ein Toast ausgebracht worden sei.

„Robert!" begann der Graf, „ich will noch einmal hinaufgehen; die süßen Töne der Flöten, die klagenden Klänge der Hörner haben etwas Be-

ruhigendes für mich, und mitten im Gewühle der fröhlichen Menge vergesse ich vielleicht auf Augenblicke, daß ich unter den Glücklichen der einzige Unglückliche bin."

Umsonst bat der alte Robert seinen Herrn, er möchte doch seine Gesundheit bedenken und sich jetzt zur Ruhe legen; er schien es gar nicht zu hören, schweigend warf er in der Hausthüre den Mantel ab, gab ihn dem Alten und eilte die Treppe hinan. Kopfschüttelnd folgte ihm der Diener; hatte er doch seit einer langen, traurigen Zeit nicht bemerkt, daß sein armer Herr Freude an rauschender Lustbarkeit hatte; es mußte etwas Eigenes sein, das ihn noch einmal dahinauf zog, denn wenn er sich sonst auch in das fröhlichste Gewühl gestürzt hatte, so war er doch immer nach einem halben Stündchen wieder zurückgekommen. Und heute hatte er ihn sogar an die Stunde mahnen müssen; heute ging er zu einer Zeit, wo er sonst erschöpft von Kummer und Unglück dem Schlaf in die Arme geeilt war, noch einmal auf den Tanzboden. „Gott gebe, daß es zu seinem Heil ist!" schloß der treue Diener seine Betrachtungen und wischte sich die Augen.

Der Saal war noch leer, als Emil oben eintrat, nur die Musikanten stimmten ihre Geigen, probirten ihre Hörner und ließen die Schlegel dumpf auf ihre Pauken fallen, um zu sondiren, ob das tiefe C recht scharf anspreche, mitten durch netzten sie auch ihre Kehlen mit manchem Viertel, denn ein ellenlanger Cotillon sollte den Ball beschließen. Löffel- und Messergeklirr, das Jauchzen der Anstoßenden tönte aus dem Speisesaal; ein schwermüthiges Lächeln zog über Emils blasses Gesicht, denn er gedachte der Zeiten, wo auch er keiner fröhlichen Nacht ausgewichen war, wo auch er unter frohen, guten Menschen den Becher der Freude geleert und, wenn kein liebes Weib, doch treue Freunde geküßt hatte, und mit fröhlichem Jubel in das allgemeine Millionenhalloh und Welthurrah der Freude eingestimmt hatte; unter diesen Gedanken trat er in den Speisesaal. In bunten Reihen saßen die fröhlichen Gäste die lange Tafel herab; man hatte soeben die hunderterlei Sorten von Geflügel und Braten abgetragen und stellte jetzt das Dessert auf. Gewiß! man konnte nichts Schöneres sehen, als die Präcision, mit welcher die Kellner ihr Dessert auftrugen, die Bewegungen auf die Flanken und ins Centrum gingen wie am Schnürchen, die schweren Zwölfpfünder der Torten und Kuchen, das kleinere Geschütz der französischen Bonbons und Gelées wurde mit Blitzesschnelle aufgefahren, in prachtvoller Schlachtordnung, vom Glanz des Krystalllüsters bestrahlt, standen die Guß-, Johannisbeeren-, Punsch-, Rosinentorten, die Apfelsinen, Ananas, Pomeranzen, die silbernen Platten mit Trauben und Melonen. Aber Hofrath Berner hatte sie auch eingeübt, und den ungeschicktesten Kellnerrekruten schwur er hoch und theuer in acht Tagen so weit bringen zu wollen, daß er mit einem bis an den Rand gefüllten Champagnerkelch, auf eine spiegelglatte silberne Platte gesetzt, die Treppe heraufspringen könne, ohne einen Tropfen zu verschütten, was in der Geschichte des Servirens einzig in seiner Art ist. Wenn die Festins, die er zu arrangiren hatte, herannahten, hielt er auf folgende Art völlige Uebungen und Manoeuvres: Er setzte sich in den Salon, wo gespeist werden sollte, ließ eine Tafel zu dreißig bis vierzig Couverts decken, und wie den Rekruten ein fingirter Feind mit allen möglichen Bewegungen gegeben wird, so zeigte er ihnen auch Präsidenten, Justizräthe, Kollegien-

directoren, Regierungsräthe und Assessoren mit Weib und Tochter, Kind und Kegel, und mahnte sie, bald diesem ein Stück Braten, jener eine Saucière zu serviren, bald einem Dritten und Vierten einzuschenken und dem Fünften eine andere Sorte vorzusetzen; da sprangen und liefen die Kellner beinahe die Beine ab, aber — probatum est — wenn der Tag des Festes herannahte, durfte er auch gewiß sein, zu siegen. Wie jener große Sieger, der nur mit feierlichem Ernst die Worte sprach: „Heute ist der Tag von Friedland!“ oder „Sehet die Sonne von Austerlitz!“ so bedurfte es von seinem Munde auch nur einiger ermahnenden, tröstlichen Hindeutungen auf frühere Bravouren und gelungene Affairen, und er konnte darauf rechnen, daß keiner der zwanzig Kellnergeister über den andern stolperte, oder ihm die Kalvastete anstieß, oder daß sie mit Sauce und Salat einander anrannten, purzelten und auf den Boden die ganze Bescherung servirten.

Mit dieser Präcision war also auch heute die Tafel servirt worden, der Nachtisch war aufgetragen, die schweren Sorten, als da sind, Laubenheimer, Nierensteiner, Markobrunner, Hochheimer, Volnay, feiner Nuits, Chambertin, beste Sorten von Bordeaux, Roussillon wurden weggenommen, und der zungenbelebende Champagner aufgesetzt. Hatte schon der aromatische Rheinwein die Zungen gelöst und das schwärzliche Roth des Burgunders den Lilienflammet der jungfräulichen Wangen und die Nasen der Herren geröthet, so war es jetzt, als die Pfröpfe flogen und die Damen nicht wußten, wohin sie ihre Köpfe wenden sollten, um den schrecklichen Explosionen zu entgehen, als die Lilienkelche, bis an den Rand mit milchweißem Gischt gefüllt, kredenzt wurden, wie auf einem Bazar im asiatischen Rußland, wo alle Nationen untereinander plappern und maulen, gurren und schnurren, zwitschern und näseln, plärren und jodeln, brummen und rasaunen, so schwirrte in betäubendem Gemurmel, Gesurre und Brausen in den höchsten Fisteltönen bis herab zum tiefsten, dreimalgestrichenen C der menschlichen Brust das Gespräch um die Tafel.

---

## Das Urtheil der Welt.

Aber der größte Theil der Conversation am andern Ende des Tisches galt Präsidents Ida. Dort gingen die zahnlosen Mäulchen der Tanten und Mütter wie oberschlächtige Mühlen, und die Posaunenseraphgesichter der Töchter nickten ihren Consens aus den kleinen Kalmuckenäugelein. Wie hatte doch das Mädchen vor Gott gesündigt und gefrevelt dadurch, daß es so wunderhübsch geworden war! Wäre sie zurückgekommen wie eine wilde Hummel oder wie so manche, die man als Gagack in die Residenz schickt, um sie Bildung und Blumenmachen lernen zu lassen, und die als Gagack wiederkehrt, da hätte es geheißen: „An der ist Hopfen und Malz verloren, mich dauern nur die Eltern.“ Jetzt, wo sie mit ihrem Tannenwuchs,

mit ihrer unnachahmlichen Grazie bescheiden und doch so voll erhabener Würde hereintrat, das strahlende Diadem in den geschmackvoll geordneten Ringellocken und Löckchen, im feuersprühenden Auge Geist und Liebe, verschmolzen mit schuldloser, anspruchloser Natürlichkeit, die Wangen von Gesundheit geröthet, in den feinen Grübchen den kleinen, kleinen Schelm, den Mund so würzig, so kußlich, die aphroditische Schwanenbrust mit dem fürstlichen Schmuck, mit dem Pariser Hofkleid umschlossen — Nein! das Mädchen durfte nicht schön, durfte nicht unschuldig und tugendhaft sein — „Ha, ha, ha, Frau Oberforstmeisterin!“ lachte die Kammerdirektorin, ohne darauf zu achten, daß sie die acht unschuldigen Ohren ihrer erwachsenen Töchterlein beleidigen könnte — „tugendhaft? Wir kennen die Residenztugend noch aus unserer Zeit! Da müßten sich die Steine umgekehrt haben, die Gardeublanenrittmeister müßten ihre engschließende Uniform ausgezogen und die Herren Archidiakonen und Superintendenten um ihr ehrbares Costüm ersucht haben, müßten in schwarzen Mäntelein, weißen Bessichen, kurzen Höschen und seidenen Wädchen, die Bibel unter dem Arm, einhergehen, wenn man bei siebzehnjährigen Mädchen Tugend finden sollte in Sodom!“

„Wahrhaftig, Sie haben Recht,“ schnatterte jene über die Tafel herüber, „und die gerühmte Schönheit? Ist Alles Lug und Trug, das kann man Alles dort ums liebe Geld haben; meinen Sie denn, diese Locken dort, diese Zöpfe seien ächt? Bewahre; man hat ja gesehen, was für Haar Mamsell Sausewind in die Residenz nahm; wo sind die gelben Zähne hingekommen? Meinen Sie etwa, ein so herrlicher Mund voll, wie jene hat, schiebe sich im sechzehnten, siebzehnten Jahre noch nach? Lauter Seehund, nichts als Seehund.“

„Ja, Frau Gevatterin,“ unterbrach eine Dritte, „und die handbreiten Brüsseler Kanten, der Amethystschmuck, mit welchem man meinen Thorweg pflastern könnte — von der Fürstin Romanow soll er sein! Ha, ha, ha, man hat auch seine Nachrichten; die Fürstin, Gott halte sie in Ehren, ist eine splendide Frau, auch reich, steinreich, gebe alles zu — aber so einem naseweisen Kind, das kaum hinter den Ohren trocken ist, dieses Diadem, diese Ohrenringe, dieses Collier, dieses Kreuz zu schenken — nein, dazu ist die Frau Fürstin Hoheit doch zu vernünftig. Haben Sie aber nie von ihrem Neffen, dem Prinzen Ferdinand gehört? Soll ein splendider, artiger Herr sein der Prinz, und wenn man nur gegen ihn gefällig ist, ist er es wohl auch wieder, ha, ha, ha —“

Und der ganze Cirkel lachte und stieß an auf den gefälligen splendiden Prinzen.

Nein wahrhaftig, es war nicht auszuhalten; ein schönes, engelreines Geschöpf, voll Milde, Sanftmuth und Mitleiden, so schonungslos zu verdammen! Emil hatte in einer Fenstervertiefung, wo er sich hingestellt hatte, um die Tafel zu übersehen, alles mit angehört; er hätte mögen der Frau Gevatter den einzigen Zahn, den sie noch hatte, mit welchem sie aber nichtsdestoweniger den Ruf einer jungen Dame tapfer benagte, ein wenig einschlagen; er rückte, nur um die giftigen Bemerkungen nicht zu hören, um ein Fenster weiter hinauf. Aber hier kam er vom Regen in die Traufe. Frau von Schuldenroff setzte dort ihrem Sohn, dem Dragonerlieutenant, weitläufig auseinander, daß er, um den gesunkenen Glanz ihres Hauses

wieder auf den Strumpf zu bringen, nothwendig eine gute, sehr gute Partie machen müsse, und dazu sei die Ida ganz wie gemacht.

Dem jungen Schuldereff, der neben dem gesunkenen Glanz seines Hauses bei Juden und Christen einige tausend Thälerchen mehr Schulden hatte, als sein Gageabzug auf siebzig Jahre wahrscheinlicherweise aufwiegen konnte, schien mit dem Vorschlag ganz zufrieden, nur das Wie wollte ihm nicht recht einleuchten.

Aber die gnädige Mama wußte Rath. „Erstens: recht oft mit ihr getanzt, namentlich im Cotillon recht oft geholt. Das heißt Attention beweisen, das Mädchen wird dann mit Dir aufgezogen, sie wird aufmerksam auf Dich. Zweitens: morgens zehn Uhr im kurzen Galopp am Haus vorbei; dort verlierst Du, im Staunen über sie, die Reitpeitsche; Du voltigirst ja so gut, hältst also nicht an, sondern herab vom Gaul, Peitsche ergriffen, wieder hinauf, einen Feuerblick dem Fräulein zugeworfen, und davon im gestreckten Galopp. Wenn nun ihr Herzchen aus Angst für Dich einmal schneller pulsirt, dann hast Du sie schon im Sack. Drittens: in einer schönen Nacht mit der ganzen Regimentsmusik vor's Haus; einige muthige Stücke, einige zärtliche Arien aufgespielt, und sie kommt hinter die Jalousien, darauf wette ich meinen ganzen Schmuck, der jetzt zufällig bei Levi ist. Einige Kameraden thun Dir schon den Gefallen und geben mit; sie rufen: „Schuldereff! Schuldereff! wo steckst Du denn? ach siehe, der arme Junge weint.'" „Ach, laßt mich, tapfere Kameraden,'" antwortest Du, „mir ist so weh und so wohl in ihrer Nähe.'" So kommt es in allen Ritterbüchern, wo der Adel noch allein liebte, und die dummen Bürgerlichen noch kein Geld hatten."

„Auf Ehre, Madame, Sie haben Recht," antwortete der Lieutenant und wichste sich den Schnurrbart; „sehen Sie, dann kann ich auch so angr —"

Emil wurde, er wußte nicht warum, ganz bange um's Herz, als er den Eroberungsplan des Wildfangs hörte; er rückte um einige Fenster weiter hinauf und war dort dem Gegenstande nahe, den die Schmähsucht der Weiber zu zerreißen, den der Eroberungsgeist Schulderoffs zu gewinnen suchte.

Obenan saß der Präsident; die feierliche Geschäftsmiene war zu Hause geblieben; er hatte den freundlichen, gefälligen Gesellschaftsmenschen angezogen und tafelte, zum großen Trost der jüngern Glieder seines Kollegiums, wie ein Junger.

Das behagliche runde Gesicht durchblitzte oft schnell, wie ein Gedanke, ein satirisches Lächeln, wenn er und der Hofrath Ida zum süßen, brüsselnden Schaumwein nöthigten.

Es war nicht möglich, etwas Liebreizenderes zu sehen, als das Mädchen, eine ewig junge Hebe zwischen den alten, fröhlichen Herren. Es war jetzt ganz das wöhlige, muthwillige Kind, wie vor drei Jahren, wenn es dem Papa oder dem alten Hagestolz Berner auf dem Schooße saß; Madeirasekt und Xeres hatten ihr, weil Berner keinen der schweren Weine über die Purpurbarrièren ihrer Lippen gelassen hatte, alles Blut in die Wangen getrieben; es zischte und gischte in ihren Adern so warm und so wohlthuend, daß das Auge von Lust und Liebe strahlte, und die rosige Tiefe des Schel-

mengrübchens alle Augenblicke sich zeigte. Der Champagner, den sie auf den Trimadeira setzte, war auch nicht aus seinen Kreidebergen geholt worden, um ein fröhlichglühendes Engelsköpfchen abzukühlen und einen in ewig wechselnder Wonne, Fluth und Ebbe wogenden Busen zur Ruhe zu bringen. Wußte sie doch selbst nicht, was sie so fröhlich machte! Die Rückkehr in's Vaterhaus allein war es nicht, auch nicht, daß die Blicke der jungen Freilinger Stadtkinder alle auf sie flogen, es war noch etwas Anderes; war es nicht ein bleiches, wunderschönes Gesicht, das sich immer wieder ihrer Phantasie aufdrängte, das sie wehmüthig durch Thränen anlächelte? Warum mußte er aber auch geben, gerade als man zur Tafel ging, wo sie ihn hätte sehen und sprechen können. —

„Ei, Kind!" sagte der Präsident und weckte sie aus ihren Träumen, „da sitzest Du schon eine geschlagene Glockenviertelstunde, starrst auf den Teller hin, als lesest Du in der Johannisbeermarmelade so gut als im Kaffeesatz Deine Zukunft, und lächelst dabei, als machten Dir alle ledigen Herren, unsern Hofrath mit eingeschlossen, ihr Compliment!"

Die Gluthröthe stieg ihr in's Gesicht, sie nahm sich zusammen und mußte doch wieder heimlich lächeln über den guten Papa, der auch kein Spürchen von ihren Gedanken haben konnte. Aber als vollends der Hofrath ihr von der andern Seite zuflüsterte: „der alte Herr hat fehlgeschossen, wir alle könnten uns den Rücken lahm complimentiren und die Kniee wund liegen, mein stolzes Trotzköpfchen gönnte keinem einen halben Blick oder ein Viertelchen von dem Engelslächeln, das hier in den Teller ging. Aber da darf nur ein so interessanter Fremder in einem Landauer weinen, so ein Signor Bleichwangioso —"

„Ach, wie garstig, Berner! an den habe ich gar nicht mehr gedacht!" rief sie, ärgerlich, daß der Kluge ins Schwarze geschossen haben sollte. Jener aber wischte seine Brille ab, schaute auf Ida's silbernen Teller und deutete lachend auf den Rand —

„Gar nicht mehr an ihn gedacht? Welcher Graveur hat denn da gekritzelt, Fräulein Lügenhausen? He!"

Nun, da hatte sich das Mädchen wieder vergaloppirt, hatte, ohne daß sie es im Geringsten wußte, unter ihrer Gedankenreihe das Dessertmesser in die Hand bekommen, auf dem Teller herumgekritzelt, und da stand mit hübschen, deutlichen Buchstaben: Emil v. Mart. —

„Nein, wie einem doch der Zufall bei bösen Leuten Streiche spielen kann!" replicirte sie mit der unverschämtesten Unbefangenheit, kratzte, indem sie sich selbst über ihre furchtbare Kunst, zu verbrehen, wunderte, in aller Geschwindigkeit ein Schnirkelchen hin, wies dem kurzsichtigen Hofrath den Teller und sagte: „Sehen Sie? da war irgend eine reisende Prinzessin hier, welcher man auf Silber servirte, und um den merkwürdigen Tag ihrer Anwesenheit zu verewigen, schrieb sie die paar Worte hieher: Emilie v. Mart., heißt offenbar: Emilie, am fünften März."

„Gott im Himmel, was hättest Du für einen Rechtsconsulenten und Rabulisten gegeben!" antwortete Berner und setzte vor Schrecken den frischeingeschenkten Kelch, den er schon halbwegs gehabt, wieder nieder. „Habe ich nicht gesehen, wie Du das Ding kritzeltest, und jetzt thäte es Noth, ich deprecirte den falschen Verdacht?" Doch Engelsköpfchen Ida sah ihm so

bittend ins Auge, daß er unwillkürlich wieder gut wurde; in den süßesten Schmeichelkönen bat sie ihm die Unart ab, versprach, sich nie mehr aufs Läugnen zu legen, wenn er gelobe, dem Papa nichts zu sagen, der sie wenigstens acht Tage lang mit ihrer Silberschrift necken würde. Er gelobte, mahnte aber, jetzt sich zum Cotillon zu rüsten. „Nur noch ein Viertelstündchen!“ bat Ida, weil sie dem widerwärtigen Kreissekretär habe zusagen müssen. Aber das Sträuben half nichts; die Hörner erklangen im Tanzsaal, und die Tafel rüstete sich aufzubrechen. Da stand der Präsident auf; „noch einen Kelch, meine Damen!“ rief er über die Tafel hin, „noch einen ächten Toast aus den guten alten Zeiten: die Gläser hoch — der Liebe und der Freude!“ Die Trompeten schmetterten ihren Freudenruf unter den Jubel, aber mitten durch das Geschmetter, durch das donnerähnliche Wirbeln der Pauken, mitten in dem schrankenlosen Halloh der bechampagnerten Gäste war es Ida, als hörte sie hinter sich tief seufzen, und als sie, von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, sich schnell umsah, begegnete sie Emils Auge, der wehmüthig, thränenschwer in das Gewühl der Freude schaute. Alles Blut jagte die Ueberraschung dem Mädchen aus den Wangen, es hatte keinen Athem mehr, und doch konnte es um keinen Preis ihr Auge wieder von ihm abwenden. Doch ehe sie noch ihrer Verlegenheit Meister werden konnte, gerade als sie der schöne junge Mann anreden zu wollen schien, riß ihn das Gedränge der Aufstehenden aus ihrer Nähe, der Kreissekretär kam mit seinem widrigen, sauersüßen Gesicht, schätzte sich glücklich, den Cotillon errungen zu haben, und führte seine Tänzerin im Triumph durch die dichten Reihen seiner Neider. Sie aber folgte ihm, noch immer über diese Erscheinung, über die Gewalt dieser dunkeln Flammensterne sinnend. „Wahrhaftig!“ sagte sie zu sich. „Der Hofrath hat doch Recht, es muß Menschen geben, die Häkchen im Auge haben, von welchen man sich gar nicht losreißen kann, und dieser muß einen von den großen Angelhaken haben.“

## Der Cotillon.

In rauschenden Tönen klangen die Hörner und Trompeten durch den Saal, in verschlungenen Gruppen, bald suchend, bald fliehend, hüpften die Paare den fröhlichen Reigen, und Ida's liebliche Gestalt tauchte auf und nieder in der Menge der Tanzenden wie eine Nixe, die neckend bald dem Auge sich zeigt, bald in den Fluthen verschwindet. Oft wenn der Augenblick es gestattete, wagte sie einen Viertelsseitenblick über den Saal hinüber nach ihm, zu welchem ein unerklärbares Etwas sich noch immer hinzog, und wenn die Flöten leiser flüsterten, wenn die weichen, gehaltenen Töne der Hörner süßes Sehnen erweckten, da glaubte sie zu fühlen, daß diese Töne auch in seiner Brust wiederklingen müssen. In glänzender Kette schwebten jetzt die Mädchen in der Runde, bis die Reihe sich löste,

und sie den Saal durchschwärmten, um selbst sich Tänzer zu suchen. Emil stand wieder an seine Säule gelehnt. Kaum den Boden berührend, schwebte eine zarte Gestalt, auf dem Amorettengesichtchen ein holdes verschämtes Lächeln, auf ihn zu — es war Ida. Lächelnd neigte sie sich, zum Tanze ihn einzuladen; er schien freudig überrascht, eine flüchtige Röthe ging über sein bleiches Gesicht, als er das holde Engelskind umschlang und mit ihr durch den Saal flog.

Aber ängstlich war es Ida in seinen Armen; kalt war die Hand, die in der ihrigen ruhte; schaurige Kälte fühlte sie aus des Fremden Arm, der ihre Hüfte umschlang, in sie eindringen; scheu suchte ihr Auge den Boden, denn sie fürchtete, seinem Flammenblicke zu begegnen; jetzt erst fiel ihr auch ein, daß es sich doch nicht so recht schicke, den ganz fremden Menschen, der ihr von Niemand noch vorgestellt war, zuerst zum Tanze aufgefordert zu haben.

Aber ein freudiges Geflüster des Beifalls begleitete sie durch die Reihen; bedeutender schien des Fremden edles Gesicht, von der Bewegung des Tanzes leicht geröthet, bedeutender schien seine edle Gestalt, sein hoher, königlicher Anstand, und dem schönen Mann gegenüber erschien auch Ida in noch vollerem Glanz der Schönheit. Mit dankendem Blicke schied er, als er sie an den Platz zurückführte; wie viel stiller Gram, wie viel Wehmuth lag in diesem langen Blick; ja, wenn sie sich den Ausdruck seines Auges noch einmal zurückrief, wie viel Dank lag darin, wie viel Lie —

Sie drückte geschwind die Augen zu, um nur den Gedanken zu entgehen, die sie unabläßig verfolgten, sie tanzte rascher und eifriger, nur um sich durch den raschen Wirbel zu zerstreuen; aber da wisperte von der einen Seite der Xeres, von der andern kicherte der Champagner ihr ins Ohr: er liebt dich, du bist es ja, nach welcher er immer sieht, wegen dir ist er noch einmal auf den Ball gekommen. Der Cotillon hatte jetzt seine glänzendste Höhe erreicht; eine Tour, die in Freilingen noch nie getanzt worden, sollte eingeschoben werden. Die Dame, welche die Reihe traf, setzte sich, von ihrem Tänzer geführt, auf einen in die Mitte des Kreises gestellten Sessel; mit einem seidenen Tuch wurden ihr die Augen verbunden und dann Tänzer jeglicher Gattung zur blinden Wahl vorgeführt. Die Ausgeschlagenen stellten sich als Gefangene und besiegt hinter den Stuhl, der Erwählte flog mit der von der Binde erlösten Tänzerin durch den Saal. Die Tour an sich war gerade nicht so kühn erfunden, um durch sich selbst sehr bedeutungsvoll zu werden; sie ward es aber dadurch, daß der Vortänzer, ein gerade von Reisen zurückgekommener Herr aus Freilingen, behauptete, in Wien werde diese Tour für sehr verhängnißvoll gehalten, denn es gelte dort bei dieser blinden Wahl das Sprüchwort: „Der Zug des Herzens sei des Schicksals Stimme," und mehr denn hundertmal habe er den Spruch bei dieser Tour eintreffen sehen. Die Freilinger Schönen machten zwar Spaß daraus und behaupteten, die Wiener Damen werden unter dem Tuch hervorgesehen haben, doch mochten sie abergläubisch genug sein und wünschen, des Schicksals Stimme möchte dem Zug ihres Herzens nachgeben und ihnen den schönen Major oder den Jagdjunker mit dem Stutzbärtchen oder einen dergleichen vor die blinden Augen führen.

Auch an Ida kam jetzt die Reihe, sich niederzusetzen; der sauersüße Kreissekretär führte sie zum Stuhl, fragte mit schalthaft sein sollendem Lächeln, das aber sein Gesicht zur scheußlichen Fratze verzog, ob er den Herrn Hofrath Berner bringen solle? band ihr das Tuch vor die Augen, und in wenigen Augenblicken standen schon drei arme Unglückliche, von der spröden, blinden Mamsell Amor Justitia verschmäht, hinter dem Stuhl. Es war ihr wohl auch der Gedanke an Martiniz durch das Köpfchen gezogen; aber sie hatte sich selbst recht tüchtig ausgescholten und vorgenommen, ihr Herzchen möge sich ziehen, wie es wolle, das Schicksal möge noch so gebietend rufen, sie lasse drei ablaufen und den vierten wolle sie endlich nehmen.

„Numero vier! gnädiges Fräulein!" meckerte der Kreissekretär. Sie ließ die Binde lösen, sie schlug die Augen auf und sank in Emils Arme, der sie im schmetternden Wirbel der Trompeten, im Jubelruf der Hörner im Saal umherschwenkte, die Sinne wollten ihr vergehen, sie hatte keinen deutlichen Gedanken, als das immer wiederkehrende: „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme." Ach! so hätte sie durch das Leben tanzen mögen; ihr war so wohl, so leicht; wie auf den Flügeln der Frühlingslüfte schwebte sie in seinem Arme hin, sie zitterte am ganzen Körper; ihr Busen hob sich in fieberhaften Pulsen, sie mußte ihn ansehen, es mochte kosten was es wollte, sie hob das schmachtende Gesichtchen, ein süßer Blick der beiden Liebessterne traf den Mann, der ihr in wenigen Stunden so werth geworden war; das edle Gesicht lag offen vor ihr, wenige Zoll breit Auge von Auge, Mund von Mund, ach, wie unendlich hübsch kam er ihr vor, wie fein alle seine Züge, wie schmelzend sein Auge, sein Lächeln, sie hätte mögen die paar Zöllchen breite Kluft durchfliegen, ihn zu lieben, zu kü —

Klatsch, klatsch, mahnten die ungeduldigen Herren, indem sie die glacirten Handschuhe zusammenschlugen, daß die zarten Nähte sprangen; will denn dies Paar ewig tanzen? Ach ihr Kurzsichtigen, wenn ihr wüßtet, wie viel namenlose Seligkeit in einer solchen kurzen Minute liegt, wie die Pforte des Lebens sich öffnet, wie die Seele hinter die durchsichtige Haut des Auges heraufsteigt, um hinüberzufliegen zu der Schwesterseele — wahrlich, ihr würdet diesen Moment des süßesten Verständnisses nicht durch euer Klatschen verscheuchen.

Der Ball war zu Ende; der Hofrath nahte, Ida den Shawl anzulegen und das wärmende Mäntelchen umzuwerfen, er nahm dann ihren Arm, um sie zur Abkühlung noch ein wenig durch den Saal zu führen. „Sie haben mit ihm getanzt, Töchterchen?" — „Ja," antwortete sie, „und wie der tanzt, können Sie sich gar nicht denken; so angenehm, so leicht, so schwebend!" — „Idchen, Jochen!" warnte der Hofrath lächelnd, „was werden unsere jungen Herren dazu sagen, wenn Sie sie über einem Landfremden so ganz und gar vergessen?" — „Nun, die können sich wenigstens über das Vergessen nicht beklagen, denn ich habe nie an sie gedacht! Aber sagen Sie selbst, Hofrath, ist er nicht ganz, was man interessant nennt?" — „Ihnen wenigstens scheint er es zu sein," antwortete der neckische Alte. — „Nein, spassen Sie jetzt nicht, ist nicht etwas wunderbar Anziehendes an dem Menschen, etwas, das man nicht recht erklären kann?" — Der

Hofrath schwieg nachdenklich. „Wahrhaftig, Sie können Recht haben Mädchen," sagte er, „habe ich doch den ganzen Abend darüber nachgesonnen, warum ich diesen Menschen gar nicht aus dem Sinne bringen kann."

„Aber noch Etwas," fiel Ida ein, „wissen Sie nicht, wo er so plötzlich mit dem alten Diener hinging?" — „Das ist es eben!" sagte jener. „eine ganz eigene Geschichte mit dem Grafen da; kommt auf den Ball, tanzt nicht, geht fort, bleibt über eine Stunde aus, kommt wieder; und wo blieb er? Wo meinen Sie wohl? Er war im Münster!!"

„Jetzt eben in dieser Nacht?" fragte Ida erschrocken und an allen Gliedern zitternd. „Heute Nacht, auf Ehre! Ich weiß es gewiß; aber reinen Mund gehalten, Gold-Idchen, morgen komme ich dem Ding auf die Spur."

Der Wagen war vorgefahren; der Präsident kam in einer Weinlaune: „Hofräthchen," rief er, „wenn Du nicht anderthalbmal ihr Vater sein könntest, wollte ich Dir Ida kuppeln!"

„Hätte ich das doch vor dem Ball gewußt," jammerte der Hofrath, „aber da gab es allerlei interessante Leute u. s. w." Erröthend sprang Ida in den Wagen, auf den losen Hofrath scheltend, und umsonst gab sich Papa auf dem Heimweg Mühe, zu erfahren, was jener gemeint habe. Trotzköpfchen hätte mögen laut lachen über die Bitten des alten Herrn; es biß die scharfen Perlenzähne in die Purpurlippen, daß auch kein Wörtchen heraus konnte.

Nicht mehr so fröhlich als in früheren Tagen und dennoch glücklicher legte Ida das Lockenköpfchen auf die weichen Kissen. Es war ihr so bange, so warm; mit einem Ruck war der seidene Plumeau am Fußende des Bettes, und auch die dünne Seidenhülle, die jetzt noch übrig war, mußte immer weiter hinabgeschoben werden, daß die wogende, entfesselte Schwanenbrust Luft bekam.

Aber wie, ein Geräusch von der Thüre her? Die Thüre geht auf, im matten Schimmer des Nachtlichtes erkennt sie Martiniz blendendes Gesicht; sein dunkles, wehmüthiges Auge fesselt sie so, daß sie kein Glied zu rühren vermag, sie kann die Decke nicht weiter heraufziehen, sie kann den Marmorbusen nicht vor seinem Feuerblick verhüllen, sie will zürnen über den sonderbaren Besuch, aber die Stimme versagt ihr. Aufgelöst in jungfräuliche Scham und Sehnsucht, drückt sie die Augen zu; er naht, weiche Flötentöne erwachen und wogen um ihr Ohr, er kniet nieder an ihrem bräutlichen Lager, „der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme," flüstert er in ihr Ohr, er beugt das gramvolle, wehmü-

thige Gesicht über sie bin, heiße Thränen stürzen aus seinen glühenden Augen herab auf ihre glühenden Wangen, er wölbt den würzigen Mund — er will sie kü —

Sie erwachte, sie fühlte, daß ihre eigenen heftigströmenden Thränen sie aus dem schönen Traume erweckt hatten.

---

## Die Beichte.

Am andern Morgen sehr frühe stand der Hofrath schon vor des Präsidenten Haus und zog die Glocke. Er mußte ja sein holdes Idchen fragen, wie es zum ersten Mal wieder in Freilingen geschlafen habe. Nebenbei hatte er noch so viel zu fragen, so viel mitzutheilen, daß er nicht wußte, wo ihm der Kopf stand. Nur so viel war ihm klar, als er den hellpolirten Handgriff der Glocke in der Hand hielt, daß er um keinen Preis von dem interessanten Herrn von gestern zuerst sprechen werde; sie soll mir daran, sagte er, sie soll mir beichten; er that sich auf seinen Witz nicht wenig zu gut und lächelte noch still vor sich hin, als er die breite Treppe hinanstieg.

Der Präsident sei schon in die Session gefahren, gaben ihm die Bedienten auf seine Anfrage zur Antwort, aber das gnädige Fräulein nehme ihn vielleicht an, obwohl ihre Toilette noch nicht fertig sei.

Man meldete ihn, er wurde sogleich vorgelassen. In ihrem kleinen, aufs Geschmackvollste dekorirten Boudoir saß Ida auf einer Estrade am Fenster, das Lockenköpfchen in die Hand gestützt. War es doch, als sei das Mädchen in dieser Nacht noch tausendmal schöner geworden! Der Hofrath bekam ordentlich Ehrfurcht vor ihrer Schönheit; es lag so viel Schmachtendes in ihrem Auge, so viel ernste Sanftmuth auf dem lieben Gesichtchen, das ihn begrüßte, daß er gar nicht wußte, woher dies Alles das Wunderkind gestohlen hatte.

Er sagte ihr auch, wie schön er sie finde, sie aber lachte ihm geradezu ins Gesicht; sie finde, daß sie weit bleicher aussehe, als sonst, der Ball könne eines Theils daran schuld sein, sagte sie; dazu komme, daß sie heute Nacht so dumm geträumt habe und alle Augenblicke aufgewacht sei. Sie wollte bei dieser Behauptung recht ernst aussehen, aber das kleine Schelmchen flog ihr doch beinahe unmerklich um den Mund, als wüßte es, was dem hübschen Engelskind geträumt habe.

Der Hofrath sprach vom gestrigen Ball, von Herren und Damen, von allen möglichen Schönen, aber er hätte sich lieber die Zunge abgebissen,

ehe er von Martiniz zuerst angefangen hätte, obgleich er wohl sah, daß Ida darauf warte.

Er sah sich daher, als alle Tänze und Touren bekrittelt waren, und das Gespräch zu stocken drohte, im Zimmer um. „Nein," sagte er, „wie wunderschön Ihnen Papa das Boudoir da dekoriren ließ, die broncirte Lampe am gewölbten Plafond, die freundliche Tapete! Wie werden sich Ihre Besucher erfreuen, wenn man sich nicht mehr um den Rang auf dem Sopha streiten darf, denn jener von hellbraunem Casimir, der sich an drei Wänden hinzieht, den eleganten Theetisch von Cedernholz in der Mitte, kann ja eine ganze Legion von Dämchen in sich aufnehmen. Der französische Kamin mit dem deckenhohen Spiegel scheint aber nicht sehr warm geben zu wollen, doch Hoffart muß schon auch ein wenig Schmerz leiden. Die geschmackvolle Etagère dort haben Sie gewiß selbst erst aus der Residenz geschickt, denn hier wüßte ich Niemand, der solche Arbeit lieferte."

Das ging ja dem alten Herrn aus dem Mund wie Wasser; schade nur, daß er den tauben Wänden predigte, denn Ida schaute stillverklärt durch die Scheiben und hatte weder Augen noch Ohren für ihren alten Freund; dieser sah sich um, sah das Hinstarren des Mädchens, folgte ihrem Auge und — drüben in der ersten Etage des ehrsamen Gasthofes zum goldenen Mond hatten sich die roth und weißen Gardinen aufgethan, und im geöffneten Fenster stand — nein, er machte es gerade zu, als der Hofrath hinsah, und ließ die Gardine wieder herab; das selige Kind drehte jetzt das Köpfchen, und ihr Blick begegnete dem lauernden Auge des Hofraths. Die Flammenröthe schlug ihr in's Gesicht, als sie sich so verrathen sah, aber dennoch sagte Trotzköpfchen kein Wort, sondern arbeitete eifrig an einer Centifolie; nun, dachte der Alte, wenn du es durchaus nicht anders haben willst, auf den Zahn muß ich dir einmal fühlen, also sei's.

„Sie haben brave Nachbarschaft, Ida," sagte er, „da können Sie Ihre astronomischen Beobachtungen nach den Gluthsternen des Herrn von Martiniz recht commod anstellen; ich habe zu Haus einen guten Dollond, er steht zu Diensten, wenn Sie etwa —"

„Wie Sie nur so bös sein können, Berner!" klagte das verschämte Mädchen, „wahrhaftig, ich habe bis auf diesen Augenblick gar nicht gewußt, daß er nur im Mond logirt, und daß ich gestern diesen Mann schon wegen seines Aeußeren gehaltvoller gefunden habe, als unsere jungen Herren hier, um die ich nun einmal kein Flöckchen Seide gebe, ist das denn ein so schweres Verbrechen, daß man es noch am andern Tage büßen muß? Ist es denn so arg, wenn man Mitleiden hat mit einem Menschen, der so unglücklich scheint?"

„Nun, da bringen Sie mich just auf den rechten Punkt," sagte der Hofrath. „Daß der junge Herr im Mond drüben gestern Nacht in der Münsterkirche war, habe ich Ihnen gesagt; aber was er dort that, das wissen Sie nicht, und was bekomme ich, wenn ich es sage?"

„Nun, was wird er viel dort gethan haben?" antwortete Ida, vergeblich bemüht, ihre Neugierde zu bekämpfen; „er hat sich wahrscheinlich die Kirche zeigen lassen, wie die Fremden auf der Durchreise immer thun."

„Durchreise? Als ob ich nicht wüßte, daß Herr von Martiniz die drei Zimmer Ihnen gegenüber auf vier Wochen gemiethet hat —"

„Auf vier Wochen?“ rief Ida freudig aus, erschrack aber im nämlichen Augenblick über die laute Aeußerung ihrer Freude; „vier Wochen?“ setzte sie gefaßter hinzu, „wie freut mich das für die gute Mondwirthin! sie muß immer Schelte hören von ihrem Mann, daß ihre Table d'hôte nicht so gut sei, wie im Hôtel de Saxe, und kein Mensch bleibe recht lange; da hat sie nun doch einen Beweis für sich.“

„Die arme Mondwirthin,“ spottete der Hofrath, „die gute Seele! muß sie jetzt auch noch zur Entschuldigung dienen, wenn man seine Freude nicht recht verbergen kann! Und, um aufs Vorige zurückzukommen, Sie glauben also, der Mann im Monde da drüben habe sich als durchreisender Fremder unser Münster zeigen lassen und dazu die glückliche Stunde Nachts von zwölf bis ein Uhr gewählt, habe den Küster mit seiner Laterne Alles beleuchten lassen, nur um die Finsterniß desto deutlicher zu sehen?“

Der kleine Schalk lachte verstohlen auf seine Arbeit hin und ließ den Hofrath immer fortfahren —

„Heute in aller Früh war ich beim Küster, dem ich vor Zeiten einmal einen Prozeß geführt und ein Kind aus der Taufe gehoben hatte; gewiß, ohne diese Empfehlung wäre ich bei dem Alten nicht durchgedrungen. „‚Gevatter!‘“ sagte ich zu ihm, „‚Er kann mir wohl sagen, was der Fremde, der Ihn gestern Nacht noch besuchte, im Münster gethan hat.‘“ Der Mann wollte im Anfang von gar nichts wissen; ich rief aber meinen alten Balthasar, Sie kennen ihn ja, wie geschickt er ist, Alles aufzuspüren, diesen rief ich her und confrontirte beide; der Balthasar hatte den Bedienten des Fremden in des Küsters Haus gehen und beide bald darauf mit dem Fremden im Münster verschwinden sehen. Er gab dies zu, bat mich aber, nicht weiter in ihn zu dringen, weil es ein furchtbares Geheimniß sei, das er nicht verrathen dürfe. So neugierig ich war, stellte ich mich doch ganz ruhig, bedauerte, daß er nichts sagen dürfe, weil es ihm sonst eine Bouteille Alten (seine schwache Seite) eingetragen hätte, da gab er nach und erzählte —“

„Nun, fahren Sie fort,“ sagte Ida ungeduldig, „Sie wissen von früher her, daß ich für mein Leben gerne Geschichten höre, namentlich geheimnißvolle, die bei Nacht in einer Kirche spielen.“

„So, so? man hört gerne Geschichten von interessanten geheimnißvollen Leuten? Nun ja, hören Sie weiter! Der Küster, der für seine Mühe einen harten Thaler bekam, führte gestern Nacht einen Herrn, der bleich wie der Tod, aber so vornehm wie ein Prinz ausgesehen haben soll, in das Münster. Dort habe sich der Fremde auf die Altarstufen gesetzt und in voller Herzensangst gebetet. Dann sei ein Sturm gekommen, wie er fast noch nie einen gehört; er habe an den Fenstern gerüttelt und geschüttelt und die Scheiben in die Kirche hereingeschlagen, der Herr aber habe wunderliche Reden geführt, als reite der Teufel draußen um die Kirche und wolle ihn holen.

„Der Küster glaubt auch daran, wie ans Evangelium, und weint wie ein Kind um den bleichen jungen Mann, der schon so früh in die Hölle fahren solle. Dabei verspricht er aber ganz getrost, wenn der Herr alle Nacht bei ihm einkehre und sich in den Schutz seines Münsters begebe, solle ihm vom Bösen kein Haar gekrümmt werden. Sehen Sie, das ist die Geschichte, da werde jetzt einer klug daraus! was halten Sie davon?“

In ängstlicher Spannung hatte Ida zugehört; in hellem Wasser schwammen ihr die großen blauen Augen, die volle schöne Schwanenbrust hob sich unter der durchsichtigen Chemisette, als wolle sie einen Berg von sich abwälzen, die Stimme versagte ihr, sie konnte nicht gleich antworten.

„O Gott!“ rief sie, „was ich geahnt, scheint wahr zu sein, der arme Mensch ist gewiß wahnsinnig, denn an die thörichte Conjectur des Küsters werden Sie doch nicht glauben?“

„Nein, gewiß glaube ich an solche Thorheiten nicht, aber auch, was Sie sagen, scheint mir unwahrscheinlich; sein Auge ist nicht das eines Irren, sein Betragen ist geordnet, artig, wenn auch verschlossen.“

„Aber haben Sie nicht bemerkt,“ unterbrach ihn Ida, „nicht bemerkt, wie unruhig er wurde, wie sein Auge rollte, als es elf Uhr schlug? Gewiß hat es eine ganz eigene Bewandtniß mit dieser Stunde, und irgend eine Gewissenslast treibt ihn wohl um diese Zeit, Schutz in dem Heiligthum zu suchen, das Jedem, der mühselig und beladen kommt, offen steht.“

„Ihr Frauen habt in solchen Sachen oft einen ganz eigenen Takt,“ antwortete der Hofrath, „und sehet oft weiter als wir, doch will ich auch hier bald auf der Spur sein, denn mich peinigt alles, was ich nur halb weiß, und mein Ichchen weiß mir vielleicht auch Dank, wenn ich mit dem Herrn Nachbar Bleichwangioso aufs Reine komme; das greifen wir so an: der Mondwirth ist mein specieller Freund, weil ich gewöhnlich Abends mein Schöppchen bei ihm trinke und mir seit zehn Jahren das Essen bei ihm holen lasse. Ich speise nun die nächsten paar Tage an seiner Tafel, und er muß mein Couvert neben das seines bleichen Gastes setzen lassen; bekannt will ich bald mit ihm sein, und habe ich ihn nur einmal auf einem freundschaftlichen Fuß, so will ich den alten Diener auf's Korn fassen. Natürlich holt man weit aus und fällt nicht mit der Thüre in's Haus; aber ich habe schon mehr solche Käuze ausgeholt, es ist nicht der erste.“

---

## Das Dejeuné.

„Das ist herrlich,“ sagte Ida und streichelte ihm die Wangen, wie ehemals, wenn er ihr etwas geschenkt oder versprochen hatte. „Das machen Sie vortrefflich, zum Dank bekommen Sie aber auch etwas Extragutes, und jetzt gleich!“ Sie stand auf und ging hinaus; dem Hofrath pupperte das Herz vor Freude, als er das wunderherrliche Mädchen dahingehen sah; die zarten Füßchen schienen kaum den türkischen Fußteppich zu berühren, der einfache blendendweiße Battistüberrock verrieth in seinem leichten Faltenwurf das Ebenmaaß dieses herrlichen Gliederbaues, diese frische jugendliche Kräftigkeit! Er versank in Gedanken über das holde Geschöpf, das allen Lockungen der Residenz Trotz geboten, sich das jungfräuliche Herz frei bewahrt von Liebe, und jetzt, als sie in ihre kleine Vaterstadt zurückkommt,

am ersten Abend einen Mann findet, den sie — nein! sie konnte es nicht läugnen, es war ja offenbar, daß sie ihm mit der hohen Gluth der ersten jungfräulichen Liebe zugethan sei. Aber wie? durfte er, der gereifte Mann, diese Neigung, die doch wahrscheinlicherweise kein vernünftiges Ende nehmen konnte, durfte er sie unterstützen? Konnte nicht der landfremde, wie es schien, sogar gemüthskranke Mensch alle Augenblicke wieder in seinen Landauer sitzen und weiter fahren? Doch der Karren war jetzt schon verfahren. —

Ida trat ein, das Gesichtchen war hochgeröthet, sie trug einen silbernen Teller mit zwei Bechern, ein Kammermädchen folgte mit allerlei Backwerk. „Chocolade mit Kapwein abgerührt," sagte Ida lachelnd, indem sie ihm einen Becher präsentirte, „ich kenne den Geschmack meines Hofrathchens gar wohl, darum habe ich dieses Frühstück gewählt, und denken Sie, wie geschickt ich bei Madame la Truiniaire geworden bin, ich habe ihn ganz allein selbst gemacht, Gesicht und Arme glühen mir noch davon; versuchen Sie doch, er ist ganz delikat ausgefallen."

Sie lüftete, ohne sich vor dem alten Freund zu geniren, das leichte Ueberröckchen; eine himmlische Aussicht öffnete sich, der weiße Alabasterbusen schwamm auf und nieder, daß der Hofrath die alten Augen in seine Chocolade heftete, als solle er sie mit den Augen winken. „Hieher sollte einer unserer jungen Herren kommen," dachte er, „Kapweinchocolade in den Adern, ein solches Himmelskind mit dem offenen leichten Ueberröckchen vor sich — ob er nicht rein von Sinnen käme." Beinahe eben so großen Respekt als vor ihren entfesselten Reizen bekam er aber vor der Kochkunst des Mädchens. Die Chocolade war so fein, so würzig, das rechte Maß des Weines so gut beobachtet, daß er bei jedem Schlückchen zögerte, zu schlucken.

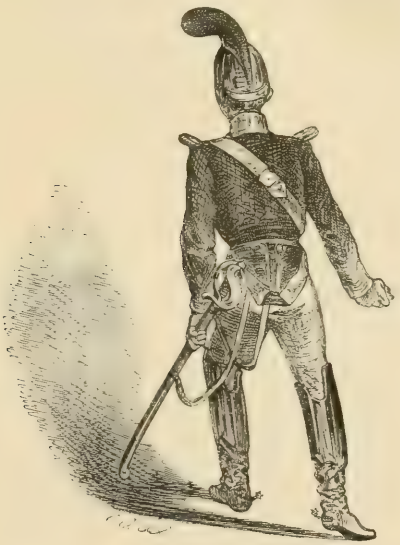
Jedoch aber schien ihre Chocolade ganz vergessen zu haben, denn ein neues Schauspiel bot sich ihren Augen dar. Der wohlbekannte Diener des Fremden führte ein Paar prachtvolle Pferde vor das Portal des goldenen Mondes. Sie selbst war so viel Reiterin, daß sie wohl beurtheilen konnte, daß besonders das eine Pferd, ein majestätischer Stumpfschwanz, Tigerschimmel, von unschätzbarem Werthe sei. Auch Berner, der in allen Sätteln gerecht war, stimmte bei und pries die einzelnen Schönheiten des Schimmels, besonders auch das elegante, geschmackvolle Reitzeug.

Ida wagte voll Erwartung kaum Athem zu holen; der Mondwirth, ein stattlicher Vierziger, trat gravitätisch aus dem Thorweg und becomplimentirte sich mit dem alten Diener um die Ehre, die Zügel des Tigerschimmels zu halten. Als aber dieser sich dieses Geschäft nicht nehmen ließ, hielt er den Steigbügel. Emil von Martiniz, in einem eleganten Morgenüberrock, trat jetzt aus der Halle, gefolgt von dem Oberkellner; er streichelte den schlanken Hals seines Schimmels und warf über ihn weg oft seine Blicke zu dem Fenster gegenüber, wo Ida neben dem Hofrath saß.

Indem tönte der Hufschlag eines in kurzem Galopp ansprengenden Pferdes die Straße herauf, es kam näher, es war der junge Dragoner-Freier, Lieutenant von Schuldereff. Er hatte die gute Uniform an und von einem seiner Kameraden eine prachtvolle Tigerdecke entlehnt, und langte jetzt in vollem Wichs vor des Präsidenten Haus an.

Nach Vorschrift der gnädigen Mama ließ er jetzt mit einem Blick auf

die Holdselige seine Reitpeitsche fallen; im Nu war der geübte Voltigeur herab von seinem Rappen; aber gerade, als er wieder aufspringen wollte, scheute sein Roß an denen, die vor dem goldenen Mond standen, machte einen Seitensprung und dann im Carrière davon, gerade auf einen Kirchplatz zu, wo viele Kinder, die gerade aus der Schule kamen, ihre unschuldigen Spiele trieben. Der Mondwirth, der bis jetzt noch immer den Bügel gehalten, flog rechts, der alte Diener links, und ventre à terre flog Martiniz mit Windeseile dem Rappen nach, überholte ihn noch drei Schritte vor einem Haufen Kinder, die keinen Ausweg mehr hatten und kläglich schrien, riß sein eigenes Roß herum, packte mit Riesenkraft den Ausreißer und brachte ihn zum Stehen. Alles dies war das Werk eines Augenblicks.



Der liebende Dragoner hinkte auf seinen Freiersfüßen dem Rappen nach, murmelte einige Flüche, die wie ein Dank lauten sollten, saß auf und jagte davon. Martiniz aber ritt, ohne auf den tausendstimmigen Beifall, der ihm von der Menge, die sich versammelt hatte, zugejubelt wurde, zu achten, zurück, grüßte ehrerbietig an des Präsidenten Haus hinauf und zog, gefolgt von dem alten Diener, auf seinem Morgenritt weiter.

Ida hatte in dem schrecklichen Moment das Fenster aufgerissen; sie hatte die Gefahr der armen Kleinen, hatte mit steigender Angst den gefährlichen Moment gesehen, wo Martiniz in gestreckter Carrière sein Pferd herumriß, auf die Gefahr hin, zu überstürzen; sie hätte mögen mit jener Menge

laut aufjauchzen und konnte sich nicht enthalten, als er vor ihrem Fenster vorbeikam, seinen Gruß so freundlich als möglich zu erwidern. Dieser Moment war entscheidend; in der Angst, die sie fühlte, ward sie sich bewußt, wie theuer ihr der Mann war, der dort hinflog. Das gepreßte Herz, die stürmisch wogende Brust rang nach einem Ausweg. Der Hofrath wollte seinen alten Sarkasmus wieder spielen lassen, aber er drängte ihn zurück, als ihn das Mädchen so bittend ansah, als sie seine Hand drückte, und die hellen, vollen Thränen aus den sanften Augen herabfielen. „Ich bin ein rechtes Kind, nicht wahr, Hofrath? aber über solche Scenen, ich kann nicht anders, muß ich unwillkürlich weinen. Lachen Sie nur nicht über mich, es würde mir gerade jetzt recht wehe thun."

„Gott bewahre mich, daß ich lache," entgegnete der Hofrath, „wenn eines im höchsten Fieberparoxismus ist, wie Sie, Goldkind, so lacht man gewöhnlich nicht." Er dankte ihr für ihre Chocolade, nahm Stock und Hut und ließ das Mädchen mit ihrem siebzehnjährigen, von dem Keim der ersten Liebe stürmisch bewegten, Herzchen allein.

---

## Der Brief.

Als Hofrath Berner nach Tisch wieder in des Präsidenten Haus kam, um ihn, da er ihn heute früh verfehlt hatte, zu besuchen, traf er Ida wieder so vergnügt und fröhlich wie immer. Das ewige Aprilwetter! dachte er, auch bei ihr bleibt es nicht aus; wenn wir morgens weinen, so darf man gewiß sein, daß uns auch der Abend noch traurig, oder doch ernst findet; aber das weint und lacht, klagt und tollt durcheinander, wie Heu und Stroh. Er setzte sich zum Präsidenten, der gewöhnlich vor dem Kaffee noch ein halbes Stündchen tischelte; gegenüber hatte er das liebe Aprilkind und nöthigte sie durch sein beredtes Mienenspiel, wodurch er sie an heute früh erinnerte, alle Augenblicke zum Lachen oder Rothwerden.

„Apropos! Sie kommen gerade recht, Berner," sagte der Präsident, „hätte ich doch beinahe das Beste vergessen. Sie können mir durch Ihre Umgänglichkeit und Gewandtheit, durch die viele freie Zeit, die Sie haben, einen sehr großen Gefallen thun. Ich bekam da heute vom Ministerialsekretär ein Briefchen, worin mir unter den größten Elogen der ganz sonderbare Auftrag wird, neben meinem Amt als Präsident auch noch den gehorsamen Diener anderer Leute zu spielen. Da haben Sie," fuhr er fort, indem er einen Brief mit dem großen Dienstsiegel hervorzog, „lesen Sie einmal vor, aber da, die Elogenstelle bleibt weg, ich kann das Ding für meinen Tod nicht leiden, wenn man einen so ins Gesicht hinein lobt."

Berner nahm den Brief, der, weil in solchen Fällen der Staatssekretär von Planken selbst schrieb, ein wenig schwer zu lesen war, und begann: — „Nächstdem wurde mir höheren Orts der Wink gegeben, daß, da ein

sicherer Graf von Martiniz den Kreis Ew. Excellenz bereisen werde, ihm aller mögliche Vorschub und Hülfe zu Theil werden soll. Besagter Herr von Martiniz wurde unserem Hofe durch den — schen Ministre plénipotentiaire auf's Angelegentlichste empfohlen. Er hat im Sinne, bei uns, aller Wahrscheinlichkeit nach in Ihrem Kreise, sich bedeutende Güter zu kaufen, ist ein Mensch, der seine drei Millionen Thaler hat und vielleicht noch mehr bekommt, und muß daher wo möglich im Lande gehalten werden. Ew. Excellenz können, wenn solches gelingen sollte, auf größern Dank höhern Orts rechnen, da, wie ich Ihnen als altem Freunde wohl anvertrauen darf, im Fall er sich im Lande ansiedelte und sein Vermögen hereinzöge, die Hand der Gräfin Aarstein Excellenz demselben nicht vorenthalten werden wird."

Im Anfang dieses Briefes war Ida bei dem Namen Martiniz hoch erröthet, denn sie begegnete dem Auge des Hofraths, der über den Brief hinweg zu ihr hinüber sah; als die Stelle von den drei Millionen kam, wurde die Freude schwächer; ein dreifacher Millionär war nicht für Ida's bescheidene Wünsche; als aber die Hand der Gräfin Aarstein nach ihrem sanften, liebewarmen Herzen griff, da wich alles Blut von den Wangen des zitternden Mädchens, sie senkte das Lockenköpfchen tief, und eine Thräne, die Niemand sah als Gott und ihr alter Freund, stahl sich aus den tiefsten Tiefen des gebrochenen Herzens in das verdunkelte Auge und fiel auf den Teller herab.

Sie kannte diese Gräfin Aarstein aus der Residenz her. Sie war die natürliche Tochter des Fürsten .....; von ihm mit ungetheilter Vorliebe erzogen, und mit einem ungeheuern Vermögen ausgestattet, lebte sie in der Residenz wie eine Fürstin. Sie war einmal einige Jahre verheirathet gewesen, aber ihre allzu vielseitige Menschenliebe hatte den Grafen Aarstein genöthigt, seine Person von ihr scheiden und ihr nur seinen Namen zurückzulassen. Seitdem lebte sie in der Residenz; sie galt dort in der großen Welt als Dame, die ihr Leben zu genießen wisse; wenn man aber nur eine Stufe niederer hinhorchte, so hörte man von der Gräfin, daß sie dieses angenehme Leben auf Kosten ihres Rufes führe, zehn Liebeshändel, zwanzig Prozesse auf einmal, Schulden so viel als Steine in ihrem Schmuck habe und Kokette sei, die sich nicht entblöde, mit dem Geringsten zu liebäugeln, wenn seine Formen ihr gefielen.

So war Gräfin Aarstein. Ein unabweislicher Widerwille hatte schon in der Residenz die reine jungfräuliche Ida von dieser üppigen Buhlerin zurückgeschreckt; so oft sie zu ihren glänzenden Soirées geladen war, wurde sie krank, um nur diese frivolen Augen, diese bis zur Nacktheit zur Schau gestellten Reize nicht zu sehen, und diese Frau, deren Geschäft ein ewiges Gurren und Lachen, Spotten und Persifliren war, sollte der ernste, unglückliche junge Mann mit dem rührenden Zuge von Wehmuth, dem gefühlvollen sprechenden Auge —

Berner hatte schweigend den Brief noch einmal überlesen und legte ihn dann mit einem mitleidigen Blick auf Ida zurück. „Nun, was sagen Sie zu dem sonderbaren Auftrag?" fragte der Präsident. „Wahr ist es, der Martiniz ist nach dieser Beschreibung ein Goldfisch, den man nicht hinauslassen darf, ja, ja, — man muß negociren, daß er in unserem Kreise

bleibt. Da könnte er zum Beispiel Woldringen kaufen; um zweimalhunderttausend Thälerchen ist Schloß, Gut, Wiesen, Feld, Fluß, See, Berg und Thal, alles, was man nur will, sein; und dieser Preis ist ein Pappenstiel. So, so, die Aarstein also? Nicht übel gekartet von den Herren. Sie soll enorme Schulden haben, die am Ende doch der Fürst übernehmen müßte, die bekommt der Herr Graf in den Kauf. Du kennst die Aarstein, Ida? Sahst Du sie oft?"

„Nie!" antwortete Ida unter den Löckchen hervor und sah noch immer nicht vom Teller auf.

„Nie?" fragte der Präsident gereizt. „Ich will nicht hoffen, daß die gnädige Gräfin meine Tochter nicht in ihren Cirkeln sehen wollte; hat sie Dich nie eingeladen, wurdest Du ihr nicht vorgestellt?"

„O ja," sagte Ida, „sie schickte wohl zwanzig Mal, ich kam aber nie dazu, hinzugehen."

„Was der T—! ich hätte geglaubt, Du wärest ein vernünftiges, gesittetes Mädchen geworden; wie kannst Du solche Sottisen begehen und die Einladungen einer Dame, die mit dem fürstlichen Hause so nahe liirt ist, refüsiren?"

„Man hat mich deßwegen bei Hof nicht weniger freundlich aufgenommen," antwortete Ida und hob das von Unmuth geröthete Gesichtchen empor; „man hat sich vielleicht gedacht, daß es der Ehre eines unbescholtenen Mädchens wohl anstehe, so fern als möglich von der Frau Gräfin zu bleiben."

„So sieht es dort aus?" fragte der Präsident kopfschüttelnd, „nun, nun! heutzutage setzt man sich, wenn man ein wenig Welt hat, darüber weg. Ich mag Dir hierüber nichts sagen, Ihr jungen Mädchen habt Eure eigenen Grundsätze; nur wäre es wegen den jetzigen Verhältnissen besser gewesen, Du hättest sie öfter gesehen; denn wenn sie sich hier in der Gegend ankaufen, kommen sie doch alle Jahre ein paar Mal nach Freilingen. Wir machen das erste Haus hier, Du sollst in Zukunft die Dame des Hauses vorstellen, wie kannst Du nun die Gräfin Martiniz empfangen, wenn Du in der Residenz sie so ganz negligirest?"

„Nun, Gräfin Martiniz ist sie ja noch nicht," meinte der Hofrath und lächelte dabei so geheimnißvoll, daß es sogar dem Präsidenten auffiel.

„Nun, Er spricht ja so sicher über diesen Punkt," sagte Dieser, „als kenne Er den Grafen Martiniz und seine Herzensangelegenheiten aus dem Fundament."

„Seine Herzensangelegenheiten nun freilich nicht," lächelte Berner, „aber den Grafen hatte ich die Ehre gestern kennen zu lernen —"

„Wie," unterbrach ihn der Präsident, „er ist schon hier? und wir schwatzen schon eine Stunde von ihm, „und Sie sagen nichts —"

„Fräulein Tochter ist nicht minder in der Schuld als ich," entgegnete jener, „sie kennt ihn sogar genauer als ich."

„Ich glaube, Ihr seid von Sinnen, Berner, oder mein Laubenheimer hat Euch erleuchtet. Du, Idchen, Du kennst ihn?"

„Nein — ja —" antwortete Ida, noch höher erröthend, „ich habe mit ihm getanzt, das ist Alles."

„Er war also gestern auf dem Ball? Schon bei Jahren, natürlich, ein ältlicher Mann? Schon in unserem Alter, Berner!"

„Nicht so ganz," sagte dieser mit Hohn, „er mag so seine drei- bis vierundzwanzig Jährchen haben. Uebrigens können Excellenz seine Bekanntschaft recht wohl machen, er logirt drüben im Mond."

Der Präsident war zufrieden mit diesen Nachrichten; er sann nach, wie der junge Mann am besten zu halten sein möchte, denn er trieb Alles gerne nach dem Canzleistyl. Freund und Tochter, die er zu Rathe zog, riethen, ihn einzuladen und ihm so viel Ehre und Vergnügen als möglich zu geben. Der Hofrath nahm es über sich, die Sache einzuleiten, und der Präsident ging um ein Geschäft leichter in sein Collegium.

---

## Operationsplan.

Als er weg war, sahen sich Ida und Berner eine Zeitlang an, ohne ein Wort zu wechseln. Der Hofrath, dem das lange Schweigen peinlich wurde, zwang sich, obgleich ihm die wehmüthige Freundlichkeit in Ida's Gesicht, ihr thränenschwerer Blick bis tief ins Herz hinein wehe that, zum Lächeln. „Nun, wer hätte es," sagte er, „wer hätte es dem leidenden Herrn von gestern Nacht angesehen, daß er drei Milliönchen habe? Wie dumm ich war, daß ich glaubte, er weinte in seinem Landauer, weil er keine Wechselchen mehr habe! Wer hätte es dem trübseligen Schmerzenreich angesehen, daß er bald eine glänzende, lustige Partie machen würde."

Ida schwieg noch immer, es war, als scheute sie sich vor dem ersten Wort, das sie vor dem Freund, der ihr Herz so tief durchschaut hatte, auszusprechen habe.

„Oder wie?" fuhr er fort, „wollen wir eine Allianz schließen, mein liebes Aprilwetterchen, daß die Gräfin Aarstein ihre Schulden nicht zahlen kann, daß —"

„O Berner, verkennen Sie mich nicht," sagte Ida unter Thränen, es ist gewiß nur das reine Mitleid, das mich nöthigt, auszusprechen, was sonst nie gesprochen worden wäre. Sehen Sie, dieses Weib ist die Schande unseres Geschlechtes! Sie ist so schlecht, daß ein ehrliches Mädchen erröthen muß, wenn es nur an ihre Gemeinheit denkt. Prüfen Sie den jungen Mann da drüben, und wenn er ist, wie er aussieht, wenn er edel ist und trotz seines Reichthums unglücklich, so machen Sie, daß er nicht noch unglücklicher wird; suchen Sie ihn aus den Schlingen, die man um ihn legen will, zu reißen —"

„Das kann Niemand besser als mein Idchen," entgegnete jener und sah ihr recht scharf in das Auge; „wenn mich nicht Alles trügt, hängt das Goldfischchen an einem ganz anderen Haken, als an dem, womit ihn der Minister ködern will; nur nicht gleich so roth werden, Kind! ich will Alles thun, will ihm sein Leben angenehm machen, wenn ich kann, will ihm die Augen aufthun, daß er sieht, wohin er mit der Aarstein kommt,

will machen, daß er sich in unserer Gegend ankauft und seine drei Millionen ins Land zieht, will machen, daß er mein Mädchen da lie —"

„Still, um Gotteswillen," unterbrach ihn die Kleine und preßte ihm das kleine weiche Patschhändchen auf den Mund, daß er nicht weiter reden konnte. „Wer spricht denn davon? Einen Millionär mag ich gar nicht; es wäre ganz gegen meine Grundsätze, nur die Schlange im Residenzparadies soll ihn nicht haben; vom Uebrigen kein Wort mehr, unartiger Mann! —"

Verschämt, wie wenn der Hofrath durch die glänzenden Augen hinabschauen könnte auf den spiegelklaren Grund ihrer Seele, wo die Gedanken sich insgeheim drängten und trieben, sprang sie auf und an den Flügel hin, übertönte die Schmeichelworte des Hofraths mit dem rauschendsten Fortissimo, drückte sich die weichen Kniee roth an dem Saitendämpfer, den sie hinaustrieb, um die Töne so laut und schreiend als möglich zu machen, um durch den Sturm, den sie auf den Elfenbeintasten erregte, den Sturm, der in dem kleinen Herzen keinen Raum hatte, zu übertäuben.

Verzweiflungsvoll über den hallohenden Schmetter dieses Furioso's enteilte der Hofrath dem Salon; aber kaum hatte er die Thüre geschlossen, so stieg sie herab aus ihrem Tonwetter, die gellenden Akkorde lösten sich auf in ein süßes, flüsterndes Dolce, sie ging über in die schöne Melodie: „Freudvoll und leidvoll;" mit Meisterhand führte sie dieses Thema in Variationen aus, die aus ihrem innersten Leben heraufstiegen; durch alle Töne des weichsten Moll klagte sie ihren einsamen Schmerz, bis sie fühlte, daß diese Töne sie viel zu weich machen und ihr Spiel, ohne seine Dissonanzen aufzulösen, schnell wie ihre Hoffnung endete.

---

## Die Mondwirthin.

Im goldenen Mond drüben ging es hoch her. Drei Zimmer in der Beletage vorn heraus hatte schon lange Zeit kein Fremder mehr gehabt; die Mondwirthin hatte daher alles aufgeboten, um diese Zimmer so anständig als möglich zu dekoriren. Das mittlere hatte sie durch einen eleganten Armoir zum Arbeits-, durch ein großes Sopha zum Empfangzimmer eingerichtet. Das linke nannte sie Schlafkabinet, das rechte, weil sie ihren ganzen Vorrath überflüssiger Tassen und eine broncirte Maschine auf einen runden Tisch gesetzt hatte, das Theezimmer. Auch an der Table d'hôte, wo sonst nur einige Individuen der Garnison, einige Forst- und Justizassessoren, Kreissteuereinnehmer und dergleichen, selten aber Grafen saßen, waren bedeutende Veränderungen vorgegangen. Zum Dessert kam sogar das feinere Porzellan mit gemalten Gegenden und die damascirten Straßburger Messer, die sonst nur alle hohe Festtage aufgelegt wurden.

Daß ihr angesehener Gönner und specieller Freund, der Hofrath Berner, jetzt im Mond, statt zu Haus essen wollte und augenscheinlich dem

Grafen zu Ehren, zog einen neuen Nimbus um die Stirne des Letzteren in den Augen der Frau Mondwirthin. Sie war ganz vernarrt in ihren neuen Gast. Schon als er in dem herrlichen Landauer mit den vier Postpferden, den aus Leibeskräften blasenden Schwager darauf, vorfuhr, als der reichbordirte Bediente dem jungen Mann heraushalf, sagte sie gleich zu ihrem Ehezärter: „Gib Acht, das ist was Vornehmes."

Als sie aber dem Brkzwisl, so nannte sich der gute alte Diener, die Commoden in den drei Zimmern öffnete, ihm die Kleider und Wäsche seines Herrn aus den Koffern nehmen, sortiren und ordnen half, da schlug sie vor Seligkeit und Staunen die Hände zusammen. Sie hatte doch von ihrer Mutter gewiß recht feine, sanfte Leinwand zum Brauthemdchen bekommen, aber das war grober Zwilch gegen diese Hemden, diese Tücher — nein, so etwas Extrafeines, Schneeweißes konnte es auf der Erde nicht mehr geben wie dieses.

Es ist kein übles Zeichen unserer Zeit, wo der Edelmann seinen Degen abgelegt hat, und Grafen und Barone im nämlichen Gewand wie der Bürgerliche erscheinen, daß die Frauen dem Fremden, der zu ihnen kommt, nach dem Herzen sehen, das heißt nach seiner Wäsche. Ist sie grob, unordentlich oder gar schmutzig, so zeigt sie, daß der Herr aus einem Hause sein müsse, wo man entweder seine Erziehung sehr vernachlässigte oder selbst malpropre und unordentlich war; wo aber der bläuliche oder milchweiße Glanz des Halstuches, die feinen Fältchen der Busenkrause und des Hemdes in's Auge fallen, da findet gewiß der Gast Gnade vor den Augen der Hausfrau, weil sie immer dieses Zeichen guter Sitte ordnet und aufrecht erhält.

Auch die Freilinger Mondwirthin hatte diesen wahren Schönheitssinn, diese angeborene Vorliebe für schönes Linnenzeug in ihrer oft schmutzigen

Wirthschaft noch nicht verloren, daher der ungemeine Respekt vor dem Gast, als sein Diener ihr die feinen Hemden dutzendweis, bald mit geglöckelten, bald mit gefältelten Busenstreifen, bald mit, bald ohne Manschetten aus den geöffneten Koffern hinüber reichte. Und als er vollends an die Unzahl von Hals- und Sacktüchern kam, wovon sie jedes zum höchsten Staat in die Kirche angezogen hätte, da verging ihr beinahe die Sinne! „Ach, wie fürstlich ist der Herr ausgestattet! Das hat gewiß die gnädige Frau Mama ihm mitgegeben?"

„Der thut schon lange kein Zahn mehr weh," gab Brkzwisl zur Antwort.

„Ist sie todt, die brave Frau, die so schöne Linnen machte?" sagte die mitleidige Mondwirthin. „Aber die gnädigen Fräulein Schwestern haben —"

„Hat keine mehr. Vor einem Jahre starb die Gräfin Crescenz."

„Auch keine Schwestern mehr? Der arme Herr! Aber auf solche exquisite Prachtwäsche verfällt kein junger Herr von selbst; ich kann mir denken, der gnädige Herr Papa Excellenz —"

„Ist schon lange verstorben," entgegnete das alte Todtenregister mit einem Ton, vor welchem der Wirthin die Haut schauderte.

„Der arme junge Herr!" rief sie, „was hat er jetzt von seinem schönen Linnenzeug, wenn er nach Haus kommt und trifft keine Mutter mehr, die ihn lobt, daß er Alles so ordentlich gehalten und keine Fräulein Schwester, die ihm das Schadhafte flickt und ordnet. Jetzt kann ich mir denken, warum der gnädige Herr immer so schwarz angezogen ist und so bleich aussieht, Vater todt, Mutter todt, Schwester todt, es ist recht zum Erbarmen."

„Ja, wenn's das allein wäre!" seufzte der alte Diener und wischte sich das Wasser aus dem Auge; doch, als hätte er schon zuviel gesagt, zog er murrend den zweiten Koffer, der die Kleider enthielt, heran und schloß auf. Die Wirthin hätte für ihr Leben gerne gewußt, was sonst noch für Unglück den bleichen Herrn verfolge, daß der Verlust aller Verwandten klein dagegen aussehe. Aber sie wagte nicht, den alten Brkzwisl, dessen Name ihr schon gehörig imponirte, darüber zu befragen, auch schloß der Anblick, der sich jetzt darbot, ihr den Mund.

Die schwarze Kleidung hatte ihr an dem ernsten stillen Gast nicht so recht gefallen wollen, sie hatte sich immer gedacht, ein buntes Tuch, ein hübsches helles Kleid müßten ihn von selbst freundlicher machen. Aber da blinkte ihr eine Uniform entgegen — nein; sie hatte geglaubt, doch auch Geschmack und Urtheil in diesen Sachen zu haben; sie hatte in früherer Zeit, als sie noch bei ihrer Mutter war, die Franzosen im Quartier gehabt, schöne Leute, hübsch und geschmackvoll gekleidet; später, als sie schon auf den Mond geheirathet hatte, waren die Russen und Preußen da gewesen, große stattliche Männer wie aus Gußeisen. Freilich hatten sie nicht die lebhaften Manieren, wie die früheren Gäste, aber die knappsitzenden Spencer und Kutkas waren denn doch auch nicht zu verachten; aber vor der himmlischen Pracht dieser Uniform verblichen sie sammt und sonders zu abgetragenen Landwehr- und Bürgermilizkamisölern. Sie hob den Uniformsfrack vom Sessel auf, wohin ihn Brkzwisl gelegt hatte, und hielt ihn gegen das Licht; nein, es war nicht möglich, etwas Schöneres, Feineres zu sehen, als dieses Tuch, das wie Sammt glänzte; das brennende Roth an den

Aufschlägen, die herrliche Posamentirarbeit an der Stickerei und den Achselschnüren.

„Das ist die polnische Garde bei uns zu Haus in Warschau," belehrte sie der alte Diener, dem dieser Anblick selbst das Herz zu erfreuen schien. „Möchte man da nicht gleich selbst in die mit Seide gefütterten Aermel fahren und das spannende Jäckchen zuknöpfen? Und, weiß Gott! so wie mein Herr gewachsen, war Keiner unter Allen! Der Schneider wollte sich selbst nicht glauben, daß die Taille so fein und schmal sei, gab noch einen Finger zu und brachte unter Zittern und Zagen, es möchte zu eng sitzen, sein Kunstwerk; aber Gott weiß, wie es zugeht, sie war zwar über seine breite Heldenbrust gerade recht, aber in den Weichen viel zu weit, und dabei ist an kein Schnüren zu denken; mein Herr verachtet diese Kunststücke. Der Schneider machte einen Sprung in die Höhe vor Verwunderung, er konnte es rein nicht begreifen, die andern Herren beim Regiment ließen sich Corsete machen mit Fischbein, schnürten sich zusammen, daß man hätte glauben sollen, der Herzbändel wolle ihnen zerspringen, und dennoch rissen die Knöpfe alle drei Tage, wenn sie nur ein wenig mehr als zu viel gegessen hatten — mein Herr war immer der Fireste, gedrechselt wie eine Puppe, und Alles ohne ein Loth Fischbein, so wahr ich lebe."

„Es ist unbegreiflich, was es für herrliche Leute unter den Militärs gibt," unterbrach ihn die Wirthin, andächtig staunend.

„Und dann, Madame, lassen Sie ihn erst noch die Gallabeinkleider da anlegen, den Federhut aufsetzen, seine goldenen Sporen mit den silbernen Rädchen an den feinen Absätzchen, denn Füßchen hat er trotz einer Dame; lassen Sie mich ihm den St. Wladimir in Diamanten auf die Brust hängen, den Ehrenjäbel, den sein Herr Vater vom Kaiser bekommen, und den er aus hoher Gnade als Andenken tragen darf, um den Leib schnallen; Frauchen, wenn ich ein Mädchen wäre, ich flöge ihm an den Hals und küßte ihm die schwarzen Locken aus der schönen Stirne. Und dabei war er so fröhlich; die Wangen so roth, das Auge so freundlich blitzend, und Alles hieß ihn nur den schönen, lustigen Martiniz. Das Alles ist jetzt vorbei," setzte der treue Brktzwisl seufzend hinzu, indem er die Staatsuniform der Wirthin abnahm und in die Commode legte, „da liegt das schöne Kleid, nach dem Zehntausend die Finger leckten, so liegt es seit Dreivierteljahren, und wie lange wird es noch so liegen!"

„Aber sagen Sie doch, lieber Herr Wiesel, Sein Vordertheil kann ich nicht aussprechen, sagen Sie doch, warum dies alles, warum sieht Sein Herr so bleich und traurig? warum kleidet er sich wie ein junger Kandidat, da er unsere ganze Garnison in den Boden glänzen könnte? warum denn?"

Der Alte sah sie mit einem grimmigen Blick an, als wollte er über diesen Punkt nicht gefragt sein. Aber die junge, reinliche, appetitliche Wirthin mochte doch dem rauhen Mann zu zart für eine derbe Antwort vorkommen. „Bassa manelka!" sagte er unfreundlich, „warum? Weil — ja, sehen Sie, Madame, weil, weil wir, richtig weil wir als Civil reisen," und nach diesem war auch kein Sterbenswörtchen mehr aus ihm herauszubringen.

# Der polnische Gardist

Dies Alles hatte die Wirthin dem Hofrath erzählt, der sich in dem schönen Speisesaal wohl eine Stunde früher als die übrigen Gäste zur Abendtafel eingefunden hatte, um so allerlei Nachrichten, die ihm dienen konnten, einzuziehen. Er hatte sie ganz aussprechen lassen und nur hie und da seinen Graukopf ein wenig geschüttelt; als sie zu Ende war, dankte er für die Nachrichten. „Und ihn selbst, Ihren wunderlichen Gast, haben Sie noch nicht gesprochen oder beobachtet? Ich kenne Ihren Scharfblick, Sie wissen nach der ersten Stunde gleich, was an diesem oder jenem ist, und auch über Leben und Treiben fangen Sie hie und da ein Wörtchen weg, aus dem sich viel schließen läßt."

Die Geschmeichelte lächelte und sprach: „Es ist wahr, ich betrachte meine Gäste gern, und wenn man so seine acht oder zehn Jährchen auf einer Wirthschaft ist, kennt man die Leute bald von außen und innen. Aber aus dem da droben in der Beletage werde ein anderer klug. Mein Mann, der sich sonst auch nicht übel auf Gesichter versteht, sagt: „Wenn es nicht ein Polack wäre, so müßte er mir ein Engländer sein, der den Spleen hat.'" Aber nein, wir hatten auch schon Engländer, die den Spleen faustdick hatten, tage-, wochenlang bei uns, aber die sehen griesgrämig, unzufrieden in die Welt hinein; aber die Frauen, nehmen Sie nicht übel, Herr Hofrath, haben darin einen feinern Takt, als mancher Professor. Der Graf sieht nicht spleenigt und griesgrämig aus, nein, da wette ich, der hat wirkliches Unglück, denn die Wehmuth schaut ihm ja aus seinen schwarzen Guckfenstern ganz deutlich heraus. Denke ich den Nachmittag, du gehst einmal hinauf und sprichst mit ihm, vielleicht, daß man da etwas mehr erfährt, als von dem alten Burrewitl. Im Theezimmer sitzt mein stiller Graf am Fenster, die Stirne in die hohle Hand gelegt, daß ich meinte, er schläft oder hat Kopfweh. Drüben spielte gerade die Fräulein Ida auf dem Flügel so wunderschön und rührend, daß es eine Freude war. Dem Grafen aber mußte es nicht so vorkommen, denn die hellen Perlen standen ihm in dem dunkeln Auge, als er sich nach mir umsah."

„Wann war denn dies?" fragte der Hofrath.

„So gegen vier Uhr ungefähr; wie ich nun so vor ihm stehe, und er mich mit seinem sinnenden Auge maß, da muß ich feuerroth geworden sein, denn da fiel mir ein, daß doch nicht so leicht mit vornehmen Leuten umzugehen sei, wie man sich sonst wohl einbildet; er ist auch nicht so ein Herr Obenbinaus und Nirgendan wie unsere jungen Herren, mit denen man kurzen Prozeß macht, nein, er sah gar zu vornehm aus. „Ich wollte

nur gefälligst fragen, ob Ew. Excellenz mit Ihrem Logis zufrieden seien'" hub ich an.

„Er stand auf, fragte mich, ob ich Madame wäre, holte mir, denken Sie sich so artig, als wäre ich eine polnische Prinzessin, einen Stuhl und lud mich zum Sitzen ein. Es ist erstaunlich, was der Herr freundlich sein kann, aber man sieht ihm doch an, daß es nicht so recht von Herzen gehen will.

„An dem Logis hatte er gar nichts auszusetzen und auch die Straße gefiel ihm. Das Gespräch kam auf die Nachbarschaft und auch auf Präsidents Haus; ich erzählte ihm von dem wunderschönen Fräulein, die erst aus der Pension gekommen, und wie sie so gut und liebenswürdig sei; von dem alten Herrn drüben, und daß die gnädige Frau schon lange todt sei, und ich hatte mich so ins Erzählen vertieft, daß ich gar nicht merkte, wo die Zeit hinging, und statt ihn auszufragen, hatte ich die Gelegenheit so dumm verplaudert!"

„Schade! Jammerschade!" lachte Berner über die sprachselige Wirthin.

„Und wie gut der Herr ist! Denken Sie sich nur, hinten im Garten, wo es nun freilich zu jetziger Jahreszeit nicht mehr schön ist, sitzt mein Louischen — das Dingelchen ist jetzt acht Jahre alt und schon recht vernünftig — sitzt im Garten und weiß nicht, daß ein so vornehmer Herr hinter ihm steht. Ich war in der Küche und sah Alles mit an; mein Louischen kann allerhand schnackische Lieder, auch ein schwäbisches, ich weiß nicht, wer sie es gelehrt hat; wie nun der Graf hinter ihr steht, fängt der Unband an zu singen:

„'n bissel schwarz und 'n bissel weiß,
'n bissel polnisch und 'n bissel deutsch,
'n bissel weiß und 'n bissel schwarz,
'n bissel falsch ist mei Schatz."

Ich glaube, ich müsse vor Schaam in den Wurstkessel springen, daß mein Kind so ungebildetes Zeug singt, was mußte nur der Graf von meiner Erziehung denken! Ihm aber schoß das helle, klare Schmerzenswasser in die Augen; er bog sich nieder, nahm das Dingelchen auf den Arm, herzte und küßte es, daß mir brühsiedheiß wurde, und fragte, wo sie das Liedchen her habe."

„Das Kind weiß vor Schrecken gar nicht zu antworten; mein Herr Graf aber langt in die Tasche, kriegt einen blanken Thaler heraus und verspricht, wenn es das Verschen noch einmal deutlich sage und zweimal singe, so bekomme es den Thaler. Ich hätte ihm befehlen mögen, wie ich hätte mögen, es hätte nicht gesungen; der Thaler aber that seine Wirkung. Sie sagte ihr Sprüchlein ganz mir nichts dir nichts auf und sang nachher das „bissel polnisch und n' bissel deutsch," wie wenn es sein müßte. Den Thaler bekam es richtig; er liegt in der Sparbüchse in ein Papier geschlagen, und darauf steht deutlich, daß sie es in zwölf Jahren noch lesen und einmal ihren Kindern noch zeigen kann: Den 12. November 1825 bekommen vom polnischen Gardeoffizier, Grafen von Martiniz."

# Der Hofrath auf der Lauer.

Die Gäste waren nach und nach alle zur Abendtafel herbeigekommen. Madame trennte sich von dem Hofrath mit dem Versprechen, ihm nächstens wieder zu erzählen. Der Hofrath sann nach über das, was er gehört; die Scenen und Winke, die ihm Madame Plapperteiche vorgesetzt hatte, gingen ihm wie ein Mühlrad im Kopfe herum, sinnend kam er an seinen Platz und setzte sich nieder. „Vater todt, Mutter todt, Schwestern todt, und dennoch hatte der alte Diener gesagt, ja wenn es dies allein wäre! Was konnte ihm denn sonst noch gestorben sein? Etwa eine Gel— nein! Geliebt konnte er nicht haben, denn wie konnte er nach drei Vierteljahren — so lange hatte der Diener gesagt, sei er traurig — wie konnte er nach so kurzer Frist schon wieder um eine Gräfin Narstein auf die Freite gehen? Unmöglich! — Hätte, wenn jenes doch der Fall wäre, hätte Ida auf ihn einen solchen Eindruck —"

Ja, was wollte er eigentlich, der gute Hofrath, Ida hatte bestimmt auf ihn einen großen Eindruck gemacht, das war auf dem Ball ganz und gar sichtbar, denn er schaute ja nur nach ihr und immer wieder nach ihr, und sein ernstes Gesicht, wie klärte es sich auf, als sie ihn im Cotillon holte! Heute früh, hatte er nicht einen Feuerblick gegen sie heraufgeworfen, als hätte er eine congrevsche Batterie hinter den Wimpern aufgefahren? War es ihm selbst nicht, als sollte die Chocolade in seiner Hand, von diesen Brennspiegeln getroffen, anfangen zu sieden?

Heute Abend, wer hatte denn da hinter den rothen Gardinen auf des Mädchens gefühlvolles Spiel gelauscht, als er? Wer war so gerührt davon, daß ihm die hellen Thränen hervorperlten, als der gute Graf Martiniz? Und Jochen, nun die war ja rein weg in den Mondgast verschossen. „Die Aktien stehen gut!" lachte der Hofrath in sich hinein und rieb sich unter dem Tisch die Hände, „bin neugierig, ob diesmal der alte vergessene Hofrath nicht weiter kommt mit seinem guten ehrlichen Hausverstand, als der Herr Minister Staatssekretär Superklug und Uebergescheit in der Residenz mit seinen diplomatischen, extrafeinen Kniffen; mir muß das Goldfischchen in das Netz, mir muß —"

„Wenn ich nicht irre, mein Herr, so hatte ich gestern schon das Vergnügen —" tönte dem alten Träumer, der über seinen staatsklugen Planen die Tafel, Nachbarschaft und alles vergessen hatte und jetzt erschrocken aufuhr und sich umsah, ins Ohr — es war Martiniz, der sich unbemerkt neben ihn gesetzt hatte: er hätte vor Schrecken in den Boden sinken mögen, denn sein erster Gedanke war, dieser müsse seine Gedanken errathen haben, besonders da er sich nicht mehr deutlich erinnern konnte, ob er nicht etwa, was ihm oft passirte, laut mit sich gesprochen habe.

Die Nähe des Fremden übte eine beinahe magische Gewalt auf den Hofrath aus, die sinnende, kluge Miene, das neben seinem schwärmerischen

Glanz Verstand und Nachdenken verrathende Auge imponirte ihm, jedoch auf eine Weise, die ihm nicht unangenehm war; es war ihm, als müsse er sich vor dem jungen Mann recht zusammen nehmen, um nirgends eine Blöße zu geben oder einen seiner Plane zu verrathen. Die gewöhnlichen Fragen, wie sich der Gast hier gefalle, Complimente über seine Reitfertigkeit, mit welcher er heute früh einem Kinde das Leben gerettet und dergleichen, waren bald abgemacht, ohne daß er über des Fremden Gesinnungen nähern Aufschluß bekommen hätte. Es kam an die Gegend des Freilinger Kreises, es wurde gelobt, gepriesen, einzelne Güter, die durch Lage und Ertrag sich auszeichneten, wurden näher beschrieben, aber auch hier ging der Gast nicht ein; er verlor kein Wörtchen, als wolle er sich nur um einen Thaler Land miethen oder kaufen.

Der Hofrath hieb sich jetzt einen neuen Weg ins Holz: er lobte die Residenz, das angenehme Leben dort, die Schönen der Stadt und des Hofes, jetzt mußte er etwas sagen, es mußte sich zeigen, ob er die Aarstein — Der Gast sprach von der Residenz, von den schönen Anstalten dort, von der Militärverfassung, schien namentlich über die Kavallerie sich gerne genauere Aufschlüsse geben zu lassen, aber kein Wörtchen über die Damen. Endlich, der Hofrath hatte gerade einen trefflich bereiteten Ortolan à la Provençale, seine Leibspeise, am Mund und einen tüchtigen Biß hineingethan, da wandte sich Martiniz zu ihm herüber und fragte, ob er nicht in der Residenz die schöne Ar — schnell wie der Wind fuhr Berner mit seinem Ortolan auf den Teller, wischte den Mund und war ganz Ohr, denn jetzt mußte ja die Gräfin aufs Tapet kommen — „ob er nicht die schöne Armenanstalt kenne, die er in solcher Vollkommenheit nirgends gesehen habe."

Dem Hofrath war es auf einmal wieder froh und leicht um das Herz, denn so lange er ja über das Verhältniß des Polen zur Gräfin Aarstein nichts Gewisses wußte, durfte er immer der Hoffnung Raum geben. Als die Abendtafel zu Ende war, rief Martiniz nach Punsch und lud seinen Nachbar ein, mit ihm noch ein Stündchen zu trinken. Berner sagte zu und hatte es nie bereut, denn, hatte ihm der interessante junge Mann zuvor durch seine äußere Persönlichkeit imponirt, so gewann er jetzt ordentlich Respekt vor ihm, da jener, wie es schien, von dem Punsch, dem die Mondwirthin eine eigene geheimnißvolle Würze zu geben verstand, aufgethaut, eine so glänzende Unterhaltungsgabe entwickelte, wie sie dem Hofrath, obgleich er in seinem Leben vieles gesehen und gehört hatte, selten vorgekommen war.

Wie freudig war aber sein Erstaunen, als er nach einer Viertelstunde schon bemerkte, daß er und sein Nachbar die Rollen getauscht zu haben schienen. Der kluge Alte bemerkte nämlich bald, daß der Graf auf allerlei Umwegen sich immer nur einem Ziele, nämlich Ida, nähere. Er konnte dieses Flankiren dem Uhlanenoffizier gar leicht verzeihen, hatte er doch nicht den Dienst der schweren Kavallerie gelernt, die, wenn Marsch geblasen wird, im Carrière gradaus sprengt, das feindliche Viereck durch ihre eigene Wucht und Schwere im Chor zu erdrücken. Der Uhlane umschwärmt seinen Feind, sticht nach ihm, wo er eine Blöße entdeckt, und sucht auf geflügeltem Roß das Weite, wenn der Feind sich zu einer Salve sammelt.

So der Gardeblaue Martiniz. Aber der tapfere Pole mochte sich tummeln, wie er wollte, seine Angriffe so versteckt machen als er wollte, sein Gegner durchschaute ihn; auf Idchen ging es los, und dem alten Mann pochte das Herz vor Freude, als er es merkte, auf Idchen ging es los, sie wollte der Pole recognosciren.

Er glaubte den Hofrath drüben am Fenster gesehen, auch gestern auf dem Ball ein engeres Verhältniß bemerkt zu haben, er pries des Mädchens königlichen Anstand, der sie vor den übrigen Freilinger Damen so hoch erhebe; er lobte die Zurückhaltung, mit welcher sie die ungestümen Herren zurückgewiesen habe, pries ihr Spiel und ihren Gesang, womit sie unbewußt sein einsames Zimmer erheitert habe; eine schöne Röthe war durch das warmgewordene Gespräch auf den Wangen des jungen Mannes aufgegangen, jener Zug von Unglück und Wehmuth, der sich sonst um seinen schönen Mund gelagert hatte, war gewichen und hatte einem feinen, holden Lächeln Platz gemacht, das Auge strahlte von freudigem Feuer, er ergriff das Glas, als er ausgesprochen hatte, und sog es bis zum letzten Tropfen so andächtig aus, als hätte er in seinem Herzen einen Toast dazu gesprochen.

---

## Der selige Graf.

Herzensjunge! liebstes, bestes Gräfchen! Söhnchen! Goldpolackchen!" alle Schmeichelnamen hätte der Hofrath ausschreien, den trefflichen Redner an sein Herz reißen und mit väterlichen Küssen bedecken mögen — aber das ging nicht; ein Diplomat vom Fach, und das war er ja bei seinen jetzigen Negociationen durch und durch — durfte seine Freude über eine glückliche Entdeckung, über einen unverhofften, köstlichen Fund nicht laut werden lassen; er schluckte alle jene Ausbrüche des Vergnügens wieder hinunter, faßte den Grafen nur mit einem recht zärtlichen, seligen Blick und bestätigte weitläufig sein treffendes Urtheil. Er beschrieb ihm das Mädchen, wie er es, seit es den ersten Schrei in die Welt gethan, kenne, wie es früher ein lustiger, fröhlicher Zeisig war, wie es jetzt zur ernsten Jungfrau herangewachsen sei; ihre Anmuth, ihre Geschicklichkeit in Sprachen und allen Dingen, die ein Mädchen zieren, als da sind: Stricken, Nähen, Schneidern, Sticken, Kochen, Früchteeinmachen, Backen, Blumenmachen, Zeichnen, Malen, Tanzen, Reiten, Klavier- und Guitarrespielen; wie es in der Residenz trotz der hohen Stellung, die es in der Gesellschaft eingenommen, doch immer seinem Sinn für reine Weiblichkeit gefolgt sei; wie es seinen reinen, keuschen, kindlichen Sinn auf dem Boden, wo schon so manches gute Kind ausgeglitscht sei, bewahrt habe.

„Es ist mir unbegreiflich," fügte er, von dem Eifer, der ihn beseelte, fortgerissen, hinzu, „rein unbegreiflich, wie dieses, für alles Schöne und Gute glühende Herz sich in der Residenz so vor aller Liebe bewahrt hat.

Unsere jungen Herren schreien gewöhnlich bei solchen Mädchen über Eiskälte und Phlegma, aber Gott weiß, diesem Mädchen kann man dieses nicht nachsagen. Aber unsere jungen Herren sind meistens selbst daran schuld. Kraft- und markloß schlendern sie einher, auf den Bällen stehen sie schaarenweise zusammen, gucken durch Gläser von Nro. 4 und 5, die für Blinde scharf genug geschliffen wären, nach den Reizen der Ballschönen, lassen ganze Reihen sitzen und tanzen nicht, und geben sie sich auch einmal zu einem Walzerchen und Cotillönchen her, so meint man, sie wollten den letzten Athem ausschnaufen, so wogt es in den ausgedörrten Herzkammern. Kann solche Lumperei einem jungen, schönen, in der Fülle der Kraft strotzenden Mädchen, das zwei solcher Federwische an die Wand schleudern könnte, gefallen? Kann man es einem solchen Engelskind, das sich so gut wie jede andere, Abends im Bettchen mit verschlossenen Augen und verstohlenem Lächeln sein Ideal vormalt und verträumt, kann man es ihr verargen, wenn sie solche Vogelscheuchen gering achtet und kalt abweist?

„Ein solches Mädchen soll dann kalt sein wie Eis, soll kein Feuer im Leibe haben; habe ich doch über mein Goldmädchen gestern Abend solche Urtheile hören müssen; geschossen hätte ich mich um sie, wäre ich nur dreißig Jahre jünger gewesen. Sie hätte kein Feuer? Habe ich nicht gesehen, wie sie heute früh, als Sie, Herr Graf, das Kind retteten, das Fenster aufriß und beinahe hinaussprang, aus purem Mitgefühl? Und dieses Mädchen hätte kein Feuer?“ —

„Das hat sie gethan?“ fragte der glückliche Martiniz, bis an die Stirne erröthend, „sie hat das Fenster ein wenig geöffnet und herausgesehen?“

„Was öffnen und heraussehen! dazu braucht man zwei Minuten; aber aufgerissen hat sie das Fenster, daß sie mir den Chocoladebecher beinahe aus der Hand schlug, sie war in zwei Sekunden fertig! Sehen Sie, so ist das Mädchen; Feuer und Leben, wo es etwas Schönes, wahrhaft Freudiges, Erhabenes gilt, schwärmerisch empfindsam, wenn sie wahre Leiden der Seele sieht, aber kalt und abgemessen, wenn die leere schaale Alltäglichkeit sich ihr aufdrängen will.“

Mit einem Feuerblick an die Decke, die Rechte auf das lautpochende Herz gelegt, trank Graf Martiniz wieder einen stillen Toast, der nirgends wiederklang, als in einem tiefen Herzen; aber dort traf er so viele Anklänge, daß dieses wehmüthige, traurige Herz, das so lange nichts kannte, als die Wehmuth und den Kummer heimlicher Thränen, im stillen, aber vollen Jubel aufschwoll und sich stolz wie vor Zeiten unter dem Ordensband hob, das es von Außen zierte.

Er sagte dem Hofrath, daß er, wenn es möglich wäre, während seines hiesigen Aufenthalts gerne von einem Empfehlungsschreiben an den würdigen Herrn Präsidenten Gebrauch machen würde, das er heute durch den Gesandten seines Herrn von dem Minister Staatssekretär bekommen habe. Der Hofrath versprach freudig, ihn dort einzuführen und seine Abende im Umgange mit diesen trefflichen Menschen erheitern zu helfen. Bei sich lachte er aber über den Staatssekretär, der seine Sachen so geschickt einzufädeln wisse; der Graf soll dem Lande bleiben mit seinen drei Milliönchen, aber die Gräfin soll ihn nicht bekommen, dafür steht der Hofrath Berner.

Auch er trank jetzt im Stillen ein Tassichen und ließ mit einem freundlichen, wohlwollenden Seitenblick die künftige Frau Gräfin leben. Vivat hoch! scholl es in allen Winkeln seines alten treuen Herzens, hoch und abermal h—

Da brummte in dumpfen Tönen die Glocke vom Münsterthurm elf Uhr. Mit wehmüthigem Blick sprang Martiniz auf, stammelte gegen den erschrockenen Hofrath eine Entschuldigung hervor, daß er noch einen Besuch machen müsse, und ging.

Werner konnte sich wohl denken, wohin der unglückliche Junge ging. Mitleidig sah er ihm nach und lehnte sich dann in seinen Stuhl zurück, um über das, was diesen Abend gesprochen worden war, nachzudenken; der Graf hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; es hatte ihm nicht leicht ein junger Mann so wohl gefallen wie dieser; so viel Grazie und Feinheit des Umgangs, so viele Bildung und Kenntnisse, so viel anspruchslose Bescheidenheit bei drei Millionen Thalern; so hohe männliche Schönheit und doch nicht jenes eitle, gefallsüchtige Sichzeigenwollen, das schönen jungen Männern oft eigen ist — nein, es ist ein seltener Mensch und gewiß beinahe so viel werth als mein Jochen, dachte er, wenn die beiden erst einmal ein Paar — die Mondwirthin unterbrach ihn; mit zornglühendem Gesichte setzte sie sich hastig auf den Sessel, den Martiniz soeben verlassen hatte. „Nein, da traue einer den Männern," wüthete sie, „hätte ich doch mein Leben eingesetzt für diesen Herrn Grafen da; hätte geglaubt, er wäre ein unschuldiges, reines Blut und kein so Bruder Liederlich, die an jede Schürze tappen —"

„Nun, was ist denn geschehen?" unterbrach sie der aus allen Himmeln gefallene Hofrath. „Was haben Sie denn, das Sie so aufbringt, Frauchen?"

„Was ich habe? Möchte da einem nicht die Galle überlaufen, so ein schöner, reicher Herr, wo es sich manche Dame zur Ehre rechnen würde, in nähere Bekanntschaft — geht auf nächtlichen, liederlichen Wegen, glaubt, es sei hier in Freilingen auch so eine großstädtische Nachtpromenade; tief in seinen Mantel gehüllt, ist er zum Thorweg hinausgewitscht mit dem alten Kuppler Verrzwifel. Will haben, man solle das Haus offen lassen bis ein Uhr. Aber die Thüre schlage ich ihm vor der Nase zu, ich brauche keinen solchen Herrn im Hause, der bei Nacht und Nebel nicht weiß, wo er steckt."

„Habe ich doch Wunder geglaubt, was es gibt," sagte der Hofrath, wieder freier athmend; „da dürfen Sie ruhig sein, der geht nicht auf schlimmem Wege; er macht noch einen durchaus ehrbaren Besuch, ich weiß wo, darf es aber nicht sagen."

Die Wirthin sah ihn zweifelhaft an. „Ist es aber auch so?" sprach sie freundlicher, „ist es auch so, und machen Sie mir keine Flausen vor? Doch Ihnen glaube ich Alles auf's Wort, und ich ärgere mich nur, daß ich gleich so Schlimmes dachte; aber die Welt liegt jetzt im Argen, unsern jungen Herren ist nicht mehr über die Straße zu trauen. Sagen Sie ihm aber um Gotteswillen nichts, ich glaube, er könnte mich mit einem einzigen Blick verbrennen; es war ja lauter christliche Liebe zu meinem Nebenmenschen."

Der Hofrath lächelte fein, indem er ihr die Hand zum Versprechen

und zugleich zum Abschied bot; er jagte ihr alle Röthe auf die hübschen Wangen, sie wußte nicht, wo sie hinsehen, ob sie lachen oder zürnen solle, denn, schon im Fortgehen begriffen, wisperte er ihr in's Ohr: „Es war all' nichts als lauter christliche, nebenmenschliche — Eifersucht!"

---

## Gute Nachricht.

Man hätte glauben sollen, das Haus des Präsidenten sei ein großer Vogelbauer geworden, in welchem Nachtigallen, Canarienvögel, Stärchen und alle Gattungen gefiederter Bewohner wären. Es hüpfte etwas Treppe auf, Treppe ab, ein süßes Stimmchen hörte man bald in gehaltenen wehmüthigen Tönen singen, bald in fröhlichen scherzenden Rouladen jauchzen und jodeln wie die Canarienhähnchen, bald zwitschern und plaudern wie Stärchen; aber Hähnchen, Nachtigallen und Stärchen, sie alle waren in einer Person Jdchen, das vor Freude, vor Sehnsucht, vor Langeweile und Geschäftigkeit Treppe auf und ab flog, mit allen Menschen anband, alle auslachte, alle begrüßte und neckte, allen zugleich befahl und schalt.

Graf Martiniz hatte dem Vater eine Karte und den Empfehlungsbrief des Staatssekretärs geschickt; der alte Herr war mit Beidem zu ihr gekommen und hatte sie förmlich um Rath gefragt, was nun zu beginnen sei; nach seiner Ansicht, wenigstens war es vor zwanzig Jahren noch so, mußte man den Fremden zum Mittagessen bitten, zwei Tage nachher zum Thee, nach zwei Tagen wieder zum Nachtessen und vor seiner Abreise mußte ihm ein kleiner Hausball gegeben werden.

Das selige Mädchen drückte die Augen zu und biß die Purpurlippen zusammen, um ihre Freude nicht zu verrathen; nach ihrer Ansicht, und das war endlich doch die vernünftigste, sollte man ihn auf Mittag zu einer Suppe laden, Nachmittags setzte er sich dann zu ihr ans Klavier, Abends trank er mit ihr Thee, und dann konnte ja ein kleiner Hausball mit einem Souper den seligsten Tag ihres Lebens schließen; doch nein — sie nahm sich zusammen und erklärte ihm, wie sie das in der Residenz ganz anders gelernt habe.

„Es würde dem guten Grafen ein wenig kleinstädtisch vorkommen, wollten wir ihn gleich von vorn herein zum Mittagessen einladen. Wir müssen einen Bedienten hinüberschicken und ihm sagen lassen, daß wir ihn zur Theestunde erwarten, da wird er dann nicht fehlen; wir bitten Direktors Pauline und Fräulein Sorben, den Hofrath, meinetwegen einen oder den andern Ihrer jungen Räthe dazu. Ich mache die Honneurs beim Thee und um neun Uhr marschiren die Herrschaften wieder ab. Dem Grafen sagen Sie, Sie wünschen ihn öfter bei uns zu sehen und namentlich um die Theestunde. Ist er einige Male da gewesen, so bittet man ihn, einmal

beim Nachtessen zu bleiben; nachher koche und backe ich eines Tages recht flott und anständig, Sie, lieber Papa, geben ihm Morgens nur so en passant einen Besuch beim und lassen fallen, ob er nicht einmal, etwa heute, eine Suppe mit uns essen wolle; es wäre unartig, es auszuschlagen. Die Idee mit dem Hausball ist recht hübsch, übrigens darf nur er allein merken, daß es ihm zu Ehren geschieht; wir würden uns lächerlich machen, wollten wir den Leuten sagen, daß wir dem Grafen Martiniz einen Ball geben; es kann ja heißen, Papa gebe mir einen Einstand in sein Haus."

Papa Präsident war mit Allem zufrieden, nur wollte ihm die neue Sitte, daß man sich stelle, als sei Alles Natur, was doch nur immer wieder die alte Kunst ist, nicht recht einleuchten. Er hatte ihr die Schlüssel des Hauses und alle Gewalt im Boden und Keller übergeben, und das Mädchen rumorte jetzt als thätige Hausfrau in dem großen Gebäude umher, als sollte sie zwanzig Wagen voll Gäste empfangen. Sie sollte ihn sehen, sie sollte ihn sprechen, er mußte, wenn er nur halbwegs so artig war, als er aussah, jetzt alle Wochen wenigstens viermal herüberkommen — nein, es war nicht zu sagen, wie himmlisch selig das Mädchen war!

Um zehn Uhr hatte es angefangen zu tollen und zu rumoren, und schon um zwölf Uhr war das Theezimmer bereitet, wie es heute Abend sein mußte. Erschöpft von den Haushaltungsgeschäften warf sie sich in einen Sopha; sie machte die Augen zu, um sich den Abend schon recht selig zu träumen, sie besann sich, wie man ihm den Abend recht schön mache, daß er recht oft wieder komme, sie suchte ihre beste Musik zusammen, um ihn zu erheitern und die Schwermuth von seiner Stirne zu bannen, so — o es mußte einen herrlichen Abend geben; da fiel ihr auf einmal die Gräfin Aarstein ein, und alle Freude, aller Jubel war wieder hinweg geflogen; Thräne auf Thräne stahl sich aus dem Auge, sie klagte alle Menschen an und war auf sich, auf die Welt bitterböse.

Aber Berner, der Nachmittags nur im Flug ein wenig bei ihr einsprach, verscheuchte diese Wolken. Er war zwar zu vorsichtig, um ihr den tiefen Eindruck zu schildern, den sie auf den geliebten Fremden gemacht hatte, aber das sagte er mit triumphirender Miene, daß sie vor der Aarstein nicht bange haben solle; er habe gute, köstliche Nachrichten, die dies vollkommen bestätigen; weg war er, ehe sie ihn noch recht fragen konnte, und sie hatte doch so viel, so unendlich viel zu fragen. Er hatte ihr nur von der Aarstein gesprochen, und wollte sich nichts weiter merken lassen, der gute Hofrath! Aber wo ist ein Mädchen, das die Flamme der ersten, reinen Liebe im Herzen trägt, wo ist ein solches Engelskind, das nicht in ein paar Stunden die größten Fortschritte in der Kunst zu schließen und zu berechnen gemacht hätte? Man sprach so viel von magnetisirten Schläferinnen und Clairvoyantes, man schrieb viele gelehrte Bücher über solche seltene Erscheinungen, und wie gewöhnlich ließ man, was am nächsten lag, unbeachtet! Das sind ja die eigentlichen Clairvoyantes, die Mädchen mit der ersten, kaum erkannten Sehnsucht in der Brust; wohl haben sie die Augen niedergeschlagen, aber dennoch sehen sie weiter als unser einer mit der schärfsten Brille, die Liebe hat sie magnetisirt, hat ihnen das Auge des Geistes geöffnet, daß sie in den Herzen lesen. So auch Ida; sie merkte dem Hofrath wohl an, daß er mehr wisse, als er sagen wolle; mit der

Gräfin war es nichts, aber eben so gut mußte er wissen, daß es auch mit keiner Andern etwas sei, sonst hätte er nicht so vergnügt, nicht so schelmisch gelächelt. Er wußte, das sah die neue Clairvoyante jetzt hell und klar, er mußte sogar wissen, daß Martiniz sie —

O! wer das Mädchen jetzt gesehen hätte, wie es das Köpfchen in die Ecke des Sopha's barg, wie alles Blut nach dem vom süßen Schauer der ersten Liebe bebenden Herzen hinauf und hinab wogte, wie der jungfräuliche Busen zitterte und hüpfte, wie ein nie gekanntes Gefühl, wie eine Mitternachtssonne in den Nächten des Nordpols, im Tiefsten ihres Innern mit ihren zuckenden, blitzenden Strahlen aufging! Wahrlich, es liegt eine rührende Zaubermacht in einem solchen Gesichtchen voll stiller Seligkeit, es ist der Lichtpunkt des jungfräulichen Lebens, zu dem sie einen kurzen Weg hinauf, von welchem sie lange, oft traurige Stufen hinabsteigt!

---

## Der lange Tag.

Aber der Nachmittag war auch gar zu lange, die Stunden gingen so träge hin, sie konnte sich ordentlich über sich selbst ärgern, daß sie schon heute früh das Theezeug gerüstet hatte; sie fing an zu arbeiten, zehnerlei nahm sie vor und legte es eben so schnell zurück. Sie hatte ein Bouquet von Phantasieblumen angefangen, sie hatte sonst mit Lust und Liebe daran gearbeitet, aber nein! es war doch auch gar zu langweilig; erfunden war etwas bald, man malte seine Gedanken recht artig aufs Papier, aber bis man alle die Blätter und Blättchen zusammenband — zurückgelegt bis auf Weiteres; sie nähte so wunderhübsche Tapisserien, sie machte ihre Kreuzstiche so fein und gleich, als habe sie in den besten Fabriken gelernt, und alles ging ihr so schnell von der Hand, daß es eine Freude war. Ihre Freundinnen in der Residenz hatten sich immer Stücke von Paris und London kommen lassen; da waren die schönsten Guirlanden von Rosen, Astern, alle möglichen Blumen und Farben; in der Mitte war leerer Raum gelassen, daß die Damen nach ihrem Belieben hinein nähen konnten, was sie immer wollten; natürlich stachen meistens die schönen Pariser Guirlanden sonderbar ab gegen die Dessins der Residenzdamen; Ida hatte immer nur ihr leeres Stickstramin vorgenommen, hatte sich selbst mit geübter Hand Zeichnungen entworfen und war noch vor ihren Freundinnen fertig, die Ida's Arbeit für Zauber, für nicht möglich gehalten hätten, wenn sie nicht unter ihren Augen entstanden und vollendet worden wäre. Sie hatte noch in der Residenz ein prachtvolles Fußkissen für Papa angefangen, sie nahm es jetzt auch wieder vor, aber sie konnte sich selbst nicht begreifen, wie sie früher so langweilige Arbeiten machen, Stich über Stich und immer wieder Stich um Stich machen konnte — zurückgelegt bis auf Weiteres. Sie zeichnete mit schwarzer Kreide so fein, so gefällig für das Auge, daß sie

der Stolz ihres Zeichenlehrers war; auch hier war ihre Geduld unermüdlich gewesen; wenn Andere ihre Kopien kaum durchgezeichnet und mit den ersten Schatten versehen schon weggeworfen oder dem Zeichenmeister zur Vollendung auf einen Geburts- oder Namenstag übergeben hatten, so hatte Ida fortgemacht, und man sah allen ihren wunderlichen Bildern an, daß sie con amore ausgeführt waren; denn hatte sie einmal etwas angefangen, so mußte es auch vollendet werden. Sie hatte eine angefangene Madonna della sedia mitgebracht, sie öffnete jetzt die Mappe, breitete das Bild, das schon in seinen Umrissen viel versprach, vor sich aus, spitzte die Kreide, nahm sich vor, mit recht viel Geduld zu zeichnen, aber bald gab die Kreide keine Farbe, bald wurden die Striche zu dick und mußten verwischt werden, sie wurde von Neuem gespitzt, aber war die Spitze zu fein oder die Zeichnerin zu ungeduldig, oder die Kreide zu grobkörnig, alle Augenblicke brach sie unter dem Messer ab, und Finger bekam man so schwarz, daß sie kaum mehr rein gemacht werden konnten; sie entsetzte sich wie Lady Macbeth vor ihren eigenen Händchen, packte die Madonna schnell ein und legte sie ad acta. Sie setzte sich vor ihre Commode, zog alle Schubfächer heraus, wühlte in Blonden und Bändern und besah sie Stück für Stück, auch der Schmuck wurde hervorgezogen und gemustert; aber hatte sie dies Alles nicht hundertmal gesehen und wiedergesehen? Schnell Schmuck, Bänder und Blonden in die Fächer und zugeschlossen, alle diese Herrlichkeiten wollten das unruhige Herzchen nicht zerstreuen.

Endlich, endlich schlug es fünf Uhr, und sie konnte sich jetzt doch, ohne sich von ihrem Zöfchen auslachen zu lassen, zum Thee anziehen. Sie studirte jetzt recht ernsthaft, was sie wählen solle: einen vollen Anzug oder ein Hausnégligé? In der Residenz hätte sie, ohne sich zu besinnen, das Erstere gewählt. Dort fing ja der Tag eigentlich erst Abends recht an, und zur zweiten Toilette konnte sie dort kein Négligé wählen; aber hier in Freilingen, wo Morgen Morgen, der Mittag Mittag, der Abend nur Abend war, hier schien ein Négligé für den Abend ganz am Platz, um so mehr, da die paar Fräulein, die sie geladen hatte, wahrscheinlich recht geputzt kommen würden. Sie wählte daher ein feines Hausnégligé, ein allerliebstes weißes Batistüberröckchen, das nach einem Muster, wie man es hier zu Lande noch nie gesehen hatte, gemacht war; und wie glücklich hatte sie gewählt! Das knappe, alle Formen hervorhebende Ueberröckchen zeigte den in jugendlicher Frische blühenden Körper; den Teint hob zwar keine Perle, kein Steinchen, aber er war so schneefrisch, so zart, so blendend weiß, daß er ja keines Schmuckes bedurfte. Aber das Haar wurde dafür so sorgfältig, so glänzend als möglich geordnet. Die seidenen Ringellöckchen schmiegten sich eng und zart um Schläfe und Stirne, die Pracht ihrer Haarkrone war so entzückend, daß sie sich selbst gestand, als sie beim Glanz der Kerzen in den Spiegel blickte, als sie ihre höher gerötheten Wangen, ihr glänzendes Auge sah, mit Lust und heimlichem Lächeln sich gestand, heute ganz besonders gut auszusehen.

Und nun musterte sie noch einmal mit Kennerblicken den Theetisch. Der große Lüstre verbreitete eine angenehme Helle über das ganze Zimmer. Die Sitze waren im Kreise gestellt; ihr Platz neben dem Sopha, neben ihr mußte der Graf sitzen; die silberne Theemaschine, den Hahn ihr zugekehrt,

dampfte und sang lustige Weisen, die Tassen standen in voller Parade, die goldenen Löffelchen alle rechts gekehrt. Die Vasen mit Blumen von ihrer eigenen Arbeit nahmen sich gar nicht übel zwischen dem Backwerk und den Krystallflaschen mit Arak und kaltem Punsch aus. Die kleineren Partien, als Zucker, geschlagener Rahm, kalte und warme Milch, Citronen, waren in ihren silbernen Hüllen gefällig geordnet, es fehlte nichts mehr, als, weil es einmal in Freilingen Ton war, beim Thee zu arbeiten, eine geschickte Arbeit für sie; auch diese war bald gefunden, und kaum hatte sie einige Minuten in Erwartung gesessen, so fuhr ein Wagen vor.

„Wenn dies Marti—" doch nein, er konnte es nicht sein, die paar Schritte aus dem goldenen Mond herüber machte er wohl ohne Wagen; die Flügelthüre rauschte auf — Fräulein von Sorben! „Wenn nur die Andern auch bald kämen," dachte Ida, indem sie das Fräulein empfing, denn diese war nicht die Angenehmste ihrer Freilinger Bekannten. Sie war wenigstens acht Jahre älter als Ida, spielte aber doch immer noch das naive, lustige Mädchen von sechzehn Jahren, was ihr bei ihrer stattlichen Korpulenz, die sich für eine junge Frau nicht übel geschickt hätte, schlecht paßte; sie mußte übrigens von Präsidents mit Schonung und Achtung behandelt werden, weil sie einigermaßen mit ihr verwandt waren und ihr Obeim in der Residenz eine der wichtigsten Stellen bekleidete. Sie flog, als sie eingetreten war, Ida an den Hals, nannte sie Herzenscousin-chen und gab ihr alle mögliche, süße, verbrauchte Schmeichelnamen. Nachdem sie ihr Haar vor dem deckenhohen Spiegel ein wenig zurecht geordnet, die Falten des Kleides glatt gestrichen hatte, fragte sie, wer heute Abend mit Thee trinken werde. Kaum hatte Ida zögernd, als würde er dadurch enheiligt, den Namen Martiniz ausgesprochen, so machte sie einige mühselige Entrechats und küßte Ida die Hand: „Wie danke ich Dir für Deine Aufmerksamkeit, daß Du mich zu ihm eingeladen hast! Du bemerktest gestern gewiß auch, wie er mich mit seinen schwarzen Kohlenaugen immer und ewig verfolgte? Und heute früh, ich hatte mich kaum frisiren lassen, war schon mein guter Graf zu Pferd vor meinem Haus; das macht sich herrlich, so ein kleiner Liebeshandel en passant. Lache mich nur nicht aus, Herzenscousinchen, aber Du weißt, junge Mädchen wie wir plaudern gern, und die andern nehmen es nicht so genau, wenn Eine eine Eroberung gemacht hat."

Ida hatte zwar auch die Kohlenaugen leuchten sehen, aber nicht nach der alten, gelblichen Cousine; sie stand noch neben ihr vor dem Trümeau, sie warf einen Blick in das helle, klare Glas und überzeugte sich, daß Emil nicht nach der Cousine geschaut haben könne. Das „mein guter Graf" und das „wir jungen Mädchen" aus dem Munde der alten schnurrenden Hummel kam ihr so possirlich vor, daß sie, statt in Eifersucht zu gerathen, des heitersten, fröhlichsten Humors wurde. „O Du Glückliche," sagte sie boshaft, „wer auch so im Flug Eroberungen machen könnte!" „Es gehört nichts dazu, mein Kind, als Routine, nichts als eine gewisse Gewandtheit, die man freilich so schnell nicht erlernt; die Gewohnheit, der Geist muß sie geben. Du bist hübsch, Cousinchen, Du bist gut gewachsen, an Anstand, an schönen gesellschaftlichen Formen fehlt es Dir auch nicht, ehe drei Jährchen ins Land kommen, angelst Du Grafen, als hättest Du von Jugend auf gefischt."

Ida brach, weil sie das Lachen nicht mehr halten konnte, in lauten Jubel aus; „das wäre schön, das wäre herrlich, Grafen fangen!" rief sie, nahm ihre naive Lehrerin unter dem Arm und flog mit ihr im rasenden Schnellwalzer um den Theetisch.

Von Anfang ließ sich die Sorben diese rasche Bewegung gefallen, obgleich ihr, da sie bei ungemeiner Korpulenz bis zum Ersticken geschnürt war, der Walzer nicht sehr behagte; aber sie wußte, wenn man nur erst aufhöre zu tanzen, so werde man gleich unter das alte Eisen gezählt, und gab sich also alle Mühe, leicht zu tanzen. Als aber das Teufelskind, dem der Schelm aus Augen, Mund und Wangen hervorsah, immer rasender walzte, immer rascher im Wirbel tollte, da stöhnte sie: „ich kann nicht mehr — ob — hö — re auf!" Aber Idchen riß sie noch einmal herum und ließ sie dann, weil sie das Geräusch der Kommenden hörte, athemlos und bis zum Tod gepreßt, vor der Flügelthüre stehen, die in diesem Augenblick von zwei Lakaien aufgerissen wurde.

---

## Der Thee.

Martiniz und der Hofrath traten ein. War es Emils hoher, kräftiger Tannenwuchs, war es die ungezwungene Grazie seiner würdigen Haltung, war es das Geistvolle seines sprechenden Auges, war es der wehmüthige Ernst, der auf diesem schönen Gesichte lag, und ihm einen so unendlichen Liebreiz gab, waren die Träume der Ballnacht wieder aufgestiegen, um süße Erinnerungen zu flüstern? — Ida stand versteinert, als sie den Grafen erblickte. Ach sie hätte viel darum gegeben, in diesem Augenblick nicht die Hausfrau machen zu dürfen, sie hätte ganz von Ferne ihn betrachten und selig sein mögen. Hofrath Berner stellte ihn mit einem vielsagenden Blick seiner Ida vor; aber diese hätte sich in diesem wichtigen Moment selbst Schläge geben mögen, so linkisch, meinte sie, so albern hatte sie sich noch

nie benommen. Was mußte er nur von ihr denken? War sie doch gerade aus der Residenz gekommen, wo ihre Erziehung nach allen Regeln vollendet worden war, hatte sich in allen Cirkeln, in den feinsten Salons ohne Aengstlichkeit bewegt, und hier stand sie erröthend, mit niedergeschlagenen Augen, und stammelte recht kleinstädtisch „von der Ehre, die Seine Excellenz ihrem Hause erzeige."

Aber bei dem feinfühlenden Mann, der schon früher ihren Anstand, ihre Würde, ihre Erhabenheit über jedes Verlegenwerden bewundert hatte, erhöhte gerade diese süße Verlegenheit den Werth des Mädchens. Mit unendlicher Gewandtheit wußte er sie aus der peinlichen Verlegenheit dieser ersten Minuten herauszuführen, in wenigen Augenblicken war sie wieder das frohe, unbefangen scheinende Mädchen wie früher und konnte die Albernheit ihrer Cousine beobachten. Diese war, als die Flügelthüre aufging, dagestanden wie Frau von Lot bei Sodom, als sie in Steinsalz verwandelt wurde, starr, steif, athemlos, nur die beiden ungeheuern Fleischmassen ihres aufgepreßten Busens arbeiteten, von dem rasenden Schnellwalzer in Aufruhr gebracht, noch immer fort. Als ihr Martiniz vorgestellt wurde, war sie noch nicht zu Athem gekommen, sie ließ also nur einen Liebesblick auf ihn hinüberspazieren und verneigte sich hin und wieder. Als sie aber wieder Athem geschöpft hatte, fing sie in ihrer naiven Manier an zu kichern und erzählte, daß sie für ihr Leben gern tanze und daß es ihr und dem kleinen Herzenscousinchen unwiderstehlich in die Füße gekommen sei. Sie plapperte fort und fort, aber leider schien ihr nur der Hofrath zuzuhören, denn Martiniz, der neben Ida Platz genommen hatte, war mit dieser schon in so tiefem Gespräch, daß er auf das Geschnatter der Dicken nicht hören konnte. Sich so vernachlässigt zu sehen, konnte das fünfundzwanzigjährige Kind nicht dulden, sie erhob also ihre Stimme noch lauter und wurde sogar witzig; aber der Graf, dachte sie, nein, einen so verschämten Anbeter hatte sie noch nie gehabt, nicht einmal die Augen wagte er zu ihr aufzuschlagen, aber der Graf, denken wir, wie konnte sie auch nur verlangen, daß er zu ihr aufsehe? Hatte er denn jetzt nicht gerade alle Augen nöthig, um die unnachahmliche Grazie zu sehen, mit welcher das Engelskind Ida ihren Thee machte? Wie appetitlich sah es aus, wenn sie in die Tassen warmes Wasser strömen ließ, um sie in dem Kümpchen zu reinigen; wie allerliebst drehte sie den Hahnen in der Maschine auf und zu, wie verbindlich wußte sie die Tasse zu reichen; ach, er hätte sich auch die Butterbrödchen, den Zucker, den Arak und alle anderen Bedürfnisse viel lieber von ihr reichen lassen, als von den fünf reich galonirten Dienern, die solches umherboten! Mit welchen Augen hing er an ihr, an ihren Bewegungen; und Ida hätte nicht das pfiffige Mädchen sein müssen, wenn sie nicht in diesem sprechenden Auge das Gefühl bemerkt hätte, das für sie in seiner Brust lebte.

Die Gesellschaft war nach und nach größer geworden; der Präsident hatte einige seiner jungen Assessoren und Räthe mitgebracht, einige junge Damen von Ida's Bekanntschaft hatten sich eingefunden, und die Freilinger mußten sich alle, mit Ausnahme der Sorben, die sich schrecklich ennuyirte, gestehen, daß sie selten einen so geselligen, interessanten Abend verlebt hatten. Es kam dies wohl daher, daß der Präsident, der Hofrath

und Idchen Alles aufboten, um ihren neuen Gast zu erheitern, dadurch wurde das Gespräch allgemein und anziehend. Es ist eine alte Erfahrung, daß der allgemein anerkannte Werth des Geliebten ihn in den Augen seines Mädchens noch unendlich reizender macht, ihm noch eine erhabenere Stellung in ihrem Herzen gibt; so ging es auch Ida. Der Umfang des Wissens, den Martiniz im Gespräch mit den Männern an den Tag legte, seine interessanten Mittheilungen von seinem Vaterlande, von den vielen Reisen, die er gemacht hatte, seine feine Gewandtheit, womit er auch die Damen in das Gespräch zog, die verbindliche Artigkeit, womit er jeder zuhörte und ihr Urtheil weiter auszuführen und unbemerkt so zu drehen wußte, daß es wie etwas Bedeutendes klang, sein glänzender, lebhafter Witz, den ihm das immer rascher fortrollende Gespräch entriß — dies Alles gewann ihm die Achtung der Männer, riß die Herzen der Damen zu dem glänzenden Fremden hin.

Und Ida — sie war ganz weg! Seine Reden hatten Allen, seine Feuerblicke nur ihr gegolten; ihr Herzchen pochte stolz und froh; wo die Sorben und die andern Freilingerinnen seinen kühnen Ideen nicht mehr folgen konnten, da fing für sie erst die rechte Straße an; sie plauderte, wie ihr das Rosenschnäbelchen gewachsen war, lachte, scherzte in Witz und Schwank, daß dem Präsidenten vor Freuden das Herz aufging, wie gebildet, wie gesellschaftlich sein Kind geworden war. Er nahm sich in seinem Entzücken vor, gleich morgen ein Belobungsschreiben an Madame la Truiniaire zu schreiben, die ihm eine so glänzende Weltdame mit ungetrübter Unschuld und Natürlichkeit erzogen habe. Die gute Madame la Truiniaire aber hatte dieses Wunder nicht bewirkt; zwar galt Ida von Sanden in den ersten Häusern der Residenz für eine sehr feine und anständig erzogene junge Dame; doch war sie dort ernst, zurückhaltend, so daß, wer sie nicht näher kannte, über ihren Geist wenig oder gar nicht urtheilen konnte; nein, eine andere Lehrmeisterin, die reine Seligkeit der ersten, erwiderten Liebe hatte sie so freudig, so selig gemacht, hatte alle Pforten ihres tiefen Herzens aufgeschlossen und den Reichthum ihres Geistes ans Licht gelockt.

Der Hofrath war ein feiner Menschenkenner; von Anfang, als das Gespräch noch nicht recht fort wollte, hatte er Alles gethan, um es ins rechte Geleis zu bringen; nachher aber hatte er sich zurückgezogen und nur beobachtet. Da entging ihm denn nicht, daß der Graf, je länger er mit dem süßen Zaubertind sprach, je tiefer er ihm in das geistvolle Veilchenauge sah, je mehr sich vor ihm diese zarte Mädchenhaftigkeit, dieser reiche Geist, diese hohe Herzensgüte entfaltete, immer mächtiger zu ihr hingezogen wurde. Wie gestern, als er ihm von des Mädchens gebildetem Geiste, seinen stillen Tugenden erzählte, so verschwand auch jetzt nach und nach die Wehmuth aus seinen Zügen; eine rosige Laune, die diesem Gesichte unendlichen Reiz gab, ging an ihm auf, er konnte, was der Hofrath bei diesem Unglücklichen nicht für möglich gehalten hätte, sogar recht herzlich lachen, er konnte — nein, der alte Mann war verliebt in ihn, er sah ja vor Seligkeit und Liebe selbst aus wie ein verklärter Cherub.

Kam übrigens der Graf dem Hofrath wie ein Cherub vor, so sah in ihm die Sorben den leibhaftigen Satan. Hatte sie sich doch alle erdenkliche Mühe gegeben, ihm ihre Neigung zu ihm zu zeigen. Hatte sie nicht die

kleinen Kalmuckenaugen aufgerissen, daß ihr das Wasser darin aufstieg, nur um ihm das Feuer zu zeigen, das für ihn strahle, hatte sie nicht alle naiven Künste aufgeboten, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen? Aber jetzt sah sie klar, die kleine, unzeitige Kokette, ihre Cousine, hatte ihr den herrlichen Mann weggeschnappt. Sie warf allen Haß auf diese; hatte sie sich doch vorhin so kindisch gestellt, als könne sie nicht fünfe zählen. Sie selbst, o sie hätte sich können auf den Mund schlagen für die Dummheit, ja sie selbst hatte offenbar das Mädchen, das eigentlich noch ein Backfisch war, dazu aufgereizt, den Grafen zu fangen. Wäre sie mit ihrer Anleitung zur Routine zurückgeblieben, das Kind hätte nie daran gedacht, ihr Auge zu dem schönen Fremden zu erheben. So dachte die Sorben.

Ihr pomeranzenfarbiger Teint röthete sich vor Zorn, sich so hintangesetzt zu sehen; hatte ja doch, wenn sie recht darüber nachdachte, der Graf sogar ihrer gespottet, als sie glaubte, etwas recht Witziges gesagt zu haben. Es war davon die Rede gewesen, daß jetzt Alles Fräulein heiße, was man sonst wohl auch schlechthin Mamsell genannt habe. Man sprach her und hin darüber, und um Ida einen Stich zu geben, die zwar von väterlicher Seite von altem Adel war, aber eine Bürgerliche zur Mutter gehabt hatte, warf sie die witzige Bemerkung ein: „Die Fräulein kommen ihr gerade vor, wie die Spitzen. Es heiße Alles Spitzen, und doch sei ein so großer Unterschied zwischen den ächten und unächten, daß jedes Kind die Feinheit der ächten von den gröberen unterscheiden könne.“ Sie hatte triumphirend über ihr Bonmot im Kreise umhergesehen, die Antwort des Grafen machte sie aber stutzen. „Sie haben Recht, gnädiges Fräulein,“ hatte er gesagt, „und die ächten unterscheiden sich, wenn ich nicht irre, hie und da auch durch ihre Farbe von den unächten, wenigstens habe ich mir sagen lassen, daß die ganz ächten gelblichbraun aussehen.“ Hatte er auf ihre bräunliche Haut anspielen wollen? Die Herren und namentlich der Hofrath hatten so höhnisch dabei ausgesehen. Das Betragen des Grafen, der sie über Ida gänzlich zu ignoriren schien, bestätigte die Meinung. Sie kochte Rache in ihrer Brust und schwur sich mit den fürchterlichsten Eiden, daß der Backfisch seine Eroberung nicht weiter fortsetzen solle. Sie war auch die Erste, welche aufstand, und weil es schon ziemlich spät war, folgten die Uebrigen. Nein, es war ihr unerträglich! An der Thüre noch mußte sie mit ansehen, wie der Graf, welcher sich auch verabschiedete, mit seinen Blicken Ida beinahe verzehren wollte; sie mußte hören, wie er versprach, recht oft herüberzukommen. Verachtungsvoll wandte sie ihrer Cousine, die ihre Freundinnen zum Abschied küßte, den Rücken, stürmte die Treppe hinab und setzte sich, mit der ganzen Welt zerfallen, in ihren Wagen.

„Herrlicher Mensch, der Martiniz,“ sagte der Präsident, als die Gesellschaft auseinander gegangen war, zu Ida und dem Hofrath, die noch bei ihm saßen, charmanter Mensch! Wie gewandt, wie fein! Schade nur, daß er sich nicht auf's diplomatische Fach gelegt hat! Wie er Alles so artig zu geben weiß; wie er Allem, auch dem Trivialsten, was unsere Damen sagten, mit einer Engelsgeduld zuhörte und gutmüthig ein glänzendes Mäntelchen umhing, wenn sie etwas Dummes plapperten. Er wäre eine wahre Zierde des Landes, wenn er sich bei uns ankaufte. Die Gräfin Aarstein mag ich ihm auch ganz wohl gönnen, möchte übrigens wissen, wie weit er mit ihr steht.“

Ida, die dem Lobe des Geliebten mit niedergeschlagenen Augen und fliegender Brust zugehört hatte, fühlte bei den letzten Worten nicht nur einen Stich ins Herz, sondern auch einen leisen Druck auf ihr Füßchen. Sie merkte gleich, woher dies kam, und begegnete dem listigen Auge des Hofraths, der ihr Trost zuwinkte und den alten Papa über seine Fehlschüsse auszulachen schien. Ja, es stieg reiner süßer Trost in ihr auf. Zwar sie hatte schon von der hohen Verstellungsgabe der Männer gehört und gelesen; sie wußte das Sprüchwort solcher Reisenden: „Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen;" sie erinnerte sich an die üppigen Reize der Aarstein, an ihre Verführungskunst, die schon so manches junge unerfahrene Männerherz bethörte, an ihre wichtigen Verbindungen mit dem Hof, an ihre eigene nicht ganz streng stiftsfähige Geburt. Aber was wollte sie denn? Sie wollte ja gar nicht an das Glück denken, Hand in Hand mit diesem Mann durchs Leben zu gehen, sie wollte ja nur geliebt sein, und daß sie es war, sagte ihr ihr scharfes Auge, ihr Herz, das jeden Ton der Liebe verstanden hatte. Aber konnte dieses alles nicht dennoch Verstellung sein? Wer sagte ihr, daß dieser fremde Mann sie nicht betr —

Nein! betrügen konnte dieses edle, reine Gesicht nicht, die Gluth dieser Augen konnte nicht täuschen. Froh dieser Ueberzeugung, die sie während des Auskleidens gewann, hüpfte sie in ihr Schlafzimmer und machte dort vor dem Spiegel einen komischen Knix. „Habe die Ehre mich zu empfehlen, Frau Excellenz, Gräfin von Aarstein," sprach die Muthwillige, „hier steht eine junge Dame, die sich mit Ihnen in den Kampf um den schönen Polacken einlassen will, welchen Eure Excellenz als Sattelpferd an Ihren Triumphwagen spannen möchten. Ich bin zwar weder so dick, noch so geschminkt als Sie, aber dennoch wagt es meine Wenigkeit, gegen Höchstdieselben zu streiten." Noch einen Knix und dann Unterröckchen und Strümpfchen herunter und mit einem Satz in das weiche Bettchen. Dort streckte sie das Engelsköpfchen noch einmal aus der Decke hervor, warf ein Kußhändchen nach dem goldenen Mond hinüber und flüsterte: „Gute Nacht, mein armer Emil; schlafe sanft und träume süß, träume auch ein ganz klein wenig von Ida." Sie schloß selig die Augen und legte sich zurecht, wollte eben hinüber wandern in das unbekannte Land der Träume, da schüttelte sie ein jäher Schrecken wieder auf und jagte sie aus dem Bette. —

---

## Das Ständchen.

Dem Oberlieutenant von Schulderoff hatte die Demonstration seiner gnädigen Frau Mama zu wohl gefallen, als daß er sich durch den ersten, ziemlich bedeutenden Durchfall, den er überall lieber als vor Präsidents Haus erlebt hätte, abschrecken ließ.

Im Gegentheil, wenn er recht darüber nachsann, so schien ihm die Sache eine glücklichere Wendung genommen zu haben, als er dachte. Schon oft hatte er ja von dem

zarten Mitleiden der Mädchen gelesen, und daß aus Mitleid leicht Liebe werde, hatte er an sich selbst erfahren. Einer seiner Kameraden hatte einen Hund gehabt, eine prachtvolle englische Dogge. Dieser war der Fuß abgefahren worden, und wie es mit den Invaliden zu gehen pflegt, der Herr Bruder wollte Diana dem Schinder geben. Schuldoroff aber bat, von Mitleiden ergriffen, um ihr Leben, erhielt sie als Geschenk, und jetzt läuft sie auf allen Vieren so gut als zuvor. Ihr Herr aber liebt sie, wie man nur einen Hund lieben kann, und das Alles aus Mitleiden! So konnte auch ihr Mitleiden bald in Liebe verwandelt werden. Daß sie aber Mitleiden fühle, war gar keine Frage. War sie nicht, als er die verdammte Mähre nicht mehr erreichen konnte, ganz bleich mit dem Kopf zum Fenster hinausgefahren, als wollte sie durch die Tafelscheiben brechen; hatte sie nicht seinem Roß mit einem Jammerblick nachgesehen, der ihm deutlich sagte, daß sie den innigsten Antheil an seiner Fatalität nehme?

Der erste Coup war solchergestalt unglücklich und dennoch glücklich ausgefallen; der zweite sollte um so brillanter werden. Mama hatte auf Nr. 2 im Eroberungsplan die ungemeine Nachtmusik mit den Regimentstrompetern angegeben, sie hatte ihm noch einmal eingeprägt, wie er sich dabei zu geberden habe, und endlich schritt man an das große Werk.

Schuldoroff hatte einige Kameraden, denen auch Rollen von diesem neuen Don Juan zugetheilt worden waren, in ein Weinhaus geführt, wo sie sich gütlich thaten, bis der entscheidende Moment kam. Je näher es aber an zwölf Uhr ging, desto besorgter sahen sich die Freunde an, denn Schuldoroff hatte, sie wußten nicht wie, einen kapitalen Hips bekommen, daß er allerlei tolles Zeug unter einander vorbrachte; aber die Kälte draußen konnte ihn schon zur Besinnung bringen. Man brach also Schlag zwölf Uhr auf, rief die Regimentsmusik aus einem Bierhaus, wo sie sich versammelt hatte, und fort ging es vor des Präsidenten Haus. Da man voraussetzen konnte, daß Ida schon sanft entschlafen sei, so wurde zum ersten Stück kein Adagio gewählt, sondern das rauschendste Fortissimo, das unter den Dragonern Tagwache oder Reveille genannt wurde, weil die achthundert Dragoner alle Morgen mit diesem Stück aus ihrem sanften Morgenschlummer trompetet wurden. Zu dieser Reveille setzten die zwanzig Trompeter ihre Hörner, Posaunen und Trompeten an, der Stabstrompeter, oder, wie er sich lieber nennen ließ, Kapellmeister, winkte, und in rauschendem Geschmetter, als wollten sie den jüngsten Tag anblasen, tönte die Reveille durch die stille Mitternacht zu dem einsamen Bettchen Ida's und weckte sie aus süßen Träumen. Diese Art von Attention war ihr so ungewohnt, daß sie von Anfang glaubte, es brenne irgendwo im Städtchen; als sie aber nachher deutlich einige Walzer unterschied, so war kein Zweifel mehr, daß es eine Nachtmusik sei, die ihr gelte.

Es war kalt, sie hüllte sich fröstelnd wieder in ihre seidene Decke und dachte unter den lockenden Tönen nach, ob wohl Martiniz auf so unzarte Weise ihr eine Aufmerksamkeit erweisen wolle. Nein, der Unglückliche mußte ja der Zeit nach jetzt in der Kirche sein, und er, der sich in Allem so zartfühlend, so sinnig bewies, er konnte nicht diese Trompeten zu Organen

wählen, um seine Empfindungen auszudrücken; in Wälzerchen und Polonaischen, in diesem rauhtönenden Deydeldum und Schnirkeldum konnte Emil seine Liebe nicht ausdrücken.

Jetzt schwieg die Musik, sie hörte Stimmen auf der Straße.

Die Offiziere hatten Schulderoff in den Schein einer Straßenlaterne an eine Mauer gelehnt. Verabredeter Weise fingen sie nach dem dritten Walzer an: „Herr Bruder! Schulderoff! wo steckst Du denn? Ich glaube, die Liebe hat den armen Kerl ganz toll gemacht!"

„Ach, Kameraden, mir ist so weh, so weh!" stammelte der begeisterte Liebhaber, dem nur noch ein Theil seiner Rolle beifiel und zwar gerade der Theil, welchen er in seiner jetzigen Lage mit großer Wahrheit spielte. „blast, blast!" rief er dann, und focht mit den Armen in der Luft; „blast! O wären das die schwedischen Hörner und ging's von hier gerad ins Feld des Todes."

„Wie der Herr Lieutenant befehlen," antwortete der Stabstrompeter. „Frisch auf, Nr. 62, die Galoppade!" Und jetzt ging der Tanz von Neuem los, daß alle Hunde in der Nachbarschaft laut wurden und die Nachbarn sich beklagten, daß man ihre Nachtruhe störe. Ida war kein Wörtchen des Gespräches entgangen, und sie schämte sich ordentlich, dem Herrn von Schulderoff, der ihr gerade nicht von der empfehlendsten Seite bekannt war, diese Musik zu verdanken. Es schlug ein Uhr, als die Künstler abzogen, und von Ida's Augen war aller Schlaf gewichen. Sie warf sich hin und her, aber es wollte ihr nicht gelingen, den mohnbekränzten Gott, den Schulderoff so unzarter Weise verscheucht hatte, zurückzurufen. Sie ging noch einmal die Bilder dieses Abends und der letzten Tage durch; durfte sie auch mit Recht hoffen, daß sie ihm nicht gleichgültig —

Der Ball? Es ist wahr, er hatte immer nach ihr gesehen, aber das bewies nur, daß auch sie immer nach ihm gesehen hatte; konnte ihm nicht ihr wiederholtes Hinsehen aufgefallen sein, konnte er nicht deßwegen so oft nach ihr gesehen haben? — Bei dem Souper, ja, da war er hinter ihr gestanden, hatte, als sie anstießen auf Liebe und Freude, tief geseufzt; aber durfte sie dies auch auf sich beziehen? Konnte ihn, der so unglücklich schien, nicht so Manches seufzen machen? — Nachher bei dem Cotillon, ja er erröthete, als sie ihn zum Tanz aufzog, aber etwa nur wegen ihr, nicht, weil sie die Einzige war, die es wagte, ihn aufzuziehen? — Heute Abend, als er beim Thee neben ihr gesessen, da hatte er oft sonderbare Winke ihr zugeflüstert, einmal als man ihn fragte, was ihm an der hiesigen Gegend so anziehend sei, hatte er ihre Hand unter dem Tisch gefaßt, sie gedrückt und ihr zugeflüstert: „Ich weiß wohl, darf es aber nicht sagen." Was konnte er damit gemeint haben? Es war wohl bloße Galanterie gegen sie, als Dame des Hauses.

Schelmchen Ida wußte es wohl, was es war, aber sie belog sich selbst, um immer wieder aufs Neue zu zweifeln und zu hoffen. Sie lächelte sich selbst aus über ihren Zweifel. „Nein, der Hofrath muß mir beichten," sagte sie zu sich und klopfte auf die seidene Decke, „der muß beichten; hat er doch so geheimnißvoll gethan, als habe der Graf sein ganzes Herz gegen ihn ausgeschüttet, da will ich schon erfahren, ob er mich lie —"

Einige rasche, volle Griffe auf einer Guitarre unterbrachen ihr Selbst-

gespräch; sie setzte sich im Bettchen auf, sie lauschte; ein süßes, melancholisches Adagio wurde gespielt; Ida hatte selbst etwas weniges klimpern gelernt, sie kannte hinlänglich die Schwierigkeit dieses Instruments, wenn es ohne Begleitung der Stimme oder eines andern Instruments die Gefühle in wohlgerundeten vollen Sätzen ausdrücken soll; aber so hatte sie dieses Instrument nie spielen gehört. Es graute ihr vor diesen fließenden Läufen, wenn sie daran dachte, wie schwer sie seien, und diese vollen runden Klänge, diese melodischen Klagen, die den ärmlichen sechs Saiten entlockt wurden! Wer konnte nur in Freilingen so hinreißend, so süß spielen? Sie huschte schnell in die Pantöffelchen, zog die seidene Mantille um und schlich sich ans Fenster; sollte Mart —

Ja, weiß Gott! seine Zimmer waren noch hell erleuchtet, die Gardinen waren herabgelassen, aber deutlich konnte sie den Schatten eines an den Fenstern Auf- und Abwandelnden erspähen. Es war Martiniz; und jetzt gewann sein Spiel erst volle Bedeutung, jetzt verstand sie seine flüsternden Klagen, seine sehnenden Uebergänge, die süße Melancholie seiner Mollakkorde. Er schwieg, er stand, sie sah deutlich seinen Schatten, er stand ihr gegenüber am Fenster. Ein bedeutungsvolles Vorspiel begann. „O, wenn er auch singen könnte, wie köstlich, wie wunderschön wäre es!“ dachte Ida, hüllte sich tiefer in ihr Mäntelchen und setzte sich an's Fenster; ihr Herzchen pochte voll Erwartung. — Er sang, eine tiefe, volle, klare Männerstimme trug eines jener polnischen Nationallieder vor, wie sie schon mehrere gehört hatte, und die jedes fühlende Herz durch ihre Innigkeit, durch ihre sanften Klagen so tief ansprechen; er sang, sie verstand kein Silbchen von den polnischen Wörtern, aber dennoch faßte sie den Sinn so gut als irgend eine polnische Schöne; ach, es waren ja die Töne, die man auf der ganzen Erde versteht, die Klagen der Liebe, die sich nach dem geliebten Gegenstande sehnt, die um Erwiderung fleht, die ihren Schmerz in den flüsternden Tönen der Wehmuth ausweint. Thränen stürzten dem liebenden Mädchen aus den Augen, sie schlich sich zurück zu ihrem einsamen Lager, Emils Töne begleiteten sie. Die geheimnißvolle Stille der Nacht, das räthselhafte Leiden des interessanten, unglücklichen Mannes, sein Liebe athmender Gesang, der ja ihr allein in der schweigenden Mitternacht galt, dies Alles erfüllte sie mit einer nie gekannten Sehnsucht, es war ein unaussprechliches, aber süßes Gefühl der Wehmuth und des Glückes; ja sie war geliebt; diese liebewarmen Töne wisperten es ihr in die Seele, sie war geliebt, wahr und innig, wie auch sie liebte. Sie preßte ihre weichen Händchen auf das lautpochende Herz, auf die entfesselte Brust, wo es siedete und brannte, als habe das dunkle Feuerauge des Geliebten das wallende Blut wie dürren Zunder angezündet. Verschämt, als könne er durch die finstere Nacht, durch ihre dichten Jalousien zu ihr herübersehen, verhüllte sie das pochende Herzchen, zog die Decke bis an den Mund herauf, preßte die Aeuglein zu und flüsterte hinüber in die weichen Töne seiner Laute noch ein herzliches: „Schlaf wohl!“

# Die Freilinger.

Die Leute in Freilingen sind wie überall; es vergingen keine acht Tage, so wußte jedes Kind, daß Präsidents Ida und der reiche Pole ein Paar seien. Die Freilinger ärgerten sich nur darüber, daß man ihnen Sand in die Augen streuen wolle; daß die beiden Leutchen einander vorher schon gekannt hatten, war am Tage; denn wie sollte Martiniz am gleichen Tage mit ihr ankommen, was sollte er überhaupt in dem obscuren Freilingen so lange thun, als weil er Ida liebte, die, Gott weiß durch was für Kunstgriffe, den Goldfisch in ihr Netzchen gelockt hatte. Papa Präsident — nun, dem schwefelte man etwas Blaues vor, daß der Herr Graf doch mit Ehren in's Haus kommen könnte; was da beim Thee verging, das wußte freilich Jedermann, weil man da so ein paar Respektspersonen dazu einlud; aber was Vormittags im Zimmer, Nachmittags im Garten, Abends nach dem Thee vorging, das wußte Niemand; beten werden sie nicht mit einander, sagten die Leute; da spricht man wohl immer von dem Hofrath Berner, der sei ja hinten und vorn dabei, daß ja nichts Unrechtes geschehen könne; aber man wußte ja von früher her, wie er dem Mädchen alle losen Streiche durch die Finger sah; jetzt wird es nicht viel anders sein, da sie größer ist. So urtheilte die Welt; sie urtheilte aber noch weiter: das Mädchen, die Ida, thut so jüngferlich und so zümpferlich, als wäre sie in der Residenz eine Vestalin geworden, und vorher war sie wild, ausgelassen, trotzig; das müßte ja ein Gott sein, der aus einer solchen Hummel ein reputirliches Mädchen ziehen wollte. Aber in allen Instituten ist man seit neuerer Zeit viel pfiffiger geworden; da sagt man den Mädchen, ihr könnt Alles thun, aber haltet Maaß und treibet es fein; daher kommt es, daß jetzt lauter Tugendspiegel aus den Instituten kommen. Sonst kamen sie ein wenig affektirt, ein wenig frei nach französischem Schnitt und Ton; jetzt weiß man das ganz anders: sittsam, keusch, ehrbar, Alles, was sie sein sollten, sind sie, da fehlt sich's nicht, vollkommen, wenn man es so von der Seite sieht; kommt aber so ein Pole, so ein Graf Weißnichtwoher und Baron Nirgendan, so bewahrt man den Schein und damit holla! So urtheilten die Freilinger von dem edelsten, besten Mädchen, das in ihren Mauern war; so urtheilten sie, und wie das Böse überall schneller um sich greift, als das Gute, so wußte und glaubte schon nach acht Tagen die ganze Stadt, was ein paar Muhmen bei einer Tasse Kaffee ausgeheckt hatten. Auch über den harmlosen Martiniz erging das nämliche Gericht.

Leute wie die Freilinger können nichts weniger leiden, als wenn Menschen unter ihnen umher wandeln, von denen sie nicht Alles von A bis Z

wissen, woher und wohin, was sie für Plane haben u. s. w. Kauft einer nicht ein Pferd oder ein paar Ochsen, oder ein paar Hufen Landes, so ist er ein unerträglicher Geheimnißkrämer, der allein das Vorrecht haben wolle, daß die Leute nicht wissen sollen, was an ihm ist. Dieser Pole vollends versündigte sich auf die impertinenteste Art an Freilingen. Er schien kein Frauenzimmer zu bemerken als Ida, und doch gab es viele, die ihm ihre Aufmerksamkeit da und dort bezeigt hatten. Er war reich, gab viel Geld aus, und doch konnte Niemand sagen, was er denn eigentlich im Städtchen zu thun habe; schon sein ernstes, bleiches Gesicht war ihnen wie ein verschlossenes Buch, das sie gar zu gern durchblättert hätten. Das ist ein Bruder Liederlich, sagten die Einen, man sieht es ihm an der Farbe an; ein Mensch, ohne ein Fünkchen Lebensart, sonst würde er wenigstens seine Tischnachbarn mit seinen näheren Verhältnissen bekannt machen, würde auch in andere anständige Cirkel kommen, als nur zu Präsidents. So urtheilten sie von Martiniz, zuckten die Achseln, wenn sie von ihm und seinem Verhältniß zu Ida sprachen; darin waren sie aber Alle einverstanden, daß der Präsident von seinen Verhältnissen doch etwas wissen müsse, denn er lächelte so geheimnißvoll, wenn man ihn wegen des Fremden anbohrte.

Alt und Jung kannte bald den fremden Grafen, und überall cursirte er unter dem Namen „der Mann im Mond," denn sein geisterhaft bleiches Gesicht, sein Aufenthalt im goldenen Mond hatte dem Volkswitz Anlaß zu diesem Spottnamen gegeben, und selbst Ida, als sie es erfuhr, nannte ihn nie anders, als den „Mann im Mond."

---

## Feindliche Minen

Wie es übrigens zu gehen pflegt, die ärgsten Feinde Ida's und des Grafen ließen sich öffentlich am wenigsten über dies Verhältniß aus; Frau von Schulderoff und Fräulein von Sorben fühlten sich bis zum Tod beleidigt, aber sie hielten öffentlich an sich und schwiegen.

Beide hatten sich vorher wenig gesehen, denn sie waren etwas über den Fuß gespannt; der Lieutenant Schulderoff hatte einmal einen ganzen Winter hindurch dem Fräulein die Cour gemacht; das Verhältniß hatte sich aber aufgelöst, man weiß nicht wie. Jetzt, da sie in einem Spitale krank waren, jetzt näherten sie sich wieder, und obgleich das Fräulein in ihrem Herzen der Frau von Schulderoff Schuld gab, sie habe den Sohn aus ihren Netzen gezogen, so vergaß sie doch einstweilen diese Kränkung, um diese neuere besser zu tragen oder zu rächen. Die Frauen sehen in solchen Sachen feiner und viel weiter als jeder Mann an ihrer Statt; so hatte die Sorben bald weggehabt, daß das Unglück des Lieutenants vor dem Hause des Präsidenten, von dem die ganze Stadt sprach, wohl nicht so zufällig sei, als man es erzählte, sie hatte durch ihre Kundschafter bald

weggehabt, daß die Nachtmusik, von den zwanzig Regimentstrompetern aufgeübt, nicht den Grafen, sondern Lieutenant Schulderoff zum Urheber habe, der, wie die Juden die Mauern von Jericho, so die Steinwälle und Gußeisenthore von Ida's Herzen mit Zinken und Posaunen habe niederblasen wollen.

Dies Alles fühlte sie so recht gut und kalkulirte, was sie nicht wußte, so richtig zusammen, daß sie über den ganzen Roman des Herrn von Schulderoff Rechenschaft geben konnte. Die Mama des verunglückten Liebhabers, der seit der Nachtmusik nur noch spröder behandelt worden war, mochte sie nun ahnen, daß die Sorben auch ein wenig verletzt sei, oder mochte sie nur einen gewissen Verwandtschaftsneid zwischen dem Fräulein und Ida voraussetzen — sie besuchte von freien Stücken die Sorben, theilte ihr mit, was sie wußte, und ließ sich mittheilen, was das Fräulein im Stillen erlauscht und erspäht hatte. Uebrigens lebte auch sie in der festen Ueberzeugung, Martiniz und Ida haben sich schon lange gekannt, und er sei ihr nach Freilingen nachgefolgt, denn von den nächtlichen Leiden des unglücklichen Grafen ahnte Niemand auch nur ein Silbchen, so verschwiegen war der Küster des Münsters in dieser Sache.

Unbegreiflich war und blieb es übrigens sowohl der Frau von Schulderoff als der Sorben, warum der Graf, der doch sein eigener Herr schien, nicht schon lange bei dem Präsidenten um Ida's Hand gefreit habe; sie, die sich kein anderes Hinderniß dachten, sie, die nur einen Grund sehen wollten, waren einig darüber, daß es dem Grafen entweder nicht recht ernst sei, oder daß es sonst irgendwo ein Häkchen haben müsse. So hatten beide Damen schon seit vielen Nachmittagen und Abenden, die sie bei Kaffee oder Thee mit einander zubrachten, kalkulirt, und immer schien es ihnen, sie haben noch nicht das Rechte getroffen; da traf es sich, daß ein Kammerherr, den Frau von Schulderoff kannte, durch Freilingen kam und der gnädigen Frau, bei welcher Fräulein Sorben gerade zum Kaffee war, während man umspannte, einen Besuch machte.

Wessen das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Der Kammerherr hatte kaum seine Tagesneuigkeiten vom Hof ausgepackt, als Frau von Schulderoff auch auf Ida und den Grafen kam und den Kammerherrn fragte, ob sie wohl schon in der Residenz liirt gewesen seien?

Der Kammerherr horchte hoch auf bei dem Namen des Grafen Martiniz. „Wie ist mir denn?" sagte er, „ist das nicht der polnische Graf mit den drei Milliönchen, der unsere Gräfin Aarstein — ja, wahrhaftig! jetzt fällt es mir erst ein, in dieser Gegend sagte man, werde er sich ankaufen, und darum ist er wohl hier. Nein, meine Gnädigen, mit Fräulein Ida von Sanden war der Pole in der Residenz nicht liirt, denn er war noch nie in der Residenz, wird aber dort jeden Tag erwartet; das Verhältniß, das er hier angeknüpft hat, da können Sie sich auf Ehre darauf verlassen, ist nur so en passant, weil er vielleicht nichts zu thun hat; nein, der ist nicht für die Sanden!"

Die beiden Damen warfen sich bedeutende Blicke zu, als sie diese Nachrichten hörten. „Sie sprachen vorhin von der Gräfin Aarstein," sagte die Schulderoff; „darf man fragen, wie diese —"

„Die Aarstein will ihn heirathen," warf der Kammerherr leicht hin,

„sie hat es jetzt genug, die Wittwe zu spielen; der Hof wünscht sie wieder vermählt zu sehen, und zwar soll es, weil der Fürst überdrüssig ist, ihre enormen Schulden zu bezahlen, etwas Reiches sein. Da kommt wie ein Engel vom Himmel dieser Pole ins Land, um sich hier anzukaufen; er ist von seinem Gesandten der Regierung aufs Dringendste empfohlen, denn man macht hauptsächlich wegen seines Oheims, der Minister in .... schen Diensten ist, ein großes Wesen aus ihm; kaum hört die Aarstein von den drei Millionen und dem alten Oheim, der ihm einmal eben so viel hinterläßt, so erklärt sie mit schwärmerischer Liebe (Sie kennen ihr liebevolles, ahnendes Herz): „diesen und keinen Andern." Man ist höheren Orts schon gewöhnt, ihrem Trotzköpfchen nachzugeben; und diesmal traf es ja überdies ganz herrlich mit allen Planen zusammen; kurz, die Sache ist eingeleitet und, so viel ich weiß, schon so gut als richtig."

„Est-il possible, est-il croyable?" tönte es von dem Munde der erfreuten Damen; die Sorben traute aber doch nicht so ganz; „ich kann Sie versichern," sagte sie zum Kammerherrn, „Fräulein von Sanden, die Sie aus der Residenz kennen müssen, ist sehr liirt mit dem Grafen, und ich fürchte, ich fürchte, die Gräfin kommt nicht zum Ziel!"

„Nicht zum Ziel?" lachte der Kammerherr, „nicht zum Ziel? Das wäre doch kurios; man spricht ja in allen Cercles von dieser Verbindung; die Gräfin nimmt zwar noch keine Gratulationen an, aber das Lächeln, mit dem sie es ablehnt, ist so gut als Bestätigung, und wenn er auch nicht wollte, er muß sie heirathen, denn er kann doch nicht unsern Hof vor den Kopf stoßen; was wird er aber nicht wollen? Bedenken Sie, die Gräfin ist so gut als anerkannt von unserem Hof, hat unläugbar mehr Gewicht, als alle Uebrigen zusammen; ist schön, blühend, macht das beste Haus; er wäre ja ein Narr, wenn er nur den leisesten Gedanken hätte, sie auszuschlagen. Und Fräulein Ida? Nun, das soll mich doch wundern, wenn die sich endlich einmal hat erweichen lassen. Unsere Herren in der Residenz knieten sich die Kniee wund vor diesem Marmorengel; aber alles soll umsonst gewesen sein. Zwar erzählte man sich Allerlei von dem Rittmeister von Sporeneck; sie sollen aber gebrochen haben, weil sie seine Liaison mit der Aarstein erfuhr. Nun, Glück auf! Wenn der Graf die zahm gemacht hat, dann paßt er zu der Gräfin, und ich sehe nicht ein, was dieses Verhältniß schaden könnte; die Gräfin Aarstein wird als Gemahlin des Polen ihre Liebhaber nebenher auch nicht aufgeben. Doch was schwatze ich; Ihr Onkel, Fräulein von Sorben, kann Ihnen über diese Sachen die beste Auskunft geben, denn ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht die Hand dabei im Spiele hat." Der Reisewagen fuhr vor, der Kammerherr empfahl sich und ließ die beiden Damen in frohem Staunen und in Verwunderung zurück.

„Arme Ida!" sagte die Sorben spöttisch, „so viel Routine hast du denn doch noch nicht, daß du Geschmack daran finden könntest, die Nebenbei des Grafen Martiniz zu spielen. Nein! wie das Dämchen, das also in der Residenz die Spröde so schön zu spielen wußte, aufschauen wird, wenn der gute Mann im Mond, den sie schon ganz sicher in Ketten und Banden hat, wenn der amoroso Bleichwangioso auf einmal Morgens verschwunden ist, am nächsten Posttag aber ein Paket einläuft mit Karten,

worauf Graf Martiniz mit seiner Gemahlin, verwittweten Gräfin von Aarstein deutlich zu lesen ist."

„Nicht mit Gold ist sie zu bezahlen, diese Nachricht," bemerkte die Schulderoff mit triumphirender Miene, „und um so mehr wird sie sich ärgern, daß es die Gräfin Aarstein ist, denn diese hat ihr ja, wie Sie hörten, auch den herzigen Jungen, den Sporeneck, abgespannt —"

„Sie kennen den Sporeneck, gnädige Frau?" fragte die Sorben, und ihr gelbliches Gesicht schien tief über etwas nachzusinnen.

„Wie meinen Sohn," versicherte jene; „wie oft war er auf Besuch bei uns in Schulderoff, als er in Garnison in Tranzow lag! Mich nimmt es nicht Wunder, wenn er Ida kirre gemacht hat, denn wo lebt ein Mädchen, das er, wenn er es einmal auszeichnete, nicht für sich gewann!"

„Herrlich, das muß uns dienen!" fuhr das Fräulein fort; sie setzte auseinander, daß ihr scheine, als habe der Graf doch etwas zu tief angebissen bei Präsidents, und als wolle er vor der Hand nicht an die Gräfin denken; da wolle sie nun ihren Onkel, den geheimen Staatsrath von Sorben, gehörig präpariren, und sie stehe dafür, daß der Graf die längste Zeit im Mond logirt haben werde. Am besten wäre es, wenn man die Aarstein selbst in Freilingen haben könnte; doch sei dies bei dieser Jahreszeit nicht wohl möglich, darum solle auch Frau von Schulderoff Schritte thun. Sporeneck werde ihr schon die Gefälligkeit erweisen, auf einige Tage hieherzukommen; seine Sache sei es, den Grafen recht eifersüchtig zu machen. Habe man diesen nur erst dahin, daß er nicht so ganz auf die Scheinheiligkeit Ida's baue, so sei auch im Uebrigen bald geholfen.

Frau von Schulderoff umarmte die Rednerin stürmisch und ergänzte den Plan vollends — „und wenn der Graf aus dem Netz ist, wenn man dann fühlt, daß man sich doch ein wenig sehr prostituirt hat, dann ist auch mein Lieutenant wieder gut genug; aber dann soll er mir sie auch nicht nehmen, die stolze Prinzessin, als bis der Herr Papa Präsident mit seinen Friedrichsd'ors herausrückt und unsern Schulderoff wieder flott macht; um die zimpferliche Schwiegertochter bekümmere ich mich dann nicht so viel, die mag sehen, wie sie mit meinem Monsieur Thunichtgut auskommt."

Der Traktat, der noch einige geheime Artikel enthielt, war gemacht und beschworen. Schon nach zwei Stunden ging eine Depesche von Fräulein von Sorben an ihren Onkel in die Residenz ab, worin mit bewunderungswürdiger Klarheit dargethan war, wie die Tochter des Präsidenten einen jungen Polen in ihre Netze zu ziehen suche, daß man schon von einer Heirath zwischen beiden spreche, und daß sie nur bedaure, daß dadurch der Residenz ein glänzendes Haus entzogen werde, denn Ida scheine darauf zu bestehen, daß der polnische Graf sich in Freilingen niederlasse.

Der Brief, das wußte sie, konnte seine Wirkung nicht verfehlen. Wenn auch der Oheim Geheimerath nicht daran gedacht hätte, bei der eingeleiteten Heirath zwischen Martiniz und der Gräfin Aarstein seine Hand im Spiele zu haben, so hätte ihn doch der letzte Punkt des Briefes dazu vermocht, alles aufzubieten, um die Niederlassung des Grafen in Freilingen zu hintertreiben. Der Gedanke, daß ein großes Haus mehr in die Residenz kommen könnte, war begeisternd für ihn. Unter allen Sterblichen schätzte er die am höchsten, welche Häuser machten; darunter verstand er freilich nicht

Zimmerleute oder Maurer, sondern die, welche ihm Schildkrötensuppen, fette Austern, feine Ragouts, gute fremde Weine vorsetzten, die, welche regelmäßig einmal in der Woche des Abends Thüren und Thore öffneten, um frohe Gäste bei sich zu sehen, hohe Spiele arrangirten, köstliche Bälle zu geben wußten. Solche Häusermacher liebte der alte Sorben, denn er war ein altes Weltkind und ein feiner Schmecker aller Delicen, sie mochten todt oder lebendig, vier- oder zweifüßig sein, mochten dem Gaumen oder der Nase, dem Ohre, dem Auge oder dem Tastsinne schmeicheln — er war ein Kenner und daher mußte es in seinen Wünschen liegen, ein Dreimillionen-Gräfchen in die Residenz zu bekommen.

So hatte ihn seine gewandte Nichte, ohne daß er es merkte, bei allen fünf Sinnen zumal, nur durch ein paar kleine Worte gefaßt, und sie durfte überzeugt sein, er fange Feuer.

Aus dem freiherrlich Schulderoff'schen Palais, das für jetzt, in Ermanglung eines bessern, nur aus einigen Mansardenstübchen bestand, lief ein Brief ab, der keinen geringeren Hagelslärm, kein schwächeres Halloh in die Residenz machen sollte, als die zwanzig Trompeter letzthin, als sie die Reveille vor Ida's Fenster bliesen. Er war an Se. freiherrliche Gnaden, den Herrn Rittmeister von Sporeneck, bei Husaren Nr. 3 überschrieben, und lautete wie folgt:

„Freilingen, 11. Dec. 1825.

„Herr Bruder!

„In meiner Garnison dahier geht es eigentlich noch immer so ledern zu, wie vordem. Das halbe Dutzend Reitpeitschen habe ich erhalten und sende hier den Betrag. Sie sind recht schwank und sehen flott genug aus. Den Säbel erwarte ich noch bestimmt vor Neujahr; vergiß nicht, daß der Korb, wie bei den badischen Dragonern, doppelt sei. Dahier hat sich vor Kurzem auch etwas zugetragen, was Dich, Herr Bruder, vielleicht auch interessirt: die junge Sanden ist mit einem Galan hier angekommen, der ihr jetzt täglich und stündlich die Cour schneidet. Begreife übrigens nicht, wie sie dazu kommt, da man hier allgemein sagt, sie habe Dich sehr schnöde abgewiesen. Auf Ehre, Herr Bruder! Es thut mir leid, aber ein Kerl wie Du, der seine vierundzwanzig Liebschaften des Monats hat, sollte nicht so von sich sprechen lassen. Solltest Du wegen dieser Affaire, was ich fürs Beste hielte, selbst einige Wörtchen entweder mit dem neuen Courtisan oder mit dem Fräulein selbst sprechen wollen, so steht Dir mein Logis zu Dienst. Der junge Herr ist ein Pole, Graf von Martiniz, soll schwer Geld haben und scheint meines Erachtens der angeführte Theil, denn sie hat ihn in der Kuppel, daß er weder links noch rechts kann. Lebe wohl und grüße alle Kameraden bei Nr. 1, 2 und 3; ich verbleibe in Bruderliebe Dein

Franz v. Schulderoff,
Lieutenant bei Königin-Dragoner."

Dies war das Schreiben, womit die Frau von Schulderoff den Rachegeist für Ida beschwor. Noch war des guten, unschuldigen Kindes Himmel rein und heiter, aber indem es in das reine Blau des Aethers hineinsah und sich dessen freute, zog Wolke um Wolke am Horizont auf und drohte ihr stilles Glück zu suchen und zu zerschmettern.

# Geheime Liebe.

Aber so gewiß die Freilinger Alles zu wissen glaubten, so wußten sie doch nichts. Es ist eine eigene Sache um die Liebe, besonders um die erste; es gehen so zwei Menschen neben einander hin, still vergnügt, still selig; sie sehen aus wie Kinder, denen etwas recht Hübsches träumt, und einem Andern käme es grausam vor, sie aufzuwecken. Sie gehen neben einander hin, sprechen von den gleichgültigsten Dingen und denken an das, was ihr Herz erfüllt, sie wagen es nicht auszusprechen, und doch verstehen sie sich so gut durch die Augen, denn sie tragen den Schlüssel zu dieser Zeichensprache nebst Wörterbuch und Formenlehre in ihrem treuen Herzen. So war es auch bei Martiniz und Ida. Sie wußten, daß sie sich liebten, aber noch hatte der Graf nie deutlich darüber gesprochen, noch hatte ihm Ida keine Gelegenheit dazu gegeben, sich zu erklären.

Der Hofrath Berner sah diesem Allem halb freudig, halb unmuthig zu. Er liebte die beiden guten Leutchen, als wären es seine eigenen Kinder, darum hätte er ihnen auch alles Gute und Liebe gegönnt, eben darum konnte er aber dieses verschämte Treiben nicht leiden. Er war so halb und halb des Grafen Vertrauter, denn dieser hatte ihm ja alle Tage von des Mädchens Schönheit, seinem Reichthum an stillen Tugenden vorgeschwatzt, hatte ihm gestanden, daß er glaube, Ida sei ihm gut, aber dabei blieb es auch, und Berner war zu zart, bei dem Grafen den Kuppler zu spielen. Auch Ida's Vertrauter war er, er kannte ja ihr Herzchen beinahe seit es schlug, er wußte jede Schattirung in ihren Liebessternen zu deuten, er sah ganz deutlich den Schelm mit Pfeil und Bogen in ihren klaren Pupillen, und doch wollte auch sie nicht recht voran; doch konnte er es ihr, als einem Mädchen, weniger übel nehmen, als ihm.

„Nein! wer mir je so etwas gesagt hätte," dachte er, „dem hätte ich mit Fug und Recht unter die Nase gelacht; ein polnischer Gardehlanenrittmeister, mit dem Rang eines Oberstlieutenants in der Linie, und wagt nicht einmal, ein Mädchenherz, das ihm gewogen ist, anzugreifen." Er hätte mögen aus der Haut fahren, wenn er daran dachte, wie man zu seiner Zeit gelebt und geliebt habe, und wie die Welt in den letzten Jahrzehnten sich so ändern konnte. Aber wie, wenn Martiniz aus Gewissenh — ja das war nicht unmöglich, es konnte Gewissenhaftigkeit sein, daß er sich nicht erklärte; befand er sich, der unglückliche junge Mann, ja doch immer noch in demselben Zustande, wie er hier angekommen war.

Der Küster, der jetzt regelmäßig Nachmittags sein Däpschen hatte,

ohne daß seine Frau begreifen und ergründen konnte, wo er das Geld dazu herbringe, der Küster hatte dem Hofrath alle Morgen referirt, wie es in der Nacht zuvor mit dem Grafen in der Kirche gegangen sei; er hörte zwar, daß er seit neuerer Zeit weniger stark wüthe, daß er aber desto mehr weine und jammere. Es war ein eigenes Ding mit diesem Zustand; es war kein Zweifel, daß der Graf jede Nacht um dieselbe Stunde davon befallen werde, und doch sah man ihm den Tag über keine Spur von Wahnsinn an; nur seine zarte Blässe, das Wehmüthige, das noch immer in seinem Wesen vorherrschte, konnte darauf hindeuten, daß er körperlich oder geistig angegriffen sei.

Seinen Entschluß, den alten Brktzwisl um die Krankheit seines Herrn zu fragen, hatte der Hofrath immer noch nicht ausführen können; je näher er den jungen Mann kennen lernte, je mehr Achtung er täglich vor seinem gediegenen Charakter, vor seinem ausgebreiteten Wissen bekam, desto unzarter schien es ihm, auf diesem Wege in seine Geheimnisse eindringen zu wollen.

Aber unablässig verfolgte ihn der Gedanke, daß er vielleicht, wenn er das Nähere über des Grafen Krankheit wüßte, helfen könnte. So saß er eines Morgens in seinem Zimmer, dem man die Junggesellenwirthschaft wohl ansah; der Küster hatte im Vorbeigehen zum Schnapshaus ein wenig bei ihm eingesprochen und erzählt, gestern Nacht sei der fremde Herr so zahm gewesen wie ein Lamm, aber geweint habe er wieder, daß ein Töpfer die Hände darunter hätte waschen können. Er sann hin und her, wie man dem Geheimniß beikommen könnte: da klopfte es bescheiden an die Thüre, und der alte Brktzwisl trat zu ihm ins Zimmer.

Der Hofrath konnte den alten Diener wohl leiden; er schien so fest an seinem jungen Herrn zu hängen, schien so väterlich für ihn besorgt zu sein, daß man sah, er müsse ihn schon seit Kindesbeinen gekannt und gepflegt haben; recht erwünscht kam er daher gerade in diesem Augenblick, wo Berner so ganz mit Gedanken an seinen Herrn erfüllt war. Der Alte war Anfangs ein wenig in Verlegenheit, was er sagen solle, denn daß er nicht aus Auftrag des Grafen komme, hatte Berner gleich weggehabt. Nachdem er sich in allen Ecken sorgfältig umgesehen hatte, ob nicht sonst wer im Zimmer sei, trat er näher:

„Mit Ercüse, Herr Hofrath," sagte er, „nehmen Sie es einem alten Dienstboten, der es gut mit seiner Herrschaft meint, nicht ungnädig, wenn er ein Wörtchen im Vertrauen sprechen möchte."

„Wenn es keine Klagen über Deinen Herrn sind, so rede immer hin frisch von der Leber weg," sagte Berner.

„Klagen! Jesus Maria, wie käme ich bei unserem jungen Herrn zu Klagen? habe ich ihn doch auf den Händen getragen, als er das Vaterunser noch nicht konnte, und ihm gedient bis auf den heutigen Tag, und er hat mir noch kein unschönes Wort gegeben, so wahr Gott lebt, Herr, und das sind jetzt fünfundzwanzig Jahre. Nein, aber sonst etwas hätte ich anzubringen, wenn es der Herr Hofrath nicht ungnädig nehmen wollen. Ich weiß, Sie sind meines Herrn bester Freund in hiesiger Stadt, ja ich darf sagen, im ganzen Land hier, und mein Herr hat mir dies nicht nur zehnmal versichert, ich weiß auch vom Küster, daß Sie schon seit dem ersten

Tage unseres Hierseins etwas wissen, das Sie keiner Seele wieder gesagt haben, was Ihnen Gott lohnen wolle —"

„Nun ja," unterbrach ihn der Hofrath, „und Du willst mir erzählen, wie Dein Herr in diesen unglücklichen Zustand kam, daß er alle Nacht von einer Art von Wahnsinn befallen wird, willst mich fragen, ob ich nicht etwa helfen könne."

„Ja, das wollte ich," fuhr jener fort, „aber eine Art von Wahnsinn nennen Sie das; ich versichere Sie, es ist ein Wahnsinn von so ächter Art, wie man ihn nur im Tollhaus finden kann; aber ich will erzählen, wie er dazu kam."

---

## Emils Kummer.

Mein Herr war nicht von jeher so, wie Sie ihn jetzt sehen, jetzt ist er bleich, still, finster, spricht wenig und lacht nie, geht langsam seine Straße, und wenn er allein ist, so weint er. Ach! Sie hätten ihn sehen sollen, als noch die gnädige Frau Gräfin und die Fräulein Schwester lebten. Keinen frischeren, kräftigeren jungen Herrn gab es in ganz Polen nicht mehr; das sprang, ritt, tanzte, focht, liebte und lebte, lachte und tollte, wie man nur in der Jugend sein kann. Keinen schmuckeren Offizier habe ich mein Tage nicht gesehen, und es traten mir immer Thränen in die Augen, wenn er wie ein Hauptmann aus den himmlischen Heerschaaren an der Spitze seiner Schwadron zur Parade zog, wenn die Trompeter an unserem Hôtel aufbliesen, die Ublanen ihre Fähnlein senkten, und der junge Graf zu seiner Fräulein Schwester heraufläschelte wie verklärt, und seinen Tigerschimmel dazu tanzen ließ.

„Das ging nun so seinen guten Gang, bis der Teufel den Herrn Vetter Antonio nach Warschau führte. Das war ein Schwestersohn von der Frau Gräfin Excellenz, ein schöner, schmucker Italiener mit braunrothen Wangen, blitzenden Augen, und wenn er sprach, glaubte man, er singe. Der war eigentlich nur so weit herausgekommen aus seinem schönen Land, um die Familie seiner Frau Mutter zu besuchen, aber ehe man sich's versah, nahm er Dienste bei uns und blieb, denn er sagte, es gefalle ihm nirgends so, wie in Polen; muß auch so gewesen sein, denn wie sich nachher zeigte, war er zum Sterben verliebt in des Grafen Schwester, die junge Gräfin Crescenz. Im Hause hatte ihn Jedermann lieb; absonderlich aber der junge Graf, mein Herr, war ihm mit übermenschlicher Freundschaft zugethan und that ihm alles, was er ihm nur an den Augen absehen konnte.

„Das ging nun lange Zeit gut: kein Mensch merkte, daß Herr Baron Antonio die junge Gräfin liebte; denn diese hatte viele Liebhaber, welche großes Geräusch und Aufsehen machten; der Italiener aber trieb seine Sache im Stillen und kam wohl bälder an's Ziel als die andern; denn er hatte,

ich stand dabei, eines Tages einen schönen Brillantring am Finger, der auch mir bekannt vorkam. Plötzlich faßte Graf Emil seine Hand und fragte: „‚Wo hast Du den Ring her?'" Er aber sagte lächelnd und ganz gelassen: „‚Von deiner Schwester.'" Nun wußte ich, was die Stunde geschlagen hatte; der Graf sah ihn mit einem sonderbaren Blicke an, gab ihm die Hand und sprach: „‚Ich habe nichts dagegen, nur sei ihr treu.'" Es verging wieder ungefähr ein Vierteljahr, da kam mein Herr auf einmal nach Hause, wie ich ihn noch nie gesehen hatte; seine Augen rollten und blitzten schrecklich, zweimal schnallte er den Säbel um, und eben so oft warf er ihn wieder hin. Ich fragte, was ihm wäre, er aber gab mir gar keine Antwort, was er sonst nie gethan hatte. Ich habe nachher den ganzen Handel erfahren und darf ihn wohl erzählen. Der Graf war an jenem Nachmittag in ein Kaffeehaus gekommen, da kam ein Offizier zu ihm, nahm ihn auf die Seite, zeigte ihm einen Ring und fragte, ob er ihn wohl kenne. Der Graf besah ihn genau und erkannte, daß es derselbe Ring sei, den seine Schwester dem Marchese geschenkt. Er äußerte dies aber nicht gegen den Offizier, sondern fragte nur, woher er den Ring habe. Der Offizier sagte ihm, daß er diesen Ring an Personen gesehen habe, die den Grafen Martiniz nahe angingen, er sei daher gekommen, um ihm freundschaftlich zu sagen, daß er diesen Ring auf eine Stunde von Madame Trizka entlehnt habe, die ihn von einem Italiener, seinem Vetter, zum Präsent bekommen zu haben behaupte.

„Madame Trizka aber war die berüchtigste Courtisane der Stadt. Der Herr Graf fragte den Offizier auf sein Ehrenwort, ob Alles sich so verhalte, und nahm ihn auf seine Versicherung sogleich zum Sekundanten an. Er schickte ihn mit dem Ring an seinen Vetter und ließ ihn fragen, ob die Trizka denselben von ihm bekommen habe. Der Italiener antwortete mit einem kalten einfachen Ja, das meinen Herrn nur noch wüthender machte. Seiner Fräulein Schwester mochte er das Herzeleid nicht anthun, ihr etwas von diesem Bubenstück zu sagen, und beschloß daher, den treulosen Vetter so bald als möglich aus der Welt zu schaffen.

„In einem Garten der Krakauer Vorstadt schossen sie sich gleich den Morgen darauf. Mein Herr wurde an der rechten Schulter leicht gestreift, er aber, der eine sichere Hand hatte und einen Rubel auf dreißig Schritte traf, schoß den Marchese durch die Brust, daß ihm keine Ader mehr zuckte. Man brachte Beide in die Stadt und machte mit dem Italiener noch einige Versuche, ihn wieder zum Leben zu bringen, aber alles vergeblich. Es war zwar noch Leben in ihm, aber er lag ohne Besinnung, und die Aerzte gaben gar keine Hoffnung.

„Mein Herr, der den Herrn Vetter trotz seiner Schlechtigkeit dennoch beweinte, war so um ihn besorgt, daß er sogar nicht auf seine Rettung bedacht war, sondern sich an das Sterbebett des Vetters bringen ließ. Dieser lag immer ohne Besinnung und, wie es schien, ohne Rettung. Mein Herr saß bis tief in die Nacht bei ihm; am Ende gegen zwölf Uhr hin in der Nacht war Niemand mehr zugegen, als er, zwei Freunde, der Wundarzt und ich. Mit dem Schlag zwölf Uhr aber schlug der Italiener seine gräulichen, dunkeln Augen auf, er richtete sich in die Höhe und sah sich im Zimmer um.

„Uns Alle wandelte ein Grauen an, denn man konnte glauben, er sei schon gestorben, so gestanden und gläsern war sein Blick. Endlich sah er meinen Herrn, wüthend riß er seine blutigen Binden von der durchschossenen Brust, daß das Blut herausströmte. „„Maledetto diabolo!“ brüllte er und warf dem Grafen die Binden an den Kopf, sank zurück auf die Kissen, und als wir hineilten, um ihn zu unterstützen, hatte er seinen wilden Geist schon aufgegeben.

„Mein Herr aber war bei dem schrecklichen Fluch des Todten in Ohnmacht gesunken. Er fiel in eine lange Krankheit, aus der er so unglücklich wieder erstand, wie Sie ihn jetzt sehen. Als er aber aus seinem Wahnsinnfieber, in welchem er drei Wochen gelegen, wieder aufwachte, da ging erst der Jammer von Neuem an, denn während der Krankheit war er vollends ganz zur Waise geworden. Die junge Gräfin war ein paar Tage nach dem traurigen Vorfall plötzlich gestorben. Man sagt arge Sachen in Warschau, von Gift und dergleichen, die aber ein alter Diener nicht glauben darf. Die Frau Gräfin Mutter, die immer gesiecht hatte, überlebte sie wenige Tage, dann trug man auch sie zu Grabe.

„Der junge Herr vernahm dies Alles mit großer Fassung, als man ihm aber einen Brief seiner Schwester brachte, da kam er außer sich, so daß wir fürchteten, er komme wieder vom Verstand.

„Ich vermuthe, der Italiener war doch nicht so schuldig, als wir Alle glaubten, denn der Graf ließ sich auf sein Grab führen, weinte dort lange und rief mit flehender Stimme in die Erde hinein um Vergebung. Als ich in der nächsten Nacht neben dem Zimmer des Herrn zum ersten Mal seit langer Zeit ruhig schlief, weckte mich ein schreckliches Geschrei — es kam aus seinem Zimmer — ich eilte hinein und sah ihn in Schrecken und Wahnsinn, denn er glaubte, der Italiener sei in seinem blutigen Hemde zu ihm gekommen, habe die Binden abgerissen, sie ihm an den Kopf geworfen und sein Maledetto diabolo dazu geschrieen. Mit dem Schlag ein Uhr hörte auch sein Wahnsinn auf; aber seitdem kehrte er jede Nacht wieder. Er bekam wegen des Duells Begnadigung, mußte aber auf einige Zeit sich außer Landes begeben.

„Diese Weisung kam erwünscht, denn die Aerzte riethen zur Zerstreuung durch eine Reise. Ach! wir fahren jetzt seit einem Jahre durch ganz Europa und dennoch kehrt sein Zustand jede Nacht wieder. Ich glaube nicht an Gespenster, Herr, aber oft ist es mir doch auch, als habe mein Herr Recht und der selige Herr Antonio folge uns auf den Fersen. In Rom, wohin wir auf unserer Irrfahrt kamen, entwischte er mir in seinem Anfall und lief in eine Kirche; wie es nun sein mag, von da an behauptet er, der Spuk könne nicht zu ihm herein, wenn er am Altar sitze.

„Wer war froher als ich über dieses Auskunftsmittel? Aber auch nicht jede Kirche war ihm recht, bald ist sie zu groß, bald zu klein, wie es so mit kranken Leuten geht. Hier geht es nun unbegreiflich gut. Die Kirche behagt ihm wie beinahe keine, und seit acht oder zehn Tagen hat er gar nicht mehr gewüthet, sondern nur geweint.“

Der alte Diener hatte, oft unterbrochen von dem Hofrath, seine Erzählung beendigt. Berner konnte kaum seine Rührung zurückhalten; es wollte ihm das Herz abdrücken, daß ein Mensch, so schön, mit allen Gaben

des Glückes so reichlich versehen, mit einem Schlage in so namenloses Unglück stürzen sollte. Er war voll Eifer zu helfen, aber welchen Weg konnte man einschlagen, um dem Grafen seinen schrecklichen Wahn zu benehmen? Waren nicht gewiß alle Mittel schon versucht worden, ihn zu heilen? Er fragte den Alten, wozu er ihm behülflich sein könnte bei dieser Sache.

Der alte Brktzwisl lächelte geheimnißvoll vor sich hin und begann dann: „Wenn ich recht gesehen habe, so ist mein Herr auf dem besten Wege zur Heilung, und der Herr Hofrath können als Arzt dabei dienen. Vor Allem muß ich um Verzeihung bitten, wenn ich etwa nicht recht gesehen hätte. Einem alten Diener, der nur für das Wohl seines Herrn besorgt ist, kann man schon etwas zu gut halten. Der Herr Onkel des Grafen, ein steinreicher Mann, der jetzt auch das Vermögen des Grafen verwaltet, hatte mich mit reichlichen Mitteln versehen, daß ich jeden berühmten Arzt um Rath fragen konnte. Ueberall, wohin wir kamen und uns auch nur zwei Tage aufhielten, befragte ich gleich die Aerzte; die einen wollten dies, die andern jenes, was man schon oft probirt hatte, die meisten aber riethen Reisen und Zerstreuung."

„In einer kleinen deutschen Stadt, wo ich gar keinen Arzt gesucht hätte, traf ich durch Zufall einen in unserem Wirthshaus. Es war ein kleiner alter Mann mit einem klugen Gesicht, das mir sogleich Vertrauen zu ihm einflößte. Er gab nicht gleich eine Antwort, sondern betrachtete den Kranken in seinem Zustand, aber von ihm ungesehen. Den andern Tag sagte er zu mir: „Höre, Alter! dein Herr ist unheilbar, wenn ihn nicht Liebe heilt, und zwar recht innige, warme Liebe zu einem Mädchen, das sie erwidert. Hat ihn erst einmal eine recht gefaßt, so ist es unzweifelhaft, daß sein Wahnsinn sich zerstreut und nach und nach vergeht.'"

„Diese Nachricht war mir nun von Anfang ein Donnerschlag, denn ich wußte, wie wenig er sich aus den Frauenzimmern macht. Wenn er durch Liebe geheilt werden soll und durch nichts Anderes, so ist er verloren, dachte ich; denn wo soll er sich verlieben? Er ging an keinen Ort, wo schöne Mädchen waren, in keiner Stadt wollte er über einen oder zwei Tage bleiben; kurz, dieser Rath brachte mich erst recht zur Verzweiflung. Aber dennoch schrieb ich es treulich dem alten Herrn Onkel.

„Diesem aber leuchtete das Ding ein. Er schrieb mir, er wolle seinem Neffen eine recht gute Partie suchen und wir sollen einstweilen ins —sche gehen.

„Hier in Freilingen geschah nun, was ich für meine Seele nicht für möglich gehalten hätte: er blieb vor vierzehn Tagen bis nach elf Uhr auf dem Ball, daß ich ihn sogar abrufen mußte; nach der Kirche geht er wieder auf den Ball, was er in einem Jahre nie gethan, und kommt ganz still selig nach Haus. Gleich den andern Morgen läßt er mich das Logis im goldenen Mond auf vier Wochen bestellen, ich glaubte, mir solle Hören und Sehen vergehen; er merkte auch, daß ich mich so verwunderte und gab vor, daß ihm die Kirche so wohl gefallen habe. Aber wie ich aus unserem mittleren Zimmer einmal hinausschaue, werde ich in dem Haus drüben einen Engel gewahr, der so holdselig herüberlächelte, daß mir altem Kerl ganz warm ums Herz wurde. Da ging mir denn ein Licht auf!

Schon auf der Herreise hatten wir dieses Fräulein gesehen; auf dem Ball war sie auch gewesen, und Tage lang schaute jetzt mein Herr hinter dem Vorhang nach dem Fenster im Haus gegenüber.

„Und das ist Niemand als die wunderschöne Fräulein Ida. Meinen Sie, mein Herr sei früher in Gesellschaft gegangen? Zu keiner Seele, obgleich ich für jede Stadt eine Hand voll Empfehlungsbriefe hatte; aber ich will die Tasse Thee mit Löffel und Stiel aufessen, die er seit einem Jahre in Gesellschaft getrunken hat, und seit er ins Haus hinüberkommt, geht er alle Abende, die Gott gibt, zum Thee hinüber.

„Seit der Zeit läßt aber auch sein Zustand mehr und mehr nach, er rasiert gar nicht mehr, er richtet sich nicht mehr auf, er bleibt ganz ruhig am Altar sitzen und weint aber nur desto mehr. Ich hatte eine Freude, als ich dies bemerkte; daß ich dem alten Tokter auf der Stelle mein Hab und Gut geschenkt hätte; dem Engelsfräulein aber, das dies Wunder bewirkte, möchte ich, so oft ich sie sehe, vor purer Freude zu Füßen fallen.

„Wenn es nun Gottes Wille wäre, daß das Fräulein meinen Herrn liebte, ach, da wäre ihm geholfen, so gewiß ich selig werden will, und wenn sie nicht schon einen Andern hat, der kann ihr ja doch gewiß recht sein. Lassen Sie ihn nur wieder einmal zu rothen Wangen kommen, lassen Sie ihn nur ein wenig lächeln, wie früher, lassen Sie ihn erst einmal wieder in die Uniform schlüpfen statt des schwarzen Zeuges, das er anhat, — da muß er ja einem Mädel gefallen, und wenn sie einen Marbelstein in der Brust hätte statt eines Herzens. Ueber das Vermögen will ich gar nichts sagen; sehen Sie, da ist das herrlich eingerichtete Hôtel in Warschau, da sind die Güter Ratitzka, Martinizow, da ist Flazizhof, da —"

„Laß gut sein, Alter," bat der Hofrath, „mit einem davon könnten wir sammt und sonders zufrieden sein. Was Deinen Herrn betrifft, so glaube ich selbst, daß er das Fräulein gerne sieht; wie das Fräulein über ihn denkt, weiß ich nicht so genau, doch kann sie ihn nicht übel leiden. Das Ding muß sich übrigens bald geben, glaube mir. Hat Dein Herr das Fräulein recht von Herzen lieb, so soll er, merke wohl auf, so soll er es ihr sagen; ich meine, ich könnte dafür stehen, daß sie nicht nein sagt."

Der alte Brktzwisl war außer sich vor Freude, als er dies hörte. „Nun, das muß wahr sein, wenn sich vernünftige Menschen mit einander besprechen, gibt es ein Stück; mein Herr soll dran, soll Hochzeit haben und wieder fröhlich sein, und der alte Brktzwisl will kuppeln, und all sein vierzigjähriges Dienen soll umsonst sein, wenn er nicht, ehe acht Tage ins Land kommen, den Herrn Grafen auf der rechten Fährte hat."

„Aber meinst Du auch, Du verdienest Dir beim alten Onkel Dank, wenn Du den Herrn Neveu verheirathest? Das Fräulein ist eigentlich doch keine rechte Partie für einen polnischen Grafen —"

„Wird ihm wohl an ein paar hunderttausend Thalern mehr liegen, als an der gesunden Vernunft seines Brudessohnes? Nein, der alte Graf ist ein raisonnabler, nobler Herr, der nicht auf solche Sachen viel sieht. „‚Mache mir meinen Emil gesund,'" hat er zu mir gesagt, als wir abfuhren, „‚bringe ihn vernünftig zurück à tout prix.'" Da darf man ja wohl auch eine Heirath dazu rechnen. Und überdies bekümmern wir uns eigentlich nicht sehr viel um den alten Herrn; der junge Graf ist eigentlich sein eige-

ner Herr, und der Onkel hat ihm nicht so viel zu gestatten oder zu verbieten. Doch besser bleibt besser, und daß der Alte mit Freuden seinen Segen gibt, dafür stehe ich; ach! wenn er nur das liebe Engelskind selbst sehen könnte!" Dem alten Mann schien der Mund zu wässern; er bat den Hofrath noch einmal, recht zu sorgen und ging.

---

## Der selige Berner.

Als Brktzwisl fert war, schlug der Hofrath ein Schnippchen nach dem andern in die Luft. Er hatte sich ja seine Herzensfreude vor dem klugen Alten nicht merken lassen dürfen, und doch hätte er dem alten, verwitterten Polacken um den Hals fallen mögen, so recht in's Schwarze seiner Seele hatte er mit seinem Plänchen getroffen. „Ein kapitaler Kerl, der Brktzwisl," dachte der Hofrath, „ohne den wären wir doch sammt unserer stillen Liebe und unsern geheimen Plänchen ganz und gar den Katzen. Beim alten Oheim scheint er einen Stein im Brett zu haben, und nicht nur so einen Bauern oder lumpigen Laufer, wie man von der alten Tressenrockseele glauben sollte, sondern einen gewichtigen Rochen, der dem ganzen feindlichen Hof, der Gräfin Aarstein und dem Staatssekretär Springer mit seinen Winkelzügen ein verdecktes und entscheidendes Schach geben soll!" So waren des Hofraths Gedanken; es war ihm dabei so federleicht und stolz zu Muth, wie einem Kandidaten, der sein letztes Examen im Rücken, und vor sich die Aussicht auf eine fette Pfarre hat, wo er mit Frauchen, Pferdchen, Kindchen, Kühen, Schafen und Schweinen mitten unter seiner lieben Pastoralheerde residiren kann. Ja es war ihm sogar ein wenig göttlich zu Muth, als hätte er Stangen, Zaum und Trense der Welt unter der Faust, und regiere an geheimen Schicksalsfäden das Loos des Grafen und seiner Ida.

Alle Leute blieben auf der Straße stehen, als Berner vorüber kam. Man kannte ihn sonst als einen lieben, freundlichen Mann, der gerne Jedermann grüßte, und hier und dort mit einem sprach; aber heute — nein, es sah zu possirlich aus, wie der gute alte Herr vor sich hin sprach und lächelte, alle Mädchen in die Wangen kniff, allen Männern zuwinkte, und ein paar Bettelbuben, die sich am Markte prügelten, einige Groschen schenkte, daß sie sich einen vergnügten Tag machen möchten. Den Präsidenten traf er auf der Treppe, er bot ihm einen guten Morgen, er schüttelte ihm recht treuherzig die Hand und dachte sich, wie sich wohl der Alte freuen werde, wenn der polnische Freier angestiegen komme, um sein eheleibliches Töchterchen zu freien.

„Alte Excellenz," wisperte er ihm ins Ohr, „aus der Heirath des

Polen mit der Gräfin Aarstein wird — nichts." — „Nichts?" fragte der Präsident mit langem Gesicht, „nichts? Hat Er Nachrichten, Berner? Hat etwa der Hof andere Absichten mit dieser Dame?"

„Was der Hof! Was der Staatsminister!" lachte der Hofrath; „es gibt noch ganz andere Diplomaten, als die Herren in der Residenz! Meinst denn Du, wenn so ein ächter feuriger Pole liebt, daß ihm das Feuer aus den Kohlenaugen herausspinvirt, er werde erst vor dem Staatssekretär den Hut abziehen und fragen: Erlauben Sie gütigst, wollen Ew. Gnaden mir einen Gegenstand für meine zärtlichen Neigungen recommandiren? Nein, Herr Bruder! Auf Ehre, wir haben das anders gehalten Anno achtundachtzig, und ich mag es dem guten, reichen Jungen nicht verdenken, wenn er es auch so macht." — „Wie, so wäre der Graf in eine Andere verliebt?" unterbrach ihn der Präsident.

„Verliebt, wie ich sage, und für die Gräfin so gut wie verloren." — „Ei, ei," sagte der Präsident mit einem klugen Gesicht, indem er die Finger an die Nase legte; „siehst Du, das habe ich mir neulich gleich gedacht, daß das Attachement an die hohe Person nicht so groß sein müsse. Du weißt von den Aufträgen, die mir in einem Handschreiben des Staatssekretärs zukamen; ich richtete mich mit aller Gewissenhaftigkeit nach meiner Vorschrift und bohrte ihn zuerst über die hiesige Gegend an; weiß Gott, ich meine, der Mensch wird mir närrisch, lobt und preist die Gegend bis in den Himmel, hat in den vierzehn Tagen, wie er mich versichert, mit seinen scharfen Augen Lokalschönheiten entdeckt, die ihn unwiderstehlich anziehen und fesseln, ja sogar unser gutes, ehrliches Freilingen, das nun in meinen Augen gerade nichts Apartes hat, liebt er so, daß ihm die hellen Thränen liefen. Nun haben wir ja den Gelbfisch, denke ich, ja, ja, der Freilinger Kreis ist nicht übel, aber die Gräfin Aarstein ist wahrscheinlich der Köder; ich wende also das Gespräch auf den Hof, und endlich auch auf die Gräfin; da ist er aber so kalt und gleichgültig wie Eis. Ich frage ihn endlich, als er gar nicht anbeißen wollte, ob er die Gräfin denn nicht kenne, und da machte er ein ganz eigenes Gesicht, wie wenn man beim überzuckerten Kalmus endlich auf's Bittere kommt, und sagte: „Nicht anders kenne ich sie als par renommée." Das ist nun freilich bei der Frau Gräfin nicht das Beste, das man haben kann. Wenn er sie daher nur, und zuerst von dieser Seite kennt, so hat der Herr Staatssekretär schlecht manövrirt."

„Weiß Gott, das hat er," lachte der Hofrath, „ich könnte Dir Dinge sagen — doch gedulde Dich noch ein paar Wochen, und Du siehest den Herrn Grafen als Bräutigam; eine Dame aus der Residenz ist es nicht, an die er sein Herz verlieren wird, nichts desto weniger ist es ein Landeskind unseres allergnädigsten Herrn, und zwar ein gutes, liebes, schönes —"

„Nun, nun, so arg wird der Engel auch nicht sein," meinte der Präsident, indem er sich verabschiedete; „aber ordentlich wohl ist es mir, daß es die Gräfin nicht ist, denn ich sammelte mir so unter der Hand Nachrichten über sie, und die lauteten denn doch gar zu fatal."

War es dem Präsidenten ordentlich wohl, so war es dem Hofrath außerordentlich selig zu Muth, als er vollends die Treppe hinanstieg, als er näher und näher an Ida's Zimmer kam, als ihn das Mädchen Wunderhold empfing. Er hätte mögen nur gleich mit allem, was er im Her-

zen und Gedächtniß hatte, herausplatzen, aber nein! Hand auf den Mund! so ging's nicht; vor seinem Schicksalspuppenspiel, das er jetzt dirigirte, wäre das Mädchen bis in das Herz hinein erröthet und davon gelaufen. Taber ließ er seine Gedanken eine kleine Schwenkung rechts machen, um dem Mädchen mit den Plänklern der Neugierde und mit den schweren Kavalleriemassen der Rührung in die linke Flanke zu fallen, und ihr Herzchen zu nehmen. Darum erzählte er ihr das Unglück des Martiniz; aus seiner eigenen Phantasie that er die rührendsten Farben hinzu, um den tiefen Jammer des Grafen zu schildern.

Doch das bedurfte es ja nicht, des innigliebenden Mädchens Thränen flossen, als er noch nicht zur Hälfte fertig war. Wenn sie sich den fröhlichen, kräftigen Jüngling dachte, geliebt, geachtet von Allen, und plötzlich so unendlich unglücklich; ja! jetzt hatte sie den Schlüssel zu seinem ganzen Wesen, zu seinem ganzen Betragen.

Jetzt wußte sie, warum er damals, als sie ihn zuerst im Walde sah, so bitter geweint habe, jetzt ward es ihr auf einmal klar, warum er niemals wieder recht fröhlich sein könne. Er hatte seinen liebsten Freund getödtet, und wie die Erzählung des alten Dieners merken ließ, unschuldig getödtet; je zarter ihr eigenes Gefühl war, desto tiefer fühlte sie den Schmerz in dieser fremden und ihr dennoch so verwandten Brust.

Sie weinte lange, und ihr alter, treuer Freund wagte es nicht, dieses Thränenopfer zu unterbrechen. Noch hatte er ihr aber nichts darüber gesagt, wie der Graf aus seinem Wahnsinn zu retten sein möchte; so schonend als möglich berührte er diese Saite, indem er nicht undeutlich zu verstehen gab, daß ihre Nähe wunderbar auf ihn zu wirken scheine. Sie sah ihn lange an, als ob sie sich besänne, ob sie auch recht verstanden habe; eine hohe Röthe flog über das liebliche Gesichtchen, ein schelmisches Lächeln mitten durch die Thränen zeigte, daß sie dies selbst wohl gedacht habe; sie schien zu zögern, das auszusprechen, was sie dachte, aber endlich warf sie sich an die Brust des alten Mannes, verbarg ihr glühendes Gesichtchen und flüsterte kaum hörbar: „Wenn er durch warme Theilnahme, durch lautere, innige Freundschaft zu retten ist, so will ich ihn retten!" Sie weinte an Berners Brust leise fort und fort, ihre Schwanenbrust hob und senkte sich, als wolle sie alle sechsunddreißig Schnürlöcher des Corsetchens zumal zersprengen.

Dem Hofrath aber kam dies mitten in seinem Schmerz höchst komisch vor. Die weint, dachte er, weil sie einen schönen Mann und drei Millionen verdienen soll; er konnte sich nicht enthalten, sie, vielleicht auch um das Mädchen wieder aufzuheitern, recht auszukichern. „Ist es doch, als ob es Ihnen blutessigsauer würde, daß sie den schönen, edlen Grafen aus seinem Wahnsinnsfegefeuer herauslangen sollen! Es ist ja nicht die Rede von einem solchen leeren Schlüssel und Musje Unausstehlich, wie sie jetzt zu Dutzenden herumschlendern; nein, um solche wäre es nicht der Mühe werth, sich die Hand naß zu machen, und wenn sie im Sumpf bis unter der Nase stecken und nicht mehr um Hülfe schreien, sondern nur noch ein wenig näseln und rüsseln könnten. Aber nein, da ist der Ausbund von Männerschönheit, der Mann mit dem interessanten, feurigen Auge, mit der zarten Blässe, welche die Gemüther so anzieht, mit dem feinen Bärtchen über den

Lippen, das ein ganz klein wenig sticht, wenn er den würzigen Mund wölbt zum Kuß—"

„Nein, es ist zu arg!" maulte Idchen und that so ernst und reputirlich wie eine Kartäuserin, und doch mußte das lose Ding die Kniee zusammenpressen, um nicht zu lachen. „Zu arg, nicht einmal ein Fünkchen Mitleiden darf man zeigen, ohne daß die böse Welt, den Herrn Hofrath an der Spitze, gleich darüber kritisirt, ob es einem schönen Herrn gegolten oder nicht."

„Nun, nun," lachte der Hofrath noch stärker als zuvor, „es kommt immer besser, Sie machen ja, weiß Gott, ein Gesichtchen, als wollten Sie mir nichts dir nichts der ganzen Welt ein Pereat bringen; aber im Hintergrunde lauert doch der Schelm, denn mein Idchen hat es faustdick hinter den Ohren. Ich mache gewiß nicht wie Fräulein von Sorben und Frau von Schulderoff die große Stadtkatsche, aus jedem Maulwurfshaufen einen Himalaya, aber — wer schaut denn immer hinter dem Vorhang hinüber in den Mond, um den Mann im Mond, wie ihn die bösen Stadtkinder heißen, herauszuäugeln. Aber freilich, die jungen Damen machen jetzt gerne astronomische Versuche, sehen nach den schönen Sternen, welche das schönste Feuer haben, da muß man ja doch auch in den Mond sehen; aber Fräulein Ida wird nicht, wie jener scharfsichtige Astronom, Städte, Festungen, ganze Wälle und Verschanzungen darin erschauen, sondern höchstens die Besatzung selbst, den Gr—"

Idchen hielt es nicht mehr aus; sie wurde röther als ein Purpurröschen, sie preßte dem Hofrath die weiche Flaumenhand auf den Mund, daß ihm Hören und Sehen verging, und schmälte ihn jetzt so tüchtig aus, wie er früher sie selbst geschmält hatte, als sie noch ein ganz kleines unreifes Ding war. „Wie oft habe ich hören müssen," eiferte sie, „man solle die schönen Püppchen nicht beschmutzen, und Sie, böser Hochverräther, machen ja Ihr armes Püppchen Ida ganz schwarz; wie oft haben Sie gesagt, man solle nicht alles untereinander werfen, sondern jedes Ding ordentlich an seinem Platze lassen, wo es steht, und Sie nehmen da und dort etwas, rudeln und mudeln es recht bunt durcheinander wie ein Apotheker und malen die Leute damit an. Ist das auch recht? Kann das Ihr sonst so geordnetes Oberbuchhaltergewissen vertragen?"

Der arme Hofrath bat nur durch die Augen um Pardon, denn der Mund war ihm so verpetschirt, daß er nicht einmal ein Ach! oder Au! hervorgurgeln konnte. Endlich gab sie Pardon, der Hofrath schöpfte tiefen Athem und sagte endlich: „Das verdient Strafe, und die einzige Strafe sei, daß Sie auf der Stelle über und über roth werden!" Ida behauptete zwar, das lasse sich nicht nur so befehlen, aber es half nichts; der Hofrath begann: „So wissen Sie denn, daß der Graf seit einem Jahre Europa durchfliegt, durchrennt, an keinem Orte länger als einen, höchstens zwei Tage verweilt, daß er auch hier eigentlich nur einen Rasttag halten wollte, es sind Wochen daraus geworden; ich gebe Ihnen mein Wort, wegen Ihnen allein ist er hier geblieben." Der Hofrath hatte seine Strafe richtig beurtheilt, sie schrack zusammen, als er es aussprach.

„Wegen mir wäre er hier geblieben? Meinetwill—" sie konnte nicht weiter; ein holdes Lächeln geschmeichelter Selbstzufriedenheit schwebte um

die rothen, frischen Lippen, das zarte Inkarnat ward überall zur Flamme, und wie von Alters her das weibliche Geschlecht ein tiefes Räthsel für den Forscher war, — war es Freude, war es Schmerz? — das überraschte Herzchen machte sich in heißen Thränen Luft. Das hatte der Hofrath nicht gewollt, er wollte wieder von Neuem anfangen, wollte die lindernden Mittel der Fröhlichkeit und des Scherzes auf die Wunde legen, die er so ganz ohne Absicht geschlagen hatte, wollte das Mädchen aufheitern, zerstreuen, aber war es denn möglich, war das möglich, wenn man dieses Auge in Thränen sah? So mit ihrem Schmerze beschäftigt, hatte er ganz überhört, daß man schon zweimal an der Thüre geklopft habe; leise wurde sie endlich geöffnet, auf dem weichen Fußteppich hallte kein Schritt — Ida war es, als wehe sie ein kühlendes Lüftchen an, es war ihr so wunderwohl und süß zu Muth, sie nahm das Tuch von den weinenden Augen und that einen lauten Schrei, denn vor ihr stand in voller Lebensgröße, Graf Martiniz.

Auch dem Hofrath erstarb das Wort auf den Lippen vor Staunen, gerade in diesem Augenblick den Mann zu sehen, von welchem er und Ida gesprochen hatten. Doch der gewandte junge Mann ließ sie nicht lange in diesem peinlichen Stillschweigen, er entschuldigte sich, so unberufen eingetreten zu sein, er habe aber Niemand zum Anmelden gefunden, und auf sein wiederholtes Pochen habe Niemand geantwortet. Er setzte sich neben Ida und fragte mit der Zutraulichkeit eines Hausfreundes, ob er den Grund ihres Kummers nicht wissen dürfe. Ach; er war ja der Grund dieses Kummers, ihm galten ja diese Thränen, die aus den geheimnißvollen Tiefen des liebevollen Mädchenherzens heraufdrangen.

Sie wollte antworten, die Stimme versagte ihr, sie wollte lächeln, aber ihre unwillkürlich strömenden Thränen straften sie Lügen; er hatte so freundlich, so zart gebeten, an ihrem Schmerz Theil nehmen zu dürfen, daß es sie immer mehr und mehr rührte. Mit einem Feldherrnauge schaute der Hofrath in diese wirren Verhältnisse; rasch mußten die Blößen benützt werden, der Zweck heiliget die Mittel, dachte er, wirf sie Beide in einen wirbelnden Strom, sie werden sich eher finden, sich vereint an den Strand hinausretten; er ergriff also sein Hütchen, brach auf und flüsterte dem Grafen laut genug, daß es Ida hören konnte, ins Ohr: „Und wenn Sie noch zehn Jahre so da sitzen und nach ihrem Kummer fragen, sie sagt Ihnen doch nicht, warum sie weint. Um Sie, bester Graf, weint das Fräulein, weil sie meint, Sie seien unglücklich, und doch nicht helfen kann.“ Mit schnellen Schritten witschte er aus dem Zimmer; es war ihm zu Muth wie Einem, der gesäet hat und doch nicht weiß, was aufgehen wird. „Der Würfel liegt,“ sprach er bei sich, als er die Treppe hinab eilte, „er liegt, zählet nun selbst die Augen und vergleichet Euer Gerad und Ungerad!“

# Entdeckung.

Die beiden jungen Leutchen saßen sich gegenüber wie die Salzsäulen; keines wagte von Anfang ein Wörtchen zu sagen, selbst den Athem hielten sie fest an sich. Dem Fräulein hatte der Hofrath durch seinen gewagten Scherz alles Blut aus den rosigen Wangen gejagt; es war ihr, als stecke ihr Einer einen Dolch von Eiszapfen in das glühende Herz, und ein Anderer schütte eine Kufe des kältesten Wassers über sie herab, und im nächsten Augenblick war ihr wieder so brühheißkalt zu Muth, als ob die Feuerflammenbrandung der Lava in ihren Adern siede und ein Rheinstrom von rothglühendem flüssigem Eisen durch alle ihre Nerven sich ergösse. Sie wußte nicht, sollte sie aufspringen und davon laufen, sollte sie lachen oder vor Unmuth über diese Unzartheit weinen, ein tiefer Seufzer entriß sich dem gepreßten Herzen —

Und Martinis — was hilft in solchen Momenten das vollendetste Studium dessen, was wir Welt nennen? Er war auf Hofbällen von Kaisern und Königen gewesen, er hatte mit einer Fürstin eine Polonaise eröffnet und ihr dabei die Schleppe von der drap d'argent'nen Hofrobe abgetreten, daß ihr die Fetzen vom Leibe hingen, und hatte dennoch dabei die Fassung behalten, obgleich die Durchlaucht einen ganzen Kartätschenhagel aus ihrer Augenbatterie auf ihn spielen ließ. Er hatte — doch was konnte es ihm in diesem süßen Augenblick helfen, daß er sich sonst nicht so leicht verblüffen ließ? Der Moment riß ihn hin; sie, die er mit aller Macht heimlicher Gluth liebte, sie, die ihm in seinen Träumen allnächtlich erschien und ihn zum Gott machte, sie hatte um ihn geweint, weil sie ihn für unglücklich hielt!

Und als er jetzt zu ihr hinaufblinzelte, als er die rührende Schaam auf dem engelreinen Gesichtchen, das holde Lächeln um den Mund, tiefer hinab die Schneepracht des Halses, dieses Nackens, dieser Brust ansah — er hatte auf seiner großen Tour alle Gallerien der Welt, die Kunstschätze der Malerei, die lockenden, majestätischen, niedlichen Formen der alten und neuen Bildhauerkunst gesehen, mit wahrhaftem Kunstfleiß studirt, und was waren sie, was war Venus und alle Grazien, was war Madonna und alle die herrlichen, heiligen Gesichtchen aller Zeiten und Schulen gegen dieses geheimnißvolle Amorettenköpfchen? Es lag ein Liebreiz in diesem süßen Wesen. — Er hörte sie seufzen, eine große, helle Perle hob sich unter den seidenen Wimpern, er ergriff ihre Hand und drückte seinen Mund darauf; sie zog das weiche Wunderpatschchen nicht weg.

„Können Sie zürnen, mein Fräulein," hub er an, „daß ich zu so ungelegener Zeit" — er hielt inne, um ihre Antwort zu erwarten; — keine Antwort.

„Wenn ich gewußt hätte, daß ich Sie nicht heiter finden würde, ich hätte mir gewiß nicht die Freiheit" — noch keine Antwort.

„Sie haben einem Unglücklichen eine Thräne des Mitleids geschenkt; zarte Herzen wie das Ihrige verstehen einen tiefen Schmerz viel früher als andere, möge Gott Ihnen diese Thränen des Mitgefühls vergelten, die mir so unendlich wohlthun" — keine Antwort, nur Perlchen um Perlchen drängte sich über den feinen Rand der Wimpern.

„Sie zürnen mir also dennoch," fuhr Martinz trübe lächelnd fort, „das Beste wird sein, ich nehme mir die Freiheit, Sie ein ander Mal zu besuchen." Er wollte seine Hand aus der ihrigen ziehen, aber Ida hielt ihn fest.

„Herr Graf!" flüsterte sie leise bittend —

„Warum nennen Sie mich Herr Graf?" antwortete Martiniz. „Wie oft haben Sie versprochen, Martiniz, und wenn ich recht gut bin, Emil zu sagen?"

„Martiniz!" flüsterte sie wieder.

„O, bin ich denn nicht mehr so gut wie gestern, oder sind Sie nicht mehr die freundliche, tröstende Ida wie früher?"

„Emil!" hauchte sie kaum hörbar, aber in diesem einzigen Wörtchen lag ein so süßer Ton, dem alle Saiten in Emils Brust antworteten; voll namenloser Seligkeit beugte er sich von Neuem auf ihre zarte Hand, doch er faßte sich wieder, und, es war ihm zwar sauer genug, aber dennoch kam er bald wieder in den rechten Takt der vertrauenden Freundschaft. Er bat sie, ihn geduldig anzuhören, er wolle ihr sagen, warum er so trübe und traurig durchs Leben gehe, und vielleicht werde sie ihn entschuldigen.

Er erzählte ihr die Geschichte seines unglücklichen Hauses, wie sie der alte Brkzwisl dem Hofrath erzählt hatte; aber den schrecklichen Verdacht, den der alte Diener nur ahnte und sich selbst nicht zu gestehen wagte, bestätigte er. Er erzählte, daß, als er aus jener langen Krankheit wieder zu völligem Bewußtsein und dem Gebrauch seiner Verstandeskräfte gekommen sei, habe ihm das Leben und die ganze Erde so öde geschienen, daß er seiner Mutter und Schwester die selige Ruhe im Grabe gegönnt, ja beneidet habe; besonders seine Schwester habe er glücklich gepriesen, denn betrogen von dem Mann, den sie liebte, wie hätte sie ferner glücklich leben können.

Aufs Neue sei damals eine große Bitterkeit in seiner Seele gegen den Italiener aufgestiegen, der nur nach dem fernen Norden gekommen zu sein schien, um ein holdes Mädchen auf wenige Stunden glücklich zu machen und dann zu betrügen, einen Freund zu gewinnen und ihn dann zum unerbittlichen Rächer zu machen. Da habe man ihm einen Brief gebracht, den seine Schwester kurz vor ihrem Ende geschrieben habe; er enthielt das Bekenntniß einer tiefen Schuld, einer unwürdigen Schande. Antonio habe lange geahnt, daß er, obgleich ihr Verlobter, doch nicht der einzige Begünstigte sei. Er habe sie in einem Augenblick getroffen, der ihm keinen Zweifel über die Unwürdigkeit der Geliebten gelassen. Doch zu edel, sie der Schmach und dem Unwillen ihrer Familie preiszugeben, habe er ihr erlaubt, seinen Verlobungsring fortzutragen, in wenigen Wochen wolle er Warschau verlassen und sie nie mehr sehen; ihren Ring, den welchen sie

ihm mit den heiligsten Eiden Treue geschworen, wolle er der nächsten besten Metze schenken.

„Dies war die einzige Strafe," fuhr Martiniz fort, „die sich der edle, so schändlich betrogene Mann erlaubte. Wie unselig rasch ich handelte, wissen Sie, mein Fräulein. Meinem Sekundanten wollte er die Schande meiner Schwester nicht anvertrauen, eine persönliche Zusammenkunft mit ihm schlug ich in meiner Wuth aus, so stellte er sich denn mit seinem ganzen Unglück, mit seinem noch größeren Edelmuth vor die Mündung meiner Pistole. Jenen ganzen Tag, da ich die Schuld meiner Schwester und seine Unschuld erfuhr, wüthete ich gegen mich selbst.

„Ich wurde ruhiger, als es Abend wurde, aber zu derselben Stunde, wo er verschieden war, fühlte ich auf einmal seine Nähe, sein blutbedecktes Bild stand vor mir da, meine Seele faßte das Schreckliche nicht, ich verfiel in Wahnsinn. Seit jener schrecklichen Stunde naht er mir alle Nacht und zeigt mir seine klaffende Wunde; kein Raum ist ihm zu weit, kein Gebet verscheucht ihn, er würde mir im frohesten Cirkel meiner Freunde erscheinen.

„Nur in eine Kirche scheint er sich nicht zu wagen, und meine letzte Zuflucht ist, mich jede Nacht an den Altar zu retten. Mein Leben ist für jede Freude verloren, mir blüht kein Frühling mehr; die Natur ist mir erstorben; ein rastloser Flüchtling eile ich über die Erde hin, verfolgt vom Gespenste dessen, den mein unüberlegter Rachedurst erschlug. Ich bin Kain der seinen edlen Bruder ermordete, ich fliehe und fliehe, bis sich mir eine frühe Grube öffnet, wohin sein blutiger Schatten nicht mehr dringt, wo ich ausruhe, ungekannt, unbeweint, der letzte Sprosse meines Stammes, ohne Denkmal als das der Blumen, die der Frühling aus meiner Asche keimen läßt." —

Ohne Ida's Antwort abzuwarten, hatte sich nach den letzten Worten Martiniz erhoben und war davon geeilt. Er war von seiner eigenen Erzählung so ergriffen, daß er die laute Theilnahme des geliebten Mädchens in diesem Augenblick nicht hätte ertragen können. Ihre zarte stille Theilnahme, die tausend Zeichen der lautlosen Liebessprache hatten ohnedies schon so heftig auf ihn gewirkt, daß er die rasende Gluth in seinem gepreßten Herzen kaum mehr beschwichtigen, daß er sich kaum enthalten konnte, die Thränen, die seinem Unglück flossen, von den zarten Wangen zu küssen. Wie eine trauernde Andromache saß Ida, das Engelsköpfchen auf ihr schneeweißes Händchen gestützt, und ließ die Thränen herab in den Schooß rollen. Nach und nach schien sie aber ruhiger zu werden, sie sah oft auf und dann lag in dem schönen Auge etwas so Schwärmerisch-sinnendes, daß man glauben durfte, sie sinne über einen großen Entschluß nach.

So traf sie Berner, der mit einem Armensündergesicht zur Thüre hereingucke. Es hatte ihm unterwegs, nachdem der erste Kitzel über seinen gewagten Feldherrneinfall vorüber war, doch ein wenig das Gewissen geschlagen, daß er die Leutchen so im heillosen Zappel zurückgelassen habe. Er mußte sich gestehen, daß die Sache auf diese Manier eben so leicht ganz über den Haufen gerannt werden konnte. — Doch da war er ja der Mann dazu, auch die verzweifeltsten Verhältnisse wieder zu entwirren. „Haben sie sich auch, wie ungeschickte Handerer, ein wenig verfahren," dachte er,

„der alte Berner weiß sie schon wieder ins rechte Geleis zu bringen.“ Als er aber den Grafen nicht mehr traf, als er sah, daß das Mädchen so gar bitterlich weinte und schluchzte, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen, — da gruselte es ihm doch den Rücken hinauf, eine Gänsehaut flog über seinen Cadaver und schnürte ihm die Brust zusammen. — „Sicher einen dummen Streich gemacht,“ brummte er vor sich hin. Da schaute sich Ida nach ihm um. Unter den verweinten Augen hervor traf ihn doch ein so mildes Lächeln, daß es ihm wieder wohl und warm wurde, als hätte er den besten Extrait d'Absinthe vor den Magen geschlagen. — „Habe ich ein dummes Streichelchen gemacht, mein Kindchen?“ fragte er kleinlaut, machte aber so verschmitzte, kluge Aeuglein dazu, daß Ida, so ernst sie sein wollte, lächeln mußte. Sie gab ihm die Hand und erzählte ihm, wie sie von Anfang durch seine doch etwas gar zu indiskrete Aeußerung sehr außer Contenance gekommen, daß sie ihm aber jetzt nicht genug danken könne, denn der Graf habe ihr all sein Unglück, sein Leiden erzählt, und sie sei wie von ihrem Leben überzeugt, daß er von seinem Phantome könne befreit werden. Jetzt hatte der Hofrath Ida auf dem Punkt, wo er sie haben wollte. Jetzt war er mit der ganzen Geschichte auf einmal im Klaren und rieb sich unter dem Tisch vor Freuden und lauter Seligkeit die Hände. „Sie können und müssen ihn retten, und darum hat mir mein Genius das tolle Wagestück von vorhin eingegeben; Sie müssen ihn überzeugen, daß Alles Ausgeburt seiner Phantasie ist; Sie müssen machen, daß er wieder den Menschen angehört, der gute Junge, daß er bei Tag freundlich und gesellig ist, und Nachts nicht mehr in die Kirche läuft. Ich will davon gar nicht sagen, daß es für seine Gesundheit höchst nachtheilig ist, alle Nacht sich vor einem blutigen Gespenst zu fürchten; aber bedenken Sie nur alle andern Unannehmlichkeiten, die ein solcher Umstand mit sich führt. Der Graf, ist er nun so recht im Feuer, so recht, was man sagt, im Zug, gibt es dann einen herrlicheren, angenehmeren Gesellschafter als ihn? Da ist Alles Leben, Alles Feuer, das sprudelt von dem feinsten Witz, von der zartesten Geselligkeit, und um die Zeit, wo gewöhnlich der Champagnerpunsch, den Sie so trefflich zu bereiten wissen, oder Kardinal, und für Liebhaber des Rothen auch Bischof aufgesetzt werden soll, wenn man glaubt, jetzt geht es erst recht an, da wird er nach und nach ernster und stiller, zieht einmal um das andere die Uhr aus der Tasche, oder läßt sie in der Tasche repetiren, daß man glaubt, er habe ein Glockenspiel im Magen, und — hast ihn gesehen — schleicht er sich sans adieu fort und eilt der Kirche zu. Der Mondwirthin kann ich es, ob ich gleich die heiligsten fürchterlichsten Eide dazu schwöre, noch immer nicht begreiflich machen, daß er nicht auf ganz schlimmen Wegen im Dunkeln schleiche. „‚Ich weiß das besser,‘“ sagt sie immer; „‚im Dunkeln ist gut munkeln — das mache mir ein Anderer weiß.‘“ Und dann, wie unangenehm ist ein solches Verhältniß, wenn der Herr Graf einmal in den heiligen Stand der Ehe sich begeben soll. Zur Zeit, wenn da sein Weibchen ihre Tücher und Tüchelchen, ihre Röcke und Röckchen abgeworfen hat, wenn sie im Hemdchen und Nachtcorsetchen ins Bettchen schlüpft, —“

„Was weiß ein alter Hagestolz, wie Sie?“ unterbrach ihn das Fräulein eifrig, indem sie ihm mit den weichen Patschchen, über und über er-

rötbend, eines hinter das Ohr versetzte, schelmisch lächelte und innerlich beinahe platzte; „was wissen Sie von Nachtcorsetchen und Schlafhäubchen? solche Dinge gehören ganz und gar nicht in Ihr Fach, und der Schuster, beißt ein altes Sprüchwort, der Schuster bleibe bei seinem Leisten."

„Leider, Gott erbarm's!" seufzte und knurrte der alte Kater-Murr-Berner mit komischem Pathos, „leider beißt es bei mir: ne ultra crepidam,* ich darf nichts sehen als die hübschen Füßchen, und höchstens, aller — allerhöchstens Jahrs einmal ein hübsches Wäd —; doch um wieder auf Martiniz zu kommen: ich habe hin und her gedacht, ich weiß nur ein Mittel, wie man ihn der Welt wieder geben kann. Wir mögen über die Thorheit des Geisterglaubens an ihn hin predigen, so lange wir wollen, er gibt uns Recht, und in der Nacht sieht er dennoch wieder sein Phantom. Nein, man muß ihm auf ganz anderem Wege beikommen. Sie, Ida, Sie müssen in der Stunde der Mitternacht zu ihm an den Altar gehen, bei ihm bleiben in den Augenblicken der Angst, und ich stehe dafür, er wird so viel an Sie denken, daß das Bild seiner Phantasie verschwindet." Ida sträubte sich vor diesem Hülfsmittel mit mädchenhafter Scheu; sie gab dem Hofrath zu bedenken, daß das sich aufdringen beiße; was die Welt dazu sagen werde, wenn sie einem landfremden Menschen in die Kirche nachlaufe, und dies und jenes — aber der Hofrath, der das Mädchen von seiner Kindheit an kannte, sah tiefer. Er sah, wie sich in ihr zwar das Mädchenhafte gegen das Unschickliche, das nach den Begriffen der Welt darin liegen könne, sträube, daß aber das Edle und Große, das sie, nur von Wenigen gekannt, tief in der stolzen, jungfräulichen Brust verschloß, schon jetzt diesen Rettungsgedanken mit Wärme ergriffen haben müsse, denn in ihrem Auge sah er jenes stille Feuer ernsten Nachdenkens, ihre Brust hob sich stolzer, wie wenn sie eines großen Entschlusses mächtig geworden wäre. Er tröstete sie über den Gedanken, was die Welt sagen würde; unerkannt wolle er sie in der dunklen Nacht in die Kirche führen, und „landfremd," fuhr er mit schalkhaftem Lächeln fort, „landfremd nennen Sie diesen Menschen? Mir wenigstens ist es in den vierzehn Tagen geworden, wie wenn ich ihn lange, lange gekannt hätte; und wer war es denn, der in jener Ballnacht, als wir den landfremden Menschen zum allerersten Mal sahen, sagte: ich möchte hingehen und fragen, warum bist Du nicht fröhlich mit den Fröhlichen, sage mir Deinen Kummer, ob ich nicht helfen kann?" Es ist etwas in weiblichen Herzen, das sie in einzelnen Momenten so hoch erhebt, daß sie Entschlüsse fassen und ausführen, wovor ein Mann vielleicht sich gescheut hätte. Auch Ida's Herz war nicht unempfänglich für solche große Entschlüsse, die der kältere Beobachter mit Unrecht Schwärmerei nennt; sie lehnte sich an die Brust des alten Freundes und lispelte mit geschlossenen Augen kaum hörbar, aber fest entschlossen: „Ich will es thun, denn ich fühle es: der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!"

* Nicht über den Leist hinaus.

# Die Heilung.

Es war vierundvierzig Minuten auf Mitternacht, als aus des Präsidenten Haus ein paar dunkle Gestalten traten, die eine größere war in einen dicken Ueberrock geknöpft, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, die andere kleinere hatte einen Shawl von dunkler Farbe um den Kopf geschlagen, war tief in einen Carbonaro eingewickelt, der aber zu lang schien, denn die Person, die ihn trug, mußte ihn alle Augenblicke aufnehmen. Die beiden Gestalten schlichen sich dicht an den Häusern hin, gingen mehrere Straßen entlang und verschwanden endlich im Portal der Münsterkirche.

Bald darauf kam ein Mann mit einer Laterne über den Münsterplatz; es war der Freilinger Küster; er schloß schweigend die große, knarrende Kirchthüre auf und winkte den beiden Gestalten einzutreten. Die kleinere schien zu zögern, als scheue sie sich, in den nachtrabenschwarzen Dom zu treten; als aber der Küster mit seiner Laterne voranleuchtete, schien sie muthiger zu werden und folgte, doch sah sie bei jedem Schritte unter dem Shawl hervor, als fürchte sie, irgend etwas Gräuliches hinter den großen Säulen hervorgucken zu sehen.

Am Altar machten sie Halt. Der Küster zeigte auf einen breit vorspringenden Pfeiler, von wo aus man den Altar und einen großen Theil der Kirche übersehen konnte, und die beiden Verhüllten nahmen dort ihren Platz; die Laterne gab übrigens so wenig Licht, daß man, ohne näher zu treten, die an dem Pfeiler Sitzenden von dem übrigen Dunkel nicht unterscheiden konnte. Indem hörte man den Glockenhammer im Thurme summen und zum Schlag ausholen, der erste Glockenschlag von Mitternacht rollte dumpf über die Kirche hin, und zugleich hallten eilende Schritte den mittleren Säulengang herauf dem Altar zu. Es war Martinitz mit seinem Diener.

Blaß und verstört setzte sich jener, wie er alle Nacht zu thun pflegte, auf die Stufen des Altars.

Zuerst sah er still vor sich hin, er weinte und seufzte, und, wie in jener Nacht, da ihn der Küster zum ersten Mal gesehen hatte, rief er mit wehmüthiger, bittender Stimme: „Bist Du noch immer nicht versöhnt? Kannst Du noch immer nicht vergeben, Antonie?“ Seine Stimme tönte voll und laut durch die Gewölbe der Kirche, aber kaum war der letzte Laut verhallt, da rief eine silberreine, glockenhelle Stimme wie die eines Engels vom Himmel: „Er hat vergeben!“

Freudiger Schrecken durchzuckte den Grafen, seine Wangen rötheten sich, sein Auge glänzte, er streckte seine Rechte zum Himmel hinauf und rief: „Wer bist Du, der Du mir Vergebung bringst von den Todten?“ Da rauschte es an jenem vorspringenden Pfeiler, eine dunkle Gestalt trat hervor, der Graf trat bebend einen Schritt zurück, sein Haar schien sich emporzusträuben, sein Blick hing starr an jeder Bewegung des Nahenden, die Gestalt kam näher und näher, der milde Schein der Laterne empfing sie, noch einige Schritte und — der dunkle Mantel fiel, ein seraphähn-

liches Wesen, — Ida mit der Taubenfrommheit eines himmlischen Engels schwebte auf den Grafen zu; dieser war in ein willenloses Hinstarren versunken, noch immer glaubte er einen Bewohner höherer Räume zu sehen, bis ihn die süße, wohlbekannte Stimme aus der Betäubung weckte.

„Ich bin es," flüsterte, als sie ganz nahe zu ihm getreten war, das muthige, engelschöne Mädchen, „ich bin es, die Ihnen die Vergebung eines Todten verkündigt. Ich bringe sie Ihnen im Namen des Gottes, der ein Gott der Liebe und nicht der Qual ist, der dem Sterblichen vergibt, was er aus Uebereilung und Schwachheit gesündigt, wenn ernste Reue den Richter zu versöhnen strebt. Dies lehrt mich mein Glaube, es ist auch der Ihrige; ich weiß, Sie werden ihn nicht zu Schanden machen. Du aber," setzte sie mit feierlicher Stimme hinzu, indem sie sich gegen das Schiff der Kirche wandte, „Du, der Du durch die Hand des Freundes fielst, wenn Du noch diesseits Ansprüche hast an dieses reuevolle Herz, so erscheine in dieser Stunde, zeige Dich unsern Blicken, oder gib ein Zeichen Deiner Nähe!"

Tiefe Stille in dem Gotteshause, tiefe Stille draußen in der Nacht, kein Lüftchen regte sich, kein Blättchen bewegte sich. Mit seligem Lächeln, mit dem Sieg der Ueberzeugung in dem strahlenden Auge wandte sich Ida wieder zum Grafen. „Er schweigt," sagte sie, „sein Schatten kehrt nicht wieder, er ist versöhnt!"

„Er ist versöhnt!" jubelte der Graf, daß die Kirche dröhnte, „er ist versöhnt und kehrt nicht wieder! O Engel des Himmels, Sie, Sie haben ihn gebannt; Ihre treue Freundschaft für mich Unglücklichen, die eben so hoch, eben so rein ist als Antonio's Treue und Großmuth, sie hat den blutigen Schatten versöhnt. Wie kann ich Ihnen danken —"

„Danken Sie Dem, der stark war in mir Schwachen," sagte Ida, indem sie ihm sanft die Hand entzog, die er gefaßt und mit glühenden Küssen bedeckt hatte; „wollen Sie aber mir etwas mehr gönnen, als das Bewußtsein, dem Freunde genützt zu haben, so danken Sie mir dadurch, daß Sie sich wieder den Menschen schenken, daß Sie wieder heiter und froh sind, wie es Menschen gebührt, denen Gott die schöne Erde zu einem Orte der Freude geschenkt hat."

Sprachlos faßte er das zarte Händchen wieder und drückte es an sein klopfendes Herz; sein freudiges Lächeln, sein seliger Blick sagten ihr, daß er erfüllen wolle, was sie ihn geheißen.

Der Hofrath war indeß näher getreten und hatte mit freudiger, zuweilen etwas schalkhafter Miene die schöne Gruppe betrachtet. Man konnte aber auch nichts Schöneres sehen. Der hohe schlanke, junge Mann mit dem zarten, sprechenden Gesicht, aus dem jetzt alle Wehmuth, alle Trauer gewichen war, das jetzt nur Freude und Glück aussprach, an seiner Seite die feine Seraphgestalt mit dem lieblichen Engelsköpfchen, das aus den sinnigen, schmelzenden Augen so freudig, so schmachtend an jenem hinaufsah, — sie beide umstrahlt von dem ungewissen milden Schein der Laterne und im Hintergrund der Altar und die wunderlich geformten Bogen und Säulen des majestätischen Tempels. „Nun," dachte Berner, „sei es um ein paar Wochen, dann sind wir zu guter Tageszeit wieder hier am Altar, dort auf den Stufen steht dann der Herr Pastor primarius, und weiter unten müssen mir die beiden Leutchen dort knieen; der Herr Pastor spricht dann den Segen und sie sind kopu —"

Es zupfte ihn etwas am Rockschoß, er sah sich um. Der alte Brtzwisl

stand hinter ihm und wischte sich einmal über das andere die alten Augen, die vor seliger Rührung übergingen. „Das ist Ihr Werk, Herr Hofrath," schluchzte er, „möge es in Zeit und Ewigkeit —"

„Sei still," flüsterte Berner. „Dein Werk ist es, denn hättest Du nicht endlich geschwatzt, so spukte der Herr Antonio nach wie vor."

Der alte treue Diener nahm aber das Lob nicht an. „Nun, am Ende ist es doch der Himmelsengel dort," schluchzte er weiter, „der es vollbracht hat; ohne sie hätten wir anzetteln können, was wir hätten wollen, wir hätten doch nichts zu Wege gebracht. Morgenden Tages schreibe ich alles dem alten Herrn Onkel, und der kann nicht anders, er muß seinen Segen zu der holdseligen, zukünftigen Frau Gräf—" Ein Wink seines Herrn unterbrach ihn, er eilte zu ihm hin, küßte die Hände des Grafen und den Saum von Ida's Gewand und brachte dann, wie ihm der Graf befahl, Ida's Mantel. Scherzend, als ginge es von einem Ball nach Hause, hing Martiniz dem holden Mädchen den Mantel um und hüllte ihr das Köpfchen in den Shawl, daß nur noch das feine Näschen hervorsah; der Hofrath führte sie, der stillselige Graf ging neben seiner Retterin her, und Berner wurde gar nicht eifersüchtig, daß diese das Gesichtchen immer nur dem Grafen und viel seltener ihm zuwandte.

Brtzwisl und der Küster, der ganz traurig schien, daß seine Thalerquelle doch endlich versiegt war, schlossen den Zug. „So Gott will," sagte zu ihm der alte Diener, als er die Thüre schloß, „sind wir zum letztenmal Nachts da drinnen gewesen; Dir soll es übrigens nichts schaden, alter Kauz. Wenn Deine durstige Seele nach einem Glas Wein verlangt, so komme nur zum alten Brtzwisl in den Mond, da setzen wir uns dann hinter den Tisch, die Frau Wirthin muß Alten geben, und wir trinken dann auf's Wohlsein meines Herrn und des schönen Fräuleins."

---

## Neue Entdeckung.

Der alte Brtzwisl kam am andern Morgen mit einem Gesicht, aus welchem man sich nicht recht vernehmen konnte, zum Hofrath; er wünschte mit freundlichem Grinsen guten Morgen und zischte doch dabei, wie wenn er Rhabarber zwischen den Zähnen hätte, ein „wenn nur das heilige Kreuz-Donner —" oder, „wenn nur das Mohren-Kraut-Stern-Elementerchen" um das andere heraus. Er rapportirte, daß er einen Brief von der alten Excellenz, dem Oheim, habe, worin ihm dieser ankündige, daß er seine Briefe nach Fuselbronn, einer Badeanstalt zwischen Freilingen und der Residenz seitwärts gelegen, zu schicken habe. „Der Kukuk!" rasaunte der alte treue Knecht, „hätte der alte Herr nicht die vierzehn Meilen weiter machen können? Jetzt wäre er hier in Freilingen und schaute das Glück seines Herrn Brudersohnes mit leiblichen Augen, könnte nebenbei auch den Hochzeitvater vorstellen! Was hilft mich das, daß er wieder schreibt: „„Brtzwisl, scheue keine Kosten, wir

können es ja bezahlen, wenn der Himmel unserem Emil wieder gesunden Menschenverstand verleihen will.'" Was hilft mich das? In allen Nestern von Italien, Frankreich, Schweden, Norwegen, England, Holland, wo wir herumfuhren, habe ich keine Kosten gescheut; ich mag gar nicht denken, was nur die Doktores kosteten, wenn ich alle Mal die Antwort bekam: „Reise weiter! Zerstreuung hilft! Glückliche Reise!" — Jetzt, wo wir hier Zerstreuung und Freude umsonst hatten, wo ein Engelchen meinen armen Herrn kurirt hat, jetzt soll ich keine Kosten scheuen? Was hilft da der verfluchte Mammon? Kann ich dem Fräulein sechs Louisd'ors geben, wie einem Doktor oder Professor?"

So knurrte der alte Kauz bei dem Hofrath; die Worte pullerten ihm nur so hervor, es war ihm ganz ernstlicher Ernst mit der Sache, und er war auf sich und die ganze Welt ergrimmt, daß er jetzt nicht stante pede eine Hochzeit herberen konnte. Der Hofrath sah ihn ganz erstaunt an und hielt sich den Bauch vor Lachen, so komisch kam ihm des alten Gesellen Wüthen vor. „Alter Narr!" rief er endlich, „muß man Dir denn die Nase drauf stoßen und eine Brille aufsetzen, daß Du findest, was Du suchst? Kannst Du Dich denn nicht hinsetzen und die ganze Geschichte von den letzten vierzehn Tagen Deinem alten Herrn schreiben und dabei einfließen lassen, daß Dein Herr zum Sterben in das Mädchen verscharmirt sei? Und wenn der Herr Onkel das weiß, nun ja — das Fräulein ist von gutem Adel, ich sehe nicht ein, was für ein besonderes Hinderniß —"

„Weiß Gott, so thu' ich!" rief Brktzwisl und setzte vor Freuden den Respekt so ganz aus dem Auge, daß er einen Katzensprung in die Luft machte; „aber Eines fehlt doch immer noch, mein Herr sollte nur erst mit dem Fräulein im Reinen sein; aber geben Sie Acht, geben Sie Acht, der macht uns einen Streich! Er ist so blöde, so furchtsam —"

Wenn er es nur gewußt hätte, der alte Brktzwisl! Sein Herr saß, indem sein Diener von seiner Blödigkeit perorirte, bei Ida auf dem Sopha, der Präsident, der nur so auf ein Viertelstündchen in seiner Tochter Boudoir eingesprochen hatte, neben ihm. Was es doch eine eigene freie Kunst um das Augenparliren ist; da schwatzten jetzt die guten Leutchen ein Langes und Breites mit dem Herrn Papa von Bergen und liegenden Gründen, nebenher hielten sie sich die schönsten Reden durch verstohlene Blicke, mit einer Beredsamkeit, einem rednerischen Feuer, von dem selbst Cicero in seiner Rednerkunst keine Aufschlüsse gibt und wovon auch kein Wörtchen weder in der Syntax der deutschen Sprachlehren, noch in den verschiedenen Rhetoriken und ästhetischen Vorlesungen steht, die alljährlich von den Katheedern abgehaspelt werden. Der Präsident thaute immer mehr auf, denn Martiniz sprach von einem bedeutenden Güterkauf, den er in hiesiger Gegend im Sinne habe, und der gute Präsident glaubte nicht anders, als seine Aufmunterungen haben den Grafen auf diesen vernünftigen Gedanken gebracht, und wenn er es vollends dazu bringen könnte, daß der Graf die Gräfin Aarstein — er gratulirte sich schon im Voraus zu einem allergnädigsten Handschreiben, besah lächelnd seine Brust, wo nächstdem das Großkreuz des Civilverdienstordens paradiren werde, nannte Martiniz seinen neuen Landsmann und sein liebes Gräfchen, und zog kichernd und schnalzend über seine vortrefflich gelungene Negociation zum Zimmer hinaus.

## Das tête-à-tête.

So lange er da war, war es dem Grafen und Ida ziemlich leicht zu Muth; zwar prickelte es beiden ein wenig ängstlich im Herzen, denn das Wiedersehen nach einem so wichtigen Moment, wie die gestrige Mitternacht war, führt immer eine kleine unabweisbare Verlegenheit mit sich; man ist nicht sicher, den Ton gleich wieder zu finden, in welchem man sich verlassen hat. Denn das ist keinem Zweifel unterworfen, daß man, wie in jedem Gespräch, so auch in dem Flüstern der Liebe Abends wärmer ist und in einer Viertelstunde weiter kommt, als den Morgen nachher, wo schon der Verstand mehr mit der Phantasie über die Haushaltung rechnet. Daher war es Martiniz auf den ersten Augenblick des Alleinseins mit Ida bange; er war so traulich von ihr geschieden, er hätte ihr gestern Abend alles, alles sagen können, wovon sein Herz so voll war — und jetzt, jetzt hatte er wieder allen Muth verloren. Er hatte mit den ersten Damen von vier großen Reichen gescherzt und gelacht, ohne sich von den imposantesten Schönen verblüffen zu lassen, — wo war sein Muth, seine Gewandtheit diesem Mädchen gegenüber? Es war aber auch unmöglich, bei dem Engelskind die Fassung zu behalten; — erfreute der herrliche Tannenwuchs, das Ungezwungene, Graziöse der Haltung das Auge, war man beinahe geblendet von dem Lilienschnee der Haut, von der jungfräulichen Pracht des Alabasterbusens, war man entzückt von dem Rosensammt der blühenden Wangen, von den zum Kuß geöffneten Korallenlippen, war man wunderbar bewegt von dem lieblichen Contrast, den ihre brand-brand-brand-raben-raben-kohlen-dinten-schwarzen Ringellöckchen und orientalisch geschweiften Brauen mit den Cyanenaugen machten, war man hingerissen von dem Zauberlächeln, das die Grübchen in den Wangen, die Perlen hinter dem schöngeformten Mund zeigte, hätte man hinfliegen mögen, die zarte Taille mit dem einen Arm zu umfangen, mit dem andern das Amorettenköpfchen recht fest auf den Mund zu drücken — o! so durfte sie ja nur das Auge aufschlagen, durfte nur jenen Blick voll jungfräulicher Hoheit auf den sündigen Menschen und seine Begierden herabblitzen lassen, so schlich man sich so ducks und geschmiegt hinter die Grenzbarrièren der Bescheidenheit zurück, als haben einen zehn Paßvisitatoren und zwanzig Gendarmen dahinter zurückgedonnerwettert.

Das ist der Zauber reiner Jungfräulichkeit. Man sage, was man will, von Verderbenheit der Sitten und daß kein reputirliches Frauenzimmer mehr allein auch nur eine Meile weit reisen könne; an den Männern liegt es wahrhaftig nicht, sondern an jenen selbst, die ohne den Schutz- und Geleitsbrief jungfräulicher Reinheit in Blick und Mienen hinaus gehen. Der Graf war kein solcher Geck wie viele unserer heutigen jungen Herren, welche glauben, jedes Herz, das sie lorgnettiren, müsse auch unwillkürlich von ihrer interessanten Erscheinung hingerissen sein. Nein, seinem

scharfen Auge war es nicht entgangen, wie Ida diese saubern Herren, als sie sich mit ihrer dreisten, handgreiflichen Unverschämtheit an sie drängten, hatte ablaufen lassen; wenn auch ihm keine solche Zurechtweisung bevorstand, wenn er sich auch schmeicheln durfte, von diesem Phönix von Mädchen vor Allen ausgezeichnet worden zu sein, wenn er sich auch eines höheren Werthes bewußt war, wer stand ihm dafür, daß nicht dieses Mädchen, das gewiß auf ihre Freundschaft einen hohen Werth legte, sich tief beleidigt fühlen werde, wenn er zärtlichere Gefühle äußerte? Wer stand ihm dafür — zwar der Hofrath hatte es ihm zu dutzend Malen mit den fürchterlichsten Eiden geschworen, daß es nicht so sei, aber was wußte der Hofrath von den Heimlichkeiten eines tiefen Mädchenherzens? Wer stand ihm dafür, daß sie nicht schon einen Anderen, Würdigeren lie—

Nein? er konnte den Gedanken nicht ertragen; die ganze Nacht hatte es ihn gepeinigt; die guten Betten, über welche er jeden Morgen der Frau Mondwirthin viel Schönes gesagt hatte, waren hart und schneidend wie die Latten, auf welche er sonst seine ungezogensten Uhlanen geschickt hatte; die Kopfkissen — Jakobs Stein muß ein Eiderdunenpfühl dagegen gewesen sein, denn er konnte ja darauf schlafen und sogar eine Himmelsleiter träumen, die ihn in den Himmel — es peinigte ihn den ganzen Morgen und Vormittag, bis er endlich den Riesenentschluß faßte, sich Gewißheit zu verschaffen.

Noch auf der Treppe hatte er Löwenmuth, er stieg die Stufen hinan, als wären es die schiefen Seiten einer feindlichen Batterie; noch so lange der Papa dabei saß, flüsterte er sich zu, daß er mehr Muth besitze, als er gedacht habe; ihr Blick schien ihm heute besonders glänzend, schien ihn selbst aufzumuntern, aber nein, es war ja nur das gewöhnliche freundschaftliche Wohlwollen; er wünschte den Papa zum Henker oder in seine Kanzlei, und doch hätte er ihn, als er ging, beim Frackzipfel nehmen und festhalten mögen; jetzt Muth! — aber es schnürte ihm die Kehle zusammen, er konnte nicht anfangen, alles schien ihm zu gemein, zu trivial für diese Stunde. —

„Warum so still und trübe, Martiniz?" fragte Ida, als der Graf immer noch keine Worte finden konnte. „Sie sind doch wohl nicht krank?" Wie wohl that ihm diese Theilnahme! — Das Gespräch war eingeleitet, und dennoch konnte er nicht weiter. Da fiel ihm auf einmal ein Gedanke ein — er beschloß ihn auszuführen; er nahm noch einmal das Thema von vorhin auf und ging die Landsitze, die ihm angeboten worden waren, einzeln durch; auf allen war Idchen bekannt, und wie unendlich hübsch stand es dem Mädchen, wenn sie von der Landökonomie so kunterbunt plapperte, wie ihr das Schnäbelchen gewachsen war. Es war ihm, als säße er schon mit ihr Abends vor der Thüre seines Schlößchens, die Kinderchen alle um ihn her im Gras, wie es auf seines Vaters Schloß gehalten wurde, und neben ihm, neben ihm Ida als züchtiges, hübsches, allerliebstes Frauchen; und wie sie dann — nein, es war zu hübsch, wenn er es sich so vorstellte, — wenn sie dann sorglich die Kinder hineinschickte — und selbst aufstand — und ihn bei der Hand nahm — und die andere Hand ihm auf die Stirne legte — und, ja — und dann sagte: Männchen, es ist hier unten schon etwas kalt, wollen wir nicht zu Bet—

„Da sitze ich schon ein gutes Halbviertelstündchen," unterbrach Ida mit fröhlichem Lachen sein Selbstgespräch, „und sehe Ihnen zu, wie Sie so gar nachdenklich sind, als wollten sie die Quadratur des Zirkels ausklügeln; wo haben Sie nur Ihre Gedanken? Gewiß saßen Sie schon auf irgend einem Landgut und sannen nach, wie lustig Sie sich dort die Tage vertreiben wollen."

„Ach," antwortete Emil, „so lustig wird es wohl dort nicht werden, wenn man so allein, so ganz allein auf der Erde ist."

„Nun, das kömmt nur auf Sie an, Sie können sich die Einöde froh machen, können Freunde zu sich bitten —"

„Freunde?" fragte Martiniz mit sonderbarem Ausdruck der Stimme: „Es ist wohl etwas Gutes um Freunde, aber sie kommen und gehen, und das Herz verlangt nach etwas Bleibendem." — „Wer bedenkt," antwortete Ida mit gerührtem Blick auf den jungen Mann, „wer bedenkt, wie viel Sie schon verloren haben, wird Sie um diese Ansicht nicht schelten; Sie haben Recht, es ist nichts Bleibendes auf der Erde."

So hatte aber der Graf auch wieder nicht gemeint. „Nein," sagte er, „es hieße dem Leben seinen schönsten Reiz ablügen, wollte man dies so strenge behaupten; etwas ist, was dem Mann in jedem Wechsel bleibt, Ihnen darf ich sagen, was ich meine, Ihnen, die in dem ersten Augenblick dem Unglücklichen ihre zarte Theilnahme schenkte, die durch die zarten Bande der Gastfreundschaft das Herz wieder für die edlen Freuden der Geselligkeit öffnete, die, wenn alle Menschen mich verkannten oder über mein Unglück spotteten, mir treue Theilnahme und reichen Trost gewährte, die mir aus gläubiger, frommer Freundschaft selbst in jene Schreckensstunde, die mich von den Menschen verbannte, nachfolgte, die den Fluch von mir nahm, der mich von Land zu Land rastlos fortscheuchte, Dir, Du reines, holdes, ewig heiteres Engelskind, darf ich sagen, was mir fehlt, Du hast mir ja immer geholfen, mir fehlt — sei Du es mir — ein liebes Weib." —

Mit steigendem Erstaunen war Ida der Rede Emils gefolgt — ihr Auge hing an seinen Lippen, ihre Hand zitterte in der seinigen, denn sie meinte nicht anders, als ein neues, noch furchtbareres Geheimniß zu vernehmen. Mit einem Schrei der Ueberraschung, der Freude, der Verlegenheit flog sie daher vom Stuhle auf, als er endete. „Herr Graf — Marti —" stammelte sie in steigender Verlegenheit, ihr Gesicht brannte in den hohen Gluthen bräutlicher Schaam.

„Mein Mädchen, meine Ida!" flüsterte Martiniz und zog sie zu sich herab in seine Arme, er nannte sie mit den süßesten Schmeichelnamen. „O laß mir noch einen Glauben, noch eine Hoffnung, laß mir noch einen Trost, den Deiner Liebe!" — „Mein Emil!" hauchte sie aus den süßen Lippen hervor — und der Graf preßte sie in stürmischem Entzücken an die Brust, wollte eben den ersten, heiligen Kuß reiner Lie—

Da schmetterten Posthörner die Straße herab, ein schwerer Reisewagen rasselte dröhnend über das Pflaster und hielt vor des Präsidenten Haus; aufgeschreckt wie ein Reh flog Ida aus des Grafen Armen und riß das Fenster auf, aber erbleichend trat sie zurück. — „Mein Gott im Himmel!" rief sie, „es ist die Gräfin Aarstein." — Die Saat des Bösen reift schnell.

# Der Mann im Monde,

oder

## der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.

---

Zweiter Theil.

# Das Unkraut im Weizen.

ie höllischen Latwergen und Rhabarbermüschen aus der Leumundsfiederei Schulderoff und Comp. thaten ihre Wirkung vollkommen. Kaum hatte Onkel Sorben, eine jener Hofseelen, die durch Intriguen geboren, mit Intriguen groß gezogen werden, und sicher einmal an einer Intrigue sterben, die sie gegen den Tod oder den Meister Urian anzetteln — Onkel Sorben hatte kaum den Brief seiner liebenswürdigen Posaunenseraphsnichte zu Gesicht bekommen, als er wie wüthend nach seinem Stadtwagen schrie. War doch die Geschichte so geschickt, so fein eingefädelt gewesen, und Geschenke — vom Herrn eine Dose, vom Staatssekretär ein Staatssouper, von der Gräfin ein paar Pferde, und sonst noch was, was ein alter Kauz wie er nie verschmäht, und dies Alles sollte ihm so ein naseweises Ding, die kaum hinter den Ohren trocken, wegliebäugeln.

Die Röthe des Zornes lag noch auf seinem Gesichte, als er bei der Gräfin vorgelassen wurde, er traf sie allein, nur der Rittmeister Sporeneck, ihr täglicher Gesellschafter, war dort. Der Letztere hatte einen Brief in der Hand, aus welchem er soeben etwas Unangenehmes vorgelesen haben mochte, denn die Gräfin schien mit Mühe sehr heiter zu sein, ihr kolossaler Busen wogte ungestüm auf und ab.

„Excellenz," krächzte Sorben aus seiner angegriffenen Brust hervor, „Excellenz! da bekomme ich soeben ganz sonderbare Nachrichten von Ihrem Zukünftigen aus Freilingen." — Die Gräfin und der Rittmeister warfen sich bedeutende Blicke zu, aber der graue Hofmann ließ sich nicht merken, daß er es gemerkt habe — „ja, aus Freilingen; er soll dort en passant ein galantes Verhältniß mit einer jungen Dame, des Präsidenten v. Sanden Tochter, angeknüpft haben; solches wäre nun unter andern Umständen ziemlich gleichgültig, Excellenz werden sich aber vielleicht noch aus dem Briefe aus Warschau erinnern, daß der Herr Graf ein Schwärmer genannt wurde, und einem solchen, wissen Sie wohl, ist nicht zu tr—"

„Nicht zu trauen, da haben Sie Recht, lieber Sorben, da haben Sie Recht, und ich danke Ihnen für Ihren Eifer. Die Sache ist übrigens ein-

mal so weit eingeleitet, daß das Gräfchen daran muß, es mag wollen oder nicht; — was schreibt sein Onkel?"

Diese Querfrage brachte den Geheimerath beinahe ganz außer Fassung, denn sein Gewissen sagte ihm, daß er in dieser Hinsicht ein gewagtes Spiel spiele; als nämlich Graf Martiniz ins Land kam, als man überall von seinem Reichthum sprach, der Staatssekretär ihn für eine gute Prise erklärte und alle Segel aufspannte, um ihn für die Gräfin zu capern, da wollte es Sorbens Glücksstern, daß ihm eine bedeutende Rolle zufiel.

Er hatte in Carlsbad den alten Onkel Martiniz kennen gelernt und stand jetzt noch in einiger Korrespondenz mit ihm. Sein Geschäft war es daher, den alten Polen für die Heirath seines Neffen mit der Gräfin Aarstein zu gewinnen; er hatte sich auch nicht anders gedacht, als er werde leichtes Spiel haben, der alte Graf wußte ja nichts von den fatalen Verhältnissen der Aarstein, und — ja es mußte gehen, er schrieb dem alten Martiniz und trug ihm gleichsam die Hand der Gräfin für den Neffen an. Mittlerweile hatte er, um sich bei der Gräfin, die dem regierenden Hause so nahe verwandt war, wichtig und unentbehrlich zu machen, viel von seinem großen Einfluß pererirt, den er auf seinen Intimus, den alten Martiniz, habe, und jedesmal, so oft auf die Heirath die Rede kam, ganz zuversichtlich gesagt: „Es fehlt sich gar nicht, der alte Pole muß wollen, was ich will, und damit Holla!"

Das Ding hatte aber doch einen Haken; der Graf hatte seinem Carlsbader Freunde wieder geantwortet, daß diese Verbindung mit einer so erlauchten Dame seinem Neffen wie dem ganzen Hause Martiniz nicht anders als zur größten Ehre gereichen könne, und daß er sich unendlich freue, die schöne Gräfin einmal als seine Schwiegernièce zu umarmen; bis hieher war es nun ganz gut, jetzt aber kam der Haken, — was übrigens *sein* Votum in der Sache betreffe, schrieb er weiter, so müsse er sich mit Wünschen begnügen, denn er habe den Grundsatz, in solche Affairen sich auch nicht im geringsten einzumischen; sein Neffe kenne ihn auch von dieser Seite vollkommen und wisse, daß er ihm zu keiner Verbindung weder zu- noch abrathen werde. Er solle einmal nach Liebe heirathen, natürlich nicht unter seinem Stande; wenn er aber diese Grenze nicht überschreite, gebe er seinen Segen zu jeder Wahl.

Das war nun ein verzweifelter Haken; Sorben hatte sich vorgestellt, der Alte werde bei einer Gräfin Aarstein sogleich mit beiden Händen zugreifen und sie dem Herrn Neveu als Frau Gemahlin präsentiren ohne weitere Sperranzien; wahrhaftig, man müßte im Norden noch weit, sehr weit in der Cultur zurück sein, daß man von einer *Heirath nach Liebe* sprechen konnte; doch der Karren war schon einmal verfahren und konnte auf dieser Seite nicht mehr herausgebaudert werden; der alte Herr von Sorben dachte also: „Vogue la galère, der alte Narr *muß* wollen!" machte gute Miene zum bösen Spiel und sagte dem Staatssekretär und der Gräfin, der alte Martiniz sei vollkommen damit einverstanden. Ein böses Gewissen behielt er aber bei der Sache noch immer; wenn ja das Gräfchen Goldfischchen doch nicht anbeißen mochte, — nein! er konnte den Gedanken nicht ausdenken, er wäre ja um Ehre und Reputation gekommen, denn auf *seine* Nachricht von dem alten Grafen hin hatte man sich nicht

mehr genirt und von der Verbindung, als von etwas, das sich von selbst verstünde, überall gesprochen.

Wie jetzt die Sachen standen, ging ihm das Wasser bis an die Kehle, und die fatale Querfrage der Gräfin: „Was schreibt sein Onkel?“ hätte ihn beinahe aus aller Contenance gebracht. Doch er faßte sich und antwortete mit der heitersten Miene von der Welt: „Der ist, wie ich schon oft gesagt habe, durchaus damit einverstanden, und diese Verbindung liegt ganz in seinen Wünsch—“

„Wie? ganz in seinen Wünschen? damit einverstanden? — Das sind nicht die Ausdrücke, die Sie mir früher sagten; erinnern Sie sich, Sie sagten mir, er schreibe, er sei von selbst auf den Gedanken gekommen, daß sein Neffe mich —“

Höllenangst, Höllenpein nagte in Sorbens Brust; nein! wenn er compromittirt würde! Doch da galt kein Besinnen mehr. „Vollkommen damit einverstanden, meine Gnädige, so vollkommen sage ich, daß er selbst zuerst auf den glücklichen Gedanken kam.“

„Nun, was wollen wir weiter?“ fuhr die Gräfin ruhig fort, „mein Gräfchen wird nicht das ungehorsame Söhnchen spielen wollen, denn die drei Milliönchen, die er von dem Onkel erben soll und die, wie Sie mir sagen, wegfallen, wenn er mich nicht —“

Sorben schnitt gräuliche Gesichter; es war ihm, als sollten ihm die hellen Thränen hervorstürzen, daß er sich so dumm verplaudert hatte, und dennoch sollte er lächeln und freundlich sein, er grinzte daher furchtbar, wie einer, der Assa fœtida oder recht bitteres Salzconfekt im Mund hat und doch zuckerhonigsüß dabei aussehen will.

---

## Das Unkraut wächst.

Der Rittmeister hatte bis jetzt noch kein Wort gesprochen; aber die Miene des alten Fuchses mochte ihm doch nicht so ganz spaßhaft vorkommen, als sie aussehen sollte. „Mir scheint es, als dürfe man die Sache nicht nur so gehen lassen, wie sie geht, und am Ende warten, ob der Graf gehorsam sein will oder nicht, denn hole mich der —, verzeihen Sie, gnädige Gräfin — wenn ich selbst drei Millionen hätte, wie der Goldfisch, der jetzt in Freilingen vor Anker liegt, so thäte ich nach meinem Sinn, und nicht wie mein alter Oheim wollte.“

„Das heißt also,“ rief die Gräfin pikirt, „Sie würden Ihrem Kopfe folgen, auch zu den Füßen des Fräuleins Ida liegen und die Gräfin Aarstein refüsiren?“

„Wie Sie nur so reden mögen?“ antwortete der Rittmeister empfindlich, „Sie wissen ja selbst, wie ich mit Ida stehe; aber ich wollte damit sagen, daß der Graf Sie sehen muß, und hat er Sie nur erst einmal

gesehen, nun, so stehe ich dafür, daß er keine weitere Vergleichung anstellt, sondern zu Ihren Füßen liegt."

Die Geschmeichelte schlug ihn mit dem Eventail auf die Hand und meinte selbst, indem sie einen Blick in den deckenhohen Spiegel warf, daß dieser Rath vielleicht so übel nicht wäre. Auch Sorben schien er das einzige Rettungsmittel in seiner peinlichen Lage. Kommt die nur erst einmal hinter den Polen, dachte er, dann sei ihm Gott gnädig; denn wenn die einen lieben und von einem geliebt sein will, dann kostet es vierundzwanzig Stunden, und er ist im Netz.

Sie hielten jetzt großen Kriegsrath. Die Nachrichten, die der Rittmeister von seinem Kameraden Schulderoff aus Freilingen erhalten und kaum zuvor der Gräfin mitgetheilt hatte, stimmten auf ein Haar mit dem überein, was Fräulein Sorben ihrem Onkel geschrieben hatte. Ueber den Thatbestand war also nicht der geringste Zweifel mehr. Aber wie dem Grafen beikommen?

„Ist sie denn wirklich so hübsch?" fragte Sorben, um die feindliche Stellung recht genau zu recognosciren.

„Hübsch?" lachte die Gräfin bitter, „hübsch? nun, das müssen Sie ihren primo Amoroso, den Rittmeister, fragen. Wenn durcheinander gefitztes Rabenhaar, ein Maul voll gesunder Zähne, ein Paar rothe Bäckchen, eine gedrechselte Hopfenstange von Körper, die mir die Nerven angreift, weil man sie nicht berühren darf, ohne fürchten zu müssen, daß man eines der zarten Gliederchen abknicke," (bei der kolossalen Riesenkürassierfigur der Gräfin war dies nicht zu befürchten) „wenn dies alles für hübsch gelten soll, so ist sie wunderschön. Ha, ha, ha! wunderschön! Nun, und das — muß man ihr lassen, viel Welt und Bonton hat sie auch. Denken Sie sich, ich lasse mich herab, sie mir letzten Winter präsentiren zu lassen, lade sie zu meinen Soirées und Hausbällen ein, aber siehe da, Mamsell Zümpferlich setzte mir keinen Schritt wieder ins Haus. Ob dies nicht eine Sottise ohne gleichen ist? Und als ich mich einmal bei ihrer Frau Pathe, die einen Affen an ihr gefressen haben mußte, als ich mich bei der Fürstin Romanow beklagte, warum die junge Dame sich so impertinent gegen mich betrage, was meinen Sie, daß ich zur Antwort erhielt? Denken Sie sich, das gute Kind sei zu unverdorben und keusch, als daß sie sich in meinen Cercles gefallen könnte! Dergleichen kann man von der Fürstin sich sagen lassen und es ohne Replik einstecken, aber, ma foi! sonst von Niemand. Also zu unverdorben und keusch! Nun, der Herr Rittmeister da wird von ihrer Keuschheit zu sprechen wissen. Wie ist es damit? Gestehen Sie!"

Der Rittmeister versicherte zwar auf das Heiligste, daß er Ida immer nur als ein reines Kind der Natur gefunden habe, aber sein höhnisches Teufelslächeln bei diesen Schwüren, die Art, mit welcher er den Stutzbart bis an die Ohren zurückriß und die Augen einkniff, ließ fast errathen, daß er mehr wisse und erfahren habe, als er sagen wolle.

„Nun," sagte Sorben, „wenn die Aktien so stehen, so ist es nicht schwer zu agiren. Sie, Excellenz, heben den Grafen durch Ihre Reize aus dem Sattel, der Rittmeister aber Ida, und zwar dadurch, daß er den Grafen eifersüchtig macht. Er darf nur dem süßen Schwärmer schwören, daß er die Gunst des Fräuleins Engelrein noch nie ganz genossen habe, und da-

zu ein Gesicht machen, wie wir es eben gesehen haben, so muß der gute Mann abgekühlt sein, als sei er nie entbrannt gewesen."

„Aber wie soll dies alles geschehen? wir können doch die Mamsell Zümpferlich nicht mit Extrapost kommen lassen, da sie erst vor vierzehn Tagen die Residenz verlassen hat, und der Graf ist auch nicht so schnell zu meinen Füßen citirt, als Sie sich wohl vorstellen."

„Ist gar nicht nöthig," replicirte Sorben, indem er seine Karte immer hübscher mischte, „nicht nöthig. Wie wäre es, ja das wäre am Ende das Beste, wenn Sie selbst nach Freilingen gingen und dort dem ganzen Spaß auf einmal ein Ende machten."

Der Gedanke schien der Gräfin nicht übel zu gefallen. „Wahrhaftig, es wäre so übel nicht," antwortete sie sinnend; „der alte Präsident, wahrhaftig, ich quartiere mich selbst bei ihm ein. Erst vor einem Jahre hat er mich eingeladen, wenn ich einmal auf der Durchreise auf meine Güter durch Freilingen komme, bei ihm abzusteigen. Das wäre ein zu hübscher Spaß, Fräulein Ida in ihrem eigenen Hause den Galan abzuspannen. Nein, der Einfall ist göttlich, und ich bin fest entschlossen, ihn auszuführen." Sorben athmete wieder freier, als er die Gräfin auf so gutem Wege sah. Jetzt konnte, jetzt mußte ja noch alles gut werden, und sein Ansehen, seine Ehre war gerettet. Er that sich nicht wenig auf seinen Witz zu gut, mit welchem er so hübsch die Volte geschlagen und sein zweifelhaftes Spiel korrigirt hatte. Noch einmal rieth er dringend zur Reise und empfahl sich.

Als er fort war, gestand die Gräfin ihrem Cicisbeo, daß sie nach Freilingen reisen werde, und zwar gleich morgen, aber nur unter einer Bedingung, nämlich er müsse sie eskortiren. Einmal würde ihr die Reise zu langweilig ohne ihn, und dann habe sie ihn auch höchst nöthig, um Ida bei dem Grafen aus dem Felde zu schlagen. Der Rittmeister sagte freudig zu. Eine Reise mit einer solchen Frau war eine herrliche Aussicht. Daß er als Reisestallmeister den Wein nicht zu schonen habe, wußte er wohl. Nach Freilingen war es drei Tagreisen, wie angenehm ließ es sich bei der Gräfin im Wagen sitzen, wie interessant ließen sich die Verhältnisse weiter spielen, wenn man Abends ins Nachtquartier einrückte; — und dann, er kitzelte sich schon mit dem Gedanken, sich an Ida zu rächen, in die er, er mußte es sich zu seiner Schande gestehen, bis zum Tollwerden verliebt war, und die ihm nicht einmal ein Küßchen — nein, es war zu unverschämt. Bei andern hatte er nach den ersten Präliminarien beinahe ohne Schwertstreich gesiegt, und dieses Landpomeränzchen hatte ihm so imponirt, daß er es nicht wagte, nachdem sie ihn einmal mit Verachtung abgewiesen hatte, noch einmal einen Versuch zu machen. Und dieser Blâme war ausgekommen, man wußte es sogar in dem kleinen Nest Freilingen, zwanzig Meilen von der Residenz, sein Kamerad Schulderoff, die ehrliche Haut, hatte ihn beschworen, sich zu räch—. Es mußte sein. Rache wollte er nehmen an der stolzen Jungfrau, daß ihr die Haut schaudern sollte.

Am andern Morgen fuhr ein Reisewagen mit dem gräflich Aarstein'schen Wappen zum Thore hinaus. Bald nachher jagte der Rittmeister von Sporeneck mit seinem Jockey hintendrein, eine Stunde vor der Stadt gab er das Pferd dem Jockey und setzte sich in den gräflichen Reisewagen, und fort ging es über Stock und Stein, bis man den Münsterthurm von Frei-

lingen sah. Dort stieg er aus, küßte noch einmal die schöne Hand, die ihm aus dem Wagen geboten wurde, saß auf und ritt auf einem Umweg in die Stadt, wo er sich im Gasthof zum goldenen Mond einquartierte.

---

## Trübe Augen.

Ida fühlte einen tiefen Stich im Herzen, als sie die Gräfin aus dem Wagen steigen sah. „Nun Adieu, Liebes- und Lebensglück!“ seufzte sie, indem sie einen trüben Blick über Martiniz hinfliegen ließ und zur Treppe eilte, um den erlauchten Gast zu empfangen, „nun Adieu Liebesglück, wenn dieses Weib in mein Leben greift!“

Sie zerdrückte eine Thräne des Unmuths über ihr Geschick und ging weiter. So ungefähr muß es jenen unschuldigen Thierchen zu Muth sein, wenn sie die Schlange erblicken und von ihrem gräulichen Anblick übertäubt, nicht auf ihre Flucht denken, sondern in geduldiger Resignation dem Verderben entgegen gehen.

Mit jener Leichtigkeit und Grazie, die man in höheren Verhältnissen von Kindheit an studirt, wußte die Gräfin schnell über das Unangenehme der ersten Augenblicke hinüber zu kommen. Sie war die Freundlichkeit, die Herzlichkeit selbst. So weit hatte es freilich Ida in der Bildung nicht gebracht, daß sie denen, die sie nicht lieben konnte, wie ihren wärmsten Freunden begegnete. Auch war sie die Ueberraschte und die Gräfin die Ueberraschende, daher war Ida etwas befangen und ceremoniös beim Empfang der hohen Dame; aber ihr natürlicher Takt sagte ihr, daß sie jede andere Rücksicht bei Seite setzen müsse, um nur die im Auge zu haben, die Gräfin, die nun einmal ihr Gast war, anständig und würdig zu behandeln.

Um wie viel edler waren die Motive, welche Ida bei ihrem Betragen leiteten, als die der Gräfin! So verschieden als Natur und Kunst. Die Aarstein wußte gegen Jeden, auch wenn sie ihn bitter haßte und ihm hätte den Dolch in den Leib rennen mögen, freundlich und leutselig zu sein; sie konnte ihm etwas Verbindliches sagen, wenn sie das bitterste Wort auf der Zunge hatte. Aber so sind jene Gesellschaftsmenschen, die nichts Höheres kennen, als sich zu produziren. Wenn man in ihre Cercles tritt, glaubt man in die alten Zeiten zu kommen, wo noch alles so brüderlich und freundlich war; da ist alles übertüncht, alles hat den schönen Anstrich von Geselligkeit, aber man soll nur einmal hinhorchen, wie es da über die ehrlichen Leute hergeht, wie médisant da alles bekrittelt wird, wie da der Bruder, der Freund gewiß sein darf, von dem, der ihm gerade noch so schön gethan, ohne Schonung bitter bespöttelt zu werden.

Aber ist es nicht überhaupt in der Welt so? Sucht nicht immer Einer dem Andern so viel als möglich Abbruch zu thun? Wohl dem, der es dahin gebracht hat, daß er ruhig in dieses böse Treiben hineinsieht und dazu

lächelt. Mit Ruhe und dem Bewußtsein, Gutes gewollt zu haben, in der zufriedenen Brust, lache ich über den Spott meiner Neider, über die hämischen Bemühungen jener Falschmünzer, die mit schnöder Schadenfreude aus allem, was man je gesagt und gedacht, nicht gesagt und nicht gedacht hat, Gift saugen und in ihrer frechen Leumundsiederei ein Gebräu zusammenkochen, das sie gerne mir unterschieben möchten! Sie sind zu bedauern, solche schlechte Menschen, die von Neid und Scheelsucht gestachelt, so ganz den wahren Lebenszweck aus dem Auge verlieren, glücklich und brüderlich unter einander zu wohnen! So denke ich und viele Tausende mit mir über jene bösen Menschen in den gesellschaftlichen Cirkeln und in der Welt überhaupt, so denken wir und lachen, denn das Spiel des Lebens sieht sich heiter an, wenn man ein sicheres Glück im Herzen trägt, und froher kehr' ich, wenn ich es gemustert, zu meinem schönern Eigenthum zurück.

So dachte auch Ida, als sie an der Hand der Gräfin die Treppe hinanstieg; ein tröstender Gedanke lag recht hell in ihrer Seele, sie verglich ihren innern Werth mit dem ihres Gastes und dachte, wenn Martiniz mich liebt, wie ich ihn liebe, so wird er diese Frau verachten, und wenn — ach, sie durfte den Gedanken nicht recht ausdenken, ohne daß ihr das Wasser in die Augen trat! — nun, wenn er an sie verloren geht, so habe ich wenig verloren.

Es gab einen sonderbaren, aber schönen Anblick, wenn man die beiden Damen so neben einander hingehen sah. Gräfin Aarstein, eine kolossale Figur, — sie hätte ohne Anstand in jedem Garderegiment dienen können, — voll, üppig gebaut, in ihren Bewegungen lag etwas Imposantes, Maje-

stätisches, Gebietendes, in ihren Mienen eine Hoheit, die an Uebermuth grenzte. Ihre dunkeln Augen hatten das holde, mädchenhafte Niederschlagen schon lange verlernt und rollten mit einem unstäten Feuer umher, als suchten sie lüstern einen Gegenstand der Begierde, oder als musterten sie alles umher, ob auch die gebörige Ehrfurcht gegen einen Sprößling eines so hohen Hauses bewiesen werde. Ihr Gang war etwas schwerfällig, weil die korpulente Figur für die in die feinsten Pariser Atlasschuhe eingepreßten Füße zu schwer war.

Neben ihr die leichte, schlanke, sylphidenähnliche Gestalt Ida's, nein, dieser Contrast! Sie hielt sich zwar kerzengerade wie eine Tanne, aber doch war das holde Lockenköpfchen ein wenig vorwärts gesenkt; das sanfte Auge, oft niedergeschlagen in Demuth, zeigte dennoch, wenn sie es aufschlug, so glänzenden Muth, so feurige Lust und Liebe, so gebietenden Ernst, daß es durch die sanfte Beredsamkeit überzeugender gebot, als das Rollauge der gebietenden Gräfin. Und um wie viel anziehender war das Schelmengrübchenlächeln des süßen Mädchens, als das schrankenlose Lachen und Gurren der Gräfin, die durch ihre rauhe, tiefe Stimme jedes Ohr verletzte. So schwebte Ida neben der Gräfin hin, so wie Juno und Hebe traten sie in das Zimmer.

Martiniz sah finster durch die Scheiben auf den Wagen hinab, der ihn so unbarmherzig aus dem süßesten Moment seines Lebens herausgerasselt hatte. Er verwünschte den Gast, der gerade jetzt kommen mußte, wo er endlich seinem Herzen Luft gemacht, wo er dem Mädchen, das er liebte, das er anbetete, seine Gefühle gestanden hatte, wo er Gegenliebe, süße verschämte Gegenliebe in ihren sanften Augen las, wo, wie von Engeln des Himmels gesungen, „mein Emil" von ihren Lippen tönte, wo er das Engelskind im Arm, die Seligkeit erwiderter Liebe in der Brust. Himmel und Erde vergaß und auf diese würzigen Purpurlippen, auf die bräutlich erröthenden Wangen den ersten, seligen Ku—

---

## Die Gräfin agirt.

Die Flügelthüren flogen auf, und Ida, hoch erröthend beim Anblick des Geliebten, führte die Gräfin herein. Sie zitterte, von so vielen gegen einander kämpfenden Empfindungen bestürmt, die Stimme wollte ihr beinahe versagen, als sie den „Grafen Martiniz" der „Gräfin Aarstein" vorstellte. Sie sah die Erzgeneralkokette erröthen, sie sah, wie sie den bildschönen Mann mit ihren Feuerräbchen beinahe zu versengen drohte; es zuckte ihr ganz eisig in das liebende, ängstliche Herzchen hinein, als die Gräfin sich in einer nachlässigen Stellung auf den Sopha warf, ihr zurief, sie möchte sich doch gar nicht geniren und ihre Arrangements treffen, die ein so plötzlicher Ueberfall wie der ihrige immer

nothwendig mache, sie möchte sich doch durchaus nicht geniren, der Graf werde schon die Gnade haben, sie zu unterhalten.

„Da sei Gott gnädig," flüsterte Ida in sich hinein, indem es ihr fröstelnd und doch wieder siedheiß durch alle Glieder ging, „wenn die so fortmacht, so müssen wir ja Alle sammt und sonders, den Grafen mit eingeschlossen, zu ihren Füßen knien."

Sie nahm ihre Schlüssel und ging; aber noch in der Thüre warf sie einen Blick auf Martiniz zurück, so voll Liebe und Besorgniß, als müsse sie ihn bei einem reißenden Thiere allein lassen.

„Ein liebes Kind, die Ida," wandte sich die Gräfin an Martiniz, der schweigend und gedankenvoll neben ihr Platz genommen hatte, „ein liebes Kind, schade nur, daß man sie so bald aus der Pension genommen hat, ehe sie noch die Vollendung, das freiere Sichbewegen angenommen hat. Nun, das macht sich immer noch, wenn auch hier nicht gerade der Ort ist, wo sie anständige Vorbilder dazu haben mag; in größeren Städten findet sich dies eher."

Sie hielt inne, als erwartete sie eine Antwort von dem Grafen; diesem aber schien sein Kopf mit dem Herzen Ida nachgesprungen zu sein, und jetzt erst, als die Gräfin nicht mehr sprach, nahm er sich zusammen und beantwortete ihre Frage durch ein leises Kopfnicken.

„Warte, ich will dich schon aufmerken lehren," dachte die Aarstein, der die Zerstreuung des jungen Mannes nicht entgangen war. „In einer Hinsicht ist es gut, daß das Fräulein aus der Residenz wegkam, Sie können sich gar nicht denken, unsere Herren waren ganz rabiat, als sie so lieblich aufblühte; die Straße vor dem Haus der Madame La Truiniaire wurde nicht leer von den Anbetern, und natürlich ein solches Mädchen hat denn doch ein Herzchen und fühlt sich durch diese Aufmerksamkeit geschmeichelt. Uebrigens das muß man ihr lassen, mit dem größten Anstand wußte sie den Herren zu imponiren und sie sogar zu verscheuchen; daß sie nun freilich bei dem Rittmeister von Sporeneck es nicht eben so machte, kann man ihr nicht verdenken."

„So—o?" fragte der Graf, indem ein dunkles Roth seine Wangen überzog. „Der Rittm—" — „Nun ja," lachte die Gräfin, „da ist es auch kein Wunder, daß sie ihn liebte und vielleicht noch liebt; wo ist denn in der Residenz ein Damenherz, das er zu überwinden sich vorsetzte und das er nicht überwunden hätte? Er hat zwar etwas leichte Grundsätze, ist aber sonst ein artiger Mensch; au fond ist es übrigens dennoch gut, daß man das Mädchen schnell aus der Pension nahm, denn sehen Sie — da kommt sie ja selbst," lachte sie Ida entgegen, die mit liebenswürdiger, wirthlicher Geschäftigkeit Thee für ihren Gast brachte. Beinahe hätte sie das ganze zierliche Dejeuné auf den Boden fallen lassen, denn der Graf — was mußte ihm nur begegnet sein? er saß da bleich wie der Tod, den starren Blick auf sie geheftet —

„Nun, da erzähle ich," fuhr die Gräfin Satanas, die mit teuflischer Freude das zarte Band, das diese liebenden Herzen kaum erst umschlungen hatte, zu zerreißen strebte, „da erzähle ich gerade dem Herrn Grafen Ihre Affaire mit dem Rittmeister, und wie ich die arme Ida bedaure, daß man sie so grausam herausriß aus der Wonne der ersten Lie—"

„Gnädige Frau!“ rief Ida mit den Tönen des Schreckens und setzte die Tasse nieder, die in ihrer zitternden Hand zu klirren begann.

„Nun, so erschrecken Sie doch nicht so, daß ich aus der Schule schwatze; das nimmt man bei uns nicht so genau; wahrhaftig, der Papa hätte auch keine ungeschicktere Zeit zu Ihrer Zurückberufung wählen können —“

„Ich muß sie bitten, gnädige Frau —“

„Ei, so lassen Sie doch die gnädige Frau,“ fiel ihr die Aarstein ins Wort, „ich kann das Wort Frau nicht ausstehen. Es ist mir gar nicht, als ob ich Frau wäre, und wahrhaftig, ich bin es ja eigentlich gar nicht,“ setzte sie naiv und mit einem schalkhaften Lächeln gegen Martiniz hinzu, „ich lebte nur ein paar Wochen mit meinem Herrn Gemahl, Gott hat uns kein Kind beschert, und da bin ich ja eigentlich so gut als Mädchen.“ —

Ida schlugen die Flammen ins Gesicht; solche frivole Aeußerungen mußten ihre unentweihten jungfräulichen Ohren hören, ohne daß sie diese wegwerfende Gemeinheit bestrafen konnte; und dann das dumme Aufziehen mit dem Rittmeister, es war ja kein wahres Wort an der Sache; sie konnte gar nicht begreifen, was nur die Gräfin damit wollte; hatte sie ihn denn nicht so gut abgetrumpft wie jeden Andern? Was mußte nur Martiniz von ihr denken! Sie nahm sich vor, bei der nächsten Gelegenheit ihn zu überzeugen, daß gewiß an der Geschichte mit dem Rittmeister kein wahres W— Aber nein, wie sah der Graf aus! Er hatte die Lippen zusammengekniffen, daß sie ganz weiß wurden, sein Auge rollte unstät umher, schien sie zu suchen, zu fassen, und doch schlug er es nieder, so oft er ihrem Blick begegnete. Es war ihr ganz bange ums Herzchen, als ahne sie irgend ein Unglück; sie klügelte hin und her, was ihm sein könnte und fand immer nichts.

Die Gräfin zog sich jetzt in ihre Zimmer zurück, um sich umzukleiden. Ida sah ihr mit leichterem Herzen nach, denn sie hoffte — sie gestand es sich nur so halb und halb, daß sie es hoffte, aber sie hoffte, der Graf werde vielleicht an dem Gespräche von vorhin fortmachen, aber sie täuschte sich bitter; er sagte kaum ja oder nein, wenn sie ihn etwas fragte, finster sah er immer vor sich hin, und nach ein paar Minuten sprang er auf und ging. Was hatte man ihm doch getban? Es war und blieb ihr unbegreiflich. Endlich aber fiel ihr ein, der Rittm—, ja, das war es, eifersüchtig war der gute Graf. Sie mußte lachen, als ihr der Gedanke kam. Sie fühlte sich so rein und unschuldig, daß es ihr ein Leichtes schien, den Grafen zu überzeugen; aber Strafe soll er leiden, der Unartige, nahm sie sich vor; wenn er mir die Aarstein zu viel ansieht, so will ich immer von dem Rittmeister sprechen und ihn recht bös machen.

Das gute, fröhliche Kind! wie wenig dachte sie daran, was Eifersucht Böses anrichten könne, wie wenig ahnte sie, was ihrer wartete!

# Eifersucht.

Das Gift, das die Gräfin Natterzunge ausgespritzt hatte, wirkte viel tödtlicher auf Martiniz, als man hätte denken sollen. Ein Anderer hätte entweder der Gräfin keinen Glauben beigemessen, hätte gedacht: „Nun, das ist so das gewöhnliche Sekiren und wieder Sekiren unter den Damen und damit holla;“ aber auf sein Gemüth, das kaum erst von seinem Trübsinn, von seinem Mißmuth, seinem Unglauben an die Welt geheilt war, auf ihn machte es einen viel tieferen Eindruck; dieses Mädchen, das so hoch stand in seiner Meinung, auch diese sollte so leicht wiegen wie alle? Auch sie sollte so zwanzig, dreißig Liebschäftchen, und am Ende noch eine recht tüchtige Amour mit einem leichten Rittmeister gehabt haben?

Aber wie? Wenn er sich recht fragte, was ging es denn ihn an, ob ein Mädchen in der Residenz sich verliebt oder nicht, ob sie einem Rittmeister viel oder wenig Gehör gibt? Was ging es denn ihn an? Das, flüsterte ihm sein tief zerrissenes Herz zu, das, daß sie die Maske der hohen, reinen Jungfrau so künstlich vorhielt, daß sie ihn begünstigte, ja, er durfte sagen, an sich zog, während sie noch einen Andern, wie es schien, Unwürdigen im Herzen trug; aber vielleicht, es war ja doch möglich, vielleicht war es doch nicht wahr, vielleicht hatte jener nur sich eingebildet, von ihr geliebt zu werden, und er, er war vielleicht doch die erste L—

„Bitte unterthänigst um Vergebung, wenn ich störe,“ schnatterte ein Jockey, der während des Grafen Selbstgespräch ins Zimmer gekommen war, „der Herr Rittmeister von Sporeneck —“

Was Teufel! hatte nicht die Aarstein jenen Sporeneck genannt? Sollte er hier sein?

„Lassen sich Excellenz zu Gnaden empfehlen,“ fuhr jener fort, „und ob der Herr Graf dem Herrn Rittmeister nicht eines Ihrer Zimmer vornheraus abtreten wollten?“

Da hatte er es ja; ein Zimmer sollte er abtreten, weil gerade gegenüber Ida's Boudoir, Besuch- und Schlafzim — nein, er konnte es nicht thun, diese Forderung war zu unverschämt — gedankenlos starrte er den Bedienten an, der ihm die Unglücksbotschaft hinterbracht hatte; dieser glaubte, der Graf wolle noch weitere Aufträge von seinem Herrn und schnatterte weiter:

„Die Zimmer im oberen Stock sind zwar auch nicht zu verachten, aber mein Herr hat gesagt, es sei ihm nur um die schöne Aussicht, und da hat er gemeint, Excellenz könnten vielleicht eines von den drei —“

„Nein! —“ rief der Graf mit einem so schrecklichen Ton und rollte so finster die Augen dazu, daß dem armen Jockey ganz wind und wehe dabei wurde, und er sich das Abschiedswinken des Grafen nicht zweimal vormachen ließ.

Da hat er es ja sonnenhell, daß ihm das Licht in den Augen wehe that, da hat er es; der Rittmeister, nichts Gewisseres, war bestellt worden und hatte jetzt noch die Unverschämtheit, ihm ein Zimmer abzufordern, daß

er besser hinüber zu seiner Dulcinea — Nein, in diesem Tone konnte es nicht fortgehen; die Wehmuth war stärker als die Bitterkeit und wurde Herr über sie; er warf sich in seinen Sopha und weinte bitterlich. So war gewiß noch kein Mensch getäuscht worden, wie er; der Zufall, der blinde Zufall läßt ihn ein Mädchen finden, so hold, so schön, so ganz Unschuld und reine Jungfräulichkeit; er muß sie lieben, und wie glücklich ist er in dieser Liebe! Trost, Freudigkeit, Ruhe, Dinge, die er seit langer Zeit nicht gekannt, ziehen wieder ein in sein Herz, er fühlt sich glücklich, wie er selbst damals, als noch sein Haus in der Fülle des Glückes und der Freude prangte, sich nie gefühlt hatte, er sah, ja er durfte es sich gestehen, er sah das Morgenroth der ersten, zarten, jungfräulichen Liebe auf ihren Wangen aufgehen, und diese Liebe galt ihm; mit einem Zauberschlag schuf sie aus ihm, dem Unglücklichsten der Sterblichen — den Glücklichsten. Jetzt hatte er ja Alles, was die kühnsten Wünsche nur verlangen mögen; Gesundheit, Jugend, hohe Geburt, Ehre und Ansehen, Geld, daß er den Markt von Freilingen mit Thalern hätte belegen lassen können, ohne daß er es sonderlich gefühlt hätte, es fehlte ihm nichts mehr als das Eine, ein holdes, tugendsames Weib, und auch dieser hohe Wurf war ihm gelungen, er hielt im seligsten Moment seines Lebens ein Mädchen im Arm, ein Mädchen, für dessen Tugend er sein Leben gegeben hätte. Da sendet in dem Augenblick, wo er sein Herz hingeben will, der Himmel eine Dame, die unwillkürlich den Schleier ein wenig lüftet und ihn das Mädchen näher kennen lehrt, die ihn merken läßt, daß dieses Auge nicht zum ersten Mal von Liebe leuchte, dieser keusche Mund nicht zum ersten Mal geküßt werde, die, wenn man es gleich in der großen Welt nicht so genau nimmt, doch selbst eingestand, daß es gut sei, daß man das Mädchen aus einem unschicklichen Verhältniß herausgerissen — abscheulich! Ein Teufel in Engelsgestalt, — an eine Schlange, an eine Kokette hatte er sein Herz verloren, da, wo er schüchtern mit der verschämten Zartheit erster Liebe um ein einziges Küßchen gebeten hatte, da hatten Andere geschwelgt! Er schämte sich wie ein Primaner, der die Ruthe bekommen hatte, so betrogen, so schnöde angeführt worden zu sein; er gönnte ihr, obgleich sein Herz dabei blutete, er gönnte ihr den Rittmeister, es reute ihn beinahe, daß er ihm sein Logis versagt hatte, alle Zimmer hätte er ihm geben sollen, er wollte morgen in alle Weite fortziehen. — Und dennoch drängte es ihn, noch da zu bleiben; wenigstens rächen wollte er sich an ihr, er wollte hinüber zu ihr, wollte sehen, wie sie sich jetzt gegen ihn betragen würde, wollte sehen, ob sie jetzt, da der rechte Liebhaber gekommen, ob sie jetzt noch die Frechheit habe, ihn, wie bisher, an der Nase herum zu ziehen; tausenderlei nahm er sich vor, ihr zu sagen, aber das Eine war ihm zu spitzig und schneidend, er wollte ihr nicht so arg wehe thun, das Andere war ihm zu weich, zu gefühlvoll; er wollte ihr nicht zeigen, wie tief sie sein Herz verletzt habe, — das Beste schien ihm, er wollte ganz und gar nichts mit ihr reden, wollte thun, als ob gar keine Ida in der Welt sei, oder als sei sie ihm wenigstens sehr gleichgültig, wollte ihr zeigen, daß er sie verachte.

Die Stunde, zu der man gewöhnlich beim Präsidenten Thee trank, hatte schon geschlagen; er wischte sich daher schnell die letzte Thräne, die er der Dirne geweint haben wollte, hinweg, besorgte eilends seine Toilette,

warf sich in die Kleider, preßte das weichgewordene Herz mit beiden Händen zusammen und ging dann den schweren Gang hinüber in jene Zimmer, wo er einst so unendlich glücklich gewesen war.

---

## Der neue Nachbar.

Es war, als sei ein feindlicher Dämon mit der Gräfin in des Präsidenten Haus eingezogen. In wenigen Stunden war Alles, das ganze ruhige, stille Leben des Hauses verändert. Alles rannte und flog, um den hohen Gast zu bedienen; es war ein Jagen und Treiben, ein Rennen und Laufen, daß man glaubte, der Feind sei vor den Thoren. Der Aergste war der Präsident selbst; ganz still verklärt schlüpfte er in allen Ecken des Hauses umher, zankte und handthierte, daß die Confusion nur noch ärger wurde, und ihn sein Mädchen, das vor Haushaltungsgeschäften und Herzensangelegenheiten nicht wußte, wo ihr der Kopf stand, um Gotteswillen bat, sie doch ganz allein machen zu lassen. Es war aber auch kein Wunder, daß er sich ein wenig verrückt geberdete. Der Himmel hing ihm voller eigenhändig-durchlauchtigster Belobungsschreiben, voll großer Verdienstkreuze mit breitem Band über die Brust, voll Dotationen und Standeserhöhungen; jetzt war er in seiner aise, jetzt konnte er negociren und zeigen, daß er nicht umsonst in Regensburg und Wetzlar in seiner frühen Jugend Diplomatie studirt hatte. Was er mit seinen kühnsten Wünschen nicht für möglich gehalten hätte, führte ihm ganz bequem der Zufall in die Hände. Der Staatssekretär hatte ihm aufgetragen, dafür zu sorgen, daß Martiniz sich ankaufe und für die Idee einer Verbindung mit der Aarstein gewonnen werde; es hatte ihm wahrhaftig schon manche Sorge gemacht, ob er diesen Ausbruch allerhöchsten Vertrauens auch gehörig rechtfertigen werde. Jetzt gab der Himmel der Gräfin ein, auf ihre Güter zu reisen. Was doch nicht der Zufall thut! Ohne daran zu denken, daß es wirklich einmal in Erfüllung gehen könne, denn der gerade Weg führte zwei Meilen seitwärts an Freilingen vorbei, hatte er einmal in der Residenz in einem Anfalle von galanter Laune der Gräfin das Versprechen abgenöthigt, auf ihrer Reise bei ihm einzusprechen. Und wie glücklich fügte es sich jetzt! Sie, die beim Herrn Alles galt, die er behandelte wie seine eigene Tochter, und der er Alles zu Gefallen that, sie, nach deren Wink die ersten Chargen sich richten mußten, die an ganz geheimen Fäden das Land regierte, sie besuchte ihn.

Aber sie sollte auch gehalten werden, als wäre sie in ihrem eigenen Hause, daß sie recht viel Schönes und Gutes höheren Orts von ihm und seinem Hause sagen konnte. Kaum hatte sie geäußert, sie finde Ida's Zimmer im ersten Stock so hübsch, so mußte das Fräulein das Feld räumen

und in die zweite Etage wandern. Es kam dem Mädchen sauer an, als sie so die Plätze wechseln mußte, und in ihrem traurigen, ahnungsvollen Herzen wollte es ihr beinahe bedünken, als sei dies eine schlimme Vorbedeutung. Und es war ihr auch gar nicht zu verdenken; sie hatte das Fenster mit der Estrade so gerne gehabt, dort saß sie am liebsten, dort las, dort arbeitete sie, sie durfte ja nur das Köpfchen ein wenig heben, den blauseidenen Vorhang nur ein wenig aufheben, nur einen kleinen Viertelsseitenblick hinüberwerfen, so sah sie ja auch schon ihn; und jetzt sollte sie der verhaßten Nebenbuhlerin, die ja offenbar nur gekommen war, um den Grafen in ihre Fesseln zu schlagen, jetzt sollte sie dem üppigen Weib, die gewiß alle Künste der Fensterkoketterie aufbieten werde, ihr heimliches Plätzchen am Fenster, ihr lauschiges Schlafstübchen abtreten und dafür, weiß Gott wie lange, in den weiten, unheimlichen Zimmern des oberen Stockes wohnen. Mit Seufzen richtete sie ihre kleine Haushaltung oben ein. Die Stickrahmen, die Staffelei, die Toilette, die paar Kistchen und Kästchen waren bald gestellt; jetzt setzte sie einen Stuhl ans Fenster, sie probirte, ob man nicht auch von da in den ersten Stock des Mondes hinabsehen könne; es ging wohl, aber sie sah nichts, als die Wolken seiner Gardinen, er mußte schon herausschauen, wenn sie ihn von diesem Platz aus zu Angesicht bekommen sollte, und das merkte sie schon, einen steifen Hals konnte sie sich füglich gucken, wenn sie immer das Köpfchen hinab bog. „Doch was schadet das," lächelte sie, „das thu' ich ihm schon zu Gef—"

Mit einem Schrei des Entsetzens sprang sie auf; hatte sie recht gesehen oder hatte ihr nur die Phantasie diese Gestalt — als sie von der Beletage des Mondes zurückkehrte, und ihr Blick zufällig an den Fenstern des zweiten Stockes vorbeistreifte, erblickte sie — „nein, was bin ich für ein Kind," dachte sie, „wie, wäre es möglich? was könnte er nur hier zu thun haben?" Sie wagte noch einen Blick — richtig! der Rittmeister von Sporeneck lag gerade über von ihr im Fenster und bückte und verbeugte sich herüber, und that und lächelte so vertraut und freundlich, als hätte er sie Jahre lang gekannt.

Voll Unmuth über den Unverschämten riß sie an der seidenen Schnur, welche den Vorhang am Fenster emporhielt und rauschend rollte derselbe zwischen sie und den verhaßten Lüstling. Dieser Mann war ihr der widerwärtigste auf der Erde; er war ein schöner, kräftiger Soldat, gebildet, von glänzendem Witz, angenehm in der Unterhaltung; er wußte den Bescheidenen zu spielen, aber nicht länger als ein paar Tage, dann — das Mädchen, das er belagerte, mußte ja in dieser Frist kirre gemacht sein — dann kehrte er seine wahre Seite heraus, sein Auge wurde lüstern, seine Reden lockend, schlüpfrig, mußten jedes zarte, weibliche Ohr auf's Tiefste beleidigen, wenn es nicht schon ganz für ihn gewonnen war. So hatte er sich auch Ida genähert. Das unschuldige Kind hatte Gefallen an seinen Gesprächen, die ihr ein wenig mehr Gehalt zu haben schienen, als die der übrigen jungen Herren; sie ging oft in seinen Witz, in seine heitere Laune ein. Er aber hatte sich ein rasendes Dementi bei diesem Mädchen gegeben. Er hatte sie in eine Klasse gerechnet mit den verdorbenen Kindern der Residenz, die, zur Jungfrau herangewachsen, unter dem Schleier der Sittsamkeit eine kaum verhaltene Lüsternheit, ein sündiges Sinnen und Begehren

verbergen. Diese hatte er immer bald aufs Eis geführt, und waren sie nur einmal in einem Wörtchen geglitscht und geschlüpfert, husch —; so hatte er auch bei Ida endlich, nachdem er alle edleren Farben hatte spielen lassen, die herausgekehrt, die jede Andere geblendet hätte, aber vor dem strengen Blick der reinen Jungfrau nicht Farbe hielt. Mit Schanden, man sagt sogar mit einer tüchtigen Ohrfeige war er abgezogen, erklärte Ida überall für ein Gänschen, schwor ihr bittere Rache und warf sich in die Arme der Aarstein, wo ihm ohne langweilige Präliminarien bald wurde, was er bei Ida durch tausend Künste umsonst gesucht hatte.

„Das ist aber auch zu abscheulich," dachte Ida, „so wenig sich zu geniren!" Denn daß die Gräfin ihren Liebhaber mitgenommen, daß er auf keinem anderen Wege nach Freilingen gekommen sei, das hatte sie gleich weggehabt. Weiter dachte sich aber das gute unschuldige Kind nichts dabei. Sie kannte zwar die grundlose Schlechtigkeit der Aarstein so ziemlich, sie wußte, daß diese gekommen sei, um den Grafen zu gewinnen, aber das ahnete sie nicht, daß man den Rittmeister nur dazu mitgenommen haben könnte, um sie von Martiniz' Herzen loszureißen, um sie in eben jenem Lichte zu zeigen, in welchem sie die Gräfin sah. Nein, an diesen wahrhaft höllischen Plan dachte das engelreine Herzchen, das allen Menschen gerne ihr Gutes gönnte, nicht. Und wie sollte sie auch daran gedacht haben? Sie glaubte ja gar nicht anders, als die Gräfin könne von ihrer Liebe zu Martiniz auch nicht die leiseste Ahnung haben; wußte ja sogar sie kaum seit Stunden, daß sie ihn recht innig liebe, hatte sie ja doch all ihre Sehnsucht, all ihre Liebe recht tief und geheimnißvoll im Herzchen verschlossen, und Niemand könne, glaubte sie, da hinein sehen, als vielleicht höchstens Mart— er mußte ja gefühlt haben, daß sie ihm gut sei, sonst hätte er wohl nicht jenes Geständniß gewagt, daß er sie lie—

Aber da schellte es schon zum zweiten Male in des Vaters Zimmer; wahrhaftig die Theestunde war da, und noch manches war zu rüsten; die Gedanken an Rum und Citrone, Zucker und Thee, Milch und Brödchen, Tassen und Löffelchen verdrängten alle andern; sie flog die Treppe hinab, um schnell alles zu ordnen. Dort stand schon Papa und flüsterte ihr zu: „Schicke Dich nur, es sind allerhand Besuche da, und Du könntest leicht mehr Rum brauchen, als das Bouteillchen da!"

---

## Trau — schau — wem?

Als Ida in das Theezimmer trat, stellte ihr der Präsident, nein, sie hätte mögen gerade in den Boden sinken — „Siehe da, Ida," sagte er, „ein Bekannter von Dir aus der Residenz, Herr von Sporeneck, hat uns diesen Abend mit seinem Besuch beehrt. Nun, das wird mein Kind freuen; wenn so einer von Euch Herren in unser kleines Freilingen hereinkommt, ist es gleich ein Jubel und ein Fest für alle Mädchen, die

nur einmal in der Residenz waren; da werden dann allemal in Gedanken alle Bälle und die kleinsten Touren noch einmal durchgetanzt und in der Erinnerung viel getollt; ich kenne das," setzte der freundliche Alte hinzu, „war auch einmal jung, und kenne das." Er ging weiter und ließ den Rittmeister vor Ida stehen.

Diese wurde bald blaß, bald roth und zitterte, als sollte sie gerade umfallen. Dieser Mensch, den sie so schnöde abgewiesen hatte, dieser konnte es wagen, in ihres Vaters Haus zu kommen! Sollte sie ihn nicht öffentlich prostituiren, ihn einen impertinenten Menschen heißen und fortschicken? Doch nein, sie wußte, wie heilig das Gastrecht ihrem Vater war, sie wollte ihn schonen. — So hing sie ihren Gedanken nach und bemerkte nicht, wie der Rittmeister schon seit einigen Minuten neben ihr stand und an sie hin sprach. Jetzt kam sie wieder zu sich — was mußte nur der Graf denken, wenn sie so lange bei dem Menschen stand, mit welchem sie die Aarstein bei ihm so verdächtig gemacht hatte? Ihre Augen suchten den Geliebten — er saß neben der Gräfin, traulich hatte sie ihre Hand auf die seinige gelegt, unverwandt sahen Beide nach ihr und dem Rittmeister herüber — die Gräfin mit höhnischer Schadenfreude, mit triumphirendem Blick, der Graf starr und finster, als sehe er etwas, das er gar nicht für möglich gehalten hätte.

Und so war es ihm auch; noch waren immer Zweifel in ihm aufgestiegen, ob denn auch wirklich alles so sei, wie die Aarstein gesagt hatte, wie sein Mißtrauen ihm zuflüsterte; zwar das Hiersein des Rittmeisters, — doch er konnte ja auch in Geschäften an das hiesige Regiment geschickt worden sein, dann die Zumuthung, ihm ein Zimmer Ida gegenüber abzutreten; nun ja, das war allerdings stark und der böse Geist wollte ihm zuflüstern, daß dies schon sehr viel beweise. Aber sein besserer Sinn siegte doch wieder; das alles bewies ja nur höchstens, daß der Rittmeister in Ida verliebt sei, von ihrer Seite hatte er ja keinen Beweis gesehen. Aber recht Achtung wollte er geben auf Ida, das war sein Entschluß gewesen, als er durch die hellerleuchtete Enfilade von Präsidents Zimmern ging.

Er war heute einer der Ersten und in den hohen weiten Zimmern beinahe Niemand, den er näher kannte, oder mit welchem er in ein Gespräch sich hätte einlassen mögen; daher ging er allein und in tiefen Gedanken durch die Zimmer. Da tippte es ihm leise auf die Schultern; wenn das Ida — dachte er; er sah sich freundlich um — es war die Gräfin. Sie verwickelte ihn bald in ein Gespräch, aus welchem er sich nicht so bald herauswirren konnte. Das Fatalste war, daß er dem Redegang der Gräfin Plapperinsky immer folgen mußte, um nicht zu zerstreut zu erscheinen, und doch ging ihm immer der Rittmeister und sein Logis im Kopfe herum.

„Nein, aber sagen Sie selbst, Graf," fuhr sie fort, nachdem sie in einer Pause wieder Athem geschöpft hatte, „sagen Sie selbst, kann man artiger und aufmerksamer für seine Gäste sein, als Ida? Denken Sie sich, meine Coffres und Baches waren schon in den obern Stock gebracht worden; es wohnt sich dort ganz hübsch, zwar sind die Zimmer nicht so elegant eingerichtet wie hier unten, doch Sie wissen selbst, auf Reisen macht man keine so großen Ansprüche, besonders wenn man so schnell und unangemeldet kommt wie ich. Ich war also schon ganz zufrieden in meinem Sinn

und ließ auspacken; da kommt das gute, liebe Engelskind, denken Sie sich, und ruht nicht eher, bis ich von ihrem schönen Boudoir, Schlafzimmerchen und Allem hier unten Besitz nehme, und sie zieht in ihrem Edelmuthe hinauf in den obern Stock. Nein, sagen Sie selbst, kann man die Gastfreundschaft weiter treiben, als die gute Ida?"

„Sehr viel, sehr viel!" preßte Emil heraus; es war ihm, als schnürte ihm etwas die Kehle zusammen, als ob eine eiskalte Hand ihm in die Brust führe und das warme, liebeglühende, treue Herz umdrehte und schmerzlich hin- und herreiße; jetzt war es ja sonnenklar, entschieden war jetzt die fürchterliche Verstellungskunst dieser — — Dirne, die so schändlich mit ihm gespielt hatte; daß zwischen dem Logis des Rittmeisters und ihrer ungemeinen Gefälligkeit gegen die Gräfin ein geheimer Zusammenhang stattfand, konnte ein Blinder sehen.

Er lachte, es war das Lachen der Verzweiflung, und die ganze Hölle lachte aus ihm heraus. „Wahrhaftig, ein großes Opfer," sagte er mit schrecklicher Lustigkeit zu der Gräfin, „eine ungeheure Großmuth, die ganz allein aus der allerausgedehntesten Nächstenliebe und Gastfreundschaft hervorgeht!" Die Gräfin Aarstein-Satanas wußte wohl, daß sie sein Herz mit glühenden Zangen zwickte, wußte auch nur gar zu gut, woher die Logisveränderung kam, aber so vollständig, so schnell hatte sie sich ihren Sieg, ihren höllischen Triumph nicht vorgestellt.

Sie hatte ja nie so recht geliebt, sie wußte daher auch nicht, daß die stärkste, glühendste Liebe zugleich die schwächste und empfindlichste ist.

Jetzt kam auch der Rittmeister, der mit Empfehlungen an den Präsidenten reichlich versehen war. Der Graf bebte zurück vor ihm. Dieses gierige Auge, dieses höhnische Lächeln, diese falsche, schlaue, lauernde Miene, so ganz ohne höhere Bedeutung, ohne edlere Züge, diesen Menschen konnte Ida lieben? Er hätte Jedem unter die Nase gelacht, der ihm so etwas vor zwei Tagen, als er noch an die Engelsunschuld des lieben Mädchens glaubte, hätte weis machen wollen. Er hätte Jeden einen Schurken genannt, der dieses heilige, keusche Geschöpf mit diesem Manne, in dessen Gesicht schon alle Leidenschaften gewühlt hatten, nur im leisesten Verdacht gehabt hätte; — jetzt mußte er ja selbst daran glauben. Wie ein Kind ließ er sich von der Aarstein leiten, sie zog ihn zu sich nieder, sie spielte die Verwunderte, den Rittmeister hier zu sehen, sie ließ manche giftige Bemerkungen schlüpfen — er hörte nichts, er sah nichts, nur ein Gedanke beschäftigte ihn, er wollte recht haarscharf Acht geben, wenn sie käme, wie sie sich gegen Sporeneck benehmen würde. Die Thüre ging auf, sie kam. An der Hand des Vaters ging ihr der Geliebte entgegen, er sah, wie sie ihr Entzücken unterdrückte, wie Blässe und Röthe auf ihrem Gesichte wechselten, wie sie ganz versunken in Liebe dem Rittmeister zuhörte, und wie glühende Dolche fuhr die bitterste Eifersucht durch sein Herz. — „Sehen Sie nur hin, Graf," flüsterte ihm die Aarstein ins Ohr, „sehen Sie nur, wie glücklich die Leutchen dort sind! Das ist ein Erzählen, das ist eine Wonne, daß man einander nach ein paar Wochen wieder hat. Daß sie sich nicht auf der Stelle abherzen und küssen, ist alles!"

Dem Grafen wurde grün und gelb vor den Augen. — Jetzt nahte Ida, der Gesellschaft am Theetisch ihr Compliment zu machen. Die Röthe

des Unmuths und der Verlegenheit lag noch auf dem Gesichtchen und gab ihm einen so eigenen Reiz, daß der Graf nur um so tiefer fühlte, wie schrecklich sich hier die Natur vergriffen, indem sie um ein so falsches, zweideutiges Herz eine so herrliche Gestalt gezogen. Warum hatte sie gerade ihr, die es so gar nicht verdiente, diese sanften Taubenaugen, dieses holde Grübchen in den Wangen, dieses bezaubernde, huldvolle Lächeln gegeben? Sie verneigte sich gegen die Gesellschaft, die Gräfin drohte ihr lächelnd mit dem Finger, sie erröthete von Neuem. Sie mußte noch die Zuckerdose herbei holen, sie hätte einen viel näheren Weg gehabt, aber sie machte einen Umweg an Martiniz vorüber, er wagte nur einen leichten Viertelsseitenblick — auf ihn war ihr strahlendes Auge gerichtet, ihm lächelte sie, ihm flüsterte sie im Vorbeigehen kaum hörbar zu: „Guten Abend, Freund! Warum so ernsthaft und düster?"

Er fühlte den süßen Hauch an seiner Wange, ein solcher Gruß hätte ihn sonst bis in den dritten Himmel erhoben, ein solches Zauberwort hätte sonst alle Wolken von seiner Stirne gebannt und die traurigsten Falten geebnet. Heute — er blieb starr und stumm. Nein, eine solche Erzgeneralarmeekokette mußte es ja auf dem weiten Erdenrunde nicht geben! Ist fünf Minuten außer sich, weil sie den alten Liebhaber wieder sieht, und um es doch mit dem neuen nicht zu verderben, flüsterte sie ihm — Nein! jetzt sprudelte das Maaß ihrer Schuld über. Der reine, wahrheitsliebende Jüngling konnte ihr verzeihen, daß sie einem so zweideutigen Menschen, wie dieser Sporeneck offenbar sein mußte, ihr Herz schenkte, er konnte ihr verzeihen, obgleich es ihm das Herz brechen wollte, daß sie mit ihm ein so grundfalsches Spiel gespielt hatte, er konnte es der schwachen weiblichen Natur beimessen, daß sie sich, als der alte Liebhaber nahte, so ungeheure Blößen gab, er konnte dies Alles verzeihen; daß sie aber auch jetzt noch ihr Spiel fortspielen wollte, daß sie Zweien auf einmal gehören wollte, nein, das ging über seine Begriffe. Er mußte, seine Natur mochte sich dagegen sträuben, wie sie wollte, es war ihm, als müsse er sie verachten. Aber sie hatte Recht, obgleich in einem andern Sinn. Seine Ehre forderte es, daß er nicht dasaß, wie ein armer Sünder, über welchen der Stab gebrochen wurde. Wenn auch besiegt, durfte er nicht traurig aussehen. Er wollte, er mußte lustig sein, und sollte sein Herz dabei aus allen Wunden bluten.

Der Hohn gegen die ganze Welt, der in der Brust des Tiefgekränkten aufstieg, gab ihm Kraft dazu. Eine Lustigkeit bemächtigte sich seiner, die er seit Jahren nicht gekannt hatte. Er riß das Gespräch an sich, er strahlte von Witz und Leben, daß alle weiblichen Herzen dem herrlichen Mann, dem schönen witzigen Grafen zuflogen. Allen galt sein Gespräch. Sein feuriges Auge schien jeder Dame etwas Schönes sagen zu wollen, ausschließend aber galt es der Gräfin. Er wußte selbst nicht, was ihn antrieb, ihr so sehr als möglich den Hof zu machen, aber es war ein dunkles Gefühl in ihm, als müsse es Ida recht tief verletzen, wenn er die Gräfin so sehr auszeichne, wenn er alle Damen für sich gewinnen wollte und ihr, ihr allein keinen Blick, kein Lächeln gönnte, nicht einmal zu hören schien, wenn sie hie und da ein Wörtchen mit einschlüpfen lassen wollte.

Und in der That erreichte er seinen Zweck vollkommen. Er hatte es

getroffen, tief bis ins innerste Leben getroffen dieses treue Herz, das nur für ihn, mit dem Feuer der ersten jungfräulichen Liebe nur für ihn schlug! Ihr Blick hing an seinen Lippen; sie freute sich anfangs, daß er so fröhlich sei, sie glaubte nicht anders, als die paar Wörtchen, die sie ihm zugeflüstert, hätten ihn aus seiner finstern Laune herausgezaubert; ihr kleines Herzchen triumphirte. Als sie aber sah, wie er sich an Alle wandte, nur an sie nicht, wie auch nicht ein Blick der Freundin galt, wie er nur für die Aarstein zu leben schien, als sie seinen schneidenden Hohn, die grelle Lustigkeit, den schillernden Witz, der ihm sonst gar nicht eigen war, bemerkte, da ahnte sie wohl, daß ihm jetzt ein anderes Gestirn aufgegangen sein müsse, das seinen Einfluß auf ihn übe. Und wer konnte dies sein, als die ihr von jeher feindlich entgegengetreten war — die Aarstein? Der Glanz der üppigen Rose hatte ihn geblendet, was konnte es ihm ausmachen, daß er nebenbei das Veilchen zertrat? Sie klagte nicht, sie weinte nicht, aber eine furchtbare Bläße lag auf dem holden Engelsgesichtchen, ein wehmüthiges Lächeln spielte um ihren Mund, sie sah ja alle die leise geahnten Hoffnungen ihres Herzens, die sie, ach! nur in einem einzigen seligen Augenblick, recht klar sich gestanden hatte, sie sah ja alle mit einem Male versinken und — mit dem Freunde untergehen. Von Anfang war es ihr noch, als flattere eine Art ängstlicher Eifersucht in Gestalt einer Fledermaus durch den kaum dämmernden Morgenhimmel ihrer Liebe; dann aber war alles stille Nacht in ihr; es blieb ihr nichts mehr, als ein großer Schmerz. Sie fühlte, daß sie diesen ewig, ewig in ihrem treuen Busen tragen werde.

---

## Der Gram der Liebe.

Wie es an jenem Abende war, ebenso war es auch in den nächsten Tagen. Der Hofrath hätte vielleicht Alles bald wieder ins Geleis bringen können, aber das Unglück wollte, daß er in wichtigen Angelegenheiten an demselben Abende verreisen mußte, an welchem die Gräfin ankam. Die Gräfin schrieb, so oft sie es unbemerkt thun konnte, an den Rittmeister in den Mond hinüber und spornte ihn an, Ida nur noch immer mehr zu verfolgen. Nach den letzten Briefen schien es zwar wegen ihrer selbst nicht mehr nöthig zu sein, weil sie den Grafen schon so umgarnt zu haben glaubte, daß an kein Entrinnen mehr zu denken sei. Dem war aber nicht also. Dem Grafen, der nur durch die Brille der Eifersucht sah, wollte es trotz seiner Resignation fast das Herz abdrücken, daß Ida in einem solchen Verhältniß mit dem Rittmeister stehe. Wenn er bei Präsidents war, ach, es war ja nicht wie ehemals; sonst war sie ihm wohl bis an die Treppe entgegen gesprungen, hatte mit lachendem Mund ihn geneckt, oder ihm eine neue Schnacke aufgetischt, hatte ihn dann unter Tollen und Lachen herein-

gezogen ins Zimmer, dort war dann das Mäulchen gegangen wie ein oberschlächtiges Mühlchen, und keine fünf Minuten hatte sie ruhig sitzen können, ohne daß sie aufgesprungen wäre, dort was zu holen, hier was zu zeigen, und welche Freude gewährte es dann, das Mädchen dahinhüpfen zu sehen! Ihr Gang war dann Tanz, Alles war Leben, Alles Grazie und Anmuth, es war, wie wenn über die ganze Gestalt ein zauberisches Lächeln gewoben gewesen wäre, und jetzt — und jetzt!

Kalt und ernst sah sie ihn an, wenn er kam; oft wollte es ihn zwar bedünken, sie setze schon an, um ihm wie sonst entgegen zu hüpfen, da mußte sie aber wohl an den Sporeneck denken, denn sie neigte sich so abgemessen, als wäre er ihr ganz und gar fremd; oft kam es ihm sogar vor, als liege etwas so Wehmüthiges in dem lieben Gesichtchen, das er sich nicht anders erklären konnte, als daß es sie reue, ihn so am Narrenseil geführt zu haben, daß sie sich schäme, so unverhofft demaskirt worden zu sein. Zu Zeiten wünschte er sich auch den Hofrath herbei, um mit ihm über das Mädchen und seine grenzenlose Koketterie zu sprechen.

Daß doch die Männer gewöhnlich so grausam sind und nicht sehen, was so offen vor den Augen liegt! Sie lesen in Taschenbüchern und Romanen alle Folgen unglücklicher, verschmähter Liebe, alle Zeichen eines gebrochenen Herzens; sie können es sich auch in der Phantasie recht lebhaft vorstellen, wie ein gutes, liebes Engelskind mit einem vom Gram der Liebe gebrochenen Herzen aussehen müsse, sie nehmen sich vor, das nicht zu vergessen; aber wenn es drauf und dran kommt, wenn sie selbst aus Uebermuth oder thörichter Eifersucht ein schönes, nur für sie schlagendes Herz gekränkt, geknickt, gebrochen haben, da merken sie es nicht, sie können sogar noch ein recht ungläubiges Hohngelächter der Hölle aufschlagen, wenn man ihnen die stille Thräne im trüben Auge, den wehmüthig ansprechenden Zug um den Mund zeigt, wenn man sie aufmerksam macht auf die immer bleicher werdenden Wangen. „Da wird man seine Gründe haben," lachen sie und gehen ungerührt vorüber und denken nicht, daß man auch ohne Dokter und Apotheker am gebrochenen Herzen sterben könne.

Die Eifersucht macht blind; nirgends schien dieser Ausspruch besser in Erfüllung zu gehen, als hier bei Martiniz und Ida.

Für ihren thränenschweren Blick, für ihren wehmüthigen Ernst wußte er tausend Gründe anzugeben, wußte sich mit wieder tausend Vermuthungen zu quälen und zu härmen, die rechten fand er nicht. Es war eine wunderbare Veränderung vorgegangen mit diesem Mädchen in den paar Tagen. Sonst das Leben, die Fröhlichkeit selbst, jetzt ernst und abgemessen. Die bleicheren Wangen, das trübe Auge, das ja so deutlich von thränenvollen Nächten, von gramerfüllten Träumen sprach, wollte Niemand verstehen, am wenigsten Der, um welchen diese stillen Thränen flossen. Es war ihr oft zu Muthe, als sollte sie nur eben die heißen, ausgeweinten Augen zuschließen und sich in das Grab legen lassen; dort, wenn die Erde so kühl um die vier Bretter und zwei Brettchen, welche die arme Ida umschließen, sich legen werde, dort, wo sie nicht mehr gefoltert werde von dem Anblick, wie ihr geliebter Jüngling näher und näher, enger und enger in die Schlingen jener Sirene sich verwickele, — dort, dachte sie, müsse es gut schlummern sein. Denn das war ihr ja das Aergste nicht, daß sie zurückgesetzt war; nicht, daß sie es war, die

er verließ, um sich dem Triumphzug der allgemeinen Siegerin anzuschließen, nicht das brach ihr das Herz. Zwar es hatte ihr Mühe und Thränen gekostet, bis sie es dahin gebracht hatte, daß sie nicht mit Bitterkeit daran dachte, daß er, als kaum das Geständniß seiner Liebe über seine Lippen war, schon andern Sinnes sein konnte; aber sie hatte überwunden, sie war tief in sich eingekehrt, aus den geheimnißvollen, unergründlichen Tiefen der heiligen jungfräulichen Brust hatte sie Muth heraufgeholt, um den Gedanken zu ertragen, daß Der, den sie liebe, einer Andern angehören könne.

Aber dagegen sträubte sich mit aller Macht ihr keusches, bräutliches Herz, daß er Jene, auf welche die Kinder in der Residenz mit den Fingern deuteten und sich ihre Schandthaten erzählten, daß er an Jene verloren gehen sollte. Wäre er ein Mann gewesen, der frech mit ihrem armen, unerfahrenen Herzchen gespielt hätte, sie hätte es ertragen, daß er bei der Gräfin dafür büßen sollte; aber Emil, — ihr feiner, weiblicher Takt, der darin so weit und scharf sieht, sagte ihr, daß er noch ein Neuling in der Liebe sei, daß er sein Herz frei bewahrt, bis sie ihn kennen gelernt habe, daß sie seine erste Neigung gewesen sei; und doch er, der so namenloses Unglück schon erduldet hatte, auch er sollte durch dieses Weib unglücklich werden? Ach, wie oft wünschte sie sich ihren alten Freund, den Hofrath herbei! Ihm hätte sie Alles, Alles vertraut, auch jenen Augenblick der seligen Liebe, wo er ihr gestand, daß er sie liebe, wo er sie umschlang und an sein pochendes Herz drückte, wo er sie mit den süßesten Schmeichelnamen der Zärtlichkeit genannt, wo ihr Mund sich schon zum ersten heiligen Kuß der Liebe ihm entgegengewölbt hatte; dies Alles war ja längst vorüber, war begraben, tief, tief in ihrem Herzen, mit aller Hoffnung, aller Sehnsucht, die es einst erweckt hatte; aber Berner durfte es wissen, ihm hätte sie Alles gesagt und ihn dann zum warnenden Schutzgeist für den Grafen aufgerufen.

Aber er war noch nicht zurück, darum verschloß sie ihren Schmerz in die Seele; aber mit Angst und Zittern sah sie, wie der Graf um die Aarstein flatterte, wie die Fliege um das Licht. Alle Beispiele von den sinnlichen Lockungen dieser Sirene, die man sich in der Residenz in die Ohren geflüstert, fielen ihr bei; wie leicht konnte er in einem unbewachten Augenblick, hingerissen von den verführerischen Reizen der üppigen buhlerischen Dame Potiphar — sie erröthete vor dem Gedanken und preßte die Augen zu, als sollte sie was Schreckliches sehen. Wenn etwas solches geschah — dann war er der Gräfin und dem Satan auf ewig verschrieben.

## Feine Nasen.

So verdeckt hier Jedes sein Spiel spielte, so geheim alle diese Fäden gesponnen, angeknüpft und nach und nach zu einem dichten Gewebe verschlungen wurden, so merkte man doch hin und wieder, was vorging. Fräulein von Sorben und die alte Schulderoff wurden von Tag zu Tag durch die getreuen Rapporte des Rittmeisters von Sporeneck über den Stand der Dinge belehrt. Ihre scheelblickenden Augen glänzten vor Freude, wenn sie wieder etwas Neues erfuhren. Der Graf war ihnen ein verlorener Posten, den Fräulein Ida weder mit Thränen noch Gebet wieder heraushauen könnte.

Nichts war ihnen aber größeres Labsal, als das Fräulein von der traurigen Gestalt selbst, wie sie Ida nannten. Daß sie ernster, blässer, trüber war als sonst, war weder ihrem noch des Rittmeisters Scharfblick entgangen, und eine wahrhaft teuflische Schadenfreude, die sich in einem vierstimmigen Gelächter Luft machte, befiel sie, als Sporeneck erzählte, daß er sie durch seinen Tubus, mit welchem er hinter seinen Gardinen nach Ida's Fenster visirte, bitterlich habe weinen sehen.

Aber Fräulein von Sorben sorgte auch dafür, daß Ida in ihrer Verzweiflung sich nicht dem Rittmeister in die Arme werfen konnte; sie hatte alle ihre Geistes- und Körperreize theils vor ihm entfaltet, theils durchschimmern lassen, und ihrem scharfsinnigen Auge konnte es nicht verborgen bleiben, daß er ganz bezaubert davon war. Es ist nur Schade, daß er auf die Liebe so trefflich eingeschult war, daß er sechs oder acht der zärtlichsten Liebschaften zumal haben konnte, und jede die Betrogene war. So hatte also die beleidigte Dame dem naseweisen Backfisch, der sich erdreistet hatte, in ihrer Gegenwart Grafen in sich verliebt zu machen, zwei Liebhaber auf einmal weggeputzt. „Da kann man sehen," sagte sie zu sich, „was die Routine macht. Das armselige Ding ist kaum sechzehn Jahre gewesen, ich habe sie noch in den Windeln gesehen, und sie will sich mir gleichstellen. Aber das Affengesicht hat jetzt seinen Lohn, man hat dem unreifen Ding den Mund sauber abgewischt, hat ihr die verliebten Aeugelein ausgeputzt, daß sie sieht, daß in der ganzen Welt vierundzwanzig vor sechzehn kommt."

Aber auch der alte Brktzwisl, die gute ehrliche Seele, hatte das Ding so ein wenig gemerkt. Als sie damals miteinander aus der Kirche gekommen waren — seitdem hatte der schreckliche Wahnsinn seinen Herrn kein einziges Mal mehr befallen — damals hatte er sich ein Herz gefaßt und zu dem Grafen gesagt: „Wie doch das Fräulein so hübsch, so tausenddonnernett aussah am Altar! bassa manelka, wie müßte sie erst aussehen bei Tag und als Bräutchen —!" Dem Grafen schien der Gedanke nicht übel einzuleuchten, denn er hatte zufrieden gelächelt und gesagt: „Nun, was nicht ist, kann noch werden." Er aber hatte sich folgenden Tages gleich hingesetzt und an den alten Herrn Grafen geschrieben: „So und so, und

dem gnädigen Fräulein und sonst auf Gottes weitem Erdboden Niemand ist man die Rettung meines Herrn schuldig. Es kann aber auch in sechs Herrenländern kein solches Wunderkind mehr geben. Die selige Comtesse war doch auch nicht, mit Respekt zu vermelden, aus Bohnenstroh, aber Gott weiß, sie reichte dem schönen Fräulein das Wasser nicht. Und vornehm sieht sie aus, als wäre sie allerwenigstens ein Stück von einer Prinzessin. Der junge Herr ist aber auch rein in sie verschossen, und ich meine, daß es nicht menschenmöglich gewesen wäre, ihn zu kuriren, außer durch so große Inbrunst und Liebhaberei. Das hat ja auch schon der deutsche Doktor prophezeit, wie ich Euer Excellenz, meinem gnädigsten Herrn Grafen, vermeldet habe."

So lautete die Freudenepistel an den alten Onkel, worin die Errettung vom Wahnsinn gemeldet wurde. Die Freude wollte dem alten Diener beinahe die Herzkammerthüre zersprengen, bis er die Buchstaben alle auf's Papier gemalt hatte. Bisher hatte er allwöchentlich Bericht erstatten müssen. Da hatte es denn aus Italien, Frankreich, Holland, vom Genfersee, am Rhein, an der Seine, an der Nordsee immer geheißen: „Der Herr Graf befindet sich noch im alten Zustande." — „Die Krankheit scheint zuzunehmen." — „Die Aerzte wußten wieder nichts." — „Die Aerzte geben ihn auf."

Hier, in dem unscheinbaren Städtchen, hier endlich sollte das Heil, der Stern des Segens aufgehen. Er konnte sich die Freude des alten Herrn denken, der so ganz an Emil wie an einem Sohne hing; er sah schon im Geiste, wie der Herr Graf lächeln, die Hände reiben und rufen werde: „Nun, in Gott's Namen, macht Hochzeit!"

Aber jetzt mußte der Teufel ein Ei in die Wirthschaft gelegt haben, denn sein Herr — der sah gar nicht mehr so glücklich und selig aus wie damals, als jene Freudenbotschaft abging — er war niedergeschlagen, traurig; fragte der alte Brtzwisl, dem aus alten Zeiten eine solche Frage zustand, was ihm denn fehle, so erhielt er entweder gar keine Antwort, oder der Graf stöhnte so schmerzlich, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, und sagte dabei: „Du kannst mir doch nicht helfen, alte Seele!"

Es wollte ihm nun gar nicht recht gefallen; er klügelte hin und her, was es denn wohl sein könne, das seinen Herrn auf einmal so stutzig und trutzig mache — da ist ein Gast drüben bei Präsidents, eine große, dicke, so halb Jungfer, halb Frau, hat die vielleicht Unkraut gestr—

Ja, das konnte sein, das schien Brtzwisl sogar wahrscheinlich; wenn er aber dieser nachlief und das schöne Fräulein im Stich ließ, nein, er wollte seinem Herrn nichts Böses wünschen, aber da soll ihm doch das siedende Donnerwetter auf den Leib — er schlug zu diesem Gedanken so grimmig auf seines Herrn Rock zu, den er im Hausgang ausklopfte, daß der Staub in dichten Wolken umherflog. „Ja, da wollte ich," rief er in seinem Selbstgespräch weiter und klopfte immer schrecklicher, „wenn Du die dicke Trutschel nimmst und das schöne Fräulein, die Dich aus den Klauen des schwarzen Teufels herausklaubte, wenn Du die fahren lässest, alles siedende Schwefelpech des Fegfeuers soll Dich dann Kreuzmillionenmal —"

„Wen denn?" fragte eine tiefe Stimme hinter ihm. Er sah sich um und glaubte nun gleich in den Boden sinken zu müssen. Ein großer ält-

licher Mann, mit feinen, klugen Gesichtszügen, in einem schlichten Reiseüberrock, dem nur ein vielfarbiges Band im Knopfloch einige Bedeutung gab, stand vor ihm. „Alle guten Geister!“ stammelte endlich Brkzwisl, indem er den Fremden noch immer mit weit aufgerissenen Augen anstarrte — „wie kommen Ew. Ex—“

„Halt jetzt Dein Maul von dergleichen,“ sagte der Herr mit dem Ordensband freundlich, „ich reise incognito und brauche diesen Firlefanz nicht; wo ist Dein Herr?“

Starr und stumm bückte sich der alte Diener mehrere Mal, führte dann den fremden Herrn den Corridor entlang zur Thüre seines Herrn, erwischte dort noch einen Rockzipfel, küßte diesen mit Inbrunst und sah zu seiner großen Herzensfreude, wie sein junger Herr mit einem Ausruf der Freude dem Fremden in die Arme sank.

Der Fremde aber war Niemand anders als — doch gerade fällt uns ein, daß der Herr, wie er sich gegen Brkzwisl äußerte, incognito reiset, und es wäre daher auch von uns höchst indiskret, wenn wir dieses Incognito früher verriethen, als der fremde Herr selbst für gut findet, es abzulegen.

— — —

## Der Herr Incognito.

Ein stiller, aber scharfer Beobachter erschien jetzt auf dem Schauplatze, es war der fremde Herr, den der Graf unter dem Namen eines Herrn von Ladenstein bei dem Präsidenten einführte. Die Empfehlung eines Hausfreundes, wie der Graf war, hätte schon hingereicht, ihn in diesem Hause willkommen zu machen; aber die vom Alter noch nicht gebeugte Gestalt des alten Herrn voll Würde und Anstand, sein sprechendes Gesicht erwarben ihm Achtung, und als vollends der Präsident, ein Kenner von solchen Dingen, das Theresienkreuz auf seiner Brust wahrnahm, stieg seine Achtung zur Verehrung. Er wußte, daß, wer dieses Zeichen trug, ein Ritter im vollen Sinne des Wortes war, und daß ein solcher sich gewiß einer That rühmen durfte, die nicht die Laune des Glücks oder hohe Protektion zu einer glänzenden erhoben, sondern die aufgesucht unter Gefahr hohen Muth und tiefe Einsicht bewährte.

Vorzüglich Ida fühlte sich von diesem Mann wunderbar angezogen. Seit der Spannung zwischen ihr und Martiniz hatte sie immer mit geheimem Widerwillen der Theestunde, sonst ihrer liebsten im ganzen Tag, entgegengesehen. Der Graf kam entweder gar nicht, oder sehr spät, oder unterhielt er sich mit der Aarstein. Die Sorben und andere dergleichen Fräulein und Damen kamen ihr schaal und langweilig vor, daß sie glaubte, nicht eine Stunde bei ihnen sitzen zu können; der Rittmeister, dessen Ge-

schäfte beim hiesigen Regiment noch immer nicht zu Ende gehen wollten, war ihr am fatalsten von Allen.

Sein Erstes war immer, daß er sich mit seinem Stuhl neben sie drängte und dann so bekannt und vertraut that, als wären sie Zeltkameraden, er half ihr Thee einschenken, Arack und Milch umherreichen, und verrichtete alle jene kleinen Dienste, die einem begünstigten Liebhaber von seiner Dame erlaubt werden. Dabei nahm er sich oft die Freiheit, ihr in die Ohren zu flüstern, aber die gleichgültigsten Dinge, etwa ob sie noch mehr Milch, oder noch mehr Zucker bedürfe, sah aber dabei aus, wie wenn er die zärtlichsten Liebeserklärungen gewagt hätte.

Daher kam ihr der alte Ladenstein sehr zu Statten. Sie sorgte dafür, daß er neben sie zu sitzen kam, und nun durfte sie doch für diesen Abend sicher sein, daß der Rittmeister nicht ihr Nachbar würde.

Und wie angenehm war seine Unterhaltung! Alles, was er sagte, war so tief und klar gedacht, so angenehm und interessant, und trotz seines grauen Haares, trotz seiner sechzig Jährchen, die er haben mochte, war eine Kraft, ein Feuer in seinen Reden, das einem Jüngling keine Schande gemacht hätte. Aber auch dem alten Herrn schien das Mädchen zu behagen; sein ernstes Gesicht heiterte sich zusehends auf, seine lebhaften Augen wurden glänzender — solch' ein Mädchen hatte er selten getroffen, und er war doch auch ein Bischen in der Welt gewesen. Diesen klaren Verstand, dieses richtige Urtheil, diese Gutmüthigkeit neben so viel Humor und Witz, er war ganz entzückt. Und überall war sie zu Haus; er bewunderte die wunderherrlichen Blumen, die sie machte, man kam von diesen auf die natürlichen Blumen, auf seltene Pflanzen. Er beschrieb ihr eine Blume, die so wunderschön aussehe und die sich zu Guirlanden gar hübsch ausnehmen würde, aber der Name fiel ihm nicht ein. Kaum hatte er die Formen der Blätter erwähnt, so sagte sie ihm auch schon, daß die Blume Calla aethiopica heißen müsse, weiß blühe, und auch äthiopische Drachenwurzel genannt werde. Er bekam ordentlich Respekt vor dem holden Kind, das so gelehrt sein konnte; aber da war nicht jenes Prahlen mit Kenntnissen, das man bei gelehrten Damen so oft findet. Nein, als die Blume abgemacht war, sprach sie auch kein Wörtchen mehr von Botanik, und es war, als habe sie nie davon gesprochen.

Er kam auf die neueste Literatur und pochte da an; wahrhaftig, sie hatte Alles gelesen, und zwar nicht nur, was man so aus Leihbibliotheken bekommt oder in einem Almanach findet, nein! sie hatte interessante Geschichtswerke gelesen und eigentlich studirt. Aber auch daraus machte sie nichts Großes. Je wichtiger das Werk war, desto bescheidener war ihr Urtheil, und dabei that sie so unbefangen, als ob jedes Mädchen dergleichen gelesen hätte. Und als sie auf ausländische Literatur kamen, als sie von Lord Byron, seinen herrlichen Gedichten und seinem unglücklichen Ende sprachen, als der alte Herr mit dem Theresienkreuz ihn dennoch glücklich pries, weil sein Geist sich höher als alle andern geschwungen, weil er den Menschen und die ganze Natur so tief erkannt habe; da antwortete ihm — nein, es ging über seine Begriffe — antwortete ihm die kleine Wetterhexe mit Byrons eigenen Worten, als hätte sie seinen Manfred eben erst gelesen:

„The tree of knowledge is not that of life." *

* Erkenntnißbaum ist nicht des Lebens Baum.

Er war ganz selig, der alte Herr, ein solches Mädchen hatte er in vielleicht zwanzig Jahren nicht gefunden. Und das schnepperte und bepperte mit seinem lieben hübschen Schnäbelchen so ungeduldig in die Welt hinein, das blickte ihn mit seinen frommen Taubenaugen, in welchen doch wieder ein wenig der lose Schalk saß, so wundervoll an, und er war ganz weg und dankte dem Grafen tausendmal, als sie wieder in den Mond zurückgekommen waren, daß er ihn mit einem so interessanten Geschöpfe bekannt gemacht habe.

---

## Emil auf der Folter.

Dieser sah ihn wehmüthig an und seufzte. „Glauben Sie mir," sagte er, „auch ich war einst erfüllt von diesem Himmelskind, auch mir war sie eine Erscheinung wie aus Jenseits, wie des großen Dichters Mädchen aus der Fremde; ich sah, wie sie mit ungetrübtem Frohsinn und dennoch mit einer Würde, einer Höhe Jedem eine Gabe reichte; mir, wähnte ich, mir habe sie der Gaben schönste aufbewahrt — ach! da gewahrte ich, daß schon ein Anderer diesen Kranz zerpflückt —"

„Nein, ich kann's nicht glauben," rief der ehrwürdige Theresienritter, „dieses Mädchen kann nicht so niedrig denken, kann nicht das tiefe herrliche, jungfräuliche Herz an einen Windbeutel verlieren, wie der Sporeneck ist, dessen seichtes Wesen, dessen Gemeinheit ihr ja gleich den ersten Augenblick nicht verborgen bleiben konnte!"

„Aber mein Gott," rief Emil ungeduldig, „habe ich Ihnen nicht gesagt, was mich die Gräfin merken ließ, was ich mit eigenen Augen sah? Nehmen Sie doch nur zum Beispiel, daß sie ihm gleich in den obern Stock nachzog, um ihn recht vis à vis zu haben. —"

„Beweist viel, recht sehr viel und doch wieder nichts, gar nichts, denn ein so kluges Mädchen, wie Ida, trägt ihre Liebe nicht so schamlos zur Schau."

„Aber die Gräfin sagt mir ja, die Gräfin —"

„Eben die Gräfin sagte Dir Alles, Freundchen, und eben der Gräfin traue ich nicht, dazu habe ich meine vollkommen gegründeten Ursachen. Ich habe sechzig Jahre in der Welt gelebt, Du erst Deine zwanzig, darum darf ich auch meinem Blicke trauen, denn ich bin unparteiisch und schaue nicht durch die grüne Conservationsbrille der Eifersucht. Ich habe diesen Abend Dinge gesehen, die mir gar nicht gefielen; doch der Erfolg wird lehren, daß ich Recht hatte."

So sprach der alte Theresier mit dem Grafen; doch auf diesen schien es wenig Eindruck zu machen, denn er murmelte: „Weiß Alles, und ist Alles gut, wenn nur der verdammte Rittmeister nicht wäre!"

---

# Der Rittmeister.

Was doch oft an einem kleinen, unscheinbaren Zufall das Glück der Menschen hängt! So fragte an diesem Abend der Kellner die beiden Fremden, ob sie unten an der Tafel oder hier oben in ihren Appartements speisen wollen. Der Graf, der seit des Hofraths Reise Abends selten mehr hinabgekommen war, stimmte dafür, auf dem Zimmer zu speisen, indem er sich schlechte Unterhaltung unter den Offizieren, Assessoren, Ober- und Unterjustizleuten versprach. Der ältere Herr aber redete ihm zu, man sehe und höre doch Manches unter den Gästen, was zum Nachdenken oder zur Augen- und Ohrenweide dienen könne, — sie gingen. Gerade an diesem Abend hatte der Rittmeister von Sporeneck einige Freunde der Garnison zu sich auf ein Abendbrod in den Mond gebeten.

Sie hatten schon auf seinem Zimmer mit Rheinwein angefangen und waren bereits ganz kordial. Der Rittmeister hatte auch alle Ursache, ein kleines Sieges- und Jubelfest zu veranstalten Die Gräfin hatte ihm, wie gewöhnlich, durch ihre Zofe, die mit seinem Bedienten in telegraphischer Verbindung stand, geschrieben, daß Ida's Niederlage jetzt vollkommen sei. Der Graf sei nie so warm gegen sie gewesen, wie diesen Abend, und sie sehe nächstens einer Erklärung von seiner Seite entgegen. Das hatte der Rittmeister seinem Vertrauten, dem Lieutenant von Schulderoff und einigen Anderen vorgetragen, man stieß an auf das neue gräfliche Paar und auf den galanten Hausfreund, und so kam man auch, weiß nicht wie, darauf, ob man nicht den Grafen auch einmal ein wenig schrauben sollte. Sie stimmten Alle darin überein, daß dies sehr dienlich wäre, um Unterhaltung für den heutigen Abend zu haben, und sie machten sich auch gar kein Gewissen daraus. „Ja, wenn er Soldat wäre, dann wäre es etwas anderes; einen Kameraden schraubt man nicht gerne, aber solch ein civiles Gräfchen, das in der Welt umherreist, um den Damen schön zu thun und sein Geld auf die langweiligste Manier todtzuschlagen — nun, das kann man mit gutem Gewissen."

Mit diesem löblichen Vorsatz hatten sich die Marssöhne nicht weit von der Stelle placirt, wo Martiniz gewöhnlich zu sitzen pflegte, und harrten, ob er nicht komme. Er kam und mit ihm der andere Gast, aber diesmal ohne Ordensband, denn er hatte nur einen unscheinbaren Oberrock an. Martiniz und der ältere Herr unterhielten sich flüsternd mit einander; um so lauter waren die Kriegsgötter; die Pfröpfe der Champagnerbouteillen fingen an zu springen, und in Kurzem waren die Herren allesammt kreuzfidel und erzählten allerlei Schnurren aus ihrem Garnisonsleben. Die übrigen Gäste hatten sich nach und nach verlaufen. Das Kapitel der Hunde und Pferde war schon abgehandelt, und der Rittmeister hielt es jetzt an der Zeit, die Schraube anzuziehen. Er gab also Schulderoff einen Wink und dieser ergriff sein Champagnerglas, stand auf und rief:

„Nun, Bruder Sporeneck, eine Gesundheit recht aus dem Herzen — Deine Ida!"

Auf flogen die Dragoner von ihren Sitzen, tippten die feinen Lilienkelche aneinander und sogen den weißen Gischt mit einer Wollust aus, als hätte die Gesundheit ihnen selbst gegolten. Martiniz biß die Lippen zusammen und sah den Theresienritter an.

„Auf Ehre, ein Götterkind, Herr Bruder," fuhr Schulderoff fort, „ich wäre selbst im Stande gewesen, sie zu lieben, hätte ich nicht Deine früheren Rechte gewußt und mich daher bescheiden zurückgezogen."

„Auf Ehre, ich hätte es ihr wohl gönnen mögen," antwortete der großmüthige Liebhaber, „wenn man so einen Winter allein zubringen soll, ist es für ein junges, warmes Blut immer fatal, wenn es sich nicht Lust machen soll. Einen braven Kerl, wie Du bist, hätte ich ihr zum Intermezzo wohl gewünscht, wäre mir lieber gewesen, als hören zu müssen, daß mir ein so fremder Gelbschnabel ins Nest habe sitzen wollen."

Das Herzblut fing dem Grafen an zu kochen. In solchen Ausdrücken von einem Mädchen reden zu hören, das er liebte und ehrte — es war beinahe nicht zu ertragen, doch hielt er an sich, denn er wußte, wie schlimm es ist, in einem fremden Lande ohne ganz gegründete Ursache Händel anzufangen.

„Hattest Du bange?" lachten die Reiter den Rittmeister an.

„Nicht im geringsten," replicirte dieser; „ich kenne mein Täubchen zu gut, als daß ich hätte eifersüchtig werden sollen; wenn auch zehn solcher Wichte ins Nest gesessen wären, sie hätte sich doch von keinem Andern schnäbeln lassen, als von ihrem Hähnchen."

Allgemeines Gelächter applaudirte den schlechten Witz. Der Graf — es war ihm kaum mehr möglich anzuhalten; er sah voraus, es werde so kommen, daß ihm nur zwei Wege offen stehen würden, entweder sich zu entfernen oder loszubrechen.

---

## Unschuld und Muth.

Das Erstere war jetzt nicht mehr möglich; seine Würde als Abkömmling so tapferer Männer ließ einen solchen Rückzug nicht zu; was würden seine Uhlanen gesagt haben, wenn er so vom Kampfplatze sich weggestohlen hätte. Die nächste schickliche Gelegenheit mußte entscheiden.

„Nun, Brüderchen," sagte ein Anderer zum Rittmeister, „wir sind hier so ziemlich unter uns, gib weich, beichte uns ein wenig, wie stehst Du mit der kleinen Präsidentin?" Der Rittmeister spielte von Anfang den Zarten, Zurückhaltenden, endlich aber auf vieles Zureden gab er wirklich weich und — rühmte sich heimlich von ihr erhaltener Begünstigungen, die Emils Blut zu Eis erstarren ließen. Plötzlich aber, wie eine Erleuchtung von oben, trat

ihm das Bild des unschuldigen, engelreinen Kindes, mit ihrem sanften Blick, mit ihrem keuschen, jungfräulichen Erröthen vor das Auge — nein! nein! rief es mit tausend Stimmen in ihm, es kann ja nicht wahr sein, so weit verfehlt sich der Himmel nicht, daß er die heiligste Unschuld auf die Züge einer Metze malte. Er stand auf und stellte sich dicht vor den Rittmeister. „Von wem sprechen Sie da, mein Herr?“ fragte er ihn. Der Rittmeister konnte sich nichts Erwünschteres denken, als daß endlich die Engelsgeduld von dem civilen Fräschen gewichen sei. Er wollte ihn mit einem Blick einschüchtern und setzte daher an, die Augen recht an ihn hinrollen zu lassen; da kam er aber an den Falschen.

Er begegnete einem jener Gluthblicke, die dem Grafen so eigen waren; Hoheit, Muth, Zorn, alles sprühte auf einmal wie mit einem Feuerstrom aus diesen Augen auf ihn zu, daß er die seinigen betroffen niederschlug. „Was fällt Ihnen ein? Was kümmert Sie unser Gespräch? Es ist hier Niemand, der darnach zu fragen hätte.“

„Sie haben,“ fuhr der Graf mit großer Mäßigung fort, „Sie haben dem ganzen Zimmer hier mit vernehmlicher Stimme Ihre Sottisen erzählt, es hat also auch jeder das Recht zu fragen, von wem Sie sprachen, und ich frage jetzt!“

„Mein Herr, das kommt mir schnackisch vor,“ lachte der Rittmeister; „es kann doch wahrhaftig jeder von seinem Schätzchen reden, ohne daß ein Anderer sich darein zu legen hätte. Wenn Sie übrigens durchaus uns mit Ihrer Gesellschaft beehren wollen — Kellner, noch einen Kelch hieher für den Herrn da!“

„Ist unnöthig,“ rief der Graf, „es ist mir durchaus nicht um Ihre werthe Gesellschaft zu thun, sondern nur die Frage, die ich an Sie that, möchte ich gerne beantwortet haben.“

„Nun ja,“ schnarrte Sporeneck, „wenn Sie sich durchaus in meine Herzensangelegenheiten mischen müssen, was ich übrigens nicht sehr delikat finde, ich habe von Fräulein Ida von Sanden, meiner Nachbarin, gesprochen.“

„Und von dieser Dame wagen Sie auf so freche Weise zu sprechen, wie Sie vorhin thaten?“

„Wer will es mir wehren,“ lachte der Rittmeister und maß den Grafen von oben bis unten, wobei er übrigens sich hütete, seinem Auge zu begegnen, „wer will es mir wehren, ein jeder kann zu seinem Heu Stroh sagen!“

„Sie beharren also auf dem, was Sie von der Dame aussagten!“

„Dame hin oder her,“ antwortete der Rittmeister, „Sie fangen an, anmaßend zu werden; ich werde vor Ihnen und zehn solcher — Polacken behaupten, was ich sagte.“

„Nun ja,“ sagte der Graf, indem er sich stolz aufrichtete und an die übrigen Offiziere, die bisher mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatten, wie der Graf geschraubt würde, sich wandte, „nun ja, so muß ich nur Sie bedauern, meine Herren, daß Sie sich auf diese Art unterhalten lassen von diesem erbärmlichen Lügner.“

„Donner und alle Teufel!“ fuhr der Rittmeister auf, „wie kommen Sie

mir vor, Herr! Ich glaube, Sie haben Platz zwischen den Rippen für blaue Bohnen."

„Thun Sie, was Ihnen beliebt," sagte der Graf, „ich wohne hier und bin auf Nro. 2 zu finden." Er ging, der alte Theresienritter mit ihm. „Das ist spaßig," lachte der Rittmeister, obgleich es ihm nicht recht frei von der Brust wegging, „das ist spaßig, daß ich in Freilingen einen kleinen Gang zu machen habe!"

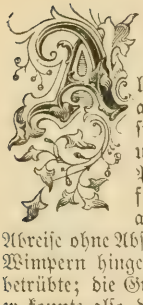
Die Dragoner saßen noch ganz verdutzt über den schnellen Ausgang der Schrauberei. „Hol' mich der Teufel," sagte ein alter Lieutenant, „das Kerlchen nahm sich doch so übel nicht bei der Sache; er hat einen verfluchten Anstand, und es ist, als wäre er schon mehr dabei gewesen!"

Man berieth sich jetzt, was zu thun sei, man vertheilte die Rollen, Schulderoff sollte des Rittmeisters Sekundant sein, den alten Lieutenant bestimmte man, Martiniz denselben Dienst zu leisten, wenn er nicht sonst wo einen Sekundanten auftreiben könnte. Der Rittmeister zeigte eine ungemeine, spaßige Fröhlichkeit, meinte, es müßte sich ganz herrlich ausnehmen, wenn so ein Herrchen vom Civil eine Pistole losbrenne; den Uebrigen war es übrigens nicht so ganz wohl zu Muth; das schnelle Ende des Streites hatte aus allen Köpfen den Champagnerdampf weggeblasen, man dachte doch ernstlich an die Affaire und Manchem wollte es bedünken daß sie doch im heillosen Uebermuth herbeigeführt worden sei. Man äußerte dies auch unverholen gegen Sporeneck, und auch er schien so etwas zu denken; doch verscheuchte er diese Gedanken hinter lustigem Lachen und beauftragte Schulderoff, sogleich zum Grafen zu gehen, um die Sache ins Reine zu bringen. Nach einer Viertelstunde kam dieser wieder sehr ernst zurück und sagte: „Sporeneck, morgen früh acht Uhr auf Pistolen."

Diese lakonische Meldung machte einen ganz eigenen Eindruck auf die Gesellschaft; es war Allen, als sei doch etwas Ungerechtes vorgefallen, und Keinem war es recht behaglich, an morgen zu denken. Man bestürmte Schulderoff mit Fragen, wie der Graf es aufgenommen und dergleichen; er erzählte:

„Die beiden Fremden seien in ziemlich ruhigem Gespräch mit einander im Zimmer auf- und abgegangen, als er eingetreten sei. Sie haben ihn sehr höflich und zuvorkommend empfangen, er habe seinen Auftrag ausgerichtet und den Grafen zuerst gefragt, ob er seine Beleidigung zurücknehmen wolle. Dieser habe ganz ruhig mit Nein geantwortet, worauf er ihn gefordert; sie seien auf Pistolen einig geworden und haben die Wiese hinter dem Gottesacker zum Kampfplatz ausgewählt. Für einen Sekundanten lasse er danken, der alte Herr, der bei ihm sei, werde ihm sekundiren." Der Rittmeister schien vor Freude außer sich zu sein, daß er seinem Rivalen mit guter Manier eins auf den Pelz brennen könne; er wollte mit dem Champagner weiter machen, die nüchtern gewordenen Kameraden ließen es aber nicht zu, baten ihn, auf morgen recht fest auszuschlafen, und versprachen, um sieben Uhr allesammt bei Schulderoff zu frühstücken.

## Noch einmal zieht er vor des Liebchens Haus.



Als Ida am Morgen, der zu dem Duell festgesetzt war, kaum aufgestanden, eben sich mit der Toilette beschäftigte, hörte sie Pferdegetrappel gegenüber am Mond; sie trat ans Fenster und schob den Vorhang ein wenig zurück, es standen drei Pferde vor dem Wirthshaus, wovon sie das eine bestimmt für das von Martiniz erkannte. „Wo er nur hinreiten mag an diesem kalten Tag, ob er —" der Gedanke an eine plötzliche Abreise ohne Abschied durchblitzte sie, daß ihr die hellen Perlen in den zarten Wimpern hingen. Doch sie hatte ja darüber einen Trost, der sie zugleich tief betrübte; die Gräfin war ja noch hier, sie wußte nichts von seiner Abreise, er konnte also doch nicht so schnell reisen. Endlich glaubte sie Emils Stimme aus dem Thorweg herauf zu hören: „Adieu, Madame, adieu!" Es galt offenbar der Mondwirthin; o wie gerne wäre sie in diesem Augenblicke die Ehehälfte des Mondwirths gewesen, um ihn zu sehen und das freundliche Adieu von seinen Lippen zu hören!

Der alte Brktzwisl, die gute, treue Seele, sprang hervor, ergriff den Zügel von Martiniz Pferd und stellte es zum Aufsitzen zurecht, jetzt kam Mart— nein, ein Offizier in fremder glänzender Uniform. Jetzt kam auch der alte Herr von Ladenstein, der sie gestern so trefflich unterhalten hatte; wo blieb aber nur Emil? Der alte Herr, heute mit vielen Orden behängt, schwingt sich auf sein Pferd; jetzt auch der Offizier. „Eine schöne, geschmackvolle Uniform," dachte Ida; wenn sie nicht irrte, eine polnische oder russische, vielleicht ein Bekannter von Martiniz; aber die Gestalt kam ihr so bekannt vor, wie, sollte etwa Em— doch nein, er war ja nicht Soldat und trug auch keinen Orden, und diesem glänzte der Wladimir in Diamanten auf der Brust — wenn er, eine kleine Neugierde ist ja verzeihlich, wenn er doch nur den hohen Uhlanenkolpak ein wenig hintersetzte, daß sie sein Gesicht sehen könnte.

Jetzt war alles in Richtigkeit, der alte Herr schaute am Haus herauf und stieß den Offizier an; er richtete das Haupt auf, er sah herauf — es war Emil von Martiniz.

Wie schön, wie götterschön war dieser Mann! Wie herrlich kleidete ihn die Uniform! Wie hingegossen saß er auf seinem stolzen Roß; die dunkeln Locken stahlen sich unter dem Sturmband des Tschapka's hervor und beschatteten die blendend weiße Stirne; das dunkle Auge voll hohen Ausdrucks hatte heute eine Bedeutung, die sie beinahe noch nie an ihm gesehen; stolz und frei, als wollte es in einem Blick eine Welt ermessen, schweifte es her und hin; er klopfte den zierlichen, schlankgebauten Hals des schönen Thieres, das er ritt, er sah so kampflustig, so muthig aus, als halte er an der Seite seiner Uhlanen, und es werde in schmetternden Tönen Marsch, Marsch! geblasen; sie konnte nicht mehr anders, sie dachte nicht mehr an

ihr Négligé, sie öffnete das Fenster und sah heraus. Man konnte nichts Schöneres sehen, als das Mädchen, wie es hier im Fenster stand. Die Aeuglein sahen so klar und freundlich aus dem Köpfchen, die Bäckchen von der kalten Morgenluft geröthet, das Mäulchen so süß und kußlich, um das feine, liebe Gesichtchen ein zartes, reinliches Nachthäubchen, der Hals frei und dann ein Spenzerchen, so weiß wie frischgefallener Schnee, über Nacken und Brust herab. Tausend Löckchen und Stränge, die vom muthwilligen Morpheus entfesselt unter dem Häubchen sich durchgestohlen hatten — das ganze Wunderkind sah aus wie ein süßer Morgentraum —

Noch einmal sah der Graf nach diesem Engelsbild herauf, das in der Glorie der jungfräulichen Unschuld, mit der Wehmuth gekränkter und doch verzeihender Liebe zu ihm herabsah — noch einmal, vielleicht das letzte Mal bienieden, warf er einen seiner Feuerblicke zu ihr hinauf und eine Thräne blitzte in seinem Auge; jetzt aber stieß er seinem Pferde beide Sporen in den Leib, daß es wutherfüllt kerzengerade aufstand, unwillkürlich bog sich seine Hand nach dem Mund, er warf ihr einen herzlichen Kuß zu: „Adieu mon coeur!“ rief er, und dahin flogen die Reiter; in einem Augenblicke war nichts mehr von ihnen zu sehen.

„Was war das? Wem galt das?“ fragte sich Ida, als sie sich ein wenig von ihrem Staunen erholt hatte. Er sah so zärtlich herauf — er warf einen Kuß herauf — wem flog er zu? Ihr oder der Grä— konnte diese nicht auch im Fenster gestanden sein? Konnte er nicht ihr den Kuß zugeworfen haben? — Sie mußte Gewißheit haben, sie schickte schnell hinab, zu fragen, ob die Gräfin schon aufgestanden sei. — Excellenz lagen noch schubtief in den Federn und schliefen. „Also mir, mir, —“ lächelte das stillselige Mädchen vor sich hin, schaute hinaus und zehnmal wieder hinaus nach dem Fleckchen Erde, wo er gehalten, wo er ihr seinen Gruß, seinen Kuß zugewinkt hatte. Aber wie, konnte er nicht nach der Gräfin Fenster gewinkt haben? Konnte er nicht ihr seinen Kuß geschickt haben, nur um sie, die er doch gesehen haben mußte, zu kränken? Doch nein; ihr hatte ja sein Blick gegolten, sie hatte tief in seine dunkeln Liebessterne hineingeschaut, nach ihrem Fenster hatte er gegrüßt, sie, sie war die Glückliche; wie weit er sich auch verirrt hatte, sie fühlte, daß sein besserer Sinn ihn dennoch zu seiner Ida zog.

Jetzt versank sie in angenehme Träume; sie wiederholte sich, wie engelbübisch er ausgesehen habe! Sie nahm sich vor, wenn sie wieder recht gut miteinander wären, ihn recht auszuschmälen, daß er sich nie vor ihr in der Kleidung hatte sehen lassen, die ihm so wunderschön stand. So träumte sie, das liebliche bräutliche Mädchen, sie ahnete nicht, welchen gefährlichen Gang der Geliebte ging, und daß die Parze so schnell den Faden ihres Glückes zerreißen könne, daß dann das Herz, an dem sie so gerne ruhte, für immer ausgeschlagen haben würde, daß die kühnen, liebesprühenden Augen schnell sich zu jenem eisernen Schlummer schließen könnten, aus welchem auch die süßeste Stimme, das zärtlichste Klagen der Liebe nicht aufweckt.

# Das Duell.

Vor der Stadt hatten die drei Reiter ihre Pferde angehalten und ließen sie jetzt im Schritte dem bestimmten Orte zugehen; sie schwiegen eine Zeitlang, und jeder schien seinen besondern Gedanken nachzuhängen. Emils Brust erfüllte die Qual aller Zweifel an Ida. Es war ihm da einmal, als stehe sie, wie er sie eben gesehen hatte, in blendend reiner Unschuld vor ihm und flüstere ihm mit sanfter Stimme Vorwürfe zu, daß er auch nur einen Augenblick habe an ihr zweifeln können; dann kamen wieder alle Qualen der Eifersucht über ihn, er wiederholte sich alles, was er zwischen ihr und Sporeneck bemerkt hatte, und das Billet von gestern — „nein! sie ist schuldig," rief er laut und unmuthig. Gestern Abend nämlich, als Schulderoff sie verlassen hatte, war Brkizwisl gekommen und hatte einen kleinen Zettel gebracht, der wahrscheinlich dem Rittmeister entfallen sein müsse. Er war offen, Emil konnte sich nicht enthalten, einen Blick hineinzuwerfen, und ward weiß wie die Wand. Schweigend reichte er Ladenstein das Billet, und dieser las:

„Du mußt noch das Strumpfband haben, das Du mir letzthin muthwilligerweise abgebunden hast, ich brauche es nothwendig; ist Dir übrigens an einem Zeichen Deiner Dame gelegen, so kannst Du etwas anderes haben. Willst Du eine Busenschleife? Willst Du ein Schnürband von meinem Corsetchen?"

„Das ist freilich stark," hatte Ladenstein gesagt, nachdem er gelesen, „kennst Du die Handschrift?" — „Von wem soll es sein, als von ihr, die mich um mein Lebensglück betrogen? Hätte ich den Wisch da um eine Stunde früher gehabt, ich hätte den Rittmeister wahrhaftig nicht getadelt, daß er von seinem zärtlichen Liebchen so ausdrucksvoll sprach!"

„Kennst Du Ida's Handschrift?" fragte der alte Herr noch einmal. „Es kommt hiebei sehr viel darauf an, daß Du sie genau kennst."

Emil mußte gestehen, daß er noch nichts von Ida's Hand gesehen; es könne ja aber doch Niemand anders geschrieben haben, denn die Adresse laute ja an Herrn von Sporeneck. Der alte Herr hatte den Kopf dazu geschüttelt und gesagt, daß dieses Billet der ganzen Sache eine andere Wendung geben könnte; jetzt sei er aber schon einmal gefordert, und darum könne vor Ausgang des Duells nicht mehr davon gesprochen werden, nachher werde sich vielleicht manches aufklären. Dieses Billet war nun auch auf dem Wege zum Kampfplatz Emil in den Sinn gekommen und hatte ihm jenen lauten Ausruf: „Sie ist dennoch schuldig," entlockt.

Der Alte reichte ihm die Hand hinüber und sagte freundlich ernst: „Urtheile nicht zu frühe. Du gehst einen gefährlichen Weg, nimm nicht die Schuld mit Dir, ungehört verdammt zu haben. Du bist der letzte Martinitz. Schlägt eine Kugel hier unter den Wladimir, so ist es vorbei mit Dir und dem Heldenstamm, dessen Namen Du trägst. Du schlägst Dich für die Ehre einer Dame; so lange Du für sie kämpfst, darfst Du nicht an ihrer Tugend zweifeln, sonst ist Deine Sache nicht gut. Denke Dir das Mädchen, so hold und engelrein, wie Du sie sahst, als wir zu Pferde stiegen, wie Du ihr, von ihrem heiligen Anblick übermannt, Dein zärtliches Lebewohl zuriefst — und Du wirst freudiger streiten."

Emil hörte nur mit halbem Ohr; seine ganze Aufmerksamkeit war auf den Platz gerichtet, dem sie sich nahten. Sie bogen um die Ecke der Mauer des Gottesackers. Sein Gegner war schon auf dem Platz, er nahm sein Roß zusammen und sprengte majestätisch im kurzen Galopp an.

Sporneck und seine Begleiter waren auf einem andern Wege herausgeritten und hatten auf der Wiese den Grafen erwartet. Sie hatten ihre besten Uniformen angezogen, alles gewichst und gebürstet, als ginge es zur Hochzeit, denn sie wollten dem Grafen und seinem Begleiter durch Glanz und militärische Würde imponiren. Wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie den strahlenblitzenden, in den schönsten Farben schimmernden Uhlanen ansprengen sahen? Sie trauten ihren Augen kaum, wie gewandt, wie flink das civile Gräfchen vom Sattel sprang, mit welchem Anstand er die Zügel seinem Diener zuwarf, sich dann zu ihnen wandte und seine Honneurs machte. Die Diamanten des Wladimir, der goldene, vom Vater ererbte Ehrensäbel glänzten im Morgenroth, der ganze Mann hatte etwas Gewaltiges, Gebietendes, Königliches, das sie beinahe mit Ehrfurcht bewunderten.

„Alle Teufel, wer hätte das gedacht?" flüsterte Sporeneck; „hätte ich das gewußt — weiß Gott, die Uniform der polnischen Garde, wo jeder Rittmeister für einen Obersten in der Linie zieht! Nein, wenn ich gewußt hätte, daß er Soldat ist, dann wäre es wohl etwas anderes gewesen."

„Und alle Wetter," fuhr ein Anderer fort, „sieh nur den alten Grautopf, wie der behängt ist, eins — zwei — drei — sieben Orden hat das Kerlchen und noch obendrein einen Stern! siehe, das Theresienkreuz — und weiß Gott, den Commandeur der Ehrenlegion, das muß ein fixer Kerl sein."

Der alte bekreuzte und besternte Herr nahte sich Schulderoff, zog ganz gelassen und kaltblütig eine reich mit Brillanten besetzte Uhr heraus. „Herr Kamerad," sprach er, „wenn's gefällig ist."

Dieser hatte sich von seinem Staunen kaum erholt; er hatte die Aeußerung des Rittmeisters gehört, daß, wenn er gewußt hätte, daß der Graf Soldat wäre, er die Sache vielleicht nicht so weit getrieben hätte. Er versuchte daher noch einmal mit dem alten Herrn zu parlamentiren. Doch die Unterhandlungen zerschlugen sich an dem harten Sinn des Grafen. Man maß die Schritte ab, man schüttete frisches Pulver auf die Pfannen, — fertig!

Sporeneck hatte den ersten Schuß. „Nun, wenn es denn einmal sein muß," sagte er, drückte ab und — den Kolpak riß es dem Grafen von

dem Kopf, mitten durch war die Kugel gegangen, er stand unverletzt. Ein sonderbares Feuer sprühte aus seinem Auge, als er jetzt die Pistole aufnahm. Es war ihm, als stehe Antonio's blutende Gestalt vor dem Rittmeister und wehre ihm ab; zweimal setzte er an, zweimal ließ er die Pistole wieder sinken. Da rief der Rittmeister mit bitterem Lachen: „Wird's bald, Herr Kamerad?" Und in demselben Augenblick krachte es — Sporeneck wankte und fiel.

Er hatte genug: gerade unter der Brust hatte die Kugel durchgeschlagen. Der Regimentsarzt der Dragoner machte ein bedenkliches Gesicht und gab wenig Hoffnung. Man brachte ihn in die Wohnung eines der Offiziere, der vor der Stadt wohnte. In tiefem Ernst, schweigend ritten der Graf und sein Begleiter zur Stadt zurück.

---

## Fingerzeig des Schicksals.

Die Dragoner waren seit der Entdeckung, daß der Graf Offizier sei, die Artigkeit selbst. Alle Stunden kam einer, um zu rapportiren, wie der Verwundete sich befinde. Aus ihren Reden, die sie hie und da über die Geschichte fallen ließen, wurde man zwar nicht ganz klug, aber so viel merkte Martiniz und der alte Herr, daß der Rittmeister, indem er sich geheimer, von Ida erhaltener Begünstigungen rühmte, gewaltig gelogen habe. Von dem Duelle war übrigens bis

jetzt noch nirgends etwas bekannt geworden. Den Reitknecht des Rittmeisters hielt man in dem Haus vor dem Thore fest, daß nicht etwa durch ihn etwas auskäme, die Uebrigen hatten sich das Ehrenwort gegeben, nichts zu verrathen.

Mehr denn achtmal war die Kammerzofe der Gräfin im Mond gewesen und hatte heimlich nach dem Rittmeister gefragt, und allemal den Bescheid erhalten, er sei auf der Jagd. Endlich kam auch, wahrscheinlich auf der Gräfin Anstiften, ein Diener von Präsidents, um den Grafen zu bitten, Nachmittags hinüber zu kommen. Er schlug es ab, denn er war noch zu aufgeregt von dem blutigen Morgen, als daß er mit der Gräfin, die ohnehin ihn immer sehr langweilte, hätte conversiren mögen.

Endlich, als es schon Abend war, kam Schulderoff, der jetzt auch wie ein umgelehrter Handschuh war, und brachte bessere Nachricht. Man hatte die Kugel herausgenommen, die Aerzte behaupteten, es sei kein edlerer Theil verletzt. Zugleich lud er den Grafen und Herrn von Ladenstein ein, mit ihm zu gehen und den Kranken, dem es gewiß Freude machen würde, zu besuchen. Sie gingen mit.

In einem der letzten Häuser der Vorstadt lag der Rittmeister. Als die beiden Fremden mit Schulderoff die Treppe hinaufkamen, geriethen die übrigen Offiziere augenscheinlich in einige Verlegenheit. Sie flüsterten etwas mit Schulderoff, das ungefähr lautete, als sei der Kranke nicht recht bei sich und phantasire allerhand verwirrtes Zeug, das nicht wohl für einen Fremden geeignet sei. Lieutenant Schulderoff besann sich aber nicht lange. Er erklärte, daß er es auf die Gefahr hin, seinen Freund zu beleidigen, über sich nehmen wolle, die Fremden einzuführen, weil der Kranke es vor einer Stunde selbst noch gewünscht habe.

Sie traten ein. Der Rittmeister war sehr bleich, sonst aber nicht entstellt, nur daß sein Auge unstät umherirrte. Sie hatten ausgemacht, daß zuerst Ladenstein ans Bett treten solle, um zu probiren, ob ihn der Kranke erkenne. Es geschah so. Sporeneck sah ihn lange an und faßte dann hastig seine Hand: „Ach, sind Sie es, Herr Geheimerath von Sorben?“ rief er. „Was schreibt der Alte aus Polen? Darf der Graf die Aarstein heirathen?“

Die Anwesenden waren alle höchst betreten, als der Verwundete so aus der Schule schwatzte. Schulderoff gab dem alten Herrn zu verstehen, es möchte doch vielleicht besser sein, wenn er zu einer andern Zeit wieder käme, es scheine, der Kranke erhitze sich zu sehr. Der alte Herr schien es aber nicht verstehen zu wollen. Sein Auge nahm einen sonderbaren Ausdruck von forschendem Ernst an, der den Lieutenant unwillkürlich zum Schweigen brachte. Der Kranke aber fuhr fort: „Laß Dich nicht von Diesem da forttreiben, lieber Sorben, Du kannst mir jetzt einen großen Dienst erweisen. In meinem Zimmer ist ein Koffer, in diesem eine Cassette; laß Dir von Schulderoff die Schlüssel geben und schließ auf. Dort findest Du ein Strumpfband mit goldenem Schloß —“ er hielt inne, als ob er nachsänne, der Graf aber trat in der höchsten Spannung näher, um jedes Wörtchen zu verschlingen, das er sprechen würde, — „und richtig, Honni soit qui mal y pense ist darauf gestickt; das bringst Du der Gräfin, sie hat den Kameraden dazu am linken Bein, und sagst, das sei das Band,

um welches sie mir geschrieben habe, ich könne heute nicht selbst kommen. Ja — und weiter sage ihr, mit der Ida sei es nichts, ich habe es satt, dem spröden Ding die Cour zu schneiden, nur um das Gräfchen eifersüchtig — ja halt, bei dem Grafen fällt mir ein, sage ihr, den Grafen soll sie mir in Ruhe lassen, er sei kein Ofenhocker, sondern ein braver Soldat, und wenn sie ihm ferner noch etwas anhaben wolle, so habe sie es mit mir zu thun."

Erschöpft sank er auf die Kissen zurück, als er so gesprochen hatte. Schulderoff stand in einer Ecke und schalt sich selbst aus, so thöricht gehandelt und die Fremden in diesem kritischen Momente zu dem Rittmeister geführt zu haben. Gerne hätte er in seinem Unmuth den Beiden etwas Hartes gesagt, aber der Graf hatte ihm durch sein Betragen und seinen Stand, der alte Herr durch seine vielen und bedeutenden Ordenszeichen so imponirt, daß er nicht wagte, sich ihnen anders als mit der zuvorkommendsten Höflichkeit zu nahen. Die übrigen Dragoner waren von Beiden ganz entzückt. In des Grafen Uniform verliebten sie sich ganz und gar, und wie geehrt und gehoben fühlten sie sich, daß ein Commandeur der Ehrenlegion, ein alter Ritter des Theresienordens sie mit der größten Freundlichkeit „Herr Kam.rad" titulirte.

Es dauerte aber keine fünf Minuten, so war auch Schulderoff ganz von dem Alten gewonnen. Dieser führte ihn nämlich in eine Ecke und machte ihm unter der Bedingung, daß er es nicht als Kränkung aufnehme, die Proposition, ob er nicht für den Rittmeister, der jetzt doch so entfernt von Haus sei, ein kleines Anleben von ihm annehmen wolle.

„Lieber Gott," sagte er, „ich weiß, wie es in der Garnison ist, habe auch lange gedient; mit dem besten Willen bringt man es selten so weit, daß man immer einen großen Nothpfennig in Bereitschaft hat. Einer muß immer dem Andern aushelfen, und da ich jetzt gleichsam auch hier in Garnison liege, Herr Kamerad — ich denke, wir könnten darüber einig sein."

Der herzliche Ton, mit welchem dieses Anerbieten gemacht wurde, rührte den Lieutenant bis zu Thränen; es konnte ihm nichts mehr zu Statten kommen, als ein solches Anleben; er hatte kein Geld, die Mama hatte kein Geld, die Kamerad.n hatten auch kein Geld, und er wäre am Ende genöthigt gewesen, sich an die Gräfin zu wenden, und doch war ihm diese in der tiefsten Seele zuwider, lieber hätte er sein Pferd verkauft — da kam ihm nun das Anerbieten des alten Kameraden sehr erwünscht; es war so natürlich und ehrenvoll angetragen, daß er ohne Bedenken einschlug, und von dieser Stunde an wäre er, und wenn ihn Frau Mama, Fräulein Sorben, die Gräfin und alle Höllengeister am Collet gepackt hätten, für die beiden Fremden durchs Feuer gegangen.

# Licht in der Finsterniß.

Nun, was sagst Du zu dieser Geschichte?“ sprach der alte Herr zu Martiniz, als sie wieder in ihrem Zimmer waren. „was sagst Du zu der schönen Strumpfbandgeschichte?“ „Nun, was werde ich dazu sagen,“ antwortete Emil nachdenklich, „daß er mit der Gräfin in einem sehr unanständigen Verhältniß steht. Aber erklären Sie mir nur, was plauderte er von einem alten Sorben und von einem Grafen, der die Aarstein heirathen solle?“

„Das will ich Dir schwarz auf weiß zeigen,“ sagte jener, und zog einen Pack Briefe hervor, den er Emil zur Durchsicht gab. Es waren jene Briefe, welche der alte Sorben an den älteren Grafen Martiniz geschrieben hatte, um wo möglich eine Heirath zwischen Emil und der Aarstein zu bewirken. Immer eifriger las Emil, immer zorniger und düsterer wurden seine Züge, der alte Herr ging indessen auf und ab und betrachtete den Lesenden. Endlich sprang dieser auf und rief: „Nein, das ist zu arg! Das ist nicht auszuhalten, mit mir ein solches Spiel spielen zu wollen! Was sagen Sie zu diesen Briefen? Wie räumen Sie dies alles zusammen?“

Der alte Herr setzte sich zu Emil nieder, legte seine Hand zutraulich auf seine Schulter und sprach: „Ich habe Dir letzthin gesagt, daß ich sechzig Jahre habe und Du zwanzig, daß ich also auch manches kälter betrachte und darum schärfer als Du. Schon damals ahnte ich manches; jetzt durch das Irrereden des Rittmeisters ist mir auf einmal Alles klar. Daß Dich in diesen Briefen die Gräfin durch den schlechten Kerl, den alten Sorben, zu angeln sucht, siehst Du wohl ein; sie hört nun durch Kundschafter, oder wie es sonst gegangen sein mag, Du seiest hier, und, wie Du nicht läugnen kannst, in einem zärtlichen Verhältniß mit Ida. Daß der Gräfin daran lag, Dich oder vielmehr Dein Vermögen nicht hinauszulassen, kannst Du Dir denken; daher kam sie eilends hieher, um Dich zu erobern; dazu gehörte aber auch, daß sie Ida von Deinem Herzen losriß, und wie konnte dies besser geschehen, als durch den Rittmeister? Wie dieser mit der Gräfin stand, wissen wir aus dem Strumpfbandbillet, das also von *ihr* ist; wie er aber mit Idchen, dem keuschen reinen Engel stand — und hat er sein ganzes Leben hindurch gelogen, so war er wenigstens in seinem Wundfieber wahr — erinnerst Du Dich, daß er mir auftrug, der Gräfin zu sagen, daß mit dem spröden Mädchen nichts anzufangen sei? Da hast

Du jetzt den ganzen Plan, Freundchen, so und nicht anders verhalten sich die Sachen. Was sagst Du nun dazu?"

Ganz versunken in Schmerz und Wehmuth saß der Graf neben ihm. Er hatte sein Gesicht in das Taschentuch gedrückt und weinte heftig. „O Ida, wie tief habe ich Dich beleidigt!" flüsterte er, „was war ich für ein Thor, wie war ich so stockblind, um nicht gleich alles einzusehen! Wie war ich so grausam und konnte das gute, sanfte Engelskind, das mir so gut war, das mich so lieb hatte, so tief kränken und beleidigen!"

Dem alten Herrn wurde es angst und bange, Emil möchte, wenn die Reue sein Gemüth zu sehr angreife, wieder in seinen Wahnsinn verfallen, aus welchem ihn das Mädchen so wundervoll errettet hatte. „So lange man lebt, kann man alles wieder gut machen," sagte er zu dem Weinenden, „und namentlich ist nichts leichter zu schlichten, als kleine Katzbalgereien unter Liebenden. Sei darum getrost und glaube, es wird sich alles noch gut machen." Und nun setzte er dem Grafen auseinander, daß er sich so bald als möglich mit seinem Mädchen versöhnen müsse; aber dabei dürfe er nicht stehen bleiben; er zeigte ihm, wie viel er diesem Mädchen schuldig sei, wie sie ihn zuerst mit der Welt wieder ausgesöhnt habe, wie sie nachher erhaben über alle mögliche falsche Deutung jenes unglückbringende Gespenst seiner Phantasie entfernt, wie sie mit unendlicher Freundschaft allem aufgeboten habe, ihn zu zerstreuen und zu erheitern. „Wahrlich," schloß er, „diesem Mädchen bist Du mehr schuldig, als daß Du ihr den argen Verdacht mit dem Rittmeister abbittest — Du bist, ich sage es offen, Du bist ihr Deine Hand schuldig, so sehr sich auch," setzte er schalkhaft lächelnd hinzu, „so sehr sich auch Dein Herz dagegen sträuben mag!"

Es hat selten ein geistlicher Wittwentröster, wenn er auch noch mit zehnmal größerer Salbung sprach, mit so großem Effekt sein „Amen, gehe hin und thue also!" gesagt, als der alte Herr auf dem Sopha neben dem Grafen. Die Thränen waren schnell getrocknet von den glühenden Strahlen, die aus dem dunklen Auge sprühten, ein holdes Lächeln spielte um seinen Mund, das ganze Gesicht war anmuthig verklärt, er sprang auf, er ergriff die Hände des guten Alten und preßte sie an sein lustpochendes Herz, an die glühenden Lippen. „O wie Herrliches verheißen Sie mir! Sie, Sie muntern mich dazu auf, wozu mich mein Herz schon lange zog; o wie kann ich Ihnen danken, mein väterlicher Freund, mein guter, theurer —" doch halt, beinahe hätten wir das Incognito des Herrn von Ladenstein gebrochen und Namen genannt und Dinge geplaudert, die jetzt noch verschwiegen werden müssen. Der alte Herr schloß Emil in die Arme und ging dann an die Thüre: „Brtzwisl, alter Kerl, komm herein und theile die Freude Deines Herrn; er will Hochzeit machen, und das so bald als möglich."

Der alte Diener machte ein sauersüßes Gesicht, als ob er ein Rhabarbertränklein im Munde hätte und sollte es als den trefflichsten Xeres loben. „So — o?" sagte er, „nun, da muß ich ja gra—tuliren!" „Nun wie, alter Kauz," sagte Ladenstein, „Du scheinst Dich nicht recht zu freuen? Gefällt Dir denn die Braut nicht, die sich Dein Herr erlesen?"

„Nun," antwortete Brtzwisl, „sie ist schön, die Frau Gräfin — "

„Wer spricht denn von der Gräfin?“ sagte sein Herr, „Fräulein Ida meinen wir!“

„Was?“ rief der alte Diener und geberdete sich wie wahnsinnig, denn jetzt hatte er wirklich süßen Xeres im Mund, „das Wunderengelskind? Also hat Gott Ihr Herz gelenkt zum Guten? Fräulein Ida soll meine Frau Excellenz werden? Hurrah, das ist einmal schön!“

Man mußte seinem Jubel Einhalt thun, er wäre sonst spornstreichs durch die Straßen gerannt und hätte die Nachricht an allen Ecken verkündigt. Das helle Wasser der Freude stand der alten, treuen Seele in den Augen, er küßte dem alten Herrn und dem Grafen die Röcke, und Beiden war es ein neuer schöner Beweis, wie das Mädchen Wunderhold alle Herzen bezauberte, hatte sie ja doch, die holde Frühlingssonne, den alten, eingeschnurrten winterlichen Eisbären aufgeweicht und zum tollenden Kinde gemacht.

# Reue und Liebe.

Und nun noch eine Bitte," sagte der glückliche Graf zu seinem Retter und Ratgeber, „jetzt noch eine Bitte; ich habe dem armen Kinde diese Tage her so wehe gethan; ich sah es ihr an, wie ich ihr Herzchen gebrochen habe, lassen Sie es mich heute noch gut machen!"

Der alte Herr meinte zwar, es möchte heute schon zu spät sein, und er solle seine Ungeduld bis morgen zügeln, aber der Graf bat immer dringender. „Kann ich es dulden, daß sie noch eine Nacht mir böse ist, daß sie auch nur noch eine Thräne über mich weint? Nein, heute Abend noch bitte ich ihr ab, was ich gefrevelt habe; aber in dem Salon, wo die Gräfin, die an allem Unheil ganz allein schuldig ist, auf mich lauert, macht sich eine solche Versöhnung nicht gut; Sie müssen mir schon dazu helfen. Gehen Sie hinüber, wenn ich nicht irre, hat Ida versprochen, Ihnen ihre Zeichnungen zu zeigen. Ich schleiche nach, wenn sie mit Ihnen hinausgeht, und vor Ihnen habe ich mich ja nicht zu geniren."

„Will Dir auch den Platz ganz und gar nicht versperren. Nun, in Gottes Namen, komm! — Wenn so ein Herzchen von zwanzig Jahren siedet und hämmert, da hilft es nichts mehr, zu rathen und zu predigen. Das Hammerwerk geht fort, ob so ein alter Meister Dietrich „halt" sagt oder nicht. Aber das sage ich Dir, den fatalen Frack da ausgezogen und Dein Collet an, den Familienehrensäbel umgehängt, daß Du auch etwas gleich siehst; darfst Dich, weiß Gott! vor König und Kaiser darin sehen lassen, darum tritt als Soldat auf, wenn Du Dein Mädchen zum ersten Mal ans Herz drückst."

Zum ersten Mal ist es nun nicht," lachte der Graf, indem er den goldenen Säbel umschnallte, „aber leider war die erste Umarmung gleichsam das unterbrochene Opferfest unserer Liebe, denn die Gräfin kam dazwischen, als ich schon den Mund zum ersten Küßchen spitzte."

„Kamerad, das hast Du schlecht gemacht," belehrte ihn schmunzelnd der alte Theresienritter, „wenn man einmal so weit ist, so muß ausgeküßt werden, und wenn eine Kartätschenkugel zwischendurch fahren wollte; so stand es wenigstens im Reglement zu meiner Zeit, denn es ist in der Natur nichts Schädlicheres und Fürchterlicheres, als ein unterbrochener Kuß."

Der Graf versprach folgsam zu sein und sich ein andermal streng an das Reglement des alten Herrn zu halten.

In Präsidents Haus war man beim Thee versammelt, als der alte Herr von Ladenstein hinüber kam. Die Gräfin wollte ihn sogleich ins Gebet nehmen und schmälen, wo denn die Herren heute alle bleiben, er aber gab ihr kurz zur Antwort, daß die Bewohner des Mondes und einige andere Herren auf der Jagd gewesen seien. Sie fragte sehr witzig, ob man doch

keinen Bock geschossen habe, und wollte sterben vor Lachen über ihr eigenes Bonmot. Der Alte aber dachte: „Lache Du nur immer zu; wenn du wüßten, wie nahe dich der Bock angeht, der geschossen worden ist, du würdest nicht lachen; doch wer zuletzt lacht, lacht am besten!“

Er erinnerte Ida an ihr Versprechen, ihm ihre Zeichnungen und Malereien zu zeigen. Sie nickte freundlich ein Ja und flog vor ihm die Treppe hinan, daß er kaum folgen konnte. Es sah etwas kunterbunt in dem Zimmer aus, das sie, weil sie der Gräfin Platz machen mußte, einstweilen bewohnte. Sie entschuldigte sich daher bei dem alten Herrn. „Machen Sie doch nur keinen falschen Schluß auf meine Ordnungsliebe, lieber Ladenstein,“ sagte sie, „aber die Gräfin hat uns aus aller Ordnung herausgejagt und besonders mir kam sie gar nicht sehr geschickt, denn sie hat mich aus meinen vier Wänden, die ich so hübsch eingerichtet hatte, herausgejagt und nicht eher geruht, bis ich hier heraufzog.“

„So, das hat die Gräfin gewollt?“ sagte der Alte, dem es immer klarer aufging, daß jene ein falsches Spiel spiele; er schrieb es sich ad notam, um den Grafen noch mehr zu überzeugen. Sie schloß jetzt ihre Mappe auf und breitete ihren Schatz vor ihm aus. Der Alte vergaß auf einige Augenblicke, daß er ja dieß Alles nur als Vorwand gebrauchen wollte; er war Kenner und ein wenig streng gegen die gewöhnlichen Dilettantinnen in der Kunst; er konnte es nicht aussehen, wenn man die grellsten, fehlerhaftesten Zeichnungen, wenn sie nur von einer schönen Hand waren, „wunderschön und genial gedacht“ fand; er hatte hundertmal gegen diese Allgemeinheit der Kunst geeifert, wodurch sie endlich so gemein würde, daß ein jeder Sudler ein Raphael, oder jede Dame, die den Baumschlag ein wenig nachmachen konnte, ein Claude Lorrain würde. Aber hier bekam er Respekt; da war nichts übersudelt oder schon als Skizze weggeworfen; nein, es war alles mit einem Fleiß behandelt, mit einer Sorgfalt ausgeführt, die man leider heutzutage selten mehr findet, und die man gerade an den größten Kunstwerken alter Meister so hoch schätzen muß.

Des Mädchens thränenschwere Miene, die seit einiger Zeit sie selten verließ, heiterte sich unwillkürlich auf, als sie sich von einem so tiefen Kenner, als welcher der alte Herr sich zeigte, belobt, sogar bewundert fand; er stieß auf Cartons, zu denen sie sich als Urheberin bekannte, und sie waren alle meisterhaft, er wandte das letzte Blatt in der Mappe um und hielt überrascht inne; sie wollte ihm die Zeichnung entreißen, sie bat, sie flehte — es half nichts, es war ein zu bedeutendes Aktenstück, als daß er es hätte unbetrachtet aus den Händen gelassen. Es stellte eine ihm unbekannte Kirche vor, am Altar stand eine hohe erhabene Figur — bei Gott bis zum Sprechen ähnlich — Emil; der tiefe wehmüthige Ernst, der sonst in seinen Zügen lag, war herrlich aufgefaßt und wiedergegeben. Man fürchtete, wenn man in diese Züge sah, ein namenloses Unglück zu erfahren, das auf den feinen Lippen schwebte; zur Seite standen zwei Männer, wovon er nur den einen kannte, es war der alte Brkzwisl; auch in diesem nichts weniger als malerischen Gesicht war die ehrliche Gutmüthigkeit, die innige, ergebensvolle Theilnahme an dem Schicksal seines Herrn trefflich ausgedrückt; weiter im Hintergrund sah man zwei Figuren, die, weil sie im Schatten standen, kaum flüchtig angedeutet waren; doch glaubte er in

der einen die Zeichnerin selbst zu erkennen. An dem Bilde war außer der Aehnlichkeit der Gesichter und der gelungenen Anordnung der Gruppen auch die Vertheilung des Lichtes höchst genial ausgeführt; es war nämlich Nacht in der Kirche, und die Helle ging nur von einer trübe brennenden Laterne aus, so daß nun die wunderherrlichen Licht- und Schattenpartien, das Verschweben der Helle im Dunkel auf ergreifende Weise angegeben war.

Die Zeichnung an sich hätte seine innigste Bewunderung erregt, aber er kannte auch gar wohl den Moment, der hier dargestellt war; er kannte die Gestalt, die sich so bescheiden ins Dunkel gestellt hatte; es war die Retterin seines geliebten Jünglings; gerührt sah er zu ihr herab; auch sie war tief ergriffen. War es der furchtbare Moment des Wahnsinns, wie sie ihn erlebt und gesehen hatte, war es der Gedanke, daß Der, den sie rettete, der nachher aufgelöst von Dankbarkeit nur ihr gehört hatte, daß Dieser auf die ersten Lockungen einer Kokette sie verlassen hatte? — Sie stand, das holde Amorettenköpfchen tief gesenkt, voll Wehmuth da; Thräne um Thräne stahl sich aus ihren Augen und rieselte über die Wangen herab.

Er sah sie einige Augenblicke an und theilte stillschweigend ihren Kummer. Doch er konnte ja alles gut machen, er konnte die Thränen in Lächeln verwandeln. „Seien Sie nur ruhig, gutes herziges Kind; der tolle Patron da, den Sie so gut getroffen haben, der soll Ihnen abbitten, soll alles wieder gut machen."

Sie sah fragend an ihm hinauf und schüttelte dann wehmüthig lächelnd das Köpfchen, als wollte sie sagen: „Das ist jetzt alles vorbei und hat ein Ende." Er aber ließ sich nicht aus seinem Concept bringen. „Wetten wir diese Zeichnung," sagte er, „der undankbare Junker Obenhinaus muß heran, und muß wieder brav und mild sein und seine Ida lieb—"

Das Mädchen ward feuerroth. „Herr von Ladenstein," sagte sie, zwischen Wehmuth und Unmuth kämpfend, „ich hätte nicht geglaubt, daß Sie —"

„Nun, wenn Sie nicht glauben, so muß ich Ihnen den Glauben in die Hände geben;" damit schritt er zur Thüre und riß sie auf.

---

## Versöhnte Liebe.

Das Mädchen war sprachlos vor Staunen; es wußte nicht, wie ihm geschah und traute seinen Augen nicht. In glänzender Uniform, schön und freundlich wie der Tag, ganz hingegossen in reuevoller Zärtlichkeit, lag Emil vor ihr auf den Knieen, hatte ihr Händchen gefaßt und preßte heiße, glühende Küsse der Liebe darauf. Sie wollte die Hand zurückziehen, sie zog ihn mit herauf, und ehe sie es recht versah — doch das konnte man nicht sagen, sie sah sich mit einem blitzschnellen Viertelsseitenblickchen nach Ladenstein um; der aber schien gar nicht auf sie Beide zu achten, denn er schaute unverwandt durch

die Scheiben in die Nacht hinaus, also ehe sie sich kaum recht versah, lag sie in des Grafen Armen, fühlte sie seine Lippen auf ihren Lippen und — „solch ein Kuß, das ist ein Kuß!“

Und nun bat der arme Sünder um Verzeihung; er sagte ihr, wie ihn die Gräfin so eifersüchtig gemacht hätte, wie er geglaubt habe, der Rittmeister mache ältere Rechte geltend, wie er in der Verzweiflung der Gräfin

die Cour gemacht, wie er — nun er hatte sich stark versündigt, aber sie ließ ihn nicht weiter reden, mit dem ersten Wort seiner Reue war ja ihr Kummer verschwunden, sie legte ihm das weiche, zarte Flaumenhändchen auf den Mund und wisperte ihm erröthend zu, daß sie alles vergeben und vergessen wolle; und jetzt ging es von Neuem los. Da wollte er erstens ein kleines Küßchen zum Zeichen der Vergebung, dann den größeren Versöhnungskuß, dann einen langen ditto, daß sie ihm nicht mehr böse sei,

dann noch einen längeren, daß sie ganz gewiß nicht mehr zürne, dann den ganzen ellenlangen zur Erlaubniß, daß er morgen zum Papa gehe und um sie anhalte.

„Aber Kinder, es wird spät," sprach endlich schon zum dritten Mal der alte Herr und tippte Ida auf das Aermchen, das den reuevollen Geliebten umschlungen hielt, daß sie erschrocken und über und über bepurpurt aufsprang und nicht wußte, wohin sie sehen sollte, denn an diesen Zeugen hatte sie in ihrer Seligkeit gar nicht mehr gedacht. „Kinder, es wird spät, und die Bilder könnten alle schon zehnmal gezeigt sein; wir müssen hinunter zur Gesellschaft."

„Nur ich nicht," bat Martiniz, „mir graut, vom Himmel, in dem ich war, herabzusteigen in einen nüchternen, irdischen Thee."

Es wurde ihm zugestanden, aber unter der Bedingung, daß er morgen recht bald kommen solle. Ladenstein versprach, ihn selbst hinüber zu spediren, und trieb immer wieder zum Aufbruch. Nun, so unbarmherzig konnte er doch nicht sein, den allereinzigen Gutenachtkuß mußte er gestatten. Er wurde in zwölf kleine Portionen vertheilt und nach alter Vorschrift eingegeben, und jetzt endlich trennte man sich.

Idchen war es ganz schwindlich zu Muth; tausend Gedanken stiegen in ihr auf und nieder; sie hatten gar nicht alle recht Platz in dem Köpfchen und drängten und trieben sich daher wirbelnd um und um. Nur *eins* war ihr recht klar und deutlich, daß sie recht glücklich, unendlich glückselig sei, daß er sie gek— Sie erröthete vor dem Gedanken, und dennoch spitzte sie das Mäulchen und probirte es noch einmal im Geiste, wie sie es gemacht hätten, daß es so wundersüß schmeckte.

Nein, so ging es nicht, sie mußte sich zusammennehmen, ehe sie zur Gesellschaft ging; es war ihr, als sollte sie allen Menschen um den Hals fallen und ihnen ihr stilles Glück verkünden. So ging es nicht, da mußte man es gleich merken; sie stellte sich vor den deckenhohen Spiegel und probirte recht ernsthafte oder gleichgültige Gesichter; aber sie mochte es machen wie sie wollte, immer guckte wieder ein lustiges Köpfchen mit einem spitzigen Mäulchen aus dem reinen, hellen Glas. Endlich schalt sie sich selbst recht aus, nannte sich einen Kindskopf, einen Wildfang und alles Mögliche, und siehe, da ging es endlich; mit dem gleichgültigsten Gesicht von der Welt trat sie wieder ins Zimmer und behielt zu ihrer eigenen Verwunderung die gleichgültige Miene, bis man sich verabschiedete.

Doch nein, einmal wäre sie beinahe herausgeplatzt, und sie hatte zu beißen und zu schlucken, daß kein Kichern hervorkam.

Die Gräfin beklagte sich noch einmal gegen die Sorben, die jetzt ihre Gesellschaftsdame spielte, daß der Graf heute sich gar nicht habe sehen lassen. „Das verzeihe ich ihm in den nächsten zwei Tagen nicht," setzte sie preciös hinzu, indem sie die arme Ida dabei fixirte und dachte: „Die verberstet vor Neid," während es nur unterdrücktes Lachen war, was dem lustigen Amorettenköpfchen um die Lippen zuckte, — „wenn er morgen früh mich zu besuchen kommt, wird er nicht angenommen, Nachmittags — nicht angenommen, und Abends, nun da will ich ihm ein so saures Gesicht machen, daß er nicht mehr daran denkt, uns einen ganzen Tag zu negligiren."

„Der arme Graf, wie ihn das mitnehmen wird!“ lächelte Fräulein von Sorben mit einem schadenfrohen Blick auf Ida.

„Der arme Graf!“ dachte sie und lachte still in sich hinein, sie konnte sich denken, wie arg dieser schreckliche Vorsatz ihn angreifen werde.

---

## Die Freiwerber.

Schon seit einer langen halben Stunde hatte am andern Morgen Ida an ihrem Fenster gelauscht. Um neun Uhr, ehe der Vater in die Session ging, hatte Martiniz kommen wollen, um mit ihm zu sprechen, es war ein Viertel, er kam noch nicht. Daß der Vater ihn erwarten würde, wußte sie wohl, denn der Graf hatte sich anmelden lassen, aber sie fürchtete, der Präsident möchte übler Laune werden, wenn er so lange warten müsse. Ihr Herzchen pochte so ungeduldig, alle Augenblicke wechselte das Roth auf ihren Wangen, der bräutliche Busen flog auf und nieder voll banger Erwartung. Es kann aber auch für ein Mädchen keine erwartungsvollere Stunde geben als die, wenn der Geliebte zum Vater oder zur Mutter gehen will, um sein Mädchen anzuhalten. Freude und Angst, Besorgniß und frohe Hoffnung wechseln dann auf dem lieblichen Brautgesichtchen, ein tiefer Seufzer, wohl auch ein leises Gebet entsteigt dann dem kindlichen Herzen, das zum ersten Mal getheilt ist zwischen der Anhänglichkeit an die Eltern und der Liebe zu dem, der sie zu seinem Frauchen machen will.

Zwar konnte Ida nicht zweifeln, daß der Vater diese Partie für sie sehr anständig finden würde, aber sie kannte ihn, wie er Alles nach den Dienstverhältnissen abwog. Konnte er nicht aus Furcht vor der allerhöchsten Ungnade nein sagen, weil man in der Residenz den Grafen für eine Andere bestimmt hatte? Und dann der Onkel des Grafen — sie hatte vom Hofrathe gehört, daß es einen solchen gebe, einen ältlichen, etwas grämlichen Mann, von dem der Graf sehr abhängig sei; wird er auch seine Einwilligung geben?

Auch vor der Gräfin war ihr bange. Zwar es lag kein geringer Triumph darin, die Gegnerin, die alle Höllenkünste aufgeboten hatte, Emils Herz von ihr abzureißen, überwunden zu haben, aber sie scheute sich doch beinahe eben so sehr vor dem Zorn der Gewaltigen, als sie sich freute, zu sehen, was sie für ein Gesicht machen werde, wenn man es ihr ankündige.

Endlich — ja er war es; in seiner glänzenden Uniform wie gestern trat er heraus, — mit ihm Ladenstein; nein, wie aber dieser geputzt war! Sie hatte, als sie sich bei Hof präsentiren ließ, einmal einen .... schen Gesandten gesehen, so war er gekleidet; der Frack starrte von goldener Stickerei, ein handbreites Ordensband ging ihm über die Brust quer herab, auf der Brust — was tausend! da hatte er ja sogar einen Stern! „Nun, das

muß doch ein vornehmer Herr sein, der Herr von Ladenstein," dachte Ida und machte große Augen, „und sonst sieht er doch ganz schlicht aus."

Es kam die Treppe herauf, es pochte an ihrer Thüre, gewiß wollte Emil noch einmal — nein, es war nur Ladenstein, aber auch dieser war ihr willkommen. Aber so freundlich er lächelte, so war es ihr doch, als könne sie heute nicht so ungenirt sein, als früher. Sie machte einen tiefen, tiefen Hofgallaknix, als er so bebändert, besternt und übergoldet zu ihr eintrat, und wußte nicht gleich recht, wie sie ihn empfangen sollte; er aber lachte ihr gerade ins Gesicht: „Ich weiß wohl, woran es liegt, daß mich Fräulein Ida nicht empfängt, wie einen alten Freund; die paar Ellen Band da! Ei, ei, das hätte ich doch nicht gedacht, daß sich eine junge Dame dadurch gleich so einschüchtern ließe!" Sie sammelte sich und lachte sich jetzt selbst recht aus, daß sie ihn so steif und förmlich wie eine ungeheure Respektsperson empfangen habe; er zog sie zutraulich zu sich auf den Divan und erzählte, daß Emil in diesem Augenblick mit seiner Werbung vor dem Papa stehe und sie hoffentlich recht bald als Bräutchen umfangen werde. —

Das Mädchen ward feuerflammroth, sie hatte sich noch von keinem Menschen Braut nennen hören, es war ihr ein so ungewohntes Wörtchen, und doch kam es ihr selbst wieder vor, als sei es ihr recht bräutlich zu Muth. —

Er selbst, fuhr der freundliche Alte fort, sei als Reservebataillon und Hinterhalt aufgestellt; er habe sich darum mit all' seinem Flitterputz angethan, um damit dem Herrn Papa-Präsidenten, wenn er etwa noch einiges Bedenken tragen sollte, über den Hals zu fallen.

Ida ward recht nachdenklich, als sie aus Ladensteins Mund hörte, daß es denn doch fehlen könne, und sagte: „Ach, vor meinem Vater ist mir nicht so bange, der gibt am Ende schon nach, wenn ich ihn recht schön bitte, aber der Onkel —" — „Nun, was für ein Onkel ist denn das?" fragte Ladenstein aufmerksam und neugierig.

„Emils Onkel; wissen Sie denn nichts von dem? Ach Gott! das soll ein gar böser alter Herr sein," (Ladensteins Gesicht zog sich immer mehr in die Länge bei diesen Nachrichten) „das hat mir Hofrath Berner, der den jungen Grafen und seine Verhältnisse kennt, gesagt; von ihm hängt Emil ab, denn er soll ihn so lieb haben wie seinen Vater, und der alte Herr soll auch sehr viel an dem Neffen thun —" (es zuckte wie tiefe Rührung in Ladensteins Gesicht) „wenn nun dieser die Sache erfährt," setzte sie traurig hinzu, „wenn er dem Grafen eine Schönere, eine Bessere ausgesucht hätte, wenn er nein sagt."

„O, er sagt nicht nein, er kann keine Bessere finden," unterbrach sie der alte Herr voll wunderbarer Rührung.

„Eine Treuere wenigstens nicht, keine, die ihn mehr ehren würde; ach, wenn man nur den erweichen könnte; sehen Sie, Ladenstein," sagte sie unter Thränen lächelnd, „ich habe mir eine kleine List ausgedacht, es ist zwar eine Kriegsliſt, aber doch wohl eine erlaubte und Sie habe ich dazu ausersehen, daß Sie mir dabei helfen. Sie kennen die Scene aus der Kirche, die ich Ihnen gestern zeigte, die habe ich nun ganz eigentlich für den alten Martiniz entworfen. Sehen Sie, wenn er etwa zweifelt, daß ich seinem Neffen so recht von Herzen gut bin, so, — das thun Sie mir schon

zu Gefallen, und Sie kennen den alten Herrn gewiß — so zeigen Sie ihm die Gruppe da, sagen Sie ihm, ich sei es gewesen, die seinen Emil von dem schrecklichen Wahn befreite; wollen Sie?"

Der alte Herr nickte ihr stumm seine Einwilligung zu, die hellen Thränen rollten ihm durch die gefurchten Wangen, er war so tief gerührt, daß er nicht sprechen konnte; er faßte ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Endlich faßte er sich doch wieder, er wischte die Thränen hinweg, er war freundlich wie zuvor, und fand auch die Sprache wieder.

„Ich will es ihm geben, dem alten Gesellen," sagte er lächelnd, „ich kenne ihn so gut wie mich selbst und darf sagen, daß ich sein innigster — bester Freund bin; haben Sie keine Sorgen, Töchterchen, der Alte schlägt mit Freuden ein, aber das Bild da soll er haben, und wie ich ihn kenne, wird er es hoch anschlagen, es wird sein bestes Kabinetstück sein."

---

## Fortsetzung der Freier.

Sie wurden von Emil unterbrochen, der in stürmischer Eile Ladenstein zum Präsidenten hinabrief. Dieser ging und hieß die Beiden allein. Emil sagte seinem Mädchen, daß der Papa durchaus nicht abgeneigt scheine, nur sei ihm bange, was der Hof dazu sagen werde. Er für seinen Theil könne diese Bedenklichkeiten nicht begreifen, denn offenbar gebe es den Hof nicht im mindesten etwas an, wen er heirathen wolle. Ida konnte wohl ahnen, was ihr Vater unter diesen Bedenklichkeiten wegen des Hofes verstand, aber sie scheute sich, den Geliebten darüber zu belehren. Es wäre aber auch Sünde gewesen, ihn in seinem Glücke zu stören. Er saß so selig neben dem bräutlichen Mädchen, er war so trunken von Wonne und Glück, daß er nichts Anderes mehr zu hören und zu denken schien, als sie.

Man konnte aber auch nichts Holderes, Lieblicheres sehen, als das Mädchen. Ihr Auge glänzte voll Liebe und Seligkeit, auf den Wangen lag das heilige Frührоth der bräutlichen Schaam, um den Mund spielte ein reizendes Lächeln, das bald Verlegenheit über den ihr so ungewohnten Stand einer Braut, bald Wonne und Freude verrieth.

„Mein holdes, einziges, mein bräutliches Mädchen," rief der glückliche Martiniz, nachdem er sie lange mit seinen trunkenen Blicken angeschaut hatte. „Mein lieber, guter Emil," lispelte sie und sank in seine Arme und barg ihr tief erröthendes Köpfchen an seiner Brust. Aber obgleich es ihm Freude machte, das Engelskind so an sein treues Herz geschmiegt zu sehen,

das schöne Haar mit seinen Ringellöckchen zu betrachten und in den herrlich gewölbten Nacken, so rein und weiß, so glänzend wie aus Wachs geformt, niederzublicken, so machte ihm doch die Kehrseite mehr Freude. Er faßte das Engelsköpfchen an dem sanften Kinn und hob es aufwärts. Wie mild, wie treu blickten ihn diese Augen an, wie würzig wölbten sich die Purpurlippen ihm entgegen! Er schlang den Arm um den schlanken Leib, er preßte sie an sich und sog in langen, langen Küssen das süßeste Leben in sich ein.

Nein, wahrhaftig, so sonderbar war ihr in ihrem ganzen Leben nicht zu Muth gewesen, wie in diesen Augenblicken. Es prickelte und zuckte ihr durch alle Nerven, durch alle Glieder und Gliedchen, bis hinaus in die Fingerspitzen, bis hinab in den großen Zehen. Es war ihr so wohl, so wonnig zu Muth, als sollte sie, aufgelöst in inniger Liebe, vergehen. Sie wollte ihn ansehen und hatte doch das Herz nicht dazu, sie wollte sich schämen und schalt sich wieder aus über die Thorheit, denn es war ja ihr Bräutig—; nein, das fiel ihr dann siedendheiß ein, es war noch nicht ihr Bräutigam, Papa hatte ihm seine Einwilligung noch nicht zugesagt — es schickte sich doch nicht so recht, sie wand sich verschämt aus seinen Armen und wollte eben sagen, daß er doch ein wenig einhalten —

Da ging die Thüre auf und mit freudestrahlendem Gesicht, den lächelnden Präsidenten an der Hand, schritt Ladenstein herein. „Ich gratulire," rief er, „der Herr Papa willigt ein." Ida flog an den Hals ihres Vaters. Sie weinte, sie lachte in einem Athem, sie streichelte seine Wangen und küßte ihn und war ein so munteres, wohliges Kind, als habe er ihr eine hübsche Puppe zu Weihnachten oder als Geburtstagsangebinde geschenkt.

Auch Emil war aufgestanden und zum Präsidenten getreten. Er fragte ihn voll Freude, ob es ihm erlaubt sei, ihn Vater zu nennen?

Der Präsident lächelte und zeigte auf Ladenstein. „Nach dem, was Seine Excellenz Ihr Herr O—" ein Wink des alten Herrn machte, daß er sich schnell korrigirte — „was Herr von Ladenstein mir sagte, ist durchaus kein Zweifel mehr in mir, der dieser Verbindung entgegen wäre."

Die Glücklichen sanken sich in die Arme, sie umarmten sich, den Vater, den guten Ladenstein, ja es schien fast, als möchten sie noch mehr Zeugen ihres Glückes. Und nun ging es an ein Akkordiren wegen der Hochzeit, der Graf wollte lieber heute als morgen und hätte gerne sein liebes Bräutchen nur so im Hauskleidchen, wie sie da stand, ins Münster geführt. Aber dagegen sträubte sie sich selbst. Sie sah gar zu naiv aus, als sie so ernsthaft sagte: „Nein, wenn es einmal sein muß, so muß es auch recht sein. Im Hausüberröckchen traut man kein reputirliches Fräulein." Der Präsident stimmte bei, er sagte: „Sie haben ja noch gar nichts, wo sie nur ihr Haupt hinlegen könnten, keine Wohnung, keinen Stuhl, kein Bette."

Aber dagegen protestirte wieder Ladenstein feierlich: „Ein Vierteljahr ist viel zu lang, und was den Ort betrifft, wo sie ihr Haupt hinlegen könnten, da habe ich ein so anständiges Plätzchen ausersehen, wie man es nur wünschen kann. Da ist, —" er zog eine große Schreibtafel hervor, nahm mehrere Papiere heraus und entfaltete sie — „da ist ein gerichtlich ausgefertigter Kaufbrief von Schloß und Herrschaft Großlanzau, drei Viertelstunden von hier, angekauft für den Herrn Grafen Emil von Martiniz,

wenn Sie ihn kennen, und ihm von seinem Oheim zur Morgengabe übermacht, kann heute schon bezogen werden, wenn es ihm gefällig ist."

Die Drei machten große Augen. Emil stürzte dem alten Herrn an den Hals. „Mein theurer väterlicher —"

„Still, still, ist schon gut," unterbrach ihn der alte Herr, indem er ihm die Hand auf den Mund legte, „bedenke Dein Versprechen; ich habe hier nur den Geschäftsträger gemacht, danke Deinem Onkel, wenn er einmal da ist?" — „Ach, wo ist er denn, der gute Onkel," rief Ida, „daß ich ihm danken kann für seine unendliche Güte?"

„Wird auch kommen zu seiner Zeit," antwortete Ladenstein, indem ihm eine Thräne der Rührung im Auge blinkte, „er wird schon kommen und eine Freude an seinem holden Töchterchen haben, einstweilen soll ich Idchen in seinem Namen küssen." Er gab ihr einen recht väterlichen Kuß auf die schöne Stirne.

Der Präsident hatte indessen die Papiere durchgesehen. Je länger er las, desto größer und staunender wurden seine Augen. Ehrfurchtsvoll faltete er die Papiere zusammen und sagte: „Nein, das ist zu arg, das ist zu viel; bedenket, Kinderchen, nicht nur das herrliche Großlanzau mit dem schönen, neuen Schloß, ganz durch und durch elegant ausmeublirt, mit Stallung und Pferden, mit Scheunen und Knechten, mit Wäldern und Feldern, weiß Gott, seine zweimalhunderttausend Thaler unter Brüdern werth, nein, bedenkt auch noch —"

„Still, alter Herr," unterbrach ihn Ladenstein, „macht kein solches Wesen von dem Zeug. Ihr wißt, der alte Martiniz kann es geben und gibt es gern. Da ist auch noch etwas in den Papieren für das liebe Bräutchen, nämlich ein kleines Schlößchen, hart am Fluß, ein Stündchen von hier. Man hat mir gesagt, daß Idchen immer gerne an jenem Plätzchen gewesen sei, und deßwegen hat es der Herr Onkel seiner lieben Nichte erb- und eigenthümlich zum Brautgeschenk übermacht."

Voll freudigen Schreckens schlug das Mädchen die Hände zusammen. „Doch nicht mein liebes Blauenstein?" rief sie.

„Eben dasselbe," antwortete Ladenstein und überreichte ihr die Schenkungsakte.

Sie konnte es nicht fassen, sie tanzte mit dem großen Brief im Zimmer umher wie närrisch und rief immer: „Mein Blauenstein, mein liebes herziges Blauenstein!" daß die Drei unwillkürlich über die possirliche Freude des Mädchens lachen mußten.

Es ist aber auch wahr, man kann nichts Schöneres sehen, als dieses Blauenstein. Ein allerliebstes Schlößchen mit fünf bis sechs elegant eingerichteten Zimmern und einem Salon, auf drei Seiten von einem schönen Wald umgeben und die vierte Seite, die Façade des Schlößchens, gegen den schönen Fluß geöffnet, und eine paradiesische Aussicht hinüber in Thäler und Berge — und dieses lauschige, liebliche Plätzchen ihr ganz eigen, ihr, dem fröhlichen Bräutchen, und dort zu wohnen als Frauchen mit ihrem Emil — gewiß, ein solcher Gedanke hätte manche Andere tanzen gemacht!

Und jetzt hatte der Präsident auch nicht das Geringste mehr einzuwenden, und die Hochzeit wurde vor den Ohren des erröthenden Mädchens

auf die nächste Woche festgesetzt. Heute Abend aber wollte Papa Präsident große Gesellschaft geben und dort das junge Paar als Braut und Bräutigam präsentiren.

---

## Die Soirée.

„Was aber der Präsident Sanden dick thut!" sagten die Freilinger, als jetzt die Lakaien in der Stadt umherflogen und zum Souper einluden. Die meisten dachten, es geschehe der Gräfin Aarstein zu Ehren, bei welcher er sich auf alle mögliche Weise zu insinuiren suche, um später einmal Minister zu werden.

Als man aber Abends in den Salon des Präsidenten trat, wurde man noch mehr von diesem „Dickthun" überzeugt. Außer den prachtvollen Lüstres, die gewöhnlich bei Gesellschaften angezündet wurden, war eine ganze Gallerie der geschmackvollsten Wandleuchter von Bronce angebracht, und Wallrathlichter, so durchsichtig und klar wie Glas, eine ganz nagelneue Erscheinung für Freilingen, strahlten ein Feuermeer von sich. Die Wände waren mit Festons von Blumen und grünen Zweigen geschmückt, die sich in den deckenhohen Spiegeln zu einem ganzen Wald von Kränzen und Guirlanden vervielfältigten. Ein ganzer Hausrath der prächtigsten Krystalle, Vasen, Teller, Becher, Platten, Schüsseln, Bouteillen, blinkte mit seinen geschliffenen Figuren in tausend vielfarbigen Lichtern. Das schwerste Silber an Bestecken und Leuchtern ward heute aufgesetzt, und jedermännig-lich war erstaunt über diese Pracht.

Einige aber, die feinere Nasen hatten als die Uebrigen, legten die Finger daran und klügelten hin und her, was dies Alles zu bedeuten habe; denn man wußte so ziemlich allgemein, daß der alte Sanden ohne Noth und wichtige Ursache nicht so viele Umstände mache. Doch aus seinem Gesicht konnte man nicht recht entnehmen, was er in petto habe. Er empfing seine Gäste höchst freundlich, aber ceremoniös, sprach mit Keinem sehr viel und lange, sondern theilte sich überall und Allen mit. Die Gräfin — nun, die kam endlich, sah aber nicht darnach aus, als ob ihr das Fest gehöre, denn sie war wie gewöhnlich prachtvoll, aber nicht gerade festlich gekleidet.

Die einzigen von allen Gästen, die mit ihren Erwartungen so ziemlich am nächsten ans Ziel trafen, waren wohl Lieutenant Schulderoff und seine Kameraden. Sie waren seit der Duellgeschichte die eifrigsten Freunde des Polen geworden, und hatten ihre geheime Schadenfreude daran, daß der Goldfisch wahrscheinlich der Aarstein, welche die Garnisonsoffiziere sehr über die Achsel angesehen und ganz obenhin behandelt hatte, entschlüpfen würde.

„Wenn die Ida doch Keinem von uns gehören soll," hatte Schulderoff geäußert, „so gönne ich sie am liebsten dem Martiniz; er ist Soldat, und das muß man ihm lassen, brav wie der Teufel; stand er doch da, als die blaue Bohne auf ihn zusurrte, als wäre es ein Schneeglöckchen; so kalt und fest habe ich in meinem Leben Keinen sich schießen sehen. Und am Ende hatte er doch Recht, denn Sporeneck raisonnirte über die Ida, daß es mir selbst das Herz im Leibe hat zerreißen wollen. Das kommt aber von Niemand her als von der Aarstein, die den guten Jungen, den Sporeneck zum Teufel modellirt hat, und nebenbei kommt es auch von meiner Frau Mama mit ihrer ewigen Plannmacherei, mich unter die Haube zu bringen, und nebenbei auch von der falschen Katze, der Sorben, die gegen Jedermann ergrimmt ist, der nicht von ihren Reizen hingerissen wird."

So urtheilte der Lieutenant und mit ihm seine Kameraden; so sehr hatte die Uniform und der Orden auf Martiniz Brust die ganze Sache verändert.

Endlich war die ganze Gesellschaft beisammen. Man conversirte in dem festonirten Saal, ehe man zu den Spieltischen ging, und die Gräfin hatte den größten Hof um sich, denn man dachte nicht anders, als sie müsse doch vielleicht die Königin des Festes sein. Es fehlte Niemand mehr; doch ja, Martiniz und Ladenstein fehlten noch, die Gräfin suchte vergebens mit ihren rastlosen Blicken nach dem Ersteren. Sie hatte eine tüchtige Schelte einstudirt, um ihn für seine Vernachlässigung zu strafen; überhaupt hatten sich ihr heute so sonderbare Gedanken aufgedrängt — der Graf, der sich doch sonst an sie angeschlossen, dem sie so merklich als möglich ihre Neigung zu ihm gezeigt hatte, war zwei Tage gar nicht für sie sichtbar; sie wußte, daß er heute im Haus gewesen, und doch hatte er sie nicht besucht; der Rittmeister — der war ihr nun ganz unbegreiflich, und sie war bitter böse auf ihn. Im Ganzen war er ihr gleichgültig, denn ihre Neigungen waren sehr flüchtiger Natur; auch war ihr der Graf jetzt bei weitem interessanter, und sie gestand es sich selbst, sie habe ein Wohlwollen zu ihm, das beinahe Liebe sei, — aber doch sollte der Rittmeister noch immer der Cavaliere servente sein, und dennoch konnte er es wagen, zwei Tage sich nicht mit einem Blick sehen zu lassen. Wenn er auf die Jagd geritten war, wie die übrigen Offiziere äußerten, so hätte er wenigstens ein Billet an sie hinterlassen können — aber sie wollte es ihm entgelten.

Der Arme! er lag gerade jetzt auf seinem Schmerzenslager und fluchte die fürchterlichsten Flüche, daß er sich jemals in die Dienste dieser Sirene begeben habe.

# Die Braut.

Auch Ida fehlte noch in der Gesellschaft, nun, sie hatte wahrscheinlich noch Manches für die Bewirthung zu besorgen und zu rüsten. Endlich — der Präsident hatte sich heimlicherweise weggeschlichen — endlich ging die Thüre auf, ein allgemeines Flüstern der Erwartung rauschte durch den Saal — herein trat ein großer, ältlicher Herr in reicher, prächtiger Kleidung mit Sternen und Orden besäet (wir kennen ihn schon), an seinem Arm ein holder, verschämter Engel voll Huld und Anmuth, demüthig und doch voll wunderbarer Majestät — Ida.

Aber wie das Mädchen heute geputzt war, das Blondenkleid, man hatte noch nichts so Feines, Zartes, Geschmackvolles gesehen. Um den Schwanenhals ein Perlenschmuck, der, es waren scharfe Kenner in dem Saal, aber sie schwuren hoch und theuer, mit den fürchterlichsten Flüchen, er sei unschätzbar und nicht in diesem Lande gekauft! Im zierlich geordneten Haar einen Solitär, die Gräfin hätte heulen mögen, daß sie den ihrigen hatte in der Residenz lassen müssen — er war in Kost und Logis bei Salomon Moses Söhnen — und doch hätte er gegen dieses Wasser, gegen die funkensprühende Kraft dieses Steins verbleichen müssen!

Hatten die Gäste schon dieses Paar mit weit aufgerissenen Augen angestarrt, so riskirten sie jetzt, vor Verwunderung den schwarzen Staar zu bekommen, denn jetzt trat der Präsident ein, an der Hand führte er einen Jüngling, hoch und schlank, in prachtvoller, pompöser Uniform, den Diamantorden auf der stolz gewölbten Brust, an der Seite einen mit flunkernden Steinen übersäeten Säbel, in der Hand seinen Kolpak, woran die Agraffe, ein Familienstück, von Kennern auf zweimalhunderttausend Thaler geschätzt wurde; der Präsident mit seinem strahlenden Jünglinge trat näher, es war Emil.

Der Kreis der erstaunten Gäste öffnete sich — der Präsident empfing aus Ladensteins Hand sein Idchen, so trat er mit dem Pärchen in den Kreis — die Gräfin mochte ahnen, was vorging, denn sie schoß wüthende Blicke auf die Drei, ihr Busen flog auf und nieder; tief und bescheiden neigte sich Ida, das Engelskind, und erröthete über und über; der Graf aber schaute fröhlich, stolz, mit seinem siegenden Gluthblick im Kreise umher, der Präsident verbeugte sich und begann: „Verehrte Freunde, ich habe Sie eingeladen, ein glückliches Ereigniß meines Hauses mit mir zu begehen — meine Ida hat sich heute verlobt mit dem Grafen Emil von Martiniz.“ Von Anfang tiefe, tiefe Stille, man hätte eine Mücke können trappen hören — unwillkürlich flogen die Blicke der erstaunten Gäste nach der Gräfin, denn sie, sie mußte ja nach ihren Calcülen die Braut sein; dann öffneten

sich die Schleußen der Beredsamkeit, ein ungeheurer Strom von Gratulationen, gegenseitigen Lobpreisungen brach über die Dame herein, man hörte sein eigenes Wort nicht, so gingen wie in einer Windmühle, wenn der Nordost bläst, die Mäuler und Mäulchen.

Endlich fand auch die Gräfin Worte, sie hatte, das übersah sie mit einem Blick, das Schlachtfeld verloren, jetzt galt es, sich geordnet zurückzuziehen und dem Feind, wo sie eine Blöße erspähen konnte, noch eine tüchtige Schlappe zu geben. Sie hatte schnell gefunden, was sie wollte. Sie eilte auf Ida zu, umarmte sie herzlich und wünschte ihr Glück zu ihrer Verbindung. „Aber dennoch, Kinderchen," setzte sie hinzu und wollte freundlich aussehen, obgleich ihr das grüne Neidfeuer aus den Augen sprühte und ihr Mund krampfhaft zuckte, „dennoch weiß ich nicht, ob Ihr ganz klug gethan habt. Ida's Mutter war, so viel ich weiß, aus keinem alten Haus, und Sie selbst, Graf, müssen wissen, wie Ihr Oheim, der Minister, darüber denkt; wenigstens so viel ich mir von ihm habe sagen lassen, wird er diese Verbindung nun und nimmermehr zugeben."

Ida war ganz bleich geworden, sie dachte im Augenblick nicht daran, daß nur böslicher Wille und Neid die Gräfin so sprechen lasse, das Wasser schoß ihr in die Augen, sie warf einen bittenden, Hülfe suchenden Blick auf Ladenstein und Martiniz. Jener stand auf der Seite und sah ernst, beinahe höhnisch, der Gräfin zu, Emil aber sagte ganz kalt und gelassen: „Wissen Sie das so gewiß, gnädige Frau?" Dieser Gleichmuth reizte sie noch mehr; eine hohe Röthe flog über ihr Gesicht, die Augen strahlten noch tückischer. „Ja ja, das weiß ich gewiß," rief sie, „ein Freund Ihres Herrn Onkels, der Geheimerath von Sorben, hat mir über diese Sache hinlänglich Licht gegeben, daß ich weiß, daß er diese Mésalliance nie genehmigen wird, Sie werden es sehen!"

„Und dennoch hat er sie genehmigt," antwortete eine tiefe, feste Stimme hinter ihr. Erschrocken sah sie sich um, es war der alte Ladenstein, der sie mit einem höhnischen, sprechenden Blick ansah; sie konnte seinen Blick nicht aushalten und maß ihn daher mit stolzem Lächeln, hinter das sie ihre Wuth verbarg, von oben bis unten. „Das müßte doch sehr schnell gegangen sein," sagte sie und schlug eine gellende Lache auf, „noch vor fünf Tagen lauteten die Nachrichten hierüber ganz anders, der Herr von Sorben sagte mir —"

„Er hat Sie belogen," entgegnete der alte Herr ganz ruhig.

„Nein, das wird mir zu stark," rief die hohe Dame gereizt, „von einem Mann, wie Herr von Sorben, bitte ich in andern Ausdrücken zu sprechen; wie können Sie wissen, was der alte Herr von Martiniz —"

„Er steht vor Ihnen, gnädige Gräfin," sagte der alte Herr und beugte sich tief, „ich heiße mit Ihrer Erlaubniß Dagobert, Graf von Ladenstein-Martiniz."

Ehe er noch ausgesprochen hatte, lag Ida an der besternten Brust des Oheims, vergoß Thränen der Freude und der Wonne und suchte vergeblich nach Worten, ihr Entzücken auszusprechen. Die Gräfin stand da, wie zu einer Säule versteinert, doch hatte sie, sobald sie wieder Athem hatte, auch Fassung genug, zu sprechen; so freundlich und herablassend als möglich, wandte sie sich an das junge Paar: „Nun, da wünsche ich doppelt Glück, daß ich mich geirrt habe. Hätte es Sr. Excellenz früher gefallen, ihre

Maske abzunehmen, so würde ich Ihr Glück auch nicht auf einen Augenblick gestört haben."

Sie ging, von Außen ein Engel, im Herzen eine Furie; sie wünschte in ihrem wuthkochenden Herzen alles Unglück auf das Haupt der unschuldigen Ida. Wüthend kam sie zu der Sorben, die mit Frau von Schulderoff in einer Fenstervertiefung bei einem Glas Punsch sich von dem Schrecken erholte, der ihr in alle Glieder gefahren war. „An allem Unheil ist Ihr sauberer Herr Onkel Schuld, Fräulein Sorben," rief die Wüthende, „warum hat er uns mit falschen Nachrichten bedient? Warum hat er uns nicht gesagt, daß der alte Narr hier herumspukt unter falschem Namen? O, ich möchte —" Der orangefarbene Teint von Fräulein Sorben war in's Erdfahle übergegangen, sie hatte die stille Wuth und machte sich hie und da nur durch ein unartikulirtes Kichern Luft, indem ihr das helle Thränenwasser in den Augen stand.

„Und keine Hufe Landes sollen sie mir kaufen, das Polenpack! so lange mein Oheim noch Herr im Lande ist; nach ihrem Polen mögen sie ziehen, und das Affengesicht, den naseweisen Backfisch, mögen sie mitnehmen und dort meinetwegen für Geld sehen lassen!"

„Ach, das ist ja gerade das Unglück," seufzte Frau von Schulderoff, „daß wir sie in der Nachbarschaft behalten; denken sich Excellenz, wie der alte Narr sein Geld zum Fenster hinauswirft: zum Hochzeitsgeschenk, erfahre ich soeben, hat er ihnen Großlanzau und das freundliche nette Blauenstein gekauft!"

„Gekauft?" preßte die Gräfin zwischen den Zähnen, die sie ganz verbissen hatte, heraus, „gek—"

„Denken Sie sich, gekauft um dreimalhunderttausend Thaler und ihnen geschenkt; ob man etwas Tolleres hören kann!"

„Das fehlte noch!" knirschte die Gräfin und rauschte weiter.

---

## Präliminarien.

Indessen war Ida glücklich, selig zwischen dem Geliebten und dem Oheim. Dieser Oheim, sie hatte sich ihn als einen grämlichen, alten Herrn vorgestellt; dieser war es, der hie und da in Gedanken ihr Glück noch gestört hatte. Sie wußte ja, wie Emil an ihm hing, wie es ihn betrüben würde, wenn jener sein Verhältniß zu Ida ungünstig aufnähme. Und jetzt, nein, sie wußte sich nicht zu fassen vor lauter Seligkeit! Der freundliche gütige Ladenstein hatte sich wie durch einen Zauberschlag in die gestrenge Excellenz den Minister Grafen von Martiniz verwandelt, und doch blieb er so freundlich, väterlich, traulich wie zuvor; sie wußte nicht, wem von Beiden sie das nette, lustige Amorettenköpfchen zuwenden sollte. Sie lachte und tollte, gab verkehrte Antworten und schnepperte, wie ihr das Schnäbelchen gewachsen war. Es war das glückseligste Kind, die holdeste,

vollendetste Jungfrau und das lieblichste, anmuthigste Bräutchen unter der Sonne in einer Person.

Einer der Glücklichsten im Saal war aber Hofrath Berner. Heute Abend erst war er zurückgekommen, hatte sich nur schnell in die Toilette geworfen und schnurstracks zu Präsidents, und das Erste war, als er in den Salon trat, daß er hörte, wie der Präsident seine Kinder präsentirte; er hätte mögen aus der Haut fahren vor theilnehmendem Jubel seines alten treuen Herzens. „Das ist mein Werk," lächelte er vor sich hin, „ganz allein mein Werk; es konnte nicht anders gehen, nachdem es einmal eingefädelt war." Aber wie riß er die Augen auf, als er von einer Gräfin Aarstein, von einem alten Grafen Martiniz, welche auch hier seien, hörte! „Nun, da muß es etwas Tüchtiges gesetzt haben," dachte er, „das Beste wird sein, ich frage Jdchen selbst."

Das Brautpaar empfing ihn mit Jubel, und Martiniz stellte ihn sogleich dem alten Grafen vor, denn er hatte ihm viel von diesem alten Freund und Rathgeber ihrer Liebe erzählt. Jda gestand ihm, daß sie ihn oft schmerzlich vermißt habe; auch Martiniz äußerte dies und versprach, ihm Alles so bald als möglich zu erzählen.

„Lassen wir die Brautleutchen, alter Freund," unterbrach Graf Martiniz seinen Neffen, indem er den Hofrath am Arm nahm und mit sich fortzog, „lassen wir sie; uns Alten liegt es ob, für das Glück der Jungen zu sorgen. Man hat mir gesagt, daß Sie, lieber Hofrath, sich so trefflich darauf verstünden, ein Festchen zu arrangiren. Ich war in früheren Jahren einmal Oberhofmeister, das fügt sich nun ganz vortrefflich. Da wollen wir nun, wir zwei beide miteinander etwas zusammenschustern, wie man es hier zu Lande noch nicht sah."

Der Hofrath war es zufrieden, und der Graf machte ihm jetzt seine Vorschläge. Morgens sollten sie getraut werden; „nicht zu Haus, das kann ich für meinen Tod nicht leiden, die Hauskopulationen reißen jetzt so ein, daß sie fast zur Mode werden, als wäre eine vornehme Ehe nicht dieselbe, wie eine geringe; als wäre der Altar Gottes nicht für Alle und Jeden, aber der Fluch kommt gewöhnlich bald nach. Hat man sich in den gewöhnlichen Zimmern, wo man sonst tollte und lachte, wo man, sobald der Altar weggeräumt ist, tafelt und tanzt, hat man sich da trauen lassen, so kommt einem auch das neue Verhältniß so ganz gewöhnlich vor, daß man bald davor keine Ehrfurcht mehr hat." — Also in der Kirche; nachher sollten die Gäste hinausfahren nach Blauenstein.

Der Hofrath machte große Augen, und als er hörte, daß dies die neue Besitzung des lieben Pärchens sei, und daß Großlanzau auch noch dazu gehöre, er hätte, wenn es sich nur halbwegs geschickt hätte, ein paar Capriolen in die Luft gemacht — nach Blauenstein, dort mußte das Schloß festlich geschmückt sein und zum Essen, was man nur Feines und Gutes haben kann! Nachher — die beiden Alten sahen sich an und beiden zuckte der kleine, sarkastische Schelm um den Mund, denn es fiel ihnen ein, daß sie noch Junggesellen seien — „nun, nachher," fuhr der Graf fort, „muß das Brautpaar eine kleine Reise machen, und wir Beide gehen als Garde de Dame auch mit, bestellen die Pferde auf den Stationen, daß die jungen Eheleutchen in ihrem Landauer nicht incommodirt werden, wir Beide

aber spiegeln und erfreuen uns an dem Glück, das wir, Sie und ich, lieber Hofrath, zusammen gemacht haben."

Dem Hofrath, obgleich er lächeln wollte, stand doch eine Thräne der Rührung im Auge; er drückte dem edelmüthigen Polen die Hand und erklärte sich bereit, mit ihm selbst um die Erde zu reisen. „Und wann soll die Hoch—"

„Ueber acht Tage soll die Hochzeit sein," rief der alte Herr, und der Präsident, der gerade hinzugetreten war, rief es nach und lud sämmtliche versammelte Gäste dazu ein.

---

## Zurüstungen.

Es war ein sonderbarer Anblick, den des Präsidenten Haus in diesen Tagen gewährte. Das Rennen und Laufen der Schneider und Schneiderinnen, Nätherinnen, Schuster, Schreiner, Schlosser, Küster, Bäcker, Fleischer, Köche, Kaufleute u. s. w. wollte gar kein Ende nehmen. Beinahe in jedem Zimmer sah man, auf jeder Treppe stieß man auf einen Handwerker und alle thaten, als ob von ihrer Nadel oder ihrem Pfriemen die ganze Hochzeit abhinge.

Machten aber diese schon wichtige Gesichter — hu! da grauste einem ordentlich, es lief wie eine dicke Gänsehaut über den Körper, wenn man den Hofrath sah. Er war in diesen Tagen der Vorbereitung viel magerer und bleicher geworden, seine Augen lagen tief und entzündet, ein Zeichen, daß er viel bei Nacht wachte; und es war auch so. Bei Tag lief er sich beinahe die Füße ab, wie die Hündin des Herrn von Münchhausen aufschneiderischen Angedenkens, da war zu bestellen und zu besorgen, er lief hin und her, in alle Ecken und Enden der Stadt, ja man will ihn an mehreren Orten zugleich gesehen haben.

Bei Nacht — nein, es war ein Wunder, daß der Mann nicht schon längst todt war, nachdem er sich müde gelaufen, müde gesorgt, müde gesehen, müde geschwatzt, müde gescholten, müde erzählt hatte, kam erst kein Schlaf über ihn.

Er streckte sich in's Bett, ließ zwei Wachskerzen und einigen Glühwein auf den Nachttisch setzen, in einem großen Korbe standen vor ihm Bücher, ein ganzer Schatz von Festen. Da war das seltene Werk: „Wahrhafte und accurate Beschreibung des solennesten Festins am Hofe Ludwigs XIV." Ferner: „Der allzeitfertige Maitre de plaisir, für Hofleute, vornehme Festlichkeiten und anderen Kurzweil." „Der galante Junker, oder wie Tänze, Schmäuße, Hochzeiten, Kindtaufen u. s. w. am schönsten zu arrangiren." Sogar das Festbüchlein von Krummacher hatte er sich aus dem Buchladen kommen lassen, denn er dachte nicht anders, als es müssen darin allerhand

neue und nie gesehene Festivitäten erzählt sein. Er soll sich übrigens sehr geärgert haben, als dem nicht also war.

Aus dieser Festbibliothek nun, die er Stück für Stück mit der größten Geduld und Aufmerksamkeit durchlas, machte er sich Randglossen und Auszüge, er kam aber dadurch am Ende selbst mit sich in Streit, denn das sah er ein, wenn man alle die schönen Sachen, die er sich aufnotirt hatte, ausführen wollte, so mußte man vierzehn Tage lang Hochzeit halten, und doch konnte er nicht mit sich einig werden, was er weglassen sollte. So lebte er in einem ewigen Zappel, ja es war ordentlich rührend anzusehen, wenn er bie und da bei Ida bis zum Tode ermüdet in einen Sopha sank, den brechenden Blick auf sie heftete, als wollte er sagen: „Sieh, für Dich opfere ich mein Leben auf."

Und Ida? Habt Ihr, meine schönen Leserinnen, je ein geliebtes Bräutchen gesehen, oder waret Ihr es einmal, oder — nun wenn Ihr es selbst noch seid, gratulire ich von Herzen, nun, wenn Ihr ein solches süßes Engelskind kennt mit dem bräutlichen Erröthen auf den Wangen, mit dem verstohlenen Lächeln des kußlichen Mundes, der sich umsonst bemüht, sich in ehrbare Matronenfalten zusammenzuziehen, mit der süßen, namenlosen Sehnsucht in dem feuchten, liebetrunkenen Auge, wenn Ihr sie gesehen habt in jenen Augenblicken, wo sie dem geliebten Mann, dem sie nun bald ganz, ganz angehören soll, verstohlen die Hand drückt, ihm die Wange streichelt, wenn sie den weichen Arm vertrauungsvoll um seine Hüfte schlingt, wie um eine Säule, an der sie sich anschmiegen, hinaufranken, gegen die Stürme des Lebens Schutz suchen will, wenn sie mit unaussprechlichem Liebreiz die seidenen Wimpern aufschlägt und mit einem langen Blick voll Ergebenheit, voll Treue, voll Liebe an ihm hängt, wenn die Schneehügel des wogenden Busens sich höher und höher heben, das kleine, liebewarme Herzchen sich ungeduldig dem Herzen des Geliebten entgegendrängt — kennet Ihr ein solches Mädchen, so wißt Ihr, wie Ida aussah. Kennet aber Ihr ein solches Engelskind, Ihr Tausende, die Ihr einsam unter dem Namen Junggesellen über die Erde hinschleicht, ohne wahre Freude in der Jugend, ohne eine Genossin Eures Glückes, wenn Ihr Männer seid, ohne Stütze im Alter — wißt Ihr eine solche Hebeblüthe und ein fröhliches Amorettenköpfchen, das etwa auch so warme Küßchen, auch so liebevolle Blicke spenden könnte wie Ida, o so bekehret Euch, so lange es Tag ist; wenn sie sich Euch vertrauensvoll im Arme schmiegt, wenn sie das Lockenköpfchen an Eure Brust legt, aus milden Taubenaugen zu Euch aufblickt, mit dem weichen Sammtpatschchen Euch die Falten von der Stirne streichelt, — Ihr werdet mir für den Rath danken.

Und Emil? Nun, ich überlasse es meinen Leserinnen, sich einen recht bildschönen Mann aus ihrer Bekanntschaft zu denken, wie er den Arm um sie schlingt, ihnen recht sinnig ins Auge blickt und kü—.

„Nun, erschrecken Sie nur nicht! Es thut nicht weh; Sie haben sich einen gedacht? — Ja? — Nun gerade so sah Emil von Martiniz als Bräutigam aus."

So sah ihn auch die Gräfin; das Herz wollte ihr beinahe bersten, daß der herrliche Mann nicht ihr gehören sollte. Eines Morgens, ehe man sich's versah, sagte sie Adieu, ließ packen und — weg war sie.

# Hochzeit.

Und endlich war der schöne Tag gekommen.

Was nur halbwegs laufen konnte, war heute in Freilingen auf den Beinen, und der polnische Graf und Fräulein Ida von Sanden waren in Aller Mund. Vor der Kirchthüre schlugen und drängten sich die Leute, als wie vor einem Bäckerladen in der Hungersnoth. Alle Stühle in der Kirche waren besetzt, und von Minute zu Minute wuchs der Andrang.

Aber zum Hauptportal, den Gang hinauf, bis an den Altar durfte kein Mensch; das hatte sich ein Mann ausgewirkt, der heute stille aber tief an dem Glück des Brautpaares Theil nahm; dieser Mann war der Küster. Er hätte viel darum gegeben, wenn er der versammelten Menge hätte sagen dürfen: „Sehet, der Herr Bräutigam, es war just nicht ganz richtig mit ihm; er hatte allerhand Affairen mit Herrn Urian, der ihn allnächtlich hieher in die Münsterkirche trieb. Da herein konnte er aber nicht, und ich, der Küster von Freilingen, habe ihm allnächtlich zu seiner Freistatt verholfen, war auch dabei, wie das Wunderkind, das jetzt seine Braut ist, ihn erlöset hat von dem Uebel, das mir, nebenbei gesagt, alle Tage einen harten Thaler einbrachte; habe ich es nicht gleich damals zu dem alten Polacken gesagt, daß die beiden Liebesleutchen noch einmal in meine Kirche und vor meinen Altar kommen würden?"

So hätte er gerne zu den Freilingern gesprochen; es juckte ihn und wollte ihm beinahe das Herz abdrücken, daß er sich nicht also in seiner Glorie zeigen durfte, aber — er that sich doch auch wieder nicht wenig darauf zu ‚gut, daß er, was nicht jeder kann, so gut das Maul halten könne. Aber seine Attension hatte er dem Pärchen bewiesen, daß es eine Freude war. Vom Portal bis zum Altar waren Blumen gestreut, er hatte es sich etwas kosten lassen, und keine kleine Hatz deßwegen mit seiner Liebsten gehabt, aber diesmal hat er doch durchgedrungen und seinen eigenen Willen gehabt.

Jetzt kam Gerassel die Straße herauf; dem alten Küster schlug das Herz, jetzt, ja sie mußten es sein, der große Glaswagen des Präsidenten fuhr vor; darin saßen der Präsident und Emil. „Ach, der schöne Offizier!" schrien die Freilinger und machten lange Hälse. „Wie prächtig, wie wunderhübsch!" flüsterten die Mädchen, denen das Herz unter dem Mieder laut pochte; aber man konnte auch nichts Schöneres sehen.

Er hatte die Staatsuniform angelegt, sie schloß sich um den herrlichen, schlanken, heldenkräftigen Körper, wie wenn er damit geboren worden wäre; das sonst so bleiche, ernste Gesicht war heute leicht geröthet und verherrlicht durch einen Schimmer von holder Freundlichkeit; sein stolzes, glänzendes Auge durchlief den Kreis, es traf den Küster, der Bückling über Bückling

machte, gerührt und freundlich reichte er ihm die Hand und stellte sich neben ihn unter das Portal.

Jetzt rasselte es wieder die Straße herauf. Ein Wagen, noch glänzender, geschmackvoller als der erste; er gehörte zu der neuen Remise des Grafen und war heute von Blauenstein hereingefahren worden. Der alte Pritzwisl, der in höchster Gala mit noch einem Kameraden hinten drauf stand, sprang ab, riß die Glasthüre auf, schlug klirrend den Tritt herab, — jetzt regt sich kein Athem mehr in der ganzen großen Menge, jedes Auge erwartungsvoll auf die geöffnete Thüre gebeftet. Der alte Graf angethan mit all seinen Orden, der Hofrath mit den himmlischen Ehrenzeichen der Freundschaft auf dem Gesichte, stiegen aus und postirten sich an den Schlag. Jetzt wurden ein paar glacirte Handschuhe sichtbar, jetzt ein Füßchen, es war nicht möglich, etwas Kleineres, Niedlicheres zu sehen, als die winzigen, weissseidenen Schuhe — jetzt ein Lockenköpfchen, ein paar selig glänzende Augen, ein paar purpurrothe Wangen, ein lächelnder Mund — so hübsch stand das Bräutchen zwischen den alten Herren. Ein Kleid von schwerem, weißem Seidenzeug schlang sich um den jugendlich-frischen Körper; wie darüber hingehaucht war ein Oberkleid vom feinsten Spitzengrund, ein Geschenk des Oheims, und mit der reichen Blondengarnirung, in welche es endigte, mit der Diamantenschnalle und dem aus Venetianer Ketten geflochtenen Gürtel, welcher den wundernieblichen Blousenleib zusammenhielt, wenigstens seine achttausend Thaler werth, und die Bracelets mit den großen Steinen und das Diadem, um das sich der Myrthenkranz schlang! Nein, wer sich auch nur ein wenig auf Steine verstand, dem mußte hier der Mund wässern; aber war nicht Alles dies im Grund unbedeutende Sachen, um den herrlichsten Edelstein, das Wunderkind selbst, einzufassen?

Sie traten in die Kirche; das in Seligkeit schwimmende Bräutchen vergaß nicht, im Vorübergehen dem Küster einen recht freundlichen Gruß zuzuwinken, daß ihn die Menge ehrfurchtsvoll angaffte und nicht begreifen konnte, wie der alte Schnapsbruder zu so hoher Bekanntschaft gelangt sei. Ernster und ernster wurden die Züge Ida's, als sie sich dem wohlbekannten Altare näherte. Ihr Auge begegnete dem Auge Emils, des Grafen und des Hofraths, die mit Blicken des Dankes und der Rührung an ihr hingen. Hier war ja ihr Siegesplatz, wo das muthige Mädchen mit hingebender Liebe gegen den bösen Feind der Schwermuth und des Trübsinnes gekämpft und gesiegt hatte.

Mühsam rang sie nach Fassung; die Freude, daß sich Alles so schön gefügt hatte, wurde zur heiligen Rührung in ihr; noch einmal durchflog sie die Erinnerung an den ersten Blick des Grafen bis hieher zu dieser Stätte, und ihr Auge wurde feucht von Entzücken. Als aber die Trauung begann, als der würdige Diener der Kirche, dem man das Geheimniß anvertraut hatte, in einer kurzen, aber gehaltvollen Rede von den wunderbaren Fügungen Gottes sprach, der oft aus Tausenden sein Werkzeug zur Beglückung Vieler wähle, da strömten ihre Thränen über. „Ja," dachte sie bei sich selbst, „es ist erfüllt, was damals ahnungsvoll meine Seele fühlte: der Zug des Herzens ist Gottes, ist des Schicksals Stimme." Und viele Thränen flossen, denn auch die Augen derer, die einst den Jammer des edlen Jünglings gesehen hatten, gingen über.

Wie ein Engel Gottes kam sie dem alten Oheim vor, als sie am Altar ihre Hand in die seines Neffen legte, wie ein Engel, der mit freundlichem Blicke, mit treuer Hand den Menschen aus der dunkeln Irre des Lebens zu einem schönen lichten Ziele führte.

---

## Der Schmauß.

Schnurstracks von der Kirche ging es hinaus nach Blauenstein. Eine ganze Karavane von Wagen und Reitern zog dem wohlbekannten Landauer, in welchem die neugebackenen Eheleute saßen, nach. Der Hofrath war vorangeeilt, um Alles zu leiten. Sechs Böller riefen ihnen die Freudengrüße entgegen, als sie in die Grenze ihres Eigenthumes einfuhren. Ein donnerschlagähnliches Wirbeln von Pauken und Trompeten empfing sie am Portal des schönen Schlosses, und als alle Wagen aufgefahren waren, als Emil sein Weibchen auf den Balkon herausführte, um die herrliche Gegend zu übersehen, da gab der Hofrath das Zeichen, und ein schrankenloses Vivat, Hurrah und Halloh erfüllte die Luft.

Paar und Paar zog man jetzt durch das Schloß, um Alles in Augenschein zu nehmen. Es wandelte die Gäste beinahe ein Grauen an vor dem Herenmeister, dem alten Martiniz. Das Schloß — es war zwar niedlich, geschmackvoll, bequem gebaut, lag wunderschön und hatte Gärten und Felder, wie man sie selten sah; aber vor vierzehn Tagen war dies Alles noch leer gestanden, Tapeten waren abgerissen herabgehangen, im Saal war Haber aufgeschüttet gewesen, kurz, man hatte gesehen, daß es eine gute Weile nicht bewohnt war, und mancher Käufer hätte nicht geglaubt, innerhalb eines halben Jahres mit der Restauration fertig werden zu können. Und jetzt — die behaglichste Eleganz, die man sich denken konnte; diese Trumeaux, ein Gardist mit sieben Fuß hätte sich, und hätte er noch einen ellenlangen Federbusch auf dem Hut gehabt, perfekt am ganzen Leib von der Zehenspitze bis zum äußersten Federchen darin sehen können. Diese breitarmigen Lüstres, diese Krystalllampen, diese geschmackvollen Sopha's, Theetische, Toiletten, Etagèren, diese Pracht von Porzellan, Beinglas, Krystall, Silber an Servicen, Leuchtern, Vasen, an Allem, was nur die feinste Modedame sich wünschen kann; gar nichts war vergessen! Die Freilinger wandelten wie in einem Feenpalast umher, und die Mädchen und die Frauen — Ida wandelte zwar wie eine Königin in dieser Herrlichkeit, als hätte sie von Jugend auf darin gelebt, aber man hörte doch so manches Sprüchlein vom blinden Glück und Zufall, die einen im Schlafe heimsuchen.

Jetzt riefen die Trompeten zur Tafel, und da war es, wo Hofrath Berner seine Lorbeern erntete. Die neue Dienerschaft des jungen gräflichen

Paares hatte er schon so instruirt, daß Alles wie am Schnürchen ging, und zwar Alles auf dem höchsten Fuß; denn wenn einer der Gäste nur vom silbernen Teller ein wenig aufsah, oder mit einem Nachbar conversirte, husch! war der Teller gewechselt und eine neue Speise dampfte ihm entgegen. Aber auch in der Küche hatte er gewaltet, und es hätte wenig gefehlt, so hätte er aus lauter Eifer, Alles recht delicat zu machen, sich selbst zu einem Ragout oder Hachée verarbeiten, oder zu einer Gallerte einsieden, wenn nicht gar mit einer Zuthat von Zucker zu einer Marmelade einkochen lassen. Auch ihn hielten die Damen für einen zweiten Oberon, der eine ewig reichbesetzte Tafel aus dem Boden zaubern kann. Denn solche Speisen zu dieser Jahreszeit, und Alles so fein und delikat gekocht.

Da war:

Schildkrötensuppe.
Coulissuppe von Fasanen mit Reis.

*

**Hors d'oeuvres.**

Pastetchen von Brießlein mit Salpicon.
Kabeljau mit Kartoffeln und Sauce hollandaise.

*

**Du boeuf au naturel.**
Englischer Braten mit Sauce espagnole.

*

Gemüse.

Spargeln mit Sauce au beurre.
Grüne Erbsen mit gerösteten Brießlein.

*

**Entrées.**

Junge Hühner mit Sauce aux fines herbes.
Financière mit Klößen.
Schinken à la broche au vin de Malaga.
Feldhühnersalmy.
Kalbskopf à la tortue.
**Fricandeau à la Provençale.**

*

Braten.

Kalbsschlegel.
Rehbraten.
Feldhühnerbraten.
Kapaunenbraten.
Dindon à la Perigord.

*

Salat viererlei.

*

Süße Speise.

Sulz von Malaga.
**Crême von Erdbeeren.**
**Compote mêlée.**
**Crême panachée mêlée.**

Punschtorte mit Früchten.
Tartelettes d'abricots.
Tourte de chocolat montée.
Gußtorte.

*

Dessert.

Punsch à la glace.
Crême de Vanille.

---

## Schluß.

Als das Dessert aufgetragen wurde, entschlüpfte unbemerkt von den bechampagnerten Gästen die junge Frau. Sie warf den schweren Hochzeitstaat ab und erwählte unter der reichen Garderobe ein allerliebstes Reisekleidchen, denn nach der Tafel sollte gleich eingesessen und in die Welt hinausgefahren werden, so wollte es der alte Graf.

Sie erschrack selbst, als sie in den Spiegel sah, nein, so wundergrazienhübsch hatte sie noch nie ausgesehen; das Ueberröckchen schloß so eng und passend, das Reisehäubchen, die hervorquellenden Löckchen gaben dem Köpfchen einen wundervollen Reiz. Die Bäckchen waren so rosig, die Aeuglein glänzten so hell und klar im Wiederschein ihres bräutlichen Glückes, kleine, kleine Schelmchen saßen in den Grübchen der Wangen und schienen allerlei wunderbare Geheimnisse zu flüstern von Sehnsucht und Erwartung; das Mäulchen, so spitzig wie zum Küssen, zeigte immer wieder die Perlen, die hinter dem Purpur verborgen waren.

Die sechs Kammerjungfern, Lisette, Babette, Trinette, Philette, Minette und wie sie alle hießen, schlugen vor Verwunderung über ihre wunderniedliche gnädige Frau die Hände zusammen. „Diese herrliche, jugendliche Frische! Dieser Alabasterbusen, der alle Nestel des Corsetchens zu zer-

sprengen droht!" sagte Minette. „Diese weißen Arme!" flüsterte Philette. „Diese Füßchen," dachte Trinette weiter, „diese Wäd—"

„Der Herr Graf wird ganz selig sein," wisperte Lisette der Babette zu, doch nicht so leise, daß es den Ohren der jungen Gräfin entging. Sie wollte thun, als hätte sie nichts gemerkt, aber ward flammenroth von der Stirne bis herab in das Halstuch, und als vollends Babette, die das schneeweiße Nachtzeug in die Bache packte, mit einer höchst naiven Frage in die Quere kam, da hielt sie es nicht mehr aus, ganz dunkel überpurpurt entschlüpfte sie den sechs dienstbaren Geistern und lief wie ein geschrecktes Reh in den Speisesaal.

Allgemeiner Jubel empfing die holde Reisende, Alles war darin einverstanden, daß ihr diese Tracht noch besser stehe als der Brautstaat; kein Wunder, es war ja das Pilgerkleid, in welchem sie ins gelobte Land der Ehe reiste.

„Warum bist Du nur so über und über roth?" fragte Emil sein holdes Weibchen, indem er sie näher an seine Seite zog, „hat Dir Jemand was gethan?"

Sie wollte lange nicht heraus. „Die Babette," flüsterte sie endlich und erröthete von Neuem, „die Babette hat so dumm gefragt."

„Nun, was denn?" fragte der neugierige Herr Gemahl. Aber da stockte es wieder, zehnmal setzte sie an; sie wollte gerne eine Lüge erfinden, aber das schickte sich denn doch nicht am Hochzeittag, und doch — es ging nicht, er mußte bitten, flehen, drohen, heucheln sogar; endlich, nachdem er hatte versprechen müssen, die Augen recht fest zuzumachen, flüsterte sie ihm ins Ohr: „Sie hat mein Nachtzeug eingepackt, und da hat sie gefragt, ob sie das Deinige auch dazu packen soll." Selig schloß der Graf sein Engelsweibchen in die Arme, er wollte antworten, aber seine Antwort verhallte im Geräusch der aufbrechenden Gäste.

Die Wagen waren vorgefahren, man verabschiedete sich. Der Graf nahm sein Idchen um den Leib und trug sie schnell hinab in den Wagen; denn dort beigeloß er, ihr zu antworten.

Auf dem Balkon drängten sich die Gäste, die Champagnergläser in den Händen; sie riefen, vermischt mit den neuen Unterthanen des Grafen, ein tausendstimmiges Vivat in den Wagen hinab. Ida drückte ihr Köpfchen an die Brust des Geliebten. Er winkte, die Pferde zogen an und dahin fuhr Emil und seine glückliche Ida.

# Nachschrift.

Es ist ein schöner Brauch unter guten Menschen, die sich lieben und getrennt sind, daß sie gewisse Tage des Jahres festsetzen, an welchen sie sich von nahen und entfernten Orten her sammeln, sich wieder sehen und die Strahlen ihrer Liebe von Neuem an der allgemeinen Flamme anzünden. So halte ich es seit langen Jahren mit meinen Freunden, die das Schicksal nach Ost und nach West verschlagen. Auch heuer war ich hingereist an den Ort, den wir zu unserem Rendezvous bestimmt hatten. Als ich an dem stattlichen weißen Hirsch in B. vorfuhr, lagen schon manche Fenster voll, und wie wohl thut das freundliche, jubelnde: „Er ist's, er ist's," das von schönen Lippen herab dem Freunde entgegen tönt!

Ich traf sie alle, alle meine Lieben, da war eine holde, sinnige Doralice und ihr Stern, da war die lose, naive Vally und ihr geheimer Kriegsrath, da war Graf Law und seine Clementine, da war meine süße Mimili, da war Herr von Estavayer mit seiner Elsi, da war mein russisches Lisli; selbst Sponseri, mein lieber Sponseri, ich hieß ihn nur immer den Grünmantel, hatte sich aus Venedig eingefunden und Emeline Mellinger mitgebracht; da war auch Fanny und ihr Graf, der Generalbevollmächtigte, Kilian mit Julchen. Da war Molly und ihr Justizrath, da war die herzige Pina und ihr Gatte, Agnes und Rose, Rosamunde und der Graf Oliva, das liebe Dijon-Röschen, Klotilde und ihr Sekretär. — Meine Freude war unaussprechlich, ich flog wie ein Ball von einem Arm in den andern, und das Küssen wollte gar kein Ende nehmen. Endlich faßte man sich, daß es doch zu einem vernünftigen Gespräch kam. Freilich trübte der Tod unserer Magdalis und ihres treuen Willibald, die uns im Leben so nahe standen und auch nach ihrem Tode so innig verschwistert mit uns fortleben, die ersten Augenblicke des Wiedersehens; aber nachdem wir ihnen das Todtenopfer inniger Thränen geweiht, kehrte die holde Freude wieder bei uns ein.

Wir tollten, lachten und schäckerten, der weiße Hirsch faßte kaum so viele Gäste, und manches Pärchen mußte sich mit einem Bettchen behelfen.

So lebten wir schon seit zwei Tagen in Saus und Braus und brachen dem weißen Hirschwirth beinahe das Haus ab, da — wir saßen gerade beim Kaffee, da fuhren Wagen vor; wir drängten uns alle an die Fenster und schlugen den fremden Menschenkindern ein Schnippchen, denn — gut Essen und Trinken konnten sie wohl bekommen, aber Betten, — Logis, — ohne unsere Bewilligung kein Fleckchen, und landfremde Leute mochten wir gerade nicht gerne unter uns haben. In einem prächtigen Landauer, mit

vier Postpferden bespannt, saß ein Herr und eine junge Dame; sie hoben die Köpfe in die Höhe —

„Mein Gott, das ist ja Graf Martiniz," rief ich, und zugleich rief Vally: „Ei der Tausend, das ist ja Ida Sanden!" Ich sprang gleich hinab, um sie heraufzuführen; sie folgten wirklich mit noch drei andern ältlichen Herren, welche der zweite Wagen entladen hatte. Ida und Vally flogen einander in die Arme; sie hatten sich in der Residenz, wo Vally lebt, kennen gelernt und liebten einander innig. Der Graf zog mich zu den beiden jungen Damen, um welche die Uebrigen schon einen dichten Kreis geschlossen hatten. „Sehen Sie," sagte er zu mir, „das ist seit gestern mein liebes Frauchen."

Da fanden sich also alte Bekannte zusammen. Ich hatte den Grafen in Hamburg kennen gelernt. Damals faßte ich tiefe Zuneigung zu ihm, sie wurde zur Freundschaft, und er gestand mir seine schrecklichen Leiden. So wenig ich an solche Visionen glaubte, so war ich doch der Meinung, daß ihn Liebe zu einem guten, reinen Mädchen zerstreuen, retten könnte; und wie herrlich hatte sich dieses gemacht! Er war fröhlich, selig, ward durch die Liebe dieses Engels der Menschheit wieder geschenkt.

Auch in den drei andern Gästen, der Leser wird unschwer den alten Martiniz, den Präsidenten und den Hofrath in ihnen erkannt haben, lernte ich wackere, liebenswürdige Männer kennen. Gleich den ersten Abend war es uns Allen, als hätten wir das holde Pärchen schon Jahre lang gekannt, so trefflich paßten sie zu unserem Sinn, zu unserem ganzen Wesen. Der junge Graf erzählte uns seine Geschichte, und wenn wir bedachten, wie zufällig er nach Freilingen, wie zufällig er auf jenen Ball, wo er Ida fand, gekommen war, wie eben so zufällig der alte Oheim auf einer Geschäftsreise diese Gegenden berührt, dem Neffen eine Ueberraschung bereiten wollte, und als Deus ex machina mitwirkte und die Ränke der bösen Aarstein vereiteln half, wahrlich, wir mußten diese Fügungen bewundern und fanden den alten Spruch bestätigt:

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme."

Noch zwei Tage blieb das junge Paar unter uns und reiste dann, als auch wir uns Alle wieder nach Ost und nach West zerstreuten, weiter.

Noch in der letzten Stunde erlaubte mir Emil, seine Geschichte der Welt zu erzählen.

Es soll mich innig freuen, wenn ihre innige, treue Liebe Beifall findet, sie sind es werth; Alle, die sie kennen, lieben sie, und ich darf sagen, sie sind ein Herz, eine Seele mit mir, sie sind auch wieder durch den Zug des Herzens ganz die Meinigen geworden.

**H. Clauren.**

# Controverspredigt

über

## H. Clauren und den Mann im Mond,

gehalten

vor dem deutschen Publikum

in der Herbstmesse 1827

von

Wilhelm Hauff.

---

Text: Ev. Matth. 8. 31. 33.

Allen Verehrern

der

Clauren'schen Muse

widmet diese Blätter

in bekannter Hochachtung

der Verfasser.

## Ehrwürdige Versammlung, andächtige Zuhörer!

ie Apostel, besonders der heilige Paulus, als er zu Rom predigte, verschmähten es nicht, auch häusliche, bürgerliche Angelegenheiten der Gemeinde zu Gegenständen ihrer Betrachtungen zu machen. Es läßt sich zwar mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie belletristische Gegenstände nicht berührt haben, daß sie literarische Streitigkeiten nicht, wie man zu sagen pflegt, auf die Kanzel brachten; denn sie hatten Wichtigeres zu thun; nichtsdestoweniger aber geschah dies einige Jahrhunderte später, und man trifft in den Kirchenvätern nicht undeutliche Spuren, daß sie über allerhand literarische Subtilitäten, sogar über die Tendenz und den Styl ihrer Gegner auf dem kirchlichen Rednerstuhle gesprochen haben.

Berühmte Kanzelredner neuerer Zeit haben oft und viel, zum Beispiel über das Theater gepredigt, oder über das Tanzen am Sonntag, oder das Singen unzüchtiger Lieder, andere wieder über das Spielen, namentlich das Kartenspielen, und einen habe ich gehört, der in einer Vesperpredigt das Schachspiel in Schutz nahm und nur bedauerte, daß es ein Heide erfunden.

Und wenn es die Pflicht des Redners ist, meine Freunde, der Gemeinde darzuthun, welchen Irrthümern sie sich hingebe, welche bösen Gewohnheiten unter ihr herrschen, wenn es die Natur der Sache erfordert, bei einer solchen Aufdeckung von Irrthümern und böslichen Gewohnheiten bis ins Einzelne und Kleinste zu gehen, weil oft gerade dort, recht ins Auge fallend, der Teufel nachgewiesen werden kann, der darin sein Spiel treibt, so kann es Niemand befremden, wenn wir nach Anleitung der Textesworte mit einander eine Betrachtung anstellen über:

**Den Mann im Monde von H. Clauren;**

und zwar betrachten wir:

I. Wer und was ist dieser Mann im Mond? Oder — was ist sein Zweck auf dieser Welt?

II. Wie hat er diesen Zweck verfolgt? und wie erging es ihm auf dieser Welt?

I. Andächtige Zuhörer! Controverspredigern, namentlich solchen, die vor einer so großen Versammlung reden, kommt es zu, den Gegenstand ihrer Betrachtung so klar und deutlich als möglich vor das Auge zu stellen, damit jeder, wenn ihn auch der Herr nicht mit besonderer Einsicht gesegnet hat, die Sache, wie sie ist, sogleich begreife und einsehe. Es hat in unserer Literatur nie an sogenannten Volksmännern gefehlt, das heißt an solchen, die für ein großes Publikum schrieben, das, je allgemeiner es war, desto weniger auf wahre Bildung Anspruch machen konnte und wollte. Solche Volksmänner waren jene, die sich in den Grad der Bildung ihres Publikums schmiegten, die eingingen in den Ideenkreis ihrer Zuhörer und Leser und sich, wie der Prediger Abraham a Sancta Clara, wohl hüteten, jemals sich höher zu versteigen, weil sie sonst ihr Publikum verloren hätten.

Diese Leute handelten bei den größten Geistern der Nation, welche dem Volke zu hoch waren, Gedanken und Wendungen ein, machten sie nach ihrem Geschmack zurecht und gaben sie wiederum ihren Leuten preis, die solche mit Jubel und Herzenslust verschlangen. Diese Volksmänner sind die Zwischenhändler geworden und sind anzusehen wie die Unternehmer von Gassenwirthshäusern und Winkelschenken. Sie nehmen ihren Wein von den großen Handlungen, wo er ihnen ächt und lauter gegeben wird; sie mischen ihn, weil er dem Volke anders nicht munden will, mit einigem gebrannten Wasser und Zucker, färben ihn mit rothen Beeren, daß er lieblich anzuschauen ist, und verzapfen ihn ihren Kunden unter irgend einem bedeutungsvollen Namen.

Diese Gassenwirthe oder Volksmänner treiben aber eine schändliche und schädliche Wirthschaft. Sie fühlen selbst, daß ihr Gebräu sich nicht halten werde, daß es den Ruf von Wein auf die Dauer nicht behalten könne, wenn er nicht auch berausche. Daher nehmen sie Tollkirschen und allerlei dergleichen, was den Leuten die Sinne schwindeln macht; oder, um die Sache anders auszudrücken, sie bauen ihre Dichtungen auf eine gewisse Sinnlichkeit, die sie, wie es unter einem gewissen Theil von Frauenspersonen Sitte ist, künstlich verhüllen, um durch den Schleier, den sie darüber gezogen haben, das lüsterne Auge desto mehr zu reizen. Sie kleiden ihr Gewerbe in einen angenehmen Styl, der die Einbildungskraft leicht anregt, ohne den Kopf mit überflüssigen Gedanken zu beschweren; sie geben sich das Ansehen von heiterem, sorglosem Wesen, von einer gewissen gutmüthigen Natürlichkeit, die lebt und leben läßt; sie sind arglose Leute, die ja nichts wollen, als ihrem Nebenmenschen seine „oft trüben Stunden erheitern" und ihn auf eine natürliche, unschuldige Weise ergötzen. Aber gerade dies sind die Wölfe in Schafskleidern, das ist der Teufel in der Kutte, und die Krallen kommen frühe genug ans Tageslicht.

Wem unter Euch, meine Andächtigen, sollte bei dieser Schilderung nicht vor Allem Jener beifallen, der alljährlich im Gewande eines unschuldigen Blumenmädchens auf die Messe zieht und „Vergißmeinnicht" feilbietet. Ich weiß wohl, daß dort drüben auf der Emporkirche, daß da unten in den Kirchstühlen manche Seele sitzt, die ihm zugethan ist; ich weiß wohl, daß er bei Euch der Morgen- und Abendsegen geworden ist, Ihr Nähermädchen, Ihr Putzjungfern, selbst auch Ihr sonst so züchtigen Bürgerstöchterlein, ich weiß, daß Ihr ihn heimlich im Herzen traget, Ihr, die Ihr auf etwas Höheres von Bildung und Geschmack Anspruch machen wollet, Ihr Fräulein mit und ohne Von, Ihr gnädigen Frauen und andere Mesdames. Ich weiß, daß er das A und das O Eurer Literatur geworden ist, Ihr Schreiber und Ladendiener, daß Ihr ihn beständig bei Euch führt, und wenn der Prinzipal ein wenig bei Seite geht, ihn schnell aus der Tasche holt, um Eure magere Phantasie durch einige Ballgeschichten, Champagnertreffen und Austernschmäuße anzufeuchten; ich weiß, daß er bei Euch Allen der Mann des Tages geworden ist, aber nichtsdestoweniger, ja, gerade darum und eben deßwegen will ich seinen Namen aussprechen, er nennt sich Clauren. Anathema sit!

Vor zwölf Jahren laset Ihr, was Eurem Geschmack gerade keine Ehre machte, Spieß und Cramer, mitunter die köstlichen Schriften über

Erziehung von Lafontaine; wenn Ihr von Meißner etwas Anderes gelesen als einige Kriminalgeschichten ꝛc., so habt Ihr Euch wohl gehütet, es in guter Gesellschaft wieder zu sagen; Einige aber von Euch waren auf gutem Wege; denn Schiller fing an, ein großes Publikum zu bekommen. Gewinn für ihn und für sein Jahrhundert, wenn er, wie Ihr zu sagen pflegt, in die Mode gekommen wäre; dazu war er Euch aber zu groß, zu stark. Ihr wolltet Euch die Mühe nicht geben, seinen erhabenen Gedanken ganz zu folgen. Er wollte Euch losreißen aus Eurer Spießbürgerlichkeit, er wollte Euch aufrütteln aus Eurem Hinbrüten, mit jener ehernen Stimme, die er mit den Silberklängen seiner Saiten mischte, er sprach von Freiheit, von Menschenwürde, von jeder erhabenen Empfindung, die in der menschlichen Brust geweckt werden kann, — gemeine Seelen! Euch langweilten seine herrlichsten Tragödien, er war Euch nicht allgemein genug. Was soll ich von Göthe reden? Kaum, daß Ihr es über Euch vermögen konntet, seine Wahlverwandtschaften zu lesen, weil man Euch sagte, es finden sich dort einige sogenannte pikante Stellen, — Ihr konntet ihm keinen Geschmack abgewinnen, er war Euch zu vornehm.

Da war eines Tages in den Buchladen ausgehängt: „Mimili, eine Schweizergeschichte.“ Man las, man staunte. Siehe da, eine gute Manier zu erzählen, *so angenehm, so natürlich, so rührend und so reizend!* Und in diesen vier Worten habt Ihr in der That die Vorzüge und den Gehalt jenes Buches ausgesprochen. Man würde lügen, wollte man nicht auf den ersten Anblick diese Manier angenehm finden. Es ist ein ländliches Gemälde, dem die Anmuth nicht fehlt, es ist eine wohltönende leichte Sprache, die Sprache der Gesellschaft, die sich zum Gesetz macht, keine Saite zu stark anzuschlagen, nie zu tief einzugehen, den Gedankenflug nie höher zu nehmen, als bis an den Plafond des Theezimmers. Es ist wirklich angenehm zu lesen, wie eine Musik angenehm zu hören ist, die dem Ohre durch sanfte Töne schmeichelt, welche in einzelne wohllautende Akkorde gesammelt sind. Sie darf keinen Charakter haben, diese Musik, sie darf keinen eigentlichen Gedanken, keine tiefere Empfindung ausdrücken, sonst würde die arme Seele unverständlich werden, oder die Gedanken zu sehr afficiren. Eine angenehme Musik, so zwischen Schlafen und Wachen, die uns einwiegt und in süße Träume hinüber lullt. Siehe, so die Sprache, so die Form jener neuen Manier, die Euch entzückte.

Das *Zweite*, was Euch gefiel, hängt mit diesem Ersteren sehr genau zusammen, diese Manier war so *natürlich*. Es ist etwas Schönes, Erhabenes um die Natur, besonders um die Natur in den Alpen. Schiller ist auch einmal dort eingekehrt, ich meine mit Wilhelm Tell. Sein Drama ist so erhaben, als die Natur der Schweizerlande, es bietet Aussichten, so köstlich und groß, wie die von der Tellskapelle über den See hin; aber nicht wahr, Ihr lieben Seelen, der ist Euch doch nicht natürlich genug? Zu was auch die Seele anfüllen mit unnützen Erinnerungen an die Thaten einer großen Vorzeit? Zu was Weiber schildern wie eine Gertrude Stauffacher oder eine Bertha, oder Männer wie einen Tell oder einen Melchthal? Da weiß es Clauren viel besser, viel natürlicher zu machen! Statt großartige Charaktere zu malen, für welche er freilich in seinem Kasten keine Farben finden mag, malt er Euch einen Hintergrund von Schneebergen,

grünen Waldwiesen mit allerlei Vieh; das ist pro primo die Schweiz. Dann einen Krieger neuerer Zeit mit schlanker Taille von acht Zollen, etwas bleich (er hat den Freiheitskrieg mitgemacht), das eiserne Kreuz im Knopfloch ꝛc. Das ist der Held des Stückes. Eine interessante Figur! Nämlich Figur als wirklicher Körper genommen, mit Armen, Taille, Beinen ꝛc. und interessant, nicht wegen des Charakters, sondern weil er etwas bleich ist, ein eisernes Kreuz trägt und so ein Ding von einem preußischen Husaren war. Neben diesen Helden kommt ein frisches, rundes „Dingelchen" zu stehen, mit kurzem Röckchen, schönen Zwickelstrümpfen ꝛc.; kurz, das Inventarium ihres Körpers und ihres Anzuges könnt Ihr selbst nachlesen oder habt es leider im Kopfe. Das Schweizerkind, die Mimili, ist nun so natürlich als möglich, d. h. sie genirt sich nicht, in Gegenwart des Kriegers das Busentuch zu lüften und ihn den Schnee und dergleichen sehen zu lassen, daß ihm „angst und bange" wird. Einiger Schweizerdialekt ist auch eingemischt, der nun freilich im Munde Claurens etwas unnatürlich klingt; kurz, es ist nichts vergessen, die Natur ist nicht nur nachgeahmt, sondern förmlich kopirt und getreulich abgeschrieben. Aber leider ist es nur die Natur, so wie man sie mittelst einer Camera obscura abzeichnen kann. Der warme Odem Gottes, der Geist, der in der Natur lebt, ist weggeblieben, weil man nur das Kostüm der Natur kopirte. Zeichnet die nächste beste Schweizer Milchmagd ab, so habt Ihr eine Mimili, und freilich Alles so natürlich als möglich.

Das Dritte, was Euch so gut mundete an dieser Geschichte, war — das Rührende. Wann und wo war der Kummer der Liebe nicht rührend? Es ist ein Motiv, das jedem Roman als Würze beigegeben wird, wie bittere Mandeln einem süßen Kuchen, um das Süße durch die Vorkost des Bitteren desto angenehmer und erfreulicher zu machen. Ihr selbst, meine jungen Zuhörerinnen, und ich habe dies zu öfteren Malen an Euch gerügt, versetzt Euch gar zu gerne in ein solches Liebesverhältniß, wenn nicht dem Körper, doch dem Geiste nach. Wenn Ihr so dasitzet und nähet oder stricket, und über Eure Nachbarn gehörig geklatscht habt, kommt gar leicht in Eurer Phantasie das Kapitel der Liebe an die Reihe, und Ihr träumet und träumet und vergesset die Welt und die Maschen an Eurem Strickstrumpf. Wenn man Nachts durch den Wald geht, so denkt man gerne an arge Schauergeschichten von Mord und Todtschlag. Gerade so machet Ihr es. Je gräulicher der Schmerz eines Liebespaares ist, von welchem Ihr leset, desto angenehmer fühlet Ihr Euch angeregt. Da wollet Ihr keine Natürlichkeit, da soll es recht arg und türkisch zugehen, und wie den spanischen Inquisitoren, so ist Euch ein solches Auto-da-fé ein Freudenfest. Je länger die Liebenden am langsamen Feuer des Kummers braten, je mehr man ihnen mit der Zange des Schicksals die Glieder verrenkt, desto rührender kommt es Euch vor, und doch habt Ihr dabei immer noch den Trost in petto, daß der Autor, der diesen Jammer arrangirt, zugleich Chirurg ist und die verrenkten Glieder wieder einrichtet, zugleich Notar, um den Heirathscontract schnell zu fertigen, zugleich auch Pfarrer, um die guten Leutchen zusammenzugeben. Ihr habt Recht, Ihr guten Seelen! Ihr wollet nicht gerührt sein durch tiefere Empfindungen, man darf bei Euch nicht jene Mollakkorde anschlagen, die durch die Seele zittern. Wer wollte auch

mit einer Aeolsharfe auf einer Kirchweihe aufspielen! Da ist der schnarrende Contrebaß Meister, und je gräßlicher es zugeht, desto rührender ist es.

Ich komme aber auf den vierten Punkt der Mimilis-Manier, nämlich auf — — das Reizende. Die drei andern Punkte waren das Schafskleid, das ist aber die Kralle, an der Ihr den Wolf erkennet, der im Kleide steckt, jenes war die Kutte, unter welcher er unschuldig wie der heilige Franzisfus sich bei Euch einführt; aber siehe da, das ist der Pferdefuß, und an seinen Spuren wirst Du ihn erkennen. Und was ist dieses Reizende? Das ist die Sinnlichkeit, die er aufregt, das sind jene reizenden, verführerischen, lockenden Bilder, die Eurem Auge angenehm erscheinen. Es freut mich, zu sehen, daß Ihr da unten die Augen nicht aufschlagen könnet. Es freut mich, zu sehen, daß hin und wieder auf mancher Wange die Röthe der Beschämung aufsteigt. Es freut mich, daß Sie nicht zu lachen wagen, meine Herren, wenn ich diesen Punkt berühre. Ich sehe, Ihr Alle verstehet nur allzuwohl, was ich meine.

Ein Lessing, ein Klopstock, ein Schiller und Jean Paul, ein Novalis, ein Herder waren doch wahrhaftig große Dichter, und habt Ihr je gesehen, daß sie in diese schmutzigen Winkel der Sinnlichkeit herabsteigen mußten, um sich ein Publikum zu machen? Oder wie? Sollte es wirklich wahr sein, daß jene edleren Geister nur für wenige Menschen ihre hehren Worte aussprachen, daß die große Menge nur immer dem Marktschreier folgt, weil er köstliche Zoten spricht, und sein Bajazzo possierliche Sprünge macht? Armseliges Männervolk, daß Du keinen höheren geistigen Genuß kennst, als die körperlichen Reize eines Weibes gedruckt zu lesen, zu lesen von einem Marmorbusen, von hüpfenden Schneehügeln, von schönen Hüften, von weißen Knieen, von wohlgeformten Waden, und von dergleichen Schönheiten einer Venus Vulgivaga. Armseliges Geschlecht der Weiber, die Ihr aus Clauren Bildung schöpfen wollet, erröthet Ihr nicht vor Unmuth, wenn Ihr leset, daß man nur Eurem Körper huldigt, daß man die Reize bewundert, die Ihr in der raschen Bewegung eines Walzers entfaltet, daß der Wind, der mit Euren Gewändern spielt, das lüsterne Auge Eures Geliebten mehr entzückt, als die heilige Flamme reiner Liebe, die in Eurem Auge glüht, als die Götterfunken des Witzes, der Laune, welche die Liebe Eurem Geiste entlockt? Verlorene Wesen, wenn es Euch nicht kränkt, Euer Geschlecht so tief, so unendlich tief erniedrigt zu sehen, geputzte Puppen, die Ihr Euren jungfräulichen Sinn schon mit den Kinderschuhen zertreten habt, leset immer von andern geputzten Puppen, bepflanzet immer Eure Phantasie mit jenen Vergißmeinnichtblümchen, die am Sumpfe wachsen, Ihr verdienet keine andere als sinnliche Liebe, die mit den Flitterwochen dahin ist.

Siehe da die Anmuth, die Natürlichkeit, das Rührende und den hohen Reiz der Mimilis-Manier. Lasset uns weiter die Fortschritte betrachten, die ihr Erfinder machte. Wie das Unkraut üppig sich ausbreitet, so ging es auch mit dieser Giftpflanze in der deutschen Literatur. Die Mimili-Manier wurde zur Mimili-Manie, wurde zur Mode. Was war natürlicher, als daß Clauren eine Fabrik dieses köstlichen Zeuges anlegte, und zwar nach den vier Grundgesetzen, nach jenen vier Cardinaltugenden, die wir in seiner Mimili fanden? Bei jener Classe von Menschen, für welche er schreibt, liegt gewöhnlich an der Feinheit des Stoffes wenig. Wenn

nur die Farben recht grell und schreiend sind. Mochte er nun selbst diese Bemerkung gemacht haben, oder konnte er vielleicht selbst keine feineren Fäden spinnen, keine zarteren Nüancen der Farben geben, sein Stoff ist gewöhnlich so unkünstlerisch und grob als möglich angelegt; ein fadengerades Heirathsgeschichtchen, so breit und lang als möglich ausgedehnt, von tieferer Charakterzeichnung ist natürlich keine Rede; Commerzienräthe, Husarenmajore, alte Tanten, Ladenjünglinge comme il faut, ꝛc. Die Dame des Stückes ist und bleibt immer dasselbe Holz- und Gliederpüppchen, die nach Verhältnissen costümirt wird, heiße sie nun Mimili oder Vally, Magdalis oder Doralice, spreche sie Schweizerisch oder Hochdeutsch, habe sie Geld oder keines, es bleibt dieselbe. Ist nun die Historie nach diesem geringen Maßstab angelegt, so kommen die Ingredienzien.

Bei den Ingredienzien wird, wie billig, zuerst Rücksicht genommen auf das Frauenvolk, das die Geschichte lesen wird. Erstens einige artige Kupfer mit schönen „Engelsköpfchen," angethan nach der „allerneuesten" Mode. Diese werden natürlich in der Fabrik immer zuvor entworfen, gemalt und gestochen, und nachher der resp. Namen unten hingeschrieben. Sündiger Weise benützt der gute Mann auch die Portraits schöner fürstlicher Damen, die er als Quasianushängeschild vor den Titel pappt. So hat es uns in der Seele wehe gethan, daß die Großfürstin Helena von Rußland, eine durch hohe Geistesgaben, natürliche Anmuth und Körperschönheit ausgezeichnete Dame, bei dem Tornisterliedchen (im Vergißmeinnicht 1826) gleichsam zu Gevatter stehen mußte.

Zweitens, ein noch bei weitem lockenderes Ingredienz ist die Toilette, die er trotz den ersten Modehändlerinnen zu machen versteht. Wer wollte es Virgil übel nehmen, wenn er den Schild seines Helden beschreibt, wer lauscht nicht gerne auf die kriegerischen Worte eines Tasso, wenn er die glänzenden Waffen seines Rinaldo oder Tancred besingt? Es sind Männer, die von Männern, es sind edle Sänger, die von Helden singen. Ueberwiegt aber nicht der Ekel noch das Lächerliche, wenn man einen preußischen geheimen Hofrath hört, wie er den Putz einer Dame vom Kopf bis zu den Zehenspitzen beschreibt? Es kommt freilich sehr viel darauf an, ob auf dem bohlen Schädel seiner Mimilis ein italienischer Strohhut oder eine Toque von Seide sitzt, ob die Federn, die solche schmücken, Marabout- oder Straußfedern oder gar Paradiesvögel sind; und dann die niedlichen „Säckelchen" von Obrgeschmeide, Halsbändern, Bracelets et caetera, daß „einem das Herz puppert," und dann die Brüsseler Kanten um die wogende Schwanenbrust, und das gestickte Ballkleid, und die durchbrochenen Strümpfe, und die seidenen Pariser Ballschuhe oder ein Négligé wie aus dem leichtesten Schnee gewoben, und dieses Ueberröckchen, und jenes Mäntelchen, und dieses Spitzenhäubchen, aus dem sich die goldenen Ringellöckchen hervorstehlen. O sancta simplicitas! Und Ihr kneipt, um mich seiner Sprache zu bedienen, Ihr kneipt die Kniee nicht zusammen, meine Damen, und wollet Euch nicht halb zu Tode lachen über den köstlichen Spaß, daß ein preußischer geheimer Hofrath Eurer Zofe ins Handwerk greift und Euch vorrechnet, was man im Putzladen der Madame Prellini haben kann? Leider Ihr lachet nicht! Ihr leset den allerliebsten Modebericht mit großer Andacht, Ihr sprechet, das ist doch einmal eine Lektüre von Geschmack; nichts Ueber-

irdisches, Romantisches, tout comme chez nous, bis aufs Hemde hat er uns beschrieben, der delicióse Mann, der Clauren.

Ein drittes Ingredienz für Mädchen sind die magnifiken Bälle, die er alljährlich gibt. Hu! wie da getanzt wird, daß das Herzchen „im vierundsechzigstels Takt pulsirt!" Wie schön! Vornehme Damen, die bei Präsidents A., bei Geheimeraths B., bei dem Banquier C., oder gar bei Hofe Zutritt haben, finden Alles „haarklein" beschrieben, von der Polonaise bis zum Cotillon. Arme Landfräulein, die nur in das nächste Städtchen auf den Casinoball kommen können, lesen ihren Clauren nach, ihre Phantasie trägt sie auf den herrlichen Ball bei Hof und „der Himmel hängt ihnen voll Geigen." Putzjungfern, welche Ballkleider verfertigen, ohne sich selbst darin zeigen zu können, Kammermädchen, die ihre Dame zu dem Balle „aufgedonnert" haben, nehmen beim Scheine der Lampe ihren Clauren zur Hand, treten unter dem Tische mit den tanzlustigen Füßen den Takt eines Schnellwalzers und träumen sich in die glänzenden Reihen eines Fastnachtballes! Treffliches Surrogat für tanzlustige Seelen, köstliche Stallfütterung für Schafe, die nicht auf der Weide hüpfen können!

Als ein viertes treffliches Hauptingredienz für liebevolle, weibliche Seelen ist das vollendete Bild eines Mannes, wie er sein soll, zu rechnen, das Clauren zu geben versteht. In der Regel zeichnen sich diese Leute nicht sehr durch hohe Verstandesgaben aus; doch wir wollen diesen Fehler an Clauren nicht rügen; wo nichts ist, sagt ein altes Sprüchwort, da hat der Kaiser das Recht verloren. Statt des Verstandes haben die Vergißmeinnichtmänner herrliche Rabenlocken, einen etwas schwindsüchtigen Teint, der sie aber schmachtend und interessant macht, unter fünf Fuß sechs Zoll darf keiner messen; kräftige, männliche Formen, sprechende Augen, die Hände und Füße aber wie andere Menschen. Sie sind gerade so eingerichtet, daß man sich ohne Weiteres in sie verlieben muß. Dabei sind sie meistens arm, aber edel, stolz, großmüthig, und heirathen gewöhnlich im fünften Akt. Auf welche edle, weibliche Seele sollte ein solcher Held neuerer Zeit nicht den wohlthuendsten Eindruck machen, wenn sie von ihm liest? Sie schnitzelt das Bild des Obergesellen oder Jagdschreibers, oder Apothekergehülfen, das sie im Herzen trägt, so lange zurecht, bis er ungefähr gerade so aussieht, wie der Allerschönste im allerneuesten Jahrgange des allerliebsten Vergißmeinnicht.

Fünftens: von schimmernden Lüstres, von deckenhohen Trumeaux, von herrlichen Sophas, von seengleicher Einrichtung, von Sepiamalerei und dergleichen wäre hier noch viel zu reden, wenn es die Mühe lohnte.

Gehen wir, andächtige Versammlung, über zu den Ingredienzen und Zuthaten für Männer, so können wir hier leicht zwei Klassen machen: 1) Zuthaten, die das Auge reizen, 2) Zuthaten, die den Gaumen kitzeln.

Unter Nro. 1 ist vor Allem zu rechnen die Art, wie Clauren seine Mädchen beschreibt. Um zuerst von ihrem geistigen Werthe zu sprechen, so gilt hier dasselbe, was von den Männern gesagt wurde; eine tiefe, edle, jungfräuliche Seele weiß kein Clauren zu schildern, und wenn er es wüßte, so hat er ganz Recht, daß er nie eine Thekla, eine Klotilde, oder ein Wesen, das etwa ein Titan oder Horion lieben könnte, unter seiner Affenfamilie mittanzen läßt. Was das Aeußere betrifft, so macht er es wie

jener griechische Künstler, der aus sieben schönen Mädchen sich eine Venus bilden wollte. Aber er vergißt den hohen Sinn, der in der Sage von dem Künstler liegt. Sechs zogen vorüber und zeigten dem entzückten Auge stolz die entfesselten Reize ihrer Jugend. Die Siebente, als die Gewänder fallen sollten, erröthete und verhüllte sich, und der Künstler ließ jene sechs vorübergehen und bildete nach diesem Vorbild jungfräulicher Hoheit seine Göttin. Nicht also Clauren: die Sechs hat er wohl aufgenommen, der Siebenten, als sie verschämt, verhüllt, erröthend nahte, hat er die Thüre verschlossen.

Und jetzt, meine Herren, setzet Euch her, macht es Euch bequem, der große Meixner gibt ja das Panorama aller weiblichen Reize. Siehe die entfesselten Locken, die auf den Alabaster der Schultern niederfallen, siehe — doch wie? soll ich alle jene erhabenen, ausgesuchten Epitheta wiedergeben, die sich mit Schnee, mit Elfenbein, mit Rosen gatten? Ich bin ein Mann und erröthe, erröthe darüber, daß ein Mann aus der sogenannten guten Gesellschaft die sittenlose Frechheit hat, alljährlich ein ausführliches Verzeichniß von den Reizen drucken zu lassen, die er bei seinem Weibe fand.

Als Tasso jene Strophen dichtete, worin die Gesandten Gottfried's am Palaste der neuen Circe die Nymphen im See sich baden sehen, glaubet Ihr, seine reiche glühende Phantasie hätte ihm nicht noch lockendere Bilder, reizendere Wendungen einhauchen können, als einem Clauren? Doch, er dachte an sich, er dachte an die hohe, reine Jungfrau, für die er seine Gesänge dichtete, er dachte an seinen unbefleckten Ruhm bei Mit- und Nachwelt, und siehe, die reichen Locken fallen herab und strömen um die Nymphen und rollen in das Wasser, und der See verhüllt ihre Glieder. Aber, si parva licet componere magnis, was soll man zu jener scandalösen Geschichte sagen, die H. Clauren in einem früheren Jahrgang des Freimüthigen, eines Blattes, das in so manchem häuslichen Cirkel einheimisch ist, erzählt?

Rechne man es nicht uns zur Schuld, wenn wir Schändlichkeiten aufdecken, die Jahre lang gedruckt zu lesen sind. Eine junge Dame kommt eines Tages auf Claurens Zimmer. Sie klagt ihm nach einigen Vorreden, daß sie zwar seit vierzehn Tagen verheirathet, und glücklich verheirathet, aber durch einen kleinen Ehebruch von einer Krankheit angesteckt worden sei, die ihr Mann nicht ahnen dürfe. H. Clauren erzählt uns, daß er der engelschönen Dame gesagt, sie sei nicht zu heilen, wenn sie ihm nicht den Grad der Krankheit et caetera zeige. Die Dame entschließt sich zu der Procedur. Ich dächte, das Bisherige ist so ziemlich der höchste Grad der Schändlichkeit, zum mindesten ein hoher Grad von Frechheit, dergleichen in einem belletristischen Blatte zur Sprache zu bringen. Eine Dame, glücklich verheirathet, seit vierzehn Tagen ein glückliches Weib und Ehebrecherin! Aber nein! Der Faun hat hieran nicht genug: er ladet uns zu der Procedur selbst ein; er rückt den Sessel ans Fenster, er setzt die Dame in Positur, er beschreibt uns von der Zehenspitze aufwärts seine Beobachtungen!!!

Ich wiederhole es, man kann von einem solchen Frevel nur zu sprechen wagen, wenn er offenkundig geworden ist, wenn man die Absicht hat, ihn zu rügen. Warum in einem öffentlichen Blatte etwas erzählen, was man in guter Gesellschaft nicht erwähnen darf? Aber das ist H. Clauren, der geliebte, verehrte, geachtete Schriftsteller, der Mann des Volkes. Schande genug für ein Publikum, das sich Schändlichkeiten dieser Art ungestraft erzählen läßt!

In die eben erwähnte Kategorie von berechnetem Augenreize für Männer gehören auch die Situationen, in welchen wir oft die Heldinnen finden. Bald wird uns ausführlich beschrieben, wie Magdalis aussah, als sie zu Bette gebracht wurde, bald weidet man sich mit Herrn Stern an Doralicens Angst, zu Zwei schlafen zu müssen, bald hört man Vally im Bade plätschern und möchte ihrer naiven Einladung dahin folgen, bald sieht man ein Kammermädchen im Hemde, das kichernd um Pardon bittet, der glühenden, durch alle Nerven zitternden Küsse, der Blicke beim Tanze abwärts auf die Wellenlinien der Tänzerinnen u. dgl. nicht zu gedenken; Honigworte für Leute, die nichts Höheres kennen als Sinnlichkeit, köstlich kandirte Zoten für einen verwöhnten Gaumen, treffliches Hausmittel für junge Wüstlinge und alte Gecken, die mit ihrer moralischen und physischen Kraft zu Rande sind, um dem Restchen Leben durch diese Reizmittel aufzuhelfen.

Ein zweites Reizmittel für Männer sind jene Zuthaten, die den Gaumen kitzeln. „Heda, Kellner, hieher sechs Flaschen des brüsselnden Schaumweins! ha, wie der Kork knallend an die Decke fährt! Eingeschenkt, laßt ihn nicht verrauchen; jetzt für jeden zwei, drei Dutzend Austern draufgesetzt.“ Ist diese Sprache nicht herrlich? Wird man nicht an Homer erinnert, der immer so redlich angibt, was seine Helden verspeisten; freilich gab er ihnen nur gewöhnliches Schweinefleisch, und die Weinsorten rühmt er auch nicht besonders; aber ein Clauren ist denn doch auch etwas Anderes als Homer; wer wollte es übel nehmen, wenn er die Korke fliegen läßt und Austern schmaust, fünfhundert Stück zum ersten Anfang?

Ich kannte einen jener bedauernswürdigen Menschen, die man in glänzendem Gewande, mit zufriedener Miene auf den Promenaden umherschlendern sieht. Ihr haltet sie für das glücklichste Geschlecht der Menschen, diese Pflastertreter; sie haben nichts zu thun und vollauf zu leben. Ihr täuschet Euch; oft hat ein solcher Herr nicht so viel kleine Münze, um eine einfache Mittagskost zu bezahlen, und was er an großem Geld bei sich trägt, kann man nicht wohl wechseln. Einen solchen nun fragte ich eines Tages: „Freund, wo speiset ihr zu Mittag? Ich sehe euch immer nach der Tafelzeit mit zufriedener Miene die Straße herabkommen, mit der Zunge schnalzend oder in den Zähnen stochernd, bei welchem berühmten Restauranten speiset Ihr?“

„Bei Clauren,“ gab er mir zur Antwort.

„Bei Clauren?“ rief ich verwundert. „Erinnere ich mich doch nicht, einen Straßenwirth oder Garkoch dieses Namens in hiesiger Stadt gesehen zu haben.“

„Da habt Ihr Recht,“ entgegnete er, „es ist aber auch kein hiesiger, sondern der Berliner, H. Clauren —“

„Wie, und dieser schickt Euch kalte Küche bis hieher?“

„Kalte und warme Küche nebst etzlichem Getränke. Doch ich will Euch das Räthsel lösen,“ fuhr er fort, „ich bin arm, und was ich habe, nimmt jährlich gerade der Schneiderconto und die Rechnung für Zuckerwasser im Kaffeehause weg; nun bin ich aber gewöhnt, gute Tafel zu halten, was fange ich in diesen Zeiten an, wo Niemand borgt und vorstreckt? Ich kaufe mir alle Jahre von ersparten Groschen das herrliche Vergißmeinnicht von H. Clauren, und ich versichere Euch, das ist mir Speisekammer, Keller, Fischmarkt, Konditorei, Weinhandlung, Alles in Allem. Ihr müßt wissen,

daß in solchem Büchlein auf zwanzig Seiten immer eine oder zwei, wie ich sie nenne, Tafelseiten kommen. Ich setze mich Mittags mit einem Stück Brod, zu welchem an Festtagen Butter kommt, nebst einem Glase Wasser oder dünnem Bier an den Tisch, speise vornehm und langsam, und während ich kaue, lese ich im Vergißmeinnicht, oder in Scherz und Ernst. Seine Tafelseiten werden mir nun zu delikaten Suppentafeln, denn mein Teller ist nicht mehr mit schlechtem Brod besetzt, meine Zähne malmen nicht mehr dieses magere Gebäck, nein, ich esse mit Clauren, und der Mann versteht, was gute Küche ist. Was da an Fasanen, Gänseleberpasteten, Trüffeln, an seltenen Fischen, an —"

„Genug," fiel ich ihm ein, „und Eure Phantasie läßt Euch satt werden? Aber könntet Ihr hiezu nicht das nächste beste Kochbuch nehmen? Ihr hättet zum mindesten mehr Abwechslung."

„Ei, da ist noch ein großer Unterschied! Sehet, das versteht Ihr nicht recht; in den Kochbüchern wird nur beschrieben, wie etwas gekocht wird, aber ganz anders im Vergißmeinnicht; da kann man lesen wie es schmeckt, Clauren ist nicht nur Mundtoch und Vorschneider, sondern er kaut auch jede Schüssel vor und erzählt, so schmeckte es, und wie natürlich ist es, wenn er oft beschreibt, wie diesem die Sauce über den Bart herab geträufelt sei, oder wie jener vor Vergnügen über die Trüffelpastete die Augen geschlossen. Ueberdies hat man dabei den herrlichsten Flaschenkeller gleich bei der Hand, und wenn ich das Glas mit Dünnbier zum Munde führe, schiebt er mir immer im Geiste Trimadeira, Bordeaux oder Champagner unter."

So sprach der junge Mann und ging weiter, um auf sein großes Clauren'sches Traktament, der Verdauung wegen, zu promeniren.

Was ist Rumford gegen einen solchen Mann? sprach ich zu mir. Jener bereitet aus alten Knochen kräftige Suppen für Arme und Kranke, ist aber hier nicht mehr als Rumford und Andere? Speist und tränkt er nicht durch eine einzige Auflage des Vergißmeinnichts fünftausend Mann? Wenn nur die Phantasie des gemeinen Mannes etwas höher ginge, wie wohlfeil könnte man Spitäler, ja sogar Armeen verproviantiren? Der Spitalvater oder der respektive Lieutenant nähme das Vergißmeinnicht zur Hand, ließe seine Compagnie Hungernder antreten, ließe sie trockenes Commisbrod speisen und würde ihnen einige Tafelseiten aus Clauren vorlesen.

Doch von solchen Thorheiten sollte man nicht im Scherz sprechen, sie verdienen es nicht, denn wahrer, bitterer Ernst ist es, daß solche Niederträchtigkeit, solche Wirthshauspoesie, solche Dichtungen à la carte, wenn sie ungerügt jede Messe wiederkehren dürfen, wenn man den gebildeten Pöbel in seinem Wahne läßt, als wäre dies das Manna, so in der Wüste vom Himmel fällt, die Würde unserer Literatur vor uns selbst und dem Auslande, vor Mit- und Nachwelt schänden!

Doch ich komme, meine verehrten Zuhörer, noch auf einen andern Punkt, den man weniger Ingredienz oder Zuthat, sondern Sauce piquante nennen könnte: das ist die Sprache. Man wirft nicht mit Unrecht den Schwaben und Schweizern vor, daß sie nicht sprechen, wie sie schreiben, aber wahrhaftig, es gereicht H. Clauren zu noch größerem Vorwurf, daß er so gemein schreibt, wie er gemein und unedel zu sprechen und zu denken scheint. Man hat in neuerer Zeit manches verschrobene und verschränkte

Deutsch lesen müssen, waren es Wendungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, waren es Sätze aus einer spanischen Novelle, es wollte sich in unserer reichen, herrlichen Sprache nicht recht schicken. Ohrzerreißend waren auch die Compositionen, die Voß nach Analogie Homers vornahm; aber man kann Männer dieser Art höchstens wegen ihres schlechten Geschmacks bedauern, anklagen niemals; denn es lag dennoch ein schöner Zweck ihrem wunderlichen Handhaben der Sprache zu Grunde. Was soll man aber von der geflissentlichen Gemeinheit sagen, womit der Erfinder der Mimilismanier seine Produkte einkleidet? König Salomo, wenn er noch lebte, würde diesen Menschen mit einem Freudenmädchen vergleichen. Sie geht einher im Halbdunkel, angethan mit köstlichen Kleidern, mit allerlei Flimmer und Federputz auf dem Haupte. Du redest sie an mit Ehrfurcht, denn Du verehrst in ihr eine wohlerzogene Frau aus gutem Hause, aber sie antwortet dir mit wieherndem Gelächter, sie gesteht, sie müsse lachen, daß „sie der Bock stößt;" sie spricht in Worten, wie man sie nur in Schenken und auf blauen Montagstänzen hören konnte, sie enthüllt sich, ohne zu erröthen, vor deinen Augen, und spricht Zoten und Zötchen dazu. Wehe Deinem Geschmack, wehe Dir selbst und Deinem sittlichen Werth, wenn Dir nicht klar wird, daß die, welche Du für eine anständige Frau gehalten, eine feile Dirne ist, bestimmt zum niedrigsten Vergnügen einer verworfenen Klasse!

Wozu ein langes Verzeichniß dieser Sprachsünden hieher setzen, da ja das Buch, über welches wir sprechen, der Mann im Monde, ein lebendiges Verzeichniß, ein vollständiger Katalog seiner Worte, Wendungen, Farben und Bilder ist? Es ist die Sauce, womit er seine widerlichen Fricassées anfeuchtet, und je mehr er ihr jenen ächten Wildpretgeschmack zu geben weiß, der schon auf einer Art von Fäulniß und Moder beruht, desto mehr sagt sie dem verwöhnten Gaumen seines Publikums zu.

Noch ist endlich ein Zuthätchen und Ingredienzchen anzuführen, das er aber selten anwendet, vielleicht weil er weiß, wie lächerlich er sich dabei ausnimmt; ich meine jene rührenden, erbaulichen Redensarten, die als auf ein frommes Gemüth, auf christlichen Trost und Hoffnung gebaut, erscheinen sollen. Als uns der Fastnachtsball und das erbauliche Ende der Dame Magdalis unter die Augen kam, da gedachten wir jenes Sprüchworts: „Junge H...., alte Betschwestern," wir glaubten, der gute Mann habe sich in der braunen Stube selbst bekehrt, sehe seine Sünden mit Zerknirschung ein und werde mit Pater Willibald selig entschlafen. Das Tornisterlieschen, Vielliebchen und dergleichen überzeugten uns freilich eines andern, und wir sahen, daß er nur per Anachronismum den Aschermittwoch vor der Fastnacht gefeiert hatte. Wie aber im Munde des Unheiligen selbst das Gebet zur Sünde wird, so geht es auch hier; er schändet die Religion nicht weniger, als er sonst die Sittlichkeit schändet, und diese heiligen rührenden Scenen sind nichts Anderes, als ein wohlüberlegter Kunstgriff, durch Rührung zu wirken; etwa wie jene Bettelweiber in den Straßen von London, die alle Vierteljahre kleine Kinder kaufen oder stehlen, und mit den unglücklichen Zwillingen seit zehn Jahren weinend an der Ecke sitzen.

Zum Schlusse dieses Abschnittes will ich Euch noch eine kleine Geschichte erzählen. Es kam einst ein fremder Mensch in eine Stadt, der sich Zutritt in die gute Gesellschaft zu verschaffen wußte. Dieser Mensch betrug sich

von Anfang etwas linkisch, doch so, daß man manche seiner Manieren übersehen und zurecht legen konnte. Er hielt sich gewöhnlich zu den Frauen und Mädchen, weil ihm das Gespräch der Männer zu ernst war, und jene lauschten gerne auf seine Rede, weil er ihnen Angenehmes sagte. Nach und nach aber fand es sich, daß dieser Mensch seiner gemeineren Natur in dieser Gesellschaft wohl nur Zwang angethan hatte; er sprach freier, er schwatzte den Ohren unschuldiger Mädchen Dinge vor, worüber selbst die Eltern hätten erröthen müssen. Wie es aber zu gehen pflegt; das Lüsterne reizt bei weitem mehr, als das Ernste, Sittliche; zwar mit niedergeschlagenen Augen, aber offenem Ohre lauschten sie auf seine Rede, und selbst manche Zote, die für eine Bierschenke derb genug gewesen wäre, bewahrten sie in seinem Herzen. Der fremde Mann wurde der Liebling dieses Cirkels. Es fiel aber den Männern nach und nach auf, daß ihre Frauen über manche Verhältnisse freier dachten als zuvor, daß selbst ihre Mädchen über Dinge sprachen, die sonst einem unbescholtenen Kinde von fünfzehn bis sechzehn Jahren fremd sein müssen. Sie staunten, sie forschten nach dem Ursprung dieser schlechten Sitten, und siehe, die Frauen gestanden ihnen unumwunden: „Es ist der liebenswürdige, angenehme Herr, der uns dieses gesagt hat." Viele der Männer versuchten es, mit Ernst und Warnung ihn zum Schweigen zu bringen; umsonst, er schüttelte die Pfeile ab und plauderte fort. Die Männer wußten nicht, was sie thun sollten, denn es ist ja gegen die Sitten der guten Gesellschaft, selbst einen verworfenen Menschen die Treppe hinabzuwerfen. Da versuchte Einer einen andern Weg. Er setzte sich unter die Frauen und lauschte mit ihnen auf die Rede des Mannes, und merkte sich alle seine Worte, Wendungen, selbst seine Stimme. Und eines Abends kam er, angethan wie jener Verderber, setzte sich an seine Seite, ließ ihn nicht zum Worte kommen, sondern erzählte den Frauen nach derselben Manier, mit nachgeahmter Stimme, wie es jener Mann zu thun pflegte. Da fanden die Vernünftigeren wenigstens, wie lächerlich und unsittlich dies Alles sei. Sie schämten sich, und als jener Mensch dennoch in seinem alten Tone fortfahren wollte, wandten sie sich von ihm ab, er aber stand beinahe allein und zog beschämt von dannen.

„Wo Ernst nicht hilft, da nimm den Spott zu Hülfe," dachte jener, und wohl ihm, wenn es ihm gelang, den Wolf im Schafskleide zu verjagen.

Meine Freunde! dasselbe, was in dieser Geschichte erzählt ist, dasselbe wollte auch der Mann im Monde, und das war ja unsere erste Frage, er wollte den Erfinder der Mimilimanier zu Nutz und Frommen der Literatur und des Publikums, zur Ehre der Vernunft und Sitte, lächerlich machen.

Wie er diesen Zweck verfolgte? Ob es ihm gelingen konnte? ist der Gegenstand der folgenden Fragen.

II. Haben wir bisher nachgewiesen und darüber gesprochen, welchen Zweck der Mann im Monde zu verfolgen hatte, indem wir den Gegenstand, gegen welchen er gerichtet war, nach allen Theilen auseinander setzten, so kommt es uns zu, andächtig mit einander zu betrachten, wie er diesen Zweck verfolgte.

Es gibt verschiedene Wege, wie schon in der Parabel vom angenehmen Mann angedeutet ist, verschiedene Wege, um ein Laster, eine böse Gewohnheit oder unsittliche Ansichten aus der sittlichen Gesellschaft zu verbannen. Das Erste und Natürlichste bleibt immer, einen solchen Gegen-

stand mit Ernst, mit Gründen anzugreifen, seine Anhänger von ihrem Irrthum zu überführen, seine Blöße offen vor das Auge zu bringen. Diesen Weg hat man auch mit dem Clauren'schen Unfug zu wiederholten Malen eingeschlagen. Ihr Alle, meine Zuhörer, kennet hinlänglich die öffentlichen Gerichte der Literatur, wo die Richter zwar, wie bei der heiligen Vehme, verhüllt und ohne Namen zu Gericht sitzen, aber unverhüllt und ununwunden Recht sprechen; ich meine die Journale, die sich mit der Literatur beschäftigen. Wie es in aller Welt bestechliche Richter gibt, so auch hier. Es gab freilich einige an Obscurantismus laborirende Blätter, welche jedes Jahr eine Fanfare bliesen, zu Gunsten und Ehren Claurens und seines Neugeborenen. Dem Vater wie dem Kindlein wurde gebührendes Lob gespendet, und das Publikum eingeladen, einige Thaler als Pathengeschenk zu spendiren. Doch zur Ehre der deutschen Literatur sei es gesagt, es waren und sind dies nur einige Winkelblätter, die nur mit Modeartikeln zu thun haben.

Bessere Blätter, bessere Männer als jene, die um Geld lobten, scheuten sich nicht, so oft Claurens Muse in die Wochen kam, das Produkt nach allen Seiten zu untersuchen und der Welt zu sagen, was davon zu halten sei. Sie steigerten ihre Stimme, sie erhöhten ihren Tadel, je mehr die Lust an jenen Produkten unter Euch überhand nahm, sie bewiesen mit triftigen Gründen, wie schändlich eine solche Lektüre, wie entwürdigend ein solcher Geschmack sei, wie entnervend er schon zu wirken anfange. Manch' herrliches Wort wurde da über die Würde der Literatur, über wahren Adel der Poesie und über Euch gesprochen, die Ihr nicht erröthet, ihm zu huldigen, die Ihr so verstockt seid, das Häßliche schön, das Unsaubere rein, das Kleinliche erhaben, das Lächerliche rührend zu finden. Woran lag es aber, daß jene Worte wie in den Wind gesprochen scheinen, daß, so oft sich auch Männer von wahrem Werthe dagegen erklärten, die Menge immer mehr Partei dafür nahm? Man müßte glauben, der Herr habe ihre Herzen verstockt, wenn sich nicht noch ein anderer Grund fände.

Jene Institute für Literatur, die kein Volk der Erde so allgemein, so gründlich aufzuweisen hat, wie wir, jene Journale, wo auch das Kleinste zur Sprache kommt und nach Gesetzen beurtheilt wird, die sich auf Vernunft und wahren Werth der Kunst und Wissenschaft gründen, — sie sind leider für Wenige geschrieben! Wer liest sie? Der Gelehrte, der Bürger von wahrer Bildung, hin und wieder eine Frau, die sich über das Gebiet der Leihbibliothek erhoben hat. Ob aber Clauren für diese schreibt? Ob seine Manier diesen schädlich wird? Ob sie ihn nur lesen? Und wenn sie ihn lesen, wird ihnen die Stufe von Bildung, auf welcher sie stehen, nicht von selbst den Takt verleihen, um das Verwerfliche einzusehen? Und wenn unter hundert Menschen, welche lesen, sogar zehn wären, die sich aus jenen Instituten unterrichten, verhallt nicht eine solche Stimme bei neunzig andern?

So kam es, daß Clauren zu wiederholten Malen angegriffen, getadelt, gescholten, verhöhnt, bis in den Staub erniedrigt wurde, er — schüttelte den Staub ab, antwortete nicht, ging sinnend und wohlgemuth seine Straße. Wußte er doch, daß ihm ein großes, ansehnliches Publikum geblieben, zu dessen Ohren jene Stimmen nie drangen, wußte er doch, daß, wenn ihn der ernste Vater mit Verachtung vor die Thüre geworfen, wie

einen räudigen Hund, der seine Schwelle nicht verunreinigen soll, das Töchterlein oder die Hausfrau eine Hinterthüre willig öffnen werde, um auf die Honigworte des angenehmen Mannes zu lauschen, der Ernst und Scherz so lieblich zu verbinden weiß, und ihm von den ersparten Milchpfennigen ein Sträußchen Vergißmeinnicht abzukaufen.

Man könnte sich dies gefallen lassen, wenn es sich um eine gewöhnliche Erscheinung der Literatur handelte, die in Blättern öffentlich getadelt wird, weil sie von den gewöhnlichen Formen abweicht oder unreif ist, oder nach Form und Inhalt den ästhetischen Gesetzen nicht entspricht. Hier kann höchstens die Zeit, die man der Lektüre einer Geheimnissergeschichte oder eines ehrlichen Ritterromans widmete, übel angewendet scheinen, oder der Geschmack kann darunter leiden. So lange für die jugendliche Phantasie, für Sittlichkeit keine Gefahr sich zeigt, mögen immer die Richter der Literatur den Verfasser zurechtweisen, wie er es verdient, das allgemeine Publikum wird freilich wenig Notiz davon nehmen. Wenn aber nachgewiesen werden kann, daß eine Art von Lektüre die größtmögliche Verbreitung gewinnt, wenn sie diese gewinnt durch Unsittlichkeit, durch Lüsternheit, die das Auge reizt und dem Ohre schmeichelnd durch Gemeinheit und unreines Wesen, so ist sie ein Gift, das um so gefährlicher wirkt, als es nicht schnell und offen zu wirken pflegt, sondern allmälig die Phantasie erhitzt, die Kraft der Seele entnervt, den Glauben an das wahrhaft Schöne und Edle, Reine und Erhabene schwächt und ein Verderben bereitet, das bedauerungswürdiger ist, als eine körperliche Seuche, welche die Blüthe der Länder wegrafft.

Ich habe Euch vorhin ein Bild entworfen von dem Wesen und der Tendenz dieses Giftes, nach allen Theilen habe ich ihn enthüllt, und wer unter Euch kann läugnen, daß er ein solches Gift verbreite? Wer es kann, der trete auf und beschuldige mich einer Lüge! Männer meines Volkes, die Ihr den wahren Werth einer schönen, kräftigen Nation nicht verkennt, Männer, die Ihr die Phantasie Eurer Jünglinge mit erhabenen Bildern schmücken wollt, Männer, die Ihr den keuschen Sinn einer Jungfrau für ein hohes Gut erachtet, Ihr, ich weiß es, fühlet mit mir. Aber Ihr müßt auch gefühlt, gesehen haben, daß jene öffentlichen Stimmen, die den Marktschreier rügten, der den Verblendeten Gift verkauft, nicht selten in Eure Häuser gedrungen sind. Ich habe gefühlt wie Ihr, und der Ausspruch jenes alten Arztes fiel mir bei: „Gegen Gift hilft nur wieder Gift." Ich dachte nach über Ursache und Wirkung jener Mimilimanier, ich betrachtete genau die Symptome, die sie hervorbrachte, und ich erfand ein Mittel, worauf ich Hoffnung setzte. Aus denselben Stoffen, sprach ich zu mir, mußt du einen Teig kneten, mußt ihn würzen mit derselben Würze, nur reichlicher überall, nur noch pikanter; an diesem Backwerk sollen sie mir kauen, und wenn es ihnen auch dann nicht widersteht, wenn es ihnen auch dann nicht wehe macht, wenn sie an dieser „Trüffelpastete," an diesem „Austernichmaus" keinen Ekel fassen, so sind sie nicht mehr zu kuriren, oder — es war nichts an ihnen verloren.

Zu diesem Zwecke scheute ich nicht die Mühe, die reiche Bibliothek von Scherz und Ernst, die üppig wuchernde Sumpfpflanze Vergißmeinnicht nach allen ihren Theilen zu studiren. Je weiter ich las, desto mehr wuchs

mein Grimm über diese nichtige Erbärmlichkeit. Es war eine schreckliche Arbeit; alle seine Kunstworte, alle seine Wendungen, alle seine Schnörkel und Arabesken, jene Costüme, worein er seine Püppchen hüllt, alle Nüancen der Sinnlichkeit und Lüsternheit, jenen feinen, durchsichtigen Schleier, womit er dem Auge mehr zeigt als verhüllt, alle Schattirungen seines Styls, jenes kokettirende Abbrechen, jenes Hindeuten auf Gegenstände, die man verschweigen will, dies Alles und so vieles Andere mußte ich suchen, mir zu eigen zu machen. Ich mußte einkehren auf seinen Bällen, bei seinen Schmäusen, ich mußte einkehren in seiner Garküche und die rauchenden Pasteten, den dampfenden Braten, den schmorenden Fisch berichen, alle Sorten seiner Weine mußte ich kosten, mußte den Kork zur Decke springen lassen, mußte die „brüsselnden Bläschen im Lilienkelchglas auf- und niedertanzen" sehen — und dann erst konnte ich sagen, ich habe den Clauren studirt.

Dann erfand ich eine Art von Novelle, in der Manier, wie Clauren sie gewöhnlich gibt, etwas mager, nicht sehr gehaltvoll, und dennoch zu zwei Theilen lang genug. Nothwendiges Requisit war, nach den oben angedeuteten Gesetzen 1) ein junger, schmächtiger, etwas bleicher, rabengelockter Mann, unglücklich, aber steinreich; 2) die Heldin des Stücks, ein tanzendes, plauderndes, naives, schönes, lüsternes, mitleidiges „Dingelchen," dem das Herzchen alsbald vor Liebe „puppert," dem die Liebe alles Blut aus dem Herzen in die Wange „pumpt." (Welch' ein gemeines Bild, von einem Weinfaß entlehnt, eines Küfers würdig!) 3) ein Spiritus familiaris, wie wir ihn beinahe in allen Clauren'schen Geschichten treffen, ein altes, freundliches „Kerlchen," das den Liebenden mit Rath und That beisteht; 4) ein neutraler Vater, der zum wenigsten Präsident sein muß; 5) ein paar Furien von Weibern, die das böse, eingreifende Schicksal vorstellen; 6) einige Husarenlieutenants und Dragoneroffiziere, nach seinen Modellen abconterfeit; 7) ein alter Onkel, der mit Geld Alles ausgleicht; 8) Bediente, Wirthe et caetera. So waren die Personen arrangirt, das Stück zu Faden geschlagen und jetzt mußte gewoben werden. Hier mußte nun hauptsächlich Rücksicht darauf genommen werden, daß man sein Dessein immer im Auge behielt, daß man immer daran dachte, wie würde er, der große Meister, dies weben? Das Gewebe mußte locker und leicht sein, keiner der Charaktere zu sehr herausgehoben und schattirt. Es wäre z. B. ein Leichtes gewesen, aus Ida eine ganz honnete, würdige Figur zu machen; der Charakter des Hofrath Berner hätte mit wenigen Strichen mehr hervorgehoben werden können; man hätte aus der ganzen Novelle ein mehr gerundetes, würdiges Ganzes machen können, aber dann — war der Zweck verfehlt. So flach als möglich mußten die verschiedenen Charaktere auf der Leinwand stehen, steif in ihren Bewegungen, übertrieben in ihrem Herzeleid, grell in ihren Leidenschaften, sinnlich, sinnlich in der Liebe. Jene Novelle an sich hat keinen Werth, und dennoch hat es mich oft in der Seele geschmerzt, wenn ich eines oder das andere der gesammelten „Zuthätchen" einstreuen, wenn ich von keuschen Marmorbusen, stolzer Schwanenbrust, jungfräulichen Schneehügeln, Alabasterformen et caetera sprechen mußte, wenn ich nach seinem Vorgange von schönen „Wäd—," von süßen „Kü—" (was nicht Küche bedeutet), von wollüstigen Träumen schreiben sollte; wenn die

Liebesgluth zur Sprache kam, die dem „jungfräulichen Kind“ wie glühendes Eisen durch alle Adern rinnt, daß sie alle andern Tücher wegwirft und die leichte Bettdecke herabschieben muß! Ich habe gelacht, wenn ich nach Anleitung seines Gradus ad Parnassum als Beiwort zu den Haaren „kohlrabenschwarz“ oder „Flachsperrücke“ setzen mußte, wenn man statt der Augen „Feuerräder“ oder „Liebessterne“ hat, Korallenlippen, „Perlenschnüre“ statt der Zähne, Schwanenhälse sammt ditto Brust, Kniee, die man zusammen „kneipt,“ weil man vor Lachen „bersten“ möchte; Wäd— und Füßchen zum kü— und dergleichen lächerliche gemeinen Worte. Nachdem gehörig *getollt, gejodelt, getanzt, geweint, abgehärmt* war, nachdem, wie natürlich, das Laster besiegt und die Tugend in einem herrlichen Schleppkleid, mit Brüsseler Kanten, Blumen im Haare auf die Bühne geführt war, wurden als Morgengabe mehrere Millionen Thaler, einige Schlösser, Parks, Gründe et caetera aufnotirt und Hochzeit gehalten. Da gab es nun ein „erschreckliches Halloh, daß man nicht wußte, wo einem der Kopf stand,“ es wurde trefflich gespeist und getrunken, und das selige Liebespaar beinahe bis in die Brautkammer befördert.

Das ist der Ur- und Grundstoff, wie zu jedem Clauren'schen Roman, so auch zum *Mann im Mond*, auf diese Art suchte er seinen Zweck zu erreichen, durch Uebersättigung Ekel an dieser Manier hervorzubringen, die Satire sollte ihm Gang und Stimme nachahmen, um ihn vor seinen andächtigen Zuhörern lächerlich zu machen. Mit Vergnügen haben wir da und dort bemerkt, daß der Mann im Mond diesen Zweck erreichte. Jeder vernünftige, unparteiische Leser erkannte seine Absicht und, Gott sei es gedankt, es gab noch Männer, es gab noch edle Frauen, die diese öffentliche Rüge der Mimili-Manier gerecht und in der Ordnung fanden.

Oeffentliche Blätter, deren ernster würdiger Charakter seit einer Reihe von Jahren sich gleich blieb, haben sich darüber ausgesprochen, haben gefunden, daß es an der Zeit sei, dieses geschmacklose, unsittliche, verderbliche Wesen an den Pranger zu stellen. Table mich Keiner, ehrwürdige Versammlung, daß ich, ein junger Mann ohne Verdienste, ohne Ansprüche auf Sitz und Stimme in der Literatur, es wagte, den Hochberühmten anzugreifen. Steht doch jedem Leser das Recht zu, seine Meinung über das Gelesene, auf welche Art es sei, öffentlich zu machen, steht doch jedem Mann in der bürgerlichen Gesellschaft das Recht zu, über Erscheinungen, die auf die Bildung seiner Zeitgenossen von einigem Einfluß sind, zu sprechen.

Ich bin weit entfernt, mich mit dem großen jüdischen Könige und Harfenisten *David* vergleichen zu wollen, aber hat nicht der Sohn Isai's, obgleich er jung und ohne Namen im Lager war, dem Riesen Goliath ein steinernes *Vergißmeinnicht* an die freche Stirne geworfen, ihm in *Scherz* und *Ernst* den Kopf abgehauen, und solchen als *Lustspiel* vor sich hertragen lassen? Mir freilich haben die Jungfrauen nicht gesungen: „Er hat zehntausend geschlagen“ (worunter man die Zahl seiner Anhänger verstehen könnte), denn die Jungfrauen sind heutzutage auf der Seite des Philisters; natürlich hat er ja, wie Asmus sagt:

„— Federn auf dem Hut,
und einen Klunker d'ran.“

Selbst die jüdischen Recensenten haben sich undankbarerweise gegen mich erklärt. Leider hat ihre Stimme wenig zu bedeuten in Israel.

Gehen wir aber, in Betrachtung, wie es dem Mondmanne auf der Erde erging, weiter, so stoßen wir auf einen ganz sonderbaren Vorfall. Als dieses Buch, dem neben der Weise und Sprache des Erfinders der Mimili-Manier auch sein angenommener Name nicht fehlen durfte, in alle vier Himmelsgegenden des Landes ausgegeben wurde, erwarteten wir nicht anders, als Clauren werde, „geharnischt bis an die Zähne" auf dem Kampfplatz der Kritik erscheinen, uns mit Schwert und Lanze anfallen, seine Knappen und dienenden Reisigen zur Seite. Wir freuten uns auf diesen Kampf, wir hatten ja für eine gute Sache den Handschuh ausgeworfen. Vergebens warteten wir. Zwar erklärte er, was schon auf den ersten Anblick jeder wußte, dieser Mann im Monde sei nicht sein Kind, aber statt, wie es einem berühmten Literator, einem namhaften Belletristen geziemt hätte, wie es sogar seine Ehre gegenüber von seinen Anbetern und Freunden verlangte, öffentlich vor dem Richterstuhl literarischer Kritik, nach ästhetischen Gesetzen sich zu vertheidigen, begnügte er sich, als Gegengewicht das „Torniſterlieschen" auf die Wagschale zu legen, und ging hin, vor den bürgerlichen Gerichten zu klagen, man habe seinen Namen gemißbraucht. Hatte man denn die paar Buchstaben Clauren angegriffen, waren es nicht vielmehr seine heillose Manier, seine sittenlosen Geschichten, sein ganzes unreines Wesen, was man anfocht? Konnten Schöppen und Beisitzer eines bürgerlichen Gerichts ihn rein machen von den literarischen Sünden, die er begangen, konnten sie mit der Fluth von Dinte, die bei diesem Vorfall verschwendet wurde, ihn rein waschen von jedem Flecken, der an ihm klebte, konnten sie ihm, indem sie ihm ihr bürgerliches Recht zusprachen, eine Achtung vor der Nation verschaffen, die er längst in den Augen der Gutgesinnten verloren? Konnten sie, indem sie genugsam Sand auf das Geschriebene streuten, das, was er geschrieben, weniger schlüpfrig machen?

Wenn aber, andächtige Versammlung, der Gerichtshof H. Clauren als wirklich vorhanden angenommen hat, so hat er damit nur erklärt, daß man Claurens Namen nicht führen dürfe, daß es unrechtmäßiger Weise geschehen sei, wenn man die acht Buchstaben, die das non-ens bezeichneten, H. C. l. a. u. r. e. n in derselben Reihenfolge auch auf ein anderes Werk gesetzt habe. In einer andern Reihenfolge wäre es also durchaus nicht Unrecht gewesen, und wie viele Anagramme sind nicht aus jenen mystischen acht Buchstaben zu bilden! Der geheime Hofrath Carl Heun bezeugt eine außerordentliche Freude über diesen Spruch und glaubt, somit sei die ganze Sache abgethan, und er habe Recht. Wie täuscht sich dieser gute Mann! War denn jene Satire, der Mann im Mond, gegen seinen angenommenen Namen gerichtet? — Namen, Herr, thun nichts zur Sache, der Geist ist's, auf den es abgesehen war. Und die Richter vom Eßlinger Gerichtshofe konnten und wollten dieſe entscheiden, ob die Tendenz, die Sprache, das ganze Wesen von Seiner Wohlgeboren Schriften sittlich oder unsittlich sei, ob sie Probe halten vor dem Auge, das nach kritischen Gesetzen urtheilt und nach den Vorschriften der Aesthetik, in welches Gebiet doch die Schriften von Clauren gehören? Der Name, nicht die Sache, konnte doch nach bürgerlichen Gesetzen Unrecht sein; aber versuche er einmal, nachdem er mit Glück seinen Namen verfochten, auch seine Sache, den Geist und die Sprache seiner Schriften zu vertheidigen! — — —

Auch das Schöne muß sterben, das Menschen und Götter entzückte, doch das Gemeine steigt lautlos zum Orkus hinab.

Wohl dem Namen Clauren, wenn er dann trotz so manchem Vergißmeinnicht vergessen sein wird, denn nach wenigen Jahrzehnten verschwindet der Scherz, und mit Ernst richtet die Nachwelt. Da wird man fragen, von welchem Einfluß war dieser Name auf seine Mitwelt, was hat er für die Würde seiner Nation, für den Geist seines Volkes gethan? Und — man wird nach Werken, nicht nach Worten richten.

Bei den alten Egyptiern war es Sitte, wenn man die Könige der Erde wiedergab, Gericht zu halten über ihre Thaten. Man hat in unseren Tagen diese schöne Sitte erneuert, so oft einer unter den Dichtern, den Königen der Phantasie, hinübergegangen war. Ueber Jean Paul vernahmen wir das schöne merkwürdige Wort: „Gute Bücher sind gute Thaten!“ Wird man von Clauren dasselbe sagen?

Doch genug davon, noch hat weder Clauren, noch ein Gerichtshof der Erde den Mann im Mond nach seinem innern Wesen widerlegt; wir sind begierig, ob und wie es geschehen werde.

Und nun zum Schlusse noch ein Wort an Euch, verehrte Zuhörer. Habt Ihr bis hieher mir aufmerksam zugehört, so danke ich Euch herzlich, denn Ihr wisset jetzt, was ich gewollt habe. Schmerzen würde es mich übrigens, wenn Ihr mich dennoch nicht recht verständet. Es möchte vielleicht Mancher mit unzufriedener Miene von mir gehen und denken: der Thor predigt in der Wüste, sollen wir denn jeglichem heiteren Geistesgenuß entsagen, sollen wir so ganz ascetisch leben, daß unsere Taschenlektüre Klopstock's Messias werden soll?

Mit nichten, und es wäre Thorheit, das zu verlangen; als der Schöpfer dem Sterblichen Witz und Laune, Humor und Empfänglichkeit für Freude in die Seele goß, da wollte er nicht, daß seine Menschen trauernd und stumm über seine schöne Erde wandelten. Es hat zu allen Zeiten große Geister gegeben, die es nicht für zu gering hielten, durch die Gaben, die ihnen die Natur verlieh, die Welt um sich her aufzuheitern. Nein, gerade weil sie den tiefen Ernst des Lebens und seine hohe Bedeutung kannten, gerade deßwegen suchten sie von diesem Ernste — trüben Sinn und jene Traurigkeit zu verbannen, die Alles, auch das Unschuldigste, mit Bitterkeit mustert. Wirkliche Tiefe mit Humor, Wahrheit mit Scherz, das Edle und Große mit dem heiteren Gewande der Laune zu verbinden, möchte auf den ersten Anblick schwer erscheinen. Aber England und Deutschland haben uns seit Jahrhunderten so glänzende Resultate gegeben, daß wir glauben dürfen, wenn nur der Geschmack der Menge besser wäre, der Geister, die so würdig und angenehm zu unterhalten wüßten, würden immer mehrere auftauchen. Welchen Mann, der nicht allen Sinn für Scherz und muntere Laune hinter sich geworfen hat, welchen Mann ergötzt nicht die Schilderung eines sonderbaren, verschrobenen Charakters, wer erfreut sich nicht an heiteren Scenen, wo nicht der Verfasser lacht, sondern die Figuren, die er uns gezeichnet. Wem, wenn er auch Jahre lang nicht gelächelt hätte, müßten nicht Jean Pauls Prügelscenen ein Lächeln abgewinnen? Auf der Stufenleiter seines Humors steigt er herab bis in das unterste gemeinste Leben, aber sehet Ihr ihn jemals gemein werden, wie Clauren auf jeder

Seite ist? Walter Scott, der Mann des Tages, der aus manchem Herzen selbst die Wurzel des Vergißmeinnicht gerissen hat, Walter Scott treibt sich in den gemeinsten Schenken des Landes, in den schmutzigsten Höhlen von Alsatia umher, aber sehet Ihr ihn jemals gemein werden? Weiß er nicht, wie jene niederländischen Künstler, sogar das Unsauberste zu malen, ohne dennoch selbst unrein und schlüpfrig zu sein? Könnet Ihr nicht seine Schilderungen, selbst an das Gefährliche streifende Situationen, jedem Mädchen von Zucht und Sitte vorlesen, ohne sie dadurch erröthen zu machen?

Solche Männer kommen mir vor wie anständige Leute, die durch eine schmutzige Straße in gute Gesellschaft gehen sollen. Sie treten leise auf, sie wissen mit sicherem Fuße die breiten Steine herauszufinden, und treten reinlich in die Hausflur, während Menschen wie Clauren, wilden Jungen oder Schweinen gleich, durch Dick und Dünne laufen, und, nicht zufrieden, sich selbst beschmutzt zu haben, die Vorübergehenden besudeln und mit Koth bespritzen.

Noch gibt es, Gott sei es gedankt, solcher reinlichen Leute genug in unserer Literatur, gibt es der Männer viele, die mit Wahrheit und Würde jene Anmuth, jene Laune verbinden, die Euch in trüben Stunden freundlich zu Hülfe kommt. Oder solltet Ihr vergessen haben, daß uns ein Göthe, ein Jean Paul, ein Tieck, ein Hoffmann Erzählungen gaben, die sich mit jeder Dichtung des Auslandes messen können? Hat Euch der Vergißmeinnichtmann so gänzlich gefesselt, daß Ihr die schönen Blüthen zahlreicher anderer Erzähler nicht einmal vom Hörensagen kennt? Freilich, diese Männer verschmähten es, ihre Blumen am Sumpf zu brechen, oder ihre Farbe mit dem Wasser einer Pfütze zu mischen, sie fühlten, daß der Entwurf ihrer Gemälde anziehend und interessant, daß die Stellung der Gruppen nach natürlichen Gesetzen zu ordnen sei, daß selbst das Neue, Ueberraschende, angenehm für das Auge sein müsse. Zeichnung der Landschaft, nicht der Spiegel und Sopha's, Schilderung der Charaktere, nicht der Hüte und Gewänder, der Geist einer Jungfrau, nicht der üppige Bau ihrer Glieder war ihnen die Hauptsache. Und darum können wir auch ihre Bilder, wie jedes gute Buch, alle Jahre mit erneuertem Vergnügen lesen, während uns der Berühmte schon nach der ersten Viertelstunde anekelt.

Man hat in neuerer Zeit in Frankreich und England angefangen, unsere Literatur hochzuschätzen. Die Engländer fanden einen Ernst, eine Tiefe, die ihnen bewunderungswürdig schien. Die Franzosen fanden eine Anmuth, eine Natürlichkeit in gewissen Schilderungen und Gemälden, die sie selbst bei ihren ersten Geistern selten fanden. Faust, Götz und so manche herrliche Dichtung Goethe's sind in's Englische übertragen worden, seine Memoiren entzücken die Pariser, Tiecks und Hoffmanns Novellen fanden hohe Achtung über dem Kanal, und Talma rüstet sich, Schillers tragische Helden vor das Auge seiner Nation zu führen. Wir Deutsche handelten bisher von jenen Ländern ein, ohne unsere Produkte dagegen ausführen zu können. Mit Stolz dürfen wir sagen, daß die Zeit dieses einseitigen Handels vorüber ist.

Aber müssen wir nicht erröthen, wenn es endlich einem ihrer Uebersetzer, aufmerksam gemacht durch den Ruhm des Mannes, einfällt, ein

Vergißmeinnichtchen oder ein Bändchen von Scherz und Ernst zu übertragen? Mit Recht könnte er in einer pompösen Anzeige sagen: „Das ist jetzt der Mann des Tages in Deutschland, er macht Furor, den müßt Ihr lesen! Meinet Ihr etwa, man sei dort auch so nachsüchtig gegen Lächerlichkeit und Gemeinheit, um diese Geschichten nur erträglich zu finden? Welchen Begriff werden gebildete Nationen von unserem soliden Geschmacke bekommen, wenn sie den ganzen Apparat einer Tafel, oder ein Mädchen mit eigenthümlichen Kunstausdrücken anatomisch beschrieben finden? Oder wenn der Uebersetzer in unserem Namen erröthet, wenn er alle jene obscönen Beiworte, alle kleinlichen Schnörkel streicht und nur die interessante Novelle gibt, wie Herr N. die Demoiselle N. N. heirathet, was wird dann übrig sein?

Schneidet einmal dieser Puppe ihre kohlenrabenschwarzen Ringellöckchen ab, preßt ihr die funkelnden Liebessterne aus dem Kopfe, reißt ihr die Perlenzähne aus, schnallet den Schwanenhals nebst Marmorbusen ab, leget Shawls, Hüte, Federn, Unter- und Oberröckchen, Corsetchen et caetera in den Kasten, so habt Ihr dem lieben, herrlichen Kinde die Seele genommen, und es bleibt Euch nichts als ein hölzerner Kadaver, das Knochengerippe von Freund Heinn!

Und wenn Ihr Euch nicht vor fremden Nationen schämet, wenn Ihr über das deutsche Publikum nicht erröthen könnet, so erröthet vor Euch selbst. Schämet Euch, Ihr Männer, wenn Ihr Eure Langeweile nicht anders tödten könnet, als mit Hülfe dieses Glauren, schämet Euch, Ihr Frauen, wenn Ihr Gefallen finden könnet an dieser niedrigsten Darstellung Eures Geschlechtes, schämet Euch, Ihr Jünglinge, wenn Ihr wahre Liebe in diesem Handbuche der Sinnlichkeit wieder finden wollet; erröthet, wenn Ihr es in seiner Schule nicht verlernt habt, erröthet vor Euch selbst, Ihr Jungfrauen, Eure Phantasie mit diesen lüsternen Bildern zu schmücken. Es gibt eine moralische Keuschheit, eine holde, erhabene Jungfräulichkeit der Seele; man darf darauf rechnen, daß ein Mädchen sie verloren hat, wenn sie Glaurens Erzählungen gelesen.

Ueberlasset seine Schilderungen Dirnen, an welchen nichts mehr zu verlieren ist. Man wird es ihnen so wenig übel nehmen, wenn sie ihn lesen, als den Handwerksburschen, wenn sie auf der Straße unzüchtige Lieder singen.

Meine Zuhörer! Ich habe also vor Euch gesprochen, weil ich nicht anders konnte. Ich habe nicht auf Dank, nicht auf Lob gerechnet. Die Menge ist vielleicht so tief gesunken, daß sie nicht mehr an solche Worte glaubt, meine Stimme verhallt vielleicht in dem tausendstimmigen Hurrah, womit man in diesem Augenblick einen frischen Strauß Vergißmeinnicht empfängt.

Doch, wenn meine Worte auch nur auf einem Antlitz jene Röthe der Schaam aufjagten, die wie die Morgenröthe der Bote eines schöneren Lichtes ist, wenn auch nur zwei, drei Herzen entrüstet sich von ihm abwenden, so habe ich für mein Bewußtsein genug gethan! Weiß ich doch, daß es in diesen Landen noch Männer gibt, die mir im Geiste danken, die mir die Hand drücken und sagen: „Du hast gedacht wie wir!“ Amen.

# Phantasien

im

# Bremer Rathskeller,

ein

Herbstgeschenk für Freunde des Weines.

Guter Wein ist ein gutes, geselliges Ding, und jeder Mensch kann sich wohl einmal davon begeistern lassen.

Shakspeare.

Den zwölf Aposteln

im

# Rathskeller zu Bremen

in dankbarer Erinnerung

der Verfasser.

Im Herbst 1827.

it dem Menschen ist nicht auszukommen," sagten sie, als sie in meinem Gasthof die Treppe hinabstiegen, und ich konnte es noch deutlich hören. „Jetzt will er wieder schlafen von neun Uhr an und leben wie ein Murmelthier; wer hätte das gedacht vor vier Jahren!"

Sie hatten nicht Unrecht, die Freunde, daß sie mich im Unmuth verließen. Gab es ja doch heute Abend eines der glänzendsten, musikalischen, tanzenden und deklamirenden Butterbrode in der Stadt, und hatten sie sich nicht alle mögliche Mühe gegeben, mir, dem Landfremden, einen angenehmen Abend dort zu verschaffen? Aber es war wahrhaftig unmöglich: ich konnte nicht gehen. Warum sollte ich einen tanzenden Thee besuchen, wo sie nicht tanzte, warum ein singendes Butterbrod, wo ich (ich wußte es zum Voraus) hätte singen müssen, ohne von ihr gehört zu werden; warum einen trauten Kreis von Freunden durch Trübsinn und finsteres Wesen stören, das ich nun heute nicht verbannen konnte? O Gott! ich wollte ja lieber, daß sie mir auf der Treppe einige Sekunden fluchten, als daß sie sich von neun Uhr bis ein Uhr langweilten, wenn sie nur mit meinem Körper sich unterhielten und bei der Seele umsonst anfragten, die einige Straßen weiter auf Unserer Lieben Frauen Kirchhof nachtwandelte.

Aber das that mir wehe, daß mich die guten Gesellen für ein Murmelthier hielten, und dem Drang nach Schlaf zuschrieben, was aus Freude am Wachen geschah. O nur Du, ehrlicher Hermann, wußtest es mehr zu würdigen! Hörte ich denn nicht, wie Du unten auf dem Domhof sagtest: „Schlaf ist es nicht, denn seine Augen leuchten; aber entweder hat er wieder zu viel oder zu wenig Wein getrunken, das heißt, er trinkt noch welchen und — alleine."

Wer verlieh Dir denn diese prophetische Kraft? Oder konntest Du ahnen, daß meine Augen wacker waren, weil sie heute Nacht alten Rheinwein schauen sollten? Konntest Du wissen, daß ich gerade heute von dem Patent und Erlaubnißschein, vom Rathe auf meine Person ausgestellt, Ge-

brauch machen werde, um die Rose und Eure zwölf Apostel zu begrüßen? Und überdies, war denn heute nicht mein Schalttag?

Meines Erachtens ist es keine üble Gewohnheit, die ich von meinem Großvater angenommen, nämlich hie und da Einschnitte zu machen in den Baum des Jahres und sinnend dabei zu verweilen. Wenn der Mensch nur Neujahr und Ostern, nur Christfest oder Pfingsten feiert, so kommen ihm endlich diese Ruhepunkte in der Geschichte seines Lebens so alltäglich vor, daß er darüber hinweggleitet ohne Erinnerung. Und doch ist es gut, wenn die Seele, sonst immer nach außen gerichtet, auch einmal auf ein paar Stunden einkehrt im eigenen Gasthof ihrer Brust, sich bewirthet an der langen Table d'hôte der Erinnerung und nachher gewissenhaft die Rechnung ad notam schreibt, wie Frau Hurtig dem Ritter. Der Großvater nannte solche Tage seine Schalttage; nicht daß er etwa ein Bankett veranstaltete mit seinen Freunden, oder den Tag lustig und in Freuden lebte, in Saus und Braus; nein, er kehrte ein bei sich, und seine Seele schmauste in der Kammer, die sie seit fünfundsiebzig Jahren kannte. Noch jetzt, da er längst im kühlen Friedhof ruht, noch jetzt kann ich es seinem holländischen Horaz ansehen, welche Stellen er an solchen Tagen gelesen; noch jetzt, als wäre es gestern geschehen, sehe ich sein großes blaues Auge sinnend auf den vergilbten Blättern seines Stammbuches weilen; und wie deutlich sehe ich, wie dieses Auge nach und nach sich füllt, wie eine Thräne in den grauen Wimpern zittert, wie der gebietende Mund sich zusammenpreßt, wie der alte Herr langsam und zögernd die Feder ergreift und „einem seiner Brüder, der geschieden," das schwarze Kreuz unter den Namen malt.

„Der Herr hält seinen Schalttag," pflegten die Diener uns zuzuwispern, wenn wir Enkel laut und fröhlich wie gewöhnlich die Treppe hinanstürmten; „der Großvater hält seinen Schalttag," flüsterten wir uns zu und glaubten nicht anders, als er beschere sich selbst den heiligen Christ, weil er ja doch Niemand habe, der ihm den Christbaum anzünde. Und war es nicht so, wie wir in kindischer Einfalt glaubten? Zündete er nicht den Christbaum seiner Erinnerung an, flammten nicht tausend flimmernde Kerzen auf, die Lieblingsstunden eines langen Lebens, und schien er nicht, wenn er am Abend des Schalttags still und ruhig im Sessel saß, sich kindlich zu freuen an den Gaben der Vergangenheit?

Es war sein Schalttag wieder eingetreten, als sie ihn hinaustrugen. Ich mußte weinen, als ich dachte, daß der alte Mann seit langer Zeit zum ersten Mal wieder in die freie Luft komme. Sie führten ihn den Weg, auf dem ich so oft an seiner Seite gegangen war. Aber nicht lange, so beugten sie über die schwarze Brücke und legten ihn tief in die Erde. „Nun hält er seinen rechten Schalttag," dachte ich, „aber wundern soll es mich doch, wie der alte Herr wieder da herauf kommen will, denn sie haben doch viele Steine und Rasen auf ihn hinab geworfen." Er kam nicht wieder; aber sein Bild blieb in meinem Gedächtniß, und als ich herangewachsen war, gehörte es zu meinen liebsten Beschäftigungen, seine feine, offene Stirne, das klare Auge, den gebietenden und doch so freundlichen Mund mir vorzumalen. Mit seinem Bilde stiegen tausend Erinnerungen auf, und seine Schalttage waren mir die Lieblingsstücke in der langen Bildergallerie.

Und ist denn heute nicht der erste September, den auch ich mir zum Schalttag erwählte? Und ich sollte Butterbrod verzehren in einer Gesellschaft und allerlei Arien absingen hören mit beigefügtem Applaus und Gezwitscher? Nein, heraus mit Dir, köstliches Recept, das kein Arzt der Erde so köstlich mischt! Hinab zu Dir, alte, wahrhaftige Apotheke, um, „nach Vorschrift jedesmal einen Römer voll zu nehmen."

---

Es schlug zehn Uhr, als ich die breiten Stufen des Rathskellers hinabstieg; ich durfte hoffen, keinen Zecher mehr zu finden, denn es war Werktag bei anderen Leuten, und draußen heulte der Sturm, die Windfahnen stimmten sonderbare Weisen an, und der Regen rauschte auf das Pflaster des Domhofs. Aber der Rathsdiener maß mich mit fragenden Blicken vom Kopf bis zum Fuß, als ich ihm die Anweisung auf einigen Wein darreichte.

„So spät noch und heute, in dieser Nacht?" rief er.

„Mir ist es vor zwölf Uhr nie zu spät," entgegnete ich, „und nachher ist es wohl frühe genug am Tage."

„Aber muß es denn —" wollte er eben fragen, doch Sigill und Handschrift seiner Obern fiel ihm wieder ins Auge, und schweigend, aber nicht ohne Zögern, schritt er voraus durch die Hallen. Welch' herzerquickender Anblick, wenn sein Windlicht über die lange Reihe der Fässer hinstreifte, welch' sonderbare Formen und Schatten, wenn es an den Schwibbogen des Kellers zitterte und die Säulen im dunkeln Hintergrunde wie geschäftige Küper um die Fässer schwebten! Er wollte mir eines jener kleineren Gemächer aufschließen, wo höchstens sechs bis acht Freunde, eng zusammengerückt, den Becher kreisen lassen können. Doch, mit trauten Gesellen liebe ich ein solches heimliches Plätzchen; der enge Raum drängt Mann an Mann, und die Töne, die hier nicht verhallen können, klingen traulicher; aber allein und einsam liebe ich freiere Räume, wo der Gedanke, gleich den Athemzügen, sich freier ausdehnt. Ich wählte einen alten gewölbten Saal, den größten in diesen unterirdischen Räumen, zu meinem einsamen Gelage.

„Erwarten Sie Gesellschaft?" fragte der Mann an meiner Seite.

„Ich bin allein."

„Sie könnten ungebeten welche haben," setzte er hinzu, indem er sich scheu nach den Schatten umsah, die seine Lampe warf.

„Wie meint Ihr das?" fragte ich verwundert.

„Ich meinte nur so," antwortete er, indem er einige Kerzen anzündete und einen großen Römer vor mich hinsetzte. „Man spricht mancherlei vom ersten September, der Herr Senator D. waren übrigens schon vor zwei Stunden da, und ich erwartete Sie nicht mehr."

„Der Herr Senator D.? Warum? Fragte er nach mir?"

„Nein, er hieß mich nur die Proben herausnehmen."

„Welche Proben, mein Freund?"

„Nun, die von den Zwölfen und der Rose," erwiderte der alte Mann, indem er anfing, einige niedliche Fläschchen mit langen Papierstreifen an den Hälsen hervor zu ziehen.

„Wie!“ rief ich, „man sagte mir ja, ich könnte den Wein von den Fässern selbst trinken.“

„Ja, aber nur im Beisein eines Herrn vom Senat. Darum hieß mich der Herr Senator die Zungenröbchen herausnehmen, und so will ich sie Ihnen einschenken, wenn's gefällig.“

„Nicht einen Tropfen,“ unterbrach ich ihn, „hier kein Glas voll; nein, das ist der ächte Genuß, vom Faß zu trinken, und ist es mir nicht mehr möglich, so will ich doch am Faß trinken. Kommt, Alter, nehmet die Proben mit, ich will das Licht tragen.“

Ich stand schon einige Minuten und sah dem wunderlichen Treiben des alten Dieners zu. Bald stand er still, sah auf mich und räusperte sich, als wollte er sprechen, bald nahm er die Proben vom Tisch und packte sie in seine weiten Taschen, bald nahm er sie zögernd wieder heraus, um sie auf den Tisch zu setzen. Es ermüdete mich. „Nun, sollen wir bald gehen?“ rief ich voll Sehnsucht nach dem Apostelkeller. „Wie lange wollt Ihr noch an Euren Gläschen hier aus- und einwacken?“

Der ernste Ton, in welchem ich dies sagte, schien ihm Muth zu machen. Ziemlich bestimmt antwortete er: „Es geht nicht, — nein! Heute geht es nicht mehr, Herr!“

Ich glaubte hierin einen jener gewöhnlichen Kniffe zu sehen, womit Hausverwalter, Kastellane oder Kellermeister dem Fremden Geld abzuzwacken suchen, drückte ihm ein hinlängliches Geldstück in die Hand und nahm ihn beim Arm, ihn fortzuziehen.

„Nein, so war es nicht gemeint,“ entgegnete er, indem er das Geldstück zurückzuschieben suchte; „so nicht, fremder Herr! Ich will es nur gerade heraussagen: mich bringt man nicht mehr in den Apostelkeller in dieser Nacht, denn wir schreiben heute den ersten September.“

„Und welche Thorheit wollt Ihr daraus folgern?“

„Nun, in Gottes Namen, Sie können denken davon, was Sie wollen; es ist dort nicht geheuer in dieser Nacht, das macht, es ist der Jahrestag der Rose.“

Ich lachte, daß die Halle dröhnte. „Nein! In meinem Leben habe ich doch so manchen Spuk erzählen gehört, aber einen Weinspuk nie! Schämt Ihr Euch nicht mit Euren weißen Haaren, noch solches Zeug zu schwatzen? Doch hier ist nicht lange zu spaßen. Hier ist die Vollmacht des Senates; im Keller darf ich trinken heute Nacht, ohne nach Zeit und Raum zu fragen. Darum im Namen des Rathes heiße ich Euch folgen. Schließe den Keller des Bacchus auf!“

Dies wirkte; unwillig, aber ohne etwas zu entgegnen, nahm er die Kerzen und winkte mir zu folgen. Es ging zuerst wieder durch den großen Keller, dann durch kleinere, bis der Weg in einen engern schmalen Gang zusammenlief. Dumpf dröhnten unsere Schritte in diesem Hohlweg, und unsere Athemzüge tönten, wenn sie an den Mauern sich brachen, wie fernes Geflüster. Endlich standen wir vor einer Thüre, die Schlüssel rasselten, sie gähnte ächzend auf, der Schein der Lichter fiel in das Gewölbe, mir gegenüber saß Freund Bacchus auf einem mächtigen Weinfaß. Erquickender Anblick! Sie hatten ihn nicht zart und fein dargestellt, die alten Bremer Künstler, nicht zierlich als einen griechischen Jüngling; sie hatten ihn nicht

alt und trunken sich gedacht, mit gräßlichem Bauch, verdrehten Augen und hängender Zunge, wie ihn die gemein gewordene Mythe hin und wieder gotteslästerlich abconterfeit. Schmählicher Anthropomorphismus, blinde Thorheit des Menschen! Weil einige seiner im Dienste ergrauten Priester also einhergehen, weil ihnen voll guten Muthes der Leib anschwoll, die Nase von dem brennenden Wiederscheine der dunkelrothen Fluth sich färbte, das in stummer Wonne aufwärts gerichtete Auge stehen blieb, — so legten sie dem Gott bei, was seine Diener schmückt!

Anders die Männer von Bremen. Wie fröhlich und munter reitet der alte Knabe auf dem Faß! Das runde blühende Gesicht, die kleinen munteren Weinäuglein, die so klug und neckend herabsehen, der breite lächelnde Mund, der sich an mancher Kanne schon versuchte; der kurze kräftige Hals, das ganze Körperchen von behaglichem, gutem Leben strotzend! Ganz besondere Kunst hat aber der Meister, der Dich geschaffen, auf Arme und Beinchen gelegt. Meint man nicht, Dein kräftiges Aermlein werde sich bewegen, Du werdest mit den runden Fingerchen ein Schnippchen schlagen, und der breite, lächelnde Mund werde sich auftun zu einem muntern Juheisa, heisa, he! Ist man nicht versucht zu glauben, Du werdest im tollen Weinmuth die runden Kniee beugen, den Waden anlegen, mit dem Fersen stauchen und das alte Mutterfaß in Galopp setzen, daß alle Rosen, Apostel und andere gemeinere Fässer mit Hussah und Hollah Dir nachjagen durch den Keller?

„Herr des Himmels!“ rief der Rathsdiener, indem er sich an mir

festklammerte, „seht Ihr nicht, wie er die Augen verdreht und mit den Füßchen baumelt?"

„Alter, Ihr seid verrückt!" sagte ich, einen scheuen Blick nach dem hölzernen Weingott werfend; „es ist der Schein der Kerzen, der an ihm hin und her flackert." Dennoch war mir wunderlich zu Muthe, ich folgte dem Alten aus dem Bachuskeller. Und war es denn auch der Schein der Kerzen, war es auch Täuschung, als ich mich umsah? Nickte er mir nicht mit dem runden Köpfchen, streckte er mir nicht das eine seiner Beinchen nach und schüttelte und krümmte sich vor heimlichem Lachen? Ich rannte unwillkürlich dem Alten nach und schloß mich dicht hinter ihm an.

„Jetzt zu den zwölf Aposteln," sprach ich zu ihm, „wie sollen uns dort die Proben munden!"

Er antwortete nichts; kopfschüttelnd ging er weiter. Man steigt vom Keller einige Stufen aufwärts zum kleinen Kellerlein, zum unterirdischen Himmelsgewölbe, zum Sitz der Seligkeit, wo die Zwölfe hausen. Was seid ihr, Trauergewölbe und Grüfte alter Königshäuser gegen diese Katakomben! Pflanzet Särge neben Särge, rühmet auf schwarzem Marmor die Verdienste des Mannes, der hier einer „fröhlichen Urständ" entgegenschläft, stellt einen schwatzhaften Cicerone an, in Trauermantel und florumhängtem Hute, laßt ihn die absonderliche Herrlichkeit dieses oder jenes Staubes rühmen, laßt ihn erzählen von den trefflichen Tugenden eines Prinzen, der in der Bataille so und so gefallen, von der holden Schönheit einer Fürstin, auf deren Sarge die jungfräuliche Myrthe sich um die kaum erblühte Rosenknospe schlingt — es wird Euch an die Sterblichkeit mahnen, es wird Euch vielleicht eine Thräne kosten; aber kann es Euch also rühren, wie der Anblick dieser Schlafkammer eines Jahrhunderts, dieser Ruhestätte eines herrlichen Geschlechtes? Da liegen sie in ihren dunkelbraunen Särgen, schmucklos, ohne Glanz und Flitter. Kein Marmor rühmt ihr stilles Verdienst, ihre anspruchlose Tugend, ihren vortrefflichen Charakter; aber welcher Mann von einigem Gefühl für Tugenden dieser Art fühlt sich nicht innig bewegt, wenn der alte Rathsdiener, dieser Aufwärter in den Katakomben, dieser Küster der unterirdischen Kirche, die Kerzen auf die Särge stellt, wenn dann das Licht auf die erhabenen Namen der großen Todten fällt! Wie regierende Häupter führen auch sie keine langen Titel und Zunamen; einfach und groß stehen die Namen auf ihren braunen Särgen geschrieben. Dort Andreas, hier Johannes, in jener Ecke Judas, in dieser Petrus. Wen rührt es nicht, wenn er dann hört: dort liegt der Edle von Nierenstein, geboren 1718, hier der von Rüdesheim, geboren 1726; rechts Paulus, links Jakob, der gute Jakob!

Und ihre Verdienste? Ihr fraget? Seht Ihr denn nicht, wie er eingießt in den grünen Römer, wie er das herrliche Blut des Apostels mir darreicht? Gleich dunkelrothem Golde blinkt es im Glase. Als ihn die Sonne aufzog auf den Hügeln von St. Johannes, da war er blond und helle; ein Jahrhundert hat ihn gefärbt. Welche Würze des Geruches, welchen Namen lege ich Dir bei, Du lieblicher Duft, der aus dem Römer aufsteigt? Nehmet alle Blüthen von den Bäumen, pflücket alle Blumen in den Fluren, führt Indiens Gewürz herbei, besprengt mit Ambra diese kühlen Keller, löset den Bernstein in bläuliche Wölkchen auf — mischet aus

ihnen alle diese feinsten Düfte, wie die Biene ihren Honig aus den Blüthen saugt, wie schlecht, wie gemein, wie unwürdig gegen die zarte Blume Deines Kelches, mein Bingen und Laupenheim, gegen Deine Düfte Johannes und Nierenstein von 1718!

„Ihr schüttelt den Kopf, Alter? Tadelt Ihr meine Freude an Euren alten Gesellen? Da, nimm diesen Römer, alter Mensch, trink auf das Wohlsein dieser Zwölfe! Komm, stoß an, sie sollen leben!"

„Gott soll mich bewahren, daß ich einen Tropfen trinke in dieser Nacht," erwiderte er; „man soll mit dem Teufel kein Spiel treiben. Aber, wenn Ihr sie alle durchkostet, wollen wir weiter gehen, mir graut in diesem Keller."

„Gute Nacht denn, Ihr alten Herrn vom Rheine, gute Nacht und herzlichen Dank für Euer Labsal. Und wenn ich Dir, mein ernster, feuriger Judas, wenn ich Dir, mein sanfter, lieblicher Andreas, Dir, mein Johannes, dienen kann, so kommt, kommt zu mir."

„Herr des Himmels!" unterbrach mich der Alte und schlug die Thüre zu und drehte hastig die Schlüssel um. „Seid Ihr von den paar Tropfen schon betrunken, daß Ihr den Teufel heraufbeschwört? Wißt Ihr denn nicht, daß die Weingeister aufstehen diese Nacht und einander besuchen, wie immer am ersten September? Und sollte ich meinen Dienst verlieren, ich laufe davon, wenn Ihr noch solche Worte sprecht. Noch ist es nicht zwölf Uhr, aber kann denn nicht alle Augenblicke Einer aus dem Faß kriechen mit gräulichem Gesicht und uns zu Tode schrecken?"

„Alter, Du faselst! doch sei ruhig; ich will kein Wort mehr sprechen, daß Deine Weingespenster nicht wach werden. Doch jetzt führe mich zur Rose!" Wir gingen weiter, wir traten ein in das Gewölbe, in das Rosengärtlein von Bremen. Da lag sie, die alte Rose, groß, ungeheuer, mit einer Art von gebietender Hoheit. Welch' ungeheures Faß! und jeder Römer sein Stück Goldes werth! Anno 1615! Wo sind die Hände, die Dich pflanzten? wo die Augen, die sich an Deiner Blüthe erfreuten, wo die fröhlichen Menschen alle, die Dir zujauchzten, edle Traube, als man Dich abschnitt auf den Höhen des Rheingaus, als man Deine Hüllen abstreifte und Du als goldener Born in die Kufe strömtest? Sie sind dahin, wie die Wellen des Stromes, der an Deinem Rebenhügel hinabzog. Wo sind sie, jene alten Herren der Hansa, jene würdigen Senatoren dieser alten Stadt, die Dich pflückten, duftende Rose, Dich verpflanzten in diese kühlen Räume zum Labsal ihrer Enkel? Geht hinaus auf Angarii Friedhof, gehet hinauf zur Kirche Unserer Lieben Frauen und gießet Wein auf ihre Grabsteine! Sie sind hinunter und zwei Jahrhunderte mit ihnen!

Nun, auf Euer Wohlsein, alte Herren von Anno 1615, und auf das Wohl Eurer würdigen Enkel, die so gastfreundlich dem Fremdling die Hand und dieses Labsal boten!

„So! Und jetzt gute Nacht, Frau Rose!" setzte der alte Diener freundlicher hinzu, indem er sein Körbchen zusammen räumte, „jetzt gute Nacht und Gott befohlen; hier heraus, nicht dort um die Ecke, hier heraus geht der Weg aus dem Keller, werthgeschätzter Herr. Kommt, stoßet Euch nicht hier an die Fässer, ich will Euch leuchten."

„Mit nichten, Alter," erwiderte ich, „jetzt geht das Leben erst recht

an. Das Alles war nur der Vorschmack. Gib mir zweiundzwanziger Ausstich, so etwa zwei bis drei Flaschen, in das große Gemach dort hinten. Ich hab' ihn grünen sehen, diesen Wein, und war dabei, als sie ihn kelterten; hab' ich das Alter bewundert, so muß ich meiner Zeit nicht minder ihr Recht antun."

Er stand da mit weitgeöffneten Augen, der Jammermensch; er schien seinen Ohren nicht zu trauen. „Herr," sprach er dann feierlich, „sprechet nicht solch' gottlosen Scherz. Heute Nacht wird nun und nimmermehr was daraus; ich bleibe um keine Seligkeit."

„Und wer sagt denn, daß Du bleiben sollst? Dort setze den Wein hinein und dann mache in Gottes Namen, daß Du fortkommst; ich will nun einmal diese Gedächtnißnacht hier feiern und habe mir Deinen Keller ausersehen; Dich habe ich nicht vonnöthen."

„Aber ich darf Euch nicht allein im Keller lassen," entgegnete er; „ich weiß wohl, nehmt mir nicht ungütig, daß Ihr den Keller nicht bestehlet, aber es ist einmal gegen die Ordnung."

„Nun, so schließe mich ein in jenes Gemach; hänge ein Schloß davor, so schwer als Du willst, daß ich nimmer heraus kann, und morgen früh um sechs Uhr kannst Du mich aufwecken und Dein Schlafgeld holen."

Der Mann des Kellers versuchte noch mancherlei Einreden, doch umsonst; er setzte endlich drei Flaschen und neun Kerzen vor mich hin, wischte den Römer aus, schenkte mir den zweiundzwanziger Ausstich ein, und wünschte mir, wie es schien, mit schwerem Herzen gute Nacht. Richtig schloß er auch die Thüre zweimal ab und hängte, wie es mir schien, mehr aus zärtlicher Angst für mich, als aus Vorliebe für seinen Keller, noch ein Hängeschloß vor. Eben schlug die Glocke halb Zwölf. Ich hörte ihn ein Gebet sprechen und davon eilen. Seine Schritte hallten immer ferner und ferner im Gewölbe; doch als er oben das Außenthor des Kellers zuschlug, hallte es wie Kanonendonner durch die Gänge und Hallen.

So wäre ich denn allein mit Dir, meine Seele, tief unten im Schooße der Erde. Oben auf der Erde schlafen sie jetzt und träumen, und auch hier unten, rings um mich her schlummern sie in ihren Särgen, die Geister des Weines. Ob sie wohl träumen, von ihrer kurzen Kindheit träumen und der fernen Berge, der Heimath gedenken, wo sie groß wurden, und des Stromes, des alten Vaters Rhein, der ihnen allnächtlich freundlich ein Wiegenlied murmelte?

Gedenket Ihr der wonnigen Tage, da die milde Mutter, die Sonne, Euch aus dem Schlummer küßte, da Ihr in klarer Frühlingsluft die Aeuglein öffnetet zum ersten Mal und hinabschautet in's herrliche Rheingau? Und als der Mai einzog in sein deutsches Paradies, gedenket Ihr noch, wie Euch die Mutter anthat mit grünen Kleidchen von Laubwerk, und wie der alte Vater baß sich dessen freute, herauf lugte aus seinem grünen Bette und Euch zuwinkte und munter rauschte am Lurlei?

Und gedenkst denn auch Du der Rosentage Deiner Jugend, o Seele, der sanften Rebenhügel der Heimath, des blauen Stromes und der blühenden Thäler des Schwabenlandes? O Wonnezeit voll holder Träume! Wie reich bist Du behängt mit Bilderbüchern, Christbäumen, Mutterliebe, Osterwochen und Ostereiern, mit Blumen und Vögeln, Armeen aus Blei und

Papier und den ersten Höschen und Colletchen, in welche sich Deine kleine sterbliche Hülle, stolz auf ihre Größe, kleiden ließ. Und wie Dich der selige Vater auf den Knieen schaukelte, und Dir der Großvater gerne das lange Meerrohr mit dem goldenen Knopf abtrat, um es Dir als Reitpferd zu leihen!

Und rücke mit dem nächsten Glase um einige Jahre vorwärts! Erinnerst Du Dich des Morgens, als sie Dich hineinführten zu einem wohlbekannten Mann, dessen Gesicht so blaß geworden war, dessen Hand Du weinend küßtest, weinend, ohne zu wissen warum? Denn konntest Du glauben, daß die harten Männer, die ihn in einen Schrank legten und mit schwarzen Tüchern zudeckten, konntest Du glauben, daß sie ihn nicht mehr zurückbringen würden? Sei ruhig, auch er schlummert nur ein Weilchen. — Und gedenkst Du des geheimnißvollen Freudelebens in Großvaters Büchersaal? Ach, damals kanntest Du noch keine Bücher, als den schnöden,

kleinen Bröder, Deinen ärgsten Feind, wußtest nicht, daß jene Folianten noch zu etwas Anderem in Leder gebunden seien, als um Hütten und Ställe daraus zu erbauen für Dich und Dein Vieh!

Gedenkst Du noch des Frevels, wie roh Du mit der deutschen Literatur in kleinerem Format umgingst? Hast Du nicht Deinem Bruder den Lessing an den Kopf geworfen, wofür er Dich freilich mit Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen erbärmlich zudeckte? Damals dachtest Du freilich nicht daran, daß Du einst selbst Bücher machen werdest!

Tauchet auch ihr auf, aus dem Nebel verschwundener Jahre, ihr Mauern des alten Schlosses. Wie oft dienten deine halbverfallenen Gänge, dein Keller, dein Zwinger, deine Verliese der fröhlichen Schaar zum Tummelplatz ihrer Spiele! Soldaten und Räuber, Nomaden und Karavanen! Wie wohl war uns oft in der untergeordneten Rolle eines Kosacken, während Andere — Generale, Platows, Blüchers, Napoleon und dergleichen vorstellten und sich prügelten? Ja, waren wir nicht zu Zeiten sogar ein Pferd, dem Freunde zu gefallen? O Himmel, wie schön ließ es sich dort spielen!

Wo sind sie hin, die Gespielen Deiner Kindheit, die Genossen jener goldenen Tage, wo kein Rang, kein Stand, kein Ansehen gilt. Grafen und Barone machen jetzt wohl die große Tour, oder dienen an Höfen als Kammerherren. Arme Teufel pilgern als Handwerksbursche durchs Reich, den schweren Bündel auf dem Rücken, ohne Schuhe an den Füßen, haschen nach Pfennigen aus dem Kutschenschlag, die sie mit dem vom Regen gebräunten Hut künstlich aufzufassen wissen. Und die Liebe drückt sie oft noch schwerer als das Bündel auf dem Rücken. Andere Kameraden, Seelen, die sich in der Schule durch geordneten Fleiß in humanioribus hervorgethan, sitzen jetzt schon auf einer Pfarre, im Schlaf- oder Chorrock bei der Frau Liebsten. Andere sind Amtleute, wieder Andere Apotheker, Einige Referendäre und dergleichen, und nur wir Beide, ausschweifend aus dem gewöhnlichen Gang der Dinge, sitzen hier im Bremer Rathskeller und thun uns gütlich im Weine. Und was sind denn wir Absonderliches geworden? Doktor? Das kann jeder werden, der vernünftig genug ist, eine Dissertation zu schreiben.

Doch ich trinke das vierte Glas, Seele! Das vierte! Fühlst Du nicht einen gewissen Nervus zwischen dem Wein und der Zunge, zwischen der Zunge und dem Gaumen? Hier behaupte ich, ist ein Scheideweg und daran ein Wegezeiger aufgestellt. Nämlich auf der einen Seite steht: „Weg nach dem Magen.“ Eine breite fahrbare Straße; es geht so schnell, so glitschend bergab! Daher auch der gemeinere Stoff gewöhnlich diesen Weg nimmt. Der andere Arm des Zeigers heißt: „In den Kopf.“ Dahin ziehen die Geister, die sich schon im Faß lange genug bei dem schnöden gemeineren Stoff gelangweilt haben, und jetzt, da sie freien Lauf nehmen können, schielen sie nach dem Wegezeiger rechts hinauf. Während die Masse links hinabströmt, steigen sie aufwärts und finden sich im Wirthshaus zur Zirbeldrüse wieder zusammen. Es sind friedliche, verständige Leute diese Geister. Sie erhellen Dein Haus, o Seele, so lange ihrer vier oder fünf beisammen sind, nachher möchte ich wohl für nichts stehen, denn sie raufen sich dann und treiben allerhand Unfug im Gehirn.

Wie schön ist die vierte Lebensperiode, die wir mit dem vierten Glase beginnen wollen! Du bist vierzehn Jahre alt, o Seele! Aber was ist mit Dir vorgegangen in der kurzen Zeit? Du spielst keine Knabenspiele mehr, Soldaten und alles dieses Gezeuge liegt hinter Dir, und Du scheinst mir viel zu lesen. Du bist hinter Goethe und Schiller gerathen und verschlingst sie, ohne Alles zu verstehen. Oder wie? Du verstehst *jetzt* schon Alles? Du willst meinen, Du könntest Liebe verstehen, weil Du im letzten Sonntagsclub Elvire hinter der Commode im Dunkeln geküßt und Emma's Zärtlichkeit zurückgewiesen hast? Barbar! Ahnest Du nicht, daß dieses dreizehnjährige Herz auch den Werther und sogar etwas von Clauren gelesen haben kann, und Liebe für Dich fühlt? Aber die Scene ändert sich. Sei mir gegrüßt, du Felsenthal der Alb! du blauer Strom, an welchem ich drei lange Jahre hauste, die Jahre lebte, die den Knaben zum Jüngling machen. Sei mir gegrüßt, du klösterliches Dach, du Kreuzgang mit den Bildern verstorbener Aebte, du Kirche mit dem wundervollen Hochaltar, ihr Bilder alle in schönes Gold des Morgenrothes getaucht! Seid mir gegrüßt, ihr Schlösser auf den Felsen, ihr Höhlen, ihr Thäler, ihr grünen Wälder! Jene Thäler, jene Klostermauern waren das enge Nest, das uns aufzog, bis wir flügge waren, und ihrer rauhen Abluft danken wir es, daß wir nicht verweichlichten.

Ich komme ans *fünfte* Glas, ins fünfte Sekulum unseres Lebens. Ich schlürfe euch ein, liebliche Erinnerungen, wie ich dieses Glas edlen Rheinweins schlürfe. Ihr duftet auf in herrlicher Schöne, Jahre meiner Jugend, wie das Aroma aufsteigt aus dem Römer. Mein Auge wird wacker, o Seele, denn sie sind um mich, die Freunde meiner Jugend! Wie soll ich dich nennen, du hohes, rohes, edles, barbarisches, liebliches, unharmonisches, gesangvolles, zurückstoßendes und doch so mild erquickendes Leben der Burschenjahre? Wie soll ich euch beschreiben, ihr goldenen Stunden, ihr Feierklänge der Bruderliebe? Welche Töne soll ich euch geben, um mich verständlich zu machen? Welche Farbe dir, du nie begriffenes Chaos! Ich soll dich beschreiben? Nie! Deine lächerliche Außenseite liegt offen, die sieht der Laie, die kann man ihm beschreiben, aber deinen innern, lieblichen Schmelz kennt nur der Bergmann, der singend mit seinen Brüdern hinabfuhr in den tiefen Schacht. Gold bringt er herauf, reines, lauteres Gold, viel oder wenig, gilt gleich viel. Aber dies ist nicht seine ganze Ausbeute. Was er geschaut, mag er dem Laien nicht beschreiben, es wäre allzu sonderbar und doch zu köstlich für sein Ohr. Es leben Geister in der Tiefe, die sonst kein Ohr erfaßt, kein Auge schaut. Musik ertönt in jenen Hallen, die jedem nüchternen Ohr leer und bedeutungslos ertönt. Doch dem, der *mit* gefühlt und *mit* gesungen, gibt sie eine eigene Weihe, wenn er auch über das Loch in seiner Mütze lächelt, das er als Symbolum zurückgebracht. Alter Großvater! Jetzt weiß ich, was Du vornahmst, wenn „der Herr seinen Schalttag feierte." Auch Du hattest Deine trauten Gesellen seit den Tagen Deiner Jugend, und das Wasser stand Dir in den grauen Wimpern, wenn Du einen beisetztest im Stammbuch. Sie leben!

Wirf die Flasche weg, Mensch, stich eine neue an zu neuer Freude. Das *sechste*! Wer kann dich berechnen, o Liebe?

Es ging uns, wie es so manchem Erdensohn ergeht. Wir lasen von

Liebe und glaubten zu lieben. Das Wunderbarste und doch Natürlichste an der Sache war, daß die Perioden oder Grade dieser Art Liebe sich nach unserer Lektüre richteten. Haben wir nicht Vergißmeinnicht und Ranunkeln gebrochen und des Doktors Tochter in G. verschämt überreicht und uns einige Thränen ausgepreßt, weil wir lasen: „Das Schönste sucht er auf den Fluren, womit er seine Liebe schmückt?" — „Aus seinen Augen brechen Thränen?" Haben wir nicht à la Wilhelm Meister geliebt, das heißt wir wußten nicht mehr, war es Emeline oder Camilla, die Zarte, oder gar Ottilie? Haben nicht alle drei in zierlichen Schlafmützen hinter den Jalousien hervorgeschaut, wenn wir Ständchen brachten im Winter, und die Guitarre weiblich schlugen, obgleich uns der Frost die Finger krumm bog? Und nachher, als es sich zeigte, wie sie alle nur schnöde Koketten seien, haben wir da nicht die Liebe thörichter Weise verschworen und uns vorgenommen, erst dann zu heirathen, wenn die Schwaben klug werden, das heißt im vierzigsten?

Wer kann dich berechnen, verschwören, o Liebe? du tauchst nieder aus dem Auge der Geliebten und schlüpfst durch unser Auge verstohlen in das Herz. Und dennoch so kalt konntest du bleiben, wenn ich meine Lieder sang, wolltest den Blick nicht erwidern, den ich so oft nach dir aussandte? Ich möchte ein General sein, nur daß sie meinen Namen in der Zeitung läse, daß es ihr bange würde, wenn sie läse: „Der General Hauff hat sich in der letzten Schlacht bedeutend hervorgethan und acht Kugeln ins Herz bekommen — woran er aber nicht gestorben." Ich möchte ein Tambour sein, nur daß ich vor ihrem Haus meinen Schmerz auslassen und fürchterlich trommeln könnte, und fährt sie dann erschrocken mit dem Köpfchen durchs Fenster, so will ich gerade das Gegentheil russischer Fellraßler machen und vom Fortissimo abwärts trommeln und piano und im leisen Adagiowirbel ihr zuflüstern: „Ich liebe Dich." Ein berühmter Mensch möchte ich sein, nur daß sie von mir hörte und stolz zu sich sagte: „Der hat Dich einst geliebt." Aber leider reden die Leute nicht von mir, höchstens wird man ihr morgen sagen: „Gestern Nacht ist er auch wieder bis Mitternacht im Weinkeller gelegen!" Und wenn ich vollends ein Schuster oder Schneider wäre! Doch dies ist ein gemeiner Gedanke und Deiner unwürdig, Adelgunde! —

Jetzt wacht wohl Keiner mehr als der Höchste und Niedrigste dieser Stadt, nämlich der Thurmwächter hoch oben auf der Domkirche und ich tief unten im Rathskeller. Wär' ich doch der auf dem Thurme! in jeder Stunde wollte ich das Sprachrohr ansetzen und Dir ein Lied hinabsingen ins Schlafkämmerlein; doch nein! das würde ja den süßen Engel aus seinem Schlummer wecken, aus seinen holden, lieblichen Träumen. Doch hier unten hört mich Niemand, da will ich eines singen. Seele! komme ich mir denn nicht gerade vor, wie ein Soldat auf dem Posten, dem das Heimweh recht schwer und tief im Herzen liegt? Und hat nicht einer meiner Freunde dies Lied gedichtet?

Steh' ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der fernen Wacht,
Dann denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob es mir treu und hold verblieb.

Als ich zur Fahne fortgemüßt,
Hat sie so herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geschmückt,
Und weinend mich ans Herz gedrückt.

Sie liebt mich noch, sie ist mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemuth,
Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es ans ferne Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe mildem Schein
Sitzt Du wohl in Dein Kämmerlein,
Und schickst Dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebsten in der Fern'.

Doch wenn Du traurig bist und weinst,
Mich von Gefahr umrungen meinst,
Sei ruhig, steh' in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke schlägt, bald naht die Runde
Und löst mich ab zu dieser Stund:
Schlaf wohl im stillen Kämmerlein
Und denk' in Deinen Träumen mein!

Und denkt sie auch wohl meiner in ihren Träumen? Die Glocken summten dumpf auf den Thürmen, sie begleiteten meinen Gesang. Schon Mitternacht? Diese Stunde trägt eigenen geheimnißvollen Schauer in sich; es ist, als zittere die Erde leise, wenn sich die schlummernden Menschen unter ihr auf die andere Seite legen, die schwere Decke schütteln und den Nachbar im Kämmerlein nebenan fragen: „Ist's noch nicht Morgen?" Wie so ganz anders zittert der Ton dieser Mitternachtsglock' zu mir hernieder, als wenn er am Mittag durch die hellen klaren Lüfte schallt. Horch! Ging da nicht im Keller eine Thüre? Sonderbar; wenn ich nicht so ganz allein hier unten wäre, wenn ich nicht wüßte, daß die Menschen nur oben wandeln, ich würde glauben, es tönen Schritte durch diese Hallen. — Ha! es ist so; es kommt näher, es tastet an der Thüre hin und her; es faßt und schüttelt die Klinke; doch die Thüre ist verschlossen und mit Riegeln verhängt; mich stört heute Nacht kein Sterblicher mehr. — Ha, was ist das? die Thüre springt auf! Entsetzen! —

---

Vor der Thüre standen zwei Männer und machten gegenseitig Complimente über den Vortritt; der eine war ein langer, hagerer Mann, trug eine große, schwarze Lockenperrücke, einen dunkelrothen Rock nach altfränkischem Schnitt, überall mit goldenen Tressen und goldgesponnenen Knöpfen besetzt; seine ungeheuer langen und dünnen Beine staken in dünnen Beinkleidern von schwarzem Sammt mit goldenen Schnallen am Knie; daran schlossen sich rothe Strümpfe, und auf den Schuhen trug er goldene Schnallen. Den Degen mit einem Griff von Porzellan hatte er durch die Hosentasche gesteckt; er schwenkte, wenn er ein Compliment machte, einen dreispitzigen kleinen Hut von Seide, und die Lockenschwänze seiner Per-

rücke rauschten dann wie Wasserfälle über die Schultern herab. Der Mann hatte ein bleiches, abgehärmtes Gesicht, tiefliegende Augen und eine große, feuerrothe Nase. Ganz anders war der kleinere Geselle anzuschauen, dem jener den Vortritt gönnen wollte. Seine Haare waren fest an den Kopf geklebt mit Eiweiß, und nur an den Seiten waren sie in zwei Rollen gleich Pistolenbalstern gewickelt; ein ellenlanger Zopf schlängelte sich über seinen Rücken; er trug ein stahlgraues Röcklein, roth aufgeschlagen, steif unten in großen Reiterstiefeln und oben in einer reichgestickten Bratenweste, die über sein wohlgenährtes Bäuchlein bis auf die Kniee herabfiel, und hatte einen ungeheuren Raufdegen umgeschnallt. Er hatte etwas Gutmüthiges in seinem feisten Gesicht, besonders in den Aeuglein, die ihm wie einem Hummer hervorstanden. Seine Manoeuvres führte er mit einem ungeheuren Filzhut aus, der auf zwei Seiten aufgeklappt war.

Ich hatte, nachdem ich mich von dem ersten Schrecken erholt, Zeit genug, diese Bemerkungen zu machen, denn die beiden Herren machten wohl mehrere Minuten lang vor der Schwelle die zierlichsten Pas. Endlich riß der Lange auch den zweiten Flügel der Thüre auf, nahm den Kleinen unter dem Arm und führte ihn in mein Gemach. Sie hingen ihre Hüte an die Wand, schnallten die Degen ab und setzten sich, ohne mich zu beachten, stillschweigend an den Tisch. „Ist denn heute Fastnacht in Bremen?" sprach ich zu mir, indem ich über die sonderbaren Gäste nachdachte; und doch kam mir ihre ganze Erscheinung so unheimlich vor, besonders wußte ich mich in ihre starren Blicke, in ihr Schweigen nicht zu finden; ich wollte mir eben ein Herz fassen und sie anreden, als ein neues Geräusch im Keller entstand. Schritte tönten näher, die Thüre ging auf, und vier andere Herren, nach derselben alten Mode wie die ersten gekleidet, traten ein. Mir fiel besonders der Eine auf, der wie ein Jäger gekleidet war, denn er trug Hetzpeitsche und Jagdhorn und schaute ungemein fröhlich um sich.

„Gott grüß Euch Ihr Herren vom Rhein!" sprach der Lange im rothen Rocke im tiefen Baß, indem er aufstand und sich verbeugte. „Gott grüß Euch," quickte der Kleine dazu, „haben uns lange nicht gesehen, Herr Jacobus!"

„Frisch auf! Holla und guten Morgen, Herr Matthäus," rief der Jäger dem Kleinen zu, „und auch guten Morgen, Herr Judas! Aber was ist das? Wo sind die Römer, wo Pfeifen und Tabak? Ist der alte Maueresel noch nicht wach aus seinem Sündenschlaf?"

„Die Schlafmütze!" erwiderte der Kleine. „Der schläferige Bengel! Droben liegt er noch in Unser Lieben Frauen Kirchhof, aber das Donnerwetter, ich will ihn heraus schellen!" Dabei ergriff er eine große Glocke, die auf dem Tische stand, und klingelte und lachte in grellen, schneidenden Tönen. Auch die drei andern Herren hatten Hüte, Stock und Degen in die Ecken gestellt, sich gegenseitig gegrüßt und an den Tisch gesetzt. Zwischen dem Jäger und dem rothen Judas saß einer, den sie Andreas nannten. Es war ein überaus zierlicher und feiner Herr, auf seinen schönen, noch jugendlichen Zügen lag ein wehmüthiger Ernst, und um die zarten Lippen schwebte ein mildes Lächeln; er trug eine blonde Perrücke mit vielen Locken, was mit seinen großen braunen Augen einen auffallenden, aber angeneh-

men Contrast bildete. Dem Jäger gegenüber saß ein großer wohlgemästeter Mann, mit roth ausgeschlagenem Gesicht und einer Purpurnase. Er hatte die Unterlippe weit herabhängen und trommelte mit den Fingern auf seinem dicken Bauch; sie hießen ihn Philippus.

Ein starkknochiger Mann, fast wie ein Krieger anzuschauen, saß neben ihm; ein muthiges Feuer brannte in seinen dunkeln Augen, ein kräftiges Roth schmückte seine Wangen, und ein dichter Bart umschattete den Mund. Er hieß Petrus.

Wie unter ächten alten Trinkern, so wollte unter diesen Gästen das Gespräch nicht recht fortgehen ohne Wein; da erschien eine neue Gestalt in der Thüre. Es war ein kleines, altes Männlein mit schlotternden Beinen und grauem Haar; sein Kopf sah aus wie ein Todtenkopf, über den man eine dünne Haut gespannt, und seine Augen lagen trübe in den tiefen Höhlen; er schleppte keuchend einen großen Korb herbei und grüßte die Gäste demüthig.

„Ha! siehe da, der alte Kellermeister Balthasar," riefen die Gäste ihm entgegen; „frisch heran, Alter, setze die Römer auf und bringe uns Pfeifen! Wo steckst Du nur so lang? Es ist längst Zwölf vorüber."

Der alte Mann gähnte einige Male etwas unanständig und sah überhaupt aus wie einer, der zu lange geschlafen. „Hätte beinahe den ersten September verschlafen," krächzte er, „ich schlief so hart, und seitdem sie den Kirchhof gepflastert haben, höre ich auch ziemlich schlecht. Wo sind denn aber die andern Herren?" fuhr er fort, indem er Pokale von wunderlicher Form und ansehnlicher Größe aus dem Korbe nahm und auf den Tisch setzte. „Wo sind denn die Andern? Ihr seid erst Euer sechs, und die alte Rose fehlt auch noch."

„Setze nur die Flaschen her," rief Judas, „daß wir endlich was zu trinken bekommen, und dann gehe hinüber, sie liegen noch im Faß, poch' an mit Deinen dürren Knochen und heiße sie aufstehen, sage, wir sitzen schon Alle hier."

Aber kaum hatte Herr Judas also gesprochen, als ein großes Geräusch und Gelächter vor der Thüre entstand. „Jungfer Rose hoch, hussa, hoch! und ihr Schatz, der Bacchus hoch!" hörte man von mehreren Stimmen rufen. Die Thüre flog auf, die gespenstigen Gesellen am Tische sprangen in die Höhe und schrieen: „Sie ist's, sie ist's, Jungfer Rose und Bacchus und die Andern! Hollah! Jetzt geht das Freudenleben erst recht an!" und dabei stießen sie die Römer zusammen, lachten, und der Dicke schlug sich auf den Bauch, und der blasse Kellermeister warf die Mütze geschickt zwischen den Beinen durch an die Decke und stimmte ein in das Juchheisa, heisa he! daß mir die Ohren gellten. Welch' ein Anblick! Der hölzerne Bacchus, so auf dem Faß im Keller geritten, war herabgestiegen, nackt, wie er war; mit seinem breiten freundlichen Gesicht, mit den klaren Aeuglein grüßte er das Volk und trippelte auf kleinen Füßchen in das Zimmer; an seiner Hand führte er ganz ehrbarlich wie seine Braut eine alte Matrone von hoher Gestalt und weiblicher Dicke. Noch weiß ich nicht bis dato, wie es möglich war, daß dies Alles so geschehen, aber damals war es mir sogleich klar, daß diese Dame Niemand anders sei, als die alte Rose, das ungeheure Faß im Rosenkeller.

Und wie hatte sie sich köstlich aufgeputzt, die alte Rheinländerin! Sie mußte in der Jugend einmal recht schön gewesen sein, denn wenn auch die Zeit einige Runzeln um Stirne und Mund gelegt hatte, wenn auch das frische Roth der Jugend von ihren Wangen verschwunden war, zwei Jahrhunderte konnten die edlen Züge des feinen Gesichtes nicht völlig verwischen. Ihre Augenbrauen waren grau geworden, und einige unziemliche, graue Barthaare wuchsen auf ihrem spitzigen Kinn, aber die Haare, die um die Stirne schön geglättet lagen, waren nußbraun und nur etwas weniges mit Silbergrau gemischt. Auf dem Kopfe trug sie eine schwarze Sammtmütze, die sich enge an die Schläfe anschloß; dazu hatte sie ein Wamms vom feinsten schwarzen Tuche an, und das Mieder von rothem Sammt, das darunter hervorschaute, war mit silbernen Haken und Ketten geschnürt. Um den Hals trug sie ein breites Halsband von blitzenden Granaten, woran eine goldene Schaumünze befestigt war; ein weiter, faltenreicher Rock von braunem Tuch fiel um ihre wohlbeleibte Gestalt, und ein kleines weißes Schürzchen, mit feinen Spitzen besetzt, wollte sich recht schalkhaft ausnehmen. An der einen Seite hing ihr eine große Tasche von Leder, an der andern ein Bündel gewaltiger Schlüssel — kurz, sie war eine so ehrbare Frau, als je eine Anno 1618 in Cöln oder Mainz über die Straße ging.

Aber hinter der Frau Rose kamen noch sechs jubelnde Gesellen, die Dreispitzenhüte schwingend, die Perrücken schief auf den Kopf gesetzt, mit weitschößigen Röcken und langen, reich gestickten Westen angethan.

Ehrbarlich und sittsam führte unter dem allgemeinen Jubel Bacchus seine Rose oben an die Tafel; sie verbeugte sich mit großem Anstand gegen die Gesellschaft und ließ sich nieder; an ihrer Seite nahm der hölzerne Bacchus Platz, und Balthasar, der Kellermeister, hatte ihm ein tüchtiges Polster untergeschoben, weil er sonst gar klein und niedrig dagesessen hätte. Auch die andern sechs Gesellen nahmen Platz, und ich merkte jetzt, daß es wohl die zwölf Apostel vom Rheine seien, die hier um die Tafel saßen, sonst aber im Apostelkeller in Bremen liegen.

„Da wären wir ja," sagte Petrus, nachdem der Jubel etwas nachgelassen, „da wären wir ja, wir junges munteres Volk von 1700, und Alle wohlbehalten wie sonst. Nun, auf gutes Wohlsein Jungfer Rose! Auch Sie hat gar nicht gealtert und ist noch so stattlich und hübsch wie vor fünfzig Jahren. Gutes Wohlsein, Sie soll leben und Ihr Liebster Herr Bacchus daneben."

„Soll leben, die alte Rose soll leben!" riefen sie und stießen an und tranken; Herr Bacchus aber, der aus einem großen silbernen Humpen trank, schluckte zwei Maß rheinisch ohne viel Beschwerden hinunter, und er ward zusehends dicker davon und größer, wie eine Schweinsblase, die man mit Luft füllt.

„Mich gehorsamst zu bedanken, werthgeschätzte Herrn Apostel und Vettern," antwortete Frau Rosalia, indem sie sich freundlich verneigte. „Seid Ihr noch immer solch' ein loser Schäcker, Herr Petrus? Ich weiß von keinem Schatz nicht, und Ihr müßt ein sittsam Mägdlein nicht so in Verlegenheit setzen." Sie schlug die Augen nieder, als sie dies sagte, und trank ein mächtiges Paßglas aus.

„Schatz," erwiderte ihr Bacchus, indem er sie aus seinen Aeuglein zärtlich anblickte und ihre Hand faßte, „Schatz, ziere Dich doch nicht so; Du weißt ja wohl, daß Dir mein Herz zugethan schon seit zweihundert Herbsten, und daß ich Dich noch heute vor allen andern liebe, soll ein feuriger Kuß auf Deine rosigen Lippen beweisen."

Er neigte sich zärtlich gegen die Rose. „Wenn nur das junge Volk hier nicht dabei wäre," flüsterte sie beschämt, indem sie sich halb zu ihm neigte; — aber unter dem Jubeln und Jauchzen der Zwölfe hatte der Weingott sein Schürzenstipendium nebst Zinsen eingenommen. Dann leerte er seinen Humpen wieder und ward um zwei Fäuste breiter und größer und hub an mit einer rauhen Weinstimme zu singen:

Vor allen Schlössern dieser Zeit
Lob' ich ein Schloß zu Bremen;
In seinen Hallen hoch und weit
Darf sich kein Kaiser schämen;
Gar seltsam ist es ausstaffirt,
Mit schmuckem Hausrath ausgeziert,
Doch hat daselbst vor allen
Eine Jungfrau mir gefallen.

Ihr Auge blinkt wie klarer Wein,
Ihre Wangen sind nicht bleiche,
Wie prächtig ihre Kleider sein,
Von lauter schwerem Zeuche;
Von Eichenholz ist ihr Gewand,
Von Birkenreifen ihre Band'.
Das Mieder, das sie zieret,
Mit Eisen ist geschnüret.

Doch ach, man hat ihr Schlafcloset
Mit Riegeln wohl versehen,
Dort schlummert sie im Rosenbett,
Und ich muß draußen stehen;
Drum poch ich an die Kammerthür.
Steh auf mein Schatz, und komm herfür,
Damit ich mit Dir kose,
Mach auf, herzliebe Rose.

So steig ich jede Mitternacht
Zu ihrer Kammer nieder;
Nur ein Mal hat sie aufgemacht,
Jetzt will sie nimmer wieder;
Und seit ich ein Mal sie geküßt,
Mein Herz von Sehnsucht trunken ist,
Nur ein Mal Rosamunde
Küß mich, daß es gesunde.

„Ihr seid ein Schäcker, Herr Bacchus," sagte Rosa, als er mit einem zärtlichen Triller geendet hatte. „Ihr wißt wohl, daß mich Bürgermeister und Rath unter gar strenger Klausur halten und nicht erlauben, daß ich mit Jedwedem mich einlasse."

„Aber mir könntest Du doch zuweilen das Kämmerlein öffnen, lieb' Röschen!" flüsterte Bacchus, „mich gelüstet nach der süßen Speise Deines Mundes."

„Ihr seid ein Schelm," rief sie lachend, „Ihr seid ein Türke und

habt es mit Vielen zugleich; meinet Ihr, ich wisse nicht, wie Ihr mit der leichtfertigen Französin scharmirt, mit dem Fräulein von Bordeaux, und mit dem Kreidengesicht, der Champagnerin; geht, geht, Ihr habt einen schlechten Charakter und versteht Euch nicht auf treue deutsche Minne."

„Ja, das sag' ich auch!" rief Judas, und fuhr mit der langen knöchernen Hand nach der Hand der Jungfer Rose, „das sag' ich auch; drum nehmet mich zu Eurem Galan, liebwertheste Jungfer, und lasset den kleinen, nackten Kerl seiner Französin nachziehen."

„Was?" schrie der Hölzerne und trank im Zorn einige Maß Wein, „was? mit dem jungen Fant von 1726 willst Du Dich abgeben, Röschen? Pfui, schäme Dich; was mein nacktes Costüm betrifft, Herr Naseweis, so kann ich eben so gut, wie Er, eine Perrücke aufsetzen, einen Rock umhängen und einen Degen an die Seite stecken; aber ich trage mich so, weil ich Feuer im Leibe habe und mich nicht friert im Keller. Und was Sie da sagt, Jungfer Rose, mit den Französinnen, so ist das gänzlich erlogen. Besucht habe ich sie zuweilen und mich an ihrem Geiste erlustirt, aber weiter gar nichts; Dir bin ich treu, liebster Schatz, und Dir gehört mein Herz."

„Eine schöne Treue, Gott erbarm's!" erwiderte die Dame. „Was hört man nur aus Spanien, wie Ihr es dort mit dem Frauenzimmer habt? Von der süßlichen Meye, der Xeres, will ich gar nichts sagen, das ist eine bekannte Geschichte, aber wie ist es denn mit der Jungfer Dentilla di Rota, und mit der von San Lucas? Und dann mit der Sennora Ximenes?"

„Alle Teufel, Ihr treibt die Eifersucht auch gar zu weit," rief er ärgerlich, „man kann doch alte Verbindungen nicht ganz aufgeben. Und was die Sennora Ximenes betrifft, so seid Ihr sehr ungerecht, ich besuche sie ja nur aus Freundschaft für Euch, weil sie Eure Verwandte ist."

„Was macht Ihr da für Fabeln: Unsere Verwandte?" murmelten Rose und die Zwölfe untereinander. „Wie das?"

„Wißt Ihr denn nicht," fuhr er fort, „daß diese Sennora eigentlich eine Rheinländerin ist? Der ehrsame Don Ximenes hat sie heimgeführt als blutjunges Rebstöcklein aus dem Rheingau nach seiner Heimath Spanien, und dort hat sie sich angesiedelt und seinen Familiennamen angenommen. Noch jetzt, obgleich sie den süßen, spanischen Charakter angenommen, noch jetzt hat sie große Aehnlichkeit mit Euch, wie die Grundzüge des Gesichts sich in der Familie nicht ganz verlieren. Dieselbe Farbe und jener süße Duft, jenes feine Aroma ist ihr eigen und macht sie zu Eurer würdigen Base, werthgeschätzte Jungfer Rose."

„Sie soll leben, soll leben!" riefen die Apostel und stießen an, „Base Ximenes in Hispanien soll leben!"

Jungfer Rose mochte ihrem Galan nicht ganz trauen und stieß mit bittersüßer Miene an; doch schien sie nicht ferner mit ihm hadern zu wollen, sondern sprach weiter:

„Und auch Ihr, meine lieben Vettern vom Rhein, seid Ihr Alle hier? Ja, da ist ja mein zarter, feiner Andreas, mein muthiger Judas, mein feuriger Petrus. Guten Abend, Johannes, wische Dir den Schlaf fein aus den Aeuglein, Du siehst noch ganz trübselig aus; Bartholomäus, Du bist unmäßig dick geworden und scheinst träge zu sein. Ha, mein munterer

Paulus, und wie fröhlich Jacobus um sich schaut, noch immer der Alte. Aber wie, Ihr seid ja zu Dreizehn am Tische, wer ist denn der dort in fremder Kleidung, wer hat ihn hieher gebracht?"

Gott, wie erschrack ich! Sie schauten Alle verwundert auf mich und schienen mit meiner Anwesenheit nicht ganz zufrieden. Aber ich faßte mir ein Herz und sagte: „Mich gehorsamst der werthen Gesellschaft zu empfehlen. Ich bin eigentlich nichts weiter, als ein zum Doktor der Philosophie graduirter Mensch, und halte mich gegenwärtig hiesigen Orts in dem Wirthshause zur Stadt Frankfurt auf."

„Wie wagst Du es aber, hieher zu kommen in dieser Stunde, graduirtes Menschenkind?" sprach Petrus sehr ernst, indem er Blitze aus seinen Feueraugen auf mich sprühte. „Du hättest wohl denken können, daß Du nicht in diese noble Societät gehörst."

„Herr Apostel," antwortete ich, und ich weiß noch heute nicht, woher ich den Muth bekam, wahrscheinlich aus dem Wein, „Herr Apostel, das Du verbitte ich mir für's Erste, bis wir weiter bekannt sind. Und was die noble Societät betrifft, in die ich gekommen sein soll, so kam sie zu mir, nicht ich zu ihr, denn ich sitze schon seit drei Stunden in diesem Gemach, Herr!"

„Was thut Ihr aber so spät noch im Rathskeller, Herr Doktor?" fragte Bachus etwas sanfter als der Apostel. „Um diese Zeit pflegt sonst das Erdenvolk zu schlafen."

„Euer Excellenz," erwiderte ich, „das hat seinen guten Grund. Ich bin ein portirter Freund des edlen Getränkes, das man hier unten verzapft, habe auch durch die Vergünstigung eines wohledeln Senats die Permission erhalten, denen Herren Aposteln und der Jungfrau Rose meinen Besuch abzustatten, was ich auch geziemendst gethan."

„Also Ihr trinkt gerne Rheinwein?" fuhr Bachus fort; „nun, das ist eine gute Eigenschaft und sehr zu loben in dieser Zeit, wo die Menschen so kalt geworden sind gegen diese goldene Quelle."

„Ja, der Teufel hole sie all'!" rief Judas. „Keiner will mehr einige Maß Rheinwein trinken, außer hie und da solch' ein fahrender Doktor oder vacirender Magister, und diese Hungerleider lassen sich ihn erst noch aufwichsen."

„Muß ganz gehorsamst depreciren, Herr von Judas," unterbrach ich den schrecklichen Rothrock. „Nur einige kleine Versuche habe ich gethan mit Dero Rebenblut von 1700 und etlichen Jahren, und den hat mir allerdings der wackere Bürgermeister einschenken lassen; was Sie aber hier sehen, ist etwas neuer und in baarer Münze von mir bezahlt."

„Doktor, ereifert Euch nicht," sagte Frau Rose, „er meint's nicht so böse, der Judas, und er ärgert sich nur und mit Recht, daß die Zeiten so lau geworden."

„Ja!" rief Andreas, der feine, schöne Andreas, „ich glaube, dieses Geschlecht fühlt, daß es keines edlen Trankes mehr werth ist, drum sollen sie hier ein Gesöff von allerlei Schnapps und Syrup brauen, heißen es Chateau-Margaux, Sillery, St. Julien und sonst nach allerlei pompösen Namen und kredenzen es bei ihren Gastmahlen; und wenn sie es saufen, bekommen sie rothe Ringe um den Mund, dieweil der Wein

gefärbt war, und Kopfweh den andern Tag, weil sie schnöden Schnapps getrunken."

„Ha, was war das für ein anderes Leben," führte Johannes die Rede fort, „als wir noch junge, blutjunge Gesellen waren. Anno 19 und 26. Auch Anno 30 ging es noch hoch her in diesen schönen Hallen. Jeden Abend, es mochte die Sonne scheinen in hellem Frühling, oder schneien und regnen im Winter, jeden Abend waren die Stübchen dort gefüllt mit frohen Gästen. Hier, wo wir jetzt sitzen, saß in Würde und Hoheit der Senat von Bremen, stattliche Perrücken auf dem Haupte, die Wehre an der Seite, Muth im Herzen und Jeder einen Römer vor sich."

„Hier, hier, nicht oben auf der Erde, hier war ihr Rathhaus, hier die Halle des Senats; denn hier beim kühlen Weine beriethen sie sich über das Wohl der Stadt, über ihre Nachbarn und dergleichen. Wenn sie uneinig in der Meinung waren, so stritten sie sich nicht mit bösen Worten, sondern tranken einander wacker zu, und wenn der Wein ihre Herzen erwärmt hatte, wenn er fröhlich durch ihre Adern hüpfte, da war der Beschluß schnell zur Reife gediehen, sie drückten sich die Hände, sie waren und blieben immer Freunde, weil sie Freunde waren des edlen Weines. Am andern Morgen aber war ihnen ihr Wort heilig, und was sie Abends ausgemacht im Keller, das führten sie oben im Gerichtssaale aus."

„Schöne alte Zeiten!" rief Paulus. „Daher kommt es auch, daß noch heutzutage jeder vom Rath ein eigenes Trinkbüchlein, eine jährliche Weinrechnung hat. Den Herren, die alle Abende hier saßen und tranken, war es nicht genehm, allemal in die Tasche zu fahren und ihr Geldsäckelein heraus zu kriegen. Aufs Kerbholz ließen sie es schreiben, und am Neujahr ward Abrechnung gehalten, und es gibt einige wackere Herren, die noch jetzt oft Gebrauch davon machen, aber es sind deren wenige."

„Ja, ja, Kinder," sprach die alte Rose, „sonst war es anders, so vor fünfzig, hundert, zweihundert Jahren. Da brachten sie Abends ihre Weiber und Mädchen mit in den Keller, und die schönen Bremerkinder tranken Rheinwein oder von unserem Nachbar Moseler, und waren weit und breit berühmt durch ihre blühenden Wangen, durch ihre purpurrothen Lippen, durch ihre herrlichen blitzenden Augen; jetzt trinken sie allerlei miserables Zeug, als Thee und dergleichen, was weit von hier bei den Chinesen wachsen soll und was zu meiner Zeit die Frauen tranken, wenn sie ein Hüftlein oder sonstige Beschwer hatten. Rheinwein, ächten gerechten Rheinwein können sie gar nicht mehr vertragen; denkt Euch ums Himmels Willen, sie gießen spanischen Süßen darunter, daß er ihnen munde, sie sagen, er sei zu sauer."

Die Apostel schlugen ein großes Gelächter auf, in das ich unwillkürlich einstimmen mußte, und Bacchus lachte so gräßlich, daß ihn der alte Balthasar halten mußte.

„Ja, die guten alten Zeiten!" rief der dicke Bartholomäus. „Sonst trank ein Bürger seine zwei Maß, und es war, als hätt' er Wasser getrunken, so nüchtern blieb er; jetzt wirft sie ein Römer um. Sie sind aus der Uebung gekommen."

„Da trug sich vor vielen Jahren eine schöne Geschichte zu," sagte Fräulein Rose und lächelte vor sich hin.

„Erzähle, erzähle, Jungfer Rose, die Geschichte!“ baten Alle; sie aber trank bedeutend viel Wein, damit sie eine glatte Kehle bekam, und hub an:

„Anno tausend sechshundert und einige zwanzig, dreißig Jahre war ein großer Krieg in deutschen Landen von wegen des Glaubens; die Einen wollten so und die Andern anders, und statt daß sie bei einem Glase Wein die Sache vernünftig besprochen hätten, schlugen sie sich die Schädel ein. Albrecht von Wallenstein, des Kaisers Generalfeldmarschall, hauste schrecklich in protestantischen Landen. Deß erbarmte sich der Schwedenkönig, Gustav Adolph, und kam mit vieler Mannschaft zu Roß und zu Fuß. Es wurden viele Bataillen geliefert, sie hetzten sich herum am Rhein und an der Donau, geschah aber weiter nicht viel, weder vor- noch rückwärts. Zu der Zeit war Bremen und die andern Hansestädte neutral und wollten es mit keiner Partei verderben. Dem Schweden lag aber daran, durch ihr Gebiet zu ziehen und sich freundlich mit ihnen einzulassen, darum wollte er einen Gesandten an sie schicken. Weil aber im Reiche bekannt war, daß man in Bremen Alles im Weinkeller verhandle und die Rathsherren und Bürgermeister einen guten Schluck hätten, so fürchtete sich der Schwedenkönig, sie möchten seinem Gesandten gar sehr zusetzen mit Wein, daß er endlich betrunken würde und schlechte Bedingungen einginge für die Schweden.

„Nun befand sich aber im schwedischen Lager ein Hauptmann vom gelben Regiment, der ganz erschrecklich trinken konnte. Zwei, drei Maß zum Frühstück war ihm ein Kleines, und oft hat er Abends zum Zuspitzen ein halb Imi getrunken und nachher gut geschlafen. Als nun der König voll Besorgniß war, sie möchten im Bremer Rathskeller seinem Gesandten allzu sehr zusetzen, so erzählte ihm der Kanzler Oxenstierna von dem Hauptmann, Gutekunst hieß er, der so viel trinken könne. Deß freute sich der König und ließ ihn vor sich kommen.

„Da brachten sie einen kleinen, hageren Mann, der war ganz bleich im Gesichte, hatte aber eine große, kupferrothe Nase und hellblaue Lippen, was ganz wunderlich anzusehen war. Der König fragte ihn, wie viel er sich wohl zu trinken getraue, wenn es recht ernstlich zuginge. „„O Herr und König,‘“ antwortete er, „„so ernstlich bin ich noch nie daran gekommen, habe mich bis dato auch noch nicht geeicht; der Wein ist nicht wohlfeil, und man kann täglich nicht über sieben, acht Maß trinken, ohne in Schulden zu gerathen.‘“ — „„Nun, wie viel meinst Du denn führen zu können?‘“ fragte der König weiter. Er aber antwortete unerschrocken: „„Wenn Euer Majestät bezahlen wollen, möchte ich wohl einmal zwölf Mäßchen trinken, mein Reitknecht, der Balthasar Ohnegrund, kann es aber noch besser.‘“ Da schickte der König auch nach Balthasar Ohnegrund, dem Knecht des Hauptmanns Gutekunst, und war der Herr schon blaß gewesen und mager, so war es der Diener noch mehr, der ganz aschenfarb aussah, als hätte er sein Lebenlang Wasser getrunken.

„Da ließ nun der König den Hauptmann und Ohnegrund, den Reitknecht, in ein Zelt setzen und einige Fäßlein alten Hochheimer und Nierensteiner anfahren, und wollte haben, die Beiden sollten sich eichen lassen. Sie tranken von Morgens elf Uhr bis Abends vier Uhr ein Imi Hochheimer und anderthalb Imi Niersteiner, und der König ging voll Ver-

wunderung zu ihnen ins Zelt, um zu sehen, wie es mit ihnen stehe. Die beiden Gesellen aber waren wohl auf, und der Hauptmann sagte: „‚So, jetzt will ich einmal die Degenkuppel abschnallen, dann geht's besser;'" Ohnegrund aber machte drei Knöpfe an seinem Koller auf.

„Da entfalteten sich Alle, die dies sahen, der König aber sprach: „‚Kann ich bessere Gesandten finden nach der fröhlichen Stadt Bremen, als diese?'" Und alsobald ließ er dem Hauptmann prächtige Kleider und Waffen geben, wie auch Ohnegrund, dem Reitknecht, denn dieser sollte den Schreiber des Gesandten vorstellen. Der König und der Kanzler unterrichteten den Hauptmann, was er zu sagen hätte bei der Unterhandlung, und nahm Beiden das Versprechen ab, daß sie auf der ganzen Reise nur Wasser trinken sollten, damit nachher das Treffen im Keller um so glorreicher würde; Gutekunst aber, der Hauptmann, mußte seine rothe Nase mit einer künstlichen Salbe anstreichen, auf daß sie weiß aussah, damit man nicht merke, welch' ein Kunde er sei.

„Ganz elendiglich vom vielen Wassertrinken kamen die Beiden nach der Stadt Bremen, und nachdem sie bei dem Bürgermeister gewesen, sagte dieser zum Senat: „‚O, was hat uns der Schwede für zwei bleiche, magere Gesellen geschickt; heute Abend wollen wir sie in den Rathskeller führen und zudecken. Ich nehme den Gesandten auf mich ganz allein, und der Doktor Schnellpfeffer muß auf den Schreiber.'" So wurden sie denn Abends nach der Betglocke feierlichst in den Rathskeller geführt, der Bürgermeister führte Gutekunsten, den Hauptmann, der Doktor Schnellpfeffer, was auch ein guter Trinker war, führte den Reitknecht am Arm, der als Schreiber angethan, sich recht züchtiglich geberdete; hinter ihnen gingen viele Rathsherren, die zur Verhandlung geladen waren. Hier in diesem Gemach setzten sie sich um den Tisch und verspeisten zuerst Hasenbraten und Schinken und Häringe, um sich zum Trinken zu rüsten. Dann wollte der Gesandte ganz ehrbar mit der Verhandlung anfangen, und sein Schreiber zog Pergament und Feder aus der Tasche; aber der Bürgermeister sprach: „‚Mit nichten also, Ihr edlen Herren; so ist es nicht Gebrauch in Bremen, daß man die Sache also trocken abmacht; wollen einander vorerst auch zutrinken nach Sitte unserer Väter und Großväter.'" — „‚Kann eigentlich nicht viel vertragen,'" antwortete der Hauptmann, „‚dieweil es aber Seiner Magnificenz also gefällig, will ich ein Schlücklein zu mir nehmen.'" Nun tranken sie sich zu und hielten ein Gespräch über Krieg und Frieden und über die Schlachten, so geliefert worden; die Rathsherren aber, um den Fremden mit gutem Beispiel voranzugehen, tranken sich weidlich zu und bekamen rothe Köpfe. Bei jeder neuen Flasche entschuldigten sich die Fremden, wie sie gar den Wein nicht gewohnt wären und er ihnen zu Kopfe steige; deß freute sich der Bürgermeister, trank in seiner Herzenslust ein Paßglas um das andere, so daß er nicht mehr recht wußte, was zu beginnen. Aber, wie es zu gehen pflegt in diesem wunderbaren Zustande, er dachte: jetzt ist er betrunken, der Gesandte, und auch dem Schreiber hat der Doktor tüchtig zugesetzt, und sprach daher: „‚Nun wollen wir anfangen mit unserem Geschäft.'" Das waren die Fremden zufrieden, thaten, wie wenn sie voll Weines wären und tranken auf ihrer Seite den Herren weidlich zu.

„Da wurde nun gesprochen und getrunken, gehandelt und wieder getrunken, bis der Bürgermeister mitten im Satz einschlief und der Doktor Schnellpfeffer unter dem Tische lag. Da kamen denn die anderen Rathsherren und tranken den Fremden zu und führten die Verhandlung fort; aber trank der Hauptmann lästerlich, so machte es sein Reitknecht noch schlimmer; fünf Küper mußten immer hin und her laufen und einschenken, denn der Wein verschwand von dem Tisch, als wäre er in den Sand gegossen worden. So geschah es, daß die Gäste nach einander den ganzen Rath unter den Tisch tranken bis auf Einen.

„Dieser Eine war ein großer, starker Mann, mit Namen Walther, von welchem man allerlei sprach in Bremen, und wäre er nicht im Rath gesessen, man hätte ihn längst böser Künste und Zauberei angeklagt. Herr Walther war seines Zeichens eigentlich ein Zirkelschmied gewesen, hatte sich aber hervorgethan in seiner Gilde, war unter die Aeltermänner gekommen und nachher in den Senat. Dieser hielt aus bei den Gästen, trank zweimal so viel als Beide, so daß ihnen ganz unheimlich wurde, denn er war so verständig wie zuvor, während der Hauptmann schon trübe Augen bekam und glaubte, es gehe ihm ein Rad im Kopf herum. So oft der Senator Walther ein Paßglas getrunken, fuhr er mit der Hand unter den Hut, und dem Reitknecht kam es vor, als sähe er ein bläuliches Wölkchen, ganz fein wie Nebel, aus seinem rabenschwarzen Haar hervorsteigen. Er trank wacker drauf los, bis der Hauptmann Gutekunst selig einschlief und sein Haupt ganz weich auf des Bürgermeisters Bauch legte.

„Da sprach der Senator Walther mit sonderbarem Lächeln zu dem Schreiber des Gesandten: „‚Lieber Geselle, Du führst einen mächtigen Zug, ich vermeine aber, daß Du mit dem Roßstriegel besser fortkommst als mit der Feder.‘“ Da erschrack der Schreiber und sprach: „‚Wie meinet Ihr dies, Herr! Ich will nicht hoffen, daß Ihr mir Hohn sprechen wollt; bedenket, daß ich Seiner Majestät Gesandtschaftsschreiber bin.‘“

„‚Hoho!‘“ rief der Andere mit schrecklichem Lachen, „‚seit wenn haben denn ordentliche Gesandtschaftsschreiber solche Kittel an und führen solche Federn bei der Sitzung?‘“ Da sah der Reitknecht auf sein Kleid und bemerkte mit großem Schrecken, daß er seinen gewöhnlichen Stallkittel anhabe, er sah auf seine Hand, und siehe da, statt der Feder hielt er eine ganz gemeine Kratzbürste. Da entsetzte er sich und sah sich verrathen und wußte nicht, wie ihm geschah. Herr Walther aber lächelte seltsam und höhnisch und trank ihm einen Humpen von anderthalb Maß zu auf einen Zug, fuhr dann mit der Hand hinter die Ohren, und der Reitknecht sah ganz deutlich, wie ein feiner Nebel aus seinem Kopfe kam. „‚Gott soll mich bewahren, Herr, daß ich fürder mit Euch trinke,‘“ rief er, „‚Ihr seid ein Schwarzkünstler, wie ich nun vermuthe, und könnt mehr als Brod essen.‘“

„‚Darüber wäre noch vielerlei zu sagen,‘“ antwortete Walther ganz ruhig und freundlich; „‚aber es würde Dir auch nicht viel helfen, werthgeschätzter Stallknecht und Roßkamm, wenn Du mir fürder zusetztest mit Trinken, mich trinkst Du nicht unter den Tisch, wasmaßen ich einen kleinen Hahnen in mein Gehirn geschraubt habe, durch welchen der Weindunst wieder herausfährt. Schau zu!‘“ Dabei trank er ein großes Paßglas aus, wandte seinen Kopf herüber zu dem Reitknecht Obnegrund, strich sein Haar

zurück, und siehe da, in seinem Kopfe steckte ein kleiner silberner Hahn, wie an einem Faß, da drehte er den Zapfen um, und ein bläulicher Dunst strömte hervor, so daß ihm der Weingeist keine Beschwerden machte in der Hirnkammer.

„Da schlug der Reitknecht vor Verwunderung die Hände zusammen und rief: „‚Das ist einmal eine schöne Erfindung, Herr Zauberer! Könnet Ihr mir nicht auch so ein Ding an den Kopf schrauben, um Geld und gute Worte?‘“ — „‚Nein, das geht nicht,‘“ antwortete jener bedächtig; „‚da seid Ihr nicht erfahren genug in geheimer Wissenschaft; aber ich habe Euch liebgewonnen wegen Eurer absonderlichen Kunst im Trinken, darum möchte ich Euch gerne dienen, wo ich kann. Zum Beispiel es ist gegenwärtig die Stelle des Kellermeisters vakant allhier. Balthasar Ohnegrund, verlaß den Dienst dieser Schweden, wo es doch mehr Wasser als Wein gibt, und diene dem wohledlen Rath dieser Stadt; wenn wir auch einige Lasten Wein mehr brauchen des Jahres, die Du heimlich saufest, das thut nichts, ein solcher Kapitalkerl hat uns längst gefehlt; Balthasar Ohnegrund, ich mache Dich morgen zum Kellermeister, wenn Du willst. Willst Du nicht, so ist's auch gut; dann weiß aber morgen die ganze Stadt, daß uns der Schwede einen Reitknecht als Schreiber geschickt hat.‘“ Dieser Vorschlag mundete dem Balthasar wie edler Wein; er that einen Blick in dieses unermeßliche Weinreich, schlug sich auf den Magen und sagte: „Ich

will's thun.'" Nachher machten sie noch allerlei Punkte aus, wie es gehalten werden solle nach Ohnegrunds zeitlichem Hinscheiden mit seiner armen Seele. Er wurde Kellermeister, der Hauptmann Gutekunst aber zog mit zweideutigen Bedingungen ab ins schwedische Lager, und als nachher die Kaiserlichen in die Stadt kamen, war der Bürgermeister und Senat froh, daß sie sich mit dem Schweden nicht zu tief eingelassen, obgleich Keiner recht wußte, wie es so gekommen war."

So erzählte die Rose, die Apostel und ich dankten ihr und lachten sehr über die beiden Gesandten; Paulus aber fragte: „Und Balthasar Ohnegrund, der wackere Kunde, was ist aus ihm geworden? Blieb er Kellermeister?" Die Rose aber wandte sich um mit Lächeln, deutete auf eine Ecke des Gemaches und sagte: „Dort sitzt er ja noch, wie vor zweihundert Jahren, der wackere Zecher." Mir graute, als ich hinsah. Eine bleiche abgehärmte Gestalt saß in der Ecke, schluchzte und weinte sehr und trank dazu sehr viel Rheinwein. Aber es war Niemand anderes, als eben der Kellermeister Balthasar, der aus Unser Lieben Frauen Kirchhof herabgekommen war, nachdem ihn Matthäus aus dem Schlafe geschellt.

„Nun, alter Balthasar," rief ihm Jakobus zu, „Du hast also als Reitknecht gedient beim Hauptmann Gutekunst und warst sogar Gesandtschaftsschreiber oder Sekretär, ehe Du Kellermeister wurdest? Was machte denn der Herr, so den Hahnen im Hirnkasten hatte, für Bedingnisse?"

„O Herr!" stöhnte der alte Kellermeister aus tiefer Seele, und es war, als ob ihn der ewige Tod auf dem Fagott begleitete, so gräulich tönte es aus seiner Brust, „o Herr! fordert nicht von mir, daß ich es sage."

„Heraus damit!" schrieen die Apostel. „Was wollte er mit dem Spiritusableiter? Der Weingeistschröpfer, was wollte er?"

„Meine Seele."

„Armer Kerl," sagte Petrus sehr ernst. „Und um was wollte er Deine arme Seele?"

„Um Wein," murmelte er dumpf, und mir war es, als ob eine Stimme ohne Hoffnung spräche.

„Rede deutlicher, Alter, wie hat er es gemacht mit Deiner Seele?" er schwieg lange; endlich sprach er: „Warum dies erzählen, Ihr Herren? Es ist grausig, und Ihr versteht doch nicht, was es heißt, eine Seele verlieren."

„Wohl wahr," sprach Paulus, „wir sind fröhliche Geister und schlummern im Wein, und freuen uns ewiger ungetrübter Herrlichkeit und Freude. Darum kann uns aber auch kein Grauen anwandeln, denn wer hat Macht über uns, daß er uns elend mache oder uns schrecke? Darum erzähle!"

„Aber es sitzt ein Mensch am Tisch, der kann es nicht vertragen," sprach der Todte; „vor ihm darf ich es nicht sagen."

„Nur zu, immer zu," erwiderte ich, an allen Gliedern schauernd, „ich kann eine hinlängliche Dosis Schauerliches ertragen, und was ist es am Ende, als daß Euch der Teufel geholt?"

„Herr, es wäre Euch besser, Ihr betetet," murmelte der Alte. „Aber Ihr wollt es so haben, so höret: Der Mensch, der in jener Nacht in diesem Zimmer bei mir saß, — es war ein böses Ding mit ihm — der hatte

seine Seele dem Bösen verhandelt, und es war dabei bedingt, daß er sich loskaufen könnte durch eine andere Seele. Schon Viele hatte er auf dem Korn gehabt, aber allemal waren sie ihm wieder entgangen. Mich faßte er besser. Ich war wild aufgewachsen ohne Unterricht, und das Leben im Krieg ließ mich nicht viel nachdenken. Wenn ich so über ein Schlachtfeld ritt, und der Mondschein herabfiel, und Freund und Feind niedergemähet da lagen, da dachte ich: sie sind jetzt halt todt und leben nicht mehr. Von der Seele hielt ich nicht viel und von Himmel und Hölle noch weniger. Aber weil man so kurz lebt, wollte ich's Leben recht genießen, und Wein und Spiel waren mein Element. Das hatte mir der Höllenknecht abgemerkt und sprach zu mir in jener Nacht: „‚So zwanzig, dreißig Jahre zu leben in diesem Kellerreich, in diesem Weinhimmel zu trinken nach Herzenslust, nicht wahr, Balthasar, das müßte ein Leben sein?'" — „Ja, Herr," sprach ich, „aber wie könnte ich dies verdienen?" — „‚An was liegt Dir mehr,'" fuhr er fort, „‚hier recht nach Herzenslust zu leben auf der Erde, hier im Keller, oder an den Geschichten, die sich nachher begeben, wo man gar nicht weiß, ob man nur noch lebt und Wein trinkt?'" Ich that einen gräßlichen Schwur und sagte: „Meine Gebeine werden dahin fahren, wo die Gebeine meiner Gesellen liegen. Ist der Mensch todt, so fühlt er nicht und denkt nicht. Hab' es an manchem Kameraden erlebt, dem die Kugel das Hirn zerschmetterte, darum will ich leben und lustig sein." Er aber sprach zu mir: „‚Wenn Du Verzicht leisten willst auf das, was nachher kommt, so ist es ein Leichtes, Dich hier zum Kellermeister zu machen; schreibe nur Deinen Namen in dies Büchlein und thue einen recht tüchtigen Schwur dazu.'" — „Was nachher mit mir geschieht, das kümmert mich nicht," sprach ich; „Kellermeister will ich hier sein immerdar und ewiglich, so lange ich bin, und der Teufel oder wer will, kann das Andere haben, Alles, wenn sie mich einst einscharren.

„Als ich so gesprochen, waren wir nicht mehr zu zwei, sondern ein Dritter saß neben mir und hielt mir das Büchlein hin zum Unterschreiben. Der aber, der dies that, war nicht der Zirkelschmied, sondern ein Anderer."

„Wer war es denn? Sag an!" riefen die Apostel ungeduldig.

Die Augen des alten Kellermeisters funkelten gräulich, und seine bleichen Lippen bebten. Er setzte mehrere Male an, um zu sprechen, aber ein Krampf schien ihm die Kehle zuzuschnüren. Da blickte er auf einmal fest und muthig in eine dunkle Ecke, trank sein Glas aus und warf es an die Erde. „Was hilft alle Reue, alter Balthasar?" sprach er, indem große Thränen in seinen Wimpern hingen. „Der bei mir saß — war der Teufel."

Es war bei diesen Worten unheimlich, bis zur Verzweiflung unheimlich in dem Gemach. Die Apostel schauten ernst und schweigend in ihre Römer. Bacchus hatte das Gesicht in die Hände gedrückt, und die Rose war bleich und stille. Kein Athemzug rührte sich, man hörte nur, wie in dem Todtenkopf des Alten die Zähne schaudernd aneinander klapperten.

„Mein Vater hatte mich gelehrt, meinen Namen zu schreiben, als ich noch ein kleiner, frommer Knabe war. Ich unterschrieb ihn ins Buch, das mir der Andere mit seinen Krallen vorhielt. Von da an ging mir ein Leben auf in Saus und Braus. In ganz Bremen gab es keinen Mann so fröhlich als den Kellermeister Balthasar, und getrunken habe ich,

was der Keller Gutes und Köstliches hatte. Zur Kirche ging ich nie, sondern wenn sie zusammenläuteten, schritt ich hinab zum besten Faß und schenkte mir ein nach Herzenslust. Als ich alt wurde, kam oft ein Grauen über mich, und es fröstelte mich durch die Glieder, wenn ich ans Sterben dachte. Hatte zwar kein Weib, das um mich jammerte, aber auch keine Kinder, die mich trösteten; da trank ich denn, wenn die Todesgedanken über mich kamen, bis ich von Sinnen war und schlief. So trieb ich's lange Jahre, mein Haar ward grau, meine Glieder schwach, und ich sehnte mich, zu schlafen im Grabe. Da war mir eines Tages, als sei ich erwacht und könne doch nicht recht erwachen. Die Augen wollten sich nicht aufthun, die Finger waren steif, als ich mich aus dem Bette heben wollte, und die Beine lagen starr wie ein Stück Holz. An mein Bett aber traten Leute, betasteten mich und sprachen: „Der alte Balthasar ist todt.“

„Todt,“ dachte ich und erschrack, „todt und nicht schlafen? Todt bin ich und *denke*?“ Mich erfaßte eine unnennbare Angst, ich fühlte, wie mein Herz stille stand, und wie sich doch etwas in mir regte und in sich zusammenzog und bange war. Das war mein *Körper* nicht, denn er lag steif und todt; was war es denn?“

„Deine Seele!“ sprach Petrus dumpf. „*Deine Seele!*“ flüsterten die Andern ihm nach.

„Da maßen sie meine Länge und Breite, um die sechs Brettlein fertig zu machen, und legten mich hinein, und ein hartes Kissen von Hobelspähnen unter meinen Schädel, und nagelten die Bahre zu, und meine Seele wurde immer ängstlicher, weil sie nicht schlafen konnte. Dann hörte ich die Todtenglocke läuten auf der Domkirche, sie hoben mich auf und kein Auge weinte um mich. Sie trugen mich auf Unserer Lieben Frauen Kirchhof, dort hatten sie mein Grab gegraben, noch höre ich die Seile schwirren, die sie heraufzogen, als ich unten lag; dann warfen sie Steine und Erde herab, und es ward stille um mich her.

„Aber meine Seele zitterte heftiger, als es Abend wurde, als es zehn Uhr, elf Uhr schlug auf allen Glocken. Wie wird es Dir gehen? dachte ich bei mir. Ich wußte noch ein Gebetlein aus alter Zeit, das wollte ich sprechen, aber meine Lippen standen still. — Da schlug es zwölf Uhr, und mit einem Ruck war die schwere Grabesdecke abgerissen, und auf meinem Sarg geschah ein schrecklicher Schlag.“

Ein Schlag, daß die Hallen dröhnten, sprengte jetzt eben die Thüre des Gemaches auf, und eine große, weiße Gestalt erschien auf der Schwelle. Ich war durch Wein und die Schreckniße dieser Nacht so exaltirt und außer mir selbst gebracht, daß ich nicht aufschrie, nicht aufsprang, wie wohl sonst geschehen wäre, sondern geduldig das Schreckliche anstarrte, das jetzt kommen sollte. Mein erster Gedanke war nämlich: „Jetzt kommt der Teufel.“

Habt ihr je im Don Juan jenen bangen Moment geschaut, wo Tritte dumpf und immer näher tönen, wo Leporello schreiend zurückkommt und die Statue des Gouverneurs, ihrem Streitroß auf dem Monument entstiegen, zum Gastmahl kommt? Riesengroß, mit abgemessenem, dröhnendem Schritt, ein ungeheures Schwert in der Hand, gepanzert, aber ohne Helm, trat die Gestalt ins Gemach. Sie war von Stein, das Gesicht steif und seelenlos. Aber dennoch that sich der steinerne Mund auf und sprach:

„Gott grüß Euch, vielliebe Reben vom Rheine. Muß doch das schöne Nachbarskind besuchen an ihrem Jahrestag. Gott grüß Euch, Jungfrau Rose. Darf ich auch Platz nehmen in Eurem Gelaggaden?"

Sie schauten alle verwundert nach der riesigen Statue. Frau Rose aber brach das Stillschweigen, schlug vor Freude die Hände zusammen und schrie: „Ei, du meine Güte! 's ist ja der steinerne Roland, so seit vielen hundert Jahren auf dem Domhof in der lieben Stadt Bremen steht. Ei, das ist schön, daß Ihr uns die Ehre anthut, Herr Ritter! Leget doch Schild und Schwert ab, und machet es Euch bequem; wollet Ihr Euch nicht obenansetzen an meine Seite? O Gott, wie mich das freut!"

Der hölzerne Weingott, so indessen wieder um ein Erkleckliches gewachsen, warf mürrische Blicke bald auf den steinernen Roland, bald auf die naive Dame seines Herzens, die ihre Freude so laut und unverhohlen ausgelassen. Er murmelte etwas von ungebetenen Gästen und strampelte ungeduldig mit den Beinen. Aber Rose drückte ihm unter dem Tische die Hand und beschwichtigte ihn durch süße Blicke. Die Apostel waren näher zusammengerückt und hatten dem steinernen Gast einen Stuhl neben dem alten Fräulein eingeräumt. Er legte Schwert und Schild in die Ecke und setzte sich ziemlich ungelenk auf das Stühlchen, aber ach! dies war für ehrsame Bremer Stadtkinder und nicht für einen steinernen Riesen gemacht; es knackte, als er sich setzte, morsch zusammen, und so lang er war, lag er im Gemach.

„Schnödes Geschlecht, das solche Hütschen zimmert, worauf zu meiner Zeit nicht einmal ein zartes Fräulein hätte sitzen können, ohne mit dem Sitz durchzubrechen!" sagte der Heros und stand langsam auf; der Kellermeister Balthasar aber rollte ein Halbeimerfaß herbei an den Tisch und lud den Ritter ein, Platz zu nehmen. Es knackten nur ein paar Dauben, als er sich setzte, aber das Faß hielt aus. Dann bot ihm der Kellermeister ein großes Römerglas mit Wein, er faßte es mit der breiten, steinernen Faust, aber krach! war es entzwei, daß ihm der Wein über die Finger lief. „Ei, Ihr hättet auch die Handschuhe von Stein füglich ablegen können," sprach Balthasar ärgerlich und kredenzte ihm einen silbernen Becher, so ein Maß hielt und in früherer Zeit Tummler genannt wurde. Der Ritter faßte ihn, drückte nur einige unbedeutende Buckeln in den Becher, sperrte das steinerne Maul auf und goß den Wein hinab.

„Wie mundet Euch der Wein?" fragte Bacchus den Gast; „Ihr habt wohl lange keinen getrunken?"

„Er ist gut, bei meinem Schwert! Sehr gut! Was ist es für Gewächs?"

„Rother Ingelheimer, gestrenger Herr!" antwortete der Kellermeister.

Das steinerne Auge des Ritters bekam Leben und Glanz, als er dies hörte, die gemeiselten Züge verschönerte ein sanftes Lächeln und vergnüglich schaute er in den Becher.

„Ingelheim! Du süßer, trauter Name!" sprach er. „Du edle Burg meines ritterlichen Kaisers; so nennt man also noch in dieser Zeit deinen Namen, und die Reben blühen noch, die Karl einst pflanzte in seinem Ingelheim? Weiß man denn auch von Roland noch etwas auf der Welt und von dem großen Carolus, seinem Meister?"

„Das müßt Ihr den Menschen dort fragen," erwiderte Judas, „wir geben uns mit der Erde nicht mehr ab. Er nennt sich Doktor und Magister und muß Euch Bescheid geben können über sein Geschlecht."

Der Riese richtete sein Auge fragend auf mich, und ich antwortete: „Edler Paladin! Zwar ist die Menschheit in dieser Zeit lau und schlecht geworden, ist mit dem hohlen Schädel an die Gegenwart genagelt und blickt nicht vor, nicht rückwärts; aber so elend sind wir doch nicht geworden, daß wir nicht der großen, herrlichen Gestalten gedächten, die einst über unsere Vatererde gingen und ihren Schatten werfen noch bis zu uns. Noch gibt es Herzen, die sich hinüberretten in die Vergangenheit, wenn die Gegenwart zu schaal und trübe wird, die höher schlagen bei dem Klang großer Namen, und mit Achtung durch die Ruinen wandeln, wo einst der große Kaiser saß in seiner Zelle, wo seine Ritter um ihn standen, wo Eginhart bedeutungsvolle Worte sprach und die traute Emma dem treuesten seiner Paladine den Becher kredenzte. Wo man den Namen Eures großen Kaisers ausspricht, da ist auch Roland unvergessen, und wie Ihr ihm nahe standet im Leben, so enge seid Ihr mit ihm verbunden in Lied und Sage und in den Bildern der Erinnerung. Der letzte Ton Eures Hüfthorns tönt noch immer aus dem Thal von Ronceval durch die Erde und wird tönen, bis er sich in die Klänge der letzten Posaune mischt."

„So haben wir nicht vergebens gelebt, alter Karl!" sprach der Ritter, „die Nachwelt feiert unsere Namen."

„Ha!" rief Johannes feurigen Muthes; „diese Menschen wären auch werth, Wasser aus dem Rhein zu saufen, statt des Rebenblutes seiner Hügel, wenn sie den Namen des Mannes vergessen hätten, der zuerst die Reben pflanzte im Rheingau. Auf, Ihr trauten Gesellen und Apostel, stoßet an, unser herrlicher Stammvater lebe, es lebe Kaiser Karl der Große!"

Die Römer klangen, aber Bacchus sprach: „Ja, es war eine schöne, herrliche Zeit, und ich freue mich ihrer wie vor tausend Jahren. Wo jetzt die wundervollen Weingärten stehen vom Ufer bis hinauf an die Rücken der Berge, und hinauf und hinab im Rheinthal Traube an Traube sich schlingt, da lag sonst wüster düsterer Wald. Da schaute einst Kaiser Karl aus seiner Burg in Ingelheim an den Bergen hin, er sah, wie die Sonne schon im März so warm diese Hügel begieße und den Schnee hinabrolle in den Rhein, wie so frühe die Bäume dort sich belauben und das junge Gras dem Frühling vorneile aus der Erde. Da erwachte in ihm der Gedanke, Wein zu pflanzen, wo sonst der Wald lag.

„Und ein geschäftiges Leben regte sich im Rheingau bei Ingelheim, der Wald verschwand und die Erde war bereit, den Weinstock aufzunehmen. Da schickte er Männer nach Ungarn und Spanien, nach Italia und Burgund, nach der Champagne und nach Lothringen, und ließ Reben herbeibringen und senkte die Reiser in der Erde Schooß.

„Da freute sich mein Herz, daß er mein Reich ausbreite im deutschen Lande, und als dort die ersten Reben blühten, zog ich ein im Rheingau mit glänzendem Gefolge; wir lagerten auf den Hügeln und schafften in der Erde und schafften in den Lüften, und meine Diener breiteten die zarten Netze aus und fingen den Frühlingsthau auf, daß er den Reben nicht schade; sie stiegen hinauf und brachten warme Sonnenstrahlen nieder, die

sie sorgsam um die kleinen Beerlein gossen, schöpften Wasser im grünen Rhein und tränkten die zarten Wurzeln und Blätter. Und als im Herbst das erste zarte Kind des Rheinganes in der Wiege lag, da hielten wir ein großes Fest und luden alle Elemente zur Feier ein. Und sie brachten köstliche Geschenke und legten sie dem Kindlein als Angebinde in die Wiege. Das Feuer legte seine Hand auf des Kindes Augen und sprach: „‚Du sollst mein Zeichen an dir tragen ewiglich; ein reines, mildes Feuer soll in dir wohnen und dich werth machen vor allen Andern.‘“ Und die Luft in zartem, goldenem Gewande kam heran, legte ihre Hand auf des Kindes Haupt und sprach: „‚Zart und licht sei deine Farbe, wie der goldene Saum des Morgens auf den Hügeln, wie das goldene Haar der schönen Frauen im Rheingau.‘“ Und das Wasser rauschte heran in silbernen Kleidern, bückte sich auf das Kind und sprach: „‚Ich will deinen Wurzeln immer nahe sein, daß dein Geschlecht ewig grüne und blühe und sich ausbreite, so weit mein Rheinstrom reicht.‘“ Aber die Erde kam und küßte das Kindlein auf den Mund und wehte es an mit süßem Athem. „‚Die Wohlgerüche meiner Kräuter,‘“ sprach sie, „‚die herrlichsten Düfte meiner Blumen habe ich für dich gesammelt zum Angebinde. Die köstlichen Salben aus Ambra und Myrthen werden gering sein gegen deine Düfte, und deine lieblichsten Töchter wird man nach der Königin der Blumen heißen, — die Rosen.‘“

„So sprachen die Elemente; wir aber jubelten über die herrlichen Gaben, schmückten das Kindlein mit frischem Weinlaub und schickten es dem Kaiser in die Burg. Und er erstaunte über die Herrlichkeit des Rebenkindes, bat es fortan gehegt und gepflegt, und die Rebe am Rhein seinen herrlichsten Schätzen gleich geachtet.“

„Andreas!“ rief Jungfrau Rose, „lieber Vetter, Du hast solch’ eine schöne, zarte Stimme, willst Du nicht singen zum Ruhme des Rheinganes und seiner Weine?“

„Wenn es Euch erheitert, edle Jungfrau, und Euch nicht Beschwerde macht, edler Bacchus, wie auch Euch nicht unangenehm ist, mein Herr und Ritter Roland, so will ich eines singen.“ Und er sang eine schöne Weise voll zarter Töne und Worte, klangvoll und zierlich gefüget, so daß man wohl merken konnte, es sei ein Lied eines alten Meisters von 1400 oder 1500. Verflogen sind seine Worte aus meinem Gedächtniß, aber seine Weise möchte ich doch wohl finden, denn sie war einfach und schön, und Petrus begleitete ihn mit einem sonoren, herrlichen Sekund. Die Lust des Gesanges schien über Alle herabzukommen, denn als Andreas geendet, sang Judas unaufgefordert ein Lied, und ihm folgten die Uebrigen. Selbst Rose, so sehr sie sich zierte, mußte ein Lied von 1615 singen, das sie mit angenehmer, etwas zitternder Stimme vortrug. Mit dröhnendem Baß sang Roland eine Kriegshymne der Franken, von welcher ich nur einige Worte verstand, und endlich, als sie Alle gesungen, schauten sie auf mich, und Rose nickte mir zu, etwas zu singen. Da hub ich denn an:

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben,
Da wächst ein deutscher Wein,
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

Sie lauschten, als sie diese Worte hörten, sie nickten sich zu und rückten näher zusammen; und die Entfernteren streckten die Köpfe vor, als wollten sie kein Wort verlieren. Muthiger erhob ich meine Stimme, lauter und immer lauter ward mein Gesang, denn es wogte in mir wie Begeisterung, vor solchem Publikum zu singen. Die alte Rose nickte den Text mit dem Kopfe und summte den Chorus leise, leise mit, und Freude und Stolz blickten aus den Augen der Apostel. Und als ich geendet, drängten sie sich zu, drückten mir die Hände, und Andreas hauchte einen Kuß auf meine Lippen.

„Doktor!“ rief Bacchus, „Doktor! welch' ein Lied! Wie geht einem da das Herz auf! Herzensdoktor, hast Du das Lied gedichtet in Deinem eigenen graduirten Gehirn?“

„Nein, Euer Excellenz! solch ein Meister des Gesanges bin ich nicht. Aber den, der es gedichtet, haben sie längst begraben: er hieß Matthias Claudius!“

„Sie haben — einen guten Mann begraben,“ sagte Paulus. „Wie klar und munter ist dies Lied, so klar und helle wie ächter Wein, so muthig un' munter wie der Geist, der im Weine wohnet und gewürzt mit Scherz und Laune, die wie ein würziger Duft aus dem Römer steigen;

der Mann hat gewiß verstanden, welch' gutes Ding es um ein Glas lautern Weines ist."

„Herr, er ist lange todt, das weiß ich nicht, aber ein anderer großer Sterblicher hat gesagt: „guter Wein ist ein gutes, geselliges Ding, und jeder Mensch kann sich wohl einmal von ihm begeistern lassen!" Und ich denke, der alte Matthias hat auch so gedacht unter guten Freunden, hätte ja sonst solch ein schönes Lied nicht machen können, das noch heute alle fröhlichen Menschen singen, die im Rheingau wandeln oder edeln Rheinwein trinken."

„Singen sie das?" rief Bacchus. „Nun seht, Doktor, das freut mich, und so gar miserabel muß Euer Geschlecht doch nicht geworden sein, wenn sie so klare, schöne Lieder haben und singen."

„Ach, Herr!" sprach ich bekümmert, „es gibt der Ueberschwänglichen gar viele, das sind Pietisten in der Poesie, und wollen solch Lied gar nicht für ein Gedicht gelten lassen, wie manchen Frömmlern das Vaterunser nicht mystisch genug zum Beten ist."

„Es hat zu jeder Zeit Narren gegeben, Herr!" erwiderte mir Petrus. „Und Jeder fegt am besten vor seiner eigenen Thüre. Aber weil wir gerade bei Seinem Geschlecht sind, erzähl' Er uns doch, wie es auf der Erde ging im letzten Jahr?"

„Wenn es die Herren und Damen interessirt," sprach ich zögernd.

„Immer zu," rief Roland, „wegen meiner könntet Ihr die letzten fünfhundert Jahre erzählen, denn auf meinem Domhof sehe ich nichts als Cigarrenmacher, Weinbrauer, Pfarrer und alte Weiber." Auch die Uebrigen stimmten mit ein; ich hub also an:

„Was zuerst die deutsche Literatur betrifft —"

„Halt, manum de tabula!" rief Paulus, „was scheren wir uns um Euer miserables Geschmier, um Eure kleinlichen, ekelhaften Gassenstreite und Kneipenraufereien, um Eure Poetaster, Afterpropheten und —"

Ich erschrack; wenn diesen Leuten nicht einmal unsere wunderherrliche, magnifike Literatur interessant war, was konnte ich ihnen denn sagen? Ich besann mich und fuhr fort: „Offenbar hat Joco im letzten Jahre, was das Theater anbelangt —"

„Theater? Geht mir weg!" unterbrach Andreas, „was sollen wir von Euren Puppenspielen, Marionettenkomödien und sonstigen Thorheiten hören? Meinet Ihr etwa, uns komme viel darauf an, ob einer Eurer Lustspieldichter ausgepfiffen wurde oder nicht? Habt Ihr denn dermalen gar nichts Interessantes, nichts Welthistorisches, das Ihr etwa erzählen könntet?"

„Ach, daß Gott erbarm," erwiderte ich, „bei uns ist die Welthistorie ausgegangen, wir haben in diesem Fache nur noch den Bundestag in Frankfurt. Bei unsern Nachbarn höchstens gibt es noch hin und wieder etwas: zum Beispiel in Frankreich haben die Jesuiten wieder Macht gewonnen und das Scepter an sich gerissen, und in Rußland sollte es eine Revolution geben."

„Ihr verwechselt die Namen, Freund!" sagte Judas, „Ihr wolltet sagen, in Rußland sind die Jesuiten wieder eingezogen, und in Frankreich sollte es eine Revolution geben?"

„Mit nichten, Herr Judas von Ischarioth," antwortete ich, „so ist es, wie ich gesagt."

„Ei der tausend!" murmelten sie nachdenklich, „das ist ja ganz sonderbar und verkehrt!" „Und," fragte Petrus, „Krieg gibt es nicht?"

„Ein klein wenig, wird aber bald vollends zu Ende sein, in Griechenland gegen die Türken."

„Ha! das ist schön," rief der Paladin und schlug mit der steinernen Faust auf den Tisch. „Hat mich schon vor vielen Jahren geärgert, daß die Christenheit so schnöde zuschaute, wie der Muselmann dies herrliche Volk in Banden hielt; das ist schön, wahrlich! Ihr lebt in einer schönen Zeit, und Euer Geschlecht ist edler, als ich dachte. Also die Ritter von Deutschland und Frankreich, von Italien, Spanien und England sind ausgezogen, wie einst unter Richard Löwenherz, die Ungläubigen zu bekämpfen? Die Genueser Flotte schifft im Archipel, die Tausende der Streiter überzusetzen, die Oriflamme naht sich Stambuls Küsten, und Oesterreichs Banner weht im ersten Reihen? Ha! zu solchem Kampfe möchte ich selbst noch einmal mein Roß besteigen, mein gutes Schwert Durande ziehen und in mein Hüfthorn stoßen, daß alle Helden, die da schlafen, aufstünden aus den Gräbern und mit mir zögen in die Türkenschlacht."

„Edler Ritter," antwortete ich und erröthete vor meiner Zeit, „die Zeiten haben sich geändert. Ihr würdet wahrscheinlich als Demagoge verhaftet werden bei sothanen Umständen und Verhältnissen, denn weder Habsburgs Banner, noch die Oriflamme, weder Englands Harfe, noch Hispaniens Löwe sieht man in jenen Gefechten."

„Wer ist es denn, der gegen den Halbmond schlägt, wenn es nicht diese sind?"

„Die Griechen selbst."

„Die Griechen? Ist es möglich?" rief Johannes. „Und die andern Staaten, wo sind denn diese beschäftigt?"

„Noch haben sie Gesandte bei der Pforte."

„Mensch, was sagst Du?" sprach Roland starr vor Staunen. „Kann man es ignoriren, wenn ein Volk um seine Freiheit kämpft? Heilige Jungfrau, was ist dies für eine Welt! Wahrlich, das möchte einen Stein erbarmen!" Er quetschte im Zorn, während er die letzten Worte sprach, den silbernen Becher wie dünnes Zinn zusammen, daß der Wein darin an die Decke spritzte, fuhr rasselnd auf vom Tisch, nahm seine Tartsche und sein langes Schwert und schritt düster mit dröhnenden Schritten aus dem Gemach.

„Ei, was ist der steinerne Roland für ein zorniger Kumpan!" murmelte Rose, nachdem er die Pforte klirrend zugeworfen, indem sie etliche Weintropfen, die sie benetzten, vom Busentuch abschüttelte. „Will der steinerne Narr auf seine alten Tage noch zu Felde ziehen! Wenn er sich sehen ließe, sie steckten ihn gleich ohne Barmherzigkeit als Flügelmann unter die Brandenburger Grenadiere, denn die Größe hat er."

„Jungfer Rose," erwiderte ihr Petrus, „zornig ist er, das ist wahr, und er hätte können auf andere Weise davon gehen; aber bedenket, daß er einst Furioso, wahnsinnig war und noch ganz andere Sachen gethan, als silberne Becher zerquetscht und Frauenzimmer mit Wein besudelt. Und genau beim Lichte besehen, kann ich ihm seinen Unmuth auch nicht verden-

ken: war er doch einmal ein Mensch und dazu ein herrlicher Paladin des großen Kaisers, ein tapferer Ritter, der, wenn es Karl gewollt hätte, allein gegen tausend Muselmanen zu Felde gezogen wäre. Da hat er sich denn geschämt und ist unmuthig geworden."

„Laßt ihn laufen, den steinernen Recken!" rief Bacchus, „hat mich genirt, der Bursche, hat mich genirt. Er paßt nicht unter uns, der Lümmel von zehn Schuh, er sah immer höhnisch auf mich herab. Die ganze Freudigkeit und mein Vergnügen hätt' er gestört. Wir wären nicht zum Tanzen gekommen, nur weil er mit seinen steifen, steinernen Beinen keinen tüchtigen Hopser hätte riskiren können, ohne elend umzustülpen."

„Ja, tanzen, heisa, tanzen!" riefen die Apostel; „Balthasar, spiel auf, spiel auf!"

Judas stand auf, zog ungeheure Stülphandschuhe an, die ihm beinahe bis zum Ellbogen reichten, trat zierlich an die Jungfrau heran und sagte: „Ehrenfeste und allerschönste Jungfer Rose, dürfte ich mir die absonderliche Ehre ausbitten, mit Ihr den ersten" —

„Manum de —" unterbrach ihn Bacchus pathetisch. „Ich bin es, der den Ball arrangirt hat, und ich muß ihn eröffnen. Tanze Er, mit wem Er will, Meister Judas, mein Röschen tanzt mit mir. Nicht wahr, Schätzerl?"

Sie machte errötbend einen Knix zur Bejahung, und die Apostel lachten den Judas aus und verhöhnten ihn. Mir aber winkte der Weingott herrisch zu: „Versteht Er Musik, Doktor?" fragte er.

„Ein wenig."

„Taktfest?"

„O ja, taktfest wohl."

„Nun, so nehme Er dies Fäßlein da, setze Er sich neben Balthasar Ohnegrund, unseren Kellermeister und Zinkenisten, nehme Er diese hölzernen Küperhämmer zur Hand und begleite jenen mit der Trommel."

Ich staunte und bequemte mich. War aber schon meine Trommel etwas außergewöhnlich, so war Balthasars Instrument noch auffallender. Er hielt nämlich einen eisernen Hahnen von einem achtfuderigen Faß an den Mund, wie ein Klarinett. Neben mich setzten sich noch Bartholomäus und Jakobus mit ungeheuern Weintrichtern, die sie als Trompeten handhabten und warteten des Zeichens. Der Tisch wurde auf die Seite gerückt, Rose und Bacchus stellten sich zum Tanze. Er winkte, und eine schreckliche, quickende, mißtönende Janitscharenmusik brach los, zu der ich im Sechsachteltakt auf mein Faß als Tambour aufschlegelte. Der Hahn, den Balthasar blies, tönte wie eine Nachtwächtertute und wechselte nur zwischen zwei Tönen, Grundton und abscheulich hohem Falsett, die beiden Trichtertrompeter bliesen die Backen auf und lockten aus ihren Instrumenten Angst- und Klagelaute, so herzdurchschneidend, wie die Töne der Tritonen, wenn sie die Meermuscheln blasen.

Der Tanz, den die beiden aufführten, mochte wohl vor ein paar hundert Jahren üblich gewesen sein. Jungfer Rose hatte mit beiden Händen ihren Rock ergriffen und solchen an den Seiten weit ausgespannt, daß sie anzusehen war wie ein großes, weites Faß. Sie bewegte sich nicht sehr weit von der Stelle, sondern trippelte hin und her, indem sie bald auf-,

bald niedertauchte und knirte. Lebendiger war dagegen ihr Tänzer, der wie ein Kreisel um sie herfuhr, allerlei kühne Sprünge machte, mit den Fingern knallte und Heisa, Juhe! schrie. Wunderlich war es anzusehen, wie das kleine Schürzlein der Jungfer Rose, das ihm Balthasar umgethan, hin und her flatterte in der Luft, wie seine Beinchen umherbaumelten, wie sein dickes Gesicht lächelte vor inniger Herzenslust und Freude.

Endlich schien er ermüdet, er winkte Judas und Paulus herbei und flüsterte ihnen etwas zu. Sie banden ihm die Schürze ab, faßten solche an beiden Enden und zogen und zogen, so daß sie plötzlich so groß wurde, wie ein Betttuch. Dann riefen sie die Andern herbei, stellten sie rings um das Tuch und ließen es anfassen. „Ha," dachte ich, „jetzt wird wahrscheinlich der alte Balthasar ein wenig geprellt, zu allgemeiner Ergötzung. Wenn nur das Gewölbe nicht so nieder wäre, da kann er leicht den Schädel einstoßen." Da kam Judas und der starke Bartholomäus auf uns zu und faßten — mich; Balthasar Ohnegrund lachte hämisch; ich bebte, ich wehrte mich; es half nichts, Judas faßte mich fest an der Kehle und drohte mich zu erwürgen, wenn ich mich ferner sträube. Die Sinne wollten mir vergehen, als sie mich unter allgemeinem Jauchzen und Geschrei auf das Tuch legten; noch einmal raffte ich mich zusammen. „Nur nicht zu hoch, meine werthen Gönner, ich renne mir sonst das Hirn ein am Gewölbe," rief ich in der Angst meines Herzens, aber sie lachten und überschrieen mich. Jetzt fingen sie an, das Tuch hin und her zu wiegen, Balthasar blies den Trichter dazu. Jetzt ging es auf- und abwärts, zuerst drei, vier, fünf Schuh hoch, auf einmal schnellten sie stärker, ich flog hinauf und — wie eine Wolke that sich die Decke des Gewölbes auseinander, ich flog immer aufwärts zum Rathhausdach hinaus, höher, höher als der Thurm der Domkirche. „Ha!" dachte ich im Fliegen, „jetzt ist es um dich geschehen! Wenn du jetzt wieder fällst, brichst du das Genick oder zum allerwenigsten ein paar Arme oder Beine! O Himmel, und ich weiß ja, was sie von einem Mann mit gebrochenen Gliedmaßen denkt! Ade, ade! mein Leben, meine Liebe!"

Jetzt hatte ich den höchsten Punkt meines Steigens erreicht, und ebenso pfeilschnell fiel ich abwärts. Krach! Ging es durchs Rathhausdach und hinab durch die Decke des Gewölbes, aber ich fiel nicht auf das Tuch zurück, sondern gerade auf einen Stuhl, mit dem ich rücklings über auf den Boden schlug.

Ich lag einige

Zeit betäubt vom Fall. Ein Schmerz am Kopf und die Kälte des Bodens weckten mich endlich. Ich wußte anfangs nicht, war ich zu Hause aus dem Bette gefallen oder lag ich sonst wo. Endlich besann ich mich, daß ich irgendwo weit herabgestürzt sei. Ich untersuchte ängstlich meine Glieder, es war nichts gebrochen, nur das Haupt that mir wehe vom Fall. Ich raffte mich auf, sah um mich. Da war ich in einem gewölbten Zimmer, der Tag schien matt durch ein Kellerloch herab, auf dem Tische sprühte ein Licht in seinem letzten Leben, umher standen Gläser und Flaschen, und rings um die Tafel vor jedem Stuhl ein kleines Fläschchen mit langem Zettel am Halse. — Ha! jetzt fiel mir nach und nach Alles wieder ein. Ich war zu Bremen im Rathskeller; gestern Nacht war ich hereingegangen, hatte getrunken, hatte mich einschließen lassen, da war —; voll Grauen schaute ich mich um, denn alle, alle Erinnerungen erwachten mit einem Mal. Wenn der gespenstige Balthasar noch in der Ecke säße, wenn die Weingeister noch um mich schwebten! Ich wagte verstohlene Blicke in die Ecken des düsteren Zimmers, es war leer. Oder wie? Hätte dies Alles mir nur geträumt?

Sinnend ging ich um die lange Tafel: die Probefläschchen standen, wie jeder gesessen hatte. Obenan die Rose, dann Judas, Jakobus, — Johannes, sie Alle an der Stelle, wo ich sie leiblich geschaut hatte diese Nacht. „Nein, so lebhaft träumt man nicht," sprach ich zu mir. „Dies Alles, was ich gehört, geschaut, ist wirklich geschehen!" Doch nicht lange hatte ich Zeit zu diesen Reflexionen. Ich hörte Schlüssel rasseln an der Thüre, sie ging langsam auf und der alte Rathsdiener trat grüßend ein.

„Sechs Uhr hat es eben geschlagen," sprach er. „Und wie Sie befohlen, bin ich da, Sie heraus zu lassen. Nun," fuhr er fort, als ich mich schweigend anschickte, ihm zu folgen; „nun, und wie haben Sie geschlafen diese Nacht?"

„So gut es sich auf einem Stuhl thun läßt, ziemlich gut."

„Herr," rief er ängstlich und betrachtete mich genauer, „Ihnen ist etwas Unheimliches passirt diese Nacht. Sie sehen so verstört und bleich aus, und Ihre Stimme zittert!"

„Alter, was wird mir passirt sein!" erwiderte ich, mich zum Lachen zwingend. „Wenn ich bleich aussehe und verstört, so kommt es vom langen Wachen und weil ich nicht im Bette geschlafen." —

„Ich sehe, was ich sehe," sagte er kopfschüttelnd. „Und der Nachtwächter war heute früh auch schon bei mir und erzählte: wie er am Kellerloch vorübergegangen zwischen zwölf und ein Uhr, habe er allerlei Gesang und Gemurmel vieler Stimmen vernommen aus dem Keller."

„Einbildungen, Possen! Ich habe ein wenig für mich gesungen zur Unterhaltung und vielleicht im Schlafe gesprochen, das ist Alles."

„Diesmal Einen im Keller gelassen in solcher Nacht und von nun an nie wieder," murmelte er, indem er mich die Treppe hinauf begleitete. „Gott weiß, was der Herr Gräuliches hat hören und schauen müssen! Wünsche gehorsamst guten Morgen."

„Doch hat daselbst vor Allen,
Eine Jungfrau mir gefallen."

Der Worte des fröhlichen Bacchus eingedenk und von Sehnsucht der Liebe getrieben, ging ich, nachdem ich einige Stunden geschlummert, der Holden guten Morgen zu sagen. Aber kalt und zurückhaltend empfing sie mich, und als ich ihr einige innige Worte zuflüsterte, wandte sie mir laut lachend den Rücken zu und sprach: „Gehen Sie und schlafen Sie erst fein aus, mein Herr."

Ich nahm den Hut und ging, denn so schnöde war sie nie gewesen. Ein Freund, der in einer andern Ecke des Zimmers am Klavier gesessen, ging mir nach und sagte, indem er wehmüthig meine Hand ergriff: „Herzensbruder, mit Deiner Liebe ist es rein aus auf immerdar, schlage Dir nur gleich alle Gedanken aus dem Sinne."

„So viel ungefähr konnte ich selbst merken," antwortete ich. „Der Teufel hole alle schönen Augen, jeden rosigen Mund und den thörichten Glauben an das, was Blicke sagen, was Mädchenlippen aussprechen."

„Tobe nicht so arg, sie hören es oben," flüsterte er. „Aber sage mir um Gottes willen, ist es denn wahr, daß Du heute die ganze Nacht im Weinkeller gelegen und getrunken hast?"

„Nun ja, und wen kümmert es denn?"

„Weiß der Himmel, wie sie es gleich erfahren hat, sie hat den ganzen Morgen geweint und nachher gesagt, vor einem solchen Trunkenbold, der ganze Nächte beim Wein sitze und aus schnöder Trinklust ganz allein trinke, solle sie Gott behüten. Du seiest ein ganz gemeiner Mensch, von dem sie nichts mehr hören wolle."

„So?" erwiderte ich ganz gelassen und hatte einiges Mitleid mit mir selbst. „Nun gut, geliebt hat sie mich nie, sonst würde sie auch mich darüber hören. Ich lasse sie schön grüßen. Lebe wohl."

Ich rannte nach Hause und packte schnell zusammen und fuhr noch denselben Abend von dannen. Als ich an der Rolandsäule vorüber kam, grüßte ich den alten Recken recht freundlich, und zum Entsetzen meines Postillons nickte er mir mit dem steinernen Haupt einen Abschiedsgruß. Dem alten Rathhaus und seinen Kellerhallen warf ich noch einen Kuß zu, drückte mich dann in die Ecke meines Wagens und ließ die Phantasien dieser Nacht noch einmal vor meinem Auge vorüber gleiten.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| **Othello** | 5 |
| **Der Mann im Monde. Erster Theil** | 41 |
| Der Ball | 43 |
| Ida | 46 |
| Schöne Augen | 48 |
| Der Fremde | 51 |
| Die Kirche | 53 |
| Das Souper | 56 |
| Das Urtheil der Welt | 58 |
| Der Cotillon | 62 |
| Die Partie | 66 |
| Das Dejeuné | 69 |
| Der Brief | 72 |
| Operationsplan | 75 |
| Die Mondwirthin | 76 |
| Der polnische Gardist | 80 |
| Der Hofrath auf der Lauer | 82 |
| Der selige Graf | 84 |
| Gute Nachricht | 87 |
| Der lange Tag | 89 |
| Der Thee | 92 |
| Das Ständchen | 96 |
| Die Freilinger | 100 |
| Feinliche Minen | 101 |
| Geheime Liebe | 106 |
| Emils Kummer | 108 |
| Der selige Berner | 113 |
| Entdeckung | 118 |
| Die Heilung | 123 |
| Neue Entdeckung | 126 |
| Das tête à tête | 128 |
| **Der Mann im Monde. Zweiter Theil** | 131 |
| Das Unkraut im Weizen | 133 |
| Das Unkraut wächst | 135 |
| Trübe Augen | 138 |
| Die Gräfin agirt | 140 |
| Eifersucht | 143 |
| Der neue Nachbar | 145 |
| Frau — schau — wem? | 147 |
| Der Gram der Liebe | 151 |
| Feine Nasen | 154 |
| Der Herr Incognito | 156 |
| Emil auf der Folter | 158 |
| Der Rittmeister | 159 |
| Unschuld und Muth | 160 |
| Noch einmal zieht er vor des Liebchens Haus | 163 |
| Das Duell | 165 |
| Fingerzeig des Schicksals | 167 |
| Licht in der Finsterniß | 170 |
| Neue und Liebe | 173 |
| Versöhnte Liebe | 175 |
| Die Freiwerber | 178 |
| Fortsetzung der Freier | 180 |
| Die Soirée | 183 |
| Die Braut | 185 |
| Präliminarien | 187 |
| Zurüstungen | 189 |
| Hochzeit | 191 |
| Der Schmaus | 193 |
| Schluß | 195 |
| Nachschrift | 197 |
| Controverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde | 199 |
| Phantasien im Bremer Rathskeller | 223 |

BINDING DEPT. MAY 6 1959

**University of Toronto Library**

---

**DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET**

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED